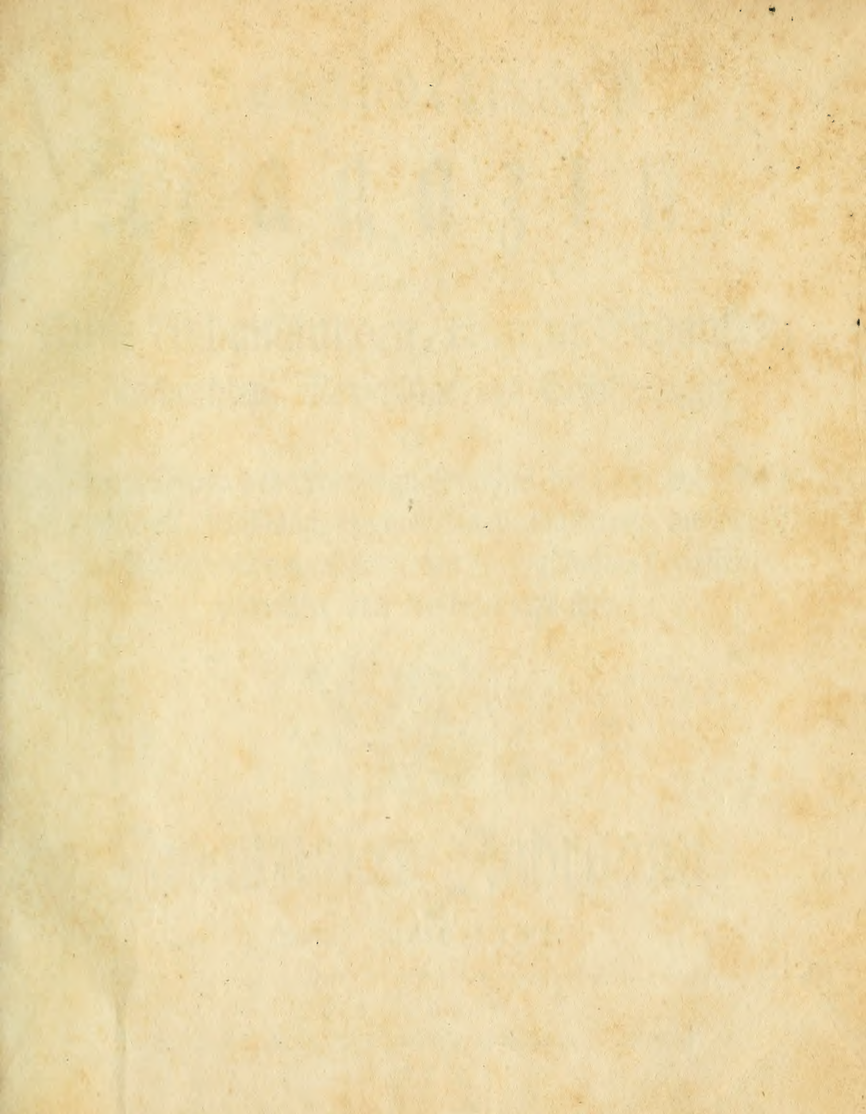
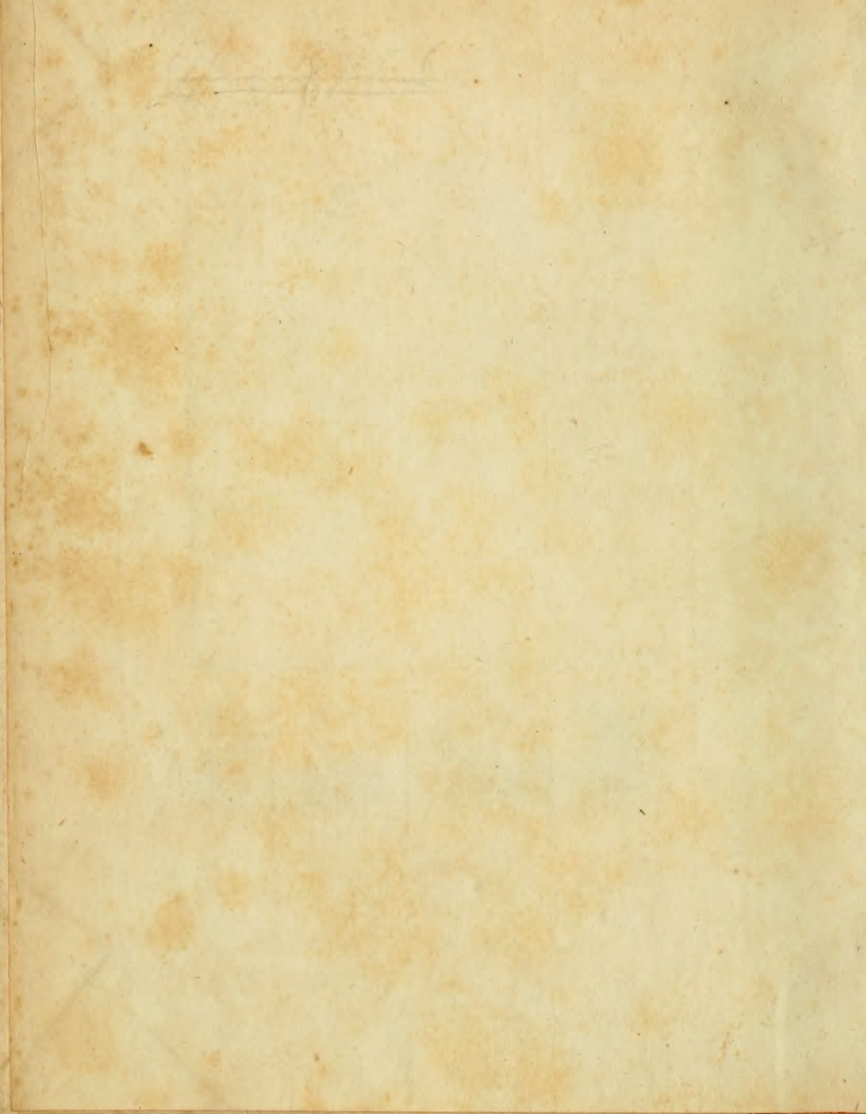

SCIENCE AND EDUCATION FUND
1930
Septemb 1897
R W Gibson Invt





Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammlet und aufbewahret sind.



Zwanzigster Jahrgang,

vom Jahre 1782.

Hannover,
gedruckt bei H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1783.

Erstes Register,

Rubriken, vom Jahre 1782.

Stück.
II. Eine ausserordentliche Art, seinen Beleidiger zur Reue zu bringen.
III. Der entschlossene Soldat.
IV. Nachricht von einem Apparat zur Rettung ertrunkener Personen.
29. I. Nachricht von einigen neuen Einrichtungen, die dem Pädagogio zu Ilfeld vor kurzem gegeben sind.
II. Anekdote.
30. I. Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1782 gegeben worden sind.
II. Zweite Fortsetzung des Versuches eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen. (S. das 23te St. d. J.) Von Hn. F. Ehrhart in Herrenhausen.
31. I. Schreiben an den Hn. E. S. Gr** in Hannover, einige Mängel der gemeinen Rechenbücher betreffend. Von Hn. Dies in Hannover.
II. Gedanken über den Schuh, und über die bessere Einrichtung desselben, besonders für Frauenzimmer. Von Hn. Ratje zu P.
32. Einige Nachrichten und Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbelisten vom 1ten Jan. 1780 bis dahin 1782. Von Hn. Geheimten Canzleisecretair Klokkenbrink in Hannover.
33. I. Schluß.
II. Ueber die giftige Eigenschaft der Stechäpfelkörner. Von Hn. Landphysicus D. G. Chr. G. Wedekind in der Grafschaft Diepholz.
34. I. Gartenanmerkungen. Von Hn. F. Ehrhart zu Herrenhausen.
II. Wie fettige Glasbouteillen schnell und ohne große Mühe gesäubert werden können.
35. I. Einige besondere Anmerkungen über das Klima, den Boden, die Produkte u. s. w. von Lappland. (Aus einer Nachricht des Hn. von Juterbog.)
II. Aufgabe.
36. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück,

Stück.
II. Wie die Mäuse im Garten am leichtesten zu vertilgen sind. Von Hn. S. zu S.
37. I. Wahrheit und Lügen. — Ein allegorischer Traum. (Aus dem 15ten St. der Westphälischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen von 1782.)
II. Sind unsere Lesegesellschaften der Litteratur zuträglich oder hinderlich? Von Hn. J. A. W. zu O.
III. Noch ein neuer Kaffe.
IV. Oekonomische Chicane. Ein Beitrag zu den Mitteln wider den Kornwurm. Von Hn. D. zu C.
V. Anfrage.
38. I. Beitrag zu der Geschichte des Ritters St. Jürgen. (S. das 3te St. von d. J.) Von Hn. J. G. Sch---ng in Osnabrück.
II. Vorläufige Antwort auf des Hn. Registrator Dies Schreiben im 31ten St. des Hannoverischen Magazins von d. J. einige Mängel der gemeinen Rechenbücher betreffend. Von Hn. Gr. in Hannover.
III. Beitrag zur Natur- und Haushaltswissenschaft. Von Hn. M. in H.
IV. Nachricht.
39. Charakter des Kaisers Konstantin und seines Sohns Krispus.
40. I. Ein Todtengespräch zwischen Merkur und einer Dame. (Nach dem Englischen des Lords Littleton.)
II. Ein Todtengespräch zwischen Merkur und dem Cyniker Menipp. (Nach dem Lucian.)
III. Das Gesicht des Mirza, eine morgenländische Erzählung. (Aus dem Spectator, Num 159.)
IV. Die Nachtigal und der Sperling.
41. I. Beschreibung einer falschen Pleuresie. Von Hn. Hof- und Garnisonmedicus Doct. Gramberg in Oldenburg.
II. Ein Mittel wider die Wanzen. Von Hn. P--- zu B.
42. Fortsetzung der Beschreibung einer falschen Pleuresie

Rubriken vom Jahre 1782.

II.

Zweites Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1782.

A.

Feh-

G.

H.

J.

N.

O.

Spra=

Nachricht für den Buchbinder.

Zum 22. Stück dieses Magaz. gehört eine mit der Nummer dieses Stücks bezeichnete Kupfertafel.

Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 4ten Januar 1782.

Nachtgedanken beim Anfange des neuen Jahrs.

O Lost to Virtue, Lost to manly Thought,
Lost to the noble Sallies of the Soul!
Who thinx it Solitude, to be Alone. —

Young.

❀ ❀ ❀

Die feierliche Stille der Nacht ladet mich zu ernsten Betrachtungen ein. Sie hat sich über eine halbe Welt verbreitet. Berge und Thäler, Menschen und Vieh, weise aufgeklärte Nationen, und die dürftigen Bewohner kalter Wüsteneien hüllt sie in ihre friedlichen Schatten ein. Von diesen Millionen sind, ehe das Jahr verflossen seyn wird, viele Tausende nicht mehr. Schlaft ruhig! Ich aber will wachen, und mich ganz dem süßen Forschen nach Wahrheit überlassen. Du Tochter des Himmels, sinnende Muse, leite mich selbst zu erhabnen Betrachtungen!

Wie sie so schön ist diese Nacht, als ob sie in neugeschaffner Herrlichkeit prangte! Aber das verhieß auch der Allmächtige unserm Vater Noah, es verhieß es der unbegreiflich Große, da der Opferrauch herrlich zu ihm aufwallte, dem vor Freude zitternden Patriarchen: „so lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saamen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.„ —

Seinen Bogen setzte Gott in die Wolken, der ist das Zeichen des Bundes zwischen Jehova und der Erden.

Noch wandeln die tausend Welten in unverrückter Laufbahn dahin!

Wie sie schimmern in der Ferne,
In der stillen feiernden Nacht!
Jehova's Ruhm schwebt höher, als die Sterne,
Groß wie sein Name, seine Macht.

Noch schimmern sie in jener Klarheit, die in den jugendlichen Zeiten der Erde frohe Unschuldige entzückte, wenn sie in den kräuselnden Wellen des Stroms staunend des Mondes flammendes Antlitz sahen, indeß Engel in Sternenglanz gekleidet durch

duftende Haine wandelten, um ihnen des Himmels Botschaft zu verkünden.

O, daß auch wir noch ihre Millionen Kinder alle mit jenem freudigen Zittern, mit jenem reinen Gefühle der göttlichen Größe diese Wunder betrachteten! Aber Tausend, und aber Tausend, in Thorheit verstrickt, achten ihrer nicht, forschen auch nicht, wozu ist das alles erschaffen?

Verbrannte Wilde, von ihrer Schönheit entzückt, sinken vor ihnen als wohlthätigen Göttern in den Staub hin.

Du Sonne und Mond, ihr Sterne alle, — ihr seyd unaussprechlich schön! Aber, es wird einmal eine Zeit kommen, wo auch ihr in eurer Schöne verwelket. — Suchen werd' ich Unsterblicher euch einst, und etwan fragen: wohin ist die Sonne die Fürstin gegangen? Leuchtet sie fernen Welten, oder ist sie vom großen Vater vernichtet? Dann werden wir trauren um dich, und singen dein Klagelied, daß die Unsterblichen vor süßer Wehmuth zerschmelzen.

Welten werden in Trümmer zerfallen, aber mein Geist sieht ihrem Einsturz zu, und — lebt ewig. Ob wohl ein Jahr meines Lebens nach dem andern dahin eilt, so darf ich doch diesen rastlosen Flug der Zeit nicht als eine Verkürzung meines Daseyns betrachten. Aber unaufhaltsam eilt unser Nachen im Strom der Zeit fort. Den Hafen erreicht einer früher, als der andere; und welche Strudel, welche Klippen drohen uns, ehe wir dahin gelangen? Froh beginnet der Knabe, das blühende Mädchen seinen Lauf, und kennt die Stürme nicht, die sein erwarten.

Mit süssem Vergnügen erinnere ich mich der Zeit, da ich, ein froher feuriger Knabe, zu meinem Vater hüpfte, — und, wenn er mich nun so freundlich empfing, mich seinen lieben Sohn nannte, meinen Fleiß lobte und schmeichelnd meine Wangen streichelte, o wie glücklich fühlte ich mich dann!

Ich armer Knabe wußte noch nicht, daß die Zeit so nahe sey, wo ich die ganze Last drückender Sorgen und herber Widerwärtigkeiten empfinden mußte. Wie oft dacht' ich wehmüthig an die Tage meiner Kindheit zurück. O, ihr glücklichen Zeiten, Tage der Unschuld und reiner Freuden, ihr seyd entflohen, ihr seyd entflohen, — rief ich aus! Doch wurde das Gefühl, daß mein Geist unsterblich sey, immer lebendiger und mächtiger in mir. Solte Er, so dacht' ich in jenen heiligen Stunden der süssen Wehmuth, solte Er, der die Güte selbst ist, so viele Millionen Säuglinge nur darum in diese schöne Welt einführen, damit sie unter den Thränen und Seufzern ihrer Mütter, unter Kummer und Mühseligkeiten, unter tausend Gefahren erwüchsen, und dann, wenn sich ihre Vernunft entwickelt, wenn sie allmählich die Süßigkeit ihres Daseyns geschmeckt, und die Größe des Schöpfers in seinen herrlichen Werken bewundert hätten, auf ewig aus ihr vertilgt würden! Er pflanzte uns diesen heiß-

heißen Durst nach Unsterblichkeit ein, und solte diesen Geist, der der Fortdauer fähig ist, vernichten, ihn vernichten, wenn er sehnlich um Leben und Glückseligkeit fleht! Wenn ich dann in froher Begeisterung einen Blick auf die tausend Sonnen warf, so rief ich entzückt aus: diese Welt, dies prächtige Wohnhaus aller Geister und Menschen ist groß genug für alle Kinder Gottes, groß genug für alle noch werdende Millionen. Gern mögt' ich ewig darin verweilen, — und siehe, meine Bestimmung ist Unsterblichkeit!

Aber, da es untrüglich gewiß ist, daß ein unendlich weises und gütiges Wesen auch mir dies Daseyn, jede Freude des Lebens gab, so muß ich auch die kostbaren Augenblicke meines Seyns zu weisen Zwecken verwenden, um meines hohen Berufs nicht unwerth zu handeln.

Wie hab' ich meine Tage genützt? Bin ich weiser, besser, und dadurch auch glücklicher und zufriedner geworden? Hab' ich das Wohl meiner Brüder gern befördert? Hab' ich mich zu einem würdigen Gesellschafter jener unschuldigen und erhabnen Geschöpfe weise vorbereitet?

Ermanne dich unsterbliche Seele, und kämpfe unter den tausend Reizungen muthig wider Thorheit, Laster und Unvernunft! Mit Abrahamitischer Einfalt wandle vor Gott, und sey fromm, — und wenn du im säuselnden Haine Gottes Allgegenwart fühlst; wenn du im Gewittersturme, im Brausen des Weltmeers, oder in den linden Lüften des Mai's seine Stimme vernimst, so fasse neue Endschliessungen, ihm zu leben, und zu sterben, in seinem großen schönen Reiche keine Verwüstungen anzurichten, sondern Tugend und Glückseligkeit zu verbreiten, mit dem Fröhlichen dich zu freuen, mit dem Weinenden zu weinen, und des Dürftigen dich zu erbarmen!

Jetzt bin ich froh, vor Mangel gesichert. — Kein tückischer Feind nagt an meiner Ehre, und gute und glückliche Menschen verschönern durch Freundschaft meine Tage.

Aber, vielleicht ist's über mich beschlossen, daß Leiden mancher Art, schreckliche Widerwärtigkeiten im Guten mich üben sollen. — Des Herrn Wille geschehe! Siehe hie bin ich!

Der Glaube an eine gütige, weise, über Alles wachende Vorsehung, die den Schwachen und Unmündigen stärkt, und in das zerrissene Herz eines sterbenden Vaters unter dem Wehklagen der Gattin und hülfloser Kinder reichen erquickenden Trost geußt, — Dies feste Vertrauen soll auch mich wafnen gegen alle Schrecken der Zukunft.

Klimm ich zu der Tugend Tempel,
Matt den steilen Pfad hinauf;
O so sporn ich meinen Lauf,
Nach der Wanderer Exempel,
Durch die Hofnung jener schönen,
Ueber mir erhabnen Scenen,
Und erleichtre meinen Gang
Mit Gebet und mit Gesang.

Gestern ging ich vor jener Hütte vorüber, und ein kleines Mädchen im

Trauergewande stand vor der Hütte und weinte. Ihr Auge lächelte mich so freundlich an, und doch hatte sie vielleicht den ganzen Tag noch nicht gegessen. Kleines Mädchen, sagt ich, ist dein Vater gestorben? Mein Vater, schluchzte sie, ist gestorben, und die Mutter hat kein Brod mehr; aber Gott wird schon sorgen, wenn wir Kinder nur fleißig und fromm sind. — Ich habe gebetet, daß ich ein fleißiges und frommes Kind seyn möge.

O du heilige Religion, du menschenfreundliche Trösterin, die du schon so viele Tausende gebessert und erfreuet, so manchen Elenden in seinem Kummer kräftig aufgerichtet, so viele Sterbende in ihrer letzten Noth erquickt hast — nein, dich wird Unglaube nie verdrängen. Die Armen und Elenden lassen dich nicht. — Du bist von Gott gesandt, wer vermag dessen Absichten zu vereiteln, der dem stillen Monde Klarheit verliehen, Sterne hingesäet hat, und das Brausen der Meere stillt.

Glorreich herrschest du schon über den schönsten Theil der Erde. Wachse, so bet' ich, wachse! so beten Tausende der hohen Geister, vor deren Unschuld und tiefe Weisheit verkündendem Antlitz die feige Seele des Spötters versinken mögte. Wachse! so rufen mit Thränen im Auge die Armen und Unglücklichen, rufen fromme Greise und Unmündige.

Was ist der Mensch ohne dich! Ein Thier, das nur aufs Gegenwärtige siehet, im Schlamm der Lüste sich wälzt, gleich einer reißenden Bestie um sich würgt, und, statt beim prachtvollen Aufgang der Sonne von süßen Ahndungen der Unsterblichkeit ergriffen zu werden — im frischen Wehen der Morgenlüfte an den Gebeinen seiner erschlagenen Feinde nagt.

Ja, dich sandte schon früh in der Kindheit der Erde der Schöpfer vom Himmel hernieder, und als der reizendgeschafne Mensch unterm Gesange der Nachtigallen erwachte, und vom Blüteregen bedeckt staunend sich fragte, was ist das! — Da tratest du Tochter des Himmels freundlich zum Reizendgeschafnen und sprachst: den Blüteregen sandte dich zu kühlen Jehova, dein Vater und Vater alles, was lebt und webt. Siehe, mein Sohn, Gott fordert nur Liebe und freudigen Gehorsam! Ich will dich leiten, folge mir!

Wer dir folgt, Tochter des Himmels, ist glücklich. — Glücklich im Leben, glücklich noch wenn die scheidende Seele halb sinnlos denkt: ist das der Tod? Wie wird mir?

O, stärke auch mich einst, wenn meine letzte Stunde kömt? Ist sie noch ferne? Ist sie nahe?

Geist, warum schauderst du in dich zurück? Bist du etwan nicht unsterblich?

Nein, ich muß noch, will ich anders einer heitern Ruhe genießen, zu der seligen Gesinnung gelangen, daß ich jeden Augenblick bereit bin, den Freuden dieser Erde, so bald es der Unbegreifliche gebietet, gern zu entsagen, die kalte Hand des Todes standhaft

haft zu ergreifen, und zu sprechen: Freund, sei mir gegrüßet!

So lange die Wange von fröhlicher Gesundheit zeugt, und Jugendkraft unsere Nerven stählt, ist uns der Tod so furchtbar nicht, weil er von Ferne zu dräuen scheint. Weit leichter ist es dann, tausend schöne Empfindungen und Bilder des Todes zu malen, als ein einzigsmal seinen bittern Kelch ruhig zu trinken.

Verlassen soll ich sie diese Erde, die mich im Frühling so tausendfach entzückt – entzückt in der Blüte des Apfelbaums, der an jedem heitern Morgen mir entgegen duftet – mich entzücket im Wehen des Hains, in der Nachtigall Liede, im zitternden Mondlichte, das so friedlich durch die Jasminlaube leuchtet?

Gern würd' ich sie einstens am Abend meiner Tage verlassen diese Erde, wenn ich meine Scheuren voll sehe; wenn etwan ein liebes freundliches Mädchen, die Stütze und Freude meines Alters, mir zitterndem Greise tröstend den Labetrank reicht, und der kleine Liebling, ein holder Knabe meinen letzten Segen sich erfleht. Ich bin dann schon der Erde und ihren Freuden abgestorben. Mein Ohr vernimt nicht mehr die Stimme der Harfenschlägerin. Mein Auge vermag nicht mehr die Wunder Gottes um mich her zu schauen. Kinder, liebe Kinder, würde ich sprechen, ich habe Lust abzuscheiden. Zitternd bestieg ich das Schif, und meine Lieben riefen mir tausendmal ein Lebewohl nach.

Aber jetzt, da ich noch heiter und froh bin, für jede Freude des Lebens ofne Sinne habe – jetzt geduldig und gern von hinnen zu scheiden, n ein Geist vermagst du das?

Ich fühle sie wohl die Bitterkeiten des Todes – Aber hat denn die Welt jenseit des Grabes nichts, was meine frohsten Erwartungen reitzen könte? Sind die Freuden dieses Lebens nicht alle so flüchtig, so äußerst zerstörbar – Werden sie unsern Trieb nach Glückseligkeit je ganz sättigen können? Drohen nicht tausend Feinde unsrer äußern Ruhe, unzählige Täuschungen unsern süßsten Hofnungen? Ist nicht dies Leben ein steter mühsamer Kampf –

Des Schicksals schwerer Köcher ist nie von Pfeilen leer,
Frost, Hitze, Theurung, Krankheit, Luft, Erde, Feuer und Meer
Sind Feinde unsrer Ruh; und wenn auch diese schwiegen,
So liegt schon in uns selbst der Keim der Mißvergnügen:
So quält uns fremde Bosheit, so zieht uns überall
Selbst unsre Menschenliebe in jeden fremden Fall.
Was Neid und Haß nicht thun, thut Freundschaft und Erbarmen:
Wir seufzen um den Freund, und seufzen mit den Armen.
Die Sturm befreite Ruh, wo ist sie? tausend Fälle
Des Lebens dringen an, und stürmen ihre Wälle!

Aber wenn, der im Himmel wohnt, mein Freund ist, so ist mir der Tod ein Bote des Friedens. Ich bleibe, wie Sokrates sagte, auch dann noch im Reiche meines Freundes. Dann

 schwingt

schwingt sich meine unsterbliche Seele freier, ungefesselt vom belastenden Staube über allen Tand und Gram dieser Erden himmelan, und durchspähet dürstend nach immer wachsender Weisheit die Kreise der Himmel und aller Himmel Himmel – betrachtet sinnend und anbetend o Sonne dein Feuermeer, deinen rastlosen Flug mütterliche Erde, euren Donnergang, ihr flammenden Kometen! Dann ruft mir etwan ein Seliger zu: du Glücklicher, nun steigen wir von einer Stufe der Tugend und Vollkommenheit zur andern hinauf, und nach Millionen Jahren sind wir noch glücklicher als jetzt!

O, dieser süße Gedanke soll mir nun in entzückenden Träumen vorschweben.

Noch ein Beitrag zur Wettererforschung.

Daß wir das nächst bevorstehende Wetter mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit mit der Zeit mögten errathen lernen, das scheinen auch die nicht zu leugnen, die eine periodische Rückkehr der Witterung, oder vielmehr deren Wahrscheinlichkeit, in Zweifel ziehen. Alte Erfahrungen würden uns darin vieles Licht geben können, wenn sie sorgfältiger gesammelt wären, und wer viele derselben hätte, würde dem Ziele schon näher seyn, als ein andrer ohne dieselben. Wer erinnert sich nicht, wie genau vor einigen Jahren die Witterung im Februar mit dem hundertjährigen Kalender übereinstimmte? Ohne Zweifel ist manches in diesem Buche auf solche alte Erfahrungen gegründet, obgleich das mehreste darin nach einem System entworfen ist, welches ganz keinen Grund hat. Und da das mehrste darin diesem angenommenen Systeme gemäß entworfen ist, so ist nicht zu verwundern, daß es in so wenig Fällen die Probe hält. Freilich mögten unter solchen Erfahrungen manche auch seyn, die sich nicht bestätigten. Aber einige derselben, die sich schon oft bestätiget haben, mögten uns auch wohl in der Folge nützlich seyn können Zufolge einer dieser alten Erfahrungen, habe ich die Regen, die wir im vergangen Junius gehabt haben, einigen Freunden vorher gesagt, die sich dessen, wenn sie dieses lesen, erinnern werden. Meine Geschäfte sind von der Art, daß die Witterung weiter keinen Einfluß darauf hat, als daß ich, wenn ich im Regen über die Gasse gehen muß, einen Mantelaur umhängen muß, wenn ich nicht Lust habe, mein Kleid naß werden zu lassen. Dem ungeachtet habe ich seit verschiedenen, ja ich mögte sagen, seit vielen Jahren, wenn man einige zwanzig so nennen kan, auf eine solche alte Erfahrung geachtet, die ich in dem Stammbuche eines längst verstorbenen Superintendenten, vom Jahre 1693, aufgezeichnet gefunden habe, und die mir um desto denkwürdiger ist, da ich überzeuget war, daß derselbe von

Aberglauben und Leichtgläubigkeit ein abgesagter Feind gewesen. Diese Anmerkung lautete also: **Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß nach einem Merznebel, am hunderten Tage ein Regenguß und Ueberschwemmung erfolge, und wenn es auch nicht genau an dem Orte zutrift, so geschieht es doch gewiß irgendwo in nicht weit entlegener Gegend. Diese Erfahrung kan in Gegenden, wo die Heuernte im Junius fällt, sehr nützlich werden.** Ich habe dann und wann die Merznebel im Kalender angezeichnet, und den hunderten Tag nach einem jeden sogleich abgezählet und angemerkt, und nachdem gefunden, daß an dem Tage ein starker Regen erfolget ist. Ja was noch mehr, nachdem der Nebel stark gewesen, ist auch der Regen stark oder gelinde gewesen. Mir scheint also diese Erfahrung schon eine ziemliche Gewißheit zu seyn, und hoffe, daß sie es in der Folge einem jeden Beobachter werden wird. In dieser Meinung wird man bestärkt, wenn man lieset, daß der Pater Hell die Nebel für Vorboten des Regen, und die Nordlichte für die des Frostes hält. Nach diesen Sätzen könte man sich die Sache etwa so erklären: Nebel und Nordlicht sind also gleichsam die Blüte von einem bevorstehenden Regen oder Frost, und das Wetter erfordert hundert Tage, um zu seiner Reife zu kommen. Wie aber nun einige Blüten bei den Pflanzen taub seyn können, das heißt solche, darauf keine Früchte folgen, und bei einigen die Früchte einige Tage zuweilen früher reifen; so können auch hier solche Abweichungen vorfallen. Man weiß, daß ein Huhn die untergelegten Eyer in ein und zwanzig Tagen ausbrütet, dennoch kommen einige derselben wohl einen Tag früher oder später. Wer wird um solcher Abweichungen willen an der Richtigkeit der Regel zweifeln?

Die frühzeitige Kälte, die wir diesen Winter gehabt haben, ist uns durch die Nordlichte, die wir in den letzten Tagen des Augusts und den ersten des Septembers gehabt haben, vorher gezeiget.

Es sey mir erlaubt nach diesen Grundsätzen etwas von der künftigen Witterung in Ansehung der bemerkten Nebel im November und December zu sagen; denn von Nordlichtern werde ich die wenigsten gewahr, und dieses aus sehr guten Gründen, die mit mir die meisten Städter gemein haben. Die gedachten Nebel beziehen sich auf den Februar und auf den Merz bis zum 25ten dieses letzten Monats, als so weit diese Beobachtungen gehen. Der Erfolg wird lehren, wie weit sie gegründet seyn werden. Noch habe ich die Erfahrung nicht davon gemacht, wie von den Merznebeln, aber da man von einem auf das andere schließen darf, und über dem der gedachte Pater Hell den vorgetragenen Satz auf alle Nebel anwendbar achtet; so

so kan man vermuthen, daß das meiste von dem, was diese anzeigen, zutreffen werde. Also werden wir dem zu Folge haben:

im Februar 1782.

Den 2ten Schnee oder auch Regen.

Den 3ten desgleichen.

Den 4ten helles Wetter.

Den 5ten viel Schnee oder Regen.

Den 6ten klärt es auf.

Den 7ten heiter.

Den 8ten trübe und Schnee oder Regen.

Den 9ten ebenfalls.

Den 10ten noch eben so.

Den 11ten u. 12ten helleres Wetter.

Den 13ten etwas trüber.

Den 14ten heiteres Wetter.

Den 15ten wieder trübe.

Den 16ten bis 20ten helles Wetter.

Den 21ten Regen oder Schnee.

Den 22ten bis zu Ende des Monats klares und angenehmes Wetter.

im Merz.

Den 1ten Regen oder Schnee.

Den 2ten helles Wetter.

Den 3ten trübe mit etwas Schnee oder Regen.

Den 4ten heiter Wetter.

Den 5. 6. 7. 8ten unfreundliches Wetter mit Schnee und Regen, insonderheit den 7ten.

Den 9ten etwas besser.

Den 10ten helles Wetter.

Den 11ten abwechselnde Regen- und Schneeschauer.

Vom 12ten klärt es völlig auf bis zum 21ten, daran es wieder trübe wird.

Den 22ten wird es noch trübe seyn.

Den 23ten und 24ten helles und angenehmes Wetter, und den 25ten etwas Regen.

Wie nun dieses zu benutzen seyn möchte, muß ich billig denen überlassen, deren Geschäfte mehr mit der Witterung Zusammenhang haben als die meinigen, und welche also, voraus gesetzt, daß alles so ziemlich eintreffe, leicht werden beurtheilen können, was nach diesem im Feld- und Gartenbau in der bemerkten Zeit werde zu thun seyn.

Solte man mit der Zeit auf deutlichere Spuren einer periodischen Rückkehr der Witterung kommen, oder solche nur auch muthmaßen, und aus dieser Muthmassung schließen: Die Winter- und Frühlingswitterung dieses Jahrs wird so und so beschaffen seyn, und diese Erfahrung stimmete dann mit dieser Vermuthung überein; so solte ich glauben, man könne sich mit vieler Wahrscheinlichkeit darauf verlassen, daß der Erfolg mit dieser Vorhersicht überein kommen werde.

W. Ch. G. B.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 7ten Januar 1782.

Ueber Auflagen und Defrauden in Beziehung auf die Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande.

Allgemeine Vorurtheile, und Handlungen die täglich ausgeübt werden, geben selten einen Gegenstand ernstlicher Betrachtungen ab. Billig aber solte man sich recht oft bei ihnen, mit fortwährendem Nachdenken aufhalten, weil, je ausgebreiteter eine vorgefaßte Meinung ist, je häufiger einerlei That wiederholt wird, ihre Folgen nothwendig desto würksamer und erheblicher seyn müssen.

Diese Wahrheit veranlasset mich zu dem Versuche, durch gegenwärtige Blätter, Aufmerksamkeit auf eine herrschende Neigung zu erwecken, die unendlich vielen eigen ist, und nur von sehr wenigen, jemals einer reifen Ueberlegung gewürdiget wird. Wer das nicht von dem Widerwillen gegen öffentliche Auflagen gelten lassen will, der bestätigt aufs neue, wie wenig Achtsamkeit man demjenigen widmet, was täglich vor unsern Augen vorgeht. Denn die mannigfaltigen Handlungen und Urtheile, die aus jenem Wiederwillen entspringen, legen ein unwidersprechliches Zeugniß, von der Allgemeinheit seines Daseyns ab. Hätte derselbe nur in einzelnen niederträchtigen Seelen Wurzel gefaßt, so würden nicht so häufig Defrauden entdeckt werden; Grenzorte in fremden Provinzen, würden sich durch den Handel mit Conterbande, weniger als geschieht bereichern; die Kunst Unterschleife auszuüben, hätte schwerlich die Höhe erreicht, wozu sie gelangt ist; Meisterstücke in derselben, könten ohnmöglich häufigen Beifall finden; die Bestrafung vorsetzlicher Defraudanten, würde weniger Mitleiden erregen; die Beschwerden über Einrichtungen, welche die Zuflüsse der öffentlichen Cassen sicher stellen, ließen sich nicht so oft hören; man würde weniger Mühe anwenden, verächtliche Kleinigkeiten, durch mißbräuliche Ausdehnung, gewisser Freiheiten für sich oder andere zu gewinnen; man würde nicht so willfährig seyn, denen Rath und Beistand zu geben, die ein vermeintliches Recht, zur Verkürzung der Intraden vorschützen.

Eigennutz ist ohnstreitig die vorzüglichste Grundlage einer Denkungsart, die so viele nachtheilige und schändende Würkungen hervorbringt. Aber neben demselben, haben an ihrer Entstehung Mangel einer genauen Kenntniß, oder gar irrige Begriffe von dem Zwecke der öffentlichen Abgisten, einen sehr erheblichen Antheil. Wenigstens scheint es auf keine andere Art erklärbar zu seyn, wie Personen die in ihrem ganzen übrigen Wandel, eine untadelhafte Rechtschaffenheit bezeigen, und jede unedle Geldbegierde verachten, dennoch das Interesse der öffentlichen Cassen, leichtsinnig verletzen können.

Der grobe Eigennutz, der auf sinnlichen Gefühlen beruht, läßt sich durch nichts als durch empfindlichen Schaden, oder nahe Gefahren eines Nachtheils unterdrücken, der den gehoften Gewinn weit übersteigt. Genaue Aufsicht eines getreuen und listigen Licentbedienten, wird sehr viel mehr gegen ihn auszurichten vermögen, als die strengste Predigt über die Lehre: gebet dem Kaiser was des Kaisers ist.

Keine Silbe sey deshalb hier für diejenigen niedergeschrieben, die eigentlichen Wucher mit Defrauden treiben, und durch jede derselben, einen dreifachen Betrug begehn, in dem sie erstlich die Cassen verkürzen, zweitens ihren Nebenbürgern die Nahrung entwenden, und drittens einen Theil der untergeschlagenen Abgift, sich in dem Preise der Waare mit bezahlen lassen.

Aber um derer willen, die von der Verwendung der öffentlichen Gelder gar keine Kenntnisse oder falsche Begriffe haben, oder von den Folgen der Defrauden nicht hinlänglich unterrichtet sind, und blos hiedurch zu Fehltritten, und zur Beharrung in herrschenden Vorurtheilen verleitet werden, kann ich es der Mühe nicht unwerth achten, über die Bestimmung unser einheimischen Auflagen, und über einige Folgen der Verkürzung öffentlicher Cassen, etwas mehr Licht zu verbreiten, als selbst diejenigen, welchen es dazu an Einsicht und Fähigkeit nicht mangelt, sich aus eigenem Triebe zu verschaffen gewohnt sind.

Richtigkeit und Klarheit der Begriffe, hat auf Verstand und Willen ganz unstreitigen Einfluß. So wenig ich aber deshalb zu der thörigten Hofnung mich verführen lassen werde, daß gegenwärtige Abhandlung irgend Jemand bewegen könne, auf ähnliche Art, wie wir neulich in diesen Anzeigen ein Beispiel fanden, den öffentlichen Cassen eine rückständige Schuld abzutragen; so glaube ich doch nicht ganz daran zweifeln zu dürfen, daß einer oder der andere meiner Leser, wenigstens für die Zukunft, Früchte seiner berichtigten Erkenntniß hervorbringen werde; und solte ich mich auch blos damit begnügen müssen, die Schande der Defraudanten, in den Augen redlicher Bürger des Staats durch ein sichtbares Brandmal anschaulich gemacht zu haben, so ist das schon ein hinreichender Grund, mein Unternehmen nicht zu bereuen.

Ein

Ein Wettstreit in Beiträgen für den öffentlichen Schatz, wie man ihn oft bei Völkern entstehn sahe, wo ächte Vaterlandsliebe, mehr als bloße Schaumünze war a), dürfte zu unsern Zeiten vielleicht nicht einmal in Fällen der äußersten Noth eintreten. Allein eben so gewiß ist es auch, daß, wenn man den Nutzen und die Bestimmung der geforderten Gaben kennt, solche doch immer weit freiwilliger, als unter entgegengesetzten Umständen erlegt werden, und darum glaube ich, könten jährliche öffentliche Rechnungen, von der Verwendung der Staatseinkünfte, nach dem Rathe und Vorgange des großen Neckers, in Ländern wo man selbige nicht mißbraucht, noch den Vortheil stiften, daß die allgemeinen Lasten bereitwilliger und mit wenigerem Hasse, getragen würden.

Nichts ist anjetzt gewöhnlicher, da nur ein geringer Theil der Landeseinwohner weiß, was es mit den Abgaben eigentlich auf sich habe, als die falsche Idee, es fließe alles in den Abgrund der landesherrlichen Cassen, oder komme nur hauptsächlich, den Mitgliedern der Landschaft zu gute. Beides der Landesherr und die Landschaft, heißt es der gebräuchlichen Sage nach, sind reich genug; warum soll man ihren Ueberfluß vermehren; sie werden es nicht empfinden, wenn ihnen einer oder der andere etwas entzieht. So denkt heimlich, und urtheilt öffentlich, der größere Haufe aus allen Ständen, und diese irrige Vorstellung, pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Nur selten wird es erwogen und daran geglaubt, daß alle von den Ständen bewilligte Abgaben eigentlich dem Lande selbst erlegt, lediglich zur Erhaltung und Vermehrung seines Wohlstandes verwendet werden, und fast sämtlich an Landeseinwohner, unmittelbar oder mittelbar, solchergestalt zurückfließen, daß vielleicht nicht hundert Familien vorhanden, die an Wiedergewinnung derselben, gar keinen nahen oder entfernten Antheil haben solten. Eine kurze Uebersicht ihrer vorzüglichsten Verwendung, wird hinlänglichen Beweis davon geben.

Die stehenden Auflagen, haben bei uns in dem traurigen dreißigjährigen Kriege ihren Anfang genommen. Sowohl die Vertheidigung des Landes, als Erpressungen von Feinden und Freunden, verwickelten die damaligen Landesherrn, in drückende Schulden, welche die Stände der verschiedenen Provinzen, zu deren Besten die Gelder angeliehen waren, übernahmen, weil ohne deren Zutritt, der öffentliche Credit, diese Hauptstütze der allgemeinen Wohlfahrt gänzlich erloschen seyn würde. Die Folgen der in jenen unglücklichen Zeiten erlittenen Drangsale, neuere Kriege, andere Landescalamitäten, und sonst durch unvermeidliche Um-

a) Man erinnere sich hier an Beispiele die im Liv. Lib. IV. Cap. ult. auch an anderen Orten, und bei mehreren Geschichtschreibern des Alterthums zu finden sind.

Umstände erwachsene Bedürfnisse, hinderten nicht nur den völligen Abtrag der obigen Schulden, binnen der anfänglich festgesetzten Frist, sondern machten nach und nach deren Vermehrung nothwendig, daher rührt es denn, daß obgleich seit dem letzteren Frieden, an Tilgung derselben würksam gearbeitet worden, dennoch ein sehr beträchtliches von den öffentlichen Abgiften, zur Verzinsung der Landesschulden verwendet werden muß.

In sofern diese von unsern Vorfahren ererbt sind, scheinen wir zum Misvergnügen über selbige berechtiget zu seyn. Allein es giebt doch auch sehr wichtige Gründe solche Unzufriedenheit in billigen Schranken zu halten. Erstlich ist im Ganzen genommen, die Last jener Schulden doch leichter zu tragen, als die Bedrängnisse, woraus sie entsprungen. Zweitens haben uns die Vorfahren theils diejenigen, deren Schulden bis diesen Tag auf uns ruhen, theils andere Generationen, so manche dankwürdige Frucht ihres Schweißes und ihrer Sparsamkeit dagegen hinterlassen. Wie viele Werke leisten uns nicht noch Dienste die aus ihren Händen hervorgegangen sind? Sie haben unsere Aecker artbar gemacht; sie haben einen großen Theil unserer öffentlichen Gebäude aufgeführt; sie haben Kirchen, Klöster und Schulen zu unserm Besten gestiftet, und mit Einkünften versehn; sie haben uns mit ihrem Blute, die Sicherheit eines gereinigten und angenehmen Gottesdienstes erworben. Drittens aber sind Landesschulden, deren Verzinsung die Kräfte der contribuirenden Unterthanen nicht übersteigt, und im Lande circulirt, kein eigentliches Uebel b). Sie vermehren den Nationalreichthum, befördern den Geldumlauf, erweitern die Verzehrung und das Auskommen, halten die Capitalisten mit ihrem Gelde im Lande zurück, ziehen dann und wann fremden Reichthum herein, und reitzen zu neuen Erwerbungen.

Wie mäßige Abgaben überhaupt, also auch die, welche zur Verzinsung der Landesschulden verwendet werden, spornen zuförderst den Fleiß derer an, die sie aufbringen müssen, etwas das der Abgabe am Werthe gleich kömt, zu produciren, um solche damit bestreiten zu können. Hiernächst nehmen viele andere Familien, die zusammen gebrachte Verzinsung in Empfang, und gewinnen oder verbessern dadurch ihren Unterhalt. Und zuletzt arbeiten wieder unendlich viele andere Familien, diesen Erwerb an sich zu ziehn, sie vermehren zu dem Ende die Natur- und Kunstprodukte, und verschaffen sich dadurch ein Auskommen, welches sie vielleicht ganz hätten entbehren müssen, wenn es keine Nationalgläubiger gäbe.

Viele

b) Moser im 2ten Theil Nr. 84. seiner lehrreichen patriotischen Phantasien, und Büsch in dem unsterblichen Werke vom Geldesumlaufe im dritten Buche §. 31. u. s. f., führen hievon sehr unterrichtende Beweise an.

Viele tausend Familien haben demnach, so lange bei uns die Landeseinwohner Gläubiger des Staats bleiben, den Genuß dessen, was zur Verzinsung der öffentlichen Schulden aufgebracht wird, und man darf also sicher behaupten, daß diese Art Abgift, zum Besten des Ganzen gereicht, ohne einmal der Nothwendigkeit der Erhaltung des öffentlichen Credits eingedenk zu seyn.

Eine andere und die größeste unter allen Rubriken, welche in dem Verzeichnisse der Verwendung unserer Abgaben vorkömt, nimt die Unterhaltung des Militairstandes ein, dessen Nutzbarkeit für den Staat, vorausgesetzt, – **daß zwischen dem Besoldeten, und dem der die Löhnung aufbringt, ein richtiges Verhältniß eintrit,** — selten von der rechten Seite betrachtet wird, und vielleicht noch nie so scharfsinnig geprüft, und so gründlich beurtheilt worden, als in dem schon bemerkten Büschischen Werke vom Geldumlaufe c).

Ich verweise darauf diejenigen, welche über diesen Gegenstand umständlicher belehrt zu seyn wünschen, und werde das, was sich auch insonderheit von den Vortheilen des Soldatenstandes, für unsere Lande sagen läßt, mit wenigen Worten zusammen fassen.

Man berechne die Summe der Dienenden und Pensionisten, unter welche die für sie erhobene Abgiften vertheilt werden, und zähle selbigen diejenigen hinzu, welche ihre Produkte und Arbeiten an erstere absetzen; so wird man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß wiederum eine große Anzahl Familien aus jener Auflage ein neues Einkommen ziehen, und durch selbige eine Vermehrung von Produktionen und Arbeiten befördert werde, die ohne Besoldung der stehenden Soldaten, nicht statt finden würde. Ausser denen aber, welche von den Soldaten selbst die Löhnung gegen Produkte oder Arbeiten eintauschen, giebt es noch so viele andere, deren Subsistenz mit der zeitigen Einrichtung des Militairwesens in der genauesten Verbindung steht. Dahin gehören alle, welche zu der Kleidung, den Waffen und dem Train der Truppen die rohen Materialien liefern, Stoffe daraus verfertigen, und endlich selbigen die letztere zweckmäßige Gestalt geben; diese sämtlich, würden nach Abschaffung des Soldatenstandes, theils gar kein Auskommen mehr behalten, theils eine starke Verminderung desselben erleiden, folglich auch andern durch ihre Verzehrung, den bisherigen Gewinn nicht mehr verschaffen können. Ueberdem fesselt der Soldatenstand viele Bemittelte aus den ersten Klassen der Eingesessenen an ihr Vaterland, die sonst fremde Dienste suchen würden, wenn sie bei uns keine so ehrenvolle Laufbahn vor sich offen sähen; es hält derselbe viele tausende der gesundesten und stärk-

c) Im vierten Buche, §. 34. u. f. f.

stärksten im Volke von der Auswanderung zurück, wozu sie jugendlicher Leichtsinn, ein feuriges Temperament, oder die Unmöglichkeit, sich ganz aus eigenen Kräften durchzubringen, verleiten könte, und führt uns sogar eine beträchtliche Anzahl Fremde zu, die theils ihr eigenthümliches Einkommen nebst dem Gehalte welches ihnen gereicht wird, bei uns verzehren, theils Geschicklichkeit, Fleiß und Kräfte, zur Erzielung oder Veredlung der Landesprodukte mitbringen. Endlich verleihet auch der Soldatenstand dem Geldumlaufe eine schnelle Bewegung, die Löhnung des Soldaten wird in sehr kleinen Theilen ausgezahlt, er ist genöthiget, sie bald für seine Bedürfnisse wieder wegzugeben, und gewöhnlich hat das Geld in den Händen derer, die mit solchen Bedürfnissen handeln, auch keine lange Ruhe. Vereinigt sich nun hiermit eine Vertheilung der Garnisonen in große und kleine Städte, so kan man dadurch das allgemeine Verkehr noch mehr befördern, und Geldausflüsse zur Belebung der Indüstrie an Orte hinleiten, wo nach deren Situation ohne Zwischenkunft des Soldaten, solche nie erweckt seyn würde.

Nicht weniger wichtig für die Wohlfahrt des Staats, als erst genannte beide Verwendungen der gewöhnlichen d) Abgiften, sind auch die minder erheblichen Ausgaben, welche damit bestritten werden. Ich darf die hauptsächlichsten derselben nur anführen, und es wird kein Zweifel wider diesen Saß statt finden. Durch sie besteht die Unterhaltung des höchsten Tribunals, und ein Theil der Kosten, welche die Hofgerichte erfordern.

Was für einen unschätzbaren Werth hat es aber nicht für alle Unterthanen, deren keiner für gerichtliche Streitigkeiten auf beständig gesichert ist, unter mehreren Gerichten in der höheren Instanz wählen, und den leßten Ausspruch in der Nähe, ohne großen Aufwand und Zeitverlust erwarten zu können? Wie sehr verdient es nicht unter den Vorzügen mit aufgestellt zu werden, deren sich diese Lande gegen andere deutsche Provinzen rühmen dürfen, daß diejenigen, welche die Justizpflege verwalten, eine ihren Geschäften und Würde angemessene Versorgung genießen? Dieser verdanken wir es, wenn Männer von großen Talenten, edlen Tugenden und redlichem Fleiße sich dem Richterdienste gerne widmen. Wir sind es ihr schuldig, daß der Gebrauch unerlaubter Mittel bei Ausführung anhängiger Processe nicht einmal zu den Gedankensünden bei uns gehört; daß vor Gericht alle Ungleichheit der Stände aufgehoben

d) Unter ungewöhnlichen oder vielmehr außerordentlichen Abgiften verstehe ich im Gegensatze der gewöhnlichen solche, die zum Abtrage gemachter Schulden angeordnet werden, und wer wird deren Nußen verkennen, wenn man die den Unterthanen obliegende Verzinsung der Capitalien so weit mildert, daß sie vermögend bleiben, in künftigen Nothfällen neue Schulden zu übernehmen?

gehoben wird; daß der Erste im Lande kein besseres Recht als der Geringste, der Reichste kein besseres als der Aermste hat; daß der Unterdrücker, seine Geburt mag ihn von den ehrwürdigsten Vorfahren abstammen lassen, und unverdientes Glück zu dem höchsten Range erhoben haben, dennoch die Strafe des Richters fürchtet, und die leidende Unschuld, solte sie auch von der verworfensten Gattung der Menschen seyn, nichts desto weniger mit gegründetem Troste den Schutz der Gesetze ergreift.

Nebst vorbenannten Gerichten kommen auch die Landstände hier in Betracht, weil selbige wegen der Mühe und Kosten, die sie bei Berathschlagungen über Landesangelegenheiten verwenden, und wegen der Versäumniß, die ihnen diese in ihren eigenen Geschäften verursacht, aus den Einkünften der öffentlichen Auflagen schadlos gehalten werden. Der Beitrag, den ein jeder einzelner Landeseinwohner hiezu leistet, ist sehr unerheblich, so wie der Gewinn äußerst wichtig, der hiedurch für die allgemeine Wohlfarth erwächst.

Wer diesen jemals unpartheiisch erwogen hat, der findet schwerlich die Behauptung übertrieben, daß in der Geschichte der hiesigen Lande, der Weisheit ihrer Regenten, kein dauerhafteres und stärker glänzendes Denkmal errichtet werden können, als wenn sie unter vielen andern ruhmwürdigen Handlungen, deren glorreiche Achtung für die Unverletzlichkeit einer Verfassung anführt, welche zwischen dem Landesherrn und Unterthanen die natürlichen und glücklichsten Bande knüpft. Aus ihr leuchtet Ueberzeugung von der großen Wahrheit hervor, daß die Wohlfahrt der Regenten und Unterthanen, in dem unzertrennlichsten Zusammenhange steht; und was gereicht den Beherrschern der Staaten wohl mehr zur Ehre, als Wahrheiten, die die Glückseligkeit der Länder befördern, einzusehen, und die von ihnen abfliessenden Lehren zu befolgen?

Man mag den Einfluß der ständischen Corporationen in das gemeine Beste auf einen Gesichtspunkt stellen, welchen man will, ihr Werth wird in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. Das zeigt sich wenn wir sie erstlich als Rathgeber ansehn. Denn, da bei der unzählbaren Mannigfaltigkeit der täglich vorkommenden Regierungsgeschäfte, es sowohl physisch als moralisch unmöglich ist, daß diejenigen, welche das Ruder führen, alles was den Grund zu dieser oder jener öffentlichen Verfügung bestimmen kan, bis ins kleinste Detail hinein, unmittelbar erforschen und zergliedern, sondern sich selbige nothwendig auf fremde Erkundigung und fremdes Gutachten mit verlassen müssen, wo ist dann wohl eine reinere Quelle dazu, als bei den Repräsentanten der Landeseingesessenen anzutreffen? Sie, die in allen Theilen der Provinz zerstreuet wohnen, haben am besten Gelegenheit, die Denkungsart, Sitten, Geschäfte, Vermögensumstände, und Erwerbmittel aller Unterthanen

nen, in den verschiedenen Gegenden der Provinz genau kennen zu lernen. Von ih: .: läßt sich also am sichersten erfahren, ob das, was für einzelne Distrikte Nutzen schaft, auch dem Ganzen zuträglich sey; ob die Hindernisse, die einer entworfenen neuen Einrichtungen entgegen stehen, allgemein oder speciell sind; ob man solchen überall durch einerlei Mittel ausweichen kan, oder mehrere von einander abgehende zu Hülfe nehmen müsse. Ihre Zusammensetzung aus mehreren Klassen der Landeseinwohner sichert ferner eine beständig fortdaurende heilsame Vereinigung dessen, was allen Ständen nützet. Die Vielheit derselben aber hemmt die Würksamkeit des Privatinteresse, dieser so mächtigen und unedlen Führerin des menschlichen Willens. Sie können keinen nachtheiligen Rath geben, ohne, wo nicht in der Nähe, doch in der Ferne dadurch zu leiden, weil sie in ihrer Person, ihren liegenden Gründen und Gutsleuten, überall die Zurückwürkung dessen, was andere betrift, lebhaft empfinden. Sie als Eingeborne, deren Vorfahren schon zum Theil jahrhunderte lang in dem Besitze der Annehmlichkeiten dieser Lande gewesen, und die es mit Gewißheit vorher sehn können, daß wenigstens immer ein Zweig von dem Stamme ihrer Nachkommen sein Erbtheil hier behält, müssen nach allem was die Kenntniß des menschlichen Herzens lehrt, für wahre Vaterlandsliebe die stärkste Empfänglichkeit haben. Sie werden nicht blos auf sich, nicht blos auf das Gegenwärtige sehn, sondern die Vortheile des jetzigen Augenblicks, gegen den künftigen Schaden, sorgfältigst abwiegen.

Von einer andern Seite den Nutzen der Zuziehung der Landesstände in öffentlichen Angelegenheiten noch weiter zu betrachten; so leiden es nicht immer die Umstände, daß der Regent und sein Ministerium jeden Unterthanen von den Gründen der geschehenen Verfügungen umständlich unterrichtet. Weiß man aber, daß die Stände hierüber belehrt sind, daß sie ihre Einstimmung dazu gegeben, und sieht sie hernach dem Verordneten zuerst Genüge thun, oder verbreiten diese da, wo es angeht, die Ursachen der ergriffenen Maaßregeln, so wird der gute Wille, dem ergangenen Befehle zu gehorchen, allgemeiner, und die gewöhnliche Widersetzlichkeit gegen neue Einrichtungen verschwindet, ehe noch Erfahrung von dem gestifteten Guten die Einsichten des großen Haufens erleuchtet.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 11ten Januar 1782.

Ueber Auflagen und Defrauden in Beziehung auf die Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande.

(Schluß.)

Endlich beruhet auch auf Erhaltung der Stände der öffentliche Credit und das Vertrauen zu allen Unternehmungen, welche ohne baare Geldbeiträge nicht ausgeführt werden können. Daher rührt die Bereitwilligkeit aller Einheimischen und Fremden, ihr Geld in den öffentlichen Fonds der hiesigen Lande ganz vorzüglich gerne anzulegen, und die Wiederherstellung der in anderen Provinzen unterdrückten Landstände, um sich ihrer zur Bürgschaft für Geldnegociationen zu bedienen.

Vielleicht erkennt es wenigstens die Nachwelt, als Neckers größtes Verdienst um Frankreich, daß er den Ständen in einigen von denen Provinzen, neue Thätigkeit verschaft hat, wo solche von aller Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten bis jetzt ausgeschlossen waren; vielleicht lernen dereinst mehrere Regenten, in dieser natürlichen Verbindung mit den Unterthanen, die wahre Wohlfarth des Staats wieder finden, und bereichern dadurch die Beweise der Glückseligkeit unserer unverändert gebliebenen Verfassung.

Ich enthalte mich einer weiteren Ausbreitung über selbige, und setze nur noch einige andere Arten der Verwendung der öffentlichen Abgiften, jedoch blos dem Namen nach, hinzu, deren Werth weniger von Vorurtheilen angefochten wird. Von ihnen werden nemlich Landphysici und Landchirurgi besoldet, wie auch Beiträge zu den Legationskosten, zur Unterhaltung des Zuchthauses, zur Verbesserung der Heerstraßen, zur Ermunterung und Unterstützung der allgemeinen Industrie geleistet.

Diese kurze Uebersicht der Bestimmung unserer Auflagen ergiebt nun hinlänglich, daß es Lasten sind, welche theils durch unabkehrbare Zeitumstände nothwendig geworden, theils auf die allgemeine Wohlfarth den wichtigsten Einfluß haben, und fast sämt-

lich den Eingesessenen des Landes, für den einen in größerem, für den andern in geringerem Maaße wieder zu gute kommen, ja, daß wenn man auf den allgemeinen Zusammenhang des Ganzen Rücksicht nimt, wohl keine Familie angetroffen werden kan, die nicht direkten oder indirekten Gewinn davon zieht.

Hieraus folgt dann, daß diejenigen, welche die verordneten Abgaben unterschlagen, schon in dem Betracht, eine große Ungerechtigkeit verschulden, als sie die erste aller Societätsregeln übertreten, und die Vortheile der Staatsbürger genießen, ohne die Bürden der Gesellschaft, so weit man sie von ihnen fordert, zu tragen.

Allein es wäre ein viel zu gelindes Urtheil über ihr Vergehn, wenn man solches ganz allein hierauf beschränken wolte; der Umfang desselben begreift noch weit mehreres in sich. Eine Verkürzung der übrigen Contribuenten, eine würkliche Entwendung aus ihren Vermögen wird dadurch ausgeübt, weil sie die Lasten derselben vermehren. Bezahlte jedermann seine Abgiften redlich, so bedürfte es keiner Bediente, um gegen Defrauden zu wachen, keines Aufwandes zu ihrer Besoldung; außerdem aber würden die Einflüsse der Landescassen alsdann an sich so ergiebig seyn, daß beträchtliche Erlassungen an den jetzigen Abgiften bewilliget werden könnten, und weit seltener als gegenwärtig würde man zu neuen Auflagen genöthiget werden. Nicht der Landesherr, nicht das Ministerium, nicht die Landschaft, ist der leidende Theil bei den Defrauden, sondern lediglich der Mitbürger, dieser allein verliert, wenn der Defraudent durch betriegerischen Unterschleif gewinnet. Die vorzüglichsten Ausgaben der Cassen haben eine unveränderliche Bestimmung, es kan keine derselben eingestellt werden, und wenn demnach zu ihrer Bestreitung die angewiesenen Einkünfte nicht hinreichen; so sind neue Anleihe und deren Verzinsung, endlich aber erhöhete Abgiften unvermeidlich, so wie Herabsetzungen der alten, ohnmöglich.

Der Schaden, den die Defrauden anrichten, ist also unermeßlich groß, besonders wenn man solchen von Jahren zusammen rechnet. Weit unter selbigem bleiben die Vortheile eines jeden einzelnen Defraudenten stehn, und dieses sehn sie nicht selten als einen Grund an, ihr Vergehn für sehr geringfügig zu halten. Allein, solte es wohl ein geringer Uebel seyn, wenn zwanzig Contribuenten, jeder einen Thaler unterschlagen, als wenn einer zwanzig Thaler defraudirt, da zwanzig Defraudenten weit schwerer als ein einziger zu hüten sind? Behalten alle zwanzig die Gesinnungen bei, daß der Abgang ihres Profits für die übrigen Contribuenten unmerklich sey, so ist ihr Betragen noch immer als eine mitwürkende Ursache des ganzen Verlusts anzusehn, und es wird sich derselbe nicht eher mindern, bis einer von ihnen den Anfang der Umkehr macht. Je geringer der Vortheil einzelner Defrau-

fraudenten gegen die Summe alles dessen ist, was den öffentlichen Einkünften durch die Defrauden entgeht, desto weniger Ueberwindung solte es eigentlich kosten, sich derselben zu entwöhnen. Die mehrsten würden sich gar leicht für die Abgabe schadlos halten können, wenn sie zu deren Ersparung eine oder die andere ihrer unnützen oder entbehrlichen Ausgaben einstellen wolten. Und diesen Preis verdiente doch wohl die loskaufung von einem Verbrechen, das uns zu einer Gattung von Menschen herabwürdiget, wohin wir uns durch ein Rangreglement ungern versetzt sehn würden, und welches dazu auf das Verderben der Moralität so vieler anderen einen so traurigen Einfluß hat. Ohne Mitwissenschaft anderer Personen kan fast nie eine Defraude begangen werden. Was für schreckliche Folgen entstehen aber hieraus? Man reizet durch Bestechungen, und das zuweilen um weniger Groschen willen, zum Meineide, lehrt das verachten, was allen Menschen am heiligsten seyn solte, und ladet anderen quälende Gewissensvorwürfe auf, die doch immer einmal, es sey auch wenn es wolle, ohnfehlbar wach werden. Man verlangt Redlichkeit im Handel, und verführt den Kaufmann, über diese Pflicht leichtsinnig zu denken, wenn man entweder eine Begünstigung eigener Unterschleife von ihm fordert, oder ihn durch unmittelbare Verschreibung belegter Waaren zwingt, die Abgabe davon gleichfalls unterzuschlagen, damit er nicht allen Debit einbüsset. Treue ist die schäzbarste Eigenschaft der Domestiken, und man trägt kein Bedenken, sie in der Kunst zu unterrichten, durch Defrauden, die öffentlichen Cassen, oder eigentlicher zu reden, den ehrlichen Contribuenten zu hintergehn. Kinder, die aufmerksamsten Beobachter unserer Handlungen, sehn den leichtsinn der Eltern bei Defrauden, was soll alsdenn die lehre von den Pflichten gegen den Staat und Gesetze, von der Unverletzlichkeit des Vermögens der Mitbürger auf sie würken, und wie leicht ist es geschehn, daß ihnen alle Pflichten gleichgültig werden, wenn sie erst den Werth einer einzigen, an dem Beispiel ihrer Eltern gering schätzen lernen? läge der Gang des menschlichen Herzens, aus der geheimen Geschichte grober Verbrecher, mehr als jezt vor unsern Augen offen; so würde man nicht selten, in sehr geringen Uebertretungen, die erste Stuffe, der schwärzesten Uebelthaten entdecken.

Desto mehr verdiente darum der Rath des Ritters Michaelis befolgt zu werden, wenn derselbe in der Vorrede zum lezten Theile des Mosaischen Rechts, es nachdrücklichst empfiehlt, schon in den zarten Gemüthern der Kinder Abneigung gegen Defrauden zu erwecken. Außerdem aber solte noch das allgemeine Verderben der Moralität, welches aus den Defrauden entsteht, alle Redliche im lande bewegen, jeden Defraudenten, der Societäts-Ehre für unwürdig zu erken-

nen a), und ihm den Besuch aller gesellschaftlichen Zusammenkünfte, sie mögen einheimische oder auswärtige Namen führen, zu versagen. Ja es wäre vielleicht nicht einmal zu hart, wenn nach einem neueren französischen Vorschlage b), die Defraudenten ihre Qualität als Staatsbürger verlören, und sie von dem Augenblicke der Defraude an, als Leute betrachtet würden, die freiwillig dieser Qualität entsagt, und den Schutz der Gesetze verworfen hätten, so daß sie vergeblich ihre Zuflucht zu selbigen nähmen, wenn sie bestolen, beraubt, beschimpft, geschlagen, oder betrogen wären. Denn warum soll der gesellschaftliche Contract gegen sie erfüllt werden, da sie selbigen an ihrer Seite, durch Verletzung der wesentlichsten Verbindlichkeiten, gänzlich aufheben?

Weit besser wäre es jedoch, gar keine Strafen, gegen Defraudenten mehr zu bedürfen, und dahin würde man bald gelangen, wenn nur erst diejenigen, die irgend einigen Vortheil, es sey mittelbar oder unmittelbar, von unseren Abgiften genießen, richtige Begriffe von Auflagen und Defrauden annähmen, und nach solchen jederzeit handelten. Mögte sie doch dieser Aufsatz zum weiteren Nachdenken hierüber leiten! Das ist der einzige Wunsch, womit ich solchen schließe. Da ich sonst für selbigen keinen anderen Beifall erwarten kan, als den mir das Bewußtseyn guter Absichten von selbst gewährt.

a) Der Ritter Michaelis, zählt gleichfalls am angezogenen Orte den Ehrtrieb, zu den Mitteln wider die Defrauden.

b) In dem Werke, über das Finanzwesen, welches dem ehemaligen Finanzminister Türgot zugeschrieben wird, nach der deutschen Uebersetzung. S. 263.

Vom Ritter St. Jürgen.

Man findet mancherlei Dinge und viele Oerter in der Welt, welche von einem **St. Jürgen** oder **Georg** den Namen haben. Von den bekanten darf ich nur die **Abtei St. Jürgen** zu Isey in Schwaben, Augustinerordens, das **Fort St. Georgs** auf Tranquebar, und aus den Hannöverischen Landen das im Bremischen liegende **Kirchspiel St. Jürgen**, und das im Amt Ottersberg zu Worgswede eingepfarrete **Dorf, Neu St. Jürgen**, anführen.

Diese Benennungen scheinen nicht allein einen ehemaligen Heiligen und Märtyrer vorauszusetzen, der Georg oder Jürgen geheißen hat, sondern die römische und griechische Kirche scheinet es auch fest zu glauben, weil sie am 23ten April jährlich sein Fest feiert.

In einer Dorfkapelle, nicht weit von **Magnesia**, wurde sonst ein wundersames Georgenbild aufbewahret, und jährlich einmal umhergetragen. Nahe bei **Baruth** in Syrien hat Arrieux die Kirche dieses Heiligen gesehen und da:

davon Nachricht gegeben a). Die Christen und Türken haben sich in den Kopf gesetzt, daß der heilige Georg nicht gestorben, und nennen ihn deswegen **Kidr Elias** (d. i. den grünen, lebendigen Elias.). Auch zu **Lydda** war vormals eine Georgenkirche b), und die dasigen Christen und Türken glauben, daß er daselbst den Märtyrer Tod erlitten habe. In **Mosul** ist eine Moschee **Nebbi Gurgis**, (d. i. Prophet Georg,) auf welcher oben ein Kasten mit Wasser stehet, um den **Samarmog** c) nach dieser Gegend hinzuleiten. Die Christen glauben, daß St. Georg hier begraben liege. Man zeigt aber auch sein Grab zu **Masr al atik**, (Alt-Kahira,), zu **Nama** in Palästina und in der Provinz **Kesroan** auf dem Libanon d). Nach der Meinung der Maroniten, soll er nicht weit von **Baruth** oder **Beiruth** begraben liegen, allwo Arrieux die Georgenmoschee gesehen hat, wie ich bereits bemerkt habe. **Neitschütz** e) hat in der Gegend den Brunnen gesehen, bei welchem der heilige Ritter sein Abentheuer verrichtet, und **Niebuhr** f) bemerkt daselbst ein Georgenkloster (**Deir el Chadder Mar Gurgis**,), welches den Maroniten zuständig ist.

In der Geschichte der Märtyrer lernen wir allerdings einen **Georg** kennen, der ein **Cappadocier** war, ein rüstiger und kühner Kriegesmann. Man sagt von ihm, daß er sich lange gegen seine Verfolger gewehrt habe, und endlich auf Befehl K. Diocletian im 4ten Jahrhundert enthauptet worden. Man glaubt, daß dieser Mann der Georg sey, dessen Fest die römischen und griechischen Christen begehen, und aus dem die leztern so viel machen, daß, wenn in einer Stadt zwei Kirchen sind, die eine allemal dem Heiligen Georg geweihet seyn muß. Er ist der Patron des Königreichs England. Ihm weihete man sonst das mare Georgicum. Die Georgenfahne kam unter K. Hinrich II. auf, die hernach an Bamberg gekommen ist; wenigstens hatte der Kaiser auf seinem Zuge nach Böhmen eine Fahne, worin ein Georg mit dem Lindwurm gestickt war, u. s. w. —

Man bildet ihn als einen **Ritter zu Pferde** ab. Er hat eine vollkommene Rüstung an. Unter ihm ist ein Lindwurm oder Drache (Krokodill,), den er ersticht. Dies Gemählde gründet sich auf folgende Erzehlung. Ein Drache begegnete einst einer

a) Arrieux merkwürdige Nachrichten Th. 2. S. 305. u. f.
b) Eben derselbe S. 27.
c) Ein Vogel, der die Heuschrecken aufzehren soll. Siehe Michaelis arabische Fragen S. 14. Niebuhrs Beschreibung von Arabien, S. 174. Harmars Beobachtungen aus dem Orient von Faber, Th. 2. S. 440.
d) Niebuhrs Reisebeschr. Th. 2. S. 360.
e) In seiner Weltbeschauung, S. 259.
f) S. 470.

einer Königs Tochter, genannt Ajam, und wolte sie verschlingen. Der tapfere Ritter Georg kam eben darauf zu, als sie ihm die Hände entgegen streckte und um Hülfe schrie. Georg war so glücklich, daß er den Drachen umbrachte.

Soll diese Erzehlung eine wahre Geschichte seyn, oder eine Fabel? Ich will es gern glauben, daß unter Diocletian ein tapferer Ritter und Christ dieses Namens enthauptet worden. Was soll ich aber von der Königs Tochter und dem Drachen, dergleichen gar nicht in der Natur sind, denken? Nun sey der Drache ein Krokodill, und es wäre möglich, daß solcher einmal eine Jungfrau verschlingen wollen, und daß ein Ritter ihn getödtet hätte, aber wer kan die Erzehlung bezeugen? Welches Königs Tochter war sie denn? Hiezu komt, daß man in allen Gegenden der Welt einen St. Jürgen glaubt.

Sonderbar kömt es mir vor, daß diese Erzehlung der Fabel vom Perseus und Andromeda der Haupsache nach so ähnlich ist, als ein Ey dem andern. Sie steht im Ovidius g). Cepheus, ein phönicischer Prinz h), hatte die schöne Cassiopeia zur Gemalin, die einmal sich einfallen ließ zu glauben, und zu sagen, sie sey schöner, als Juno. Es kan aber auch seyn, daß man es nur von ihr sagte, und so ging es ihr, wie der Psyche im Apulejus, welche man für schöner als Venus hielt. Wie hier Venus über Psyche, so ward dort Juno über Cassiopeia erbittert, und beredete Neptun, daß er ein großes Ungeheuer aus der See ans Land schickte, welches Menschen und Vieh auffraß. Hier gab nun das Orakel die betrübte Antwort, daß Andromeda, die Tochter jener Eltern, ans Ufer hingestellt werden müßte, um von dem Ungeheuer verschlungen zu werden. Dies geschah. Andromeda erwartete mit Thränen ihr Schicksal, als eben Perseus dazu kam und das Ungeheuer tödtete. Cepheus bot ihm nicht allein die Prinzessin, sondern auch die Nachfolge in seinem Reiche an. Er war aber mit dem Besitz der Andromeda schon vergnügt.

Wer sieht nicht, daß die Legende der Fabel sehr ähnlich ist? Wie aber die Fabel in der Mythologie einer geschickten Auslegung fähig ist und vieles in derselben bildlich und symbolisch gedeutet werden muß; so glaube ich auch, daß die Geschichte, oder vielmehr Legende von St. Georg, ein Sinnbild eines tapfern Christen sey, der mit der ganzen Waffenrüstung eines Christen angethan, muthig wider die Versuchung zum Abfall ficht, und auf diese Weise die christliche Kirche und Religion vertheidigt. Unser Ritter bedeutet also einen tapfern Verfechter des christlichen Glaubens. Die Kö-

g) Metamorph. IV. 18.
h) So ließe sich allerdings die Scene nach Baruth, u. s. w. versetzen.

Königs Tochter, die er rettet, stellet die Kirche Christi vor. Die Waffenrüstung ist die evangelische Lehre. Der Lindwurm oder Drache ist ein Bild des Teufels, und dieser wiederum ein Bild der Versuchung zur Apostasie. Und gerade einen solchen Streiter malt uns Paulus Epheser Kap. 6, v. 10 bis 17.

So wäre denn in der That die Schilderung des St. Jürgen ein ganz artiges und selbst biblisches Bild i) eines tapfern Christen, und wenn man die Erzehlung nicht nach dem Buchstaben, sondern symbolisch ausleget, so braucht man sich in manche Fragen über den Ritter nicht einzulassen. Ob er im **Kirchspiel St. Jürgen** gewohnt, gestorben, Güter besessen? ist nunmehr eine unnöthige Frage. Man hatte einmal einen Heiligen dieses Namens angenommen, dem wurde die dasige Kirche und alle Kirchen und Pfarrlehne gewidmet, und das ganze Kirchspiel, worin übrigens jede Dorfschaft ihren besondern Namen hat, **St. Jürgen** geheißen.

Ich habe einmal gehöret, der Ritter St. Jürgen solte ein leichtfertiger Schelm gewesen seyn. Mehr Heilige haben das Verdienst es gewesen zu seyn, wie es mir vorkomt, z. E. **St. Martin, St. Victor**, insonderheit aber **St. Robert**, welcher, um sein Fleisch, wie er sagte, **zu kreuzigen**, Unzucht und Hurerei trieb. Worin aber die Leichtfertigkeit des St. Georg bestanden, kan ich nicht sagen. **Bebel**, ein ehemaliger Straßburgischer Gelehrter, war der Meinung, Georg sey ein **Arianer** gewesen, und der Lindwurm bedeute den **Athanasius**. Das müßte ein anderer desselben Namens, vielleicht ein Cappadocier, gewesen seyn. Der unsrige, oder vielmehr der Georg von Cappadocien, der den ersten Anlaß zur Ausbildung des Ritters gegeben, war gewiß ein Rechtgläubiger. Uebrigens ist es wahrscheinlich genug, daß die Schilderung immer mehr ausgeschmückt worden, wie denn auch Ovidius seinen Perseus und Andromeda mehr ausgeschmückt und hinzugesetzt hat.

Im symbolischen Verstande, wie wir dem Ritter nehmen, kan es sehr viele Georgen gegeben haben, so wie es auch mehrere Herkulesse gegeben hat, und es ist nicht nöthig, daß wir immer an den Cappadocier denken. In der morgenländischen Kirchengeschichte lesen wir von einem Soldaten, der wohl eben so würdig war, der Ritter St. Georg zu seyn, als der von Cappadocien, wiewohl er um ein Paar Jahrhunderte jünger ist. Ein jüdischer König der Homeriten in Arabien hatte alle Christen in seiner Stadt hinrichten lassen k), und darauf dem benachbarten heidnischen Könige den Rath

i) Paulus war vielleicht als Pharisäer auf dem Wege nach Damascus selbst ein solcher gegen die Christen gewesen, und man mahlt ihn auch zu Pferde. Es ist mir aber doch wahrscheinlicher, daß er mit seinen Begleitern zu Fuße gegangen.

k) Siehe Göttingische Nebenstunden 1778. S. 23. 36.

Rath gegeben, daß er seine christlichen Unterthanen auch ausrotten müßte. Dieser König, Monder genannt, redete seine Soldaten, die Christen waren, so an [l]): Ihr höret, was sich zugetragen hat. Verläugnet also euren Christum, denn ich will nicht gütiger seyn, als die andern Könige, welche die Christen verfolgen. „Hier trat nun ein Soldat auf, und gab dem Könige voll Eifer und Muth diese Antwort: „ Wie kanst du verlangen, daß wir Christum verläugnen sollen, da wir doch nicht zu deiner Zeit erst Christen geworden sind? „Monder wurde recht zornig und sagte: „Und du unterstehest dich so vor mir zu reden?„ „Niemand, erwiederte jener, soll es mir wehren, für die Religion meines Gottes zu reden. Ich will sie bis in den Tod vertheidigen. Hier ist mein Schwerdt, welches nicht kürzer ist, als anderer ihre.„ Weil er nun ein Soldat war, der von einer vornehmen Familie war und Ansehen und Tapferkeit besaß, so schwieg der König.

— tel. — ge.

l) Siehe Michaelis syrische Chrestomathie, S. 31. 32.

Beantwortung der im 94ten Stück des Hannov. Magazins vom Jahr 1779 geschehenen Anfrage *).

Bei neulicher Durchlesung des 58ten St. des Hannov. Magazins vom J. 1780, fand ich eine Berechnung zur Beantwortung der im 94ten St. des vorhergehenden 1779ten Jahrs geschehenen Anfrage: ob in der Nacht vom $\frac{6}{16} = \frac{7}{17}$ Nov. 1632 Mondlicht gewesen? Da ich nun eine Samlung Kalender vom Jahr 1600 bis auf dies gegenwärtige Jahr besitze, so trieb mich die Neugierde zu untersuchen, ob solche Berechnung richtig gewesen. Ich nahm also den Herliciischen Kalender von dem Schaltjahr 1632 zur Hand, und fand in demselben, daß in eben erwehntem Jahr die güldne Zahl 18. Indictio 15. Sonnenzirkel 17. Sonntagsbuchstab Alten Kal. A. G. Neuen Kal. D. C. Epactæ Julianæ 18. und Gregorianæ 8 gewesen. Der neue Mond aber hat im benannten Jahr den $\frac{7}{12}$ Nov. des Morgens 8 Uhr 1 Min. 7 Sec. seinen Anfang genommen, und also am bekanten $\frac{6}{16}$ Nov. des Abends bis ungefähr $10\frac{1}{2}$ Uhr geschienen.

*) Siehe auch das 58te Stück vom Jahr 1780.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 14ten Januar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art, in so weit solche in Niedersächsischen Gegenden Anwendung findet.

Schon seit mehreren Jahren sind auf einigen Königl. und Churfl. Aemtern und adelichen Landgütern im Grubenhagischen, Dannebergischen, und in der Gegend von Hameln, mit der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art, verschiedene sehr glückliche Versuche im Großen angestellet, worden.

Man hat sich dabei der sogenannten Schweitzer, oder Läufer aus dem Elsas, bedient, die von langen Zeiten her geborne Viehhirten sind, und sich durch eine beständige Uebung und Erfahrung, überaus viel Geschicklichkeit in dieser Art der Behandlung des Hornviehes, erworben haben; so wie denselben auch das Lob der Treue, Arbeitsamkeit, guten Ordnung, Sorgfältigkeit und brauchbarer Einsichten, durchgehends beigelegt wird; welches hier, zu ihrer wohlverdienten Empfehlung, vielleicht nicht ohne Nutzen bemerkt bleibt.

Durch diese Versuche, die aus Liebe zum eignen und allgemeinen Nutzen, angestellet sind, hat sich auf eine evidente Weise ergeben, nicht nur:

Daß diese neue Art der Behandlung des Hornviehes, in Verbindung mit den übrigen Theilen der in hiesigen Landen, sowohl bei grösseren, als kleineren Haushaltungen, gewöhnlichen Wirthschaft, wohl bestehen möge; und auf keine Weise einigen Nachtheil verursache; wohl aber beträchtliche Vortheile verschaffe;

sondern auch:

Daß durch selbige in hiesigen Gegenden, sowohl ansehnlicheres, und in seiner Art vollkommeres Vieh, leichter und wohlfeiler angezogen, bei guter Gesundheit bewahrt, und bei räthlicherem Auskommen mit dem Winterfutter, in jedem Betracht zur besseren Benutzung gebracht, und dabei erhalten werden könne; als auch daß durch diese, auf Räthlichkeit gebauete Ersparung, bei den mehrsten, sowohl grössern als kleinen Landwirthschaften, nach Beschaffenheit der Orts Umstände,

stände, mehr Vieh aller Arten auszufüttern, und in bessern Stand zu setzen, mithin auch die Aecker besser zu bedüngen stehen, wie bislang geschehen zu seyn scheint;

Und daß endlich:

Da sie nicht nur manche Arbeiten und Verrichtungen, sondern auch manches Stück des nöthigen Geschirrs und Geräths vermindert, und passender macht, durch sie auch nicht weniger etwas Beträchtliches an Zeit und Kosten zu ersparen stehe, das der Landwirth auf andere Gegenstände des Erwerbes mit Vortheil verwenden kan.

Das ganze hiebei zu beobachtende Verfahren, soll mit seinen Gründen und Handgriffen, um so genauer und vollständiger angezeigt werden, je mehr die Absicht dahin geht, daß dadurch, sowohl mehrere Landeseinwohner zur Nachahmung aufgemuntert, als auch von denselben diejenigen Bemerkungen und anderweitigen Verbesserungen, welche die Erfahrung dabei in der Folge, nach den verschiedenen Lokalumständen an die Hand geben wird, zur allgemeinen Wissenschaft gebracht werden mögen.

Um hiebei die zur Deutlichkeit nöthige Ordnung und Kürze zu beobachten, wird das Wissenswürdigste unter IV. Hauptabtheilungen gebracht werden, wovon die

I. Von der Gewinnung und Zubereitung des Futters,

II. Von der Wartung und Pflege,

III. Von der Zuzucht, und

IV. Von der Benutzung des Hornviehes selbst, handeln wird; wobei jedoch, der Unzertrennlichkeit des Zusammenhanges halber, auch das schon Bekantere nicht ganz wird ausgeschlossen werden können.

Erste Abtheilung.

Von der Gewinnung und Zubereitung des Futters für das Hornvieh nach Schweitzer-Art.

Der glückliche Betrieb der Viehzucht überhaupt, hängt vornemlich von der Menge und von der Güte und Dienlichkeit des Futters ab. Je größer jene ist, desto mehr Vieh kan gehalten werden. Je besser diese sind; desto größer ist die Nutzung von demselben.

Es ist daher kein geringer Vorzug, den die Behandlung des Hornviehs nach Schweitzer-Art, darin vor der Landüblichen voraus hat, daß sie nicht nur durch eine große, auf Ordnung und Mäßigkeit sich gründende Räthlichkeit, mit Futter, zum Besten anderer Viehgattungen erspart, und dennoch das Hornvieh in einen bessern Stand setzt, wie weiter unten gezeigt werden wird; sondern auch durch den solchergestalt verbesserten und vermehrten Dünger, es nun möglich macht, mehr Sommer- und Winterfutter für das gesammte Vieh mit Nutzen zu bauen; und dieses, und selbst das Gras der schlechtern Wiesen, durch ein ganz eigenes Verfahren beim Heumachen und Einbansen, mit weit mehr Sicherheit, und vieler Ersparung an

Zeit und Kosten, dem Hornvieh zu dem gesundesten, angenehmsten und hülfreichsten Winterfutter zu machen; welches der Gegenstand gegenwärtiger Abtheilung ist. Bevor aber dies Verfahren mit seinen erforderlichen Handgriffen genauer angezeigt wird, scheint es nicht undienlich zu seyn, von dem Futter des Hornviehes überhaupt einiges zu berühren.

A. Von dem Futter des Hornviehes überhaupt.

Wenn das Getreide feucht eingebanset wird, so geht in der entstehenden Erhitzung, und schnell darauf folgenden Mulstrigkeit des Strohes, die beste Kraft seines Nahrungsstofs verloren. Auf ähnliche Weise verdirbt das allerbeste und trockneste Stroh, und wird dem Viehe unangenehm und ungesund, wenn es, wie in kleinern Landwirthschaften zum öftern geschieht, in den Ställen selbst, unmittelbar über dem Stand desselben, nur auf bloßen Ricken oder Stangen, im Brieten und üblen Ausdünstungen liegt. Ist aber über dem Stalle ein mit Dielen beschossener Boden, worauf das Stroh gebanset werden kan, so ist dies etwas anders, weil dieser es für jener Verderbung hinlänglich sichert.

Wo die Umstände des Haushalts so beschaffen sind, daß ein Theil des Hornviehs im Winter fast einzig und allein nur vom Strohe leben muß; da bleibt es, wenn dieses verdorben ist, auch der geschicktesten und besten Behandlung dennoch nicht möglich, allen davon entstehenden üblen Folgen vorzukommen. Man hat demnach die wichtigsten Bewegungsgründe von der Welt, für die möglich beste Einbringung des Getreides, in Rücksicht auf das Stroh, hier zu sorgen; und wenn die Witterung es nicht erlaubt, dasselbe anders als bei noch feuchter Beschaffenheit einzuscheuern, dem mulstrig werden desselben, durch hinein gebansete, oder hinein gesetzte Luftzüge, so viel als möglich, vorzubeugen; und lieber sein Futterstroh, wenn sonst kein Raum ist, in gegen die Nässe beschirmte Finnen einzubansen, als solches jemals in dem Stall, unmittelbar über den Stand des Viehes selbst, zu bringen.

Uebrigens ist durch genaue Versuche entschieden, daß das Vieh vom Stroh eben so viel an Gewicht, als von andern Futterarten, täglich frißt, und dabei besteht; woraus klar ist, daß jenes zu der Erhaltung des Viehes gleichmäßig, wie anderes Futter dienet; wobei jedoch nur auf Sättigung und Leibeskräfte, nicht aber auf Milch und Fleisch, noch weniger auf Wachsthum, Hinsicht zu nehmen ist.

Bei den Weiden und Wiesen verdient es einer Anzeige, daß die Kräuterreichsten nicht eben immer die besten sind. Viele dieser gepriesenen Kräuter mag das Vieh nicht; andere helfen ihm wenig; und manche derselben sind ihm gar schädlich.

Die eigentlichen Grasarten, sowohl die niedrigen und feinen, als auch die höhern und gröbern, die man jedoch mit den scharfen Gräsern, oder den

feinen Schilfarten nicht verwechseln muß, bestimmen die wahre Güte der Weiden und Wiesen für das Hornvieh. In je wärmerem und fruchtbarerem Boden sie wachsen, desto hülfreicher und wohlschmeckender sind sie dem Vieh. Ein niedriger, feuchter und saurer Grund, verdirbt diese guten Eigenschaften. Und ein von hohen Bäumen, oder Sträuchen, ja nur von höherm Farrenkraut verdämpfender Schatten, giebt ihnen sogar schädliche. Diesen beiden Fehlern kan jedoch der mehrste Landwirth in den gewöhnlichsten Fällen abhelfen, und wo nicht gänzlich, doch zur beträchtlichen Verminderung. Sonnigte Marschgegenden und trockene Wiesen an den Ufern der Flüsse und Bäche, bringen die allerhülfreichsten Gräser hervor. Ein gedüngter Wiesenboden aber, ob er gleich zu jenem besseren nicht gehörte, giebt dem Grase, wenn es auch gleich gröber wäre, und dem Viehe im Anfang weniger behagte, dennoch alles, was Gedeyen, Milch und Fett hervorbringt; und selbst in einem weit höhern Grade, als sich bei dem ungedüngten besten Bergheu findet.

Der nach Ueberströmungen zurückgebliebene Schlick macht dem Vieh das schönste Gras der Weide ungesund. Wenn auch der Reif und Thau auf der Weide an sich nicht schaden, so macht doch ihre Nässe dem Viehe die Zähne an dem Grase stumpf. Böse Nebel aber werden demselben allerdings für schädlich gehalten.

Nichts kan, als Milch- oder Mastfutter betrachtet, mit dem rothen spanischen, oder türkischen Klee verglichen werden. Doch ist bei den Kleekämpen und Kleeäckern zu bemerken: daß der Klee, der noch nicht zur Blüte aufgeschossen ist, es sey im Frühjahr oder Herbst, als eine der allergefährlichsten Weide für das Hornvieh zu achten bleibt. Diese Pflanze hegt übrigens ihre mehrsten und besten Nahrungskräfte weder in ihren Blättern, noch in ihren Blumen, sondern in den zur Blüte aufgeschossenen noch weichen Stengeln, die, nachdem sie gemähet sind, nur sehr langsam von Nässe leiden.

Bei den Gräsern verhält sich dies gerade umgekehrt. Das jüngste Gras auf der Weide ist das süßeste und hülfreichste; und die Wiesen haben ihre besten Futterkräfte verloren, sobald sie abgeblühet sind. Jede Nässe aber schadet, sowohl dem Vor- als Nachgrase, bei der Heuwindung; und der von Ueberströmungen auf denselben vor dem mähen zurückgebliebene Wasserschlick, macht beide vollkommen unbrauchbar.

Uebrigens ist bekant, daß die Gromt einer Wiese fetter sey, als das Vorheu; sie fällt aber auch etwas schwerer ins Gewicht, und reicht daher in der Fütterung etwas weiter.

Was das Kohl- und Rübenfutter anlangt, so werden die guten Eigenschaften desselben durch Einstampfen und Einsalzen vermehrt.

Läßt man die Kartoffeln am Feuer überwellen, so werden sie nahrhafter.

Bran-

Brantewein- und Küchenspühl, Molke, Biertrebern, Oelkuchen, und dergleichen, sind, wenn sie frisch gegeben werden, als Milch- und Mastfutter betrachtet, sehr hülfreich. Hingegen verlieren sie ihre guten Eigenschaften, wenn sie entweder in unreinlichen Gefäßen ansäuren, oder gar übelriechend werden, und schaden alsdann selbst dem Gedeyen des Viehes.

B. Von dem Anbau einiger Futterkräuter für das Hornvieh, insbesondere.

Da die Behandlung des Hornviehs nach Schweitzer-Art nicht so absichtlich dahin geht, mehreres von demselben aufzuziehen und auszufüttern, als sie solches virtualiter bewürket; so können diese Vortheile dadurch, daß es entweder nicht vergönnet ist mehr Vieh auf die gemeine Weide zu treiben, oder daß man nicht genugsame grüne Sommerfütterung hat, um es im Stall zu füttern, auf eine unangenehme Weise eingeschränkt werden. Dies Hinderniß wird durch den eingeführten oder ausgedehntern Anbau des spanischen Klees, auf das vortheilhafteste gehoben. Sehr entscheidende Versuche haben es gelehrt, nicht nur daß sich keine Aecker, von welcher Güte des Bodens es sey, besser als durch diesen Klee, verinteressiren, sondern auch daß ihn kein Acker trage, der nicht eben durch ihn zu einer weit ergiebigeren Getreideernte vorbereitet werde. Und zum Glück komt er fast auf allen Böden fort, die nur nicht aus todtem Sand bestehen, oder naß und sumpfig sind.

Wenn der Kleebau auf den besten Fuß eingerichtet ist, so ist doch vor der Mitte des Maies an keine Futterung mit demselben zu gedenken; und deswegen muß man das bis auf diese Zeit benöthigte Heu und Stroh, sowohl durch eine räthliche Winterfütterung mit demselben, als auch dadurch zu ersparen suchen, daß man dem Vieh im Winter, statt dieser Fourage, zuweilen etwas anderes Gutes mit durchfüttere; oder man muß auf die Gewinnung eines solchen grünen Futters Bedacht nehmen, das früher als der Klee komt.

Eine hiezu sehr glückliche Pflanze ist in hiesigen Gegenden der Winterrübesaamen, der auf die erst geschnittenen Rockenäcker von gutem fettem Lande, nach dem diese unverzüglich gepflügt worden sind, sogleich bestellt, und nächstdem im Frühjahr noch, bis nachdem er in die Blüte geschossen ist, dem Vieh entweder allein, oder in kurzem Futter, das mit Hexel von Klee- und Wiesenheu, oder Gromt geschnitten ist, gegeben wird; worauf die Gerste auf den entledigten und mit Hürdelager gedüngten Aeckern, nun noch sehr gut folgt.

Auch das zu hart werden der zur Blüte aufgeschossenen Kleestengel, verursacht einige Unbequemlichkeit bei der Stallfütterung des Viehs. Man muß daher den jungen noch nicht aufgeschossenen Klee, so gefährlich er zum abhüten ist, dennoch, um jene Unbe-

quemlichkeit zu verhüten, und um wirthschaftlich mit dem Schnitt aus- und herumzukommen, füttern; welches, wie weiter unten bei der Sommer-Stallfütterung gezeigt werden wird, unter gewissen Bedingungen ohne alle Gefahr mit gutem Nutzen geschieht.

Der vermehrte Kleebau begleitet die Vortheile der Behandlung des Hornviehs nach Schweizer-Art solchergestalt auf die allerglücklichste Weise; da er nicht nur der Verbesserung und Ausdehnung der gesamten Viehzucht gleichsam die rechte Hand bietet, sondern auch dem glücklichern Betrieb des Ackerbaues, sowohl durch den vermehrten und verbesserten Dünger, als durch die Verbesserung, die jeder Boden von dem Stand des Klees selbst unmittelbar erhält, auf das würksamste fortbilft, und dem Landwirth seinen großen Nutzen, durch vollere Scheuern, reichlichere und fettere Milch, gutes und gemästetes Vieh, auf das angenehmste zu erkennen giebt.

C. Von der Gewinnung und Zubereitung des Klee- und Wiesenheues für das Hornvieh.

Die gedüngten Kleeäcker und Wiesen tragen nicht nur weit reichlicher zu; sondern das Futter selbst ist auch von weit vorzüglicherer Güte. Auf welcherlei Art die Düngung geschieht, so ist sie nützlich und vortheilhaft; hier aber ist nur von derjenigen insbesondere die Rede, die mit Dünger vom Vieh geschieht; weil sie Klee und Gras, besonders Milch- und Hülfreich macht; und sich da ausnehmend bezahlt, wo der Wiesengrund dürr und mager ist. Der mehrste Landwirth hört von dieser Düngung selten gern; weil er sie immer nöthiger und nützlicher auf dem Felde anzuwenden glaubt; wenn er aber nur räthlich mit dem Dünger umgeht, so wird ihm der Erfolg zeigen, daß dieser Abzug ein gewisses Mittel sey, ihn vermehrt und verbessert dort hinzuführen.

Es ist begreiflich, daß die gedüngten Wiesen und Kleeäcker weit früher grünen, und geschwinder empor wachsen, da die Heuwindung alsdann vor der gewöhnlichen Regenzeit im Sommer schon einfällt, und mit verringerter Arbeit und Gefahr sicherer und vortheilhafter geschieht; welches schon allein, in der That, keiner der geringsten Vortheile ist.

Sobald der aufgeschossene Klee die ersten Blüten zeigt, und die übrigen im Begrif sind auszubrechen, hat derselbe seine höchste Vollkommenheit, und wird unverzüglich ins Schwad gemähet.

In diesen Schwaden bleibt er, es mag regnen oder nicht, so lange ungeregt liegen, bis seine Blätter auswärts abgewelket sind. Da der Klee nach aller Erfahrung, weder so bald an der Sonne ausdürret und verbleichet, noch auch vom Regen so leicht ausgesogen und entkräftet wird, als irgend eine Grasart, noch auch, wie solche, sich in den Schwaden erhitzt und mulstrig wird; so ist diese Procedur

ſeʒur ohne Gefahr und Nachtheil für den Klee.

An einem trocknen Tage werden die Schwaden alsdann mit untergeſchobenem Forken- oder Harkenſtiel ſo umgewandt, daß das, was vorher unten war, nun oben kömt. Der Handgrif iſt leicht, und ſchlägt geſchwind von der Stelle.

Man wartet nun die völlige Abwelkung auch auf dieſer Seite ab; und bringt nächſtdem alles in Hocken. Dieſe werden, wenn ſie auſſen welker geworden ſind, gekehrt, das iſt: was inwendig war, wird an die Luft gebracht. Nächſtdem aber werden zwei und zwei ſo auf einander geſeʒt, daß ſie zugleich gekehrt werden. Nach mehr eingeſchrumpften Stengeln werden auf obige Art mehrere Haufen zuſammen gebracht, damit ſich der Klee in denſelben ein wenig erwärme, und ſeine geſchwindere Abtrocknung dadurch befördert werde. Komt nun ein feſter Sonnenblick, ſo werden dieſe Haufen ein wenig aus einander geſtoßen, und der Klee, wenn nur die Blätter völlig ausgedürret, nemlich braun und ſchwärzlich ſind, je wärmer im Sonnenſchein geworden, deſto beſſer nach Haus gebracht; da man völlig unbekümmert bleibt, ob die Stengel noch ſchlei (zäh und groſigt) ſind, und ob ſich hier oder dort noch eine ganz unverwelkte Blüte zeigt; weil beides vollkommen unſchädlich iſt, wenn nur der Klee gehörig gebanſet wird; wie gleich, wenn vom Wieſenheu geredet iſt, gezeigt werden ſoll.

Die Wieſen werden, bei einiger gewiſſen Vorausſicht von ein Paar guten Tagen, lieber etwas früher, da das Gras noch zart und ſaftig iſt, zum Heu gemähet; als daß man ſich aus Vorurtheil an die gewöhnliche Jahrszeit bände; wo durch das Aufſchießen und Verhärten der Stengel, die beſten Eigenſchaften zum Heu ſchon verloren ſind. Am Ende wird dennoch nicht weniger gutes Winterfutter geerntet; weil die Gromt, die nicht gern früher als Michaelis, bei guter Witterung gemähet wird, nun um ſo viel dichter und höher wächſt; und, wie oben ſchon angemerkt iſt, bei der Fütterung etwas weiter reicht, wie Vorheu.

Was gemähet iſt, wird früh morgens aus einander geſchlagen. Dies geſchieht ſo dünne als möglich; und mit Sorgfalt, das kein Graszopf unauseinander gezogen bleibe.

Sobald ſich die Breiten oben nur ein wenig in der Farbe verändert haben, werden ſie ſoſort gewendet. Das ſorgfältigſte Augenmerk geht dabei immer dahin, die ſich zeigenden Graszöpfe zu zerſtören, und ſie fein klar in die Breite zu bringen. Dieſe Arbeit wird mit dem lebhafteſten Fleiß betrieben, und ſo oft wiederholt, als die Tageslänge es nur immer erlaubt. Sobald die Sonne aber im Niedergange iſt, wird alles in Haufen gebracht, die wenigſtens Manns Höhe haben.

Wenn am andern Morgen der Thau abgetrocknet iſt, wird, wie den Tag zuvor, verfahren, und das auseinan-

derzopfen

derzopfen der kleinsten Grasklümpchen bleibt immer das Hauptziel der Arbeit. Komt es dann noch an diesem Tage mit dem Heu so weit, daß es dunkelgrün von Farbe ist, bei dem wenden rauscht, und einen kleinen Heugeruch von sich giebt; so wird es, wenn noch Zeit vorhanden ist, und die Witterung es räth, sogleich, oder im gegenseitigen Fall, nachdem es noch in größere Haufen, als von Manns Höhe gebracht worden ist, am andern Morgen, nach vorhergegangener Auseinanderstossung, nun unverzüglich eingefahren; ob es gleich noch zähe und etwas grasigt ist. Die Gromt wird sehr selten schon am andern Tage der Bearbeitung so weit kommen, daß sie beim wenden rauscht, und einen Geruch von sich giebt; sobald sie dies aber nur in einem etwas **stärkern Grade** thut, als beim Heu erforderlich war, wird sie ebenfalls unverzüglich heim gebracht.

Eine völlige Ausdörrung der Grase, wobei das Heu, es sey vom Klee oder Gras, oder die Gromt knochentrocken, wie man sagt, geworden ist, ist das allerschädlichste was beiden zustossen kan. Die säuerlichen und öligten Theile, die eben dem Hornvieh so wohlschmeckend und nahrhaft sind, sind von der Hitze, oder der Ausdörrung der Luft, gleichsam zusammengeschweist, und zu einer wiedrigen Laugenart gemacht; und so kan das Heu zwar noch sehr grün und schön ins Auge fallen, aber seine schönsten Kräfte sind nicht mehr; und es wird von dem Hornvieh, das nie dabei gedeiet, selbst sehr ungern gefressen. Treten hingegen Heu und Gromt, die zwar stark zusammen geschrumpft sind, aber noch ein wenig Grose haben, nach ihrer Einbansung unter solche Umstände, daß diese übrig gebliebene Grose nun von selbst in eine innere Bewegung geräth, so entsteht eine neue Mischung und Theillegung dieses Saftes, die sich, wenn alles ruhig gelassen wird, in einer Art von weingeistigen Gährung endigt, die dem Heu oder der Gromt nun zwar alle schöne Farbe nimt, und sie rothbräunlich macht, aber denselben dagegen einen lieblichen, rosenähnlichen, oder auch honighaften Geruch, und nun auch ganz neue und eigene aber die kräftigsten Nahrungstheile, verleiht. Und dies sind die Gründe, warum der Klee, oder das Heu, oder die Gromt, nur bis zu dem angezeigten Grad der Trockenheit gebracht wird, und warum man beide alsdann, damit sie nicht von Luft und Sonnenhitze zu sehr ausgedürret werden, sogleich, und solte auch die Mittagsruhe deswegen verkürzt werden müssen, in höhere als Manns hohe Haufen bringt, um sie vor dieser allerschädlichsten Verderbung zu bewahren.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 18ten Januar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art, in so weit solche in Niedersächsischen Gegenden Anwendung findet.

(Fortsetzung.)

Wenn die, zum Einscheuern schon bereitete Heuhaufen, es sey vom Regen oder vom Thau, naß werden, so dürfen sie nun nicht eher geladen werden, bis sie völlig wieder abgetrocknet sind. Das geringste von dieser Nässe würde eine sehr schnelle Erhitzung, und durch diese eine geschwind zur Fäulung übergehende Gährung der Säfte hervorbringen, die das Heu in kurzer Zeit mulstrig, und nächstdem staubigt machen würde.

Ist aber das Heu oder die Gromt zu diesem bestimmten Grad der Abtrocknung noch nicht gelangt, und das noch aus den Haufen auszustreuende und zu wendende junge Heu oder Gromt, wird in diesen unglücklicher Weise von einem Regen betroffen, der die Witterung auf das Unbeständige setzt; so werden die Haufen, jedesmal, sobald als sie nur abgetrocknet sind, gekehrt; und man bringt nachgehends lieber zwei derselben gekehrt auf einander, als daß es bei ungewisser Witterung gewagt werden dürfte, sie in die Breite zu legen. Ein einziger durchdringender Regen würde den schon verdickten Saft wieder auflösen, und ihn, entweder im abfließen, oder verfliegen, mit sich davon führen, dem Heue oder der Gromt aber mit demselben Farbe und Kraft nehmen; oder bei der Wiederzusammenbringung derselben in nasse Haufen, diese schnell erhitzen, und bald zur Fäulung und zum Schimmel bringen.

Dauert daher eine solche ungewisse Witterung fort, so wird in jeden zu benutzenden günstigen Augenblicken ungesäumt fortgefahren, die schon vergrößerten Haufen zu kehren, und allenfalls noch ferner auf einander zu setzen. Und komt alsdann durch diese Arbeit das Heu oder die Gromt nur so weit, daß sich weder wahre Graszöpfe, noch einige Feuchtigkeit vom Regen mehr daran befindet, so eilet man lieber damit nach Haus, als daß man es bei fortdauernder Gefahr noch länger draussen ließe.

Das Einbansen des auf diese Art zu Heu oder Gromt gemachten Klees, oder Grases, geschieht entweder unter freiem Himmel in sehr großen Finnen, oder Stöcken, die nachher mit Stroh oder Rohr gegen den Regen verwahrt, und nicht eher wieder geregt werden, bis sich die in denselben entstandene Hitze durch und durch wieder verloren hat. Oder, wenn nur Heu und Gromt keine Feuchtigkeit vom Thau und Regen an sich haben, wie sie schlechterdings nicht dürfen, so kan das Einbansen, wie auf verschiedenen Landgütern hiesiger Gegend auch schon erprobt ist, bei einiger Aufsicht, ohne alle zu besorgende Gefahr vor Verderbung oder Entzündung, sehr wohl auf dem Heuboden geschehen; wiewohl, damit der Landwirth sich selbst zu mehrerer Ueberzeugung und Einsicht verhelfe, es immer zu rathen seyn wird, die ersten Proben, insbesondere mit der Gromt, die sich weit fürchterlicher dem noch unerfahrnen Anblick zeigt, lieber in freier Luft unter gehöriger Beschirmung gegen Regen und Schnee anzustellen; indem, was wohl zu merken ist, alles verdirbt, sobald man sich durch Hitze und Dampf so weit in Furcht jagen läßt, einen solchen Heustock nieder zu reißen, und an der Luft auseinander zu streuen.

Das Einbansen selbst geschieht auf einem trocknen, reinen und freien Plaz, es sey draussen, oder auf dem Heuboden. Wären herabstehende Sparren oder Balken in diesem Plaz mit begriffen, so würden diese unvermeidlich dadurch schaden, daß sie entweder ganz ledige, oder doch lockerer gebansete Zwischenräume, in dem Heustock hervor brächten; worin, und um welche herum, in beiden Fällen alles Heu schimmlicht und staubigt werden müßte. Weßwegen man diesen Vorfall beim Einbansen jederzeit sorfältigst vermeidet.

Das Einzubansende wird Armvollweise über den ganzen Plaz mit Hurtigkeit, und mit sorgfältiger Auseinanderziehung aller Zöpfe oder Klümpe, so dünn als möglich ausgebreitet; womit von Schicht zu Schicht so lange fortzufahren ist, bis der Acker, oder die Wiese, von Heu oder Gromt ledig ist.

Die Höhe eines auf diese Weise zu legenden Heustocks kan nie zu groß werden, wenn sie auch das Dach erreichte, auch seine Dichtigkeit nie zu stark; viel eher beide zu geringe.

Die erforderliche Größe seiner Grundfläche wird daher nach der Menge des einzubansenden Heues genau ermäßiget, und so klein als möglich gemacht, damit jener so hoch als möglich werde.

Es versteht sich, daß weder Gromt auf Heu, noch Klee auf gemeines Heu, oder umgekehrt, in einen Stock gebanset werden könne. Auch kan von jeder Art nur dasjenige, was zu einer Zeit, z. B. in einer Woche eingebracht wird, in einen Stock gebanset werden. Was zu einer andern Zeit einkomt, macht einen neuen Stock.

Man achtet nunmehr darauf, wann das

das Heu oder die Gromt nach einigen Tagen warm zu werden und auszudünsten anfängt. Sofern die Hitze auf Armenslänge in den Stöcken nicht größer wird, als daß die Hand sie noch einige Minuten ertragen kan, ist von dem aufsteigenden Dampf, so stark er seyn mag, für den Stock nichts nachtheiliges zu besorgen. Dieser Grad der Erhitzung ist vielmehr der allererwünschteste, und man läßt den Stock gänzlich ungeregt, bis er selbst wieder durch und durch erkaltet. Wird aber die Hitze in dem Stock für die hineingesteckte Hand bis zum nicht aushalten groß; dann öfnet man ihn da, wo dieser Grad der Hitze gespürt wird, durch einen, oder wenn es nöthig scheint, mehrere, von oben, oder an den Seiten, mit verwahrter Hand so tief als möglich hineingearbeitete Kanäle oder Schornsteine, wenn man so reden kan.

Zeigt sich das Heu oder die Gromt, wenn man mit einem solchen Kanal 6 oder 8 Fuß in den Stock hineingedrungen ist, noch nicht schwarz; sondern nur braun ober braunroth, so ist alles noch gut; und man verschließt diese gemachten Oefnungen alsdann mit demjenigen, was heraus gezogen worden ist, sogleich auf das festeste wieder. Ist aber die Farbe an mancher Stelle schwärzlich, so muß der Kanal bis dahin gebracht werden, wo dergleichen nicht mehr gefunden wird. Man bringt alsdann auch gern mehrere Kanäle auf diese Weise an. Sobald sich durch Hülfe des hier abgezogenen Quantums, die Wärme bis auf einen mäßigern Grad wieder vermindert hat, wird alles auf vorbemeldete Art sogleich wieder dicht verschlossen; und man regt nun den Stock nicht nur nicht mehr, bis er gänzlich kalt ist, sondern auch selbst nicht eher, bis man ihn zum Gebrauch anbrechen muß; welches alsdann mit Ordnung, und nach dem jedesmaligen Bedürfniß, durch abschroten mit einem Schroteisen geschieht, wobei man nach angestelleten Versuchen ohngefähr darauf rechnen kan, daß eine Cubikelle, oder ein Würfel dessen Seite zwei Fuß länge hat, zwischen 70 und 80 Pfund im Durchschnitt wiegen wird.

Durch diese in England, Holland, und auch in einigen Marschdistrikten von Deutschland, längst übliche Art der Gewinnung und Zubereitung des Heues und der Gromt, die selbst ein nur mittelmäßiges Gewächs von schlechtem Wiesengrund zu einem so fürtreflichen Futter für das Hornvieh macht, daß dasselbe nicht nur besonders gut darnach milcht, sondern auch lebhaft fortwächst, und selbst in kurzer Zeit fett wird, wird das hauptsächlichste Futter nur einzig und allein in seiner vollkommensten Güte geerntet, in den mehrsten Fällen der verzweifeltsten Regenwitterung noch gerettet, und überhaupt mit beträchtlicher Ersparung an Zeit und Arbeit, und deren Geldeswerth, gewonnen. Das allerkräftigste befindet sich jederzeit in der Mitte des Stocks, und ist

 den

den Zuchtkälbern gedeihlicher und hülfreicher, als alle Schrot- und Mehltränke; wie sich jeder hievon durch eigene Erfahrung überzeugen kan.

Bei so vielen Vorzügen vor der gemeinen Heuwinnung wird der Landwirth gereitzt werden, wenigstens zuerst einen Versuch im Kleinen damit zu machen, der ihm vermuthlich gelingen, und keine Ursache zum bereuen geben wird.

Wenn übrigens das Heu oder die Gromt, durch unvermeidlich gebliebene Zufälle, bei böser Witterung, so sehr an Farbe und Geruch gelitten hat, daß wenig Hofnung übrig ist, daß es sich von selbst erwärmen und in Gährung setzen werde; in diesem Fall ist das Mittel: über jede dünn ausgebreitete Schicht, beim Einbansen so viel Salz zu streuen, daß ohngefähr auf jedes Fuder ein guter halber Himte falle; die Schichte aber selbst durch ganz dünnes ausbreiten so dicht und fest als nur immer möglich, auf einander zu bansen und zu treten; da es sich dann wenigstens noch ein wenig erwärmen, und, wenn nicht verbessern, doch gegen mehrere Verderbung, Mulstrigkeit und staubig werden, gewiß halten wird. Es versteht sich, daß solches beschädigtes Heu oder Gromt, auf das allervollkommenste von aller Feuchtigkeit vom Regen oder vom Thau, ausgetrocknet seyn müsse; und daß, wenn sich die Gelegenheit findet, neu gemachtes gutes Heu oder Gromt, Schicht um Schicht, auf obige Weise mit demselben zugleich einzubansen, es alsdann seine verlornen Kräfte meist wieder erhalten, oder doch ungemein verbessert werden werde.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Ueber die Möglichkeit einen gewissen Theil der Oberfläche des Flüßigen, durch die Aufgießung eines eigenthümlich (specifice) leichteren Flüßigen, oder auch noch durch andere Mittel, zu einer gewissen Ruhe zu bringen.

Größtentheils aus den Nouveaux Memoires de l'Academie royale des Sciences & belles lettres de Berlin, vom J. 1778.

Bekantlich hat man, besonders wieder seit einiger Zeit, über diese schon von den Alten a) behauptete Möglichkeit, verschiedenes geschrieben. Z. E. Essai

a) *Plin.* hist. nat. lib. 2. cap. 106. Mehrere Stellen der Alten hat Hr. Prof. Meister in Commentat. societ. scient. Gœtting. I, 1778 angeführt. Daß man auch nicht erst jetzt wieder dieses Mittel anzuwenden anfängt, sieht man aus Langhans ostindischer Reise. Leipzig 1705. 8. S. 47. 79. Dieser reisete 1694 nach Indien, und sah dieses Mittel mehr als einmal anwenden.

Essai sur les moyens de diminuer les dangers de la mer par l'affusion de l'huile, ou goudron, ou de quelque autre matière flottante, par Mr. de *Lelyveld*, aus dem Holländischen, Amsterdam 1776. gr. 8.

Ferner Observations sur les rapports physiques de l'huile avec les flots, tirées du Journal historique & littéraire de Luxembourg &c. par Mr. *Flexier de Réval*. Paris 1778. 12.

Imgleichen Le Voyageur naturaliste, ou Entretiens sur les Moyens de ramasser les Objets d'histoire-naturelle & de les bien observer, avec des Observations propres à étendre les recherches relatives aux Connoissances humaines en général, traduit de l'anglois, auquel on a joint l'art de calmer les flots de la mer, Ouvrage aussi traduit de l'anglois, qui renferme la preuve d'un phénomène qui mérite d'être placé parmi les découvertes curieuses & utiles de la physique moderne. A Amsterdam & à Paris, 1779. 12.

Ja, in einer Hamburgischen Zeitung vom J. 1779 stand: „Die Methode die Gewalt der Wellen, oder „wie die Seeleute es nennen, die „Brandung, durch Hülfe des Oels, „Thrans, oder anderer fetten flüßigen „Materien, zu brechen, scheint auch auf „unserer Elbe durch ein merkwürdiges „Beispiel, bestätiget zu seyn; denn „als in dem schweren Sturm vom 5ten „Julius, des Schiffers Pinter Reinders Schif, von Amsterdam kommend, beim Einlaufen in die Elbe, „auf dem dortigen sogenannten Vogelsande zu sitzen kam, und wegen „der schweren Brandung das Volk „nicht gerettet werden konte; so wurden zuletzt durch das starke Stoßen „des Schiffes, einige unter der Ladung „befindliche Oelfässer zerbrochen, und „sobald das darin befindliche Oel ausser dem Bord des Schiffes floß, legte sich die Brandung, und die dahin „eilenden Lootsen, konten mit ihren „Fahrzeugen dem unglücklichen noch „lebenden Schifsvolke, das schon 6 „Stunden auf dem noch übrig gebliebenen Vordertheil des Schiffes gesessen, zu Hülfe kommen, und dasselbe retten.„

Herr Prof. **Achard** in Berlin hat dieserwegen besondere Versuche angestellt, und von denselben heist es im Journal encyclopedique vom October vor. J. wie folget:

Viele Seefahrer schreiben dem Oele die Eigenschaft zu, die Bewegung des Meeres vereiteln, oder doch verringern zu können; andere machen es ihm streitig. Um sich von der Wahrheit zu überzeugen, hat Hr. Prof. **Achard** verschiedene Versuche mit einem kleinen Fahrzeuge vorgenommen, woraus er den allgemeinen Schluß zieht, „daß, „wenn die Oberfläche des Wassers, „welche die wellenförmige Bewegung „hervorbringt, sich gleich angenommen „wird, alsdann diese Bewegung nur „etwas geringer seyn wird, wenn Oel „auf dem Wasser schwimmet, als wenn „keins darauf ist.„ Aber es scheint, fährt er fort, daß die Seefahrer vie-

les in den Nachrichten übertrieben, welche sie uns, von ihren darüber angestellten Beobachtungen ertheilet haben. Ist es nicht gleich anfänglich unglaublich, daß eine so geringe Menge Oel, wie diejenige, welche sie dazu vonnöthen zu haben vorgeben, irgend einige Würkung auf eine so ansehnliche Fläche hervorbringen könne, als diejenige des Meeres ist, welche ein Schif umgiebet? Aber, gesezt auch, es sey möglich, ist es denn nicht sehr gewiß, daß, da die Bewegung des Schiffes, besonders bei Sturm und Ungewitter, niemals mit derjenigen des Wassers genau überein treffen kan, das Oel in gar wenigen Augenblicken, so weit hinweg geführet werde, daß es unmöglich noch irgend eine Würkung auf dasjenige Wasser, so das Schif berührt, haben könne?

Dies Vermögen, die Bewegung des Wassers zu verringern, hängt nicht blos von der Flüßigkeit des Baumöls ab. Hievon versicherte ich mich, sagt Herr Prof. **Achard**, indem ich zu meinen Versuchen auch anders Oel nahm. Ich brachte das Wasser draussen in die Hälte, nachdem ich Oel dazu gegossen hatte; die Tropfen geronnen und verloren ihre Flüßigkeit; die Würkung aber davon war um so ansehnlicher. Man sah nun, daß das kleine Fahrzeug, welches auf dem Wasser schwamm, sich dort ungleich länger über demselben erhielt, woselbst die kleinen geronnenen Oelkugeln herum trieben, als solches vorhin geschah, wie das Oel noch flüßig war.

Hieraus schloß ich, daß das Oel diejenige Würkung, wovon hier die Rede ist, nur in sofern hervorbrächte, weil es specifice leichter als das Wasser ist, und daß folglich Körper viel leichter als das Wasser, und von einem viel größern Umfange, als derjenige ist, welche Tropfen von Oel haben können, wenn mans ins Wasser gießt, auch einerlei Würkung, aber in einem ungleich größern Grade hervorbringen müssen.

Herr Prof. **Achard** hat die Wahrheit dieser Vermuthung, durch noch mehrere von ihm nachher angestellte und beschriebene Versuche erfahren, worauf er sich hierüber zulezt folgendergestalt erklärt: Wendet man alles dies, was ich bisher gesagt habe, auf die Schiffahrt an, es sey nun auf offnen Meeren, oder auch nur auf Flüssen, wo sie oft auch gefährlich genug seyn kan, so wird man leicht Mittel hieraus herleiten, sie viel sicherer zu machen, und die Gefahr zu verringern, welche von der Bewegung des Wassers herrührt. Oel verwerfe ich sofort gänzlich, aus Ursachen, die ich schon angegeben habe; dagegen aber würde ich mit Luft angefüllte Tonnen nehmen, in welche das Wasser gar nicht einzudringen vermögte: noch lieber aber würde ich blecherne Kasten vorschlagen, viereckigt 6 oder 8 Fuß groß, und 1 oder 2 Fuß hoch, die eben so wie die Tonnen blos mit Luft angefüllet, und undurchdringlich dem Wasser seyn müßten. Ohne große Beschwerde könten die Schiffe gar leicht,

leicht, jedesmal mit einigen Dutzend solcher Tonnen, oder blechernen Kasten, versehen seyn, woran Seile fest gemacht, an welchen man sie aus dem Schiffe werfen, und wieder in dasselbe zurückziehen könte, je nachdem das Wasser sich bis zu dem Grade erhebt, daß einiges Unheil daher zu besorgen ist. Im Kleinen habe ich schon Versuche mit solchen blechernen Kästgen gemacht, und der Erfolg davon war so, daß ich glaube, dies als ein sehr tüchtiges Mittel vorschlagen zu können, die Gefahren der Schiffahrt zu verringern. Vielleicht lassen Seemächte auch im Großen Versuche hierüber anstellen. So weit Herr Professor Achard.

Zu Besänftigung aufgethürmter Wellen vor Deichen und Dämmen, Küsten und Ufern, hat es jedoch hiernach bis jetzt, wenigstens so viel ich noch weiß, auf keinerlei Art damit recht glücken wollen. Mir fallen hiebei im letztern Betracht, auch die sogenannten **Triebbalken** ein.

Diese bestehen darin: man schlägt in einigen Gegenden vor den Ufern der Flüsse und Kanäle ein Paar Pfähle senkrecht ein, und befestigt daran einen aufs Wasser geworfenen runden Balken an seinen beiden Enden in der Maaße, daß er an den eingeschlagenen Pfählen frei auf und nieder gehen kan. Ein solcher Balke heist ein Triebbalke, holländisch Dryfbalk en paal, oder auch Regelbalk, und soll dazu dienen, das unmittelbare Anschlagen der einreißenden Wellen längst nothleidenden Ufern zu verhindern. Wenn alsdann die Wellen im Begrif sind, mit ihrer ganzen Stärke aufs Ufer loszugehen, empfängt sie der Balke, und geht mit ihnen so lange auf und nieder, bis ihre Gewalt gebrochen, und sie wo nicht gänzlich ruhig, doch größtentheils besänftiget, oder unschädlich gemacht worden. Dies ist nun freilich wohl zur Verminderung der geringen Bewegung des Wassers in kleinen Flüssen und Kanälen hinreichend. Wellen aber die Wind und Sturm auf großen Strömen, oder gar auf der See, mit einer fast unglaublichen Macht vor sich aufthürmt und um sich wirft, dürften damit nicht zu besänftigen seyn. Gleichwohl schlug *Nicolaus Listingh* in seinem 1705 zu Amsterdam in 4. herausgegebenen sogenannten Incitamento & Adjumento tot het uytvinden van bequaame Middelen om de Zeedyken in Holland en Westvriesland tegens het doorbreeken & afspoelen te beschermen en te bevreyden, vor, diese Triebbalken auf keinem geringeren Posten, als vor dem, besonders damals, so äußerst wichtigen Seedeich zwischen Muyden und Amsterdam, anzulegen, und nannte sie sogar Zeedwinger. Die Kupfer vor seinem Werke erklären die Sache auch von allen Seiten fürtreflich: nur Schade, daß die Wellen eben um die Zeit, da sie so schrecklich toben, als auf dem sechsten Kupfer nur gar zu natürlich vorgestellt worden, das ganze Triebwerk um sich herum schleudern, und damit zugleich alsdann das

Uebel noch ungleich ärger machen werden; ich habe auch diese Triebbalken in den verschiedenen Provinzen von Holland, nirgends, als auf der Amstel bei Amsterdam, und hin und wieder in einigen Kanälen der sogenannten Treckfahrten, gefunden, woselbst sie denn auch füglich diejenigen Wellen, welche von Zeit zu Zeit blos die Schiffahrt erregt, brechen und den Ufern unschädlich machen können. Und wenn L. L. Sturm in seinen architectonischen Reiseanmerkungen, die Triebbalken auch vor denen an der See belegenen Deichen, alles Ernstes rathsam findet; so weiß ich weiter hiebei nichts zu denken, als daß dieser berühmte Mann mit dem festen Lande ungleich bekanter als mit Küsten und Ufern, oder vielmehr mit dem Wasser, gewesen; und daß ja, so wie man sagt, auch selbst Homer je zuweilen geschlafen.

Harburg. N. B.

Anfrage.

Ich las in dem Journal encycl. Juil. 1780. T. V. P. II. p. 344. eine Nachricht, die verdiente bekannter zu werden, wenn durch die Erfahrung bestätigt wird, daß sie die hier angegebene Würkung thut, da wir in unserm Lande so viele Tannenwälder haben, und die Tannenzapfen eine neue Nutzung erhielten. Sie ist folgende: „Um eine Mauer auf die einfachste, „dauerhafteste und angenehmste Art zu „bewerfen, oder zu berappen, nimt „man von magerm und fettem Kalke „gleiche Theile, macht ihn mit Was„ser, das man über einer Menge „Tannenzapfen hat abkochen lassen, an, „und rührt es wohl unter einander. „Wenn dieser Tünch hernach klar ge„worden, soll man ihn mit einem Be„sen auf die Mauer tragen, darauf „ausbreiten und trocknen lassen, aber „ihn nicht mit der Kelle glatt streichen. „Dieser Tünch bekomt keine Risse, „blättert auch nicht ab, sondern dauert „viele Jahre.„ Solte nicht auch der Leim, der oft in Sandländern so mager ist, daß er nicht hält, dadurch verbessert werden können? Dies würde ein großer Vortheil seyn, wenn Versuche solches bejaheten.

H. S.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 21ten Januar 1782.

Einige Anmerkungen zu dem im 96ten und 97ten St. des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre befindlichen Aufsatze: Ueber die Würkung des Pulvers in den Schießgewehren, vom Artillerie-Lieutenant Martens.

Der Herr Verfasser des im 96ten und 97ten Stück des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahr befindlichen Aufsatzes: **Von der Würkung des Pulvers in den Schießgewehren**, wird es mir erlauben, daß ich seiner sonst in vielem Betracht schönen Abhandlung einige kleine Anmerkungen hinzufüge, nicht um über einige Stücke derselben einen schriftstellerischen Streit anzufangen, denn dafür behüte mich der Himmel! Nein, sondern über diejenigen Punkte meine Meinung frei heraus zu sagen, über die ich noch einige Zweifel habe, damit andere geschickte Männer sich vielleicht dadurch einen Theil ihrer Arbeiten abkürzen können, wenn sie es unternehmen solten, uns und den dabei intereßirten Theil des Publikums durch thätigere und belehrendere Versuche zu unterrichten.

Dies sey zur Rechtfertigung gegenwärtiger Gedanken genug gesagt; — also zur Sache selbst.

Erstlich etwas von den angestellten Proben, von denen ich nur so viel zu dem Aufsatze des Herrn R... hinzufügen will, als zu besserm Verständnisse, oder mehrerer Berichtigung dient.

Die Proben, wo die Gewehre auf einen kleinen mit 4 Rädern versehenen Wagen gelegt wurden, geschahen am ersterm Tage auf einem horizontal gelegten Brette, das 20 Fuß calenbergische Maaße lang und 15 Zoll im lichten breit war, — der Wagen lief aber bei allen dreien Sorten hinten hinaus.

Man verbreiterte das Bret um 13 Zoll, und verlängerte es um 19⅔ Fuß, folglich war seine Breite im lichten 28 Zoll und seine Länge 39 Fuß 8 Zoll.

Auch hier liefen die Wagen hinten hinaus, und weil man keinen Quadranten oder dergleichen Instrument eben bei der Hand hatte, so erhöhete man das Bret hinten bis auf 15 Zoll.

Man machte indeß die Bemerkung, daß bei dem Abfeuern der Gewehrläu-

se der Wagen stets an die dem Zünd-loch entgegen stehende Leiste des Brets getrieben wurde. — Dies geschahe, wenn sonst kein Fehler begangen war, stets zwischen 29 und 31 Fuß der Länge des Brets, folglich auf der ohngefähren Hälfte der geschehenen Verlängerung, und die durch den Anlauf bewürkte starke Reibung brachte den Wagen die mehrste Zeit in Unordnung und kurz darauf in Ruhe. — Mir, der ich nur ein zufälliger Augenzeuge dieser Versuche war, schien es wahrscheinlich, daß dieser Seitenstoß blos von der aus dem Zündloche fahrenden elastischen Pulvermaterie herrühren müsse; — ich that den Vorschlag, die Zündlöcher gerade aufwärts zu legen, und nun fuhren die Wagen bei allen dreien Gattungen hinten hinaus, ohngeachtet das 39½ Fuß lange Bret 15 Zoll elevirt war.

Man wolte daher durch ein Pendul die Geschwindigkeit, und folglich den Rückstoß finden. — Man richtete ein Knie von 9 Fuß Länge auf, man ließ dem Gewichte bei dem Abfeuern den ersten Impulsum geben; — man zählte die Schwingungen, welche 240+x seyn solten, und man wolte bemerken, daß bei den Gewehren, wo die Zündlöcher genau am Boden gebohret waren, bei 220. eine kleine Abänderung, nemlich eine kürzere Schwingung von etwa 1 Zoll breit an jeder Seite Statt finde. — Ich lasse dieses dahin gestellet seyn, ob es zwar wohl außer Zweifel seyn dürfte, daß bei Bestimmung der Schwingungen eines und eben desselben Pendels es nicht allein auf die **Höhe** derselben, sondern auch auf die **Zeit**, in welcher nemlich eine gewisse Anzahl geschehen, ankomme; (bei Pendeln von verschiedener Länge komt es blos auf die Höhe der Schwingungen bei Bestimmung der Kraft des Stoßes an, hier war aber bei allen dreien Gattungen von Gewehren ein und eben dasselbe Pendul,) indessen muß ich bemerken, daß das Knie zu schwach war, und eine viel zu schlänkernde Bewegung hatte, als daß ich wenigstens **daraus** diesen Satz für erwiesen halten würde.

Aus diesen und den mit dem zusammen geleimten Papier, das vor die abzufeuernden Gewehre gelegt wurde, gemachten Versuchen glaubt der Herr Verfasser des oben angezeigten Aufsatzes nun als ungezweifelt beweisen zu können, daß die Bohrung des Zündloches auf die Entzündung des Pulvers zwar Einfluß habe, auf den Rückstoß aber nicht im geringsten würken könne.

So sehr ich, in Ansehung des Hauptsatzes, der hier als das Resultat angesehen wird, mit mehr gedachtem Herrn Verfasser einerlei Meinung bin, so wenig kan ich doch demselben darin beipflichten, daß durch die angestellten Versuche jener Satz außer allen Zweifel gesetzt wäre. — Die Proben waren, wie bei allen Fällen, wo die Theorie noch nicht gehörig bestimt ist, noch vielen Mängeln unterworfen, auch wolte man, um diese Mängel zu verbessern, die Versuche noch weiter fort-

fortsetzen, ward aber durch mancherlei wichtigere Beschäftigungen bis jetzt daran behindert.

Mir deucht es inzwischen wesentlich nothwendig und unterrichtend zu seyn, alle Fehler, die man bei solchen Experimenten begangen, bei Bekantmachung der Resultate mit bemerklich zu machen. — Dann könten neue Untersucher vielleicht da anfangen, wo wir aufgehöret, und wahrscheinlich wären wir in manchen Stücken schon viel weiter gekommen, hätte die Eigenliebe nicht verschiedene Herren bewogen, ihre Untersuchungen stets ihren Demonstrationen paßlich zu machen.

Doch ich wende mich nun zur Sache selbst, ohne mich weiter bei Nebendingen aufzuhalten, muß aber bei der Beschreibung des Salpeters zu besserer Verständlichkeit nur noch anmerken, daß der Salpeter an und für sich selbst jene erstaunliche Kraft nicht äussere, so lange kein anderer brennbarer Körper dazu gethan wird, man mag ihn so sehr erhitzen, als man will. — Dies ist eine allen Chymikern, Artilleristen, Pulvermachern &c. bekante Sache, denn man mag ihn auch durch die größte Hitze bearbeiten; — zum Schmelzen bringen, so wird er doch nicht die geringste Gewalt äußern; — sich auch nicht entzünden; — man setze aber nur einen andern brennbaren Körper hinzu, und seine Entzündung wird ihm seine ganze Gewalt mittheilen.

Salpeter ist, so viel wir jetzt wissen, wahrscheinlich nichts anders, als eine Art einer in äußerst feinen Behältnissen verwahrter fixer Luft, nur mit dem Unterschiede, daß jede erzeugte fixe Luft mit Gewalt aufgehalten werden muß, wenn sie sich nicht mit der Atmosphäre vereinigen, ins Gleichgewicht setzen soll, dahingegen die im Salpeter vorhandene fixe Luft, durch Kräfte, welche wir nicht kennen, zusammen gehalten wird, bis ein entzündeter anderer brennbarer Körper ihr durch seine Erhitzung den Ausgang öfnet, und ihr Gelegenheit giebt, sich mit der Atmosphäre ebenfalls ins Gleichgewicht zu setzen. Vielleicht erzeugt sich auch erst ein Theil dieser Luft bei der Entzündung. Daher wahrscheinlich die erstaunlichen Würkungen dieser 800 mal dichtern Luftmaterie, von der wir oder unsere Nachkommen vielleicht besser zu urtheilen im Stande seyn werden, wenn die Natur, und folglich die Art der würkenden Kraft des Salpeters einmal näher entdecket, und auf unstreitige Grundsätze gebracht seyn wird.

Der Herr Verfasser schließt, nachdem er ganz richtig bemerkt hat, daß bei allen Würkungen des Pulvers in freier Luft das Gewicht der Atmosphäre mit in Betracht gezogen werden müsse, nunmehro, daß das Zurückstossen der Gewehre drei würkliche Ursachen habe, nemlich

a) die Schwere der Ladung oder der Kugel, die durch das Pulver fortgetrieben werden soll,

b) die das Schießgewehr umgebende Atmosphäre, und

c) die Masse des Pulvers selbst, welche eigentlich unter der erstern, nemlich der Ladung, mit würde begriffen werden können.

Ohne über diese drei Ursachen meine Gedanken zu sagen, will ich mit Erlaubniß des Herrn R... eine andere kleine Eintheilung machen.

In denjenigen Stücken, worin wir mit einander überein kommen, wird es zu besserm Verständniß dienen, wenn ich es weitläuftiger und deutlicher aus einander seße, und das, was nicht nach meinem System ist, wird sich vielleicht am besten dadurch beantworten.

Ein hiesiges mit **Einem Loth Pulver** geladenes Infanterie-Gewehr hat, wenn es abgefeuert wird, mit dem entzündeten Pulver folgende Kräfte zu überwinden:

a) eine Kugel von 2 Loth Blei.

b) Die Luftsäule oder den Druck der Atmosphäre, der dem Druck einer Wassersäule gleich ist, die zu ihrem Durchmesser den Durchmesser des Gewehres, und zu ihrer Höhe $31\frac{1}{2}$ Fuß hat; — da nun nach der französischen Berechnung der Druck der Luftsäule, die einen Pariser Fuß zum Durchmesser hat, 2205 französische Pfund wiegt, der Caliber des Gewehres aber der 16te Theil eines Pariser Fußes ist, so wiegt die Luftsäule $6\frac{1}{4}$ Pfund.

c) Den Widerstand der Luft, welcher daher rühret, weil die Kugel sich durch die Luft, die in dem Laufe des Gewehres ist, mit einer sehr großen Geschwindigkeit bewegen muß. — Dieser Widerstand der Luft, der von der Geschwindigkeit abhängt, wird gefunden, wenn man die Geschwindigkeit, mit der sich die Kugel innerhalb des Laufes bewegt, mit sich selbst multiplicirt, oder mit andern Worten, das Quadrat derselben macht, und solches mit der Zahl 103680 dividirt, so bekömt man die Höhe einer Wassersäule, die der Resistenz der Luft gleicht.

(Daß Druck und Widerstand der Luft in der Hydrodynamik verschiedene Dinge sind, daß erstere von der Elasticität und Schwere der Luft herrühre, letzterer aber daher entstehe, weil in der Luft ein Körper sich mit einer gewissen Geschwindigkeit beweget, muß einiger Leser wegen hier wohl angemerkt werden.

So würde z. B. ein ruhender Körper blos den Druck der Luft leiden, ein bewegter Körper aber Druck und Widerstand zugleich.)

Die Geschwindigkeit einer Musquetkugel, mit der sie nemlich aus der Mündung heraus fähret, sey in einer Secunde = 900 Fuß

So ist das Quadrat derselben = 810000

dividirt durch 103680 = $7\frac{13}{16}$ Fuß = der Höhe der erwähnten Wassersäule. — Ihr Durchmesser ist $\frac{1}{16}$ Fuß und der Quadratinhalt des Zirkels, worauf die Säule drückt = $\frac{31}{10240}$ Quadratfuß, und folglich kommen, wenn man das Gewicht dieser Wassersäule berechnet, und den Cubikfuß Wasser zu 70 Pf. annimt, ohngefähr $1\frac{7}{10}$ Pf. für die Re-

Resistenz der Luft, und ist also die dritte von der Ladung zu überwindende, und den Rückstoß mit bewürkende Kraft $= 1\frac{7}{10}$ Pfund.

Dieses nun wiederholt

a	= 2 Loth =	$\frac{1}{16}$ Pf.
b	=========	$6\frac{12}{16}$ Pf.
c	=========	$1\frac{7}{10}$ Pf.
	Summa	$8\frac{41}{80}$ Pf.

der Kraft, welche von Einem Loth entzündeten Pulvers überwunden werden muß, von dem man jedoch dasjenige noch abzurechnen hat, was auf die Pfanne geschüttet wird, und welches mehr oder weniger beträgt, je nachdem von dem Musquetier bei heftigem Feuer mehr, oder weniger unvorsichtig dabei verfahren wird.

Noch ist ferner außer Zweifel, daß die Friction der Kugel in dem Laufe selbst vielen Antheil an dem Stoße habe, und also auch in Betrachtung gezogen werden muß, auch daß es noch unendlich viele Hindernisse geben müsse, deren Existenz wir aus Erfahrung und angestellten Versuchen wissen, deren Beschaffenheit wir aber bis jetzt noch nicht anzugeben vermögen; — solte nach allem diesem nun der Vorschlag, die Pulverladung zu vermindern, noch wohl ohne die größte und vorsichtigste Einschränkung anzurathen seyn?

Ich muß bei dieser Gelegenheit einiger Proben erwähnen, die dermalen mit verminderter Ladung ebenfalls angestellt wurden.

Man wog, statt der bisherigen Ladung von 1 Loth, 3 Quentin Pulver genau ab, behielt übrigens dasselbige Pulver und Distanz, und die nemlichen Gewehre, allein das Resultat war, daß die Kugeln alle auf 40 bis 50 Schritt vor der Scheibe niederfielen, und nur in einem schwachen Ricochet entweder die Scheibe trafen, oder über dieselbe wegfielen. — Sogar einige Schüsse aus einem neuen preußischen Gewehre mit dem Cylinderförmigen Ladestock ließen die Kugeln sämtlich vor der Scheibe liegen, da doch vorher auf die würklich sehr beträchtliche Distanz von 300 Schritt alle Kugeln durch eine Scheibe von 1 guten Zoll Dicke durchgeschlagen hatten.

Ein Beweis, daß die Geschwindigkeit, mithin auch die Würkung der Kugeln unendlich vermindert war, und doch war bei dem Abwägen des Pulvers und dem Beschütten der Pfanne die äußerste Vorsicht beobachtet worden.

Wie nun, wenn die Patronen von dem Musquetier erst einige Monate in der Patrontasche wären getragen, und ein Theil des Pulvers dadurch in Staub verwandelt gewesen?

Wie denn, wenn in der Hitze einer Action der Musquetier seine Pfanne, entweder aus Furcht oder Uebereilung mit dem dritten oder vierten Theile seiner Pulverladung, und welcher aufmerksame Infanterie-Officier wird dieses in Campagnen nicht öfters bemerkt haben, beschüttet hätte?

Ich will dem Herrn Verfasser jenes mehr beregten Aufsatzes zwar gerne ein-

einräumen, daß bei Jagdgewehren und Büchsen jener Fall möglich wäre, allein er ist gewiß so leicht nicht, als man glaubt, denn wer steht ihm z. B. stets für die egale Güte seines Pulvers, und sehen wir nicht täglich Exempel, daß auch die besten Schüzzen das Ziel verfehlen, davon die mit Vorurtheilen unter ihnen eingenommenen die Ursach in allerhand manches mal sehr lächerlichen Dingen suchen, die aber hauptsächlich in der Veränderung, oder auch in der Inegalität des Pulvers liegen?

Nun noch ein Paar Worte von dem Stoße der Gewehre, und hauptsächlich von dem Seitenstoße.

Das Pulver dehnet sich bei seiner Entzündung nach allen Seiten mit gleicher Gewalt aus, das heist, wenn ich aus dem Mittelpunkte der Entzündung, den ich mir einmal in der Achse der Seele des Gewehres gedenken will, Linien nach der Peripherie ziehe, welche Halbmesser oder Radii genannt werden, so sind alle diese Halbmesser gleich, und die Gewalt, welche das Pulver nach den beiden Seiten und der Schwanzschraube anwendet, ist so groß, als die, womit sie der Kugel den erstern Impulsum mittheilt und dieselbe in Bewegung sezt. — An diesen drei Seiten findet das Pulver aber unüberwindlichen Widerstand und einen Unterstüzungspunkt, den es nicht überwältigen kan. Es geschieht daher eine Reflection dieser Kräfte, die durch ihre Brechung noch auf die bereits in Bewegung befindliche Kugel würken, und ihre Geschwindigkeit vermehren.

Dasjenige Pulver, was im erstern Moment entzündet wird, ist aber eigentlich die Gewalt, die der Kugel den ersten und größten Eindruck, oder ihre *anfängliche* Geschwindigkeit giebt, und eben diese Gewalt, welche nach dem Stoßboden, oder der Schwanzschraube würkt, und sich daselbst bricht, verursacht den Rückstoß oder die Empfindung, welche der Musquetier oder Schütze von dem Gewehre beim Abfeuern leidet.

Es frägt sich nun, wie ist dieser Stoß so zu vermindern, daß er dem Schützen nicht zu beschwerlich falle, und können unebene Stellen in der Seele oder Lauf, oder gar Krümmen desselben den Rückstoß des Gewehrs *in gerader Linie*, denn vom Seitenstoß wollen wir nachher handeln, vermehren oder nicht?

Dies ist die große Frage, von der wir noch einige Muthmassungen, denn mit theoretischer Gewißheit läßt sich aus Mangel der Beweise noch nichts bestimmen, wagen wollen.

Wenn vielleicht der Lauf des Gewehrs am Stoßboden, oder eigentlich in seinem Pulversacke, das heißt dem Raume, den die Ladung einnimt, eine etwas mehrere Verstärkung bekäme, (in seiner ganzen Länge ihn gleichmässig zu verstärken, mögte der ohnedem durch das schwere Bajonet bewürkten Vorwichtigkeit, auch anderer Ursachen wegen, vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn,) wo aber freilich die

Masse

Masse der Verstärkung mit der Masse des Ganzen proportional seyn muß, so würde durch die dadurch mehr bewürkte Schwere der Rückstoß etwas gebrochen und also vermindert werden.

Die Größe der Bewegung eines Gewehres bei dem Abfeuern hängt von dem Produkt der Masse der Kugel in ihre Geschwindigkeit ab. — Multiplicirt man also die Masse der Kugel in ihre Geschwindigkeit, so giebt das Produkt die Größe der Bewegung, mithin auch des Rückstosses an. Und wenn man in dieses Produkt mit der Masse des ganzen Gewehres (Lauf und Schaft) dividirt, so giebt der Quotient die Geschwindigkeit, womit der Rückstoß geschiehet.

Nun wird ja der Quotient kleiner, je größer die Masse ist, womit dividirt wird, folglich wird auch die Geschwindigkeit, d. i. die Heftigkeit des Rückstosses vermindert.

Ein Gewehr, das unebene Stellen und Krümmen hat, stößt eben sowohl rück- als vorwärts, und es ist gänzlich unerweißlich, daß die Kugel bei dem Aufenthalt den Lauf um eben so viel vorwärts zöge, als ihr Rückstoß betrage.

Das Pulver würkt bei seiner Explosion in geraden oder vielmehr excentrischen Linien nach allen Seiten, und nur die an den Seitenwänden und dem Stoßboden gebrochenen weichen von diesem Gesetze bei ihrer Reaction ab, je nachdem sich ihr erster Einfallswinkel mehr oder weniger dem rechten Winkel nähert.

Freilich zerspringen da, wo die Kugel den Widerstand im Laufe findet, die Läufe am gewöhnlichsten, allein nicht stets, und die Ursachen dieser Erscheinungen nur in etwas zu erklären, würde zum Theil Zeichnungen erfordern, und für den eingeschränkten Raum dieser Blätter zu weitläuftig werden, auch ist die Würkung dieser Fehler auf den Rückstoß in gerader Linie nicht so beträchtlich, denn dieser bekomt seine größte Stärke bei der ersten mit der stärksten anfänglichen Geschwindigkeit geschehenen Explosion des Pulvers.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine vor etlichen Jahren gemachte Bemerkung hier ganz kürzlich berühren.

Ein Paar $\frac{3}{4}$ gütige Kanonen von 6 pfündigem Caliber waren bei der Probe gesprungen. — Als ich selbige nachher sah, fand ich, daß der Fehler wahrscheinlich an der inegalen Bohrung größtentheils liege, und daß sie folgende Beschädigungen erhalten hatten.

Das Bodenfeld von beiden Stükken war vom Stoßboden an bis zum ersten Bruche auf seiner ganzen Oberfläche zerrissen, es schien einer wellenförmigen Schattirung nicht unähnlich; das Metall sah auf der Oberfläche aus, als wenn es kraus geworden wäre, und es war unstreitig sichtbar, daß das Metall eine starke Ausdehnung erlitten, und dennoch war diese Ausdehnung auf dem $\frac{1}{4}$ Caliber stärkern Stoßboden nicht zu sehen, auf welche das Pulver doch eben so viel Ge-

Gewalt, als auf die Seitenwände ausgeübt hatte.

In der Hohlkehle des erstern Bruches waren eigentlich die Hauptbeschädigungen, welche jedoch nur aus seinen rund um laufenden Rissen bestanden. — Das Zapfen- und lange Feld waren unbeschädiget, obschon die Kugel inwendig stark ricochettirt hatte.

Bestimte Resultate hieraus zu ziehen, und sie auf gegenwärtige Fälle anzuwenden, überlasse ich fürerst der Einsicht meiner Leser.

Daß aber auch ein Schaft, der etwas mehrere Krümme, wie an gewöhnlichen Infanterie-Gewehren hat, den Rückstoß merklich breche, ist eine sehr bekante Sache, und läßt sich eben so leicht beweisen, denn der Rückstoß wird in seiner Richtung gebrochen, und durch diese Brechung vermindert gerade vor die Schulter, als den weniger empfindlichen Theil gebracht. — Die Ründung des Schafts muß aber in der verlängerten Mittellinie des Laufs sich befinden.

Es wird, glaube ich, unnöthig seyn, hier zu erinnern, daß ein Gewehr ohne allen Rückstoß eine lächerliche Forderung seyn würde; ich will daher nur noch anmerken, daß bisher nur von dem Rückstoß der Gewehre in gerader Linie die Rede gewesen sey.

Wovon entstehet aber der den Backen des Schützen so empfindliche Seitenstoß?

Ich antworte, wenn alle Umstände übrigens gleich sind, und nicht durch besondere Einrichtungen des Schafts oder andere Vorfälle etwas dazu beigetragen wird, so entstehet der Seitenstoß blos von dem Ausfluß der elastischen Pulvermaterie aus dem Zündloche, und dieser Seitenstoß wird mehr oder weniger beträchtlich seyn, je nachdem das Zündloch mehr oder weniger groß ist, und also dem Ausflusse der elastischen Materie auch mehr oder weniger Raum läßt.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Unser sehr gesittetes Zeitalter ist auf alle Weise beflissen, den Regeln der Höflichkeit nicht zu nahe zu treten. Fragen und Antworten müssen nach diesen Regeln abgemessen werden. Wen würde man nicht für höchst uncivilisirt halten, der z. E. auf die Fragen: Sind Sie gestern in der Comödie gewesen? Haben Sie nichts neues gehört? u. s. w. mit einem simpeln altdeutschen **Nein**, und nicht vielmehr: **Ich bitte um Vergebung; ich bitte recht sehr um Vergebung**, antworten würde? Würde sich einer nicht um das bescheidene Publikum verdient machen, wenn er, statt des noch beibehaltenen einsilbigen Bejahungswortes eine eben so höfliche Paraphrase vorschlüge? Ob sie einen Sinn gäbe, daran würde ja wohl nicht viel gelegen seyn?

Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

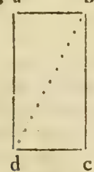
Freitag, den 25ten Januar 1782.

Einige Anmerkungen zu dem im 96ten und 97ten St. des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre befindlichen Aufsatze: Ueber die Würkung des Pulvers in den Schießgewehren, vom Artillerie-Lieutenant Martens.

(Schluß.)

Man denke sich aus dem Zündloche des Gewehres eine Linie durch die Axe der Seele und nenne diese Linie b a.

Man verlängere die dem Zündloche entgegenstehende Seite der Peripherie der Seele aus b nach c so entsteht ein Parallelogram



Nun muß der Stoß bei der Entzündung des Zündloches nach der Richtung b a würken, weil durch die Oefnung des Zündloches der Widerstand daselbst zum Theil wegfällt. — Nächstdem muß auch der Stoß nach der Linie b c würken. — Die Bewegung des Gewehres muß also nach mechanischen Principiis in der Diagonal b d des Parallelograms a b c d geschehen. Könte man b a und b c seiner Größe nach bestimmen, so ist es leicht, auch b d zu finden.

Wenn die mit den Gewehren angestellten Proben noch etwas mit Zuverläßigkeit erwiesen haben, so ist es der eben angeführte Satz, daß der Rückstoß nach der Diagonale b d würken müsse, weil der durch den Ausfluß der elastischen Pulvermaterie aus dem Zündloche zum Theil aufgehobene Widerstand und der, durch die auf den Stoßboden würkende Kraft des Pulvers, verursachte Rückstoß solches zur nothwendigen Folge machen.

Bei den angestellten Proben hatte man auch Gewehre, die nach der Seite gerichtet, und an denen die Schafte nach dem Urtheile der Rustmeister und Schützen untadelich waren, und doch blieb der Seitenstoß. — Es mußte

daher eine dritte Ursache vorhanden seyn, und dies ist unstreitig der Ausfluß der elastischen Pulvermaterie.

Die Gewehre haben auch sehr öfters den großen Fehler, daß sie in der Pulverkammer weiter, wie vorne sind, und daß das bereits durch die Entzündung stark ausgedehnte Pulver sich durch einen engern Raum fortbewegen muß.

Hiedurch wird dem Gewehre eine hüpfende Bewegung, und der Kugel eine andere Richtung mitgetheilet, der Rück- und Seitenstoß aber, in sofern er dadurch vermehret werden kan, hängt von der Figur und Lage dieser engern Stelle ab.

Darin bin ich mit dem Herrn Verfasser völlig eins, daß die Bohrung der Zündlöcher in der Mitte, vorne, oder an der Schwanzschraube wahrscheinlich auf den Rückstoß keinen so großen Einfluß haben könne, daß durch eine oder die andere Art bei übrigens gleichen Umständen der Rückstoß unerträglich würde, nur über die Ursache des Seitenstosses sind wir sehr verschieden, ich glaube aber, daß meine Meinung wohl den mehrsten Grund habe, und daß man durch Verbesserung der Zündlöcher dem Uebel des Seitenstosses beträchtlich abhelfen könne. — Ein Freund von mir, mit dem ich dermalen über diese Sache correspondirte, glaubte, durch eine etwas schiefe Bohrung der Zündlöcher den Ausfluß der elastischen Pulvermaterie, und folglich auch den Seitenstoß zu brechen. — Ich habe keine Versuche darüber anstellen können, allein es würde hauptsächlich darauf ankommen, ob alsdenn die Zündlöcher auch so einzurichten wären, daß sie nicht zu stark ausbrennten.

Auch darin stimme ich mit dem Herrn R... völlig überein, daß der Fehler in dem Verhältniß der Ladung zur Kugel und zur ganzen Masse des Gewehres liege, allein wenn jener die Verminderung des Pulvers vorschlägt, so wage ich dagegen den Gedanken, daß die Kugel einen zu starken Durchmesser habe, und daß, wenn die oben vorgeschlagenen geringen Verbesserungen in Verstärkung der Pulverkammer und mäßiger Biegung des Schafts nicht hinlänglich seyn solten, den Rückstoß erträglich zu machen, so wäre noch sehr die Frage, ob eine Verkleinerung des Calibers nicht solches ehender bewürkte, wenn man z. E. statt wie jezo 16 Kugeln auf 1 Pfund zu rechnen, etwa 18 oder 19 daraus gösse, und den Caliber des Gewehrs darnach proportionirte. — Der Unterschied in der Größe ist gewiß nicht so außerordentlich beträchtlich, um im Gebrauch Schaden zu bewürken, wie jeder, der mit dem Caliberstab umgehen kan, leicht finden wird, für uns ist er aber bei dem jezigem Vorwurf gewiß keine Kleinigkeit.

Ueberhaupt ist es ausgemacht, daß der Stoß desto heftiger seyn müsse, je leichter das Gewehr, je schwerer die Kugel, und mit einer desto größern Geschwindigkeit sie aus der Mündung heraus fährt.

Hat aber gleich die Bohrung der Zündlöcher auf den Rückstoß keinen so außerordentlich beträchtlichen Einfluß, so solte es doch wohl keinen Zweifel leiden, daß dieselbe auf die verschiedene Geschwindigkeit der Kugel starken Einfluß haben müsse, und ich wünschte nicht, daß eine Gewehrfabrik, blos in Rücksicht einiger Nebenumstände, diesen Hauptgegenstand vernachläßigte.

Von der möglichst größten Entzündung des Pulvers im erstern Moment hängt die Geschwindigkeit, und von dieser der Effekt ab, und da man hauptsächlich darauf zu sehen haben dürfte, mit den einzuführenden Gewehren auch den möglichst stärksten Effekt hervorzubringen, so wird die Bestimmung der Geschwindigkeiten auch stets das Hauptaugenmerk aller Versuche seyn und bleiben müssen, womit die Verbesserungen der Nebenumstände stets in die genaueste Verbindung zu sezen sind.

Wenn daher Versuche angestellt werden solten, so suche man hauptsächlich die Geschwindigkeit einer jeden Gattung von Gewehren genau zu bestimmen. — Vielleicht kan ein Kästner, Lichtenberg, oder sonst ein anderer tiefdenkender Mathematiker uns alsdenn schon Regeln festsezen, die weitern Versuche abkürzen, die dem ohngeachtet Zeit, Kosten und mühsame Rechnungen erfordern werden, und nicht das Werk jedes Privatmannes sind.

Es versteht sich aber von selbst, daß bei den anzustellenden Versuchen und Vergleichungen stets alle Umstände gleich, und alle obwaltende Mängel aufs genaueste weggeräumt, oder wenn dieses nicht möglich, sorgfältig mit angemerkt seyn müssen, weil sonst die darauf zu bauenden Schlüsse fehlerhaft sind.

Ehe ich schließe, will ich noch eine Frage kürzlich berühren, nemlich: ist der Widerstand der Luft bei Gewehren oder Kanonen von verschiedener Länge gleich groß, oder nach Verhältniß ihrer Länge zu berechnen?

Diese Frage aufzulösen, wird es allerdings darauf ankommen, in wie fern die Länge einer Kanone oder Gewehrs die Geschwindigkeit einer Kugel vermehre, oder vermindere. — Denn das ist ausgemacht, daß sich der Widerstand der Luft auf Kugeln von einerlei Materie lediglich nach dem Durchmesser der Kugeln, und nach der Geschwindigkeit, mit der sie fortschießen, richtet. — Theorie und Erfahrung zeigen nun, daß sich der Widerstand verhalte, wie das Produkt aus dem Quadrate der Geschwindigkeit in das Quadrat des Durchmessers; — das heißt, wenn man um der Kürze willen den Widerstand der Luft mit W. die Geschwindigkeit der Kugel mit g. und ihren Caliber mit k. bezeichnet, so verhält sich W. wie das Produkt $g^2 . k^2$.

Ist es also ausgemacht, daß g oder die Geschwindigkeit der Kugel von der Länge des Gewehres abhängt, so ist klar, daß auch der Widerstand der

Luft von der Länge des Laufs abhängen müsse.

Durch die Theorie läßt sich nun zwar noch nicht mit völliger Gewißheit bestimmen, wie die Geschwindigkeit der Kugel von dem Laufe der Kanone oder des Gewehrs abhängen müsse, indessen ist doch durch einige Rechnungen folgender Satz zu finden.

Die Länge der Pulverladung

A B sey $=$ m

Die ganze Länge des Laufs

A D $=$ n

Die Geschwindigkeit der Kugel, mit der sie zur Mündung heraus fährt $=$ g

so verhält sich g^2 oder das Quadrat der Geschwindigkeit wie folgendes Produkt $\frac{m}{k} \cdot \log. \frac{n}{m}$. — Dies heißt:

Man dividire die Länge des Laufs A D durch die Länge der Pulverladung A B; den Logarithmum des herauskommenden Quotienten multiplicire man in einen Bruch, dessen Zähler die Länge der Pulverladung und dessen Nenner der Caliber der Kugel ist, so wäre bekant, wie die Geschwindigkeit der Kugel von der Länge des Laufs abhinge.

Man setze nun in den obigen für den Widerstand W gefundenen Ausdrucke statt g^2 den Werth $\frac{m}{k} \log. \frac{n}{m}$, so findet man, daß sich W oder der Widerstand der Luft verhalten müsse, wie folgendes Produkt $m\,k. \log. \frac{n}{m}$, nemlich wie ein Produkt aus der Länge der Pulverladung in den Caliber der Kugel und in den Logarithmum des Quotienten, wenn man die Länge des Laufs mit der Länge der Pulverladung dividirt.

Auf diese Art hätte man, wenn alle übrigen Umstände gleich wären, gefunden, wie der Widerstand der Luft sowohl vom Caliber der Kugel, als auch von der Länge des Laufs und der Pulverladung abhinge.

Den für W gefundenen Ausdruck will ich jedoch noch mit einem Exempel erläutern.

Man nehme zwei Gewehre. — Bei dem erstern Nro. 1. sey

die Länge der Pulverladung

A B $=$ m $=$ 8

die ganze Länge des Laufs

A D $=$ n $=$ 80

der Caliber der Kugel B E $=$ k $=$ 2

Bei dem zweiten Nro. 2. sey

die Länge der Pulverladung a b $=$ 6

die ganze Länge des Laufs a d $=$ 90

der Caliber der Kugel b e $=$ 1

Nun wird sich der Widerstand der Luft auf die Kugel, die sich innerhalb A D bewegt, zu den Widerstande der Luft auf die Kugel, die aus a d herausfährt, verhalten, wie

$8. 2. \log. \frac{80}{8}$ zu $6. 1. \frac{90}{6}$, das heißt wie 16. log. 10 zu 6. log. 15. oder wie 8. log. 10. zu 3. log. 15.

Da nun nach den Logarithmischen Tafeln der Logarithmus von 10 $=$ 1,00, und der Logarithmus 15 $=$ 1,17. ist, so verhalten sich die Resistenzen der Luft auf jene Kugeln, die aus den beiden Gewehrläufen A D, a d. geschossen werden, wie 8. 1,00 zu 3. 1,17. das heißt, wie 800 zu 352, vorausgesetzt, wie schon mehr-

mehrmalen bemerket worden, daß die Kugeln von einerlei Materie, und das Pulver von gleicher Güte, überhaupt daß alle Umstände übrigens gleich sind.

Auf diese Art, deucht mir, wäre jene Frage also aufgelöset, wenigstens so richtig, als man es in der Ausübung, wo es ohnedem auf Kleinigkeiten nicht ankömt, verlangen kan.

Diese, so ohne alle Ordnung, nur so wie sie mir bei Lesung des R... Aufsatzes einfielen, hingeworfenen freimüthigen Gedanken, sind indeß nicht bestimmet, jenen sonst ganz fürtreflichen Aufsatz zu widerlegen; — nein, nie hatte ich diese Absicht; — die aus unsichern Proben in selbigem gezogenen Resultate schienen mir nur zu decisiv, sie erregten bei mir starke Zweifel, und ich glaubte, daß wir, jener Versuche ohngeachtet, bei dem Gegenstande derselben noch nicht viel weiter gekommen wären.

Daher mein Entschluß, meine Gedanken darüber ebenfalls bekant zu machen. Hat indessen der Herr Verfasser noch nachgehends Proben angestellt, die ich nicht kenne, die aber jene von ihm festgesetzten Resultate ungezweifelter machen, so ist niemand williger, als ich, von seinen vorgefaßten Meinungen zurück zu gehen, und ich werde ihm, oder jedem andern, der mich entweder in diesen Blättern, oder schriftlich, oder mündlich eines bessern überzeugen kan, es von Herzen Dank wissen.

Ich biete jedem brüderlich die Hand, der mich belehren will, und kan; — diese Belehrungen müssen aber das Gepräge der Unpartheilichkeit an sich haben, gründlich, und mit genugsamen Beweisen verknüpft seyn, sonst fällt das verdienstliche und unterrichtende derselben weg.

Berichtigung einiger, in dem Hannoverischen Magazin, bisher bemerkten unrichtigen ökonomischen Erzählungen.

Daß die Feldmäuse nicht in den Gebäuden, mit den Hausmäusen zusammen leben können, und daß erstere, wenn sie in der Ernte mit dem Korn eingefahren werden, entweder darin sterben, und häufig darin, wenn gedroschen wird, todt gefunden werden; oder wenn sie aus dem Korn vom Boden herunter kommen können, sie sich sogleich außerhalb des Gebäudes, in die Erde graben, ist eine Wahrheit.

Ferner bin ich geneigt, dasjenige was ich, wenn ich nicht irre, in den schwedischen Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften gelesen, von der Wanderung der Feldmäuse von einer Gegend zur andern, für wahr zu halten; obgleich ich nicht mit Augen gesehen habe, daß dieses wandernde Heer, bei Millionen, gleichsam nach dem Compasse in gerader Linie reiset, und über die breitesten Ströme schwimmet,

met, wie in der eben angeführten Nachricht, auf die glaubhafteste Weise erzählet wird.

Ich wohne seit 40 Jahren in der Gegend der Unter-Weser, und hier trit selbige fast jährlich im Winter aus und überschwemmet die ganze Marsch. Die Mäuse werden alsdenn ganz gewiß vertilget, und dennoch habe ich in unsern Marschen, die schrecklichsten Mäusefraße erlebet, wenn in dem vorhergegangenen Winter keine Maus übrig geblieben war. Die Hausmaus verwandelt sich aber nicht zur Feldmaus.

In meiner Kindheit 1741, war neben Verden, wo die Marsch zwischen der Weser und Aller gleichsam eine Insel ausmacht, eine solche Menge Mäuse, daß die ältesten Leute diese Art nie gesehen zu haben versicherten, denn sie hatten kürzere Schwänze und anderes Haar als die gewöhnlichen Feldmäuse, machten tiefere Röhren in die Erde, und sammelten sich so große Vorräthe von Korn, daß arme Leute sich täglich mit Ausgraben beschäftigten, und versichert wurde, einen Himten voll Bohnen aus einem einzigen Mausebau erbeutet zu haben. Woher waren diese Fremdlinge urplötzlich gekommen? Man hatte sie viele Meilen weit auf der benachbarten Geest nicht wahrgenommen. Die Feldmaus ist zu weiten Reisen abgehärtet und geschickt. Sie frißt, wenn sie kein Korn hat, Gras, und sogar Heide. Sie wählet sich zu ihrem Aufenthalt vorzüglich einen marschartigen Boden, in welchem die Gänge stehen, und nicht einfallen, wie im Sandboden: und das ist die Ursache, warum sie sich so oft bei uns in ungeheurer Menge niederlassen, wenn wir kurz vorher keine gesehen hatten. Ich bitte um Verzeihung, daß ich eine und andere der unrichtigen Erzählungen verbessern wollen. In den schwedischen Abhandlungen, erzählt der gemeine Bauer viel schöne Wahrheiten in seinem gemeinen Stil; bei uns aber mag man in dem Stil des Bauern nichts lesen, und da verführt denn lieber der eine Stubengelehrte den andern zu ökonomischen Fehlschlüssen. Vor nicht langer Zeit wurde eine schön geschriebene Vertheidigung der Krähen und Sperlinge eingerückt, gegen welche ich dreist behaupte, daß die Krähen allerdings Korn in den Feldern fressen, sowohl die trocknen Körner zur Zeit der Ernte, als auch wenn das Korn gelbreif ist, oder im Keimen ist; und alsdenn läßt es sich in den Mägen dieser Vögel gar wohl finden, wenn man selbige tödtet.

Der Sperling läßt sich noch weniger vertheidigen als die Krähe, und unsere vor vielen Jahren schon entschlafene Obern wußten es sehr gut, als sie diesen Vögeln den Zoll von ihren Köpfen auflegten, daß es Diebe waren. Die Krähe stiehlt mit Anbruch des Tages, wenn der Gelehrte schläft; und der schelmische Spatz, frißt aus Noth Insekten und Käfer, wenn das Korn noch nicht reif ist. Vielleicht hat die Vertheidigung der Krä-

Krähen und Sperlinge veranlaßt, daß an manchen Orten die Lieferung ihrer Köpfe unterblieben ist. In meiner Gegend, wo die Felder mit Dornenhecken umgeben sind, in welchen der Sperling eine sichere Retirade für seinen ärgsten Feind, den kleinen Baumfalken findet, thut dieser Vogel unglaublichen Schaden, und kan in wenigen Tagen einen ganzen Weitzenacker auskörnen. Die Krähe vergilt den Schaden welchen sie thut, einigermaaßen durch Vertilgung des Ungeziefers, vorzüglich der Feldmäuse. Vor wenig Jahren, als ein Mäusefraß, nicht nur die Felder, sondern auch das Gras auf den Fettweiden verheerete, trat die Weser früh im November aus, und ich ritte um den schnellen Wuchs des Wassers zu beobachten eine ganze Stunde auf einer solchen Weide, und sah mit Verwunderung zu, wie eine große Menge von allen Seiten herbei eilender Krähen den Mäusen das Garaus machten, wenn sie das Quellwasser aus ihren Löchern trieb. Diese Vögel waren so beschäftigt mit ihrem Fang, daß ich beständig von ihnen nahe umgeben war, und die Mäuse lagen bei Tausenden aller Orten, welchen die Krähen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, im Augenblick das Fell über die Ohren zogen, und sich nur blos mit Aussaugen des Blutes sättigten. Ich hatte damals Gelegenheit, wahrzunehmen, daß diese Mäuse sehr weit schwimmen konten, folglich kömt mir die oben angezogene Nachricht, nach welcher ein wanderndes Mäuseheer über den breitesten Strom setzt, gar nicht unglaublich vor, wenn dabei gesagt wird, daß sie einander die Köpfe auf den Rücken legen, und solchergestalt ein einziges Floß ausmachen. Bei dieser von mir vorausgesetzten Wanderung der Feldmäuse, behalten wir aber beständig einige Feldmäuse zurück, die nicht mit gehen, eben so, als einige wenige bei uns heckende Krammetsvögel.

H. D. W.

Kirchen-Chroniken.

In alten Zeiten hatte man mehr Geschmack an Chroniken oder an kurzen Nachrichten, welche nach der Zeitordnung angemerkt wurden und allerlei Merkwürdigkeiten politischen, physischen und ökonomischen Gegenstandes aus dem Orte und der Gegend enthielten, wo die Chronik und der Chronikenschreiber zu Hause war. Eine jede Stadt, ein jedes Dorf hat gewiß einmal Veränderungen erlitten und Phänomene gesehen, die der Nachwelt denkwürdig gewesen seyn würden, wenn sie auf sie gekommen wären. Allein, sie sind nicht aufgezeichnet. Wäre es sonst mehr geschehen, und geschähe es jetzt noch: hätte ein jedes Dorf oder Kirchspiel seine Chronik; wie manches Räthsel der Natur würde nicht alsdenn bereits enthüllet seyn, oder jetzt ihr entrissen werden können? wie manches historische Faktum wüßten wir denn mehr? wie weit

richti-

richtiger würden wir denn über alte Zeiten urtheilen? und wie viel Streitigkeiten aller Klassen würden nicht leicht beigeleget werden können, oder gar nicht einmal seyn, wenn die alten Chroniken genugsames Licht verbreiteten. Wie viel Licht giebt nicht den Gelehrten z. E. die Edessenische Chronik? Wie wichtig sind nicht dem Geschichtforscher die darin enthaltenen Nachrichten von den Königen zu Edessa, der Stadt u. s. w.? dem Geographen, dem Naturforscher selbst a) verschiedene bemerkte Umstände? Was dem Geschichtschreiber entgehet, das bemerkt insgemein der Chronikenschreiber, der immerfort aufzeichnet, was ihn und seine Stadt und Dorf und Gegend interessiren kan. Daher sammelt er alles auf und schreibt von Heuschrecken, blutigem Spieße am Himmel, von Blitzen, die aus verschlossenen Särgen (Sarcophagis) herausgefahren, Erdbeben u. d. gl. b).

Die Edessenische Chronik wurde aus dem Kirchenarchiv gesammelt, und, denke ich, so weiter fortgesetzt. Wäre es nun nicht zu wünschen, daß bei jeder Kirche auf dem Lande ein Buch angeschaffet würde, in welches erstlich alle Merkwürdigkeiten der Kirche und der Gemeine aus den vorigen Zeiten gesammelt, und ferner von einem jeden Prediger des Orts von Jahr zu Jahr vermehret würde? Bei allen Pfarren würde denn eine Kirchen-Chronik seyn. Darin würde außer einigen Registern, Intraden-Verzeichnissen, u. s. w. das Leben eines jeden Predigers kürzlich verzeichnet stehen und denn auch die Merkwürdigkeiten, die er während seiner Amtsführung belebt hätte. Es würde etwa darin heißen:

Anno 17 — den - wurde die hiesige Kirche eingeweihet, nachdem die alte 17 — den — durch den Brand zerstöret worden. —

A. — erlebten wir eine große Wasserfluth. Der — Deich brach durch, und wurde — ganz unter Wasser gesetzt. —

A. — erhob sich aus Westen ein Sturm, der fast alle Feldfrüchte abschlug. —

A. - war ein sehr fruchtbares Jahr. Das Korn galt —

A. — war Viehseuche. — Es krepirten —

Und so würde man alles sammeln müssen, was jetzt einigermaaßen interessiren kan. Z. E. Nachrichten von epidemischen Krankheiten. — Vermehrung der Gemeine durch neue Anbauer. — Von glücklich oder unglücklich angestellten Versuchen mit ägyptischem Waizen, Taback, u. s. — Vom Durchmarsch deutscher Truppen nach Amerika. — Von Würkungen des Blitzes. — Einfluß der Witterung auf das Getreide, u. d. gl. Alles aber müßte möglichst local dargestellt werden. Und wenn nun bei allen Landgemeinen in den Händen des Predigers eine solche Chronik sich befände; so könte man, was die einheimische, innere Geschichte des Landes anbetrift, keine bessere Quellen derselben finden, als die Kirchen-Chroniken, die noch dazu ein jeder unabhängig für sich, ein jeder nach seinem Genie und Denkungsart verfasset hätte, und wodurch die Lektüre auch an Annehmlichkeit und an historischer Gewißheit gewinnen würde.

B. J. F. T.

a) Z. E. wenn da erzehlet wird, daß im Jahr der Griechen 813. (d. i. im J. C. 502.) zu Edessa ein starkes Nordlicht gewesen. Ein wichtiger Zusatz zu Wiedeburgs Beobachtungen über die Nordlichter, S. 16.

b) Dergleichen Nachrichten findet man in den Chroniken von Edessa, des Josua Stylites, des Dionysius in der Assemannischen Bibliothek, die Herr Prof. Pfeiffer deutsch übersetzt hat.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 28ten Januar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

(Fortsetzung.)

(S. das 4te und 5te Stück.)

Zweite Abtheilung.

Von der Wartung und Pflege des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

A. Von einigen Eigenschaften des Hornviehes überhaupt.

Das Hornvieh läßt seine Versehen durch Gelindigkeit bessern. Hingegen wird es sehr bald durch üble Begegnung beleidigt. Schlagen mit Knüppeln, treten mit den Füßen, hetzen mit Hunden, ja nur heftiges Anfahren mit harten Worten, nimt es sehr hoch auf, und trägt seinen Unwillen darüber nicht nur lange nach, sondern äußert denselben auch oft auf ganz unvermuthete Art. Hieher gehört, daß es die Milch nicht lassen, oder beim melken nicht stehen will, um sich schlägt, Stall und Stelle scheuet, ja sogar das gereichte Fressen und Saufen verschmäht, und lieber fastet; in Schrecken und Alteration geräth; und hiedurch sowohl seiner Gesundheit, als guten Bennutzung schadet.

Dennoch sind Ordnung und Gehorsam bei dem Viehe nothwendig, sowohl, daß es dem Wärter möglich werde, dasselbe vor Schaden, und sich selbst vor Gefahr zu bewahren, als auch, daß er sich die demselben zu gebende Wartung und Pflege erleichtere.

Das vernünftige Umgehen mit dem Vieh, oder die Fertigkeit, das Vieh mit Klugheit und Gelindigkeit in Ordnung und Folgsamkeit zu halten, ist demnach eine sehr wichtige Erforderniß. Jedes Stück Vieh erhält daher von Jugend an seinen eignen Namen, wird schon als Saugkalb gewöhnt, Seil oder Kette zu leiden, sich hinführen und hinbinden zu lassen, wo man will, und sich in allen Fällen schlechterdings nach der Anweisung zu verhalten, die es durch Zeichen oder Worte bekomt. Diese Belehrung aber wird durch streicheln, sanfte Töne, und einen gereichten guten Bissen, in nöthigem Zwangfall oder höchstens durch einen oder andern ruhigen Hieb mit einer Gurte um die Lenden, beigebracht;

und je mehr ein Stück durch störrige und harte Behandlung schon verdorben, und scheu, mistrauisch, und tückisch geworden ist, desto mehr Geduld und Güte wird gebraucht, um es wieder zum Vertrauen und zur Erkenntlichkeit zurück zu bringen, welches bei einiger Beharrlichkeit gemeiniglich nicht mislingt.

Das Hornvieh ist von sehr weichlicher Natur; von eiligen Treiben, oder erlittenem Durst leicht erhitzt; und von einem hastigen Trunk, oder ausgestandenen kalten Zugwind leicht erkältet. Es trit sich aus Unvorsichtigkeit gebrochenes Glas und Nägel in den Huf, geht auf Graben und Moräste zu, und versinkt darinnen; und bedarf also überall und jederzeit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit.

Die Begierde, sich auf einmal mit Futter auszufüllen, verursachet, wenn es zu enge weidet, oder zu nahe beisammen im Stall frißt, daß es vorgreift, und das schwächere oder furchtsamere verdrängt oder abstößt. Dieser feindselige Angrif wird oft gefährlich, wenn das Vieh, das sich unter sich, wie alle übrigen Thiere, aus verborgenen Ursachen leidet oder hasset, auf seinen Gegner, gereizt von Misgunst, trift. Diese Freßbegierde verleitet es auf karger Weide und im knappen Stall, mit ungesunden Kräutern, und mulstrig gewordenem Futter, auch Federn, Drat, Nadeln u. d. gl. Krankheit und Tod zu verschlingen; ob es gleich von der Gesundheit und Güte sowohl der Weide, als des Futters, eine bewundrungswürdige Vorherkenntnis durch ein sehr feines Gefühl der Nase hat.

Bei dieser großen Gefräßigkeit liebt es Ruhe; sowohl weil es wiederkäuet, als auch schwerfällig geht. Hat es eine Menge Futter, die es fand, oder die ihm nach und nach gereicht wurde, verschlungen, so legt es sich der Fliegen halber am liebsten im dichten oder kühlen Schatten nieder, und vergnügt sich viele Stunden lang an dem Geschmack und der Sätigung, die ihm das Wiederkäuen allererst giebt. Wird ihm alsdann aber neues Futter geboten, so verläßt es diese ihm, und dem Landwirth so nützliche Beschäftigung, um nur verschlingen zu können; wodurch alsdann in seinem Verdauungs- und Nahrungsgeschäfte Unordnung entsteht, die mit der Zeit, sowohl auf seine Gesundheit als Nutzbarkeit sehr nachtheilige Folgen hat. Aber eben hiedurch verliert es auch seinen gesunden Appetit, wird lecker, wühlt nur in dem ihm gereichten Futter herum, und macht sich selbiges durch seinen eigenen Athem noch mehr zuwider.

Oefteres Futter macht daher weder ein gesunderes, noch nutzbareres Vieh. Mäßige Sätigung mit gesundem und reinlichem Futter, und alsdenn mehrere Stunden hindurch eine ungestörte Ruhe, thun es. In dieser von der Natur ihm angewiesenen Musse und Ruhe, bereitet es die zur Nahrung und Milch nöthigen Säfte, selbst aus dem dörresten Futter, das ihm, wenn es nicht Zeit genug es durch Wiederkäuen

käuen zu zermalmen, und einzuweichen findet, unverdauet, und ohne zu helfen, zum Schaden der Gesundheit abgeht.

Nichts hat nächstdem mehr Einfluß auf die Gesundheit und das gute Gedeien des Hornviehs, als die Tränke, sowohl auf den Weiden im Sommer, als auch im Winter zu Hause. Alles stehende, harte, unreine, und verdorbene Wasser in Pfüßen, Behältern, Brunnen u. d. gl. ist dem Vieh sehr nachtheilig. Selbst die zum Tränken im Stall zu haltende Gefäße theilen dem Viehe viel Böses mit, wenn sie versäuren, oder gar übel riechend werden. Ein Bach, eine Quelle, oder auch ein abfließender Teich eines weichen, frischen und hellen Wassers, ist für das Vieh unschäzbar. Man hat sehr glaubwürdige Nachrichten, daß selbst die Seuche an dem Viehe, das oft an solchem Wasser getränkt wird, nicht haften könne.

Unser Kochsalz aber ist, in jedesmaliger Begleitung des Futters, zu kleinen und sich immer gleichen Prisen, nicht nur das beste Präservativ gegen alle übrigen dem Hornvieh leicht zustoßende Unpäßlichkeiten, sondern auch für seinen Magen das würksamste Digestiv; welches jedoch nur von einem stets ununterbrochenen Gebrauche desselben zu verstehen ist; indem man beobachtet hat, daß es besser sey, das Vieh lieber gar nicht zu salzen, als dies nur dann und wann einmal, und in ungleicher Maaße zu thun.

B. Von der Einrichtung und Haltung der Viehställe.

Von der Einrichtung und Beschaffenheit der Viehställe hängt sehr vieles ab, was der Kürze und Leichtigkeit der Verrichtungen, bei der Pflege und Wartung des Viehes, und selbst der Gesundheit und dem guten Gedeien desselben zu statten komt.

Das erste und wesentlichste eines guten Viehstalls besteht darin, daß jedem Stück Hornvieh weder ein grösserer noch kleinerer Raum zu seinem Stande zugetheilt werde, als gerade dazu nöthig ist.

Die Höhe des Stalls an der Vorderseite, von den Sohlbänken der Thüren bis unter die Balkenlage des Bodens, beträgt nie über 9 Fuß; so, daß der Stall etwa 6½ Fuß Höhe im Lichten erhält.

Die Thüren sind allezeit so angebracht, daß sie das Reinigen der Ställe auf alle Weise erleichtern.

In größern Viehställen gehört hiezu ferner die Schlafkammer des Wärters oder Hirten, in einer solchen Lage, aus welcher er bei Nacht alles Unordentliche, was unter dem Viehe vorfallen kan, leicht hört.

Geräumige Haupt- und Quergänge, sowohl zum Aus- und Einlassen des Viehes, als auch zur Reichung des Futters, sind hier sehr wesentliche Stücke einer guten Einrichtung.

Ein mit Dielen dicht beschossener Futterboden, auf welchem das Winterfutter eingebanset und zubereitet,

und durch in dem Stall zu öffnende Luken (Fallthüren) herabgereicht wird, befördert nicht nur die geschwinde, reinliche, und ordentliche Fütterung auf eine vortheilhafte Art, er bewahrt auch das Winterfutter vor dem Brieten und den Ausdünstungen des Viehes, die, wie oben bemerkt ist, demselben nachtheilig fallen, wenn es unmittelbar nur blos auf Schluchtern in den Ställen selbst über dem Viehe liegt.

Ist der Ort, wohin das Vieh zu einer gesunden Tränke geführt werden kan, im Winter zu entfernt oder zu beschwerlich, so giebt eine daher geleitete Rinne, oder Wasserschucke, eine Hauptbequemlichkeit.

Der Stand des Viehes gegen die Krippen oder Futtergänge beobachtet ein solches Verhältniß von Höhe, daß das Vieh das ihm vorgelegte Futter mit Gemächlichkeit erreichen und zu sich nehmen kan. Das Seil, oder die Kette, wird so angebracht, daß jedes Stück Vieh, das einen Angrif auszustehen hat, weit genug ausweichen, das angreifende aber nicht so weit vordringen kan. Indessen muß hiedurch doch keines gehindert werden, weder sich mit dem Kopfe die Fliegen abzuschlagen, und sich so weit zu lecken, als die Zunge natürlich frei reichen kan; noch auch sich in einer jeden ihm gemächlichen Lage niederzulegen. Dieserwegen muß auch jeder Stand eine Bodenfläche von einer solchen Neigung haben, die weder das bequeme Niederlegen, noch rasche Aufstehn erschwert, welches insbesondere dem trächtigen Vieh gefährlich ist. Um aber bei dieser guten Einrichtung für das Stoßen des Viehes unter sich desto sicherer zu seyn, hat entweder ein jedes, oder haben immer zwei und zwei Stück eine mit Brettern verwahrte Abscherung, in dieser aber ihre eigene Krippe und Raufe, oder auf den Futtergängen ihre eigenen Absonderungen zum Futter.

Die Schurgraben zum Abfluß der Schmutzigkeit sind hinter dem Viehe so angebracht, daß sie nicht nur gut abziehen, sondern auch so, daß das Vieh seinen Unrath selbst darin fallen lassen kan. Die hiezu gehörigen leichten Schiebkarren und Geräthe sind Erfordernisse gut eingerichteter Viehställe. Bei schmutzigem Viehe kan es nicht immer so rein abgehen, daß nicht Krippe oder Raufe, oder das Futter selbst einige Unsauberkeit erhielte, welches das Vieh alsdann nur durchschnaubt; oder daß nicht in die Milch etwas Unsauberes käme, wodurch diese zum guten Molkenwerk unbrauchbar wird. Auf eine solche Einrichtung gründet sich fürnemlich die Reinlichkeit des Viehes, des Wärters, und des Geschirres; die Ordnung bei der Fütterung; die Ersparung bei der Zahl der Arbeiter; und die nöthige Temperatur der Luft im Winter. Ist der Stall nur um ein weniges zu hoch, oder zu weit, so wird er zu kalt, der größte Fehler den er haben kan.

Es kan hier, wo das zu Verbessernde bei der Behandlung des Hornviehs nur auf das allgemein Ausführbare gehen darf, dem kleinern Landwirth freilich

lich nicht angerathen werden, seinen Viehstall abbrechen, und besser einrichten zu lassen. Indessen ist es doch nicht immer so ganz unmöglich, dem Harn (der Jauche) einen Abfluß dahin zu verschaffen, wo sie zum nützlichen Gebrauch zusammenfließen kan. Es ist zwar wahr, daß der Mist unter den Füßen des Viehes nicht verdirbt, aber umgekehrt, das Vieh allerdings auf ihm, es sey in Rücksicht auf das Einathmen der mit übeln Dünsten angefüllten Luft, oder in Rücksicht auf das weich werden und leichte Verballen des Hufes, oder in Rücksicht auf das von der Unreinigkeit der Haut verursachte beständige jücken und schaben; wodurch das Vieh sehr beunruhigt, im Widerkäuen gestört, und ärgerlich gemacht wird; oder, in Rücksicht auf die entstehende unbequeme Lage, worin das Vieh mürber wird, als daß es sich ausruhete, und wobei es im Aufstehen nur gar zu leicht, insbesondere wenn es trächtig ist, Schaden nimt.

Das Lager des Viehs muß daher da, wo keine Schurgraben in den Ställen angebracht sind, desto öfterer gereiniget und gestreuet werden; damit das Vieh, so viel nur immer möglich ist, rein, warm und trocken bleibe.

Wenn nur die Anstalt Platz findet, daß der ausgebrachte Mist sich auf seiner Stelle, außerhalb des Stalles brennen kan, so wird der Güte des Düngers nichts abgehen, und er wird sich, mit Hülfe des zusammengeflossenen Harns, selbst zu dem stärksten und hülfreichsten machen lassen.

Uebrigens gehören noch zur guten Einrichtung in den Ställen, einige zur Hand angebrachte Börte und Haken, worauf, oder woran, das im Stall zu gebrauchende Geräthe und Geschirre, seinen angewiesenen beständigen Platz hat, die aus Vorsicht gegen daran zu befürchtende Beschädigungen und Verletzungen, nie so niedrig gelitten werden, daß Menschen, oder Vieh, in nicht vorauszusehenden Zufällen und Gedränge, davon Schaden nehmen könten; wie denn dieserwegen auch im ganzen Stalle keine hervorstehende Nägel, Zapfen, und dergleichen, aus löblicher Vorsicht, die selten zu groß seyn kan, geduldet werden.

Bei jeder rauhen Witterung ist aller Durchzug der Luft in den Ställen dem Viehe schädlich. Die Wände, Fenster und Thüren, werden daher auf das dichteste gehalten. Indessen wird die, durch das Ausathmen des Viehes leicht verdorbene Luft, von Zeit zu Zeit abgelassen, und durch frische ersetzt, welches man durch an den Wänden angebrachte, und wenn es nöthig ist, geöffnete Klappen, mit Vermeidung alles stärkern Zugwindes, bewerkstelliget; so wie auch hiedurch die zu merklich gewordene Wärme insbesondere, jedesmal bis zu derjenigen Temperatur der Luft, die man frisch und angenehm findet, abgekühlt wird.

Ueberhaupt wird die Luft in dem Stall beständig in dieser gesunden Temperatur zu erhalten gesucht. Kälte darf daher nie darin herrschen. Wenn die Viehställe zu hoch und zu geräu-

mig sind, welches ein Fehler ist, werden sie bei hartem Winter leicht von zu vieler Kälte durchdrungen. In diesem Fall werden solche Mittel ergriffen, die entweder den zu großen Raum des Stalls beengen, oder doch den Ort, wo das Vieh steht, umschränken; um solchergestalt die Luft daselbst der Annahme mehrerer Wärme fähiger zu machen.

Ein weiches und warmes Streu ist auch alsdann hülfreich.

In wärmerer Frühlings- und Sommerszeit wird der Stall, durch Oefnung der Klappen, luftiger gehalten; wegen der Fliegen aber, dunkeler. Ihrentwegen, und weil in dieser Jahrszeit zu viel Wärme von aussen hereindringt, werden auch die Thüren, so wie im Winter gegen die hereindringende Kälte, verschlossen gehalten, und nie ohne Noth geöfnet. Dies bringt auch den Vortheil, daß das Vieh desto ungestöhrter ruht.

C. Von der Ordnung der Fütterung des Hornviehs im Winter und Sommer.

Beinahe in keinem Stück zeichnet sich die Behandlung des Hornviehs nach Schweitzer-Art, vorzüglicher und nachahmungswürdiger aus, als bei der Fütterung und Wartung desselben in den Ställen. Die dabei zu beobachtende Sorgfalt, Ordnung, Mäßigkeit, Reinlichkeit und Räthlichkeit machen sie so fürtreflich, daß jeder Kenner ihr einstimmig hat Beifall geben müssen.

Die Fütterung des Viehs in dem Stall hat gewöhnlich nur im Winter Platz; aber mit ausnehmenden Vortheilen geschieht sie auch im Sommer, weil der Landwirth durch sie nicht nur in den Stand gesetzt wird, mehr zugezogenes Vieh, als er auf die gemeine Weide schicken darf, vortheilhaft zu benutzen, sondern auch jede größere, schönere und nutzbarere Art von Vieh zu halten, als ihm in manchem Fall die zu geringe Weide nicht erlauben würde; von den wichtigen Vortheilen der dadurch möglich werdenden Vermehrung andrer Viehgattungen und des Düngers nichts zu gedenken.

In beiden Jahrszeiten erhält das im Stall gefutterte Vieh in 24 Stunden niemals mehr, als nur zwei Futter, zu einer festen bestimten Zeit von 12 Stunden zu 12 Stunden; den einen Tag nicht größer und besser, und nicht kleiner und schlechter, als den andern; niemals zu wenig, auch nicht voll auf, sondern mit Mäßigkeit; und jedesmal nach einer vorhergegangenen kleinen Prise Kochsalz; damit es gehörig verdaue, stets Lust zum Fressen habe, nichts von dem gereichten Futter liegen lasse, und bei steter Gesundheit und gutem Gedeihen bleibe; welches dann alles auf eine alle Erwartung übertreffende Art geschieht.

1) Von der Ordnung der Fütterung im Winter.

Wenn der Landwirth sein Vieh mit Ordnung, nach Schweitzer-Art, durch den Winter füttern will, so räth ihm die Vorsicht, einen richtigen Ueberschlag

schlag zu machen, mit wie viel Stück er dies von derjenigen Winterfourage, die er gewonnen hat, vollbringen könne.

Er sieht daher **zuerst** auf die Anzahl der Tage, in welchen er sein Vieh im Stall füttern muß. Die Anzahl dieser Tage ist sich nicht immer, und auch nicht an allen Orten, gleich; indem es bald früher, oder später, zuwintert; bald früher, oder später, sommert. In Niedersachsen, fürnemlich in dem gebürgigten Theil, rechnet der vorsichtige Landwirth darauf, daß er sein Hornvieh mit Anfang des Novembers aufstallen müsse, und nicht eher, als mit dem Ende des Aprils wieder auslassen könne.

Ueberdies rechnet der Landwirth, daß die Winterfütterung der Wehnekälber meist bis Johannistag fortgehe. Weil aber auch nicht selten im Sommer Zeiten einfallen, wo sich das Vieh auf der stets von Regen nassen Weide müde frißt, und zu gedeihen aufhört, so rechnet der Landwirth auch ferner auf diese nur selten ausbleibende Regenzeit, und hält dazu immer einen guten Theil des besten Strohes, getrockneten Klees, Heues und Gromts in Vorrath, um sein Milchvieh und seine Zuchtkälber bei guter Lust zum Fressen, und unterbrochenem Nutzen und Wachsthum, dadurch zu erhalten.

Nunmehr erwägt der Landwirth aber auch **zweitens** die Menge, oder die Größe des Futters, die ein jedes Stück Vieh, groß und klein, alt und jung, zu seinem Unterhalt täglich begehrt.

Diese Größe des täglichen Unterhalts richtet sich zuerst nach der Größe des Viehschlags, demnächst aber auch nach der besondern Freßbegierde, die jedes Stück eines gewissen Viehschlags für sich insbesondere unterscheidend hat. Vieh von großer und schwerer Art bedarf natürlich mehr, als Vieh von Mittelgröße, und dieses wiederum mehr, als Vieh von kleinem Schlage.

Indessen ist immer ein und das andere Stück von dieser oder jener Grösse, das entweder mehr, oder weniger, als die übrigen seiner Art frißt. In Rücksicht auf diese Unterschiede, die der Landwirth theils vor Augen hat, und theils bald kennen lernt, bekomt ein jedes Stück Vieh, wenn es gefüttert wird, just so viel, daß es zwar noch immer etwas, aber doch nicht viel mehr mit Lust fressen würde; und wenn der Hornviehstapel also von verschiedener Art und Schlage ist, so entsteht eine mannigfaltige Verschiedenheit in der verhältnißmäßigen Austheilung des Futters, die nicht übersehen werden darf.

Auf diese zwei Punkte wird von dem Landwirth bei seinem Ueberschlag sehr genau gesehen; damit er nicht, entweder zu viel, oder zu wenig Vieh in die Winterfütterung nehme; indem dies seinen wahren Vortheilen schadet. Im erstern Fall nemlich würde sein Vieh nur elend und entkräftet aus dem Winter kommen. Die beste Zeit der Milchnutzung würde blos mit Wiedererholung der Kräfte verstreichen; und die Zeit zum kalben durch verzögertes rindern in die schädlichste Unordnung

ordnung gerathen. Was würden die Wehnekälber behalten? Was würde auf den Sommer für das Milchvieh in regnigter Zeit übrig bleiben? Und wenn die Wiederkunft des Frühlings sich länger, als gewöhnlich, verschöbe, was würde alsdann aus dem ganzen Viehstapel, oder aus dem Geldbeutel werden? Im zweiten Fall hingegen würde er sich um die Vortheile bringen, die er von einer größern Zahl durchwinterten Viehes im Sommer würde gewinnen können, entweder weil er Raum genug auf seiner Weide, oder Futter genug auf seinen Kleeäckern hat; nichts von der verlorenen Winterdüngung zu gedenken, so allein wichtig genug ist.

Um dem Landwirth diesen Ueberschlag zu erleichtern, ist durch sehr genau angestellte Versuche entschieden, daß ein Stück Vieh, das, nach der verschiedenen Größe seines Schlages, 600, oder 400, oder 300 Pfund, etwas mehr oder weniger, wöge, wenn es fett geschlachtet würde, in 24 Stunden, es sey an trocknem Klee, oder an Heu, oder an Gromt, oder aber auch nur blos an Stroh,

Nr. 1. Der größte Schlag von Vieh	20 bis 21 Pf.
Nr. 2. Der mittlere,	17 bis 18 Pf.
Nr. 3. Der kleinere	15 bis 16 Pf.
Zweijährige Rinder,	12 bis 13 Pf.
Jährige Rinder,	8 bis 9 Pf.

zum wenigsten zu sich nehmen, und auch so viel bedürfen, um munter, bei Kräften, und gut bei Leibe zu seyn; wovon man das Vieh vieler Ursachen halber niemals kommen lassen darf. Indessen giebt der Wärter dem Vieh dies respective Gewicht von Futter niemals zugewogen, weder im Sommer, noch im Winter. Er bemühet sich, die eigene Freßbegierde eines jedes einzelnen Stücks durch Beobachtung genau kennen zu lernen, demselben täglich gerade so viel zu reichen, als es bedarf, um beinahe davon gesättiget zu seyn; welches dann mit obigem Verzeichniß ziemlich zutreffen wird.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Beantwortung der im 69ten St. des Hannoverischen Magazins geschehenen Anfrage: Die Vertilgung der Wanzen auf den Taubenhäusern betreffend.

Auf die im 69ten St. des Hannov. Magaz. vom J. 1780 geschehene Anfrage: wie die Wanzen von den Taubenhäusern zu vertreiben sind, kan ich folgendes Mittel aus eigener Erfahrung mittheilen. Man nehme einige Hände voll Wallnußblätter, koche sie in Wasser, daß man eine ordentliche Lauge daraus kriegt, mit dieser Lauge besprütze man die Fugen und Ritzen, wo sie sich aufhalten. Man kan sie auf immer los werden, wenn man dieses einige mal wiederholt. Da ich mit diesem Ungezieter auf meinem Taubenhause beschweret war, so gab mir dieses Mittel ein Landmann, ich that solches einige mal, und sie verloren sich gänzlich.

D. B.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 1ten Februar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

(Fortsetzung.)

Wenn der Landmann eine richtige Kenntniß, sowohl von der Menge und dem Gewicht seiner eingeernteten respectiven Winterfourage, als auch von der Anzahl, und der verschiedenen Größe und Klasse seines Hornviehs hat, und nach leztern richtig rechnet, wie weit er mit jener reichen könne; dann aber auf die Größe des Zeitraums der Winterfütterung, und wie viel zum Behuf des Sommers zurück zu legen sey, hinaus sieht; so wird er nunmehr bei seinem Ueberschlag die Zahl seines durchzuwinternden Viehes ziemlich treffend bestimmen können.

Wenn es die Umstände des Haushalts irgend erlauben, so ist ein Viertheil des verzeichneten respectiven Gewichts, sowohl für das milchende und trächtige Vieh, als für die jährigen und zweijährigen Zuchtrinder, wenigstens Heu oder Gromt, so gut als es nur zu finden ist. Kan dieses Vieh, je nachdem der Haushalt mehr Heu und Gromt, als Stroh hat, noch etwas mehr von dem ersteren bekommen, und ist das Stroh schön und futterig; so kan in dem Verhältniß, wie an Heu oder Gromt zugelegt wird, und das Stroh gut ist, darum von diesem nichts abgebrochen werden; weil das Vieh von dem einen eben so viel als von dem andern frißt; und also das verzeichnete respective Gewicht nicht auf die besondere Kraft dieser oder jener Futterart, sondern nur auf die Ausfüllung und Nahrung des Viehes Rücksicht nimt, denn in dem Fall, daß auch der Haushalt es nicht vermögte, daß ein Viertel dieses Gewichts Heu oder Gromt seyn könte, so wäre dennoch das ganze Gewicht, wenn es auch nur blos aus gutem und unbeschädigtem Stroh bestände, dennoch hinreichend das Vieh zu ernähren, und im Stande zu erhalten; nur kein trächtiges, milchendes und junges Vieh, welches nothwendig seiner besondern Umstände wegen, mehr Nahrung, als im

im Strohe steckt, haben muß. Hat aber entweder das Stroh, oder haben Heu und Gromt entweder während ihres Wachsthums, oder in der Zeit ihrer Ernte, entweder ihre Vollkommenheit und Güte nicht erreicht, oder daran durch lange Auswitterung Schaden erhalten, so bleibt es zwar bei dem nehmlichen Gewichte, weil aber hier die bei der Ausfüllung zugleich mit vorauszusetzende Kraft und Nahrung, mehr oder weniger mangelt, so wird dieser Mangel alsdann wenigstens dem Milch- und Zuchtvieh durch hülfreiche Tränke von Küchenspühle, Biertrebern, Oelkuchen, u. d. gl., so gut als möglich, verhältnißmäßig ersetzt; ja wie die Convenienz, und die Umstände des Haushalts es erlauben und mit sich bringen.

Was dem Vieh an Stroh oder an Heu, oder an beiden, gegeben werden soll, wird den Tag zuvor auf einem reinlichen und geräumigen Platz dazu vorher bereitet. Dies geschieht, indem es nach und nach durch die Hände geht, durch Auseinanderziehung der etwa sich findenden Zöpfe oder Klümpe, durch Auslüftung klar und locker machen, und Reinigung von allem Staub und Unrath. Was schimmlicht, mulstrig, oder sonst würklich verdorben ist, wird als unbrauchbar sorgfältig abgetrennet. Nicht nur Stroh und Heu und Gromt werden, ein jedes für sich, allein gehalten, sondern auch das Bessere und Geringere von jedem fällt in seine besondere Sorten. Alles dieses wird nach der Stückzahl des Viehes so vertheilt, daß jedes Stück gleich viel Gutes, und wo möglich, auch an jedem Tage ein gleich gutes Futter bekommen möge; und es ist nicht nur nicht nöthig, daß dieses so zubereitete und eingetheilte Futter zu Hexel geschnitten werde, sondern es scheint auch selbst besser und vortheilhafter zu seyn, es lang zu füttern.

Die Stunde zwischen 4 und 5 Uhr, am Morgen so wohl, als gegen den Abend, sind die beiden unveränderlichen Zeitpunkte, wo mit der Fütterung der Anfang gemacht wird. Ausser diesen beiden Futtern, von 12 Stunden zu 12 Stunden, wie schon erwähnt ist, giebt es keines mehr. Das erste was geschieht, ist eine sorgfältige und genaue Reinigung der Futtergänge, Krippen und Raufen. Alsdann wird sogleich jedem Stück, alt und jung, es sey Morgen oder Abend, so viel Salz ins Maul gesteckt, oder zu lecken gegeben, als sich zwischen drei Fingern greifen läßt.

Die Austheilung des Futters geschieht in zwei oder drei besondern Portionen, die sich so folgen, wie die vorhergehende völlig verzehrt ist. Wird Heu oder Gromt mit gereicht, so macht dies die ersten Portionen aus, und das Stroh folgt zuletzt.

Während daß das Vieh die erste Portion verzehrt, wird jederzeit, es sey am Morgen oder am Abend, gemolken.

Hat das gesammte Vieh diese zu sich genommen, so wird es sogleich zur Tränke geführt; jedoch, zur Verhütung

tung des Stoßens und Drängens und der Verkältung, niemals in größerer Anzahl, als je zu 10 bis 12 Stück, nach und nach; unterdessen aber, daß es auf diese Weise abwesend ist, werden die ledigen Stände mit Geschwindigkeit gesäubert; die Krippen, Futtergänge und Raufen von neuem gereinigt, und wenn es der Haushalt vermag, so wird, wenigstens am Abend, auch gestreuet.

Wenn dann das Vieh nach seiner Zurückkunft die letzte oben bemeldete Portion des Futters bekommen hat, werden die Stallthüren sofort verschlossen, und ohne Noth nicht eher wieder geöfnet, als bis die nächste Futterzeit, es sey am Abend oder Morgen, wieder herbei gekommen ist; da dann alles auf vorbeschriebene Art Jahr aus Jahr ein sich anhebt und endiget.

Das Vieh hält sich bei dieser Methode es zu füttern, unglaublich gut; bleibt gesund; giebt mehr und bessere Milch; und wird und hält sich besser bei Leibe; weil es alles mit dem größten Appetit verzehrt, und in der gemächlichsten und ungestöhrtesten Ruhe, auf einem reinen und bequemen Lager wiederkäuet und verdauet. Der Landwirth spart indem er reichlich giebt, und zieht dadurch die möglich größten Vortheile aus seinem geernteten Futter, daß er es weder in größerer, noch geringerer Menge, anwendet, als es eben sein Zweck, und die Natur des Viehes selbst, erfordern.

Wie sehr unterscheidet sich diese Methode, die bei jedem einzelnen Stück Vieh, und bei jedem Futter, dort auf den Punkt der Sättigung, hier auf eine beständige gleiche Beschaffenheit der Güte, siehet, zu ihrem Vorzug für der landüblichen, allgemein geredet, welche das Vieh, entweder auf eine unbarmherzige Weise darben, oder auf eine unbedachtsame Art im größten Uberfluß so schwelgen läßt daß es noch mehr, als darbt; indem es, da es an allem einen Ekel genommen, alles nicht mehr mag, und den Segen des Landwirths ungenutzt unter seine Füße zieht.

Jenen Punkt der Sättigung eines jeden einzelnen Stück Viehs zu finden, lernt sich auf eine leichte Art durch die Austheilung des Futters in Portionen; weil jedes Stück bei der letzteren die Größe seines gewöhnlichen Appetits bald verräth. Die Zumessung aber der zur Sättigung jedes einzelnen Stücks erforderlichen Größe der Portionen, wo es zwar noch etwas, aber nicht viel mehr mit Lust würde fressen mögen, läßt sich hiernach blos durch eine durch Beurtheilung und Uebung zu erwerben gesuchte Fertigkeit, in kurzer Zeit zu Wege bringen.

2) Von der Ordnung der Sommerfütterung.

Die Sommerfütterung des Hornviehs geschieht, entweder

a) Vermittelst der Hütung auf der Weide ganz allein, oder

b) Vermittelst der Weide und Stallfütterung zugleich, oder

c) Vermittelst der Stallfütterung allein.

Es ist hier von allem Vieh die Rede, außer den Wehnekälbern, deren Pflege und Wartung, so wohl im Winter, als Sommer, da, wo von der Zuzucht gehandelt werden muß, beschrieben werden wird.

Welche Art der Sommerfütterung das Hornvieh erhalten mag, so wird demselben, alt und jung, so wohl am Morgen, entweder vor dem Austreiben oder vor dem Futter im Stall, als auch am Abend, entweder nach der Zuhausekunft von der Weide oder vor dem Abendfutter im Stalle, so viel Salz ins Maul gesteckt, als mit drei Fingern gefaßt werden kan, welches nie unterbleiben muß, und hier, um der öftern Wiederholungen überhoben zu seyn, ein für allemal angezeigt wird.

a) Bei der bloßen Hütung auf der Weide

wird vorausgesetzt, daß das Vieh daselbst während der ganzen Hütezeit eine dienliche, und zur Sättigung hinlängliche Nahrung finde; und eher, als so viel Gras noch nicht vorhanden ist, wird dasselbe im Frühjahr niemals ausgetrieben.

Das gewöhnliche Aderlassen des Viehes um diese Zeit ist unnöthig, und selbst schädlich, und unterbleibt daher.

Der Hirte läßt dasselbe am Morgen nicht eher die Weide besuchen, als bis die Sonne den Reif oder Thau vom Grase vertrieben hat. Dies gilt doch in Ansehung des Thaues, fürnemlich nur von dem sogenannten Flotthau; denn um 5 bis 6 Uhr am Morgen ist es wenigstens Zeit, auszuhüten; es sey dann ein übeler Nebel, der fürnemlich in der Herbstzeit gern vermieden wird; wo man das Vieh ohnehin später ausläßt. Auf der Weide selbst wird dahin gesehen, daß erstlich, das milchende und trächtige Vieh für sich allein, und dann auch das güste Vieh, nemlich jährige und zweijährige Stärkenrinder, ferner die Beutlinge, oder geschnittenen und gelegten Ochsen, und die nicht gerinderten, oder nicht zugekommenen Kühe in zwei Heerden, eine jede für sich, auf ihren eignen Weiderevieren gehütet werden. Die ein- und zweijährigen Stammochsen aber, werden zur Verhütung zu frühjähriger Kälber unter den Stärken Rindern, die an sich wenig Werth haben, und wovon die zu sehr geschwächten Stärken gänzlich verderben, am besten mit dem Milchhaufen, noch besser aber, wenn es sich thun läßt, mit den Wehnekälbern gehütet.

Das Hüten geschieht so, daß das Vieh nicht zu stark getrieben, noch weniger mit Knüppeln, oder Hunden zugesetzt werde. Es wird darauf gesehen, daß es nicht in dichten Haufen, sondern weitläuftig, und zerstreut genug aus einander weide, und Zeit und Raum genug erhalte, sein Futter mit Gemächlichkeit, und in Ruhe zu suchen. Der Weidegang wird wie gewöhnlich dergestalt abgewechselt, daß der abgefressene Theil der Weide nicht eher wieder betreten werde, als es wegen

gen des Raums der Weide nöthig wird. Diejenigen besondern Oerter aber, wo die Weide dem Vieh, wegen der Beschaffenheit des Bodens, gefährlich ist, oder, wo ungesunde Kräuter wachsen, werden sorgfältig vermieden. Insbesondere aber wird der Weidegang so eingerichtet, daß das Vieh so oft, als es nach der Gelegenheit der Weide geschehen kan, zu hellen Bächen, Quellen, oder abfließenden Teichen zur Tränke geleitet werde; und vorzüglich in heißer und durstiger Zeit; fürnemlich aber dann jedesmal vorher, wenn es zu Brüchern, oder, zu solchen Oertern getrieben werden muß, wo in Graben und Pfützen faules Wasser steht.

Die Mittagsruhe dauert von 11 Uhr an, bis wenigstens um 1 Uhr, und wo möglich der Fliegen wegen in dichtem und kühlem Schatten, bei ungestöhrtem Lager zum wiederkäuen und erquicken. Es ist nie gut, daß das Vieh in dieser Zeit gemolken werde; besser ist es, daß es am Abend ein Paar Stunden früher zu Haus komme. Der beste Strich des Weideganges wird deswegen, wo möglich, jederzeit auf den Nachmittag gesparet; damit er in den Rückgang zum Stalle fallen, und das Vieh solchergestalt gegen 6 Uhr am Abend gesättigt und angefüllt genug zu Hause kommen möge.

Das güste Vieh bleibt hingegen, nach genossener Mittagsruhe, bis zum Untergang der Sonne auf der Weide. Alsdann läßt es sich, wie Schaafvieh, in die Hürden treiben, um Aecker und Wiesen zu düngen. Fällt aber kaltes oder stürmisches Wetter ein, dann wird es am Abend zum Stalle getrieben.

b) **Weide und Stallfütterung des Hornviehs, zugleich**

treten alsdenn ein, **entweder**, wenn sich die Witterung auf eine lang anhaltende Regenzeit setzt, da denn das Vieh, auch auf der besten und reichsten Weide, mit milchen und gedeien nach läßt, weil es des stets vom Regen nassen Futters überdrüßig wird.

In diesem Fall ist es dem Landwirth sehr zu rathen, sein Milchvieh überhaupt ein Paar Tage im Stall zu behalten, und es alsdann mit der besten trockenen Fourage, in der nemlichen Ordnung, wie es im Winter geschehen muß, zu füttern. Jedoch, da es jetzt Sommer ist, und das Vieh sich an ein besseres Futter auf der Weide noch gewohnt hat, auch die Absicht dahin geht, dasselbe bei guter Milch zu erhalten, mit dem nöthigen Unterschied, daß die zu reichende Fourage, wo möglich, entweder blos aus getrocknetem Klee, oder doch aus Gromt, oder Heu bestehe, und mit gutem Oelkuchenwasser, oder andern hülfreichen Tränken begleitet werde.

Wenn aber dergleichen gutes Futter zu wenig vorhanden ist, um das Vieh solchergestalt im Stall füttern zu können, so ist dafür zu sorgen, daß demselben, wenigstens bei früherer Zuhausekunft am Abend ein Futter gereichet werden könne, das dann auch wohl, weil das Vieh den Tag über geweidet hat, in diesem Fall nur halb

aus trocknem Klee oder Gromt, und halb aus händelangem Strohhexel, das Schichtweise über einander ausgebreitet, und nächstdem mit einer Schüttegabel wohl durch einander gemengt ist, bestehen kan. **Oder**, Weide und Stallfütterung treten zugleich ein, wenn erstere das Vieh nicht genugsam sättiget und ausfüllet; und in diesem Fall ist die hülfleistende Fütterung, nicht trocken, sondern grün; es sey denn, daß zu einer Zeit jener erstere Fall zugleich mit eintrete.

Die beste Zeit dies Hülfsfutter zu geben, ist der Abend, weil das Vieh alsdann mehr Muße zum wiederkäuen und ausruhen findet. Das zu gebende Futter aber bleibt sich, so viel möglich, sowohl an Menge als Güte, beständig gleich. Am sorgfältigsten wird vermieden, daß es nie mehr bekomt, als es mit Lust verzehrt, und zu dieser erforderlichen beständigen Gleichheit des Futters, ist keine Pflanze behülflicher, als der grüne spanische Klee, der sich deswegen auch einzig und allein zu

c) **der beständigen Stallfütterung im Sommer**

am bequemsten und vortheilhaftesten zeigt.

Es ist bei der Stallfütterung mit Klee überhaupt zu merken:

1) Daß der Klee weder gemähet, noch eingebracht werden dürfe, wenn er vom Thau oder vom Regen naß ist.
2) Daß man den eingebrachten Klee vor Erhitzung bewahren müsse; und ihn daher nicht über einander häufen dürfe; sondern vielmehr an einem reinlichen Orte ausbreiten müsse.
3) Daß das Vieh, mit dem Klee nie zu eilig hinter einander, auch nie bis zur gänzlichen Sättigung gefüttert werden dürfe.

Bei genauer Beobachtung dieser geringen Cautelen, wird das Vieh ihn stets mit Lust und gutem Gedeien fressen, und mit Verstopfung und Schwellen nie befallen werden. Erlaubt aber ein anhaltender Regen die Beobachtung der ersteren nicht, so hat der Landwirth Hülfsmittel in den Händen, wenn er auf diese Fälle einen hübschen Vorrath von gutem Stroh, trocknem Klee, Heu und Gromt übergespart hat, der ihm auch alsdann fürnemlich zu statten komt, wenn er, um mit dem Kleeschint haushälterisch und vortheilhaft aus- und herum zu kommen, sich genöthigt sieht, den noch nicht zur Blüte aufgeschossenen jüngeren Klee mit zu füttern.

Die Stallfütterung im Sommer selbst, richtet sich in allen wesentlichen und neben Stücken ganz genau nach der Ordnung, die oben bei der Winterfütterung angezeigt ist.

Ist es der Convenienz eines Haushalts angemessener, anstatt um 4 Uhr Morgens und Abends, erst um 5 oder 6 Uhr an beiden Tagezeiten zu füttern, so wird hiedurch nichts wesentliches verändert; genug, wenn die Fütterung von 12 zu 12 Stunden geschieht.

Der größere und schwerere Schlag von Vieh, verzehrt auch hier mehr, als

als der kleinere. Die Größe der jedesmaligen, am Morgen oder Abend zu reichenden Portionen des Futters, richtet sich daher nach diesem Unterschiede. Ueberhaupt aber giebt man gern statt zwoen Portionen, wenigstens drei, in zunehmender Größe, und mit größern Zwischenräumen an Zeit; damit sich kein Stück überfresse, auch die Stengel des vielleicht schon etwas zu hart gewordenen Klees nicht liegen bleiben, und der Punkt einer gemäßigten Sättigung besser wahrgenommen und getroffen werden könne; wornach sich die Größe der lezten zugetheilten Portion, die immer die stärkste ist, insbesondere sehr genau richtet; da sie es eben ist, die das Vieh, Stück vor Stück, nach dem respectiven Unterschiede der Größe und des Alters, und des eigenen besonderen Appetits, nur so weit zur Sättigung bringen muß, daß es noch etwas, aber nicht viel mehr, mit Lust fressen würde; denn, wie schon erwehnt ist, ganz satt darf es niemals werden.

Es ist bei der Sommer-Stallfütterung gar nicht erforderlich, das Vieh zu Zeiten auszulassen, damit es sich, wie man sagt, die Füße vertrete. Im Gegentheil ist es, aus vielen sehr erheblichen Ursachen, zu deren Anführung hier kein Raum ist, weit besser und rathsamer, daß es nicht geschehe.

In solcher Zeit, in welcher der Klee von anhaltendem Regen beständig naß ist, muß demselben schlechterdings mit trockener Fourage geholfen werden; sowohl als dies geschehen muß, wenn der zu fütternde Klee noch nicht zur Blüte gelangt ist.

Im ersten Fall wird der nasse Klee, entweder mit Kleeheu, oder auch mit gemeinem Heu und Gromt, oder auch wohl mit Händelang geschnittenem Strohhexel, nach den Umständen eines jeden Haushalts, oder dessen Convenienz, dünn und locker, Schicht um Schicht, über einander ausgebreitet, und alsdann mit einer Schüttegabel durchgemengt, und so, nach voriger Beschreibung, in Portionen gegeben.

Im leztern Fall aber kan auch wohl nebst obigen Futterartikeln, zuweilen grüner Klee, der zu alt und schon meist zu hart geworden ist, zur Abwechselung genommen werden.

Oder, es wird auch wohl eine ganze Futterportion gegeben, die blos, entweder aus grüner, oder aus trockener Fourage besteht, und welcher die entgegengesezte alsdann folgt. Kurz, es wird auf eine solche Art abgewechselt, als erforderlich scheint, das Vieh bei beständiger guter Lust zum fressen, und zunehmendem Gedeien bestmöglichst zu erhalten.

Was die Fütterung des Wintersaamens, die vor dem Klee hergeht, anbetrift, so ist oben, in der ersten Abtheilung, das nöthige davon berührt.

d) Von der Hülfe zur Genesung des Hornviehes.

Bei der solchergestalt dem Hornvieh gegebenen Pflege und Wartung, wie bislang beschrieben ist, bleibt es immer nur ein seltener Fall, daß ein Stück erkrankt. Damit aber die Hülfe gleich

gleich gegeben werden könne, so wird nie unterlassen, jedesmal am Morgen und Abend bei der ersten Reinigung der Futtergänge, oder der Krippen und Raufen, genau darauf zu sehen, ob irgend ein Stück Vieh von der letzten Portion seines Futters etwas übrig gelassen habe.

Findet sich dies bei einem Stücke, so hat es entweder zu viel Futter gehabt, oder es war an demselben etwas dem Viehe unangenehmes; oder es ist demselben etwas zugestoßen. Die beiden ersten Punkte werden daher genau untersucht, und wenn es sich zeigt, daß es zu viel Futter bekommen hätte, so wird ihm nun um so viel weniger gegeben, das übriggelassene aber weggeräumt.

Ist dem Stücke aber würklich eine Unpäßlichkeit zugestoßen, so bemüht man sich das Uebel zu entdecken, und läßt den leichten Zufall, bei Ruhe, und mehr gemäßigter Diät, der Hülfe der Natur allein über. Den schlimmern sucht man zu heben.

Ein Aderlaß ist dem Hornviehe bei gesundem Leibe nie zuträglich. Findet sich jetzt aber, entweder bei trüben und zurückgefallenen, oder vollen und blizzenden Augen, viele Hitze im Maule, so wird in diesem Falle nicht damit gesäumt.

Die besondern Krankheiten, und die Mittel dagegen, zeigen ein zu weites Feld für den Raum und die Absicht dieses Aufsatzes, dessen Länge schon ohnehin die Geduld des Lesers prüft. Weinessig, Brantewein, auch wohl Kampferspiritus dienen bei äußerlichen Schäden, Beulen, Geschwulsten und Verletzungen, zum einreiben und waschen. Rhabarber, auch die Wilde, China, Enzian, Haselwurz, und dergleichen, werden theils als genesende, theils als roborirende Mittel gegeben; wozu auch wohl Eschenrinde und Laub gebraucht wird. Auch die Benedictwurzel, oder Marwurz, leistet bei Fiebern und Durchfällen große Dienste.

Ueberhaupt aber wird bei jeder bedeutenden Krankheit weniger gefüttert, aber desto öfterer mit reinem und weichem, und bei kalter Witterung, mit, wie man sagt, etwas verknicktem Wasser getränket.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Druckfehler. In dem 4ten Stück des Hannoverischen Magazins von diesem Jahre, Seite 49. in der 16ten Zeile von unten, lies Täufer, statt Läufer.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 4ten Februar 1782.

Nachricht von den Preisaufgaben der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

Die für den November 1781 ausgesetzte Hauptpreisfrage war von der physischen Klasse der Königl. Societät der Wissenschaften aufgegeben:

Sind mineralisches Alkali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten unterschieden? Wenn etwa das letzte statt fände, ließe sich nicht durch etwa einen Zusatz Laugensalz in mineralisches Alkali verwandeln? Dieses würde für die Salzsiedereien wichtig seyn, die jetzo nur sogenanntes schmieriges Salz zuwege bringen können.

Alcali minerale & lixiviosum, suntne specie diversa, an sola varietate? Si specie non differunt, quaeritur: an possit additamento aliquo lixiviosum mutari in minerale? Quod qui effecerit, plurimum videtur profuturus iis, qui sal humorem ex aëre attrahens coquunt.

Es sind zwar auf diese Frage zwo Antworten eingelaufen, aber keine hat sie, vornemlich das erste Glied derselbigen, erschöpft, und die Societät findet sich daher genöthigt, den Preis zurückzuhalten und die Frage noch einmal aufzugeben. Sie hätte gewünscht, daß die Verfasser mehr die Grundmischung der beiderlei Laugensalze zu erforschen, und nicht blos aus andern, großentheils schon bekanten, Gründen und Erfahrungen, sondern vornemlich aus ihr, den wahren Unterschied derselbigen, und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Verwandlung in einander darzuthun gesucht hätten. Der Verfasser der einen, mit dem Motto: Sat sapienti, hat sich zwar allein mit diesem ersten Gliede der Frage beschäftigt, auch einige gute Versuche angeführt, und verräth einen scharfsinnigen und erfahrnen Scheidekünstler, hat aber der Societät aus den angeführten Gründen kein volles Genüge geleistet. Der Verfasser der andern, mit dem Motto: Experientia rerum magistra, giebt zwar gute, obschon vielleicht nicht auf alle mögliche Fälle passende, Vorschläge, das schmierige

Salz zu verbessern, allein er geht zu flüchtig über die beiden ersten, der Societät wesentlicher scheinenden, Glieder der Preisfrage hin.

Ueber die ökonomische Preisfrage:

Welches Verhältniß zwischen den verschiedenen Theilen der Niedersächsischen Landwirthschaft, für den Staat und die Landwirthschaft, das vortheilhafteste sey,

waren schon im vorigen Jahre drei Aufsätze eingelaufen, von welchen einer von seinem Verfasser zurückgenommen ist. S. Götting. Anzeigen 1780. S. 769. Dagegen ist noch ein vierter eingeschickt worden, mit der Ueberschrift: Rerum natura sacra sua non simul tradit. Dieser Aufsatz zeugt von einer genauen Kenntniß, nicht allein der ganzen Landwirthschaft überhaupt, sondern auch besonders der Niedersächsischen, worauf sich die Frage vornemlich bezog. Gar richtig ist die Erinnerung, die wir am Ende der Abhandlung finden, die aber vielleicht der Anfang hätte seyn sollen, daß man die Beantwortung der Frage nicht von dem, was jezt auf unsern Landgütern geschieht, abstrahiren dürfe, weil man sonst annehmen müßte, daß die jezige Kultur bereits die vollkommenste sey. Der Verfasser meint, ein Engländer hingegen könne mit Erzählung dessen, was bereits geschieht, und mit Berechnungen antworten; aber daran ist doch wohl zu zweifeln, und selbst die vornehmsten englischen Schriftsteller finden ihre vaterländische Landwirthschaft noch nicht vollkommen. Unser Verfasser geht von dem Satze aus, daß dasjenige Verhältniß zwischen Viehzucht und Pflanzenbau und ihren einzelnen Theilen das beste sey, welches am meisten die Masse des baaren Geldes vermehrt. Darauf geht er alle Arten unserer landwirthschaftlichen Produkte durch, zeigt ihre Mängel, z. B. unserer Vieharten, schlägt Besserungen vor, beurtheilt die Menge der jährlich gewonnenen Produkte, vergleicht sie mit den inländischen Bedürfnissen und mit dem ausländischen Absatze, auch zeigt er diejenigen Artikel, welche wir gewinnen könten, aber noch von Ausländern kaufen. Vielleicht hat sich der Verfasser hiebei tiefer in die Theile der Landwirthschaft eingelassen, als die Frage es nöthig machte; aber nützliche Wahrheiten, die doch immer eine Beziehung auf seinen Gegenstand haben, hat er daher geschöpft. Mit Recht sieht er die Viehzucht für den vornehmsten Theil der Landwirthschaft eines solchen Landes an, dessen Bevölkerung noch schwach ist; er schlägt Mittel zu ihrer Vermehrung, z. B. den Kleebau, vor, zeigt, wie darauf die Vergrößerung und Verbesserung des Pflanzenbaues folgen werde, der wie vielste Theil des Landes sicher zum Futterbau verwendet, und wie viel Vieh davon unterhalten werden könne. Am Ende giebt er eine Anweisung, wie ein Landwirth das beste Verhältniß nach der jezigen Beschaffenheit der Kultur und der Verfassung

fassung seines Landes für sich finden könne.

Ob gleich diese Abhandlung die würklich schwere Frage noch nicht nach ihrer ganzen Ausdehnung beantwortet hat, so ist sie doch unter den eingelaufenen Schriften die beste, und reich an nützlichen Wahrheiten und Lehren über diesen Gegenstand, so daß die Königl. Societät kein Bedenken gefunden hat, ihr den Preis zu ertheilen. Nach Eröffnung des Zettels fand sich der Namen des Hrn. Verfassers Jonas Christian **von Rettberg**, Mitglied der königl. Cellischen Landwirthschaftsgesellschaft, und Hausvogt bei dem Amte Wustrow, der schon vorhin 1779, über die Frage vom landwirthschaftlichen Handel den Preis erhalten hatte *).

Auf den November dieses Jahrs 1782, ist die Preisfrage der königl. Societät der Wissenschaften (S. G. A. 1780. S. 1246.) von der **mathematischen** Klasse gewählt:

Quæ circa lignorum resistentiam, Comitis de Buffon, aliorumque experimenta, docuerunt, ea uberius, quam ab Architectis factum sit, in usus rei ædificatoriæ convertere. Artis tignariæ fundamenta mathematica illis superstruere. Optimum, pro varia ædificii indole, ligni usum inde deducere. Ostendere, quo commissuræ genere, quo situ, qua longitudine & crassitudine, quo numero jungenda sint ligna, ut resistendi viribus frugaliter adhibitis, & pro rata oneris parte sapienter dispensatis, universum opus & singula illius membra muneri suo sufficiant. Cujus rei, inter cetera, a tectis ædium, a pariete pensili, a ponte ligneo sive directo seu arcuato, a pegmate quod fornici imponendo substruitur, exemplum peti & calculo accommodari poterit.

Die Societät wünscht, daß man von den Versuchen, die der Graf von Buffon und andere über die Festigkeit des Holzes angestellt haben, eine nähere und bestimmtere Anwendung für die Baukunst zeigen möge, als die Baumeister bisher gezeigt haben. Daß man den mathematischen Theil der Zimmermannskunst auf sie gründe: und den besten Gebrauch, der sich, nach Verschiedenheit der Gebäude, vom Holze machen läßt, aus ihnen herleite. Daß man Anleitung gebe, die Länge, Breite und Dicke, die Anzahl, die Lage, die Zusammenfügung der Zimmerhölzer für jeden Fall gehörig zu bestimmen. Daß man den Widerstand, nach der Verhältniß des Antheils der auszustehenden Gewalt, klüglich austheilen lehre: damit sowohl das ganze Werk, als jeder einzelne Theil, eine seiner Absicht und Verrichtung gemäße

*) Diese Preisschrift wird in diesem Magazin in kurzem abgedruckt werden.

mäße Stärke erhalte. Beispiele zur Anwendung der Grundsätze und Rechnungen können von Dächern, Hängewerken, hölzernen geraden und gewölbten Brücken, Bogengerüsten, u. d. gl. hergenommen werden.

Auf den November 1783 von der historisch-philologischen Klasse zum andern male: (G. A. 1780. S. 1247. vergl. 1243. f.)

Ut declaretur, accuratius quam adhuc factum est, veterum res metallica, hoc est ars & ratio, quam veteres in fodiendis & tractandis metallis sequuti sunt: ut comparetur ea cum re metallica nostri ævi; utque doceatur, si quid inde elici possit quod utilitatem aliquam in re nostra metallica habeat?

Wie waren die Bergwerke bei den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet? und läßt sich nicht, nach angestellter Vergleichung derselben mit den unsrigen, zum Vortheile des Bergbaues und der Hüttenwerke in unsern Zeiten etwas von den Alten lernen?

Gegenwärtig wird nun auf den November 1784, die im vorhergehenden Stück gedachte Frage von der physischen Klasse zum zweiten male aufgegeben:

Alcali minerale & lixiviosum, suntne specie diversa, an sola varietate? Si specie non differunt, quæritur: an possit additamento aliquo lixiviosum mutari in minerale? Quod qui effecerit, plurimum videtur profuturus iis, qui sal humorem ex aëre attrahens coquunt.

Sind mineralisches Alkali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten unterschieden? Wenn etwa das lezte statt fände, ließe sich nicht durch etwa einen Zusatz Laugensalz in mineralisches Alkali verwandeln? Dieses würde für die Salzsiedereien wichtig seyn, die jetzo nur sogenanntes schmieriges Salz zuwege bringen können.

Der Preis auf die beste Beantwortung einer jeden dieser Fragen ist von funfzig Dukaten. Die Schriften müssen vor Ablauf des Septembers jedes Jahrs unter den gewöhnlichen Bedingungen abgeliefert seyn.

An ökonomischen Preisfragen sind folgende ausgesezt:

Auf den Julius dieses Jahrs 1782:

Da in Jahren, worin die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt und sonst keine andere anscheinende Ursache eintrit, dennoch die Honigernte oft weit unter der Erwartung ist: ob sich hinlängliche Ursachen und Vorbedeutungszeichen davon anführen lassen? welche vermuthlich in der Auflösung der Frage: woher der Honig entsteht? liegen.

Man

Man vergleiche hiezu Gött. Gel. Anz. 1780. S. 1249. u. f.

Auf den November 1782 die wiederholte Frage:

Welches sind die schicklichsten und zugleich einträglichsten Arbeiten für Zucht- und Werkhäuser in Niedersachsen? so daß durch ihren Ertrag wo nicht die Kosten der Anlage und Unterhaltung zusammen, doch die Kosten der Unterhaltung allein, bestritten werden können.

Man vergleiche hiebei Gött. Gel. Anz. 1781. S. 777. 778.

Der große Nutzen, den Topographien leisten, hat die Societät veranlaßt, demjenigen wiederum den Preis zu bestimmen, der ihr zum Ende des Mai des Jahrs 1783 die

vollständigste und gründlichste physische und ökonomische Beschreibung irgend eines beträchtlichen Bezirks der Kön. Churfl. deutschen Lande.

einsenden wird; wobei sie auf dasjenige verweiset, was sie bereits im J. 1774 wegen eben dieser damals aufs Jahr 1776 aufgegebenen Preisfrage in den Anzeigen 1774 S. 849. bekant gemacht hat.

Der Preis auf die beste Beantwortung jeder dieser Fragen ist von zwölf Dukaten. Die Schriften müssen unter den gewöhnlichen Bedingungen, vor Ablauf des Mais und des Sept. jedes Jahrs eingesandt werden.

Antwort auf die im 103ten St. des Hannoverischen Magazins von 1781, in Absicht einer Eichenbesaamung an niedrigen Orten, und deren Bewahrung gegen späte Nachtfröste enthaltenen Fragen.

Ob gleich das Wasser das erste und wesentlich würkende Element der Natur im Pflanzenreiche ist, so wird es doch im Gegentheil, wenn es nicht in gleichem Verhältniß mit den festen Theilen, sondern im Uebergewicht stehet, den Erdgewächsen eben so schädlich, als zu viel Blut im thierischen Körper, weil nach dem, im Zusammensetzen und Auflösen bestehenden Hauptgeschäfte der Natur einer jeden Pflanze zu ihrem Wachsthum und Erhaltung, ein gewisses Maaß von Feuchtigkeiten zugetheilet, und ihrem Wesen zugemessen ist. Sind diese daher gegen sothanes Gesetz der Natur in Uebermaaße vorhanden, so entstehen daraus unregelmäßige Folgen. Zu viel Wasser hebet durch gar zu starke Bemühung zur Bewegung, die Cohäsion der aufgelöseten Theile, hemmet den verhältnißmäßigen Zirkellauf der Säfte, veranlaßt erst deren Gähr- und Stok-

kung, und endlich Fäulniß, würket Kälte, und durch diese wiederum ein starkes Zusammenziehen, auch aus Trieb zur Homogeneität, Anziehen mehrerer wässerigen und sonst schädlichen Lufttheilchen, solchergestalt, daß diese oft zur äzenden Materie, mithin zu viel Feuchtigkeiten überhaupt die vornehmste Ursache vieler Krankheiten, besonders aber aller schlimmen Zufälle des Frostes werden.

Trockener Frost, ja selbst der Nordwind vermindert die Gefahr des Erfrierens, wo er nemlich freien Zug, und kein Hinderniß oder Aufenthalt findet. Wo sich hingegen Nebel und feuchte Dünste aufhalten, da ist der Frost allezeit heftiger, und schadet daher mehr in Thälern als auf Höhen, und in jenen noch stärker, wenn sie noch dazu mit einem naßgründigen Boden versehen, und den Würkungen der Kälte, von oben und unten blos gestellet sind.

Hieraus läßt sich nun schon urtheilen, was von allen Besaamungen an niedrigen Orten überhaupt, besonders aber von Eichelnbesaamungen an dergleichen Stellen, zu hoffen oder zu fürchten sey, absonderlich wenn dieser lezteren ihre Natur dabei untersucht, und die Erfahrung da zugezogen wird.

Die Eichen, die sonst in verschiedenen Erdstrichen und Erdarten fortkommen, können überall keinen zu feuchten und kalten Erdboden vertragen, sondern lieben mehr einen trockenen, wenigstens mäßig feuchten Boden, weil sie von der Natur so wohl mit einem, aus der Tiefe und Oberfläche, durch die großen Wurzeln häufig eindringenden, und durch die vielen sehr zarten, jedoch sichtbaren Röhren, welche in diesem Holze nach der Länge herunter liegen, fortgehenden Nahrungssafte vorzüglich angefüllet, als auch mit innerlicher schwefelichten Substanz, die durch das Anziehen der elektrischen Materie aus den Gewitterwolken, bekantlich oft die Ursache des Einschlagens wird, versehen sind. Aus diesem Grunde ist auch die Eiche, ohngeachtet ihrer sonstigen Stärke, dennoch zum Erfrieren geneigter, wie solches die vielen daran sichtbaren Eisklüfte, oder Waldrisse, bewahrheiten, und die Erfahrungen, von dem Verlust ganzer Wälder in harten Wintern, und besonders von dem Jahre 1740 bestätigen.

Es leidet also wohl keinen Zweifel, daß, da der Frost den erwachsenen Eichen schadet, die Säfte verdikket, und wo nicht ganz zum Stillstehen, doch zum Aufhören ihrer Circulation, auf eine Zeitlang bringet, folglich im Wachsthum und Zunehmen hindert, der junge Anflug, diese schädliche Würkung noch stärker empfinden müsse, und wegen seiner zarten und empfindlichen Gefäße, nicht allein im Zunehmen aufgehalten, sondern im Frühjahr, da jene sich schon ausgedehnt und geöfnet haben, wo nicht gar zum Ersterben gebracht, doch wenig-

wenigstens kränklich und zwergartig gemacht werde.

Diese aus der Natur und Erfahrung gezogene Grundsätze, geben nun auf die aufgeworfene erste Frage eine eben so zuversichtliche Antwort, als auf die zweite einen bestimten Rath zur Auswahl zweckmäßiger Plätze zu Besaamungen, und daß hauptsächlich niedrige und naßgründige Stellen dazu vermieden, und zu anderen Holzarten, die mehr Feuchtigkeit vertragen können, gewidmet werden müssen.

Wenn indessen entweder lokal Umstände diese Auswahl nicht gestatten, oder aber dergleichen Eichenbesaamungen an niedrigen Orten schon vorhanden, mithin zu erhalten, und gegen späte und schädliche Nachtfröste zu bewahren sind, so sind dagegen folgende, durch die dritte Frage aufgeforderte Mittel vorhanden.

1) Muß der junge Anflug, der gewöhnlich selten im Winter, oder doch wenigstens sehr spät, sein Laub verliert, zeitig, jedoch mit Vorsicht, damit die Knospen durch das Abstreifen nicht leiden, entblättert, und dadurch der Aufnahme, des Zuflusses und der Zuführung schädlicher Feuchtigkeiten aus der obern Luft beraubt, und zu Abwendung der untern, oder Erdfeuchtigkeiten,

2) der Grund und Boden durch Abzugsgräben getrocknet, und wenn er ja, wie doch meistens der Fall ist, keinen Hang dazu, sondern vielmehr die Figur einer Molle hat, mit kleinen Gräben durchschnitten, und allenfalls, wo es thunlich ist, noch in der Mitte, oder andern vorzüglich nassen Stellen, mit einem verhältnißmäßigen Reservoir, worin sich das Wassir sammelt, versehen werden. Dies Mittel hat einen gedoppelten Nutzen. Es trocknet nicht allein den Erdboden, sondern ziehet auch aus bereits angeführter Neigung zur Gleichartigkeit, alle nachbarlichen, in der Luft schwebenden Eistheilchen solchergestalt an, daß sie sich senken, und die Erdgewächse weder berühren noch beschädigen. Daher bedienen sich auch erfahrne Gärtner dieses Mittels, und besetzen im Frühjahr, wenn sie späte Nachfröste befürchten, ihre frühen Erd- und Gartengewächse mit Wassergefäßen und Schaalen, die die Eistheilchen anziehen und aufnehmen, und ich habe selbst bei Vicebohnen, der Absicht entsprechende Versuche damit gemacht. Ein drittes Mittel hat der Herr Hogström in Schweden, in den übersetzten Schwedischen Abhandlungen vom Jahr 1757. S. 67. als in der Erfahrung bewährt, vorgeschlagen. Er ließ nemlich, so oft er eine Frostnacht befürchtete, an und um den Ort, den er bewahren wolte, brennbare Sachen anzünden, die nicht viel Wärme, sondern nur Rauch von sich gaben, welcher sich zwischen den Gewächsen ausbreitete, und auf diese Art beschützte er solche gegen die Kälte, die auf den benachbarten Wässern

Eis

Eis gewürkt hatte. Ich habe diesen Versuch zwar nie gemacht, halte ihn aber nach physischen Grundsäzen von guter Würkung, und überlasse es dem, der daran zweifelt, die Probe selbst zu machen.

C. D.

Beantwortung der im 87ten St. des Hannoverischen Magazins vom Jahr 1779 befindlichen Frage.

Der schwarze Kornwurm, oder wie er in dem Oesterreichischen genennet wird, der Wippel, ist für die Fruchtspeicher höchst schädlich. Bekant ist es aus der Erfahrung, daß er sich in den Mahlmühlen nicht gerne aufhält, und wenn er auch mit Früchten dahin gebracht wird, sich sogleich wieder entfernet. Die Ursache mag seyn, daß er den Lermen und die heftige Bewegung die in den Mühlen vorkommen, nicht vertragen kan. Es ist daher wohl möglich, daß durch folgendes Mittel derselbe auf die kürzeste Art und ohne große Kosten von einem Fruchtspeicher vertilget werden könne. Man bringe auf einen von diesem Wurm angesteckten Kornspeicher eine Handwindmühle, womit der Landmann seine Frucht, wenn sie gedroschen, zu säubern pflegt, und lasse die Scheibe Korn, so mit dem Wippel behaftet ist, durch selbige laufen. Wenn dieses in den heißen Sommertagen etliche mal wiederholt wird, so ist nicht zu zweifeln, daß dieses Ungeziefer sich völlig verlieren solte. Auf diese Art hätte man auch den Vortheil, daß die Frucht, wie es ohnehin in heißen Sommertagen nöthig ist, gewendet würde. Bei mir hat dieses Verfahren schon gute Dienste gethan, ich wünschte aber doch, daß es dem Hannoverischen Magazin bekant gemacht, von mehreren Leuten erprobet, und von dem Erfolg wiederum im gedachten Magazin Nachricht ertheilet würde, damit man sehen könne, ob es ein untrügliches Mittel sey.

N. N.

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 8ten Februar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

(Fortsetzung.)

(S. das 4. 5. 8. und 9te Stück.)

Dritte Abtheilung.

Von der Zuzucht und der besonderen Pflege und Wartung des Hornviehes, nach Schweitzer-Art

Die Ergänzung und Verbesserung des Viehstapels durch zugezogenes junges Vieh, von guter Art und möglich höchster Vollkommenheit, ist einer der wichtigsten Gegenstände in der ganzen Landwirthschaft. Bislang ist dies dem Landwirth sehr mühsam und kostbar gefallen; weil er bei der Erziehung der Wehnekälber einer sehr unglücklichen Methode folgte, die immer von vielen Stücken nur wenige aufkommen lies; und hiedurch und durch eine kostbare Art der Pflege sich diese theuer genug erkaufte; und was noch schlimmer war, sich nur solche erkaufte, die die Schönheit und Nutzbarkeit seines Viehstapels nach gerade immer mehr herabsetzten; bis er sich öfters genöthigt sah, besseres Milchvieh mit Aufwand von großen Kosten zu kaufen, das sich entweder an die Weide nicht gewöhnte, und so nur neuen Schaden hervorbrachte, oder in seiner Descendenz, durch eben die Fehler bei der Aufziehung der Wehnekälber sehr bald wieder ausartete.

Es ist ein wahres Vergnügen, dem Landwirth eine Art des Verfahrens bei der Zuzucht seines Hornviehs, anzeigen zu können, die ihm nichts mehr von kostbaren Mehl- Malz- und Schrottränken, und nichts mehr vom erkranken und sterben seiner Wehnekälber hören läßt, aber den Nutzen verschaffen wird, seinen Viehstapel immer verbesserter zu sehen.

A) Von den verschiedenen Arten und Racen des Hornviehs, und den erforderlichen Eigenschaften desselben, zu einer glücklichen Verbesserung der Zuzucht.

Es finden sich unter dem Hornvieh, wie unter allen übrigen Hausthieren,

thieren, bessere und geringere Nebenarten, die sich entweder durch eine vorzüglichere oder geringere Gestalt, Größe und Nutzbarkeit, es sey an Milch, Fleisch, oder Fruchtbarkeit, oder Stärke auszeichnen; und bei erforderlicher Wartung und Pflege diese Eigenschaften auf ihre Nachkommenschaft unverrückt fortpflanzen.

Die Schweitzerische, die Fränkische, die Frisische, die Eyderstädtsche, und die Hoyaische Marschkuh sind unter den besseren Nebenarten des Hornviehs die berühmtesten in Deutschland.

Eine jede dieser besonderen Nebenart hat ihre verschiedenen Racen, wovon die eine immer wieder schöner, vollkommener und nutzbarer ist, als die andere, und sich, wenn es nicht an guter Wartung und Pflege fehlt, bei diesen vorzüglichern Eigenschaften weiter fortpflanzt.

Von der besten Race einer guten Art fallen gewöhnlich auch die besten Kälber. Indessen läßt sich dies weder unbedingt, noch allgemein behaupten. Wenn bei der Zuzucht, im Fall der Stammochse von guter Race und Eigenschaften ist, alles dem Zufall überlassen bleibt, so lehrt die Erfahrung, daß von den Kälbern immer einige gut, einige wohl besser, als selbst die Eltern, viele aber auch geringer, und manche selbst schlecht sind. Auch läßt sich nicht behaupten, daß ein von gutem Zuchtvieh gefallenes schönes Kalb nun auch nothwendig ein schönes Stück Vieh werden müsse. Nur unter gewissen Bedingungen wird es dies. Die bessere oder schlechtere Wartung und Pflege machen es, entweder in dem ersteren Fall besser, in dem letzteren Fall aber schlechter, als es geboren ist.

Eben so fallen von einer geringern Viehart zwar gewöhnlich auch nur geringere, zum öftern aber doch auch, wenn nur der Stammochse die nothwendig erforderlichen Eigenschaften hat, einige ganz fürtrefliche Ochsen- und Stärkenkälber, die künftig zu Stämmen ganz neuer und vorzüglicher Racen werden, und nicht nur ihre neuen besseren Eigenschaften, auf viele nachfolgende Generationen fortpflanzen, sondern auch, wenn sie in ihrer Jugend eine geschickte und sorgfältige Pflege und Wartung erhalten, zu noch größerer Vollkommenheit gelangen; weil die Würkung jener zuträglichen Behandlung in der Jugend die gute Anlage der Natur unterstützt, und vollkommener entwickeln hilft.

Da es also unter den Kälbern eines Viehstapels beständig theils sehr gute, theils mittelmäßige, und theils selbst schlechte giebt; und auch die besten, durch die Art und Weise ihrer Aufziehung, entweder besser, oder schlechter gemacht werden, als sie geboren sind; so ist es gar nicht gleichgültig mehr, welche von den gefallenen Kälbern zur Zuzucht ausgewählt werden; und welche Pflege und Wartung diese nächstdem bekommen. Und wenn demnach jedem, der Vermögen und Gelegenheit hat, sich einen Stammochsen

ochsen und ein Paar Zuchtkühe von bekanter edler Art und Race anzuschaffen, dies allerdings zu rathen ist; so bleibt dennoch auch ihm eine beständige geschickte Auswahl der von diesem neuen Viehe gefallenen Zuchtkälber, und ein zuträgliches Verfahren bei der Pflege und Wartung derselben, zur Beibehaltung und Verbesserung der Race unentbehrlich; so wie jeder, dem das Vermögen oder die Gelegenheit fehlt, solches Zuchtvieh zur Verbesserung einer geringen Viehart anzukaufen, blos durch die geschickte Auswahl, Pflege und Wartung der Zuchtkälber hoffen kan, seinen Viehstapel mit der Zeit ansehnlich zu verbessern; wenn nur der Stammochse den erforderlichen Leist und die übrigen benöthigten Eigenschaften besitzt.

Dies vorausgesetzt, frägt der Landwirth billig, welche Art des Hornviehs überhaupt, und nächstdem welche bekante Race von dieser insbesondere, ihm die mehrsten Vortheile verspreche?

Diejenige Race, von welcher Art sie sey, die sowohl viele und gute Milch, und diese lange Zeit giebt, als auch sich zugleich gut bei Leibe hält, ist ohne Zweifel die vortheilhafteste. Es versteht sich, daß man hiebei das Verhältniß der Art nicht aus dem Gesichte verliere. Was aber die Art selbst anlangt, so kan nur der Blick auf die besonderen Lokalumstände die Entscheidung erleichtern.

Wenn der Reichthum und die Güte der Weide, und die gewöhnlich gewonnene Menge an Stroh, Heu und Gromt, von der Beschaffenheit sind, daß eine größere und schwerere Art von Hornvieh, ohne Verminderung der Stückzahl des Viehstapels, damit, sowohl im Sommer, als im Winter, nach beschriebener Schweitzer Ordnung wohl genährt und ausgefüllet werden kan; — Oder, erlauben es Vermögen, Ort und Umstände, sowohl die Sommer- als Winterfütterung, durch angebaueten grünen und zu Heu gemachten Klee, in erforderlicher Maaße, bei so großem Vieh zu bestreiten; so würde es, da genaue und richtige Versuche und Erfahrungen es bestätigen, daß sich die edleren Vieharten, und so gar selbst die Schweitzer Kühe, bei der Stallfütterung mit grünem Klee, und bei der beschriebenen Winterfütterung nach Schweitzer-Art, in allen Stücken weit besser, wie gemeines Landvieh halten, in der That eben so viel seyn, als ganz offenbare Vortheile verkennen, oder denselben mit Gleichgültigkeit entsagen, wenn nicht der Landwirth seinen Viehstapel auf eine von den größern und edlern Vieharten, dergleichen die oben benannten sind, setzte. Und in diesem Fall würde ihm, sowohl wegen Vermeidung zu großer Kosten und Gefahr, als auch, entweder um das Vieh besser an die Weide und Gegend zu gewöhnen, oder mit dem Anbau des Klees nicht gleich ins Große gehen zu müssen, fürs erste blos die Anschaffung einiger ein- und zweijähriger Zuchtoch-

 sen,

sen, von einer der mehr bemeldeten Vieharten, von bester Race, anzurathen seyn; woraus im Anfange zwar nur eine Menglingsart entstehen würde, die aber, durch fortgesetzte Anschaffung neuer Stammochsen von rechter Art und Race, in wenig Jahren zur vollkommenen Originalität gelangen würde; wenn es an dem dazu erforderlichen Futter, und der beschriebenen Pflege und Wartung, sowohl im Sommer als Winter nie fehlte.

Erlaubt aber die knappe oder magere Beschaffenheit der Weide und der Winterfourage keine so große und schwere Viehart; oder der lokale Zustand des Haushalts verstattet keinen so ausgebreiteten Kleebau, als zur Sommer-Stallfütterung derselben, und zur Durchwinterung erforderlich wäre; so bleibt dem Landwirth doch diejenige Verbesserung seines Viehstapels übrig, die durch die Zuziehung einer besseren Race, vermittelst der sorgfältigen und geschickten Auswahl des Stammochsens, und der davon gefallenen Zuchtkälber, und durch die Behandlung derselben nach Schweitzer-Art, allerdings beständig möglich ist.

Sowohl in jenem ersten, als in diesem letztern Fall, beruht, wie oft beregt ist, aller glücklicher Erfolg zu allererst auf dem zur Zuzucht zu gebrauchenden Stammochsen; weil er es fürnemlich ist, der die vorzüglichen Eigenschaften der Race sowohl besitzt, als fortpflanzt; aber doch nur alsdann, wenn er von einem solchen Gewächs und Bau ist, die zu einer solchen guten Zeugung schlechterdings von der Natur bestimmet worden sind.

Der Stammochse, er sey von welcher Art und Race er wolle, muß, wenn er nach Schweitzer-Art aufgezogen, wovon bald weiter unten Nachricht folgt, wenigstens 2 volle Jahre alt seyn; aber auch nicht länger bis ins fünfte Jahr dienen. Im ersten Fall würde er sich schaden, und die Kälber fielen zu schwach. Im andern Fall würde er zu unbehülflich, und der Kuh zu schwer seyn.

Er muß lang gewachsen seyn, und vorne grade und fest, hinten aber zurückgestreckt auf den Füßen stehen. Brust, Schuft und Kreuz sollen breit, gewölbt und stark, der Rücken gerade, weder gekrümmt noch eingesenkt, die Lenden lang, breit und voll, der männliche Theil aber von einem viel versprechenden Ansehn seyn. Ueberdies muß er unten vom Maule an bis an die Brust eine breite herabhängende Wamme, schwere Vorviertel und starke und weit ausgewölbte Rippen haben. Wenn er aber gleich diesen Bau auf das allervollkommenste besitzen würde, und der Schwanzknochen wäre abschüßig, und das Kreuz herabhängend, so hätte er dennoch den größten Fehler, den er nur haben könte, und wäre zur Zuzucht schlechterdings unbrauchbar. Der Schwanzknochen muß nothwendig über der graden Linie mit Kreuz und Rücken, wenigstens einen Zoll in die Höhe stehen, und dies ist fürnemlich ein wahrhaftes

Zeichen

Zeichen einer guten Race, weil der feste und unermüdete Gang, die Kraft und Dauer in der Arbeit, der leichte und doch völlige Sprung bei der Zeugung, und die glückliche Geburt des Kalbes, von diesem Bau einzig und allein abhängen. Hat der Landwirth das Glück, einige Zuchtkühe von eben einem solchen Gewächs und Bau unter seinem Viehstapel schon zu haben, so werden von diesen die vorzüglichsten Zuchtkälber fallen; und wenn diese Kühe den Fehler des öftern umrindern nicht haben, und dabei viele und gute Milch, und diese lange geben; dann sind, fürnemlich die Ochsenkälber, die von diesen Kühen fallen, wenn sie die oben beschriebenen Eigenschaften haben, die allervorzüglichsten zur Zuzucht.

B. Von der Belegung der Zuchtkühe, und ihrer besondern Pflege, vor, bei, und nach dem Kalben.

Das beste Wehnekalb misräth, oder macht seine Aufziehung kostbar, wenn es nicht in der schicklichsten Jahrszeit gefallen ist. Es läßt sich die Ursache nicht so leicht angeben, als es eine lange Erfahrung bestätigt, daß auch die beste Weide keinem Kalbe recht gedeiet, das nicht bei dienlichster Pflege und Wartung wenigstens 4 Monat alt geworden ist. Betrit aber ein solches Wehnekalb nur alsdann erst die Weide, wenn es volle 20 Wochen erreicht hat; so ist sie demselben nun um so viel zuträglicher. Aber vor Pfingsten sind Weide und Witterung nur selten von einer solchen Beschaffenheit, die der Zärtlichkeit eines Wehnekalbes entspräche; und so ist es beinahe eine Regel, daß man zu denjenigen Kühen, von welchen man gern Zuzucht hätte, den Ochsen nicht anders lassen dürfe, als daß die Kälber höchstens nicht früher als Martini, und zum allerspätesten bis Lichtmessen fallen. Wenn eins seyn soll, so ist es immer weit eher zu rathen, ein schönes Kalb, das vor Martini fällt, zuzuziehen, als ein solches, das erst um Lichtmessen fällt; indem jenes durch seine Vollkommenheiten den größern Aufwand noch immer gut bezahlt, letzteres aber niemals, als gewiß in äußerst seltenen Fällen, indem es die Weide nur eine zu kurze Zeit genießen, und nicht vor dem künftigen Frühling aus dem Wehnestall gebracht werden kan.

Die beste Zeit zur Belegung der eigentlichen Zuchtkühe, fällt daher in die ersten Frühlings Monate. Da aber das Hornvieh keine nach den Jahrslauf von der Natur bestimte Begehungszeit hat, sondern hinlängliches und kräftiges Futter den Zeugungstrieb befördert, knappes und mägeres Futter ihn aber zurück hält; so müssen die Zuchtkühe, oder zur Zucht ausgewählten Rinder, mit etwas kräftigerem Futter so gepflegt werden, daß sie in diesem Zeitraum rindern; wozu die Gesellschaft des Ochsen bei dem Hinführen zur Tränke, oder sonst veranstalteter Auslassung, mit beförderlich ist.

Die Rinder haben überhaupt, wenn sie nach Schweizer-Art gewartet und gepfleget sind, nach dem zweiten Jahre ihres Alters die zur Belegung erforderliche Reife und Stärke. Früher würde es ihnen und den Kälbern nachtheilig seyn. Solten sie aber später zugelassen werden, so würde der Nuzzen, der ohne Nachtheil von denselben genommen werden könte, ohne Ursache verloren gehen. Noch mehr, wenn solche Rinder später zugelassen werden, so ochsen sie alsdann oft um, oder wollen sich den Ochsen nun gar nicht gefallen lassen, und bleiben Queen. Sind aber die Rinder nach gewöhnlicher Art schlecht gewartet und gepfleget, dann ist es freilich nothwendig, daß ein solches elendes Rind volle drei Jahr alt sey, ehe es zum Ochsen gelassen werden darf.

Zu Kühen, die schon getragen haben, werden jederzeit die ältern Ochsen gelassen, zu Rindern aber lieber, die nur erst zwei Jahr alt gewordenen. Der Plaz muß eben seyn, wenn die Kuh den Ochsen nicht vor ihrer Krippe empfängt. Ein bis zur Unbändigkeit muthig gewordener Ochse, erzeugt alsdann das beste Kalb. Der erste Zugang ist die mehrste Zeit fruchtbar; und dann ist der zweite der Kuh, oder dem Rinde, nachtheilig. Wenn dieser zweite Sprung sofort folget, so schadet er auch dem Ochsen, und da es ihm natürlich an Kraft mangelt, so bleibt er unfruchtbar, oder erzeugt doch nur ein schwaches Kalb.

Der Wärter führt daher den Ochsen, jedesmal gleich nach dem ersten Sprunge zurück, und läßt ihn, nachdem er neue Kräfte gesammelt hat, nur in dem Fall wieder zu der Kuh, wenn es sich zeigt, daß sie nicht zugekommen ist. Ueberhaupt ist hier zu merken, daß die Bedienung von mehr als einer, höchstens zwei Kühen, an einem Tage, den Ochsen schwächt, und nur schwache Kälber giebt.

Die Kuh trägt alsdann 9 Monate und 6 bis 8 Tage; und der Wärter versäumt nicht den Tag, nebst dem Namen des begangenen Stücks, zu seiner Nachricht anzuzeichnen.

Alles trächtige Vieh wird einige Zeit vor dem Kalben etwas besser wie vorhin gepflegt. Diese Verbesserung des Futters besteht in einer zweiten Portion von ein Paar Pfund Heu oder Gromt, die es am Abend, anstatt eines gleichen Gewichts von Stroh, zu sich nimt; worauf es alsdann getränkt wird, und noch etwa ½ Pfund Heu oder Gromt, gewöhnlich aus der Hand des Wärters nachfrißt.

Eben eine solche Verbesserung des Abendfutters bekommt auch der Ochse an den Tagen, da er gedient hat.

Kan aber ein Landwirth, wegen der besseren Umstände seines Haushalts, beiden ein mit Oelkuchenwasser angemengtes kurzes Futter, von Biertrebern, eingestamptem Kohle, Kartoffeln, Achterkorn, u. d. gl. vor der lezten Abendportion in die Krippe geben, so schadet dies gewiß nicht.

Beim Kalben ist der Wärter jederzeit gegenwärtig. Er überläßt der Na-

Natur alles. Befindet sich das Kalb in keiner ordentlichen Lage, so bindet er die Kuh, im Fall das Wetter nicht zu übel ist, los, und treibet sie eine Weile mäßig herum; wodurch das Kalb seine rechte Lage oft allein schon erhält. Ist aber die Hülfe des Wärters, bei nicht gehobener Unordnung in der Lage, nöthig, so wird diese alsdann, jedoch niemals anders als bei vorhandenen, würklich auf die Geburt gehenden Wehen, durch geschicktes Zurückbringen und wenden des Kalbes, im Nothfall aber nur höchstens durch ziehen an den Füßen, herzhaft gegeben.

Auch auf die Nachgeburt wird geachtet, und zu ihrer Beförderung, wenn es nöthig ist, mit Eingebung von $\frac{1}{2}$ bis 1, und $1\frac{1}{2}$ Pfund frischen Thran, geholfen. Lassen sich aber Zeichen von Inflammation, oder anderem Uebelseyn spüren, so wird ein Quartier Wein, worin so viel Enzian, Dillensaat und Haselwurz, als von jeder Sorte zwischen drei Finger gefaßt werden kan, gekocht ist, auf einmal eingegeben. Uebrigens bekomt die Kuh eine Stunde nach dem Kalben nichts, als gutes Heu und verschlagenes Wasser, worin etwas Oelkuchen zerrieben ist, zum Trunk. Dieser verschlagene Trunk wird höchstens nur zwei Tage lang gegeben, es sey denn, daß die Kuh erkrankte. Die bessere Pflege aber wird auf eben die Art, wie sie vor dem Kalben war, noch etwa 8 Tage fortgesetzt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Von Arzeneien aus dem Hollunderbaum.

Es ist dieser Baum auf vielfache Art nützlich. Die weiße Rinde, welche unter der grauen und grünen sitzt, wird wie ein ausgepreßter Saft oder mit Wein gegeben. Die Dosis des Saftes ist $\frac{1}{2}$ bis 1 Unze; des Infusi 1 bis 2 Unzen. Die Rinde der Wurzel und Zweige machet Erbrechen und Purgiren; die Blüten erweichen und lindern; das Wasser der Blumen und der Saft der Beeren treibt den Schweiß; das Oel des Saamen löset die stockenden Säfte auf; die Rinde und Blätter dienen äußerlich wider die wässerigten Geschwulste.

Es ist neulich ein Mittel vom Hollunderbaum gegen die **Wassersucht** gerühmet, und dessen nähere Bekantmachung gefordert worden. Von dem folgenden hat man sichere Erfahrungen. Man trocknet reife Hollunderbeeren an der Luft an einem trocknen Orte, der doch von der Sonne nicht beschienen wird. Man nimt solcher Beeren $2\frac{1}{2}$ Loth in eine Flasche, gießt darauf 1 Quartier guten Rheinwein, und setzt dieses in gelinde Wärme, als an den Ofen. Wenn es daselbst 24 Stunden durchgezogen, giebt man dem Patienten davon des Morgens und

Abends

Abends den fünften Theil eines Quartiers zu trinken, so nemlich, daß es laulicht warm ist. Jedesmal so oft davon getrunken worden, gießt man von einem noch andern Quartier Rheinwein wieder dazu, bis endlich auch dieses auf vorhin gedachte Art verbrauchet worden. Hierauf wartet man einge Tage, um zu sehen ob sich der Patient darnach bessere. Zeigt sich die Besserung, so kan man nach 14 Tagen die Kur zu desto mehrerer Sicherheit wiederholen. Die gesetzten Portionen sind für eine erwachsene Person. Einem Kinde von 6 bis 8 Jahren gehört die Hälfte.

Anfrage.

Das im 103ten Stück Seite 1647. des vorigjährigen Hannoverischen Magazins angegebene Mittel, das sauerwerden des Biers zu verhüten, würde, hauptsächlich für diejenigen, deren größtes Labsal und Erquickung ein Trunk gutes Bier, nach ausgestandener Tageslast und Hitze ist, vom größten Nutzen seyn, wenn, die daselbst angezeigte starke Probe zuverlässig wäre; da indessen das angeführte Leipziger Intelligenzblatt, in den mehrsten Händen, die gleichwohl gern ein gutes unverdorbenes Bier trinken, nicht seyn mögte, so würde es allen Liebhabern dieses deutschen Getränks sehr angenehm seyn, wenn in diesem Magazin aus sichern Erfahrungen bekant gemacht würde:

1) Ein bestimteres Maaß oder Gewicht, des dazu zu gebrauchenden Fichtenharzes, in Verhältniß zu der Quantität des Biers, indem da der Unterschied, zwischen kleinen, nur auf einen Haupttrunk sich einschränkenden, und zwischen großen Brauereien zu stark ist, als daß nicht zuförderst das Verhältniß des Fichtenharzes, so zum Bier zu geben, näher und genauer bestimmt werden müßte.

Da 2) laut besagten Magazins die Probe blos mit Braunbier gemacht, in vielen Gegenden aber nur Weißbier oder Broyhan gebrauet wird, ob sothanes Mittel ebenfalls beim Weißbier mit gutem Erfolg versucht sey?

Falls aber 3) dieses angepriesene Mittel nicht so ganz zuverläßig, wie angegeben worden, seyn solte, so würde die Bekantmachung, der, bisher durch Erfahrungen erprobeten sichersten Mittel, das sauerwerden des Biers zu verhüten, vielen Lesern dieses Magazins sehr willkommen seyn.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 11ten Februar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

(Fortsetzung.)

C. Von der Wartung und Pflege der Wehnekälber, von ihrer Geburt, bis sie junge Kühe, oder Stiere sind.

Das geborne Kalb wird der Kuh sogleich vorgelegt, und mit etwas Salz bestreuet. Nach erhaltener Reinigung, bleibt es bis zur Erholung seiner Kräfte 3 bis 4 Stunden ruhig; doch auch nicht länger, weil die Kuh sonst von der zu lange verhaltenen Milch leicht einen Anschuß an dem Euter bekomt. Das Kalb wird daher zum saugen unter die Kuh gebracht, nicht zur gänzlichen Sättigung, sondern nur bis der Bauch etwas rund geworden ist; damit es sich nicht zuerst gleich überlade, und den noch schwachen Magen verderbe.

Hat es frisch gesogen, ist es munter, und glatt von Haaren, stark von Knochen, fürnemlich von einem solchen Leist, wie er oben beim Zuchtochsen beschrieben ist, in sofern sich dieser jetzt schon zeigen kan, und hat es dabei keinen äußerlich zu bemerkenden Fehler; so wird es, die Zeichnung oder die Farbe des Haars mag übrigens seyn wie sie wolle, in der Reihe der Zuchtkälber aufgenommen, und vor seiner eigenen kleinen Krippe und Raufe angebunden; damit es sowohl an Ordnung und Folgsamkeit sich gewöhne, als auch durch Muthwillen und Unreinlichkeit den anderen nicht lästig und schädlich werde.

Es würde in der That eine Schwachheit seyn, wegen der Einförmigkeit einer schönen Zeichnung, oder wegen eines besonders gewählten Haars, ein an guten Eigenschaften fürtrefliches Kalb darum zur Zuzucht nicht aufzunehmen, weil es entweder anders gezeichnet ist, oder ein Haar von anderer als beliebter Farbe hat; aber höchst nachtheilig würde es seyn, ein schlechtes Kalb, blos wegen des Haars oder der beliebten Zeichnung, aufziehen zu wollen.

Zeigt aber das Kalb jene Eigenschaften nicht, die ein gutes Zuchtkalb

durchaus nicht entbehren kan, oder ist es gar mit einem Gebrechen behaftet; so wird es zwar auch in dem Zuchtkälberstall angebunden, aber in der Reihe der Schlachtkälber.

Dieser Stall befindet sich allezeit in dem Viehstall selbst. Er muß geräumig, vor Zugluft sicher, und durch ein angebrachtes Fenster hell und luftig seyn. Nichts ist hier schädlicher, als zu viele Wärme; weil sie den Durchfall sehr leicht erregt; und Unreinlichkeit, weil sie sowohl die Wartung erschwert und unangenehm macht, als auch die Luft sehr bald verdirbt.

Das Kalb wird nächstdem nie öfterer zu der Mutter geführt, als am Morgen und am Abend, von 12 Stunden zu 12 Stunden, genau in der Zeit, wenn das Vieh gemolken wird, und dann saugt es, wie es will, und bis es sich von der Mutter selbst entfernt. Dies saugen dauert indessen nicht länger als 8 Tage, nach deren Verlauf es gewöhnt wird, die am Morgen und Abend, zu eben der Zeit da es sog, nun von der Mutter gemolkene warme Milch, aus einem vorgehaltenen Eimer von beständiger und höchster Reinlichkeit, Absatzweise zu saufen; damit es sich nicht verfange.

Mit der Menge der Milch, die ein Kalb auf diese Weise zu saufen bekomt, richtet man sich auch hier allerdings nach der Größe und Schwere des Viehschlages, wovon das Kalb gefallen ist, und nach der Größe des Kalbes selbst.

Einem Kalbe vom Mittelschlage und Größe z. B. wird, bis es drei Wochen alt ist, am Morgen jedesmal, und so wieder am Abend, 2½ Quartier Milch gereicht; also täglich 5 Quartier. Von der dritten bis zur vierten Woche wird ihm 1 Quartier zugelegt; so, daß es täglich 6 Quartier Milch genießt. Wenn das Kalb nunmehr vier Wochen alt ist, so bekomt es, ehe es getränkt wird, auf eben die Art, wie das übrige Vieh, so viel Salz ins Maul, als sich zwischen 2 bis 3 Fingern greifen läßt, und alsdann, nach verzehrter Milch, nun auch eine Portion des besten und feinsten Heues oder Gromts auf die Raufe, die künftig jederzeit nach eben der Ordnung, wie bei dem andern Viehe, gereinigt wird. In dieser fünften Woche vergrößert sich die letzt bemerkte tägliche Quantität Milch dennoch um 1 Quartier, und in der folgenden sechsten Woche noch um 1 Quartier, so, daß sich die dem Kalbe nun täglich zu reichende Milch auf 8 Quartier beläuft.

Indessen ist dem Landwirth zum Trost zu bemerken, daß man von der Zeit an, da sich die tägliche Quantität Milch auf 7 bis 8 Quartier beläuft, alsdann die am Morgen zu gebende Milch, den Abend zuvor, gleich nachdem sie gemolken war, aufgesiedet, die am Abend zu gebende aber, den Morgen zuvor auf gleiche Weise behandelt, beide aber kurz vor ihrem Gebrauch abgerahmt, und dann wieder bis zu der Wärme, mit welcher sie von der Kuh komt, gebracht werden.

Wobei demnach, die Butter von der Milch größtentheils gerettet wird.

Sobald das Kalb gesalzen ist, bekomt es diese so wieder erwärmte Milch Absatzweise, die ihm jetzt hülfreich genug ist.

Dieses Tractement dauert unverrückt fort, bis das Kalb 8 oder 9 Wochen alt ist; da denn diese abgerahmte Milch von Zeit zu Zeit so abgebrochen, und mit kaltem Wasser, worin ein wenig Oelkuchen aufgelöset worden ist, in gleicher Maaße ersetzt wird, bis daß das vierteljährige Kalb nun, außer dem Oelkuchenwasser, täglich nur noch 2 oder 3 Quartier, entweder von der aufgesiedeten und abgerahmten, oder auch sauren Milch, nach der 20ten Woche aber endlich, nun nichts mehr, als kaltes Oelkuchenwasser zum Saufen, und gutes Heu oder Gromt, immer in unzugemessenen Portionen, damit es sich das liebste davon aussuchen möge, zum Fressen bekomt. Alles aber richtet sich hiebei auf das genaueste nach derjenigen Zeit und Ordnung, die bei dem Viehe überhaupt allgemein eingeführt ist.

Auch gewöhnt man die Kälber, je näher es zum Frühling komt, desto mehr an Luft und Freiheit zu gehen, dadurch, daß man ihnen zuerst bei gelinder Witterung, das Stallfenster öfnet, und sie nachgehends zuweilen auf einem engen, ebenen und sichern Platze, außerhalb des Stalls sich ein wenig abspringen läßt.

Wenn die frühern Kälber nach Pfingsten, und die spätern um Johannistag, härtlich geworden sind, werden sie ausgehütet. Dies geschieht durch einen besondern Hirten. Die Weide ist, wo möglich, fein und kurzgrasigt. Die bislang gereichte Winterpflege im Stall, geht bei dieser Aushütung, im Anfang dennoch sowohl am Morgen, als Abend, in eben der Maaße ununterbrochen fort. Nur erst alsdann, wann sich die Kälber an die Weide gewöhnen, und sich auf derselben zu füllen anfangen, wird ihnen das trockene Futter im Stall nach und nach entzogen.

Nässe vom Thaue sowohl, als Reife und Nebel auf der Weide, werden am Morgen durch längeres Zuhausebleiben vermieden. Nichts wird weniger gelitten, als übertreiben, jagen, oder wohl gar mit Hunden hetzen. Auch wird sorgfältigst allen feuchten und sumpfigten, oder mit gefährlichen Kräutern bewachsenen Plätzen ausgewichen. Auf guten Grasstellen aber läßt sie der Hirte geräumig aus einander gehen, sich ihr Futter mit Gemächlichkeit suchen; und sie ruhen, wo, und wann es ihnen gefällt. Damit sie nicht zu durstig werden, führt er sie oft an klares und frisches Wasser; und vor den Fliegen in den Mittagsstunden zum kühlen Schatten; oder, wenn die Weide nicht zu fern ist, zum Stalle.

Auch den Kälbern ist die anhaltende Nässe der Weide ungedeihlich. Wenn sich daher das Wetter aufs regnen giebt, so wird nicht versäumt, denselben eine Portion von feinem und gu-

tem Heue, oder Gromt, sowohl am Abend als Morgen zu reichen. Ist das Wetter aber auch zugleich kalt; so werden sie gar nicht ausgehütet; und in diesem Fall wird ihnen Morgens, Mittags und Abends, ein mässiges Futter gutes Gras, das mit Klee und Heu gehörig durchgeschüttet ist, nebst trinken, nach gewöhnlicher Ordnung gereicht. Salz aber bekommen sie nur am Morgen und Abend, wie sonst.

In denjenigen Landwirthschaften, wo die Sommer-Stallfütterung des Hornviehs mit Klee eingeführt ist, und auch die Kälber keine Weide besuchen, wird um Pfingsten der Anfang gemacht, die halbjährigen Kälber an eben bemeldete Stallfütterung zu gewöhnen. Hernach wird mit der Zeit das Heu, und zuletzt auch das Gras weggelassen, und so bloßer Klee gefüttert, wovon die Kälber fürtreflich werden. Steht aber der Klee in regnigter Zeit nicht trocken einzuholen, so wird wieder Klee und Heu Schichtweise vermischt und durchgeschüttet; und ordnungsmäßig gefüttert. Doch dies sey hier nur Einschiebungsweise gesagt.

Wenn endlich, um bei dem vorigen zu bleiben, Nebel und Reife im Herbst die gehüteten Kälber nun im Stall zurückhalten, alsdann trit die Winterfütterung in eben der Maaße und Ordnung wieder ein, wie sie vor dem aushüten war, und dauert bei jedem Kalbe so lange fort, bis es ein volles Jahr alt geworden, und nun ein jähriges Rind ist.

Die Güte der Futterung wird alsdann mit der Zeit immer ein wenig mehr abgebrochen, und so, nach und nach derjenigen gleich gemacht, die das milchende und trächtige Vieh bekomt; und bei dieser Pflege bleibt das Rind alsdann, bis es, nachdem es zwei Jahr alt geworden ist, ochset, und so im dritten Jahre selbst in die Reihe des trächtigen Viehes mit eintrit.

Diese Pflege und Wartung der Zuchtkälber scheint mehr Milch und gutes Futter darauf gehen zu lassen, als die gewöhnliche, und um so viel kostbarer, als diese, zu seyn. Erwägt man aber beide Arten gehörig und genau; so wird sich das Gegentheil auf das deutlichste zeigen. Wenn nemlich bei der Zuzucht nach Schweitzer-Art die Milchtränke zwar so lange fortdauern, bis das Kalb 20 Wochen alt ist; so ist jedoch diese Milch, von der fünften oder sechsten Woche angerechnet, beständig abgerahmt, und sie vermindert sich mit der achten oder neunten Woche, selbst bis auf etwas sehr unbedeutendes. Hingegen bekomt das Kalb, nach der gewöhnlichen Art der Zuzucht, bis zur siebenden Woche dreimal am Tage so viel Milch als es nur saufen mag, deren Werth, da sie nicht abgerahmt wird, sich vielleicht eben so hoch, wie jene, beläuft, die in weit gemäßigter Quantität, und größtentheils abgerahmt gegeben wird.

Will man nachgehends die Suppen, Mehl- und Schrottränke, womit

mit die Kälber nach unsrer gewöhnlichen Art vermeintlich gepfleget, und oftmals hingeopfert werden, mit auf die Wage legen, so wird sich genugsam zeigen, auf welcher Seite sich der Ausschlag der größeren Kostbarkeit befindet. Dann muß man aber auch zusammen halten, was, auf beiden Seiten, von den Wehnekälbern am Leben geblieben ist, und darauf sehen, in welchem Zustande sich beides befindet. Es ist genug zu versichern, daß Kälber, die nach der beschriebenen Methode aufgezogen werden, fast niemals den Durchfall bekommen, oder doch blos dadurch wieder genesen, daß man ihnen eine Mahlzeit gänzlich entziehet, und die folgenden bis zur gänzlichen Besserung mäßiger einrichtet.

Man muß aber auch nicht weniger auf den beträchtlichen Unterschied sehen, der sich zwischen dem zugezogenen Viehe selbst zeigt; da die nach Schweitzer-Art aufgezogenen jährigen Kälber bei weitem ansehnlicher und schöner, als unsere gewöhnlichen zweijährigen, ausfallen; so, daß sie in ihrem dritten Jahre, wie schon beregt, mit allem Nutzen in die Reihe des trächtigen Viehes kommen; und man solchergestalt die Winterfütterung eines Jahres erspart.

Es ist übrigens noch zu merken, daß, wenn gleich die Auswahl der Zuchtkälber noch so sorgfältig angestellet ist, es sich dennoch zuträgt, daß, fürnemlich der junge Stammochse, der von ihm gehabten Hofnung nicht ganz entspricht. Es ist daher rathsam, immer ein Paar mehr zuzuziehen, als das Bedürfniß erfordert; damit es dem Viehstapel nie an recht guten Bullen von rechter Race fehlen möge.

Wenn es sich aber nun, nachdem die Rinderochsen ein- oder zweijährig sind, entscheidet, welche zur Zucht zu behalten, so werden die anderen nunmehr unverzüglich geschnitten.

Dies Alter ist überhaupt das beste zu diesem Geschäfte, auch in dem Fall, wenn es die Convenienz des Haushalts mit sich bringt, mehr auf Beutlinge als Stärkenrinder zu halten.

Eben so zieht man auch gern einige Kuhstärken mehr zu. Denn gesetzt, daß die mehr als nöthig zugezogenen eben alle fürtreflich ausfielen; so wird es unter einem Viehstapel, der nebst Ergänzung, auch noch stets Verbesserung bedarf, noch immer einige Kühe geben, die diesem besseren jungen Viehe durch Verkauf Platz machen, wobei der Landwirth niemals Schaden leiden wird.

Der Schluß folgt künftig.

Vom Brennen des Moor-Gruts auf dem Feldlande, an statt des Düngers.

Ein Fremder, der in hiesige Gegenden des Amts Ehrenburg kömt, geräth in keine geringe Verwunderung, wenn bald nach der Ernte, ohngefähr

gefähr zwischen Bartholomäi und Michaelis, fast allenthalben auf den Feldern bei Tage Rauch und Dampf, und des Nachts helle auflodernde Flammen gesehen werden. Diese ungewöhnliche Erscheinung, die Durchreisenden des Nachts wohl oft eine Furcht verursachen mag, entstehet von dem hier üblichen Brennen der Moorerde auf dem Feldlande, dessen man sich an statt des gewöhnlichen Düngers in hiesiger Gegend schon seit langen Zeiten bedienet, und wovon ich die Bekantmachung in diesen Blättern nicht für undienlich erachte.

Von dieser sonderbaren Art, das Land ohne Mistdünger, in Moorgegenden fruchtbar zu machen, kan ich nach dem Berichte eines erfahrnen Hauswirths, folgendes als die beste Verfahrungsart anzeigen.

1) Ist in Ansehung der Jahrszeit zu bemerken, daß diejenige dazu am bequemsten, die gleich auf die Ernte folgt, wenn anders die Witterung trocken ist, weil gemeiniglich das Stoppelland dazu gebraucht wird. Hat man aber sogenanntes Brachfeld dazu liegen, so kan man dies Brennen schon vor der Ernte bei hellem Wetter vornehmen. Je trockener die Witterung ist, und je mehr der Wind dabei wehet ohne zu stürmen, desto geschwinder und besser geht es von statten.

2) Man nimt das härteste und mit Quäken am meisten angefüllte Land dazu, welches nicht nur solches am besten vertragen kan, sondern auch hiedurch am besten gereiniget und mürbe gemacht wird. Nach der Ernte pflegt man wohl das magerste Haberland dazu auszusuchen, wenn es anders kein bloßes Sandland ist, denn solches kan das Ausbrennen gewiß nicht vertragen. Melirtes Sandland geht zur Noth an; das hier sogenannte Schlieckland aber ist dazu am tüchtigsten befunden.

3) Ehe die Gruterde vom Moore abgefahren wird, ist es nöthig, daß selbige zuvor aufgeegget und zum Austrocknen aufgelockert werde, wenn solches geschehen, kan sie ein Paar Tage nachher aufs Land gebracht werden. Alsdenn wird sie durch Schaufeln in solcher Quantität auf dem Lande umgestreuet, daß die Stoppelspitzen kaum hervorragen und zu sehen sind.

4) Hierauf wird die umgestreuete Moorerde an verschiedenen Orten angezündet, und solches so lange fortgesetzt, bis sie sämtlich zu Asche gebrannt ist, die denn bald darauf zur Rockensaat untergepflügt wird, ohne das Land im geringsten weiter vorher zu bedüngen.

5) Solte unvermuthet Regenwetter einfallen, nachdem der Grut bereits aufs Land gefahren, so ist solches zwar ein etwas übler Umstand, wenn selbiger noch nicht zu Asche gebrannt ist, indessen muß man alsdenn zur bestmöglichsten Verhütung des Schadens diese Vorsicht gebrauchen, daß man den weißen Grut ja nicht ungebrannt unterpflügt, sondern so lange liegen lasse, wenn es auch bis ins Frühjahr

wäre, bis endlich eine bequeme Witterung zum Brennen eintrit, sonst würde man das Land gar sehr damit verderben; Was aber den schwarzen Grut betrift, so kan solcher bei eingetretenem Regenwetter sicher ungebrannt untergepflügt werden, nachdem er vorher mit Mist vermengt worden.

6) Ist bei dieser Art, das Land fruchtbar zu machen, auch diese Vorsicht nöthig, daß man das vorhin gebrannte Land, nachdem es ausgetragen, **in langer Zeit fürs erste nicht wieder brenne**, indem es sonst auf einmal entnervet und von Grund aus würde verdorben werden; dahingegen ist es gut, wenn nachher, nachdem der Branddünger heraus ist, entweder fette Erde oder sonst guter Mistdünger mit Grasplaggen vermenget, darauf gebracht wird. Wenn solches nach dem Brennen einige Jahre hindurch wiederholt wird, ist davon keine Entnervung oder sonstiger Schade fürs Land zu besorgen.

Was aber übrigens die Vortheile anlangt, so durch dies Grutbrennen aufm Feldlande bewürket werden, so versichert man, daß gegen diese Art das Land zu düngen, kein anderer Dünger zu rechnen sey, indem auch bei den schlechtesten Kornjahren nicht leicht ein Miswachs auf dergleichen ausgebranntem Lande entsteht, und in den drei ersten Jahren der fürtreflichste Rocken, in den beiden folgenden aber wohl recht guter Haber darnach wächst, wenn man anders diesen Branddünger auf einmal ganz ausziehen will.

Die Vortheile des Brennens sind also beträchtlich, indem dadurch nicht nur der gewöhnliche Dünger auf anders Land gesparet wird, sondern auch das sogenannte Brandland viel sicherer und stärker trägt, als alles andere gedüngte Land, so daß es gewiß ein Vergnügen ist, das dichte und hohe Korn auf den Brandstücken zu sehen.

Um aber dieses an sich so vortheilhafte Brennen in anderm Betrachte so unschädlich zu machen als möglich, wäre zu wünschen, daß es nie bei stürmischem Wetter geschehen mögte, indem der alsdenn davon entstehende entsetzliche Rauch und Dampf dergestalt, wenn der Wind ins Dorf stehet, die Häuser durchdringt, daß man sich fast nirgends dafür verbergen kan, und daß alsdenn Personen von schwächlicher Gesundheit, fürnemlich Engbrüstige und Lungensüchtige sehr dabei leiden: Ja denen zu Liebe, wünschte ich wahrlich recht sehr, daß es bei einem gar zu starken Winde unterbleiben mögte. – Nicht zu gedenken des Schadens, der alsdenn auch den Gartenfrüchten und der Bienenflucht verursacht werden dürfte, und der Gefahr, die damit verbunden ist, wenn dies Brennen bei einer sehr stürmischen Witterung nahe bei den Häusern unternommen wird, als welches der gar zu dreiste Landmann leider nur gar zu oft waget.

Neuenkirchen in der Grafschaft Hoya. J. J. H.

Auch

Auch unter der Büche ist man bei den Gewittern nicht sicher.

Neulich hatte ich Gelegenheit den Zellischen **Haushaltungskalender** von diesem Jahre zu sehen. Ich fand in demselben recht sehr viele gute und nützliche durch die Erfahrung erprobte ökonomische Aufsätze. Indem ich solchen etwas durchblätterte, fiel mir eine **Abhandlung vom Gewitter** in die Augen. Begierig las ich solche durch. So viel gutes auch davon gesagt wurde, so war es mir doch etwas ganz unerwartetes, als ich darin ohngefähr folgende Worte *) fand.

Auf dem Lande geht man bei den Gewittern am sichersten, daß man sich, wenn man den Regen nicht scheuet, unter eine Büche stelle, indem das Gewitter niemals in eine Büche, vielmals aber in eine Eiche schlägt.

Ich wünsche recht sehr, daß sich durch die Zuverläßigkeit, mit welcher dieses geschrieben ist, niemand zu seinem Schaden möge verleiten lassen. Die Erhaltung des Lebens eines Menschen liegt mir eben so sehr am Herzen, als dem Verfasser jener Anmerkung, und ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, zum Besten meines Nebenmenschen bei einer jeden Gelegenheit und so oft es in meinem Vermögen stehet, auch das Meinige beizutragen. Es ist solches eine mir allezeit heilige Pflicht, und ich ergreife jetzt mit Freuden eine Gelegenheit derselben eine Genüge zu leisten. Das geschiehet dadurch, daß ich einen jeden warne, **daß er sich beim Gewitter der Büche nicht zu sicher anvertraue, indem die Gewitter in die Büche eben sowohl, als in die Eiche schlagen.**

In den hiesigen Gegenden ist solches nichts ungewöhnliches, sondern eine jedermann ganz bekannte Sache. Und noch im abgewichenen Sommer, da wir um Pfingsten aus ein schweres Gewitter hatten, schlug solches in der hiesigen Nachbarschaft den Gipfel von einer Büche herunter, und zersplitterte den starken Baum von oben bis unten an die Erde. Da nun dergleichen allhier fast alle Jahre geschiehet, so erhellet daraus der Ungrund der obigen Anmerkung.

Am sichersten ist es daher allemal, daß man sich bei den Gewittern, wenn man auf dem Lande ist, von den Bäumen entferne, und die freie Luft suche, wenn es gleich regnen solte. Ist man doch unter der Büche vor dem Regen eben so wenig sicher! Und gesetzt auch, daß solches wäre, so ist es doch besser in freier Luft beregnet, als unter den Bäumen erschlagen zu werden.

J. H. Pratje,
Probst und Pastor zu Beverstädt.

*) Weil ich den Kalender nur flüchtig durchlas, so ist es leicht möglich, daß ich nicht gerade dieselben Worte behalten habe. Indessen stimmet der Inhalt dieser Worte mit jenen doch gewiß völlig überein.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 15ten Februar 1782.

Versuch einer kurzen Geschichte der Stadt Antwerpen.

Die neuerlich von dem Magistrat und der Bürgerschaft der Stadt Antwerpen, des jetzt regierenden Kaisers Majestät übergebene Bittschrift, der Stadt die Wiedereröfnung ihres verschlossenen Hafens und der Schelde zu gestatten, und ihr hiedurch zu der Wiederaufnahme ihres verfallenen Handels beförderlich zu seyn, bewegt mich denjenigen Lesern dieser gemeinnützigen Blätter, welchen die weitläuftigen Werke eines Scribanius, Becanus, Guicciardini, Miräus, u. a. entweder nicht bekant, oder doch zum Lesen zu langweilig sind, und überdem von der Geschichte des 80jährigen holländisch spanischen Krieges, und des darauf erfolgten Münsterschen Friedens wenig Kenntniß besitzen, ein getreues Gemälde des Wachsthums, der Blüte und des Verfalls des Handels dieser Stadt vorzulegen, und ihnen hiedurch zugleich einen überzeugenden Beweis zu geben, wie sehr Religionshaß und Verfolgung im Stande sind, die mächtigsten Staaten zu erniedrigen und die blühendsten Städte zu verwüsten, und wie glücklich wir uns desfalls zu schätzen haben, daß wir in einem Jahrhundert leben, wo selbst in katholischen Staaten, in Ländern, wo noch vor wenigen Jahren die dickste Finsterniß herrschte, wider das Mönchswesen geschrieben wird, und ein rechtschaffener Mann es wagen darf, die Inquisition mit so schrecklichen, aber treffenden Farben zu malen, als vor ihm nicht einmal ein Protestant gethan hat.

Ich will mich bei den verschiedenen Meinungen wegen des Ursprungs des Namens dieser Stadt, als einer meinen Lesern sehr gleichgültigen Sache, nicht aufhalten, und deshalb so wenig der abgeschmackten Geschichte des Riesen **Druon**, welcher noch vor **Julius Cäsars** Zeiten auf einem Bergschlosse an der **Schelde** in der Gegend der Stadt gewohnt, den vorbeireisenden die Hände abgehauen und sie in den Fluß geworfen, da denn von diesem Handwerfen, die Stadt den Namen Antwerpen bekommen haben soll, als anderer eben so elender Mährchen, welche in denen Zeiten erfunden sind, da man der Geschichte noch keinen andern Reiz als durch Erzählungen von Wunderdingen und Gespensterhistörchen zu

geben wußte, gedenken, sondern nur kürzlich bemerken, daß der deutsche Name dieser Stadt, wahrscheinlich von dem niederländischen Worte **Aenwerp**, welches so viel als zusammengefügt heist, herkomt, weil die **Schelde** vor Zeiten kein Ufer hatte, und also ungehindert austrat, nach und nach aber hierdurch so viel Erde in Leim ansetzte, daß auf diese erhabene Gegend eine Stadt gebauet werden konte, und daß auch wahrscheinlicher Weise das Wapen der Stadt, welches eine alte dreieckigte Pforte auf der Schelde mit drei darüber gesetzten Händen vorstellt, hiervon seinen Ursprung haben mag.

Etwas merkwürdiger als die Untersuchung des Ursprungs des Namens dieser Stadt mögte wohl die Untersuchung ihres Alters seyn. Da aber auch in dieser Sache Schriftsteller, welche ihre Geschichte und Verfassung zur Zeit ihres höchsten Wohlstandes beschrieben, sich nichts zu entscheiden getrauet haben, so sehe ich mich außer Stand gesetzt, hierin etwas mit Gewißheit zu bestimmen. Solte indessen die Meinung des **Petrus Appianus**, nach welcher das heutige **Antwerpen** das ehemalige **Attuacutum** des **Ptolemeus** seyn soll, gegründet seyn, so würde hieraus erhellen, daß diese Stadt schon vor **Julius Cäsars** Zeiten vorhanden gewesen, und folglich eine der ältesten Städte seyn müsse. Da aber diese Meinung durch keine triftige Gründe unterstützt, und folglich sehr zweifelhaft ist; so schreite ich in der Geschichte dieser Stadt gleich einige Jahrhunderte weiter, bis zu demjenigen Zeitpunkte, welcher uns die ersten zuverläßigen Nachrichten von ihrem Daseyn giebt.

Es ist dieses das J. 1201, in welchem **Heinrich** I., Herzog von Niederlothringen und Marggraf des H. R. R., die ehemalige Burg, oder das alte Schloß von **Antwerpen**, als welches der erste Anfang der Stadt ist, durch Hinzufügung eines ansehnlichen Plazzes, welchen er mit einer Mauer umgab, erweiterte, und hierdurch den Anfang zu Erbauung der Stadt legte. Zu welcher Zeit aber jene alte Burg, die gedachter maaßen der Anfang der Stadt war, und welche ohne Zweifel mit der umliegenden Gegend dem Marggrafthum **Antwerpen** den Namen gegeben hat, erbauet worden, ist ungewiß. Genung mag es hier seyn zu bemerken, daß dieses Schloß schon vor dem 12. Jahrhundert vorhanden gewesen seyn muß, da man bereits vor dieser Zeit in der Geschichte den Titel der Marggrafen von **Antwerpen** antrift.

Man findet in der Stadt noch hin und wieder Ueberbleibsel von dieser alten Mauer, vorzüglich zwischen der S. Michaeliskirche und dem Rathhause, wo die alte S. Johannispforte mit einem Stück von dieser alten Mauer zu sehen ist. Es begreift dieselbe den Plaz in sich, auf welchem jezt das Rathhaus, die Klöster der Dominikaner und schwarzen Schwestern, die Cathedralkirche zu U. L. F., die Priorei unsers Erlösers, das Jesuitercollegium und verschiedene Kapellen stehen. Von Erbauung dieser Mauer an hat **Antwerpen**

pen goldene und silberne Münzen geschlagen.

Die zweite weit ansehnlichere Vergrößerung der Stadt führte Herzog Johann III. von **Brabant** aus, welcher im J. 1314 den Grund zu einer Mauer, so im Zirkel in einer ziemlichen Distanz um die erste aufgeführt ist, und von welcher noch anjezt einige Thürme, und alle Thore, als das S. Michaelis, S. Georgen und S. Jacobs Thor vorhanden sind. Es begreift diese ansehnliche Vergrößerung die S. Michaelis, Georgen, Andreas und S. Jacobi Kirchen, die Klöster der Franciscaner, Carmeliter und Capuciner, die Schulen der Jesuiten, Augustiner und Alexianer, das große Hospital, die Tertianerinnen, weißen Schwestern, Clarißinerinnen und die Nonnen der Verkündigung in sich.

Die dritte und neueste Mauer wurde unter **Carl** V. im J. 1543 angefangen, und wurde durch sie die Stadt gegen Mitternacht ansehnlich erweitert, nemlich in der Breite von Morgen gegen Abend, von der rothen Pforte bis zur Schelde, 850 Klafter, und in der Länge von Mittag gegen Mitternacht, von der Cisternpforte bis zu der Mauer, 250 Klafter Antwerper Maaß, die Klafter zu 5 römischen Werkschuhen gerechnet, so daß die Stadt nach dieser lezten Mauer im Umkreis 4812 Klafter der gedachten Maaß hält. Es begreift diese Mauer das **Osterlingische** oder **Hanseatische Haus** in sich und giebt der Stadt gegen die Wasserseite zu die Gestalt eines gespannten Bogens. Sie ist sehr stark, hoch und dick; der Vordertheil durchgehends mit weißen Steinen bekleidet, hat zehen große und starke Basteien und fünf große Hauptthore, welche mit starken Vergoldungen geziert sind.

Endlich kam zu diesem allen noch im J. 1567 die von dem H. von **Alba** zur Bezähmung der Stadt angelegte Citadelle hinzu. Sie war ein von der Stadt abgesondertes nach der Angabe des Baumeisters **Pacioti** von **Urbin** gebauetes starkes regulirtes Werk, hatte 5 Basteien, deren eine die andere bestrich, war mit geraumen Wällen, Gewölben und Mienen, auch tiefen und breiten Gräben versehen. Sie schloß einige mittelmäßige Höhen in sich, von welchen man die ganze umliegende Gegend übersehen konte, als sie aber im J. 1577 vermöge des **Gentischen Vergleichs** bis auf eine Bastei geschleift wurde, so wurde sie mit der Stadt vereinigt.

Um diese Zeit, nemlich kurz vor Anfang der Niederländischen Unruhen, und noch zu Anfang derselben, hatte die Stadt den höchsten Gipfel von Macht, Reichthum und Ehre erreicht, ihr Handel sowohl in Waaren als in Wechseln breitete sich über die ganze Welt aus, und sie hatte Bürger in ihren Mauern, welche Fürstl. Reichthümer besaßen.

Wissenschaften und Künste, besonders die schönen Künste, die gewöhnlichen Begleiterinnen des Reichthums, blüheten in dieser Stadt in vollem Glanze. Die öffentlichen Gebäude und die in denselben aufgestellten Werke der Maler und Bildhauerkunst geben noch heu-

heutiges Tages traurige Beweise von der Höhe, zu welcher in **Antwerpen** die bildenden Künste gestiegen waren, so wie sie zugleich traurige Denkmäler des verlornen Wohlstandes ihrer Einwohner sind. Zu diesen Zeiten waren aber nicht nur öffentliche Gebäude, sondern auch die Privathäuser und Palläste der Reichen mit den kostbarsten Gemäldesammlungen ausgeschmückt, und da sowohl die Lage der Stadt in der fruchtbarsten und angenehmsten Gegend, als ihr ausgebreiteter Handel ihr alle Schätze der bekanten Welt zuführten; so konte es ihren Bürgern bei ihrem Reichthume nicht an dem reizendsten Wolleben fehlen.

Diese große und reiche Stadt hatte 22 öffentliche Plätze, 212 breite und ziemlich gerade Straßen, und nach **Guicciardini** 15500 öffentliche und Privathäuser. Unter den öffentlichen Plätzen war der größte der Herrenplatz vor dem Rathhause, und der schönste der Kaufmannsplatz oder die Börse. Die Börse ist ein großer viereckiger Platz, welcher von einem prächtigen steinernen, durchaus mit großen offenen, zum Handel bestimten Gewölben versehenen Gebäude umgeben wird. Ueber den Gewölben sind in gleicher Größe mit demselben rings herum große verschlossene Zimmer auf beiden Seiten voller Kramladen angelegt, welche die **Malereipant**, von den Gemälden, die daselbst verkauft werden, genannt werden. Dieses Gebäude hat vier große Thore und zwei mit Glockenspielen versehene Thürme, und dürfen sich keine Wagen und Pferde demselben nähern; es wurde schon im J. 1531 zu bauen angefangen, und ist also das älteste seiner Art, ja es war zu seiner Zeit das schönste in **Europa**.

Da in Beschreibung der Merkwürdigkeiten einer Stadt gemeiniglich mit den geistlichen Gebäuden der Anfang gemacht wird, so muß ich bemerken, daß **Antwerpen** im 16ten Jahrhundert deren 42 an Kirchen, Klöstern, Spitälern und andern Gotteshäusern hatte. Unter diesen war und ist noch jetzt das vornehmste und prächtigste Gebäude die Domkirche zu U. L. Frauen. Sie wurde vom Pabst **Paulus** III. im J. 1559 zur Stifts- und Cathedralkirche erhoben, und hat 24 Domherren. Es gehören zu ihr 6 Decanate, nemlich zu **Antwerpen**, zu **Lier**, zu **Hoogstraten**, zu **Herentals**, zu **Breda** und zu **Bergenopzoom**; 4 Collegiatkirchen, 4 Abteien und ungefähr 60 Klöster vom ersten Range. Diese Kirche hat 500 Fuß Länge, 240 Breite und 340 Höhe. Der ganz von weißen Quadersteinen gebauete Thurm ist 420 Schuh hoch, und einer der schönsten in Europa. Sie begreift 66 Kapellen in sich, die mit Marmorsäulen und Gemälden der größten Künstler in Europa, so wie die ganze Decke der Kirche ausgezirt sind. Dieses Gebäude brante im J. 1531 ab, wurde jedoch bald nachher weit schöner wieder aufgebauet, in der Folge aber, im niederländischen Kriege, im J. 1576 rein ausgeplündert. Es ist vorzüglich durch das erste Capitel des Ordens vom güldenen Vließe, welches **Philipp** der Gute, im J. 1429, und 23 folgende, wel-

che

che von diesem Jahre bis A. 1559 in derselben gehalten worden, berühmt. Außer dieser Kirche sind noch 4 Pfarrkirchen in der Stadt, nemlich die Collegiatkirche zu S. Jacob, die S. Georgen, S. Andreas und S. Walpurgiskirche.

Unter den weltlichen öffentlichen Gebäuden verdient ohne Zweifel das Rathhaus den ersten Platz. Es ist dieses Gebäude im J. 1560 zu bauen angefangen, im J. 1576 bei der spanischen Eroberung abgebrannt, bald nachher aber wieder aufgebauet worden. Es war zu seiner Zeit gewiß eines der prächtigsten Gebäude dieser Art in der Welt. Scribanius sagt, daß es gleichsam zu einem Gegenstande des Neides der übrigen Völker aufgeführt sey; es vereinigte in sich alles was die bildenden Künste zu dieser Zeit schönes aufweisen konten. Von außen war es mit einem weißlichen, fleckigten, sehr köstlichen Marmor bekleidet, und man fand in den Säulen alle vier Ordnungen der Baukunst. Es soll das ganze Werk 100,000 Rthlr. damaligen Geldes zu bauen gekostet haben, eine zu jenen Zeiten sehr große Summe.

Bei Gelegenheit dieses Rathhauses wird es am schicklichsten seyn des Marquisats von Antwerpen, imgleichen der Burggrafschaft und der Regierungsverfassung dieser Stadt mit wenigem zu gedenken. Antwerpen hat zwar, von der Zeit seiner Erbauung an, unter den Herzogen von Brabant, als Marggrafen von Antwerpen, gestanden, hat aber dabei so große und ansehnliche Privilegia von ihren Herren erhalten, daß sie sich selbst regiert hat, und fast wie eine freie Reichsstadt anzusehen war. Ihre Verfassung ist nach Guicciardini wenig von der Form unterschieden, welche Polybius von einer wahren und glücklichen Republik erfodert, indem ihre Regierungsform in einer Vermischung der Monarchie, Aristocratie und Democratie besteht, worin der Fürst die Oberherrschaft und Majestät hat, der Adel, durch welchen der Magistrat besetzt wird, die Stadt regiert, und die Bürgerschaft, durch ihre Einwilligung, an den Geschäften der Regierung der Stadt Antheil nimt. Die Regierung der Stadt ist nemlich in vier Senate oder Klassen abgetheilt. Der erste Senat, welcher die neue Herrschaft genannt wird, begreift die höchsten würklich regierenden Magistratspersonen, als Bürgermeister, Schöppen, Schatzmeister und Einnehmer. Die zweite Ordnung, welche die alte Regierung heißt, besteht aus den eben genannten Magistratspersonen, welche das vorige Jahr die Regierung geführt haben, (denn der Senat wird alle Jahr neu gewählt,) und aus denen, welche die geringeren Aemter bekleiden, und diese beide Klassen werden auch oft nur für eine gerechnet. Die dritte Klasse, welche die Bürgerschaft genannt wird, begreift die Häupter der Bürgerschaft nach den 13 Quartieren der Stadt, nemlich 26 bürgerliche Stadthauptleute und 4 von Adel, welche Hooftmannen genannt werden. Die vierte Klasse enthält endlich 54 Zunftmeister, welche 27 verschiedenen Handwerkern vorstehen. Der höchste Magistrat besteht aus 2 Bür-

germeistern und 18 Räthen, welche alle Jahr im Monat Mai, die eine Hälfte von dem Adel und die andere Hälfte von den Häuptern der 13 Stadtquartiere erwählt werden. Alle diese Magistratspersonen aber müssen, bevor sie ihr Amt verwalten, von dem Landesherren, der auch einen Schultheiß oder Criminalrichter und einen Civilrichter, welcher Amtmann genannt wird, in der Stadt hält, bestätiget werden. Durch diese eben genannten beiden höchsten Richter übt der Landesherr in Civil- und Criminalsachen seine höchste Gerichtsbarkeit aus. Sie werden von ihm auf Lebenszeit gesetzt, und haben den Rang über alle andere Magistratspersonen. Dieses mag von der Verfassung der Regierung von **Antwerpen** hinlänglich seyn.

Unter den übrigen Merkwürdigkeiten von **Antwerpen** zeichnet sich vorzüglich das Hanseatische Haus, die prächtige Spiegelfabrik, die Tapetenfabrik, die Hallen der Maler, Juwelierer und Goldschmiede, und andere zur Beförderung der Manufakturen und des Handels angelegte öffentliche Gebäude, die berühmte Buchdruckerei, der große Wasserbehälter, welcher die ganze Stadt mit Wasser versieht, und endlich der prächtige Hafen mit seinen Kanälen u. Schleussen vorzüglich aus. Das Hanseatische Haus ist ein prächtiges Denkmal der Baukunst und des Reichthums. Es hält in der Länge 230 Fuß und begreift 300 abgesonderte Wohnzimmer für fremde Kaufleute. Die Hanseestädte kauften es 1562 von dem Rathe erblich, mit der niedern Gerichtsbarkeit und Befreiung von allen Schatzungen und Abgaben. In der großen Spiegelfabrik wird ein beständiges Feuer unterhalten, und nicht nur die größten Spiegel nach Art der Venetianischen gegossen, sondern auch alle Arten der schönsten gläsernen kristallähnlichen Gefäße, mit Vergoldungen und andern Verzierungen verfertigt. Von der Tapetenfabrik brauch ich wohl nichts zu sagen, da es bekannt ist, daß die hier verfertigte Tapeten, ehe die Fabriken der **Gobelins** und **Savonerie** angelegt wurden, alle andere europäische Arbeiten dieser Art übertrafen. Eben so wenig darf ich der dortigen Maler erwähnen, da die Schule von **Antwerpen** und die Werke eines **Johann** und **Hubert** van **Eik**, eines **Rugier** van der **Weiden**, **Peter Trista**, **Hugo** von **Antwerpen** und anderer hinlänglich bekannt sind. Die Buchdruckerei, welche von einem gewissen **Christoph Plantin** angelegt ist, und sehr ansehnliche Privilegia hatte, war zu ihrer Zeit eine der größten und prächtigsten, wo nicht die größte in der Welt. Es waren in derselben 100 verschiedene Charaktere von Lettern aller damals bekanten alten und neuen Sprachen in der Welt. Ihre tägliche Unterhaltung und Arbeit kostete über 300 Gulden. Die Wasserkunst ist gleichfalls ein künstliches und sehenswürdiges Werk, und wird durch Hülfe derselben das Wasser durch unterirdische Röhren in alle Häuser der Stadt geführt.

Das merkwürdigste unter allen Sehenswürdigkeiten von **Antwerpen** war aber ohne Zweifel der prächtige Hafen

sen mit seinen Kanälen, weil er die Quelle des ehemaligen Reichthums der Stadt war. Dieser Hafen war so geräumig und tief, daß die größten Schiffe in denselben einlaufen können. An demselben ist ein weiter Platz zum Ausladen der Schiffe, welcher der Cran, von einem auf diesem Platze befindlichen sehr bequemen Instrumente zum Ein- und Ausladen der Schiffe, genannt wird. Dieser Platz ist gut gepflastert, und über den Hafen erhaben, und können die Schiffe so nahe an diesen Platz anlanden, daß man sie von da aus mit der Hand abreichen kan. Aus diesem Hafen liefen 8 Kanäle in die Stadt, auf welchen die größten Schiffe aus dem Meere bis vor die Häuser der Kaufleute kommen konten. Der größte und neueste dieser Kanäle, war der Kanal in der Neustadt, mit einem breiten und weiten Bassin oder Auffahrt vor dem Hanseatischen Hause, und dieser Kanal ist so geräumig, daß über 100 Schiffe in denselben einlaufen und ausladen konten. Ueber diesen und die andern großen und kleinen Kanäle, welche die Stadt durchkreuzen, sind 74 Brücken angelegt. Der Hafen wurde ehemals durch die oben beschriebene im J. 1567 von dem Herzog von *Alba* angelegte, nachher aber geschleifte Citadelle bedeckt. Er verschafte dem Handel von Antwerpen so große Bequemlichkeit, daß diese Stadt dadurch den Handel der ganzen Welt an sich zog. Vorzüglich aber hielten 6 große europäische Nationen hier ihre beständige Factoreien und Handelshäuser, nemlich die Deutschen, die Dänen, und überhaupt der ganze hanseatische Bund, die Italiener, Spanier, Engländer und Portugiesen, von denen doch aber die Anzahl der Spanier die übrigen übertraf. Alle diese Nationen unterzogen sich den Gesetzen der Stadt, genossen aber im übrigen in ihrer Lebensart und Kleidung die größte Freiheit, so daß man hier die verschiedenen Sitten und Kleidungen aller Nationen der Welt kennen lernen konte; Antwerpen aber durch diese Freiheit der reizendste Ort von der Welt wurde. Daher kam es auch, daß die größten Handelshäuser der Welt, als die Fugger von Augspurg hier ihre Comtoirs hatten, und daß selbst die Könige von Spanien, Portugall und England sich nicht schämten, hier ihre Factors, zu Besorgung ihrer Handelsgeschäfte, zu unterhalten. Der Wechselhandel dieser Stadt erstreckte sich in Italien, auf die Städte Rom, Venedig, Meiland, Florenz und Genua; in Deutschland, auf Augspurg, Nürnberg und Frankfurt; in Spanien auf die beiden Messen zu Medina del Campo, die Messe zu Villalon und die zu Medina de Riosecco; außerdem auf die Städte Burgos, Cadix, Sevilien und Lissabon; in Frankreich auf die 4 Messen zu Lyon, auf Paris, Rouen und Besançon, und in England auf London. Dieses wenige mag zum Beweise des weit ausgebreiteten Handels dieser Stadt hinlänglich seyn; mithin bleibt mir nur noch übrig, die Mittel und Wege anzuzeigen, auf welchen die Stadt einen so weitläuftigen Handel und Reichthum erlangt hat.

Die erste Ursache des Handels dieser Stadt, sind die vielen Jahrmärkte und Messen, welche vor Alters von dem Landesherren der Stadt bewilligt, mit vielen ansehnlichen Privilegien versehen, und von dem Kaiser und Pabste bestätigt wurden. Die zwei ersten Messen wurden aber von Herzog Johann II., im J. 1300, der Stadt genommen und der Stadt Mecheln gegeben, darauf aber von K. Heinrich VII. im J. 1309 an Antwerpen wieder zurück gegeben, welche auch so lange im Besitze derselben blieb, bis Ludewig, Graf von Flandern, dem die Stadt, wegen des Heirathsgutes seiner Gemahlin, von dem Herzog von Brabant versetzt

setzt war, diese zwei Messen, im J. 1358 von Antwerpen wieder nach Mecheln verlegte, worauf es denn im J. 1410 zwischen beiden Städten zum Kriege kam, der aber durch einen Vergleich geendiget wurde, nach welchem diese zwei Messen in Antwerpen verbleiben solten, und mit vielen ansehnlichen Privilegien versehen wurden, worunter das vorzüglichste in der Befreiung von Arresten, sowohl während der Anwesenheit der fremden Kaufleute in Antwerpen, als auch auf ihrer Hin- und Herreise bestand. Diese zwei Messen fielen die erste auf 15 Tage vor Pfingsten und wurde deshalb die Pfingstmesse genannt; die andere aber auf S. Remigii, und hieß deshalb die S. Remigiimesse. Jede dieser Messen dauerte 6 Wochen. Hiernächst wurden die Zahlungen der beiden Messen von Bergenopzoom, nemlich der kalten Messe und der Ostermesse, deren die erste auf den 10ten Febr., die zweite auf den 10ten Mai fiel, nach Antwerpen verlegt. Ferner gehören hieher die beiden Roßmärkte, und die beiden Pelz- und Ledermärkte, welche der Stadt ertheilt wurden. Von jenen beiden wurde der erste auf Quatember nach Pfingsten, der andere auf den Mittewochen nach Mariä Geburt gehalten. Sie dauerten beide 3 Tage, und man fand auf denselben die schönsten Pferde aus den entlegensten Ländern, sogar aus Dännemark. Die Herren der Stadt hatten nach dem Landesherren das Recht, sich auf denselben vor allen Fremden zuerst mit Pferden zu versehen. Gleich auf diese zwei Märkte, folgten die beiden Fell- oder Häutemärkte, auf welche gleichfalls aus den entlegensten Ländern, Pelzwerk und Leder zum Verkauf gebracht wurde.

Die andere Quelle der Aufnahme von Antwerpen, war die Entdeckung des neuen Weges um Afrika nach Ostindien, und die Eroberungen der Portugiesen in diesem Lande. Als nemlich durch diese Entdeckung und Eroberungen die Portugiesen im J. 1503 und 1504 in den Besitz des Spezereihandels kamen; so führten sie ihre Gewürze und troknen Waaren auch nach Antwerpen, und setzte der König von Portugall einen Factor hieher, welcher zuerst viele ansehnliche deutsche Häuser, namentlich die Sugger, Welser und Höchstetter, besonders den Nicolaus von Rechtergem, welcher zuerst sich mit ihm in einen Handelsvertrag einließ, nachher aber auch viele angesehene spanische Häuser, als der Dingi di Sanian, Ferdinandi di Berni und des Antonio del Vaglio an sich zog. Als nun einer dem andern in diesem Handel nachfolgte; wandten sich die angesehensten spanischen Häuser aus Brugge nach Antwerpen, und wurde dadurch jener Stadt der wichtigste Handel der Spanier ganz entzogen.

Die dritte und neueste Ursache der Zunahme des Reichthums von Antwerpen, war die im J. 1542 unternommene Expedition des von Longueval und Martin von Rossem. Denn als diese Herren alle offene Oerter in den Niederlanden verheerten und verbrannten, so wurden die Bürgerschaft und der Magistrat von Antwerpen hierdurch bewogen, zu ihrer Selbsterhaltung ihre Vorstädte abzubrennen, die Stadt mit der neuesten obgedachten Mauer im J. 1543 zu umschließen, und das Gesetz zu errichten, daß niemand in einem Bezirk von 3500 Werkschuhen um die Stadt herum, steinerne Häuser bauen solte, da denn durch die erwähnten Verheerungen, viele Einwohner offener Städte und des flachen Landes in die Stadt zu ziehen bewogen wurden, die in kurzem um 3000 neue Häuser anwuchs, und 1000 alte von Grund auf neu aufbauete. Dieses alles, welchem noch die Abnahme des Handels in Bergen beitrat, erhob die Stadt in kurzer Zeit, zu einem solchen Reichthum, daß, nach dem Ausdruck des Guicciardini, außerhalb Paris diesseits des Alpengebürges keine reichere noch gewaltigere zu finden gewesen. Um die Stadt in dem ruhigen Besitz ihrer Privilegien zu erhalten, pflegten ihr sogar ihre Fürsten und Könige dieses eidlich zu versprechen, wie wir denn in der Geschichte noch das Beispiel des K. Philipp II. finden, daß er im J. 1549 noch als Kronprinz von Spanien der Stadt geschworen, alle ihre Statuten, Privilegien, Freiheiten 2c. halten, und nichts dawider für nehmen, noch thun zu wollen, welches feierliche Versprechen er bald nachher als er zur Regierung gekommen so schlecht gehalten hat.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 18ten Februar 1782.

Versuch einer kurzen Geschichte der Stadt Antwerpen.

(Schluß.)

Als nemlich Carl V. im J. 1555 diesen seinem Sohne Philipp die Regierung der vereinigten Niederlande abtrat, auch bald nachher, nemlich im Jenner des folgenden Jahrs, durch seine völlige Abdankung ihn in den Besitz des Königreichs Spanien und aller seiner übrigen Länder, das Kaiserthum allein ausgenommen, setzte; so fing Philipp bald an, seine übertriebene Bigotterie und Haß gegen die protestantische Religion, gegen welche Carl noch immer einige Nachsicht bezeigt hatte, zu zeigen. Seine Herrschsucht brachte ihn zu dem Vorsatze, sich eine unumschränkte Herrschaft über die Niederlande zu verschaffen, ohne sich durch beschworne Gesetze und Vorrechte die Hände binden zu lassen. Die Ausrottung der protestantischen Religion, welche nicht ohne Verletzung der Vorrechte des Landes geschehen konte, schien ihm hiezu das bequemste Mittel zu seyn. Carl suchte eben diese Absicht, durch eben die Mittel, deren sich Philipp bediente, auszuführen; aber er gebrauchte dieselben mit mehr Vorsicht und Klugheit. Er kante die Niederländer besser als Philipp, und wußte, daß sie am ersten durch Gelindigkeit und allmählig zur Dienstbarkeit gebracht werden könten. Philipp hingegen brauchte so gewaltsame Maaßregeln, daß verschiedene Landschaften gegen ihn einen Aufstand erregten. Seine Schärfe und die Grausamkeit seiner Staatsdiener, bei welcher die Anzahl der sich zur verbesserten Lehre Bekennenden doch immer anwuchs, waren Ursache, daß er endlich etliche Landschaften verlor, welche sein Vater, durch ein vorsichtigeres Betragen, mit den andern Niederlanden vereinigt zu erhalten gewußt hatte. Ich werde mich aber in keine ausführliche Geschichte, des hinlänglich bekanten großen Niederländischen Krieges einlassen können, sondern desselben nur hin und wieder, in sofern derselbe auf das Schicksal von Antwerpen einen Einfluß hat, erwähnen.

Den Anfang seiner Strenge machte Philipp damit, daß er den, im J. 1550, von Carln V. den Inquisitoren wider die Ketzer gegebenen Befehl im J. 1555 erneuerte und bestätigte. Er wurde in verschiedenen Landschaften, und wie es scheint, auch in Holland abgekündigt. Hier waren die Räthe und andere Beamten in ihren Bedienungen, unter der ausdrücklichen Bedingung bestätigt worden, daß sie über des Kaisers Verordnung wider die Sekten ernstlich halten solten. In einigen brabantischen Städten geschah die Abkündigung dieser Verordnung ebenfalls; allein zu Antwerpen lehnte man solches ab, und es ward dieselbe auch bald darauf, auf des Königs Befehl, in Brabant wieder zurück genommen. Zu dieser Gelindigkeit schien den König der damalige französische Krieg zu bewegen, zu dessen Fortsetzung er von den niederländischen Ständen den hundertsten Pfenning ihres Vermögens forderte, ja bald nachher, als die Stände sich hiezu nicht verstehen wolten, ihnen im J. 1558, eine neunjährige Steuer jährlich zu 8 Tonnen auflegte, wovon Holland allein

1 Tonne Goldes bezahlen solte. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Vorfall auch eine Ursache der nachmaligen Unruhen mit gewesen ist, hauptsächlich aber waren die heimlichen Intriguen und öffentlichen Verfolgungen der Protestanten, die Ursache dieser Unruhen. Schon im J. 1558 machte der Bischof v. Arras, bei Gelegenheit der heimlichen Friedensunterhandlung, gemeinschaftlich mit dem Cardinal von Lothringen, geheime Anschläge zu Verfolgung der Protestanten, und suchte den K. von Frankreich zu eben diesem Vorsatze zu bringen. Es wurde auch in dem, im folgenden Jahre, zu Chateau en Cambresis geschlossenen Frieden ausdrücklich zwischen den beiden Königen von Frankreich und Spanien ausgemacht, den katholischen Gottesdienst zu erhalten, worunter wahrscheinlich die Ausrottung der Protestanten verstanden wurde. Denn als der Prinz von Oranien in Frankreich sich aufhielt, wohin er mit den Herzogen von Alba und Arschott und dem Grafen von Egmond, bis zu Räumung der französischen Plätze geschickt war, entdeckte er, in einem vertraulichen Gespräche mit dem Könige, den zwischen beiden Königen gemeinschaftlich gefaßten Vorsatz den Protestantismus auszurotten, worüber damals der Herzog von Alba handelte. Der Prinz von Oranien hat nachher selbst eröfnet, daß er schon damals den Entschluß gefaßt habe, sich diesem Anschlage zu widersetzen, und es dahin zu bringen, daß die Spanier, wenn sie denselben ausführen wolten, aus dem Lande geschaft würden.

Der Vorsatz, welchen K. **Philipp** zur Ausrottung der protestantischen Religion in den Niederlanden gefaßt hatte, wurde indessen durch nichts sichtbarer, als durch die Vorzüge, welche er der römischen Geistlichkeit in diesen Landen einräumte. Schon während des französischen Krieges hatte er dem Bischof von Arras und dem Präsidenten **Viglius** in allen die Religion und Geistlichkeit betreffenden Sachen gefolgt. Bald nach geschlossenem Frieden aber errichtete Pabst **Paul IV.**, auf sein Ansuchen im J. 1559 außer den bisherigen vieren noch 14 neue Bißthümer in den Niederlanden, und da die bisherigen 4 Bißthümer zu **Cambrai, Utrecht, Arras** und **Dornik** unter deutschen und französischen Erzbischöfen gestanden, so erhob gedachter Pabst, die Bißthümer **Cambrai, Mecheln** und **Utrecht** zu Erzbißthümern, und das Erzstift **Mecheln**, welches **Philipp** seinem geliebten B. von **Arras** gab, zum Primat der Niederlande. Unter den 14 neuen Bißthümern befand sich auch obgedachter maaßen das Bißthum Antwerpen. Inzwischen äußerte sich das Mißvergnügen über die Errichtung dieser neuen Bißthümer unter allen Ständen. Die alten Bischöfe und Klöster beschwerten sich am meisten darüber, jene, weil sie sich hierdurch eines großen Theils ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit beraubt sahen, diese, weil die Anzahl der Stände auf den Landtägen vermehrt wurde; beide, weil man ihnen ihre alte Einkünfte nahm, um die neuen Bischöfe damit zu bereichern. Der gemeine Mann fing auch an zu fürchten, daß so viele Bischöfe die Inquisition leichter würden einführen, und die strengen Verordnungen vollstrecken können. Die Stände von Holland stießen sich gleichfalls an dieser Neuerung, und die Großen gaben von diesem allen die Schuld dem Cardinal von **Granvelle**, welcher, wie sie sagten, durch die Einsetzung der neuen Bischöfe, fürnemlich sein eigenes Ansehen zu befördern gesucht, und die Stände wiederrechtlich, bei Errichtung der neuen Bißthümer, gar nicht um ihre Einwilligung hätte fragen wollen.

Der Prinz von Oranien war einer der vornehmsten Misvergnügten, und dies scheint die Ursache zu seyn, warum der König ihn, in einem im Hornung des J. 1561, eigenhändig geschriebenen Briefe, ernstlich ermahnt hat, die Einführung der neuen Bischöfe befördern zu helfen. Er legte auch bald nachher sein Misvergnügen an den Tag, da er gemeinschaftlich mit den beiden Grafen von **Egmond** und **Hoorn** an den König schrieb, und ihn bat, den Cardinal von **Granvelle**, welcher Premier-Minister geworden, wegen seines Stolzes und Herrschsucht aus dem Staatsrathe wegzuschaffen, und als er hierauf von dem König keine völ-

lig

lig befriedigende Antwort erhielt, würklich mit gedachten beiden Grafen aus dem Staatsrathe wegblieb, worauf dann endlich die Oberstatthalterin **Margaretha**, Herzogin von **Parma**, da das Misvergnügen und der Haß gegen den Cardinal immer allgemeiner zu werden anfing, sich endlich entschloß, zu ihrer eigenen Sicherheit, und weil ihr sein Stolz selbst beschwerlich würde, sich seiner zu entledigen. Sie schrieb deshalb an den König, welcher auch würklich dem Cardinal geheimen Befehl zur Abreise ertheilte, den dieser auch sogleich befolgte. Die Abreise des Cardinals verursachte eine allgemeine Freude in den Niederlanden, und der Prinz von Oranien kam mit den Grafen von **Egmond** und **Hoorne** wieder in den Staatsrath, sie nahmen sich der Geschäfte mit vielem Fleiße an, und wußten sich durch ihr leutseliges Betragen viele Freunde unter dem Adel und dem Volke zu verschaffen. Man hat diese Herren nachgehends beschuldigt, daß sie schon damals die Absicht gehabt hätten, die ganze Regierung zu verändern, den König seiner Herrschaft über die Niederlande zu berauben, und dieselbe unter sich zu theilen. Allein es ist dieses höchst wahrscheinlich eine falsche Muthmassung, und unpartheiische Nachrichten melden uns, daß ihr Vorhaben nicht weiter gegangen, als der Verfolgung wegen des Gottesdienstes Einhalt zu thun, und zu bewürken, daß jedem in seinem Hause die Gewissensfreiheit verstattet würde. Sie brachten es auch durch ihr Ansehen im Staatsrathe dahin, daß die Verfolgung etwas nachließ.

Inzwischen wolte diese Nachlassung der Strenge nicht viel bedeuten, und überhaupt war diese Gelindigkeit nur von kurzer Dauer. Der Prinz von Oranien, und die beiden Grafen suchten deshalb die völlige Religionsfreiheit einzuführen, aber ihre Bemühungen, und die nach Spanien gethane Reise des Grafen von **Egmond** waren fruchtlos. Der König befahl vielmehr die Schlüssel der Tridentinischen Kirchenversammlung anzunehmen, und verfuhr mit solcher Strenge gegen die Ketzer, daß die Schwürigkeit unter dem Volke immer größer wurde, und der Adel sich entschloß, ein Bündniß zu Erhaltung seiner Freiheit zu schließen, welchem jedoch der Prinz von **Oranien** und die Grafen von **Egmond** und **Hoorne** nicht beitraten. Diese Verbundenen von Adel begaben sich, als die Verfolgung immer stärker wurde, und die Inquisition anfing die königlichen Befehle zu vollstrecken, alle in Person nach **Brüssel**, und überreichten der Oberstatthalterin eine Bittschrift, worin sie zuerst die ihnen gemachte Beschuldigung, als wenn sie zum Aufruhr und Abfall geneigt wären, von sich ablehnten, nachher aber sie ersuchten, jemanden nach Spanien zu schikken, um den König zu bewegen, die Strafbefehle und die Inquisition aufzuheben, bevor aber hierüber Antwort aus Spanien eingelaufen, dieses vorläufig selbst zu thun, und sie endlich vor den zu befürchtenden Folgen warneten, wenn sie ihren Bitten kein Gehör geben würde. Die Gouvernantin bequemte sich auch hierauf den **Floris**, Baron von **Montigni**, des Grafen von **Hoorne** Bruder, und den Marggrafen **Johann von Bergenopzoom** nach Spanien zu schicken. Dieses gab nun zwar den Mißvergnügten einige Hofnung, welche aber auf die Nachricht, daß der Herzog v. **Alba**, **Ferdinand von Toledo**, mit einer auserlesenen Armee im Anzuge sey, verschwand.

Dieser Tyrann maaßte sich, vermöge der mitgebrachten königl. Befehle, aller Macht im Lande an, setzte einen Blutrath oder Conseil des troubles nieder, ließ die Grafen von **Egmond** und **Hoorne** gefangen setzen, und die Entwichenen, als den Prinzen von **Oranien**, dessen Bruder Graf **Ludewig** von **Nassau**, **Anton** von **Lalain**, Grafen von **Hoogstraten**, **Wilhelm** Grafen v. **Berg**, **Floris** von **Pallant**, Grafen von **Cuylenburg**, **Henrichen** von **Brederode**, und andere in die Acht erklären. Die Gouvernantin, welche schon vorher dem Einmarsch der spanischen Truppen vorzubeugen gesucht hatte, wurde über die dem H. von Alba als General-Capitain anvertrauete große Gewalt, wodurch ihr Ansehen geschmälert wurde, misvergnügt, und hielt um ihre Entlassung an, nach deren Erhaltung, sie auch im

J. 1567 die Niederlande verließ. Als hierauf der H. von Alba zum General-Gouverneur der Niederlande erkläret worden war, so ließ er durch den von ihm verordneten Blutrath, mit unglaublicher Strenge gegen die Mißvergnügten verfahren. Dieser Rath rechnete nicht nur die würklichen Aufrührer zu den Verbrechern, welche des Todes schuldig waren, sondern man hielt auch die, welche Bittschriften wider die Inquisition, die Strafbefehle und die neuen Bischöfe übergeben, das Predigen geduldet, u. s. w. für des Todes schuldig. Die Grafen von **Egmond** und **Hoorne** waren unter den ersten, welche die Grausamkeit dieses Raths empfinden mußten; sie wurden zum Tode verurtheilt, und im J. 1568 zu Brüssel enthauptet.

Unterdessen hatten die öffentlichen Feindseligkeiten in den Niederlanden ihren Anfang genommen. **Ludwig**, Graf von **Nassau**, ein Bruder des Prinzen von **Oranien**, war in **Friesland** eingebrochen, und erlegte den Gouverneur **Johann** von **Ligni**, Grafen von **Arenberg**, bei **Heiligerlee**, verlor aber bei dieser Affaire seinen Bruder **Adolf**, welcher also der erste unter den vielen Nassauischen Herren war, welche für die niederländische Freiheit ihr Blut so herzhaft vergossen haben. Ich will mich bei den weitern Feindseligkeiten der Spanier, welche zuerst die Versammlung der Stände zu **Dordrecht**, und nachher im J. 1579 das berühmte Bündniß zu **Utrecht**, durch welches die 7 vereinigten Provinzen sich verbanden, ihre Freiheit zu erfechten, auch diesen Entschluß so glücklich ausführten, und überhaupt bei der weitern Geschichte dieses berühmten Krieges, als hinlänglich aus der Geschichte bekanten Sachen, nicht aufhalten, sondern nur desselben, in sofern er auf das Schicksal von **Antwerpen** Einfluß hat, erwähnen.

Da diese Stadt, wegen ihres ausgebreiteten Handels, Fremde von allen möglichen Nationen an sich zog, so war es natürlich, daß sich unter diesen, so wie unter ihren Bürgern, auch viele befinden mußten, die sich zu der verbesserten Lehre Luthers und Calvins bekanten. Diese hatten schon seit geraumer Zeit in Privathäusern ihren heimlichen Gottesdienst gehalten. Im J. 1566 aber fing man hier so, wie in vielen andern großen niederländischen Städten, öffentlich zu predigen an. Die Predigten hatten sehr starken Zulauf, und die welche denselben beiwohnten, erschienen in denselben bewafnet. Dieses bewog den Stadtrath, der sich zu schwach hielt, dieselben zu hindern, die Gouvernantin zu bitten, selbst in die Stadt zu kommen, und gegen fernere Unruhen Anstalten zu machen; nachher aber sie zu ersuchen eine angesehene Person zu diesem Ende abzuschicken. Die Oberstatthalterin beredete hierzu den Prinzen von **Oranien**, welcher auch diesen Auftrag übernahm und den 13ten des Heumonats daselbst seinen Einzug hielt. Er wurde mit vielen Freuden empfangen, und brachte es durch sein Ansehen und vernünftige Vorstellungen bald dahin, daß die Reformirten ohne Gewehr in ihren gottesdienstlichen Versammlungen erschienen. Die Evangelisch-Lutherischen waren aber hiezu nicht so geschwind zu bewegen. Inzwischen blieb doch alles in dieser Stadt bis zur Ankunft des H. von **Alba** ziemlich ruhig.

Als aber derselbe in den Niederlanden angekommen war, so führte er seinen Vorsatz in den vornehmsten Städten der Niederlande feste Schlösser anzulegen, in dieser Stadt fast zuerst aus. Er ließ im J. 1567 die vorhin beschriebene berühmte Citadelle zu **Antwerpen** anlegen, welche durch eine Menge Arbeiter in wenig Wochen zu Stande gebracht wurde, und 14 Tonnen Goldes kostete, wovon die Stadt einen Drittel tragen mußte. Er ließ auch bald nachher in derselben sich eine metallene Statüe errichten. Weil diese Stadt von so großer Wichtigkeit war, so diente sie den streitenden Parteien, den ganzen Krieg durch, zu einem beständigen Zankapfel. Der Prinz von **Oranien** faßte im J. 1574 einen zweimaligen Anschlag auf sie, der aber beidesmal vereitelt wurde; den ersten nachdem er sich zum Meister zur See gemacht, und solte hiezu die seeländische Flotte gebraucht werden; den andern, als er auf den Antrag der vereinigten Stände der Niederlande im J. 1574 die höchste Gewalt während des Krieges übernommen hatte. Er un-

unterhielt deshalb mit dem Secretair der Rechnungskammer **Martin Neyen**, einen geheimen Briefwechsel, und hatte durch dessen Hülfe eine ziemliche Anzahl Soldaten in die Stadt gebracht, die hier und da versteckt waren. Zugleich hatte er eine Flotte von 60 Schiffen versammeln lassen, die bis vor **Lillo** die Schelde herauf fuhr, mit welcher er sich an einem bestimmten Tage, durch Hülfe des **Martin Neyen** und seiner Verschwornen der Stadt bemächtigen wolte, allein dieser Anschlag wurde wie der erste entdeckt, und verschiedene Mitschuldige bestraft. **Martin Neyen** flüchtete noch zu rechter Zeit nach Seeland.

In dem folgenden 1575ten J. fiel nichts in **Antwerpen** vor, welches hier bemerkt zu werden verdiente. Aber das 1576te J. ist ohne Zweifel eines der traurigsten in der Geschichte dieser Stadt, da sie durch die in demselben ausgeführte spanische Plünderung, die spanische Furie genannt, den ersten nachdrücklichen Stoß bekam. Die Spanier hatten, durch Vermittelung des Staatsraths **Roda**, den Grafen **Otto von Oberstein**, welcher Befehlshaber über die deutschen Truppen war, zu einer Vereinigung zu bewegen gewußt, die darauf hinaus lief, daß sie weder den Befehlen des Staatsraths zu **Brüssel**, noch den der gesammten niederländischen Stände gehorchen, und die Bürgerschaft entwaffnen wolten. Allein seine Soldaten fanden an dieser Verbindung kein Belieben. Unterdessen war der Spanier Vorsatz, **Obersteinen** mit seinem Volke aus der Stadt zu schaffen, und hernach die Aufrührer zu **Alost** herein zu lassen. Die Stände, welchen hievor bange war, sandten **Carln von Croy**, Marggrafen von **Havre**, einen Bruder des H. von **Arschott**, der kürzlich mit Hofnung zum Frieden aus Spanien zurück gekommen war, mit 21 Fahnen Fußvolks nach der Stadt, wo er nach vielem Widerstreben eingelassen wurde. Allein wie dieses Volk kaum durch die Thore war, wurde es mit den Spaniern handgemein, welche auf dem Schlosse lagen, und alsobald einen Ausfall thaten, aber mit Verlust zurück getrieben wurden. **Havre** verschanzte sich darauf vor dem Schlosse und in den nächsten Straßen, da man indessen von oben heftig auf ihn feuerte. Der Herr von **Champaignei**, Befehlshaber in der Stadt, der den Ständen ergeben war, arbeitete die ganze Nacht, um die Wallonen an der Plünderung zu hindern. Allein den folgenden Tag bekamen die Spanier eine Verstärkung an Volke, aus **Lier**, **Breda** und **Mastricht**, und thaten gleich darauf einen Ausfall auf die Truppen der Stände, in welchem sie etliche Häuser der Stadt in Brand steckten.

Damals erst gab **Champaignei** den Befehl, das Geschütz gegen das Schloß loszubrennen, wo man kurz vor Mittage die Aufrührer von **Alost** herein ließ. In einem zweiten Ausfalle wurden die Schanzen der Wallonen überwältigt, und sie nebst den Deutschen in die Flucht getrieben. Einige deutsche Fahnen giengen auch zu den Spaniern über, und in einem Augenblicke waren diese von der Stadt Meister. **Champaignei**, **Havre**, und andere flohen aus dem Thore, und retteten sich auf die Schiffe des Prinzen. **Oberstein** fiel ins Wasser und ertrank darin. Bald darauf sah man die Stadt an verschiedenen Orten im Brande, wodurch auf 500 Häuser eingeäschert wurden. Das Rathhaus selbst, wo alles, was man fand, aus den Fenstern geworfen ward, brannte ab. Der Graf **Philipp von Egmond** und die Herren von **Capres** und **Goignies** wurden gefangen auf das Schloß gebracht. So länge die Soldaten der Stände oder die Bürger noch einigen Widerstand thaten, ließen die Spanier alles, was ihnen vorkam, über die Klinge springen, ohne Geschlecht oder Alter zu schonen, und ohne sich durch jemands Winseln oder Schreien bewegen zu lassen. Verschiedene obrigkeitliche Personen der Stadt wurden ermordet. Man glaubt, daß auf 2500 Bürger und im Dienste der Stände stehende Soldaten in den Straßen getödtet worden, und ohngefähr so viel im Wasser umgekommen seyn. Ueberdem sind viele vom Feuer verzehrt, oder nachher mit kaltem Blute niedergemacht worden. Die Spanier hatten nicht über 200 Todte und etwas mehr als 400 Verwundete.

Nach dem Morden fingen sie an zu plündern, und die Leute zu martern, damit sie ihr verstecktes Geld anzeigen solten, wobei selbst alte Männer, schwangere Frauen und junge Kinder nicht verschont wurden. In einem Hause worin man Hochzeit hielt, wurde der Bräutigam erstochen, die Braut nach dem Schlosse geschleppt, entkleidet, gegeisselt, mutternackt auf die Straße gestoßen und ermordet. Ein jeder, dem man das Leben ließ, mußte sich mit Gelde loskaufen, besonders die Kaufleute und Geistlichen, aus deren Kirchen und Klöstern die kostbaren Gefäße weggenommen wurden. Es sollen allein an Gelde und Juwelen mehr als 40 Tonnen Goldes geraubt worden seyn. Aber ein großer Theil dieses Schatzes ward mit Schwelgen, Huren und Spielen durchgebracht. Die Börse wurde zu einem Spielhause, wo gemeine Soldaten in einem Tage 10000 Kronen verspielten. Andere ließen aus ihrem gestolnen Golde, um es sicher wegzubringen, Degengefäße und ganze Harnische machen, die schwarz lakirt wurden, wobei sich denn viele Goldschmiede ihres erlittenen Schadens etwas erholten, indem sie das Gold halb mit Kupfer versetzten. **Avila, Romero**, und andere hatten, als die Wuth am heftigsten war, ihr Kriegsvolk zur Sanftmuth vermahnt; allein **Roda**, der recht seine Freude an diesen unmenschlichen Ausschweifungen hatte, berichtete dieselbe dem König, als etwas löbliches, und bemäntelte die Abscheulichkeit derselben so sehr als möglich war. Ich habe mich bei diesem Vorfalle, weil er auf das nachherige Schicksal von **Antwerpen** einen gar zu wichtigen Einfluß hatte, etwas lange aufgehalten, und kehre nunmehr zur weitern Geschichte der Stadt zurück.

Im J. 1577 versicherten sich die Stände mit Hülfe des Prinzen von **Oranien**, durch eine Art von Ueberrumpelung des Schlosses und der Stadt **Antwerpen**. Der Prinz versammelte nemlich eine kleine Flotte, welche bei ihrer Annäherung drei Schüsse that, und hierdurch auf einmal der Besatzung einen solchen Schrecken einjagte, daß sie in größter Eile die Stadt verließ. Da inzwischen dieses Schloß den **Antwerpern** schon mehrmals viele Unruhe verursacht hatte, so baten sie die Stände um Erlaubniß, dasselbe niederreißen zu dürfen. Die Holländer und Seeländer hatten, kurz vor diesem Gesuche, Sitz und Stimmrecht auf dem allgemeinen niederländischen Landtage bekommen, und mittelst ihrer Stimmen erhielten die **Antwerper** die Gewährung ihres Gesuchs, worauf das Schloß gegen Ende des Augusts 1577 niedergerissen wurde. Die Bildsäule des H. von **Alba** aber, welche zur Zeit des folgenden Oberstatthalters **Requesens** herunter geworfen war und in einem Winkel lag, wurde ganz in Stücken zerschlagen. Die Städte **Gent, Utrecht, Gouda** und andere folgten bald dem Beispiel von **Antwerpen**, und schleiften ihre Schlösser gleichfalls.

Im J. 1579 versammelten sich die vereinigten Stände zu **Antwerpen**, um sich wegen der von dem Kaiser in Vorschlag gebrachten Friedensunterhandlung zu Cölln zu berathschlagen. Sie wurden auch einig, diesen Congreß zu beschicken, der sich aber nachher bekanntermaaßen wieder zerschlug. Noch in eben diesem Jahre entstund am 28ten Mai ein gefährlicher Aufruhr, bei Gelegenheit einer öffentlichen Procession, der von der katholischen Geistlichkeit, in Begleitung des Erzherzog **Matthias**, gehalten ward. Das Volk erregte hierüber einen Auflauf, und ließ nicht eher nach, bis die Priester, Mönche und Domherren, an der Zahl 120, aus der Stadt getrieben waren. Durch diese Ausschweifung, davon die Spanischgesinnten dem Prinzen von **Oranien** die Schuld gaben, ward derselbe so aufgebracht, daß er den folgenden Tag in einer Rathsversammlung drohete, alle Aemter, die er in den Niederlanden bekleidete, niederzulegen, und die Stadt zu verlassen. Auch der Erzherzog und die Staatsräthe droheten, ebenfalls wegzureisen; jedoch ließen sie sich endlich noch alle erbitten zu bleiben. Der Prinz half hierauf eine Verordnung zu Stande bringen, wodurch einigen Geistlichen vergönnet wurde, in die Stadt zurück zu kommen. Sie ward den 12ten des Brachmonats abgelesen, und an eben diesem Tage wurde auch die Utrechtische Vereinigung, und zugleich ein Religionsfriede, worin

den Protestanten etwas mehr Freiheit verstattet wurde, abgekündigt. Von dieser Zeit an erhielt Antwerpen seine Ruhe und Freiheit bis auf das J. 1583, da der H. von Amiau einen Anschlag faßte, die Stadt zu überrumpeln, der ihm aber nicht gelang.

Der wichtigste und gefährlichste Zeitpunkt in diesem Kriege war für Antwerpen das J. 1584, als in welchem die berühmte Belagerung dieser Stadt durch den Prinzen von Parma ihren Anfang nahm. Den 3ten des Heumonats kam der Prinz vor die Stadt, und legte eine Schanze unterhalb derselben an. Die Antwerper hatten gleichfalls zwei Schanzen zu ihrer Vertheidigung, von denen die eine den 16ten des Heumonats, an eben dem Tage, da der Prinz von Oranien ermordet war, von dem Marggrafen von Rysburg durch Sturm erobert ward. Die andere aber ließ der Prinz durch den Mondragon drei Wochen vergebens belagern, nach deren Verlauf er die Belagerung mit einem Verluste von 2000 Mann aufheben mußte. Inzwischen machte sich der Prinz von Parma Meister von ganz Flandern, worin den Ständen nichts als Ostende, Sluis, die Schanze ter Neuse und einige andere übrig blieben. Als er hiermit fertig war, fing er die förmliche Belagerung von Antwerpen an, ließ eine Schifbrücke über die Schelde anlegen, mit welcher er im Frühjahr des folgenden 1585ten Jahrs fertig wurde, und ließ dieselbe gehörig mit Geschütz versehen, wodurch er der Stadt die Zufuhr von der Wasserseite benehmen konte. Als die Antwerper den Schaden, den ihnen diese Brücke that, einsahen, sannen sie auf Mittel, derselben los zu werden, und es glückte ihnen auch, vermittelst zweier Brander, dieselbe zu zersprengen, bei welchem Verfalle über 500 Spanier, worunter der Marggraf von Rysburg und andere angesehene Personen waren, das Leben verloren, und der Prinz von Parma selbst wurde von dem Schlage zur Erde geworfen. Inzwischen wurde die Brücke, weil die Antwerper und die Flotte der Stände zu saumselig war, von ihrem Vortheile Gebrauch zu machen, wieder hergestellt, die Belagerung fortgesetzt, und die Truppen der Stände, welche sich einer kleinen Schanze zu Lillo bemächtigt hatten, geschlagen, wodurch eine solche Noth und Verwirrung in der Stadt entstand, daß diese mit dem Prinzen zu capituliren anfing. Man schickte deswegen an ihn Abgeordnete, und wolte anfangs mit ihm wegen eines allgemeinen Vergleiches, im Namen der gesammten vereinigten Provinzen, handeln; allein der Prinz wolte sich auf diesen allgemeinen Vergleich, womit es noch gar zu weitläuftig aussahe, nicht einlassen. Die geängstigte Stadt wurde indessen, durch Briefe und Gesandten, von den vereinigten Ständen aufgemuntert, und ihr Entsatz versprochen. Als aber alle Schlösser um die Stadt herum eingenommen waren, so brachte dieses den Rath zum Entschluß für sich selbst mit dem Prinzen zu handeln. Der Vergleich kam auch den 16ten April mit der Besatzung und den Tag darauf mit der Stadt zu Stande, wodurch sich diese, nach einer so langwierigen Belagerung, dem König wieder unterwarf. In Ansehung des Gottesdienstes wurde verabredet, daß man den Römischkatholischen üben, oder die Stadt verlassen solte, ohne daß man doch wider jemand in vier Jahren eine Untersuchung wegen seines Glaubens anstellen wolte. Uebrigens mußte die Stadt um das Kriegsvolk zu befriedigen, 400,000 Gulden bezahlen, und von dieser Zeit an blieb sie bis auf das Jahr 1605 in dem ruhigen Besitze der Spanier.

Mittlerweile bewogen diese mannigfaltigen Unruhen, und besonders der in der letzten Capitulation der Stadt bedungene Religionszwang viele Einwohner, die Stadt zu verlassen, die hierdurch in Ansehung ihres Handels den zweiten Stoß bekam. Die angesehensten Kaufleute zogen, ihrer Gewissensfreiheit wegen, nach Amsterdam, welches so leicht von den Spaniern nichts zu befürchten hatte; jedoch blieb die Stadt bis in das 1605te Jahr vor den Unruhen des Krieges in Sicherheit. In diesem Jahre aber unternahm Prinz Moritz, in der Mitte des Maimonats die Belagerung von Antwerpen, die ihm jedoch nicht gelang. Er gedachte das Land um die Stadt durch die Schelde zu überschwemmen, sich von dem flanderschen Ufer der Stadt Meister zu machen, und sie mit wenigem Volke einzuschließen; allein dieser Anschlag wurde zu früh entdeckt, und die Stadt von dem Spinola entsetzt. In dem 1609ten Jahre wurde sie, durch den in derselben geschlossenen zwölfjährigen Stillstand zwischen den vereinigten Ständen und dem K. von Spanien berühmt.

Dieser Stillstand wurde den 9ten April unterzeichnet, den 21ten öffentlich abgekündiget, und in demselben unter andern hauptsächlich ausgemacht, daß die Unterthanen beider streitenden Mächte, während den 12 Jahren desselben, ungehindert Handlung treiben, und beide Theile in dem Besitze desjenigen, was sie einander abgenommen, verbleiben solten. So glückliche Folgen dieser Stillstand nothwendig für die vereinigten Staaten haben mußte, indem ihre Eroberungen schon sehr ansehnlich geworden, und sie in denselben von den Spaniern stillschweigend als unabhängige Mächte anerkant waren, auch diesem zu Folge Ambassadeurs an fremde Mächte schickten, so nachtheilig mußten nothwendig dessen Folgen für die spanischen Provinzen, und besonders für das arme bedrängte Antwerpen werden. Diese Stadt suchte nemlich ihr Gewerbe auf den vorigen Fuß wieder herzustellen, wogegen sich aber die Seeländer setzten, und verlangten, daß

die

die Ladung der dahin aus der See gehenden Schiffe auf ihre Schiffe gebracht, und nicht anders als nach Bezahlung des Zolles die Schelde herauf geführt werden solten. Dieser Streit zwischen Seeland und Antwerpen dauerte bis in das folgende Jahr, und gab hiedurch der Handlung von Antwerpen den zweiten nachdrücklichen Stoß, wogegen die Handlung und Schiffahrt zu Dünkerken, wo die inländischen Zölle abgeschaft waren, immer stärker zu werden anfing.

Als nun nach geendigtem Stillstande der Krieg wieder seinen Anfang genommen, hatte Antwerpen eine geraume Zeitlang nichts von den Bedrängnissen desselben auszustehen. Im J. 1638 aber erhielt der Feldmarschall, Graf Wilhelm von Nassau, Befehl, mit 6000 Mann zu Schiffe zu gehen, sich nach Bergenopzoom, und ferner nach Liefkenshoeck zu begeben, und von dort über das Land Doel nach dem Damme bei Kallo zu marschieren, wo er Posten fassen solte. Zu eben der Zeit wolte der Prinz mit der ganzen Armee nach Bergenopzoom kommen, und von hier den Weg zu Lande nach Antwerpen nehmen, so bald ihm berichtet wurde, daß Graf Wilhelm sich des Dammes und noch eines oder zweier Oerter dichte bei Antwerpen bemächtigt hätte. Graf Wilhelm faßte auch würklich Posto zu Kallo, weil aber der Feind sich in großer Menge im Lande Waes zusammen zog; so war der Prinz genöthigt, zu Nordgeest und zu Wouw liegen zu bleiben. Da er aus dieser Ursache nicht im Stande war, dem Grafen den verlangten Succurs zuzuschicken, so war dieser gezwungen, sich auf die Annäherung des Marquis von Leede, mit Hinterlassung alles Geschützes und einer Menge von Fahrzeugen, in größter Unordnung zurück zu ziehen. Wie nun der Prinz von Oranien seine Unternehmung auf Antwerpen völlig vereitelt sah; so fand er für gut, bei Bergenopzoom auf eine günstige Gelegenheit zu warten.

Diese glaubte er im J. 1645, nach dem mit Frankreich erneuerten Vertrage gefunden zu haben; jedoch sie glückte ihm eben so wenig, wie die vorige. Er brach zwar von Waldeghem auf, in der Absicht, zu Izendicke zu Schiffe zu gehen, zwischen Hulst und Antwerpen zu landen, und sich daselbst von der Schanze Verenbroek Meister zu machen. Allein wie die Armee nach Izendicke kam, vernahm man, daß die Schiffe, welche die Truppen herüber führen solten, wegen der Windstillen und der niedrigen Ströme noch nicht angekommen waren. Unterdessen erhielt Beck von dem Vorhaben des Prinzen Nachricht, und ging eiligst mit einem Theile seiner Macht nach Verenbroeck. Hierdurch ward der ganze Anschlag vernichtet. Der Prinz, welcher nicht für dienlich hielt, im Gesichte eines feindlichen Heeres zu landen, ging von Izendicke nach Waldeghem, und bald darauf nach Oost-Ekelo zurück. Und diesen Versuch wiederholte zwar der Prinz in diesem Jahre noch einmal; aber mit eben so schlechtem Erfolge, als das erste mal. Antwerpen blieb also in den Händen der Spanier. In dem folgenden 1646ten Jahre machte der Prinz auf Ansuchen der Franzosen einen abermaligen Versuch, Antwerpen zu überrumpeln, welches ihm aber nicht gelang, deswegen ich mich auch nicht weiter mit Erzählung der bei demselben vorgefallenen Umstände aufhalten will.

Ich schreite deshalb zum J. 1648, als in welchem der berühmte Friede zwischen den sieben vereinigten Provinzen und dem König von Spanien zu Münster geschlossen wurde, durch welchen die erstgedachten Provinzen auf ewig für unabhängige Staaten anerkannt wurden. Dieser Friede gab der Handlung, dem Reichthume und der Macht von Antwerpen den letzten Stoß, weil in demselben die Schliessung des Hafen und der Kanäle von Antwerpen beliebt wurde. Der hieher gehörige Artikel ist der vierzehnte, als nach welchem die Schelde und die Kanäle Sasse, Swinde, und andere, so mit der See zusammen hängen, geschlossen werden solten. Seit dieser Zeit ist die Handlung von Antwerpen auf keinen blühenden Fuß wieder gekommen, besonders da dieser Artikel in allen folgenden zwischen den vereinigten Staaten und Spanien geschlossenen Verträgen bestätiget worden, so viele Mühe sich auch Antwerpen wegen dessen Aufhebung gegeben hat. Die Stadt blieb auch von dieser Zeit an in den Händen der Spanier, bis auf den spanischen Successionskrieg, da sie von den Franzosen besetzt wurde, die aber im J. 1706, dieselbe wieder zu verlassen gezwungen wurden, worauf sie im J. 1713 durch den Utrechter Frieden, zugleich mit den mehrsten Provinzen der spanischen Niederlande an Kaiser Carl VI. und das Erzhaus Oesterreich kam. Seit dieser Zeit hat die Stadt sich nicht wieder aufhelfen können, so viel Mühe sie sich auch deshalb gegeben, und da dieser Punkt des Münsterschen Friedens in allen folgenden zwischen Oesterreich und den vereinigten Provinzen geschlossenen Tractaten nicht aufgehoben, sondern entweder ausdrücklich oder stillschweigend bestätigt worden; so hat das ehemals so blühende Antwerpen, seit dieser Zeit, ungeachtet aller sich gegebenen Mühe, zu seinem alten Flor nicht wieder gelangen können.

H...

J. F. H.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 22ten Februar 1782.

Von der Behandlung des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

(Schluß.)

(S. das 4. 5. 8. 9. 11 und 12te Stück.)

Vierte Abtheilung.

Von der Benutzung des Hornviehes nach Schweitzer-Art.

Die Benutzung des Hornviehs geschieht theils durch das Molkenwerk, theils durch den Verkauf von jungem Zucht- und Arbeitsviehe, oder abständigem und gemästetem Viehe.

Die Behandlung nach Schweitzer-Art, vermehrt und verbessert die Milch, und erleichtert und verschönert die Zuzucht auf eine unleugbare Weise, sowohl durch Zubereitung eines gesündern und kräftigern Futters, als durch eine reinlichere, gemäßigtere, und ordentlichere Pflege und Wartung. Hiebei aber läßt sie es nicht bewenden. Sie bedient sich auch sowohl beim Molkenwerk, und bei der Mästung des Viehes, als auch bei dem Absatz desselben, sehr passender Gefäße, leichter Handgriffe, und guter Einsichten, wovon nun der Ordnung nach das vorzüglichste zum Beschluß noch vorzutragen seyn wird.

A. Von der Benutzung des Hornviehes, durch das Molkenwerk.

Man sieht bei dem Molkenwerke entweder auf die Winter- oder Sommernutzung. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Haushalts und der besondern Lokalumstände, kan bald diese, bald jene die vortheilhafteste seyn. In beiden Fällen aber, richtet sich, nach dem Erfahrungssatz: daß die Kuh durch dem Hals milcht, die Güte und Kraft des zu gebenden Futters, nach der grössern oder mindern Nutzung, die jemand erreichen will, oder womit er sich zufrieden giebt.

1) Von der Stallfütterung der Milchkühe insbesondere.

Die Stallfütterung im Sommer mit spanischem Klee, so, wie sie oben beschrieben ist, giebt eine Haupt-Milchnutzung, die der Schweitzerschen auf den Alpen selbst, sowohl was die Menge als Güte anbetrift, wenig, oder wohl gar nichts nachgiebt. Auf jene Beschreibung wird hier zur Vermeidung alles Ueberflusses,

zurück gewiesen, und nur mit wenigem angehängt, daß man bei dieser Nutzung dahin sehe, daß die Kühe nicht früher als um Ostern, und wo möglich noch später, zu kalben anfangen; damit wenigstens die allermehrsten frischmilch in die grüne Fütterung kommen; wovon jedoch die zur Zuzucht ausgewählten Kühe und Rinder auszunehmen sind.

Findet aber ein mit Stroh, Heu und Gromt reichlich versehener Haushalt, er sey groß oder klein, wegen vortheilhafter Nachbarschaft von großen Städten oder ausgebreiteten Fabriken und Manufakturen, seine Rechnung bei der Winternutzung, dann geht die erste und hauptsächlichste Bemühung auf die Gewinnung einer hinlänglichen Menge eines den Kühen wohlschmeckenden und nahrhaften Futters; indem die oben beschriebene allgemeine Fütterung zwar vollkommen hinreichend ist, das Vieh wohl behalten durch den Winter zu bringen, aber zu einer würklichen vortheilhaften Haupt-Milchnutzung, dergleichen hier angenommen ist, bei weitem nicht fett und kraftvoll genug ist.

Der zu Heu gemachte spanische Klee ist hier alsdann in der Fütterung wieder ein Hauptartikel. Biertrebern, Brantweinspühl, eingestampfter Kohl, und Rüben, Kartoffeln, Oelkuchenwasser, Küchenspühl, u. d. gl. helfen.

Aber auch bei der Begehung der Kühe wird dahin gesehen, daß sie nicht viel später, als zwischen Michaelis und Martini, abgekalbet haben. Wobei auch hier eine auf die eigentlichen Zuchtkühe und Zuchtrinder zu nehmende wohlverstandene Rücksicht, vorausgesetzt wird.

Die Pflege und Wartung bleibt, was Sorgfalt, Reinlichkeit, Zeit und Ordnung anbetrift, unverrückt, wie oben gezeigt ist; und auch in Ansehung der Mäßigkeit bleibt es dabei, daß das Vieh weder am Morgen, noch am Abend, jemals mehr bekomt, als daß es beinahe, aber noch nicht ganz gesättigt ist, und daß das eine Futter, so wie das andere, sich stets so viel als möglich, an Güte gleich bleibt.

Diesemnach erhalten die Kühe sowohl am Abend, als am Morgen, zuerst eine Portion vom trocknen Kleeheu oder von Gromt. Ist diese verzehrt, so werden sie nun nicht zur Tränke geführt, sondern bekommen, nach dem Verhältniß ihrer Größe und Schwere, einen halben oder ganzen Eimer Küchenspühl, oder Oelkuchenwasser, darin eingestampfter Kohl, oder Rüben, oder zerstoßene Kartoffeln, oder Biertrebern, oder dergleichen eingemengt worden, in die Krippe zum saufen; und wenn sie dies ein wenig über die Hälfte ausgesoffen haben, wird in den Rest eine Portion trocknen Futters, die aus mit gutem Heu oder Gromt geschnittenem, und mit Kave, Spreu, Afterkorn, u. d. gl. vermischtem Hexel, besteht, geschüttet, und damit durchgerührt; da dann, wenn dies verzehrt ist, noch eine kleine Futterportion, die aus Heu oder Gromt, mit Schichtweis vermischtem und nächstdem durchgeschüttetem Händelangen Strohhexel besteht, auf die Raufe gegeben,

ben, und hiemit der Stall verschlossen wird.

Daß bei einem solchem Tractement die Kühe sehr gut bei Leibe, und meist fett werden, wird jedermann leicht absehen, der die Würkung der Schweitzer Futterordnung nur ein wenig kennt; und die hieraus auf einzelne Eigener zurück fallende besondere Vortheile, werden seiner Einsicht nicht entgehen.

Es wird nächstdem, nicht nur auf das im Stand erhalten des Molkenwerk-Geschirres und Geräthes, und auf die ununterbrochene höchste Reinlichkeit desselben, durch auskochen, ausscheuren, waschen und luften, täglich gesehen, sondern auch insbesondere Sorge getragen, daß sich die größte Reinlichkeit, und eine sowohl im Sommer, als Winter, stets temperirte, reine und frische Luft, die von allem Qualm, Rauch oder Geruch vollkommen frei ist, da befinden, wo die Milch sowohl aufbewahret, als bearbeitet, und die davon gewonnenen Produkte aufbewahret werden, widrigenfalls das Molkenwerk oft zum Schaden betrieben, Butter und Käse aber allezeit einen unangenehmen Geschmack und Geruch haben werden.

2) Vom Melken der Kühe.

Das Melken geschieht allezeit am Morgen und Abend in der Zeit, da das Vieh die erste Portion des Futters zu sich nimt; also in 24 Stunden nur zweimal. Hiebei ist kein Verlust. Die Milchgefäße werden mehr erweitert, und die Milch selbst ist besser, da sie durch die längere Dauer der in dem Euter auf sie würkenden thierischen Wärme und Bewegung, vollkommener ausgearbeitet zu werden scheint. Ein gar zu langer Aufenthalt der Milch in dem Euter kan hingegen sowohl diesem, als ihr selbst nachtheilig seyn; und wenn sich dieser über 12 Stunden hinaus erstreckt, so entsteht auf eine oder die andere Art gewiß Schaden dadurch; weswegen schon oben, bei der Sommerweide des Viehes, der Rath gegeben wurde, dasselbe nicht am Mittage zu melken, sondern dasselbe am Abend einige Stunden früher von der Weide nach Hause gehen zu lassen.

Die schönste Kuh in der Milch wird in wenig Tagen verdorben, wenn sie nicht gut und völlig rein ausgemolken wird.

Wird eine Kuh zu hart und ungeschickt angefaßt, oder übel behandelt, so versagt sie entweder aus Alteration, oder aus Verdruß die Milch, und keine Kraft der Hand vermag sie ihr abzuzwingen. Hiervor muß sich der welcher melkt, sehr in acht nehmen, und vorzüglich bei denjenigen Kühen, die, nachdem das Zuchtkalb sie gesogen hat, nun nothwendig noch ganz rein ausgemolken werden müssen.

Der Milchstunzen wird alsdann zwischen die Knie genommen, und mit nicht zu kalten Händen der Euter der Kuh sanft angefaßt, und von oben nach dem Milchzapfen zu so lange sanft gedrückt und gestreichelt, bis die Kuh nun ihre Milch gern los wäre. Alsdann wird, um Unreinigkeit zu verhüten, der Schwanz der Kuh zwischen das linke Knie und den Milchstunzen gefaßt, und mit vorgelegtem Daum vor den Zeige- und Mittelfinger, in langen und geschwinden Zügen ohne Absaz so lange gemolken, bis

der letzte Tropfen da, und das Gefäß mit hohem Schaum bedeckt ist. Ein Handgrif, dem man eine allgemeine Einführung wünschen muß; da es zuversichtlich ist, daß die halbe Milchnutzung einer Kuh, blos durch das geschickte oder ungeschickte Melken, im ersten Fall gewonnen, im anderen Fall aber verloren geht.

3) Von dem Molkengeräthe und Geschirre.

Diejenigen Molkengeräthe, die von Fichten- oder Tannenholz verfertigt werden, haben vor solchen, die von andern Holzarten gemacht sind, den Vorzug, sowohl darin, daß die Milch, und die Produkte derselben, nicht leicht davon anschmeckend werden, als auch, daß sie sich am leichtesten reinigen, und mit den wenigsten Kosten anschaffen und ausbessern lassen.

Die Form und Einrichtung der Molkengeräthe und Geschirre ist eben so wenig gleichgültig. Je weniger Materialien und Arbeit zu ihrer Verfertigung erforderlich sind; je kürzer und geschwinder, ordentlicher und vollständiger sie ihre Absicht erfüllen; und mit je weniger zu ihrer Bewegung anzuwendenden, oder ihrer Würkung zu Hülfe zu gebenden Kräften, sie gebraucht werden können, um desto besser sind sie. Dies Einfache, Passende, und Leichte haben einige, deren sich die Schweitzer bedienen, vor den hierländischen in ziemlich hohem Grade voraus. Die vorzüglichsten sind:

1. Milchstunzen.

Diese sind diejenigen hölzernen Gefäße, wohinein die Milch gemolken wird. Sie sind ungefähr 10 Zoll hoch, und halten oben 9 Zoll, unten im Boden aber 5 bis 6 Zoll im Durchmesser. An einer Seite ragt ein Stab mit einem 2 bis 3zölligen Loche, zum Angrif empor. Das Gefäß ist sehr bequem zu seiner Absicht, und unserem gewöhnlichen Milcheimer, der niedergesetzt und oft beschmutzt, ja wohl gar umgestoßen wird, weit vorzuziehen; indem es sich nicht nur gut forttragen, sondern auch beim Melken mit Bequemlichkeit zwischen den Knien fassen und halten läßt.

2. Die Setten.

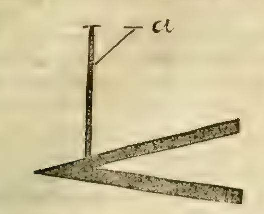
Haben die Form der hierländischen, nur der größere Durchmesser gegen die geringere Tiefe ist davon unterschieden. Jener beträgt 18, diese 4 Zoll. Mehr wie 5 bis 6 Quartier Milch wird nie hineingesiehet. Daß die Milch in diesen Setten weit geschwinder und besser ausrahme, wie in den gewöhnlichen von 12 bis 14 Zoll Durchmesser und 5 Zoll Tiefe, ist begreiflich.

3. Durchsiehe-Stunzen.

Dieses Gefäß wird anstatt der gewöhnlichen linnenen Tücher oder Haarsiebe, welche, wenn sie nicht äußerst reinlich gehalten werden, der Milch leicht einen Anstich von Säure mittheilen, gebraucht. Es hat vollkommen die Gestalt des schon beschriebenen Milchstunzen; nur ist es unten etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser weit; unterscheidet sich aber fürnemlich dadurch, daß es gar keinen Boden hat. Dies Loch wird blos mit getrocknetem und sehr reinlich gehaltenem feinem Schilf, oder gröbern Moosarten zugestopft, und alsdann die Milch dadurch gesiehet.

Das

Das Gestell, woran dieser Stunzen hängt, hat ungefähr folgende Gestalt,



wobei das kleine a, den Haken zeigt, woran der Stunzen hängt.

Dieses Gestell steht auf der Sette, und läßt sich mit Geschwindigkeit von einer auf die andere rücken. Man hat bei großen Molkenwerken zwar eine gewisse kupferne Durchsiehe-Maschine, allein sie ist ungleich kostbarer, und befördert den Zweck gleichwohl nicht so gut.

4. Das Butterfaß.

Die Abbildung befindet sich auf der Homannischen Karte von der Schweiß; worauf man sich der Kürze wegen bezieht.

Es ist beinahe wie ein großes Kornsieb gestaltet. Der Durchmesser hält $2\frac{1}{2}$ Fuß, die Tiefe aber beträgt 10 Zoll. In der Mitte ist die Welle. Gerade über derselben befindet sich ein 5zölliges Loch, durch welches der Rahm hinein, und die Butter zurück genommen wird.

Während des Buttern ist dies Loch durch ein hölzernes in Leinewand gewickeltes Spund zugestopft. Ein eiserner an einem Ende mit einem Haken versehener Anwurf, der an einem eisernen Krampen hängt, an dem andern Ende aber ein länglichtes Loch hat, welches über den zweiten Krampen fällt, geht über das Spund, und erlaubt, das Butterfaß vermittelst eines vorgelegten Schlosses zu verschließen. Außer diesem großen Spundloche aber befindet sich an dem Butterfasse noch ein zölliges Loch zum abzapfen der Buttermilch.

Auf den Fall, der sich im Sommer leicht zuträgt, daß sich die Butter nur in kleinen Klümpchen zusammensetzt, ist zu diesem Zweck noch ein Loch, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll groß, vorhanden, damit Butter und Buttermilch nicht zugleich abfliessen könne. Diese Löcher werden während des Buttern, mit reinlichen Zapfen oder Körken zugestopft.

Die schon beregte Welle ist vierkantigt, $2\frac{1}{2}$ Zoll dick, und da, wo sie bewegt wird, mit einem Drehling versehen. Wenn gebuttert werden soll, wird ein Brett, das die Länge der Welle, und 5 Zoll Breite, in dieser aber vier $1\frac{1}{2}$zöllige Löcher hat, durch das Spundloch geführt, und in sie gesteckt, und wenn die Butter fertig ist, durch diesen nemlichen Weg wieder heraus genommen.

Dies ist die ganze Einrichtung dieses Butterfasses, das sonder Zweifel vor dem hierländischen, seine Vorzüge hat. Wenn es gebraucht wird, hängt es zwischen zwei Bäumen, die ungefähr die Gestalt einer Bierleiter haben, und kan so hingetragen werden wohin man will.

Ein Knabe regiert und dreht die ganze Maschiene, und macht vor Ablauf einer Stunde, 10 bis 20 Pfund Butter; wozu, nach gewöhnlicher Art, die Arme von zwei erwachsenen Leuten, und oft meh-

mehrere Stunden erfordert werden. Wenn nur Durchmesser und Höhe ihr Verhältniß unter sich behalten, so wird es sich so weit verkleinern lassen, als die Convenienz es verlangt.

5. Der Käsekessel.

Ist derjenige, worin die abgerahmte Milch, so wohl zu Schweitzer- als auch hierländischen Kraut- und Napkäsen, bereitet wird. Auf der Homannischen Karte von der Schweitz befindet sich die Abbildung desselben ebenfalls. Er ist unten im Boden einige Zoll weiter, als oben.

Die Größe desselben richtet sich nach der verschiedenen Beträchtlichkeit eines jeden Molkenwerks. Der Rand ist mit einem eisernen Bande eingefaßt, der zwei gegen einander überstehende Rinken hat. Ein, mit zwei Armen versehener eiserner Haken, faßt durch diese Rinken, und vermittelst desselben hängt der Kessel an einem beweglichen Schnellgalgen über dem Feuer.

Diese leichte Beweglichkeit insbesondere, macht seinen Gebrauch vor dem hierländischen bequemer und passender, aber auch vortheilhafter; weil es nur selten nöthig wird, ihn abzunehmen, und er folglich vor Beulen bewahrt bleibt, und so länger aushält. Endlich unterscheiden sich:

6. Die Gelten zum reinigen der Geräthe, durch ihre bequemere Form. Sie halten 2 Fuß im Durchmesser, und sind nicht tiefer als 5 Zoll. Diese größere Breite und mindere Tiefe erlauben, daß dasjenige, was gewaschen wird, leicht und besser gekehrt und gewendet, und solchergestalt geschwinder gereiniget werden kan. Keine Kleinigkeit in Haushaltungen, welche die Kostbarkeit der Zeit zu schätzen wissen, und solche, so viel als möglich, zum Erwerb anwenden.

4) Vom Butter- und Käsewerk.

Die angestellten Versuche haben es zwar gezeigt, daß in den hiesigen Gegenden, sowohl ganz als halb fette Schweitzer Käse gemacht werden können, die den Originalen an Schönheit und Geschmack nicht sehr viel nachgeben; sie haben aber auch bestätiget, daß es theils nothwendig, theils vortheilhafter sey, bei der ländlichen Benutzung der Milch und Butter, und gemeinen sauren und Süßemilchkäsen, wenigstens so lange noch zu verbleiben, bis nach allgemein verbesserter Viehzucht, und mehr eingeführter und ausgebreiteter Klee-Gewinnung und Sommer Stallfütterung, ein größerer allgemeiner Ueberfluß an guter Milch entstanden seyn wird.

Was sich jetzt bei dem Molkenwerk hiesiger Gegenden verbessern läßt, ist die bessere Bereitung und Behandlung der Butter; deren sie in einem ziemlich hohen Grade fähig, ja höchst bedürftig ist.

Die hiezu erforderliche größere Reinlichkeit des Orts, der Gefäße und der Luft, ist schon beregt. Eben so wichtig und nöthig ist die Verhütung der Versäurung der Milch sowohl, als des abgenommenen Rahms selbst. Ein Grad der Säure, der der Nase merklich wird, und in der Milch oder in dem Rahm, mit Flecken und Blasen begleitet ist, ist kein kleiner Grad einer schon eingerissenen Fäulung, die sowohl der Fettigkeit und Menge, als auch dem Geschmack der zu gewinnenden Butter, höchst nachtheilig ist. Auch ist es unmöglich, daß eine solche Butter sich halten könne.

In einer temperirten Luft hat jede Milch nach Verlauf von 24 Stunden sich vollkommen ausgerahmt. Dies ist der letzte Zeitpunkt sie abzunehmen, und nach Verlauf von noch 12 Stunden ist es die äußerste Zeit, den abgenommenen Rahm zu buttern. Kan dies noch früher geschehen, desto mehrere, fettere und wohlschmeckendere Butter. Das Käsewerk kan diesem ohngeachtet, dennoch so betrieben werden, wie gewöhnlich; und ohne Verminderung der Güte noch Menge der Käse. Offenbar vortheilhaft aber ist diese Art zu Buttern auch aus dem Grunde, daß man fast die Hälfte des Milchgeschirres, und damit die Hälfte der auf die Reinigung und Ausbesserung desselben zu verwendenden Zeit und Kosten, gewinnt; die süßere Molke aber eine der besten Mastfütterung für Schweinevieh ist *).

B) Von

*) „Alles ist an der besten Butter verdorben, wenn sie, wie landüblich, mit Wasser „ausgewaschen wird. Die stärkste Bearbeitung und Salzung bringt das zuerst hin- „ein-

B) Von der Benutzung des Hornviehes, durch den Verkauf von jungem und abständigem Zucht- und Mastvieh.

Schöne frühe und späte Schlachtkälber, und gutes Zucht- und Mastvieh, sind in hiesigen Gegenden immer courente und beliebte Waaren; wenn es oft schwer wird andere landwirthschaftliche Produkte mit Vortheil los zu werden. Auf diese Weise sind die Zuzucht und Mästung Mittel, andere Naturalien zu versilbern, und sich jährlich ein gewisses Stück Geld in die Hand zu bringen; wobei der allezeit vermehrte und verbesserte Dünger, und seine vortheilhaften Würkungen in Feld und Garten, überhin rein gewonnen werden. Dieser schöne und fruchtbare Zweig des Erwerbs ist freilich nicht ohne alle Gefahr; aber auch der Ackerbau ist nicht ohne Gefahr von Dürre, Nässe, Hagel, Mäuse, Schnecken und Raupen; und blühet dennoch.

Die zur Zuzucht untüchtig gefundenen Kälber können in solchen Jahrszeiten, und unter solchen Lokalumständen fallen, daß sie, weil ihr Fleisch überhäuft da ist, wenig Werth haben, wenn sie auch noch so fett gemacht würden; und in diesem Fall werden sie gleich, so gut als möglich, verkauft, oder zum Haushalt geschlachtet; weil die ihnen zu reichende Milch auf andere Weise vortheilhafter zu nutzen steht. Fallen sie aber in denjenigen Jahrszeiten, in welchen sie gesucht werden, weil ihr Fleisch seltener geworden ist, alsdann macht man sich die Milch sehr gut bezahlt, wenn durch sie die Kälber bis auf 100 Pfund und darüber gebracht werden. Hiezu gelangen sie blos durch vorbemeldete zweimalige Tränkung ganz allein; da sie davon nicht nur sehr fett werden, sondern auch zartes und weißes Fleisch bekommen.

Bei der Haupt-Milchnutzung im Winter findet sich gegen die Zeit ihrer Endschaft immer eine oder die andere Kuh, die, weil sie das, was sie verzehrt, mehr an Fleisch und Fett, als an die Milch legt, oder früher als sie solte, mit der Milch nachläßt, ihr genossenes Futter nicht gut bezahlt macht. Solche Kühe pflegen alsdann vollkommen gut zum Verkauf an die Fleischer zu seyn, und sind auch dazu zu bestimmen; weil sie sowohl zur ferneren Milchnutzung nicht mehr vortheilhaft

„eingeknetete und mit Käsewerk und Molke vermischte Wasser, nie wieder ganz her„aus. Die unvermeidlichen Folgen aber sind der übele Geruch und Geschmack, die „sich nach einigen Tagen schon spüren lassen, und mit der Zeit immer unangeneh„mer werden.„

„Man läßt daher das Wasser, als das allerschädlichste was sich zur Reinigung „der Butter gebrauchen läßt, gänzlich weg. Statt desselben wird die Butter, „durch gleich vorgenommenes Salzen, und hurtiges aber nicht gar zu lang fort„gesetztes bearbeiten mit einem gewöhnlichen Butterschleif, von Milch und Molke „gereinigt. Die Butter wird alsdann zusammengeschlagen, und so über Nacht „ungeregt in der Kühle gelassen. Am anderen Morgen wird sie von neuem gesal„zen und durchgearbeitet; wobei die Absicht dahin geht, das geschmolzene Salz „(Söle) mit dem in sich habenden Rest der Buttermilch, so rein als möglich her„aus zu bringen; womit jedoch zu rechter Zeit aufzuhören ist, um zu verhüten, „daß die Butter nicht lang werde, und sich anhänge. Man bedient sich des här„testen und stärksten Salzes, das man haben kan, und salzt keine Butter weiter, „als sie in dieser Bearbeitung mit dem Salze von selbst annimt; da sie sich dann, „wenn sie in hölzernen oder irdenen Gefäßen, die wohl gereinigt, getrocknet, und „ausgeluftet sind, bei so großen Portionen als möglich, geschlagen, in reiner und „kühler Luft offen gehalten, und zuletzt oben mit einer dünnen Schicht von nicht „leicht fließendem Salz bedeckt wird, das ganze Jahr hindurch frisch und wohl„schmeckend erhält, und eben so gut, als manche ausländische Butter fettet. So„wohl die Irländer, als Holländer und Dänen, verfahren so; und ich habe mich „in Holland diese Procedur lehren, in Dännemark aber mir sie selbst zeigen lassen.„

haft zu gebrauchen stehen, als auch keine Zuchtkälber von einer guten Milchergiebigkeit von sich hoffen lassen, in dieser Jahrszeit aber als Schlachtvieh sehr gut bezahlt werde.

Die zum Verkauf aufgezogenen Beutlinge und Stärkenrinder, werden am liebsten sogleich verkauft, wenn sie zwei Jahr alt sind; weil sie alsdann ihre Größe und Brauchbarkeit schon fast gänzlich erlangt haben, und mit dem nun ferner zu gebenden Futter, jüngeres Vieh viel vortheilhafter zugezogen werden kan.

Wie die Zahl des Viehstapels durch die Zuzucht wächst, schafft man das schlechtere Vieh sobald als möglich, durch den Verkauf fort. Hiezu gehören nicht nur die zu alt gewordenen Kühe, sondern auch überhaupt die fehlerhaften, insbesondere diejenigen, die keine hinlängliche Milch geben, keine gute Kälber bringen, und kein gutes Zahnwerk haben.

Wenn der Viehstapel so weit vergrößert ist, als es wegen der gemeinen Weide, oder der Begrenzung des Kleebaues, nicht weiter hat geschehen können, und nun so in Ordnung und auf festen Fuß gesetzt ist, sieht man nunmehro auch gern dahin, einen oder anderen Zuchtochsen, oder eine oder andere Zuchtkuh verkaufen zu können; weil Liebhaber und Kenner von guten Viehracen diese gern und oft theuer bezahlen.

Uebrigens ist man darauf bedacht, auch die Mästung des Viehs, zur Erreichung und Beförderung seiner Vortheile, zu Hülfe zu nehmen.

Eine Kuh, die zu einer Zeit verkalbet, oder wieder umochst, da sie gut bei Fleisch ist, wird sogleich gemästet; weil die von ihr erwarteten Vortheile, wenigstens für Jahr und Tag verloren sind; die von ihr als Schlachtvieh zu hoffenden aber, durch die Mästung in wenigen Wochen zu erlangen stehen. Auch solches Vieh, das wegen Alter, oder einer erlittenen Beschädigung, die vorige Brauchbarkeit oder Nutzbarkeit nicht mehr hat, wird, im Fall es gut bei Leibe ist, gemästet; widrigenfalls aber nicht; sondern alsdann, so bald und gut als möglich, verkauft, oder zum Haushalt geschlachtet.

Ist das zu mästende Stück eine Kuh, so wird sie zuerst immer weniger rein ausgemolken, bis sie in kurzer Zeit ganz von der Milch läßt. Wenn im Sommer die Weide nicht zu fern ist, so wird sie fürs erste darauf gelassen, und bekomt nur Abends Küchenspühl, Oelkuchenwasser, u. d. gl. zu saufen, nebst einem Futter von grünem Klee, oder hülfreichem Grase, und bei regnigter Zeit Kleeheu.

Bald nachgehends wird sie aufgestallt, und bekomt, wie bei der Ordnung der Sommer-Stallfütterung oben ausführlich gezeigt ist, grünen Klee; in regnigter Zeit aber bald mit Heu oder Gromt vermischten Klee, oder bloße Gromt, oder bloßes Kleeheu, nebst obbemeldetem gutem Saufen; wobei sie in nicht langer Zeit fett, und zu verkaufen seyn wird.

Im Winter bleibt das Stück, nachdem es, wie erwähnt worden, von der Milch gebracht ist, bei seinen gewöhnlichen zwei Futtern, nach der Futterordnung im Winter, und bekomt, statt zur Tränke geführt zu werden, nur etwas Gutes zu saufen im Stall.

Dieses Tractement wird nach und nach durch eine kleine, und immer stärker werdende Zulage an gutem Heu oder Gromt, mit Zurücknahme von verhältnißmäßig dagegen zu rechnendem Stroh, verbessert. Endlich bekomt das Stück nichts als gutes Heu, wo möglich von Klee, oder gute Gromt, und gutes Saufen. Zuletzt aber wird es auf eben die Art verpflegt, wie oben bei der Haupt-Milchnutzung im Winter, ausführlicher beschrieben ist; nur mit dem Unterschied, daß es gar kein Stroh, sondern statt desselben in allen Fällen entweder bloße recht gute Gromt, oder noch besser, bloßes Heu von Klee bekomt; wobei dann die Mästung bald nach Wunsch geendigt seyn wird; und allezeit desto geschwinder und vollkommener, je mehr die Reinlichkeit des Viehs durch öfteres reinigen des Lagers, und durch Abwaschen, Bürsten und Striegeln der Haut, befördert werden wird.

Auf eben diese Weise lassen sich auch ausgediente Bullen und Schiebochsen, auch jüngere Queen und Beutlinge, sehr bald mit Vortheil zum Verkauf mästen.

Jonas Christian von Rettberg.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 25ten Februar 1782.

Ueber des Herrn de Lüc's Briefe an der Königin Majestät *).

(Aus dem Monthly Review Vol. 64. übersetzt **).

(Schluß.)

Wir kehren mit Vergnügen zu diesem fürtreflichen Werke zurück, ob wir gleich nur einen unvollkommenen Begrif von dem Reichthume desselben geben können. In der vorigen Nachricht, die wir von dem schätzbaren Inhalte dieses Buchs mittheilten, (S. Nr. 79. dieses Magazins des J. 1780) folgten wir dem gelehrten Verfasser in seinen analytischen Fortschritten durch eine große Menge von Naturbegebenheiten und darauf gegründete Beobachtungen, bis zu der großen Revolution die unsere Erdkugel in ihren jetzigen Zustand versetzte, da nemlich das Meer sein Bette veränderte und das vormalige feste Land überschwemmte, nachdem es vorhin unsern jetzigen Erdboden bedeckt hatte, den es nun verließ.

Nachdem Herr de Lüc die Gewißheit dieser wichtigen Begebenheit durch eine genaue Analyse dargethan hat, so unternimt er alsdenn eine synthetische Untersuchung der Folgen davon, und giebt uns eine physische Geschichte der Erde von ihrem ursprünglichen Zustande an, bis zu der Revolution, die ihr das jetzige Ansehn gab. Indem er die Veränderungen beschreibt, welche die Oberfläche der Erde erlitten hat, so setzt er zum voraus, daß damals, als die See unsern jetzigen Erdboden bedeckte, derselbe unter dem Wasser schon Berge hatte, die weder vom Wasser, noch von irgend einer unbekanten Ursach herrührten, und die er deswegen **ursprüngliche Berge** (montagnes primordiales) nennt.

*) Lettres morales & physiques sur l'histoire de la terre & de l'homme à la Haye 1779

**) Da wir die erste Hälfte der Ankündigung dieses Werks aus dem 62ten Bande des Monthly Review mitgetheilt haben, (S. dieses Magazin Nr. 79. d. J. 1780.) so würden wir etwas unvollständiges geliefert haben, wenn wir nicht auch den neulich erschienenen Schluß dieser Anzeige einrückten.

nennt. Einige von diesen Bergen im Meere waren so hoch, daß sie aus dem Wasser hervorrageten und Inseln bildeten; Diese Inseln, und das ehemalige feste Land, waren fruchtbar und bewohnt: die ehemalige See, die unser jetziges Land bedeckte, hatte ihre Ebbe und Fluth, ihre Seeströme und Ungestüme, wie das jetzige Meer. Diese Kräfte würkten auf den **weichen und beweglichen Stof**, der damals den Boden der See, unser jetziges Land, ausmachte, und verursachten Anhäufungen von kalkartigen Substanzen, die in der Folge mit mehr oder wenigern Körpern von Seethieren vermischt und darin aufbewahrt wurden. (Dieses sind nemlich diejenigen Berge von der niedrigern Art geworden, von denen es an ihren Lagen augenscheinlich ist, daß sie durch das Wasser zusammen gespület sind.) Die Flüsse führten eine Menge zerstreuete thierische und Pflanzentheile mit sich ins Meer, und das Meer selbst spülte dergleichen von seinen Küsten ab, und verschlang sie, und diese Theile, welche durch die Seeströme gewisse Gänge nahmen, ließen sich endlich irgendwo nieder, und machten auf dem alten ursprünglichen Grunde des Meeres einen neuen Boden. Er zeigt weiter, wie sich Feuer unter dem Meeresgrunde, durch das Eindringen des Wassers zwischen angehäufte Substanzen, anfachte, wie die elastischen Dünste sich Oefnungen auf dem Boden der See schaften, aus denen Ströme von glühenden flüßigen Materien und *Lava* kamen, die wir heutiges Tages in der Gestalt **volkanischer Berge** in allen Ländern finden, und woran die Mitwürkung des Meeres noch jetzt augenscheinlich ist. Die Hölungen, welche durch die Ausbrüche dieser in Fluß gerathenen Substanzen in dem Innern der Erde entstanden, nahmen die Gestalt der Gänge an, und unterminirten den Grund des Meeres auf eine beträchtliche Weite. Wir müssen die Leser wegen des Detail und der Beweise von allem diesen zu dem Werke selbst verweisen, wo man alles im Ueberflusse und zur höchsten Genugthuung findet. Wenn sich in diesen Hölungen eine Menge **elastische Dünste oder Flüßigkeiten** gesammelt hatten, so brachten diese Erdbeben hervor, die auch die Berge mit betrafen, und verursachten darin Risse, Spalten und Oeffnungen. Diese Risse konten sich nicht wieder schließen, wegen der Felsenstücke, die während der Erschütterung hineingestürzt waren, und diese wurden nachher mit fremden Materien ausgefüllt, zu deren Bildung das Seewasser nebst dem unterirdischen Feuer zusammen gewürkt haben mögen. Hieraus entstanden die **Adern**, in welchen, seitdem sie trocken wurden, die Filtration des Wassers mannigfaltige Veränderungen hervorgebracht hat, von denen manche sich wahrnehmen lassen.

Unter dem Boden des alten Meeres (das war nemlich vor der Sündfluth unser jetziges trockene Land,) gab es Hölungen, deren Decken nach und nach durch unterirdisches Feuer und seine

seine Würkungen dünne geworden und geschwächt waren. Diese Decken durchdrang das Wasser, oder sie fielen mit der Zeit von selbst ein. Daher sank die See durch den Eintrit in diese Hölungen unter ihre vorherige Höhe herab; hiedurch wurde der Einfluß der Ebbe und Fluth an seichtern Orten vermindert, es entstanden wieder neue Erhebungen im Boden, welches die Richtung der Seeströme sehr abänderte, und daher rührt die große Mannigfaltigkeit in der Höhe, Lage und dem Gehalte der Anhäufungen, die das Meer zusammengetragen hat, daher sind manchmal dichte bei einander gelegene Berge oder Hügel in allem Betracht so sehr verschieden. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß das Meer, nachdem es sich einer Menge kalkartiger Materien in der ersten Periode seiner Würkungen bemeistert hatte, es in der Folge fast gänzlich aufhörte dergleichen anzuhäufen, und die **verglasbaren** Substanzen an deren Stelle treten ließ, und das zwar lange vorher, ehe es unser jetziges Land verließ; in einer dritten Periode, die bei weitem nicht so lange gedauert zu haben scheint, hat es fast nichts mehr von einem Orte zum andern geführt, als Mergel, Thon und Sand.

Der vormalige Boden der Erde war von Pflanzen und Bäumen bewachsen und von Menschen und Thieren bewohnt, so lange die See noch unser jetziges Land bedeckte, aber jener Boden war nicht dicht und feste, es war nur ein Gewölbe, das unermeßliche unterirdische Hölen deckte, deren ohne Zweifel mehrere eine über der andern waren, diese Hölen ruheten auf Stützen, die hinreichend waren die Decken zu tragen, so lange alles in seiner Ruhe blieb, und hielten also das ehemalige Land über der Oberfläche des Meeres. Aber durch die Veränderungen, welche das unterirdische Feuer unter dem Grunde der alten See gemacht hatte, wurde dem Wasser ein Weg in die innern Hölen der Erde geöfnet, und es drang in diejenigen Hölen, die unter dem alten festen Lande gelegen waren. Die Gährung, welche das Wasser hier verursachte, erschütterte die Stützen der Hölungen, deren Decken das alte feste Land war, welches nun diese Abgründe hinabstürzte, und so verschwand der alte Erdboden; ihre Oberfläche kam nun niedriger zu liegen als die Oberfläche der See, und also überschwemmte sie das Wasser; weil aber der Abhang nicht gleich Anfangs groß war, weil nicht auf einmal alle Stockwerke der Hölen einstürzten, so war die Ueberschwemmung nur flach, und ob sie gleich schnell geschah, so würkte sie dennoch nicht heftig auf den Boden des Meeres, und setzte den Sandgrund desselben nicht in Bewegung, führte ihn auch nicht mit sich fort, als welcher auch noch jetzt auf unserm Erdboden ruhig mit allen seinen vom Wasser gebildeten Schichten zu sehen ist. – Zu Ende dieser großen Revolution bedeckte das Wasser den ganzen Erdboden, ausgenommen allein die Inseln

seln der alten See nicht (welches unsere jetzigen höchsten Berge auf dem Erdboden sind,). Dieser Zustand dauerte so lange, bis das Gewicht des Wassers, seine Bewegungen und sein Eindringen in die Erde, verursachten, daß noch mehr und tiefer gelegene Hölungen einstürzten, und dadurch das neue Bette der See niedriger und niedriger wurde, bis endlich das Wasser seinen alten Boden ganz verließ, und unser jetziges festes Land trocken ließ. — Die verlöschten Volkane, die wir allenthalben auf unserm festen Lande antreffen, sind ein stehender Beweiß für die Wahrheit des Systems des Herrn de Lüc, das ihm ganz und gar eigen ist. Wo ein Volkan gebrannt hat, da muß die See nahe gewesen seyn, sagt er, und so ist es; alle jetzigen feuerspeienden Berge sind entweder auf Inseln, oder nicht fern von der See. Sobald unser jetziges Land vom Wasser frei war, so hörten die Gährungen auf, die es in Gang gebracht hatte, es mögen noch einige Ausbrüche und Erschütterungen geschehen seyn, die die Brocken von den Steinen umherstreueten, die Herr de Lüc die ursprünglichen nennt, (unsere Feld- oder Kieselsteine,) aber lange konte es nicht mehr dauern, weil es ihnen an Nahrung gebrach. Die alten Volkane verlöschten also, (und wie groß deren Anzahl sey, kan man aus dem Werke des M. Faujas St. Fond, von den Volkanen in Vivarais sehen; und die Naturforscher wissen auch, wie viele Volkane es in der Mitte von Deutschland gebe;) und neue thaten sich in dem neuen Bette des Wassers hervor, wie an ganzen Archipelgis von volkanischen Inseln noch jetzt sichtbar ist.

Nachdem der Verfasser, so die alte Geschichte unserer Erdkugel bis zur Sündfluth, oder bis zu der Revolution abgehandelt hat, die unsern jetzt bewohnten Boden in seinen gegenwärtigen Zustand versetzte: so schreitet er nunmehr zu der neuern Geschichte derselben fort, die zwischen jener Periode und unserer gegenwärtigen Zeit sich bewegt. Hier findet unser fürtrefliche Verfasser für seine Untersuchungen mehr Licht, reichere Quellen und sichere Führer, weil alle die Ursachen, die vom Anfang seit der Bildung dieses festen Landes auf unsern Erdboden gewürkt haben, noch jetzt fortwürken. — Zwei Quellen waren verhanden, von denen die neue Erde Keime und Saamen zur Fruchtbarkeit und zur thierischen Bevölkerung empfing: die eine war die Inseln, unsere jetzigen höchsten Berge, die das Wasser niemals berührte, und die damals noch keine Gletscher waren, sondern die in so geringer Erhebung über dem Wasser in einer wärmern Region lagen, und Pflanzen und manche Arten von Thieren in ihrem Schoße ernährten. Diese breiteten sich natürlicher Weise nachher auf das Land aus, was zu ihren Füßen vom Wasser verlassen und trokken wurde. Der andere Weg, wodurch das neue Land sich besaamte, war das Wasser selbst, das aus den überschwemmten vorher fruchtbaren Län-

ländern eine Menge Saamen und Keime, auch wohl Eyer von Insekten und selbst Thiere mit fort spülte, die, in währender Zeit das Wasser alles bedeckte, durch Wind und Wellen in entfernte Gegenden getrieben wurden, und endlich an die Ufer der Inseln, oder so wie das Wasser sich nach und nach zurück zog, aufs trockene zu liegen kamen und Wurzel schlugen, oder belebt wurden. — Die Pflanzen vertrockneten und faulten und ließen auf dem nackten Erdboden das liegen, was wir Pflanzenerde nennen, und dieses geschah seit der Zeit alljährlich, und die Dicke dieser Erde, an solchen Orten, wo sie durch äußere Ursachen nicht ist gestört worden, muß uns einen sichern Unterricht über das ohngefährige Alter unsers Erdbodens geben; und hiernach ist unser festes Land gewiß nicht so alt wie manche Völker und manche Philosophen behaupten. Diese Erde ist an allen Orten ohngefähr von gleicher Dicke, und dies beweißt, daß alles unser festes Land ohngefähr zu gleicher Zeit dem Einflusse der Luft ausgesetzt wurde, oder aus dem Wasser hervor ging. Eben die Schlüsse die Herr de Lüc hieraus für seine physische Chronologie zieht, findet er in allen Stücken bestätigt. Durch seine Beobachtungen über die Torfmoore, über die Verminderung der Fruchtbarkeit der höchsten Gebürge, (auf denen Schnee und Eis immerfort zunimt, und die schon längst ganz damit bedeckt seyn müßten, wenn der jetzige Erdboden so alt wäre als einige annehmen,) über die Böschungen, (talus, das einen festen Fuß für die Berge machende hinabschießen, größerer und kleinerer Partikeln der Felsgebürge,) und über diejenigen Substanzen, welche die Flüsse in ihrem Laufe der See zuführen. Die Geschichte des Menschengeschlechts in Absicht auf manche ihrer Fortschritte, zumal in der Kenntniß der Natur und der Kultur des Erdbodens beweiset eben das.

Nachdem die Phänomene betrachtet sind, die die Gewißheit jener grossen Revolution unserer Erdkugel beweisen, so untersucht Herr de Lüc diejenigen Erscheinungen besonders, welche die Natur dieser Revolution deutlicher machen, und zeigt, daß sie in einem Uebergange der See von einem Theile des Erdbodens, **den sie vorhin bedeckt hatte**, zu einem andern, **den sie nicht bedeckt hatte**, bestand. Die Ueberreste von Seethieren, die wir versteinert in den Bergen, Hügeln und Ebenen unsers Erdbodens finden, von denen einige Gattungen noch in keinem Meere haben gefunden werden können, andere hingegen in weit entfernten Meeren gefunden werden, geben hier einen Beweiß ab. — Die Ueberreste einer großen Menge von Landpflanzen und von Thieren in unsern Gegenden, von welchen letztern eine gute Menge von allen den Arten völlig verschieden ist, die sich in unsern Regionen aufhalten, andere zu solchen Klassen gehören, die nur in einem dem unsrigen ganz entgegen-

gegenstehenden Himmelsstriche leben, und wiederum, welche noch bis jetzt in keinem Theile der Erde lebendig vorgefunden sind, sind hier sehr deutlich zum unläugbaren Beweise aufgestellet worden, daß es schon belebte und fruchtbare länder gab, als die unsrigen noch unter der See begraben lagen.

Auf die Beobachtung, daß sich Knochen von Thieren bei uns finden, die doch jetzt nur in südlichern Zonen leben, hat **Büffon** sein System gebauet, nach welchem die Erde langsam erkalten soll, und welches, wie man weiß, von der Pariser schönen Welt mit großem Beifall aufgenommen ist, und doch auch einige Männer eingenommen hat, die man wohl für verständiger gehalten hätte. Dieser Hypothese, die **Büffon** in den Epoques de la nature vorgetragen, hat Herr de **Lüc** hier einen tödtlichen Streich versetzt, der nicht zulassen wird, daß sie **langsam erkalte**, noch daß alle magischen Kräfte von **Büffons** Feder sie vom Untergange rette. Ueberhaupt zeigt, sowohl die Untersuchung dieser Hypothese, als auch das, was über **Mairans** damit vereinigtem Begriffe von der Wärme, und überhaupt alles was über diese Materie gesagt ist, hinlänglich, was für ein großer Meister Hr. de **Lüc** in der Naturphilosophie sey.

Wir kommen nun zum letzten Theile dieses wichtigen Werks, in welchem der gelehrte Verfasser sehr glücklich, vermittelst seiner Erklärung, das cosmologische System des **ersten Buchs Mosis** auslegt, und so die Vereinigung der **Natur** und der **Offenbarung** befestigt, die von den weisesten Männern aller Zeiten anerkant und bewundert wurde, und die zu vernichten die **Philosophgen** unserer Zeit ohnmächtige Angriffe thun. Wir müssen die Leser wegen der Bemerkungen über die Mosaische Geschichte der Schöpfung und der Sündfluth auf das Werk selbst verweisen. Er zeigt, daß diese Geschichte in der vollkommensten Uebereinstimmung stehe mit unsern Entdekkungen in der Naturgeschichte des Erdbodens und mit den Grundsätzen der gesunden Philosophie, obgleich Moses sich gar nicht für einen Philosophen ausgab, der die Erscheinungen der Natur oder die Pflichten und Bestimmungen des Menschen studirt hätte. Moses kam unter keinem andern Titel, als unter dem einer **besondern Sendung** die Menschen aufs neue zu lehren, welches der Ursprung der Welt sey, und welches ihr eigener, und ihnen unter göttlicher Autorität Gesetze zu geben. Es ist sehr merkwürdig, daß eben die Erzählung von der **Sündfluth**, ein **Stein des Anstosses** für so manchen philosophischen Pfuscher gewesen ist, und auch wohl für manchen Meister in derselben, nach den Untersuchungen des Herrn de **Lüc** gerade der große Beweiß der Wahrheit und Göttlichkeit der Schriften Moses ist. Die besondern Umstände, welche die Erzählung des Moses mit den Archiven der Natur und den Entdeckungen in der Physik vereinigt, sind:

das Aufbrechen aller Brunnen der großen Tiefe (des Meeres nemlich); — die Zeit, welche zwischen Noahs Eingange in die Arche bis zum Ausgange aus derselben verlief 1 B. Mos. 8, v. 3.; die Drohung daselbst 6, v. 7. ich will die **Menschen** vertilgen und **die Erde mit ihnen**, (wie es die größten Ausleger der Schrift übersetzen, und unter ihnen der Ritter **Michaelis**); — Das Oelblatt, welches die Taube brachte, — und verschiedene andere, die Herr de **Lüc** mit dem ächten Geiste der Kritik auslegt, und mit dem Scharfsinne und der Beurtheilung eines Philosophen zur Vertheidigung der Mosaischen Geschichte und zur Bestätigung seines Systems benutzt.

Auf diese Untersuchungen folgt eine ziemlich lange Abhandlung unter dem Titel: **Bemerkungen über das theologische System der Offenbarung**, worin Herr de **Lüc** die Einwürfe betrachtet, die aus der Vernunft, wider die wesentlichen Wahrheiten, und die bei der Offenbarung zum Grunde gelegten Thatsachen, gemacht sind. Obgleich dieser Theil der Polemik so oftmals und so ausführlich abgehandelt ist, daß man eben nicht erwarten mögte, daß viel Neues darin vorkommen werde; so findet man doch auch hier den scharfen Denker, der einige Dinge in nicht gewöhnliche Gesichtspunkte zu stellen gewußt hat. Ja selbst auch da, wo er sich der bekanten Gründe bedient, scheint er sie aufs neue untersucht und erwogen zu haben, hat sie im philosophischen Tiegel eingeschmolzen, um sie von allen Schlacken, die etwa daran klebten, zu säubern gesucht, und oftmals erscheinen sie in einer Gestalt die ihnen ein Ansehn geben, als ob sie ganz und gar sein eigen wären. Die Einwürfe gegen die Mosaische Geschichte, die aus der scheinbar harten Sendung der Sündfluth genommen sind, und aus dem Dienste der Engel, werden völlig beantwortet; und es wird bewiesen, daß das erste Buch Mosis der wahre Grund aller Offenbarung sey, und ein wesentlicher Theil des christlichen Systems, nicht blos, weil es die erste Offenbarung ist in der Ordnung der Zeit, sondern, weil es alle vorgängigen allgemeinen Fragen auflößt, als über das Daseyn einer **ersten Ursach**, über den **Ursprung der Welt** und des **Menschen**, über die Möglichkeit eines Umganges zwischen dem Menschen und der **ersten Ursach**, und über die ersten Ideen und Sprache, welche diese Ursach dem Menschen mittheilte. Manche Punkte, die Herr de **Lüc** berührt, sind schwer, wo nicht unauflößlich für den jetzigen Zustand der menschlichen Natur, aber diese windet er glücklich den Feinden der Religion aus den Händen, die sie als Einwürfe brauchten, und zeigt die Thorheit der Schlüsse, die daraus gezogen werden.

Nachdem der Verfasser die Gränzen zwischen der Offenbarung und der Vernunft gezogen hat, so untersucht und widerlegt er die Einwürfe gewisser Philosophen, wie man sie nennt,

gegen gewisse Grundlehren der Religion, als die von der **Vorsehung** (worunter er die beständige Einwürkung der ersten Ursach in die Regierung der Welt versteht, und insonderheit auch die außerordentlichen Begebenheiten, die man **Wunder** nennt,) und von der Thätigkeit und **Freiheit** des Menschen. Er behandelt diese Gegenstände sehr fein, aber mit Eifer, und zieht den größten Vortheil aus seiner tiefen Kenntniß der Natur, und der Würkung der zweiten Ursach, gegen die metaphysischen Bollwerke, die mit großer Kunst und Verkettung um das **Nothwendigkeitssystem** angelegt sind. Auch das System der Präordination oder Prädestination, das noch neulich so kühn und mit allen seinen beunruhigenden Folgen von Priestley vertheidigt wurde, findet einen mächtigen Widersacher an dem Verfasser. Herr de **Lüc**, ist einer der scharfsinnigsten Vertheidiger der Freiheit des Menschen, giebt aber darum das System der besten Welt nicht auf, sondern steuret einen andern Weg, ohne sein Schif, als ein Meister in seiner Kunst, weder an die Felsen der **Scylle** noch der **Charybdis** zu zerstoßen. Mit einem Worte, dieses Stück ist in jedem Gesichtspunkte fürtreflich, und wird jedem redlichen Leser Freude erwecken; aber auch diejenigen werden es mit Vergnügen lesen, die sonst die philosophischen Ideen des Verfassers nicht in allen Stücken annehmen; es giebt solche Aussichten über den gegenwärtigen Zustand der menschlichen Natur, seiner künftigen Bestimmung, über die Vorsehung und die Vollkommenheiten seines Schöpfers, daß es jedes gute Gemüth mit Zufriedenheit und mit heitern Hofnungen erfüllen muß.

Der letzte Brief des Werks enthält eine rührende Vertheidigung der Vernunft und Menschlichkeit für die Religion, und verdient mit Bedacht von den Leichtsinnigen gelesen zu werden, die die Quellen der häuslichen und allgemeinen Glückseligkeit zu vergiften trachten, indem sie unabläßig bemüht sind, das Licht, den Trost und die Leitungen des himmlischen Führers in den Gemüthern der Menschen auszulöschen und zu vernichten. Nachdem er die Kennzeichen der Einfachheit und Wahrheit, die in der Mosaischen Offenbarung so auffallend sind, so wohl als ihren äußerlichen Charakter (wie er es nennt,) betrachtet hat, so nimt er sich der Sache der Religion überhaupt an, spricht für Menschenliebe und Duldung oder Toleranz, und untersucht, mit dem Geiste eines vernünftigen Christen und eines guten Mannes, die Ursachen der Abwege und Irthümer, in welche man so leicht bei theologischen Untersuchungen verfällt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 1ten Merz 1782.

Ueber des Herrn de Lüc's Briefe an der Königin Majestät.

(Schluß.)

Zu Ende ist ein **allgemeiner** Schluß aus dem Ganzen gezogen, in welchem wir zwei sehr verschiedene Vorstellungen von **der Welt** und von **dem Menschen** finden, die die Resultate von den beiden Systemen der **Religion** und der **Irreligion** sind, frei und ohne verheelende Schatten oder Modificationen aufgestellt. Wir wollen diesen hier noch mittheilen, und lassen unsere Leser urtheilen, wer der größte Freund der **Wahrheit** und der **Menschen** sey, der **Christ** oder der **Ungläubige**?

Das aufmerksame Studium der **Natur**, mit Beihülfe der Untersuchung der allen **Menschen** gemeinen **Begriffe**, und des **innern Gefühls** eines jeden Menschen;	**Eine gewisse Art Philosophie**, die über die **Natur urtheilt** ohne sie zu **studiren**, die **allen Menschen** gemeinen **Begriffe** und **das innere Gefühl** derselben **bestreitet**;
spricht:	spricht:
1.	1.
Die physische **Welt** hat die Ursache ihres Daseyns **nicht** in sich **selbst**: sondern sie rührt von einer **ersten verständigen Ursach** her, die eine ganz andere Natur hat als dieses Weltgebäude, und alles was darin vorgeht, geschieht durch die ursprüngliche oder fortgesetzte Einwürkung und Dazwischenkunft dieser ersten Ursach.	Die physische Welt **hat** die **Ursach ihres Daseyns** in sich **selbst**: Diese **Ursach** ist **nichts anders**, **als die** Vereinigung des Ganzen, **die alles ist**; **und folglich ist diese Ursach blind und nicht verständig.**

2.

Der Endzweck dieser Welt ist, Geschöpfe glücklich zu machen, die Empfindung *) haben.

2.

Diese Welt hat überhaupt gar keinen Endzweck; das Daseyn der empfindenden Wesen darin ist ein Zufall, den die blinde Zusamenkunft der Umstände so mit sich brachte.

3.

Die Welt wird erhalten und nimt an Vollkommenheit zu, um den Zweck der ersten verständigen Ursach in Absicht auf die empfindenden Wesen zu erfüllen.

3.

Die Welt wird erhalten durch die innere Kraft des Ganzen; die Folge der Würkungen ist unbekant, es könte wohl einmal alles durch einander fallen und alle empfindenden Wesen vernichten.

4.

Die empfindenden Wesen sind von der physischen Welt verschieden, obwohl man ihre Würkungen darin wahrnehme.

4.

Die empfindenden Wesen sind eine Erscheinung die lediglich der physischen Welt angehört.

5.

Die vernünftigen Wesen, und namentlich der Mensch, sind der vornehmste Zweck der ersten Ursach.

5.

Es giebt nichts in der Welt was nicht blos physisch wäre, und der Mensch ist blos ein physisches Phänomen, das ohne Absicht da ist.

6.

Der Mensch, thätig seiner Natur nach, und eifrig sein Glück zu suchen, ist von der ersten Ursach so gemacht, daß er seine Glückseligkeit befördert, wenn er seinen Nebenmenschen liebt.

6.

Die Menschen hängen unter einander nicht näher zusammen, als überhaupt die Theile der Materie; ein physischer Zusammenhang ist da, so wie allenthalben; einer lernt des andern Glück ein wenig befördern, weil ihn das Gegentheil Unannehmlichkeiten aussetzt.

7.

---

*) Wesen, die Empfindung haben, oder empfindende Wesen, nennen wir hier solchen, die des Glücks oder des Elends fähig sind.

7.

Die Menschen müssen denen Gesetzen gehorsamen, die ihnen von der ersten Ursach deutlich und ausdrücklich gegeben sind, damit nicht ein jeder von ihnen dasjenige thun möge, was ihm in seinen Gedanken das beste scheint, im Ganzen aber, insonderheit für ihn selbst. Diese Gesetze haben die Absicht die größte Summe des Glücks unter ihnen hervorzubringen.

7.

Die Menschen haben kein ander Gesetz, als das, welches auf ihre Natur sich gründet; ein jeder von ihnen empfindet es, und deswegen muß er thun, und thut würklich, wenn er nicht ein Thor ist, dasjenige, was er im Ganzen für das beste hält, aber insonderheit für ihn selbst.

8.

Die Art der Gebung dieser Gesetze treibt jeden Menschen um so vielmehr an, in den der ganzen Menschheit zuträglichen Schranken zu bleiben, da er dazu durch die Gefühle der Liebe, der Furcht und der Hofnung angehalten wird, die der Gedanken eines guten und gerechten Gesetzgebers einflößt, dem nichts verborgen ist.

8.

Die Menschen haben nichts zu fürchten und nichts zu hoffen, als nur für das Gegenwärtige; sie thun daher wohl daran das auszuüben, was man gemeiniglich mit den bürgerlichen Gesetzen Laster nennt, wenn sie ruhig die Vergnügungen genießen können, die zuweilen damit verbunden sind.

9.

Wenn die Menschen hier einige Uebel leiden, ohne sich solche durch eigene Schuld zugezogen zu haben, so geschieht ihnen dieses, weil daraus ein viel größeres Gut für das Allgemeine entspringt; aber alles dieses wird ihnen in der Folge ihres Daseyns aufs reichlichste vergolten werden: und schon indem sie leiden, lindert die Uebel die Hofnung auf die Güte der ersten Ursach, und durch die gänzliche freudige Ergebung in deren Willen.

9.

Wenn die Menschen leiden, so geschieht dieses durch eine nothwendige Folge, die die Lage des Ganzen so mit sich bringt, folglich geschieht es ohne die geringste Hofnung der Vergeltung, auch selbst ohne den kleinen Trost, daß es für das allgemeine Beste geschehe; das einzige Mittel ist, sich dem Uebel zu unterwerfen, als einem Gesetze der Nothwendigkeit.

Schlußfolge.

Die Menschen, welche von allen den vorhergehenden Wahrheiten überzeugt sind, genießen ihr Daseyn, so viel es ein Mensch genießen mag, und gehen in den Tod, ohne das zu bedauren, was sie verlassen, weil sie die gewisse Hofnung haben in einer unendlich glücklichern Zukunft: sie verlassen diese Laufbahn der Vorbereitung eben so sanft, als ruhig sie darin waren.

Schlußfolge.

Die Menschen, welche unglücklicher Weise in die vorhergehenden Irrthümer gefallen sind, nachdem sie in Ungewißheit gelebt haben, wegen der Güter die sie sich wünschten, und ohne Hofnung der Vergeltung für ihre Leiden, gehen in den Tod, indem sie bedauren, daß sie aufhören zu existiren. Und solte in diesen Augenblicken des Schreckens ihnen der Gedanken einfallen; ihre Philosophie könne irrig seyn, so ist es sehr möglich, daß dies ihnen nicht zum Trost mehr gereiche. Sie verlassen diese Laufbahn der Vorbereitung mit eben so viel Angst, als wenig wahres Glück sie darin genossen.

Mensch! Siehe hier deine wichtigste Angelegenheit. Untersuche ..... wähle .... kanst du anstehn?

Die erste Ursache *).

Der junge Madetes gieng einstens nach einem gewissen Hafen spazieren. Unvermuthet begegnete ihm Plato, den er noch niemals gesehen hatte.

Plato, der an ihm eine glückliche Physiognomie wahrnahm, entschloß sich, ihm Gesellschaft zu leisten. Er entdeckte bei ihm einen sehr guten Verstand. Madetes hatte Unterricht in den schönen Wissenschaften genossen, hatte aber keine Gelegenheit gehabt, von Geometrie oder Astronomie etwas zu lernen. Indessen gestand er dem Plato, er sey ein Epikuräer.

Mein Sohn, antwortete Plato, Epikur war ein sehr braver Mann. Er

*) Diatribe de Mr. l'Abbé Bazin sur la Cause premiere. S. Biblioth. des sciences, Tom. 27. p. 490. u. f.

Er lebte und starb als ein **Weiser**. Seine Wollust, wovon man so verschiedene Meinungen hegt, bestand in Vermeidung der Ausschweifungen. Er empfahl seinen Schülern die **Freundschaft**. Und nie ist dieses Gebot besser beobachtet worden. Ich wünschte, daß sehr viele seine Philosophie und Sitten befolgten. — Aber hast du wohl die Lehre des **Epikur** kennen gelernt?

Gar nicht, antwortete **Madetes** ganz frei. Nur so viel weiß ich, daß sich die Götter um gar nichts bekümmern, und daß der Grund aller Dinge in den Atomen liege, welche sich so mit einander vereinigten und ordneten, daß sie endlich die jetzige Welt hervorbrachten.

Plato. Also glaubst du nicht, mein Sohn, daß ein vernünftiges Wesen diese Welt regiere, in welcher sich so viele vernünftige Wesen befinden? Willst du mir nicht sagen, aus was für einem Grunde du diese Philosophie angenommen hast?

Madetes. Ich höre sie täglich von meinen Freunden und ihren Gebieterinnen, mit welchen ich speise. Ich bequeme mich nach ihren Atomen. Dieses ist mein Grund. Ich bekenne dir, daß ich gar nichts davon verstehe. Dem ohngeachtet scheint mir diese Lehre so gut zu seyn, als irgend eine andere. Und es ist doch nöthig eine gewisse Meinung anzunehmen, wenn man anfängt gute Gesellschaften zu besuchen. Ich habe zwar große Lust, mich unterrichten zu lassen, aber bisher scheint es mir bequemer, zu glauben, ohne etwas zu wissen.

Verlangst du belehrt zu werden, erwiederte **Plato**, nun gut; ich bin ein Zauberer, ich will dir sehr ungewöhnliche Dinge zeigen. Begleite mich nur in mein ohngefehr 500 Schritte von hier im Felde belegenes Haus. Vielleicht wird dich diese Gefälligkeit nicht gereuen.

Für Freuden ganz außer sich, folgte **Madet**. Sie kamen an, und **Plato** zeigte ihm ein **Todtengeripppe**. Der junge Mensch wich für Schrecken über den ihm neuen Anblick zurück.

Betrachte nur, munterte **Plato** ihn auf, betrachte nur diese scheußliche Gestalt wohl, die der Auswurf der Natur zu seyn scheint, und urtheile alsdann von meiner Kunst, was ich mit dieser unförmlichen dir so heßlich vorkommenden Maschine vornehmen werde.

Hier siehest du erst diese Gattung von Kugel, welche diese elende Maschine zu krönen scheint. Durch ein Wort will ich in die Hölung dieser Kugel eine markigte nach und nach in tausend kleine Aeste sich theilende Substanz bringen, welche unvermerkt durch diesen langen und knotigten Stock, der an die Kugel angebracht ist, herab kommen soll.

Oben an diesem Stocke will ich eine Röhre anmachen, wodurch ich Luft hinein lassen werde, vermittelst eines Ventils, das beständig auf und zu gehen kan. Alsobald wirst du sehen, daß dieses Werk sich selbst bewegt. —

Was die übrigen unförmlichen Stükke betrift, die dir als Ueberbleibsel von verfaultem Holze vorkommen könten, und die keinen Nutzen, keine Kraft, nichts

nichts Reitzendes zu haben scheinen, so darf ich nur sprechen, wenn sie sich durch diese Sehnen von einer undenkbaren Zubereitung und Zusammensetzung bewegen sollen.

Auf diese Sehnen will ich eine unzählige Menge mit einer flüßigen Materie angefüllte Röhren stellen, welche flüßige Materie bei ihrem Durchgange durch die Haarröhren sich mit vielen andern Feuchtigkeiten vermischen, und zwanzig mal in einer Stunde durch die ganze Maschine herumlaufen wird. Sie wird aber ganz wieder mit einer weißen und sehr zarten Materie umgeben seyn. Jeder Theil dieser Maschine wird eine besondere Bewegung haben, die mit den andern dennoch übereinstimmt. Zwischen die halben Reife, die gar kein Ansehen haben, will ich ein starkes Behältniß, ohngefähr in der Form eines Tannzapfens, machen. Dieses soll sich jeden Augenblick zusammen ziehen und mit einer erstaunlichen Gewalt ausbreiten. Es wird die Farbe der flüßigen Materie verändern, die in der ganzen Maschine herumläuft. Nicht weit davon will ich einen in zwei Stücke getheilten Sack anbringen, welcher dem Fasse der Danaiden gleichen wird. Ohne Aufhören wird er sich anfüllen und ausleeren. Aber nur mit so vielem wird er sich anfüllen, als nöthig, und nur so viel ausleeren, als überflüßig ist.

Diese Maschine wird ein so erstaunenswürdig chemisches Laboratorium, ein so tief ausgedachtes mechanisches und hydraulisches Werk seyn, daß diejenigen, welche es nicht studirt haben, es nie werden übersehen und begreifen können. Jene kleinen Bewegungen werden eine so ungeheure Gewalt hervorbringen, daß es menschlichem Witze unmöglich ist, die Kunst nachzuahmen, die dieses Automaton regiert. Aber worüber du dich noch mehr wundern wirst, dieses Automaton nähert sich einer andern ihr beinahe völlig ähnlichen Maschine, und bringt so eine gleiche dritte hervor. Diese Maschinen werden Gedanken haben, sie werden reden und Schlüsse machen können, wie du, Himmel und Erde werden sie ausmessen können. Aber nicht eher will ich dir diese wunderbaren Dinge zeigen, bis du versprichst, daß du, wenn du sie gesehen hast, auch zugeben willst, daß ich viel Verstand und große Macht habe.

Madetes. Wenn die Sache sich so verhält, so will ich bekennen, daß du mehr als **Epikur** und alle griechischen Philosophen hierinnen verstehst.

Plato. Gut. Alles was ich dir versprochen habe, ist schon geschehen. Du bist diese Maschine. So bist du gebauet. Und kaum den tausendsten Theil habe ich dir von den Triebwerken gezeigt, aus welchen du zusammengesetzt bist. Alle diese Getriebe sind auf das genaueste eins dem andern gemäß eingerichtet. Alle leisten einander wechselseitige Hülfe. Einige erhalten das Leben, andere geben dasselbe. So wird das menschliche Geschlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert erhalten auf eine Art, die unmöglich begriffen werden kan. Die geringsten Thiere sind

auf

auf gleiche nicht minder wunderbare Weise gebildet. Die himmlischen Sphären bewegen sich in ihren Bahnen nach einer noch höhern Mechanik. Nach diesen nun urtheile, ob nicht ein vernünftiges Wesen diese Welt gebildet, und ob die epikuräischen Atomen nicht selbst eine vernünftige Ursache nöthig gehabt haben müssen?

Der erstaunte **Nadet** fragte den Zauberer, wer er sey? **Plato**, sagte er, ist mein Name. Der Jüngling fiel auf seine Knie, betete Gott an, und liebte den **Plato**, so lange er lebte.

Bedenken bei dem im Hannov. Mag. vom Monat Mai 1781 im 38ten St. gethanen Vorschlage, über das Einimpfen der Viehseuche.

Es ist allemal rühmlich, wenn einzelne Mitglieder eines Staats, die sich vielleicht ihres Verhältnisses und ihrer Lage wegen nicht im Stande befinden, ihrem Vaterlande unmittelbaren Vortheil zu schaffen, sich dennoch angelegen seyn lassen, demselben auf andere Weise mittelbar nützlich zu seyn. Dies scheint die Absicht des unbekanten Verfassers von dem im Rubro benannten Vorschlage über das Einimpfen der Viehseuche wohl vorzüglich gewesen zu seyn, doch will man nicht entkennen, daß er (da das Hannoverische Magazin so allgemein bekant, und von dem großen Theil, wenigstens der gelehrten Welt, gelesen wird,) die ebenfalls menschenfreundliche Intention gehabt habe, auch andern Provinzen und Ländern, die von der Viehseuche so hart mitgenommen zu werden pflegen, außer seinem Vaterlande, dadurch entfernt zu dienen. Bei Voraussetzung einer solchen Denkungsart kan man nichts anders erwarten, als daß es dem Verfasser nicht unangenehm seyn wird, einige Bedenken zu hören, die keinen Tadel zum Grunde haben, und um deren Beantwortung oder Entkräftung ersuchet wird.

Zu leugnen ist es nicht, daß der Vorschlag:

> daß, um die Inokulation der Viehseuche, (als das einzige zur Vorbeugung und Abwendung aller verderblichen Folgen derselben bisher bekante Mittel,) allgemein nützlich zu machen, eine öffentliche Anstalt errichtet werden müsse, wo die Einimpfung unaufhörlich fortzusetzen sey, so, daß daselbst jeder Eingesessene um einen billigen Preis gegen baare Bezahlung entweder durchgeseuchtes Vieh kaufen, oder sein eigenes Vieh zur Inokulation dahin senden könne, um auf die Weise durch Unterhalt eines beständigen Viehstapels von durchgeseuchtem Vieh das Land für den verderblichen Folgen sicher zu stellen,

an sich für eine Provinz, wie Ostfriesland, auf welche man in dem gegenwärtigen Aufsatze hauptsächlich Rücksicht nimt, und worin die Viehzucht einen der ersten Nahrungszweige ausmacht, nicht zu verwerfen seyn würde, es walten aber einige Bedenken dabei ob, ohne deren Wegräumung, die jedoch schwer seyn würde, die Ausführung des Vorschlages nicht wohl zu bewürken stehen mögte.

Der

Der Verfasser erfordert eine ansehnliche Summe Geldes aus der Landescasse zur ersten Auslage. (Hierin ist man mit demselben einig, denn mit einem geringen Capital die Sache nach und nach anzugreifen, würde nur das Geld verschleudern heißen, da der Zweck solchergestalt nicht zu erreichen seyn, und die Länge der Zeit solchen vereiteln würde und müßte.) Ein solches ansehnliches Capital in Ostfriesland auszusetzen, dürfte um so eher einige Schwierigkeiten finden, weil auf Kosten des Landes im Frühjahr 1780 mit der Inokulation der Viehseuche ein Versuch durch einen besonders dazu veranlaßten Kunstverständigen gemacht worden, welcher gleich andern, schon vor einigen Jahren unter Direktion inländischer Sachverständigen angestellten Versuchen, woraus einer nicht mehr durchgeseuchtes Vieh geliefert hat, als in der ordinairen Seuche durchzukommen pflegt, der Erwartung gemäß nicht ausgefallen ist, indem bei selbigem und zwar bei 66 Stück Rindvieh 727 Rthlr. 24 Schl. 7½ pf. pr. Cour: von einem Capital zu 1271 Rthlr. 17 Schl. 12½ pf. nach Abzug des aus dem Verkauf von dem durchgekommenen Vieh gelöseten Quanti zu 543 Rthlr. 11 Schl. 12½ pf. verloren gegangen, folglich das Vorurtheil gegen fernere Versuche so viel stärker geworden; wolte man sich nun aus der Ursache, daß man von solchen einzeln als verunglückt anzusehenden Versuchen auf den nicht vortheilhaften Ausgang der ganzen Anstalt nicht richtig schließen kan, über jenes Vorurtheil wegsetzen, so frägt es sich?

Soll das Vieh aus jenem Capital zum inokuliren allein angeschafft, und das durchgekommene zum Besten des Fonds wieder verkauft werden, oder soll noch überdem jeder Einwohner zu dieser Anstalt sein Vieh hinführen, und für die Inokulation ein mäßiges bezahlen, um solchergestalt lauter durchgeseuchtes Vieh im Lande zu erhalten.

Der letzte Fall findet in Ostfriesland, wenigstens fürerst fast gar keine Anwendung. Ohne auf das erwähnte Vorurtheil zu reflectiren, welches auf den gemeinen Landmann besonders Eindruck gemacht hat, pfleget unter demselben noch ein anderes zu herrschen; das Vorurtheil des Aberglaubens und die Beisorge in die Fürsehung einen Zweifel zu setzen: wie man denn noch keine Beispiele hat, daß Leute, welche sich bei Gelegenheit des landschaftlichen Versuchs im Okuliren unterrichten lassen, weiter Proben angestellt haben, ohnerachtet auch dann und wann Gelegenheit genommen worden, sie eines andern zu überzeugen: Hievon ist die Folge, daß der erste Fall eintrit, wo aus dem Capital allein das Vieh zum inokuliren angeschaffet, und zum Besten des Fonds das Durchgekommene wieder verkauft werden soll. Dieses vorausgesetzt, so würde das Capital noch größer seyn müssen, als in beiden Fällen zusammen genommen, und würden sich alsdann jene fehlgeschlagene Versuche nicht noch bedenklicher zeigen? und die gegebene Versicherung: daß das zu verwendende Capital bei einem nicht ausbleibenden Absatz des inokulirten Viehes, wo nicht gleich, doch mit der Zeit, gute Zinsen tragen werde, nicht mehr durch Beispiele und zwar im Großen aus eigener Erfahrung unterstützt werden müssen? Dazu kömt denn noch, daß man schwerlich gesichert ist, den großen Endzweck der allgemeinen Wohlfahrt eines Landes dadurch unfehlbar befördern und erreichen zu können, welches nothwendig vorher genau und ungezweifelt zu entwickeln seyn mögte, weil man sich immer einer Voreiligkeit schuldig wissen würde, ohne solchen Vorgang ein Capital angelegt zu haben, woran man nebst Verfehlung des Hauptzweckes einen nicht zu vermeidenden Verlust zu erleiden haben könte.

Aurich.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 4ten Merz 1782.

Billet eines Reisenden, über die Gassen-Reinigungs-Anstalten an den Herrn P. V. W.

Morgen setze ich nun meine Policeyreise durch Deutschland, von hier weiter fort; und danke Ihnen recht sehr, für alle Instruction, welche ich während meines hiesigen ziemlich langen Aufenthalts, auch von Ihnen erhalten habe. Wenn ich der Mann wäre, der gern Complimente macht, oder Sie einer, der sie gern hört: so könnte ich Ihnen über manche sehr gute Anstalten, viel Schönes sagen. Aber, aber! mit ihrer Straßenreinigung scheint es mir noch nicht so beschaffen zu seyn, als man es in einer Residenz-Stadt vermuthen sollte; ob sie gleich noch immer besser ist, als in dem kothigen Lutetia, (Paris,) und wenigstens eben so gut als selbst in dem prächtigen Berlin, und manchen andern großen Städten. Gefegt wird freilich genung; nur ist das Schlimste, daß die Straßen selten rein, ja zuweilen nach dem Fegen, für die Fußgänger, vornemlich zur Abendzeit noch unbequemer werden, als vorher. Das geht nun natürlicher Weise so zu. Es wird z. E. in dieser oder jener Straße, des Mittags das Zeichen zum Fegen gegeben. Nachmittags fegt jeder nach Belieben vor seiner Thür; mit dem dunkeln Abend sind die Haufen fertig, und so bleiben sie die Nacht durch liegen, bis der Kothfuhren-Pächter am folgenden Morgen, und das gewöhnlich auch nicht sehr frühe, aufladet und nachfegt. Dabey aber ist es nun unvermeidlich, daß nicht mancher Fußgänger des Abends bis an die Wade in einen solchen Haufen, vornemlich in engen Straßen zu stecken komt, sich darüber ereifert, eine unruhige Nacht hat, und dann ihnen, ihrer ganzen Policey und werthen Stadt, allen möglichen Unglimpf über den Hals träumt; und das, wenigstens in puncto des Gassenfegens, von Rechtswegen. Die Wagen rollen inzwischen über diese Haufen weg, und fahren sie wieder auseinander, wodurch denn abermals der Zweck zum Theil verfehlt wird.

Dieses kann man bey ihnen wachend und öffentlich sagen. Dann aber muß man auch die Ursachen wissen, warum

es bisher so ist, und wenigstens einigermaaßen vernünftige Vorschläge angeben können, wie es zu bessern sey. Eine so vollkommen gute Gassenreinigung, als sich in einigen, jedoch sehr wenigen Städten Deutschlands und Hollands findet, können sie ohnedem, wenigstens in den ersten funfzig Jahren, schlechterdings noch nicht haben, weil das ganze Nivellement der Strassen und Gassen, von Anfang der Stadt an, nicht darnach eingerichtet, vielmehr an manchen Orten einer guten Gassenreinigung ganz entgegen ist; weil es ihnen noch an einer Wasserkunst fehlet, die allenthalben die gehörige Quantität Wasser zum Nachspülen hinliefern kan; und es eben so unthunlich seyn würde, alle Straßen und Gossen sofort umzulegen, und große Wasserkünste aufzustellen; als alle altfränkische, oder wie sie witziger benannt werden, calmuckische Häuser, sogleich abzubrechen, und an deren Stelle bessere zu bauen, oder die Nothbrunnenpöste allenfalls in die Luft zu hängen, damit sich kein Wanderer daran stoße. Zudem müßten auch ihre Bürger, kein Rind- und Schweinevieh mehr halten und in und aus dem Thore jagen, keinen Ackerbau treiben, die starke Ein- und Durchfuhr von Fracht- und Torfwagen und Karren, müßte abgestellet werden, u. s. w. Kurz die Stadt müßte guten theils aufhören das zu seyn, was sie dermalen ist, und nach den Umständen nicht anders seyn kann, wenn die Straßenreinigung einen untadelhaften Grad von Vollkommenheit erreichen sollte.

Aber verbessern können Sie doch, wie es mir scheint, und vornemlich müßten die Kothhaufen, nicht so lange, und nicht des Abends und Nachts über, auf der Straße liegen bleiben. Wie aber ist das anzufangen? Hier haben Sie darüber die Gedanken eines Fremden, die er Ihnen mit desto mehrerer Bescheidenheit mittheilt, je mehr er weiß, wie äußerst leicht es ist, in dergleichen Sachen zu raisonniren; und wie äußerst schwer, das Zweckmässige, dem sich oft sehr gering scheinende Umstände, unüberwindlich entgegen stellen, zu erreichen.

Daß der Zeitraum des Zusammenfegens, bei ihnen so sehr geräumig ist, macht einer Seits, der bey ihnen herrschenden Denkungsart, nemlich der Rücksicht, welche man dabey auf die Umstände, des weniger vermögsamen Hausbesitzers nimt, unendlich viel Ehre. Wenn höchstens binnen Einer Stunde, nach gegebenem Zeichen, alles zusammen gefegt seyn solte, und das, wie es unumgänglich nothwendig seyn müßte, bey unausbleiblicher Strafe; – in welche große Verlegenheit würde nicht oftmals, der unvermögsamere Bürger, dessen einzige Magd, oder falls er die nicht einmal hat, dessen Ehefrau, etwa eben nicht zu Hause, oder im Hause, unablößlich, vielleicht bey kranken Kindern, vielleicht bey dem kranken Hauswirth beschäftigt, vielleicht selbst krank ist, gerathen! und wie sehr viel öfter würden eben diese Unvermögsamern in Strafe genommen werden müssen! Sind nicht ohnehin schon

schon Sie und die Obrigkeit genung zu bedauern, welche bereits bey der gegenwärtigen Einrichtung, wöchentlich, wegen versäumten oder nicht gehörig beschaften Fegens, so vielfältig verklagen und strafen müssen? Hiezu komt noch, daß eben bey der gegenwärtigen Einrichtung, manche rechtliche Bürgerfrau oder Tochter, in deren Hause, zu besserer Erziehung der Kinder und richtiger Abführung der Auflagen, die Vermögens-Umstände nicht erlauben, eine Magd zu halten, aus einem gewissen Gefühl von Ehre, die Abenddämmerung erwählt, um eine Arbeit willig zu übernehmen, welche sie bey Tage, in Gesellschaft mit der Magd ihres Nachbaren, sehr ungern thun würde. — Dieses Gefühl bürgerlicher Ehre aber, muß jedem der es weiß, was sie ist und würkt, respektabel seyn.

Und so würde es also wohl bey dem Alten bleiben; oder es müßte die Einrichtung solchergestalt getroffen werden, daß früh Morgens mit Tages Anbruch, das Zeichen gegeben, darauf binnen höchstens 1½ Stunden alles zusammen gefeget, alsdann sofort aufgeladen und aus dem Thore geschaft werden müßte.

Hiegegen aber tritt dasjenige wieder ein, was wegen der häuslichen Beschäftigungen der Unvermögsamern, welche gemeiniglich des Morgens noch häufiger und dringender sind, als des Nachmittags und Abends, eben angeführet worden. Die traurigen, jedoch unumgänglich nothwendigen Bestrafungen, vornemlich der Unvermögsamern, würden wenigstens dadurch um zwey Drittheile vermehrt werden; und auf diese Unvermögsamern, die weniger Kenntniß haben, als andere; so oft weniger aus wahrem Verschulden fehlen, als andere; und keine Advokaten bezahlen können, auf diese muß eine undespotische Policey, bey allen ihren Operationen, angelegentlich Rücksicht nehmen.

Gesetzt aber, jene Einwürfe ließen sich heben, wie es denn geschehen müßte, falls es nicht bleiben soll, wie vorhin; so tritt nun dagegen der Kothführer auf, und behauptet als artis peritus: es sey schlechterdings unmöglich, den Koth gleich nach dem Zusammenfegen wegzufahren, weil mehrere Stunden dazu gehören, daß das Wasser zuvor abfließe. Ganz hat der Mann, wenigstens bey gewisser Beschaffenheit der Witterung auch nicht Unrecht; oder es müßten andere Geschirre und Wagen angeschaft, und zugleich mehr Gespann gehalten werden. Das aber kostet beträchtlich mehr Geld! und woher nehmen Sie das? und gesetzt, es könnte aufgebracht werden, wird dann doch die Gassenreinigung so vollkommen seyn; als sie außer den übrigen oben angezeigten local Umständen, es dennoch werden kann?

Ich behaupte gerade zu und mit Ueberzeugung, Nein! — Wenn auch von den Frauen oder Mägden, oder gemietheten Weibern der Hausbesitzer, noch so pünktlich gefeget, und Strafe über Strafe, im Unterlassungsfalle er-

erkant wird; wie wird dann gefegt? Wie sind diese Frauensleute einmal im Stande, die Bohlen über die Gossen gehörig aufzunehmen, und dem Wasser dadurch freyen Abzug, worauf es hauptsächlich ankomt, zu verschaffen? wie sind sie es vornemlich bey eintretendem oder aufgehendem Frost im Stande? wie können sie in leztern Falle, das Aufeisen der Gossen, das Wegschaffen des Eises und des Schnees gehörig verrichten? Daß sie es zum Theil auch bey dem besten Willen nicht können, sehen wir täglich vor Augen, und daher entstehen dann, auch an solchen Orten, die Stagnationen des Wassers, wo es sonst nach dem Nivellement der Gossen dennoch abfließen könte; und im Sommer oft der unerträgliche und ungesunde Geruch, von dem Schlamm, welcher unter den nicht aufgehobenen Bohlen die Gossen verstopft.

Dieses führt natürlicher Weise auf die Gedanken; ob es nicht am rathsamsten seyn sollte, die große Last des Gassenfegens, den Hausbesitzern überhaupt abzunehmen, und solches von gewissen tüchtigen, besonders dazu bestellten Tagelöhnern, unter Aufsicht eines Gassenvogts verrichten zu lassen?

Diese Gassenfeger wären verpflichtet, auf den Straßen, wo die Reihe zum Fegen ist, des Morgens mit der ersten Dämmerung, und zwar von oben an, nach dem Abfluß der Gosse zu, die Reinigung vorzunehmen, und zwar solchergestalt, daß etwa ein oder zwey Stunden nachher der Kothführer, die Unreinigkeit wegführen könnte, damit gegen die Mitte des Vormittags, im Sommer auch noch früher, die Straßen rein seyn könnten. Ferner müßten sie dabey die Abzüge, Canäle und Bohlen öfnen, vom Schlamm reinigen, bey Plazregen im Sommer, eben dieses sogleich beschaffen, im Winter aber das Aufeisen der Gossen und die Wegräumung des Schnees, lezteres so viel möglich, verrichten; und wie sie sonst noch weiter zweckmäßig anzuweisen seyn würden.

Geschiehet die Ansezung solcher Leute nicht; so kann aus Ihrer Gassenreinigung niemals etwas Vorzügliches werden; geschiehet sie aber, so kann sie, obgedachter nachtheiligen Umstände unerachtet, dennoch recht gut, und so gut werden, daß sich weiter kein vernünftiger Mensch beschweren wird. In Wien und vielen andern Städten, deren Gassen-Reinigungs-Anstalten, mit Recht berühmt sind, ist diese Eintichtung nach der Angabe des Herrn von Justi ebenfalls eingeführt, nachdem man sich gleichergestalt, mit dem Privatfegen, manche Jahre, das Leben sauer gemacht, ohne den Zweck zu erreichen.

Aber, werden dazu nicht unerschwingliche Kosten erfordert werden? und woher nehmen wir das Geld? — Ersteres glaube ich nicht, und lezteres denke ich beantworten zu können.

Um weitläuftigere Berechnungen zu vermeiden, will ich blos einen ungefähren Ueberschlag der Kosten aufzustellen suchen, welche nur ein Theil ihrer

ihrer Stadt, z. E. die Calenberger Neustadt, zu solcher Anstalt erfordern würde. Ich setze dabey zum Grunde, daß die Straßen nicht öfter, als nach dem mir gefälligst communicirten Reglement gefeget werden.

Es würden demnach, auf gedachter Neustadt, zu besagtem Zweck erforderlich seyn, fünf höchstens sechs tüchtige Taglöhner, welche, weil sie so lange sie sich wohl verhalten, in beständigem Taglohn stehen, und wenigstens größesten Theils, die Nachmittage vor sich nutzen können, wöchentlich gegen Ein Thaler Lohn, wohl zu haben seyn mögten. Dieses würde betragen 5 Mann à 52 Wochen 260 Rthlr., oder 6 Mann, 312 Rthlr. Aexte, Schaufeln, Hacken und Stangen die Bohlen zu heben, müßten sie selbst anschaffen; die Besen ließen sich vielleicht auch mit eindingen; wo nicht, so würde die Ausgabe jährlich höchstens 20 Rthlr. mehr betragen. Ein Gassenvogt, als Aufseher, dem sonst noch einige kleine Einnahmen anzuweisen seyn mögten, würde vielleicht wöchentlich nicht mehr als 24 mgr., also im Jahre, 34 Rthlr. 24 mgr. verunkosten. — Also würde das Fegen überhaupt jährlich verunkosten 366 Rthlr. 24 mgr. Lassen Sie uns, wegen einiger mehrerer Kosten der geschwindern Abfuhr, wozu überdem noch die öffentlichen Cassen concurriren könnten, 400 Rthlr. voll annehmen. Können sie mit fünf Mann auskommen; so bedarf es nur 350 Rthlr.

Nun aber sollen in gedachter Neustadt, wie ich vernehme, nach Abzug der publiquen Gebäude, und incl. der Freyhäuser circa 380 Häuser seyn. Im **Durchschnitte** käme also die gesammte Gassenreinigung, jedem Hause jährlich nicht mehr als Ein Thaler, vielleicht einige Groschen weniger, vielleicht mehr. Die Besitzer der Freyhäuser können und werden sich von dem Beytrage nicht ausschließen, weil sie schuldig sind, so gut wie die andern, vor ihrem Hause fegen zu lassen. Höchst unbillig wäre es inzwischen, wenn der unvermögsame Besitzer eines kleinen Hauses dabey eben so viel bezahlen sollte, als der reiche Eigenthümer eines größern. Aber auch dafür ist bey ihnen durch die alte vortrefliche Eintheilung der Häuser in sechs Classen gesorget; und wenn solchergestalt die Gassenreinigung einem Hause in der ersten Classe jährlich kaum zwey Thaler verunkosten würde; so könnte der ganze **jährliche** Beytrag eines Hauses in der sechsten kaum einen halben Thaler, oder monathlich Einen guten Groschen betragen. Eben so viel und mehr aber, bezahlen dem Vernehmen nach, die mehrsten großen Häuser dermalen ohnedem schon an gemiethete Weiber; und mehr als dreymal so viel muß oft der Unvermögsamere in Einem Jahre an Strafe bezahlen, oder wird es bezahlen müssen, wenn des Morgens mit Anbruch des Tages gefegt werden sollte; wobey jedoch dem unerachtet der Zweck einer guten Straßenreinigung lange nicht erreicht werden kann.

Nach meinem Vorschlage aber kann

eine recht gute Gassenreinigung, ohne alle erhebliche Beschwerde der Hausbesitzer hergestellet, der Bürger von der so unangenehmen Last des Fegens befreyet, und die Obrigkeit des immerwährenden Bestrafens gänzlich überhoben werden.

Ich weiß wohl, daß ein erforderlicher baarer Geldbeytrag leichter geschrieben als bezahlt ist. Wie aber, wenn der Unvermögsamere der in einigen Straßen monathlich achtmal fegen muß, davon jedesmal für 1½ Pfennig loskommen kann; sollte ihm das nicht durch die ersparte Zeit in seiner Hauswirthschaft; durch ersparte Schuh, Kleidungsstücke und Besen; und durch die nicht zu befürchtenden Geldstrafen, doppelt und dreyfach wieder zu Gute kommen? Und wenn, dem unerachtet bey dem bisherigen Fegen der Zweck nur erreicht werden könnte; so würde ich dennoch gewiß der erste seyn, der gegen alle baare Geldausgaben stimmte, und wenn sie noch so geringe und unmerklich seyn sollten.

Da haben Sie also meinen Vorschlag; und ob es mir selbst gleich nicht scheinet, daß irgend etwas Erhebliches dagegen eingewandt werden könne; so bin ich doch weit entfernt, zu glauben, daß der Ausführung nicht noch große Schwierigkeiten entgegen treten könnten, eine wenigstens gewiß, – *wy willt nix nies*! u. s. w.

D. U. F.

Historische Anekdoten über den verstorbenen Doctor Fothergill.

(Aus dem Französischen.)

Der Doctor Fothergill war ein berühmter Arzt in London; sein Andenken ist allen theuer, die ihn kannten, und die Kranken, denen er durch seine Kunst geholfen, imgleichen die Unglücklichen die oft Beweise seiner Mildthätigkeit von ihm empfangen haben, beklagen seinen Verlust mit Recht.

Er wurde im Jahr 1712 nicht weit von Richmont geboren. Sein Vater war Quäker; seiner Profession nach Brauer, und hatte noch mehrere Kinder. Der älteste Sohn, der einige Jahre vor demjenigen starb, der der Gegenstand dieses Aufsatzes ist, zeichnete sich in seiner Sekte merklich aus. Bekanntlich wird in den Quäkerversammlungen jedes einzelne Mitglied zum predigen aufgefordert, so bald es sich vom heiligen Geist inspirirt zu seyn fühlt: er verspürte diese vorgebliche Inspiration bei sich weit österer wie jeder andere.

Johann Fothergill, der sich einen weit größern Ruhm in der Arzeneiwissenschaft erwarb, wurde in einer öffentlichen Schule erzogen, kam darauf bei einem berühmten Apotheker in die Lehre, und studirte im Jahr 1736 zu Edimburg die Arzeneiwissenschaft. Hierauf genoß er den Unterricht der be-

berühmtesten Professoren zu Leyden, von da aus er auch zuweilen kleine Reisen nach Aix-la-Chapelle und nach Spa machte. Er ging im J. 1740 wieder nach England, und besetzte sich in London, wo er sich durch verschiedene Werke bekannt machte. Die Facultät zu London suchte ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen, und einige Jahre nachher wurde er Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften.

Das Leben eines Arztes ist selten abwechselnd: Studiren und Krankenbesuche sind das gewöhnliche, woraus es besteht; und die Beschäftigungen des einen Tages, sind auch die des darauf folgenden und aller übrigen Tage.

Des Doctor Fothergills Leben war jedoch zuweilen weniger einförmig; weil er allgemein gesucht wurde, so opferte er seine Zeit nicht blos den Großen und Reichen auf, die ihm dafür bezahlen konten. Wenn ihn zugleich ein Pair und ein Armer verlangte, so ging er erst zu letzterm; und es war ihm nicht genung, daß er ihm was verordnete, er gab ihm auch die Arzeneimittel, und schenkte ihm oft noch das, was ihm der erstere für seinen Besuch bezahlt hatte.

Folgender rührende Zug verdient bei dieser Gelegenheit hier angemerkt zu werden.

Ein gewisser Geistlicher, dem seine Pfarre die er jetzt hat, jährlich 100 Pfund Sterling einbringt, der aber damals eine Stelle von 50 Pfund Sterling hatte, wovon er kaum mit genauer Noth in London, nebst seiner Frau und einer zahlreichen Familie, leben konte, gerieth durch eine anstekkende Krankheit, mit welcher seine Frau und fünf Kinder zugleich befallen wurden, in die größte Verlegenheit. Besorgt wegen des Lebens der Seinigen, und weil er zu Fothergill das größte Zutrauen hatte, brannte er für Verlangen ihn zu ihrer Rettung zu sich rufen zu lassen; allein, er kannte ihn nur blos durch seinen Ruf: er wußte, daß er ein berühmter Arzt war, der sehr gesucht wurde, und für seine Besuche die ansehnlichsten Geschenke bekam; er fühlte sich unvermögend ihm so zu bezahlen, wie ihm jeder bezahlte, eröfnete daher einem Freunde, der mit dem Doctor bekannt war, seine Furcht und Verlegenheit, und dieser nahm es auf sich, ihn zu begleiten, und ihn in seinem Anliegen, welches er dem Doctor vorzutragen hatte, zu unterstützen. Der Doctor begnügte sich nicht blos mit dem, was man ihm von dem Zustande der Kranken erzählte; er wolte sie selbst sehen. Er ging zu dem Geistlichen, und wie er sich nach dem Befinden der Frau und der Kinder hinlänglich erkundigt hatte, verordnete er ihnen Mittel, hierauf zog er den guten Mann, der ihn mitgebracht hatte, und eben im Begrif war, ihm für diesen Besuch ein anständiges Geschenk zu machen, auf die Seite, und sagte zu ihm: „Bemühen „sie sich nicht, meine Kranken bedürfen meiner Hülfe noch; ich werde sie

„täg-

„täglich besuchen; nachher wollen wir „alles in eins berechnen; es wird mir „aber ein Vergnügen sey, wenn sie indessen dieses (es war ein Banknote „auf 50 Guineen,) von mir annehmen; wir wollen es demnächst schon „mit zu meinen Besuchen rechnen.„ Der Geistliche, beschämt über das Geschenk, und die Art mit der es ihm gemacht wurde, war nicht im Stande seine Dankbarkeit darüber auszudrükken; und wie er sich kaum von seinem Erstaunen und seiner Verwunderung wieder ein wenig erholt hatte, war der Doctor schon weg. Er sezte versprochener maaßen seine Besuche täglich aufs genaueste fort, und rettete diese ganze Familie vom Tode.

Der Doctor gab oft Beweise seiner Uneigennüzigkeit und Wohlthätigkeit. Er pflegte zu sagen, „es ist billig, daß „sich ein Arzt seine Zeit und seine Bemühungen bezahlen läßt; hat er aber „einen Kranken, dessen Glücksumstände mittelmäßig sind, so würde „er ein Barbar seyn, wenn er von „einem Menschen die geringste Belohnung nähme, von dem er glauben könte, daß derselbe Ansprüche „auf seine Mildthätigkeit hätte. Der „Privatmann, der in einer mittelmäßigen Lage geboren ist, und eine „sorgfältige Erziehung genossen, die „ihn auszeichnet, und beweiset, daß „er dürftig ist, ist viel unglücklicher „daran, als der, der in Armuth geboren, Armuth gewohnt, und so erzogen ist, daß er nicht darüber errö„thet.„ Eine Verstopfung des Harnganges endigte das Leben des Doctor Fothergill: er starb den 16ten December 1780, im 69 Jahr seines Alters.

Weil er niemals war verheirathet gewesen, so hinterließ er einer Schwester, die seit einigen Jahren bei ihm gewohnt hatte, sein ansehnliches Vermögen. Seinen Freunden hat er verschiedenes legirt: er hatte in seinem Testament befohlen, seine Bibliothek taxiren zu lassen, und sie dem Doctor Hunter für 500 Pfund Sterling unter der Taxe zu überlassen. Der Doctor Hunter wolte solches nicht nuzen, und sie wurde öffentlich verauktionirt; er kaufte blos das Naturalienkabinet seines Freundes, indem er sich mit den Testamentsexecutoren auf 1200 Pfund Sterling darüber verglich.

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 8ten Merz 1782.

Beantwortung der im 92ten Stück vor. Jahrs aufgeworfenen Anfrage über die an einigen Orten sich eingestellete Pferdekrankheit.

Man würde das wesentliche der Krankheit noch gründlicher beurtheilen können, wenn der anfragende Kurschmidt zureichendere Kennzeichen von derselben angegeben hätte, als z. E. wie die Knoten, nicht weniger die darin enthaltene Materie, beschaffen waren, ob sie zum Aufbruch kamen und ferner, was die Oefnung solcher krepirten Pferde an ihren Eingeweiden widernatürliches gezeigt, u. s. w.

So viel daher die angegebenen Kennzeichen dieser an einigen Orten dortiger Gegend sich geäußerten Pferdekrankheit schließen lassen, so besteht dieselbe in einer Verderbniß und Auflösung der umlaufenden Säfte.

Ob gleich die damalige ungewöhnliche Sommerhitze und darauf erfolgte schnelle Abwechselung kalter Luft und regnigter Witterung als die ersten zu dieser Krankheit Gelegenheit gebenden Gegenstände, wie entfernte Ursachen einem in der flüchtigen Beobachtung am ersten in die Sinne fallen, so stellen sich doch bei etwas reiflicher Ueberlegung unzählige mitwürkende Ursachen dar, welche ihren Grund in der **Behandlung bei der Arbeit**, ferner in den **Nahrungsmitteln, Ort, Lage und Beschaffenheit der Stallung** haben können, und die vorzüglich diejenigen sind, so den erstern die zum tödtlichen Verderben veranlassenden Eigenschaften mittheilen können.

Hätte die Krankheit einzig und allein ihren Grund in der heißen oder abwechselnden Witterung gehabt, so müßte sie, weil mehrere Pferde unter einem Himmelsstrich gleiche Last davon empfunden, auch allgemeiner gewesen seyn. Wolte man hier die Verschiedenheit der Naturen in Anschlag bringen, so würde sich doch wegen der geringen Ausnahme daraus nichts zureichendes beweisen lassen.

Damit dieser Satz denjenigen, die sich von den Würkungen dieser schädlichen Ursachen keinen rechten Begrif machen können, deutlich werde, wird es nicht überflüßig seyn, etwas mehreres,

res, so viel als möglich, in der Kürze davon zu sagen.

So nützlich, so angenehm und belebend eine mäßig warme Luft dem thierischen Körper ist, so höchst unangenehm, schädlich und öfters von den verderblichsten Folgen ist sie, wenn sie hierin ihre Gränzen überschreitet. Diese Gränzen übertrit sie, wenn sie für denselben zu leicht, das ist, zu heiß ist; sie leistet alsdenn der innern Luft des Körpers nicht Widerstand genug, welche daher die Gefäße und flüßigen Säfte widernatürlich ausdehnt, vermittelst derselben die Schweißlöcher öfnet, welche durch die darauf erfolgende Erschlaffung außer Stand gesetzt sind, sich wieder zu verschließen, es können dieserwegen die flüßigsten Theile dieser ausgedehnten Säfte frei und häufig in Gestalt eines Schweisses ausduften. Diese Würkung äussert die Luft auch in der Lunge; denn hier findet das unzählbare Gewebe von Blutgefäßen ebenfalls keinen gehörigen Widerstand, daher werden sie auch in derselben über ihren natürlichen Diameter ausgedehnt und drücken die zum Athemholen so höchst nöthigen Luftbläschen zusammen, woraus das beschwerliche öftere Athemholen, und hierdurch eine zu häufige Ausdünstung, entstehet.

Der Erfolg dieser eben erwähnten Würkungen ist: daß dem Körper seine flüßigsten Theile und Kräfte beraubt und die umlaufenden Säfte verdickt worden; je mehr sie nun durch den Verlust der flüßigen Theile verdickt werden, je mehr die Schwäche des Körpers zunimt, desto träger und langsamer wird auch ihr Umlauf, und folglich zu Stockungen in den Gefässen sehr geneigt. Diese Würkungen beziehen sich auch auf die Verdauungswerkzeuge; denn wegen des trägen Umlaufs der Säfte und erschlaften Fasern, entsteht ein Mangel der wurmförmigen Bewegung und der zu der Verdauung nöthigen Säfte. Die Nahrungsmittel gehen, weil sie zu lange in den Verdauungswerkzeugen verweilen müssen, in einen dem Körper schädlichen Grad der Fäulung über, dem Blut wird daher ein verdorbener Nahrungssaft (Chylus) zugeführt, der dasselbe verdirbt, und durch dieses wieder die Masse der Säfte, u. s. w.

Ist nun ein solcher Körper, worin durch die Hitze schon der Grund zum Verderben der Säfte gelegt ist, einer schnellen Abwechselung der Luft, als Kälte und Nässe ausgesetzt, so werden alle angeführte Zufälle vermehrt; der ganze Körper ziehet sich fieberhaft zusammen, die natürliche Ausdünstung wird zurück gehalten, viele wäßrigte Theile, welche die Fasern erschlaffen, werden dem Körper durch die zurückführenden Schweißlöcher (pori resorbentes) und Einathmen zugeführt, und weil sie sich wegen der langsamen Bewegung und Zähigkeit des Bluts und der Säfte nicht mit denselben vermischen, auch durch die Ausdünstung nicht fortgeschaft werden können, gehen sie in eine zur Fäulung geneigte Eigenschaft über, die sich, so wie das

Blut

Blut und die Säfte immer mehr von einer aus der Fäulniß entstandenen Schärfe aufgelöst wird, vermehrt.

Die durch die Fäulniß entstandene Schärfe reizt endlich das Nervensystem, hierdurch wird der Umlauf der Säfte etwas lebhafter: eine allgemeine Entzündung und die Auflösung der Säfte trit ein, das ist, es entstehet ein anhaltendes Faulfieber, wovon die vielen widernatürlichen Auswürfe zeugen.

Dieses ist, was ich von der entfernten Ursache dieser Krankheit habe sagen wollen; nun folget das Nöthige von denen die als mitwürkende Ursachen bei dieser Krankheit können angesehen werden.

Die Behandlung dieser Thiere in Betracht der damit zu verrichtenden Arbeit, kan den Thieren zum Nachtheil gereichen, wenn z. E. der Landmann seine Pferde durch übermäßige Arbeit erhizt, entkräftet, und darauf erkältet; ferner, wenn der Faule zu seinen Geschäften zieht, da der Fleißige, der frühe in der Kühle sein Tagewerk abgethan hat, ihm begegnet: er aber in der heißen Witterung seine Pferde erhizt und abmattet; Nicht weniger ist die überhäufte Herbstarbeit geschickt, die Thiere um den gesunden Zustand ihrer Säfte zu bringen; dann auch zu dieser Zeit werden die Pferde oftmals durch die schweren Lasten und eintretende schlechte Witterung, bis zum Verderben entkräftet, erhizt und erkältet.

Die Nahrungsmittel geben eine mitwürkende Ursache ab, wenn dieselben entweder zu **wenig, verdorben,** oder zur **Unzeit gereicht werden.**

Erhält der Körper nicht genugsame **Nahrungsmittel**, so wird ihm dasjenige, was durch die Ausführung und Ausdünstung weggehet, nicht wieder ersezt, kömt hier nun eine von den eben erwähnten schlechten Behandlungen hinzu, so erfolgt nicht allein eine Entkräftung, sondern die Säfte werden dadurch verdickt und scharf.

Verdorbene Nahrungsmittel, sind diejenigen, so durch die Nässe in einen geringen Grad der Fäulung übergegangen sind, und dieser geringe Grad der Fäulung kan entstehen, wenn dieselben wegen Mangel trockener Witterung zu lange auf dem Felde haben liegen müssen, oder zu frisch, d. i. nicht genugsam ausgetrocknet in die Scheuren hingebanset, und wie der Landmann sagt: sich brennen oder mulstrig werden, oder auch, wenn Gras kurz vor dem Mähen überschwemmt wird, u. s. w. Alle auf solche oder eine andere Art verdorbene Nahrungsmittel verderben den Nahrungssaft, und dieser wieder das Blut und die übrigen Säfte.

Unter dem **zur Unzeit geben der Nahrungsmittel**, verstehe ich: wenn der Landmann, entweder wegen versäumter oder verschlafener Zeit, oder auch in Hofnung viele Dienste von seinen Pferden zu erlangen, dieselben kurz vorher und bis er anspannen will mit Futter voll stopft, und sie hierauf

 durch

durch die Arbeit unmäßig behandelt; denn ein voller Magen wird durch die Bewegung in seinem Verdauungsgeschäfte übereilt, die zu demselben nöthigen Säfte gehen durch die Ausdünstung fort, und die durch die Bewegung entstandene Hitze dehnt, so wie alle Gefäße, auch den schon vom Futter ausgedehnten Magen noch mehr aus, und diese Ausdehnung nimt zu, so wie die Luft aus den zu sich genommenen Nahrungsmitteln immer mehr entbunden wird, ferner so werden sowohl die Blutgefäße des Magens, als auch diejenigen, welche sich in der Peripherie seiner Lage befinden gedrückt, wodurch hier der Umlauf des Bluts gehindert, folglich Schwäche entstehet: an andern Ort aber wird derselbe vermehrt und verursacht Drükken, Beschwerde, und andere übele Zufälle mehr. Nun werden ferner wohl durch die Bewegung viele Winde aus dem Magen gepreßt, allein so bald ihn dieselben verlassen, fällt er, so weit es die noch in ihm vorhandenen Nahrungsmittel verstatten, erschlaft zusammen, diese müssen sich daher, wegen geschwächter Verdauungskraft länger in demselben aufhalten, und statt der Verdauung in einen den Körper schädlichen Grad der Fäulung gerathen.

Ferner so heißt es nicht weniger zur Unzeit futtern, wenn der Landmann seine Pferde von der Arbeit erhitzt und abgemattet, in Absicht ihnen wohl zu thun, an eine mit Futter vollgeschüttete Krippe stellt. Weit eher würde der gute Erfolg seinen Wünschen entsprechen, wenn er diesen Thieren zuvor eine Stunde Ruhe verstattete, das sich heftig bewegende Blut würde sich in dieser Zeit, wo nicht völlig, doch etwas beruhigen, und die entkräfteten Theile erhielten neue Stärke: je öfter aber eine solche unzeitige Futterung wiederholt wird, desto eher und mehr giebt sie eine zu dieser faulartigen Krankheit mitwürkende Ursache ab.

Das Trinkwasser kan ebenfalls eine nicht geringe mitwürkende Ursache zu dieser Krankheit abgeben, weil besonders von dessen Anwendung und Beschaffenheit viel schädliches abhängt: denn nicht alle Landleute wenden dasselbe bei ihren Thieren zweckmäßig an, sondern da hat zum Exempel der eine den **guten Gebrauch**, sein **Vieh** den **Winter mit Wasser das einige Stunden**, oder **eine Nacht** im **Hause** oder **Stall gestanden**, zu tränken, der andere tränkt sein Vieh zwar wohl im Stalle, holt aber das Wasser erst **aus einem kühlen Brunnen**, und dieser **Gebrauch ist der Thiere Gesundheit nachtheilig**, ein dritter handelt noch übler, wenn er seine Pferde aus dem Stalle **an ein kaltes Wasser treibt**, und dergleichen üble **Gebräuche** mehr.

So begehet man im Winter Fehler im Tränken, und so nicht weniger auch im Sommer, wenn man nemlich zu dieser Zeit die Pferde, da ihr Blut ohnehin in die kleinsten Pulsadern getrieben ist, mit zu kaltem Wasser tränkt,

tränkt. Es entsteht dadurch eine Coagulation in den Gefäßen, die fast unmittelbar von dem kalten Wasser herrührt, woraus Stockung, Entzündung und andere Uebel mehr entstehen können, und hierzu geben die **kühlen Brunnen** des Landmanns die mehrste Veranlassung. Ferner handelt der ganz wider die Gesundheit seiner Thiere, der sie gleich, nachdem sie zuvor erhitzt waren, tränkt.

Orte und Gegenden sind, nachdem sie mehr oder weniger niedrig, sumpfigt, oder erhaben und bergigt liegen, auch mehr oder weniger schädlich, und wem ist nicht bekant, daß sumpfigte und feuchte Gegenden zur Erzeugung vieler Uebel, folglich auch zu faulartigen Krankheiten sehr geneigt sind.

Die **Ställe** können so wohl ihrer **Lage** als auch **Beschaffenheit** nach vielen verderblichen Einfluß auf der Thiere Gesundheit haben.

Ihrer **Lage** nach sind sie schädlich, wenn sie im Sommer zu **warm** und im Winter zu **kalt** sind. In erstern schwitzen die Thiere sehr, und sie sind alsdeñ ein angenehmer Aufenthalt der Fliegen, die ihre Nahrung von den Thieren holen, durch deren Beunruhigung sie abgemattet und erhitzt werden. Sind nun solche Ställe noch überdies niedrig, dumpfig und mit Mist angefüllt, so sind sie den Thieren auf eine dreifache Art schädlich, und zwar, weil sie die verderblichen Ausdünstungen des Stalls und ihre eigenen noch dazu wieder einziehen müssen. Ursachen genug, die Säfte zur Fäulung zu befördern.

In letzteren, nemlich in zu **kalten Ställen**, wird die Ausdünstung unterdrückt, und daß eine unterdrückte Ausdünstung schädlich sey, darf ich wohl nicht noch einmal anführen; denn es wird wohl niemand als der, dem dieselbe von keiner Wichtigkeit zu seyn scheint, daran zweifeln.

Es können nun ohne diese angeführten Ursachen, auch noch andere ihren Grund in den local Umständen haben; die können aber nur von demjenigen bestimt werden, der hierüber an Ort und Stelle Gelegenheit hat, Beobachtungen zu machen.

Wolte der Landmann die ihm drohende Gefahr nur zeitig einsehen; wolte er vernünftigem Rath folgen und zweckmäßige Mittel, die man ihm vorschlägt, nicht durch die Anwendung abgeschmackter, ja öfters wohl gar tödtlicher Mittel verachten, wolte er hier sein ihm angebornes Phlegma bei Seite setzen, so würde er vielen Uebeln den Zugang verriegeln, und ein glücklicher Erfolg würde die Belohnung seines Fleißes seyn. Welchem Landmann daher an der Erhaltung seiner Pferde gelegen ist, die ihm, wo nicht mehr, doch gewiß die Hälfte seiner Lasten tragen helfen, und deren gesunder Zustand einen Theil seines Wohlstandes ausmacht; welcher Landmann, sage ich, sichs will ein Ernst seyn lassen, in diesem Fall für sein Wohl zu wachen, dem wird es nicht

schwer fallen dasjenige anzuwenden, was ihn für der Gefahr schützen kan.

Da man zu der Heilung dieser Krankheit wenig Hofnung geben kan, wenn sich schon die in der Anfrage angegebenen Kennzeichen einstellen, so würde es überflüßig und von keinem Nutzen seyn, Heilmittel dafür anzurathen. Damit aber der Landmann das Uebel sich erträglich zu machen wisse, so rathe ich folgende Vorbeugnugsmittel gehörig anzuwenden.

Nutzen von denselben zu haben, muß er die mitwürkenden Ursachen, so viel deren zugegen sind, zu entfernen suchen; er muß daher, daß ichs noch einmal erinnere, seine Pferde, in Betracht der Arbeit mäßig behandeln; er muß ihnen gesunde Nahrungsmittel zur gehörigen Zeit reichen; er muß ferner dahin sehen, daß sie nicht getränkt werden, nachdem sie zuvor erhitzt sind; er muß seinen Stall im Winter gehörig warm, doch nicht dumpfig halten, kurz, er muß alles, was Pferde ihrer Gesundheit nachtheilig ist, vermeiden.

Da die Natur des Landmanns alles, was ihm so wohl in Betracht seiner eigenen, als auch Erhaltung der Gesundheit seiner Thiere etwas Mühe macht, verabscheuet; so will ich demselben hier solche Vorbeugungsmittel vorschlagen, die ihm in seinem Kopfe so wohl, als auch in seiner Oekonomie keine große Beschwerde machen.

Man giebt den Thieren, wie schon erinnert worden, gesundes Futter, was die Eigenschaft hat die Säfte dichter zu machen, und wozu das Rocken- Bohnen- und Wickenschrot das Zweckmäßigste ist. Hiervon ernährt man die Thiere bei diesen Umständen reichlich.

Nun nimt man ferner grobes Rocken- oder Gerstenmehl, macht davon einen Sauerteig, löset 1 oder 1½ Pfund davon in der Quantität Trinkwasser, die das Pferd des Tages über säuft auf, gießt es, welches einerlei ist, entweder über das Futter, oder tränkt damit.

Alles Trinkwasser, was zu der Auflösung des Sauerteigs verbraucht, oder sonst den Pferden gegeben wird, muß lange über altem Eisen gestanden haben. Man nimt daher ein Gefäß, was so viel Wasser enthalten kan, als die Pferde des Tages saufen und über das Futter bekommen, wirft allerlei altes Eisen darin, gießt Wasser darauf, und tränket, nachdem es einige Zeit auf dem Eisen gestanden hat, die Pferde damit *). Man gießt, so wie man was davon verbraucht, wieder frisches Wasser hinzu.

Dem es sehr um seine Pferde zu thun ist, kan überdies folgendes medicinische Mittel mit Nutzen anwenden. Man nimt von dem Wasserfenchelsaamen, (Semen fœniculi aquatici,) Wacholderbeeren, (Baccæ juniperi,) von jedem ½ Pfund, Geigenharz, (Calophonium,) 6 Loth, stoßt diese Theile zu

*) Je mehr altes Eisen man in die Tonne oder in das Gefäß wirft, je besser ist es, und wenn sie auch beinahe halb voll davon wird.

zu Pulver, mischt sie zusammen, und giebt jedem Pferde Morgens und Abends einen kleinen Eßlöffel voll aufs Futter.

Der Erfolg dieses Pulvers ist, daß es viel schädliches durch den Urin abführt. Solte nach dem Gebrauch desselben, das eine oder andere Pferd zu stark uriniren, so vermindert man die Portion, und giebt nur einen Eßlöffel voll des Tages. Nach achttägigem Gebrauch dieses Pulvers, hört man auf dasselbe ferner zu gebrauchen, setzt aber mit dem Gebrauch des Sauerteigs und Eisenwassers noch eine Zeitlang fort.

Man hat sich vorzusehen, daß man bei dieser Krankheit nicht Aderlässe, auch keine Fontanellen und Haarseile lege; denn diese sind hier von keinem Nutzen, sondern nachtheilig.

Dieses sind nun die Mittel, welcher sich der Landmann (wenn er will,) mit Nutzen und ohne große Kosten und Mühe bei seinen Pferden als **Vorbeugungsmittel** bedienen kan.

Hannover. **Johann Conrad Heinrich Sander,**
der Thierarzeneikunst Beflissener.

Nachricht.

Seit vielen Jahren hat sich im **Bahrenburgerfelde** ein weisser Lehm, oder eigentlich nach der richtigsten Benennung des Herrn Andreä, ein Kalchmergel zu Tage gelegt, wovon man den Nutzen bisher nicht weiter gekant, als daß er zur Noth in Ermanglung des Kalchs von geringen Leuten zum Weißen gebraucht ist: nicht zu gedenken was ich bei chemischen Arbeiten davon verbraucht habe.

Seit vier Jahren habe ich gedachten Kalchmergel zu einem recht festen Kitt oder Mörtel zuzubereiten heraus gebracht, der vorzüglich vom Wasser, wenn er vorher langsam trocken worden, sich erhärtet, und mit allen Steinarten sich zu einem Körper verbindet. Er kan so wohl zum Wasserbau, als in der Luft statt Kalch, aber ohne Zusatz von Sande als Mauerspeise gebraucht werden, welches Gemaure, sonderlich unter Wasser, mit der Zeit gelblich wird, und in der Luft vom Regen erhärtet. Wenn Leimwände damit überzogen werden, hängt er fester daran als der Kalch, der sich leicht davon abscheelet. Man kan damit Fußböden, so wohl im Hause, als auch in Gärten überziehen, welche je älter je fester werden, ja man kan Mauer- und Dachziegel davon ohne Feuer bereiten, welche, so oft sie trocken worden, mit Wasser begossen werden müssen, als wodurch sie die Härte erlangen.

Es zeichnet sich dieser Mörtel von dem Gips und Kalch darin aus, daß er dem Gips zwar ähnlich zu seyn scheinet,

scheinet, aber nicht den geringsten Abgang im Wasser, welchem der Gips unterworfen ist, leidet, auch mit Steinen sich lieber und fester verbindet, als der Kalch.

Die schon außer Gebrauch gekommene Fresco Malerei verdient hier wieder angefangen zu werden, indem sich die Erdfarben, wenn sie mit diesem ganz fein gemachten Mörtel vermischt, und auf dergleichen Wand oder Stein aufgetragen werden, sehr erhärten, und von beständiger Dauer bleiben, auch die Farben nicht so matt erscheinen, als wenn solche mit Kalch aufgetragen worden.

Wenn man diesen Mörtel gebrauchen will, so muß etwa ¼ Pfund ungelöschter Kalch, der noch nicht von der Luft in Mehl zerfallen ist, in einem ordinairen Eimer voll Wasser gelöschet werden. Mit diesem dünnen Kalch wird der gemahlene Mörtel so dicke oder dünne angerührt, als es zu der vorhabenden Arbeit nöthig ist.

Wenn nun dem Publico daran gelegen seyn mögte, obbeschriebenen Mörtel um einen billigen Preis und in Menge zu haben, so habe ich zwar diese Bereitung vorerst ins Kleine gerichtet, werde aber nach Befinden und der Aufnahme des Publicums mit mehreren in Verbindung treten, um eine große Fabrik davon errichten zu lassen. Bis dahin ist ins Kleine der Himte zu 18 mgr. gemahlen bei mir zu haben. Proben bis zu 1 Pfund werden gratis davon abgegeben.

Jordan,
Apotheker zu Bahrenburg.

Anfrage, wegen des schwarzen Brodtes.

Es ist wohl unter uns Niemand, dem nicht der Vorzug unsers gemeinen schwarzen oder groben Rockenbrodtes vor jedem andern, in Rücksicht auf seine Schmackhaftigkeit und Kraft, aber nicht auch zugleich seine schwerere Verdaulichkeit, bekant wäre. Rühret nun leztere, wie es freilich wohl so scheinet, **hauptsächlich** von der gewöhnlich mehreren Dichtigkeit dieses Brodtes her: so frägt sichs, ob nicht und auf welche Weise solche zu heben sey, so daß man diesem übrigens herrlichen Brodte eben die Lockerheit und Leichtigkeit verschafte, die wir an unserm besten Gersten- und Weizenbrodte zu finden gewohnt sind?

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 11ten Merz 1782.

Meteorologische Bemerkungen aus alten Chroniken.

Da man im verflossenen Jahre in diesem Magazine die Gelehrten aufgefordert hat, Beiträge zur Witterungsgeschichte aus alten Chroniken zu liefern, um insbesondere die Ursachen von den Theurungen zu erfahren; so habe ich mir die Mühe gegeben, diejenigen durchzublättern, die sich in meiner Büchersammlung befinden. Ich habe solche Geschichtsbücher gewählt, die sich vorzüglich mit Nachrichten aus unsern und den benachbarten Gegenden beschäftigen, weil die Witterung in entfernten Ländern nicht allemal mit der unsrigen übereinstimmt, und die Folgerungen daraus also trüglich seyn würden. Daß nicht hin und wieder Irrthümer in den Jahrzahlen vorkommen solten, will ich nicht gänzlich leugnen. Viele alte Chroniken haben die Gewohnheit, die Begebenheiten nach den Regierungs- oder Sterbejahren dieses oder jenes Regenten anzuführen. Da nun diese in den ältern Zeiten nicht genau bestimmt werden können, so sind Irrungen fast unvermeidlich. Ein Chronikenschreiber schreibt den andern aus, und ordnet alsdenn die Begebenheiten nach seiner Hypothese. Ich gebe meine Nachrichten so, wie ich sie gefunden habe. Mißwachs, Theurung und Hungersnoth führe ich mit an, wenn ich gleich die Ursachen davon nicht angeben kan. Vielleicht füllen andere diese Lücken aus.

709. Dieses Jahr wird als ein unfruchtbares Jahr beschrieben; aber es werden keine Ursachen davon angegeben.

711. Viele Ueberschwemmungen der Flüsse, also ein feuchtes Jahr.

721. Ein sehr fruchtbares Jahr.

764. Ein sehr kalter Winter. Hieraus erhellet, daß der im 5ten Stück dieses Magazins a. p. angeführte kalte Winter von 763 nicht im Anfange dieses Jahrs, sondern am Ende desselben gewesen.

772. Eine große Dürre. Weiter finde ich in diesem Jahrhunderte keine Nachrichten.

820. Das ganze Jahr durch sehr häufige Regengüsse, daß alle Flüsse austraten, und die Saat sehr großen Schaden litte. Im folgenden Jahre starben viele Menschen.

832. Ein sehr kalter Winter.

850. Eine große Hungersnoth, sonderlich in Thüringen. Die Ursache ist nicht angegeben.

862. Hungersnoth und starkes Sterben. Die Ursache davon finde ich auch nicht.

864. Große Hungersnoth, vielleicht von dem vorhergegangenen kalten Winter, der im 5ten Stück dieses Magazins angeführt wird.

865. Häufiger Hagel, der den Früchten großen Schaden that.

868. Eine allgemeine Hungersnoth durch ganz Europa.

870. Viele Heuschrecken; darauf eine so große Hungersnoth, daß viele Menschen Hunde- und Pferdefleisch aßen.

872. Ein sehr heißer und trockener Sommer, daß fast alle Früchte Schaden litten. Im folgenden

873ten Jahre entstand daher eine große Theurung in ganz Deutschland. Auch thaten die Heuschrecken großen Schaden. Diese Heuschreckenplage muß einige Jahre hinter einander fortgedauert haben. Im Jahre 875 soll aus den gestorbenen und verfaulten Heuschrecken eine Pest entstanden seyn. Aventinus berichtet, daß sie aus dem englischen Meere ans Ufer geworfen wären.

875. Ein sehr harter Winter, der um Allerheiligen anfing, und bis zum Gregoriustage, den 9ten Mai (nicht Georgiitag, wie im 5ten Stück dieses Magazins angegeben wird,) dauerte. Von Theurung nach diesem kalten Winter finde ich nichts.

880. Häufige Ueberschwemmungen der Flüsse und Heuschrecken, darauf eine so große Hungersnoth in Deutschland und Frankreich, daß der dritte Theil der Menschen starb.

899. Große Theurung und Hungersnoth. Die Ursache findet sich nicht.

942. Häufige Ueberschwemmungen, folglich viel Regen. Menschen und Vieh starben häufig.

965. Eine große und anhaltende Dürre, daß alle Quellen vertrockneten. Daraus entstand eine Hungersnoth. Im August war ein fürchterliches Hagelwetter mit Sturm.

969. Große Theurung.

975. Ein langer, harter und trokkener Winter, der bis zum 14ten Mai anhielt, an welchem Tage noch sehr viel Schnee fiel.

983. Ein dürres unfruchtbares Jahr.

984. Ein sehr kalter Winter, der den 3ten Nov. seinen Anfang nahm, und im folgenden

985ten Jahre bis zum 5ten Mai fortdauerte. Darauf folgte ein sehr trokkener Sommer und viele Krankheiten.

987. Große Dürre, daß fast alle Früchte verdorreten. Im Herbste viel Regen.

988. Eine große und schleunige Hitze vom 15ten Jul. bis zum 13ten Aug., daß fast alle Gewächse und Früchte vertrockneten. Darauf folgte Theurung, und häufiges Sterben unter Menschen und Vieh.

991. Ein nasses Jahr.

992. Theurung.

993. Von Johannistage bis zum 9ten Nov. eine große Hitze und Dürre, daß nur wenige Früchte zur ordentlichen Reife gelangten a). Darauf folgte ein harter Winter und viel Schnee bis zum 1ten Mai des folgenden Jahres.

994. Nach diesem kalten Winter wieder ein sehr trockener Sommer. Sonderlich war der Monat Mai sehr dürre und unfruchtbar. Die Nächte waren sehr kalt, und noch am 2ten Jul. war eine wahre Winterkälte. Nachher vertrockneten die Teiche, daß sogar die Fische starben. Es entstand darauf Theurung und Hungersnoth, auch häufige Krankheiten unter Menschen und Vieh.

995. Die Theurung dauerte in diesem Jahre noch fort. Die Witterung war sehr ungesund, daß viele Menschen starben.

999. Ein sehr kalter Winter, darauf ein trockener Sommer. Es regnete selten und sehr wenig, die Flüsse und Teiche vertrockneten, die Fische starben, daß von der Fäulniß der Fische ansteckende Krankheiten unter den Menschen an vielen Orten entstanden. Kräuter, Bäume und Gras verdorreten, sogar die Wiesen sahen aus, als wenn sie abgesengt waren. Theurung und Hungersnoth folgte darauf.

1006. Eine allgemeine Theurung. Die Ursache finde ich nirgends.

1008. Im Anfange des Jahrs große Ueberschwemmungen der Flüsse, die als eine Ursache von der darauf folgenden Pest angegeben werden.

1009. Im Winter (vermuthlich gegen das Ende des Jahrs,) donnerte es sehr oft.

1011. Ein sehr harter und lange anhaltender Winter. Pest.

1012. Häufige Ueberschwemmungen.

1014. Häufige Ueberschwemmungen, woraus ansteckende Seuchen entstanden.

1019. Der ganze Sommer unbeständig und regnigt, daß viele Früchte nicht reif wurden. Daraus entstand Theurung.

1020. Ein kalter Winter. Hernach häufige Ueberschwemmungen der Flüsse. Die Weser und Elbe schienen drei Tage Flammen von sich zu werfen. Eine ungewöhnliche Menge von Schlangen.

1021. Die Pest wüthete in allen Ländern.

1025. Hungersnoth. Die Ursache ist nicht angegeben.

1044. Ein sehr harter Winter, daß die Weinstöcke verfroren. Das ganze Jahr sehr unfruchtbar. Daraus entstand Hungersnoth und Pest.

1054. Große Hungersnoth.

1056. Ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln, und an vielen Orten würkliche Hungersnoth.

1092. Theurung. Pest.

1094. Unbeständige regnigte Witterung, woraus Theurung und bös-

a) Auch der ganze Mai war sehr trocken. Wenige Früchte geriethen.

artige Krankheiten, auch Viehsterben, entstand.

1097. Ein sehr fruchtbares Jahr. Alle Lebensmittel waren sehr wohlfeil.

1098. Ein harter Winter. Darauf folgte große Theurung und Hungersnoth, welches um so viel mehr zu bewundern, weil ein so sehr fruchtbares Jahr vorher gegangen war. Vielleicht hatten die Kreuzzüge, die um diese Zeit ihren Anfang nahmen, einen Einfluß, so wohl auf den Ueberfluß an Lebensmitteln im Jahre 1097, als auch auf den Mangel derselben im Jahre 1098.

1100. Ein kalter Winter und Theurung.

1106. Ein sehr heißer Sommer.

1119. Häufige Ueberschwemmungen der Flüsse, also ein feuchtes Jahr.

1120. Eine große Hungersnoth. Der Himten Weizen kostete 2 Dukaten.

1122. Um Weihnachten große Ueberschwemmungen.

1124. Hungersnoth. Häufiger Hagel.

1128. Im Pfingstfeste fiel ein ungewöhnlich hoher Schnee.

1136. Ein heißer und trockener Sommer. Die Flüsse trockneten aus.

1143. Häufige Stürme. Darauf folgte ein sehr kalter Winter, der sehr lange anhielt, und sehr schneereich war.

1148. Die Kälte des Winters war so groß, daß die Früchte Schaden litten.

1150. Ein unfruchtbares Jahr; Und diese Unfruchtbarkeit wird dem heftigen Froste zugeschrieben, der bis in den Mai gewähret.

1151. Theurung und häufiges Sterben.

1157. Ein sehr kalter Winter, viel Schnee, und darauf ein trockener Sommer.

1162. Häufige Ueberschwemmungen der Flüsse.

1164. Ein stürmisches und feuchtes Jahr, das viele Früchte Schaden litten.

1166. Bei diesem Jahre widersprechen sich die Chroniken. Einige sagen, es sey Hungersnoth gewesen; andere behaupten, es sey an allen Früchten ein Ueberfluß gewesen. Vielleicht gilt das erste von den Zeiten vor der Ernte.

1171. In diesem Jahre war große Hitze.

1174. Ein stürmisches und nasses Jahr, daß die Früchte verdarben. Der darauf folgende Winter war auch sehr regniat, daß die Ueberschwemmungen viele Verwüstungen anrichteten.

1175. Ein sehr trockener Sommer.

1185. Ein sehr warmer Winter. Schon vor Weihnachten waren die Knospen an den Bäumen sehr groß. Und im Jahre

1186, im Januar brachen die Blätter schon hervor; darauf ansteckende Krankheiten folgten.

1194. Ein heißer und trockner Sommer.

1195. Die Weser und Ocker traten über, und verdarben viele Früchte.

1196. Häufige Ueberschwemmungen verursachten Theurung.

1210. Ein so kalter Winter, daß die Bäume bis an die Wurzel verfroren.

1226. Ein großer Getreidemangel und Theurung. Im Herbste große Ueberschwemmungen.

1233. Ein harter Winter, daß alle Flüsse zufroren. Darauf folgte Theurung.

1236

1236 und 1237. Ein sehr gelinder Winter. Es fror und schneete kaum 16 Tage.

1264. Um Nicolai-Tag viel Regen und häufige Ueberschwemmungen.

1270. Um Jacobi entstand eine große Hungersnoth.

1271. Die Theurung dauerte drei ganze Jahre durch.

1276. Ueberschwemmungen der Flüsse.

1278. Große Ueberschwemmungen im Frühling. Als der Weizen blühete, kam ein herber Frost und verdarb die Früchte. Der Sommer war sehr trocken.

1279. Theurung.

1280. Eine unverhofte wohlfeile Zeit.

1294. Ein kalter Winter.

1295. Ein trocknes unfruchtbares Jahr.

1296. Ein sehr fruchtbares Jahr.

1306. Die Elbe trat über und verwüstete viele Früchte.

1310. Raupen und Mäuse verzehrten alles, was auf dem Felde und in den Scheuern war. Den 13ten Jul. und 1ten Aug. große Ueberschwemmungen.

1311. Der häufige Regen verdarb alle Früchte. Daraus entstand eine dreijährige Theurung.

1315. Soll die Hungersnoth so groß gewesen seyn, daß man in Thüringen Menschenfleisch aß, und die Todten aus den Gräbern und vom Galgen holte. Der Erfurter Malter Rocken, der sonst 3 oder 4 Gulden galt, kostete 24 Gulden. Sieben theure Jahre sollen auf einander gefolgt seyn. Es regnete in diesem Jahre vom 1ten Mai an 10 ganze Monate durch, daß die Früchte nicht reif werden konten.

1337. Alle Früchte, auch der Wein, geriethen außerordentlich gut.

1398. In der Philippi Jacobi Nacht fiel einen Fuß hoch Schnee. Hernach thaten die Heuschrecken den Früchten großen Schaden.

1340. Große Ueberschwemmungen.

1341. Ein harter Winter.

1347. Viel Regen.

1350. Ein nasses Jahr.

1355. Der Frühling war so ungestüm und regnigt, daß dadurch die Bestellung des Ackers sehr gehindert wurde.

1362. Großer Mangel an Getreide.

1366. Große Ueberschwemmungen.

1375. Häufiger Schnee.

1382. Den ganzen Sommer durch wehete fast kein Wind. Das Getreide gerieth gut. Aber die Menschen starben häufig.

1389. Ein heftiger Winter.

1392. Eine anhaltende stürmische und regnigte Witterung verursachte Miswachs an Feldfrüchten und Weine, daß eine große Theurung entstand. Auch soll Hagel gefallen seyn, als ein Ey groß.

1396. Eine sehr wohlfeile Zeit. In Franken kaufte man ein Maaß Wein für 1 Pfennig.

1397. In diesem Jahre soll die Ernte im Mai gewesen seyn, daß man im Pfingstfeste Brod von neuem Rocken gegessen hat.

1400. Ein harter Winter.

1401. Es regnete fast alle Tage vom 12ten Merz an bis zum 17ten Sept., daraus entstand große Theurung, das Winterkorn verfror im Mai, und das Sommerkorn brachte nur langes Stroh; die Aehren aber waren leer. Und was darin war, wuchs aus.

1402. Ein allgemeines Sterben.

1406. Ein harter Winter von Martini bis zu Lichtmessen.

1407. Viel Regen von der Mitte des Aprils bis in die Mitte des Septembers.

1408. Ein tiefer Schnee; hernach viel Regen. Große Theurung. Ein Malter Korn galt viermal so viel, als gewöhnlich. Die Hungersnoth dauerte fast ein ganzes Jahr.

1409. Der Frühling war sehr kalt. Hernach zeigten sich unzählige Mäuse, die die Früchte und Keime verzehrten. Sie blieben fast das ganze Jahr durch, bis sie vom Winde und Regen starben.

1413. In der Ernte unbeständige Witterung und viel Regen.

1416. Ein harter und anhaltender Winter. Alle Wassermühlen waren unbrauchbar. Das Korn mußte geröstet und gekocht gegessen werden. Hernach entstanden häufige Ueberschwemmungen.

1420. Ein sehr warmer Winter. Den 20ten Merz fingen die Bäume an zu blühen, und den 4ten April der Wein.

1425. Im December war es so warm, daß die blauen Kornblumen auf dem Felde blüheten. Auch die ausgefallenen Erbsen und Bohnen standen in der Blüte. Ja selbst die Pfirschenbäume blüheten.

1428. Es regnete fast beständig von Weihnachten an bis zum Junius.

1432. Große Ueberschwemmungen.

1433. Großer Getreidemangel. Der Winter darauf war hart, und währte von Martini bis Pauli Bekehrung.

1434. Große Ueberschwemmungen.

1436. Der Rocken verfror im Braunschweigischen, im Stifte und im Halberstädtschen: auch waren öftere Ueberschwemmungen.

1437. Große Theurung und Hungersnoth. Nach der Ernte aber wurde alles sehr wohlfeil, nachdem fast 7 Jahre durch Theurung gewesen war.

1439. Häufige ansteckende Krankheiten, die man noch nicht kannte.

1441. Die Kälte im Anfange des Jahrs war sehr hart.

1442. Der Wein war in 12 Jahren nicht so gut gerathen, als in diesem. Er war vorzüglich süß. In Lüneburg kaufte man im folgenden Jahre um Lichtmessen 5 Stübgen und 1 Quartier für 1 Rheinischen Gulden.

1449. Den 23ten April trat die Elbe über, und diese Ueberschwemmung dauerte bis zum 10ten Mai. Die Weinberge wurden den 24ten Jun. durch Sturm und Reif verwüstet.

1451. Pest.

1456. Ein anhaltender Regen von der Ernte an bis zur Weinlese. Daraus entstand Mangel am Getreide und Weine.

1457. Den 10ten Mai fiel ein tiefer Schnee, der große Bäume zerbrach, und die Saat auf dem Felde ganz niederdrückte. Das Jahr war sehr fruchtbar.

1460. Eine große Theurung bis zur Ernte. Der Frost hielt sehr lange an. Von Ostern und noch einige Tage nachher konte man weder pflügen und graben, noch säen. Nachher entstand ein trockener Sommer, daß wenig Heu wuchs. Um Braunschweig that der Hagel großen Schaden.

1466. Der Winter war sehr kalt, und brachte vielen Schnee.

1467. Ein sehr nasser Sommer, daß fast alles Getreide und Heu verdarb. Vor dem 1ten Nov. konte wenig bestellet werden. Der Winter war sehr gelinde.

1468. In der Ernte regnete es beständig. Viele Früchte konten nicht einmal gemähet werden, und was gemähet war, wuchs aus. Der Regen war so stark und anhaltend, daß viele Aecker nicht wieder konten bestellet werden. Den 4ten Oct. fiel ein tiefer Schnee, und von seiner Schwere zerbrachen die Aeste an den Bäumen.

1472. Der Wein gerieth so gut, daß eine Kanne 4 Pfennige galt.

1473. Den 25ten Merz blüheten die Obstbäume. Um Ostern hatten die Linden schon große Blätter. Der darauf folgende Sommer war so trocken, daß an einigen Orten Wasser zum Trinken gekauft werden mußte.

1476. Der Winter war hart, und hielt lange an. Er stand 16 Wochen.

1477. Der Sommer war so heiß und trocken, daß die Flüsse und Bäche austrockneten.

1479. Ein trockener Sommer. Von Pfingsten bis Michaelis regnete es gar nicht. Der Wein gerieth fürtreflich.

1480. In diesem Jahre war der Wein noch vorzüglicher, als in dem vorhergehenden. Die Weinlese war aber nicht so reich.

1483. Der Sommer war sehr trocken, daß an einigen Orten die Feldfrüchte nicht gerathen konten. An den meisten Orten aber hatte man eine reiche Ernte. Der Wein war fürtreflich und in großer Menge, daß in Franken das Fuder um 4 Gulden und 8 Schillinge verkauft wurde. Auf dieses fruchtbare Jahr folgten 7 unfruchtbare, und große Hungersnoth.

1486. Häufige Regen das ganze Jahr durch.

1489. Den Sonnabend nach Heiligen drei Könige fiel ein so tiefer und schwerer Schnee, daß viele starke Bäume davon zerbrachen,

brachen, und die meisten davon beschädigt wurden.

1498. Nasse unbeständige Witterung.

1499. Das Jahrhundert endigte sich recht erwünscht. Alle Gewächse geriethen sehr gut. Getreide und Wein war im Ueberfluß vorhanden.

1502. Im Anfange des Mai machten die Raupen in den Gärten und Wäldern alles kahl. Hernach war die Witterung unbeständig, ungesund und sehr feucht. Menschen und Vieh starben häufig weg.

1503. Der Sommer trocken; der folgende Winter hielt 4 Monate an, und war sehr hart.

1504. Vom April an bis zu Ende des Julius gar kein Regen. Daraus entstand Mangel am Getreide. Der folgende Winter war hart und dauerte 3 Monate. Kurz vor Weihnachten donnerte und blitzte es.

1507. Das Getreide sehr wohlfeil. Der Himte Rocken kostete 5 Groschen, Gerste 6 Groschen, Haber 3 Groschen.

1509. Der Sommer sehr trocken.

1511. Die Kälte des Winters sehr groß; viel Schnee.

1513. Theurung; strenger Winter.

1518. Die Kälte fing an im August, und dauerte bis in die Fasten des folgenden Jahrs.

1519. Der Winter warm und regnigt bis zum 21ten Febr. des folgenden

1520ten Jahrs. Von da an kam Schnee und strenge Kälte bis an den Mai.

1523. Der Sommer trocken. Der Herbst und Winter aber naß. Mangel am Getreide.

1524. Um Pfingsten ein so harter Frost, daß stehende Wasser überfroren waren. Die Weinreben litten großen Schaden.

1525. Ein trockener Sommer, der Wein gerieth sehr gut.

1536. Der Sommer war trocken, und der Winter hart. Im Sommer versiegten die Flüsse, und im Winter froren die Brunnen zu.

1539. Ueberschwemmungen und Theurung.

1540. Im Sommer war es sehr heiß und trocken. Die Gartenfrüchte mißriethen; aber der Wein war fürtreflich, und im Ueberfluß.

1542. Die Heuschrecken thaten vielen Schaden. Oeftere Ueberschwemmungen.

1549. Ein harter und schneereicher Winter.

1551. Hungersnoth, die von häufigem Regen verursacht wurde.

1552. Ein sehr fruchtbares Jahr.

1553. In diesem Jahre lag lange ein sehr tiefer Schnee.

1556. Der Sommer war sehr warm und trocken.

1557. Im September und October fingen die Bäume und Pflanzen an, von neuem zu blühen. Den 23ten Sept. hatte man reife Erdbeeren.

1563. Vom April bis an den August regnete es fast gar nicht. In der Ernte aber häufig. Die Früchte geriethen schlecht.

1564. Vom December bis an den Merz des folgenden Jahrs war eine sehr heftige Kälte.

1568. Bei diesem Jahre wird bemerkt, daß die Theurung des Getreides nicht vom Miswachse, sondern von dem Geitze der Menschen (hominum avarorum execranda conspiratione) hergerühret habe.

1569. Es regnete vom 20ten Jun. bis zum 20ten Jul. fast beständig. Es waren darunter häufige Platzregen, mit Schlossen vermischt. Die Flüsse traten über, und viele Dämme an Teichen rissen aus.

1570. Sehr viel Regen.

1571. Wegen der großen Nässe des vorigen Jahrs, war im Anfange dieses Jahrs große Theurung.

1572. Fiel am Sonntage Esto mihi ein gewaltiger Schnee, der erst nach drei Wochen zerging. Im Julius große Ueberschwemmungen.

1590. Der ganze Frühling und Sommer war sehr heiß und trocken. Die Flüsse und Quellen hatten kein Wasser. Die Kräuter, und selbst die Früchte der Bäume, verdorreten. Daraus entstand große Theurung

rung an Getreide, und Viehsterben. Der Wein war fürtreflich, aber nicht in Menge vorhanden.

1595. Im Merz thauete der Schnee und das Eis auf. Nun folgte ein anhaltender Regen, der Ueberschwemmungen verursachte, und den Früchten großen Schaden zufügte.

1597. Große Theurung. Ein Malter Rocken kostete in Hildesheim 5 Rthlr. An andern Orten kostete der Himte 1 Rthlr. und auch wohl 2 Gulden. Die Pest wüthete in hiesigen Gegenden sehr. In Hildesheim starben über 6000 Menschen.

1599. An der rothen Ruhr starben in Hildesheim 500 Menschen.

1609. In Hildesheim starben an der Pest 2300 Menschen. Die Luft schien ganz gesund zu seyn.

1612. Im Anfange des Jahrs war der Winter so hart, daß die Fische in den Teichen erstickten, und das Wild in den Wäldern todt gefunden wurde.

1616. Der Frühling und Sommer war so trocken, daß es dem Viehe fast gänzlich am Futter fehlte. Daher entstand ein grosser Mangel an Butter und Käse. Die mehresten Mühlen hatten kein Wasser zum mahlen, daher fehlte es überall an Brod, Mehl und Bier. Die Winterfrucht gerieth mittelmäßig; aber die Gartengewächse und die Sommerfrüchte misriethen gänzlich. Es herrschten bösartige Fieber, woran aber wenige starben. Der Herbst war fruchtbarer. Es regnete häufig. Die Erde brachte Gras und Kräuter im Ueberflusse hervor, daß das ausgehungerte Vieh sich wieder erholen konte. Den 13ten Dec. blüheten die Merzviolen und noch andere Blumen, die sonst gewöhnlich im Frühjahr zu blühen pflegen. Dies ist fast die Witterungsgeschichte des vergangenen Jahrs.

1617. Beim Anfange dieses Jahrs, so wie beim Schlusse des vorigen, war der Winter so gelinde, daß sich auch die ältesten Leute nicht erinnern konten, jemals einen solchen Winter erlebt zu haben. Es fiel wenig Schnee. Vom 25ten Jan. an konten die Schafe und Rinder auf die Weide getrieben werden. Nach dem 24ten Febr. fielen zwar ungefähr 20 sehr kalte Nächte ein, aber die Tage waren heiter und warm. Den 17ten Merz blühete der Schleenbusch, den 25ten fast alle Obstbäume. Einen ganzen Monat fing man früher an, zu säen und zu pflanzen, als sonst gewöhnlich. Der Erfolg von dieser besondern Witterung hat nicht können angegeben werden, weil zwischen Ostern und Pfingsten dieses Jahrs die Chronik, woraus diese Nachricht genommen, schon herausgekommen ist.

1684. Ein sehr trockener Sommer. Die Tannenwälder am Harz geriethen in Brand.

Dies sind die Witterungsbeobachtungen, die ich in alten Chroniken gefunden habe. Hieraus können schon viele angemerkte Theurungen aufgekläret werden. Einige sind wahrscheinlicher Weise durch Kriege und Verheerungen verursacht worden. Ja einige können auch ehemals aus ganz geringen Ursachen entstanden seyn. Der Ackerbau wurde noch nicht so hoch getrieben, als jetzt; und der gemeine Mann genoß sonst nichts, als die Früchte des Feldes. Jetzt, da der Ackerbau fast jährlich verbessert und sehr hoch getrieben wird, da ein sehr grosser Theil von Menschen in Deutschland sich sein Leben mit Kaffe und Zwieback hinhält, ein anderer Theil Kartoffeln anstatt des Brods ißt, und da wegen des häufigen Gebrauchs des Kaffe nicht so viel Getreide zum Bier verbrauet wird, jetzt müssen unter solchen und noch mehr andern Umständen erst einige unfruchtbare Jahre hintereinander kommen, wenn eine Theurung recht merklich und groß werden soll *).

*) Die Theurungen von 1740 und 1771, welche auf fruchtbare Jahre folgten, scheinen diesem zu widersprechen. Anm. d. H.

Hildesheim. Linck, Pastor.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 15ten Merz 1782.

Daß das leipziger und nordhäuser Gemäße keinen willkührlichen Ursprung habe, sondern aus dem Raume, den eine cöllnische Mark schwer Wasser einnimt, abgeleitet worden.

1. Man nimt insgemein an, alles Gemäße, hätte einen willkührlichen Ursprung gehabt, und diese Meinung hat viele Vorschläge zur Verbesserung desselben veranlaßt.

2. Ueberhaupt verlangt man von einem guten Gemäße

a) daß die Einheit, oder das Ding, welches man zum Grunde geleget, so viel möglich unveränderlich sey.

b) Daß, so wohl die flüßigen als trocknen Sachen, mit einerlei Gemäße gemessen werden.

c) Daß diese Gemäße schickliche Theile, der Würfel des Längenmaßes seyn mögten.

d) Daß solches eine schickliche Eintheilung habe.

3. Daß alle diese Eigenschaften, das nordhäuser und leipziger Gemäße habe, werde ich in folgendem zu zeigen suchen; welche Stadt, oder in welchem Lande dieses Gemäß erfunden, kan ich nicht sagen, genug, es gereicht zum Ruhme der Alten, daß solche bereits dasjenige eingeführt haben, was man jetzo wünscht eingeführt zu sehen.

4. Eine Einheit mußte willkührlich angenommen werden. Dieses konte nun eine Länge, ein Körper, oder auch eine Schwere seyn. Was sich unsere Vorfahren eigentlich zur Einheit bedient haben, ob es eine Schwere oder eine Länge gewesen, weiß ich nicht zu sagen, denn man kan aus der Schwere die Länge, und so umgekehrt, ableiten.

5. Da aber der leipziger Fuß, nie eine solche Allgemeinheit scheint gehabt zu haben, wie das cöllnische Gewicht nunmehr seit 300 Jahren hat, so glaube ich hieraus folgern zu können, daß die cöllnische Mark der Grund des leipziger Fußes sey.

6. Zuerst will ich zeigen, wie die Alten verfahren haben, da sie dieses Gemäße einführten, und alsdann beweisen, daß dieses Gemäße noch jetzo in Nordhausen gebräuchlich sey.

7. A. Vom Gemäße zu den flüßigen Sachen.

Dieses ist zweierlei, beim einzelnen Verkauf, und beim Verkauf im Ganzen; ersteres kan man im eigentlichen Verstande Gemäße nennen, lezteres aber Gefäße.

a) **Vom Gemäße.**

I. Man verfertige sich ein Gemäße, etwa von Blech, welches genau eine cöllnische Mark schwer Wasser faßt, und nenne dieses Gemäße, etwa, wie bei uns noch üblich ist, ein halbes Pfund; so sagt man, was kostet ein halbes Pfund Brantwein?

II. Man verfertige ein Gemäße, das 1 Pfund hält.

III. Eins zu 2 Pfund.

IV. Eins zu 4 Pfund.

V. Eins zu 8 Pfund, und nenne sie Nösel, Maaß, Kanne u. Stübchen.

b) **Von Gefäßen.**

VI. Ein Dutzend Stübchen (V.) nenne man Eimer. Ein Gefäß also das 1 Dutzend Stübchen hält, wiegt 8 mal 12 Pfund oder 96.

VI. Ein Gefäß das halb so groß ist wie (VI.) und also 6 Stübchen faßt, nenne man ½ Eimer; es wird also 48 Pfund Wasser fassen.

VII. Ein Gefäß das 10 Eimer, oder 960 Pfund Wasser faßt, nenne man 1 Faß.

VIII. 5 solcher Fässer, also 50 Eimer, oder 4800 Pfund Wasser, nenne man 1 Fuder.

8. **Vom Längenmaaße.**

IX. Man lasse sich einen Kasten verfertigen, der gleich hoch, lang und breit ist, oder welcher die Gestalt eines Würfels hat, und der genau das Gefäß (VI.) oder einen halben Eimer faßt. Die Seite dieses Würfels nenne man Fuß.

X. 2 Fuß nenne man 1 Elle, diese theile man in 2 Dutzend Zoll, so bekomt jeder Fuß 1 Dutzend.

9. **Vom Flächenmaaße.**

XI. Eine Länge von 60, oder 1 Schock Fuß nenne man eine Kette, eine Fläche die eine Kette lang und breit ist, ein Sottel, und 10 Sottel 1 Acker. Ein halb Schock Aecker nenne man 1 Hufe.

10. **Vom Körpermaaße, als Gemäß zu trockenen Sachen.**

XII. Beim Körpermaaße wird jederzeit das Längenmaaß zum Grunde gelegt, und ein Körper der 1 Fuß lang, breit und hoch ist, heißt 1 Kubikfuß, dieses kan die Einheit zu dem Gemäße zu trockenen Sachen seyn, so wie es solches auch bei den Gefäßen zum flüssigen ist. Voll Wasser ist sein Gewicht 48 Pfund.

XIII. Damit man aber mehrere Gemäße wie dieses habe, so mache man einen Würfel, dessen Seite noch einmal so lang ist als die Seite (XII.). Dieser wird 1 Kubik Elle seyn; voll Wasser wiegt er 384 Pfund. Dieses Gemäß nenne man Malter.

XIV. Ein kubisches Gemäß, welches halb so große Seiten als (XII.) hat, dessen Seiten also 6 Zoll sind, und das 6 Pfund Wasser faßt, nenne man Metze.

XV. Ein dergleichen Gemäß, von halb so großen Seiten als das vorige, nenne man Mäßgen, seine Seite ist also 3 Zoll, und es faßt 24 Loth Wasser.

XVI. 2 solcher Gefäße wie (XII.)

gebe

gebe man den Namen Scheffel, er wird also 96 Pfund Wasser fassen, und 2 Kubikfuß groß seyn. Dieses Gemäße ist also sammt und sonders, von dem Raume den 1 cöllnische Mark schwer Wasser einnimt, bestimt worden.

11. *Vom Gemäße in Nordhausen und Leipzig.*

Der nordhäusische Scheffel hält 2291 pariser Kubikzoll. (Siehe meine Maaß- und Gewichtvergleichung, Nordhausen 1772 in 4. §. 88.)

12. Drei nordhäuser Scheffel heißen 1 Sack, und 4 ein Malter. Der Kubik-Inhalt des erstern ist also 6873 pariser Kubikzoll und des letzteren 9164 pariser Kubikzoll.

13. Da der französische Kubikzoll 1728000 Kubikscrupel hält, so ist der Inhalt des Malters nach Kubikscrupeln 15835392000, ziehet man hieraus die Kubikwurzel, so ist solche 2508. Ein Würfel, der also 2508 pariser Scrupel zur Seite hat, wird also ein nordhäuser Malter fassen.

14. Boetius in der Anleitung zu den arithmetischen Wissenschaften, Seite 372. setzet die Größe eines leipziger Fußes in 2253 pariser Scrupel, folglich hält die Elle 2506 pariser Scrupel. Ich habe die Größe dieser Elle l. c. §. 21. aus Krusens Comtoiristen eben so groß angenommen; machet man diese Elle um 2 Scrupel, welches der 1253te Theil des Ganzen, und also wie ein unmerklich kleiner Theil anzusehen ist, größer, so folgt, daß die leipziger Kubik Elle, die Größe eines nordhäuser Malters sey.

15. In Leipzig bedient man sich jetzo des dreßdner Scheffels. Seine Größe ist 5287 pariser Kubik Zoll (l. c. §. 91.). Ehemals aber hatte Leipzig seinen eigenen Scheffel, dessen Größe in den leipziger ökonomischen Nachrichten, Theil 2. Seite 489. unter zweierlei Benennung des alten und neuen, ersterer auf 1 Scheffel 1 Viertel 1 Metze 1⅓ Mäßgen., letzterer aber auf 1 Scheffel 1 Viertel 1 Metze dresdner Maaß angegeben wird.

Nun ist der Inhalt des Scheffels	—	5287
Des Viertels	—	1321
Der Metze	—	330
Also der Inhalt des leipziger Scheffels	—	6938 P. K. Z.
Ein nordhäuser Sack hält	—	6873
Unterschied	—	65 K. Z.

der 110te Theil des Ganzen; die Ursache dieses Unterschiedes scheint mir in jener Bestimmung des Inhalts des leipziger Scheffels im dreßdner zu liegen, denn die in den ökonomischen Nachrichten angegebene Verhältnisse, scheinen nicht auf geometrische Art, sondern durch Messung mit Getreide bestimmt zu seyn, und hier hat die Art zu streichen, und die Breite des Gemäßes einen so starken Einfluß, daß man die auf diese Art gefundenen Verhältnisse nicht als mathematisch gewiß betrachten, und aus dieser Absicht eines theils und als des schicklichen Verhältnisses gegen die leipziger Kubik Elle, so glaube ich, daß leipziger Scheffel und nordhäuser Sack einerlei sey.

16. In Nordhausen pflegt man die Größe des Scheffels nach Pfunden Wasser zu bestimmen, oder es soll 1 Scheffel, 12 Stübgen Wasser à 8 Pf. – 96 Pfund Wasser fassen. Der Scheffel enthält 16 Metzen, also die Metze 6 Pfund. Das Malter zu 4 Scheffel wieget also 384 Pfund.

17. Ein Faß Bier soll nach der Brauordnung 120 Stübgen halten.

18. In Leipzig hält ein Fuder $2\frac{2}{5}$ Faß – 12 Eimer, 1 Faß also 5 Eimer, der Kubik-Inhalt des leipziger Fuders ist 45644 pariser Kubik-Zoll (l. c. §. 98.)

19. Der Kubik-Inhalt des nordhäuser Stübchens 190 pariser Kubik-Zoll (l. c. §. 97.).

20. Es hält also das leipziger Fuder 240 nordhäuser Stübchen. Das leipziger Faß 100 nordhäuser Stübchen. Ein leipziger Eimer 10 nordhäuser Stübchen. Das leipziger Fuder 2 nordhäuser Faß.

21. Aus diesem und (15) erhellet, daß in Leipzig und Nordhausen einerlei Gemäß, so sowohl zu trocknen als flüßigen Dingen sey.

Nordhäusisches Gemäße zu trocknen Sachen.

Namen des Gemäßes.	Hält an leipzig. Kubik-Ellen.	Hält an leipzig. Kubik-Fuß.	Hält an leipzig. Kubik-Zoll.	Wiegt Wasser nach cöllnisch. ℔
1 Malter (A) — —	1	8	13824	384
1 Sack — — —	$\frac{3}{4}$	6	10368	288
1 Scheffel (a) — —	$\frac{1}{4}$	2	3456	96
$\frac{1}{2}$ Scheffel (B) — —	$\frac{1}{8}$	1	1728	48
1 Viertel — —	$\frac{1}{16}$	$\frac{1}{2}$	864	24
2 Metzen — —	$\frac{1}{32}$	$\frac{1}{4}$	432	12
1 Metze (C) —	$\frac{1}{64}$	$\frac{1}{8}$	216	6
$\frac{1}{4}$ Metze — —	$\frac{1}{256}$	$\frac{1}{32}$	54	$1\frac{1}{2}$
1 Mäßgen (D) — —	$\frac{1}{512}$	$\frac{1}{64}$	27	$\frac{3}{4}$

Das Malter A ist also der Kasten (XIII.).
Der halbe Scheffel B ist das Gemäß (XII. VI.).
Die Metze C ist das Gemäß (XIV.).
Das Mäßgen D ist das Gemäß (XV.).
Der Scheffel a ist das Gemäß (XVI. und VI.).

22. Nord-

22. Nordhäusisches Gemäße zu flüßigen Sachen.

Namen der Gemäße.	Inhalt nach Kubik-Fuß.	Schwere des Wassers nach ℔	Inhalt an Scheffeln.	Inhalt an Stübchen.
Fuder — —	100	4800	50	600
Faß — —	20	960	10	120
Eimer — —	2	96	1	12
Stübchen — —	$\frac{1}{6}$	8	$\frac{1}{12}$	1
1 Maaß — —	$\frac{1}{24}$	2	$\frac{1}{48}$	$\frac{1}{4}$
Nösel — —	$\frac{1}{48}$	1	$\frac{1}{96}$	$\frac{1}{8}$
$\frac{1}{2}$ Nösel — —	$\frac{1}{96}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{192}$	$\frac{1}{16}$

Dieses ist das Gemäß von I. bis VIII.

23. Vom nordhäuser Ellen- Fuß- und Flächenmaaße.

Die nordhäuser Elle, so wie solche zur Zeit gebräuchlich ist, verhält sich zur leipziger wie 2458:2506. (l. c. §. 25.). Da aber alles vorige angeführte Gemäße, sich auf die cöllnische Mark gründet, und ganz mathematisch die leipziger Elle heraus bringt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Elle auch die leipziger seyn müßte.

24. Die Muthmaßung wird folgende Betrachtung zur Wahrheit machen.

Ich habe in oft angeführter Maaß- und Gewichtvergleichung, die Größe eines leipziger Ackerlandes auf 1 nordhäuser Acker 5 Fuß 46 Zoll. – 165,46 Quadratruthen angegeben. Die Ruthe zu 10 Fuß und den Fuß zu $\frac{3}{4}$ nordhäuser Ellen. Es ist also der leipziger Acker gewisser als der nordhäuser. Wenn man $\frac{1}{2}$ nordhäuser Elle den Namen eines Fußes giebt, so enthält der Acker 36000 Fuß (dieses ist IX.). Es verhält sich aber zum Flächenmaaße die nordhäuser halbe Elle zur leipziger wie 1:1,0404. Die Größe des leipziger Ackers aber ist in nordhäuser Quadrat halben Ellen 37228. folglich 1,6404 : 37228 = 1:36000. folglich ist der nordhäuser und leipziger Acker von einerlei Größe, und deßhalb muß auch die nordhäuser Elle der leipziger gleich seyn.

25. Aus allem bisher gesagten erhellet, daß Elle- und Fußgemäße zu trocknen und flüßigen Sachen in beiden Städten einerlei seyn muß, und daß dieses Gemäß nicht willkührlich entstanden, sondern auf geometrische Art, aus dem an beiden Oertern üblichen Gewichte, nemlich der cöllnischen Mark abgeleitet worden; und es gereichet unseren Vorfahren zum nicht geringen Ruhme, daß sie bei Einrichtung der Gemäße, bereits so verfahren haben, wie man jetzo wünscht, daß überhaupt so verfahren seyn mögte.

Nordhausen. Gottfried Erich Rosenthal.

Vom Wasser.

(Uebersetzt aus der Demonstration de L'existence de Dieu, par Mr. de la Mothe Fenelon.)

Das Wasser ist ein flüßiger, klarer und durchsichtiger Körper. Eines theils fließt er, geht fort und flieht davon. Andrer Seits nimt er alle die Gestalten der Körper an die ihn umgeben, da er an sich selbst keine derselben besitzt. Wäre das Wasser ein wenig dünner, so würde es eine Art Luft seyn; die ganze Fläche der Erde wäre trocken und unfruchtbar. Es würde darauf kein fliegendes Thier seyn; keine Gattung von Thieren könnte schwimmen, kein Fisch könnte leben, und es würde kein Handel durch die Schiffahrt seyn. Welche emsige Hand hat durch Verdünnung der Luft das Wasser zu verdicken, und diese beiden flüßigen Körper zu unterscheiden gewußt? — Wäre das Wasser ein wenig dünner, so könnte es die großen schwimmenden Gebäude, die man Schiffe nennt, nicht tragen. Die allergeringsten schweren Körper würden sogleich im Wasser untergehen. Wer hat für eine richtige Bildung der Theile und für einen so genauen Fall der Bewegung gesorgt, um das Wasser so flüßig, so eindringend, so geschickt zum Entweichen, und so unfähig aller Dicke zu machen: und dennoch so stark zu tragen und so gewaltsam, um die schwersten Lasten mit sich fortzureißen? — Es ist gelerig; der Mensch leitet es wie der Reuter sein Pferd, über Felsenspitzen, und zertheilt es wieder nach seinem Gefallen; er erhebt es über die steilsten Berge, und bedient sich seiner Schwere, um ihm einen Fall zu geben, der verursacht, daß es gerade so hoch wiederum steigt, als es gefallen ist. Aber der Mensch, der so große Herrschaft über das Wasser hat, wird seiner Seits auch durch dasselbe beherrscht. Es ist eine der größten sich bewegenden Kräfte, deren sich der Mensch bedient, um dadurch den Mangel der Größe und Stärke seines Leibes in den nöthigsten Künsten zu ersetzen. — Aber diese Gewässer die ihrer Flüßigkeit ungeachtet so schwer sind, erheben sich über unser Haupt, und bleiben daselbst lange ausgespannt. Siehst du diese Wolken, die gleichsam auf den Flügeln der Winde fahren? stürzten sie auf einmal mit großen Wassergüssen herab, wie reißende Ströme, so würden sie an dem Orte da sie fielen, alles untertauchen und überschwemmen, das übrige der Erde aber bliebe trokken. Welche Hand bewahrt sie in ihrem Behältniß ausgespannt, und erlaubt ihnen nur Tropfenweise zu fallen, so wie man etwas durch ein Tuch seiget? Woher kömts, daß in einigen warmen Ländern, wo es gar nicht regnet, der nächtliche Thau eben so ergiebig ist, so daß er den Mangel des Regens ersetzet: und daß in andern, zum Beispiel an den Ufern des Nils und Ganges die re-

gel-

gelmäßige Ueberschwemmung der Flüsse zu gewissen Jahrszeiten die Erde feuchtet um für die Bedürfnisse der Völker zu sorgen? Kann man weisere Maaßregeln denken um alle Länder fruchtbar zu machen? —

Also stillet das Wasser nicht nur den Durst der Menschen, sondern auch der trocknen Gefilde, und der, welcher uns diesen flüßigen Körper gegeben, hat ihn mit weiser Sorgfalt auf der Erde vertheilt, wie die Wasserleitungen in einem Garten. Die Gewässer kommen von hohen Gebürgen, wo ihre Behältnisse sind. In den Thälern versammeln sie sich in große Bäche. Diese Bäche aber fliessen ins weite Feld um es desto besser zu wässern. Endlich ergießen sie sich ins Weltmeer, um daselbst den Mittelpunkt der Handlung aller Nationen zu machen. Dieser Orkan der seine Stelle zwischen den Landen zu haben scheint, um sie auf immer von einander zu trennen, ist auch auf der andern Seite der Versammlungsplaß aller Völker, die zu Lande von einem Ende der Welt nur mit Beschwerlichkeit durch Umwege und unglaubliche Gefahren reisen können. Durch diesen Weg, da man keine Fußstapfen zurückläßt, durch diesen Abgrund reicht die alte Welt der neuen die Hand, und die neue verschaft der alten so viel Bequemlichkeit und Reichthum. Das mit so viel Kunst vertheilte Wasser bewegt sich in der Erde im Kreise wie das Blut im menschlichen Körper. Aber außer diesem beständigen Kreislauf des Wassers, ist auch noch Ebbe und Fluth in der See. Die Ursachen dieser so geheimnißvollen Würkung wollen wir nicht untersuchen. Gewiß ist es, daß man durch die See fortgetragen und auch an eben den Ort und zu derselben Stunde wieder zurück gebracht wird. Wer hat es so gemacht, daß sie sich zurückzieht, und auf eben dem Wege wiederkehrt, und dieses mit so genauer Ordnung? — Etwas mehr, oder etwas weniger Bewegung in diesem flüßigen Ganzen würde die ganze Natur in Verwirrung bringen. Bewegte sich das zurücklaufende Wasser ein wenig stärker, so würde es ganze Königreiche überschwemmen. Wer hat bei diesem unermeßlichen Körper so weise Maaßregeln zu nehmen gewußt? Wer wußte das etwas mehr und etwas minder so sorgfältig zu vermeiden? Welcher Finger hat dem Meer seine unbewegliche Schranken gesetzt, dessen Befehl es in allen folgenden Jahrhunderten verehren mußte, da er sprach: Hier sollen sich deine stolzen Wellen legen? Aber das fließende Wasser wird im Winter auf einmal hart wie ein Fels. Selbst die Gipfel der höchsten Berge sind zu aller Zeit mit Eis und Schnee bedeckt, die die Quellen der Flüsse sind, und die Weiden fruchtbar machen, indem sie sie tränken. Hier ist das Wasser süß, um den Durst der Menschen zu stillen: dort führt es Salz bei sich, welches würket, und unsere Speisen für Fäulniß schützt. Kurz, wenn ich mein

Au-

Auge aufschlage, seh' ich in den Wolken die über uns dahin fliegen, ausgebreitete Meere, um die Luft zu mäßigen, um die brennenden Sonnenstralen aufzuhalten, und die trockene Erde zu wässern. Welche Hand hat über unser Haupt diese Wasserbehältnisse ausspannen können? Welche Hand sorgt dafür, daß sie nie etwas als nur durch gemäßigte Wege heraus geben?

C.

Warnung an einige Handelsgärtner.

(Aus des Herrn Justitzrath Hirschfeld beliebtem Gartenkalender auf das 1782te Jahr, S. 258.)

Man weiß, wie oft in Schriften und in mündlichen Erzählungen über die Betrügereien einiger Handelsgärtner, besonders der **Blumisten und Fruchtbaumhändler** geklagt ist, und noch immer geklagt wird. Um diesem Uebel sich entgegen zu setzen; soll künftig der Gartenkalender von solchen Handelsgärtnern, von welchen man drei verschiedene zuverläßige Zeugnisse aufzuweisen hat, daß sie dreimal betrogen haben, die Namen bei der Anzeige des Ungeziefers anführen, welches das Jahr in den Gärten am meisten Schaden angerichtet hat *).

*) Eine sehr nützliche und angenehme Nachricht unter denen, daran dieser Gartenkalender reich ist. Vielleicht das zuverläßigste Mittel, das Ungezieser dieser Art, wo nicht sofort völlig auszurotten, doch die Gartenfreunde in den Stand zu setzen, daß sie sich dafür hüten können. Viele Gartenfreunde müssen jedoch die Bitte sich erlauben, daß auf gleiche Weise auch diejenigen Handelsgärtner, welche mit Sämereien der Küchengewächse betrogen haben, unter dem Ungezieser namentlich angezeiget werden. Bei wohlhabenden Gartenliebhabern entstehet ein empfindlicher Verdruß, wenn sie dasjenige nicht erhalten, was sie mit Recht erwarten können. Diejenigen Gärtner aber, welche sich mit Weib und Kindern von den Aufkünften des von ihnen bestelleten Gartens allein ernähren: welche Gartenzins und Pacht entrichten müssen, welche Düngung und die betrieglichen Sämereien baar bezahlen: welche vom Anbruch des Tages bis spät in die Nacht im Schweiß ihres Angesichts den Garten mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte bearbeiten, dennoch die Zeit, und das Land, wovon sie Früchte hoffen, wegen Untauglichkeit des Saamens nicht nutzen: Diese leiden durch dergleichen Betrug so sehr, daß sie oft ganz zurück kommen, sich und die ihrigen nicht fortbringen können, folglich in Armuth gerathen. Diesen fleißigen Leuten schadet kein anderes Ungezieser, keine widrige Witterung so sehr, als die gewissenlosen Handelsgärtner. Es ist deswegen gewiß billig, daß sie mit zu der Klasse derer gerechnet werden, welche als **Blumisten und Fruchtbaumhändler** ihre Nebenmenschen hintergehen, und mit diesen gleiches Schicksal haben.

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 18ten Merz 1782.

Herr D. M. E. Bloch von der Ausbrütung der Fische a).

(Nebst einer Kupfertafel.)

Da ich nur erst vor kurzem Gelegenheit gehabt, über diesen Gegenstand Versuche anzustellen; so halte ich es für nothwendig, das Resultat derselben je eher, je lieber bekant zu machen, weil dasselbe auf das Versetzen und die Vermehrung der Fische einen großen Einfluß hat. Das Versetzen der Fische ist nicht nur kostbar, sondern auch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Eines Theils sind die Fische, zu der Zeit, in welcher sie sich am besten versetzen und verfahren lassen, nicht zu ha-

a) Herr Doctor Bloch in Berlin, der aus verschiedenen Aufsätzen dem Publico als ein Naturkundiger bekant seyn wird, giebt jetzt ein Werk unter dem Titel: Oekonomische Naturgeschichte der Fische, in Quart, mit schwarzen und illuminirten Foliokupfern heftweise heraus. Jedes Heft besteht aus 6 Platten, davon kostet das schwarze 27 mgr., und illuminirte 1 Rthlr. 18 mgr. Vom Texte, der auf Schreibpapier in groß Quartformat abgedruckt ist, kostet jeder Bogen 1 ggr. 4 pf. Das ganze Werk wird aus 10 bis 12 Heften bestehen, und sind davon bereits 4 Hefte erschienen. Dieses Werk ist sowohl für die Naturkundiger als Landwirthe sehr brauchbar; denn erstere werden viele Gattungen von Fischen darin finden, welche der Aufmerksamkeit eines Linné entgangen sind, und letztere werden daraus erkennen, wie sie ihre Seen und Teiche auf eine leichte Art mit allerhand Fischen besetzen können, besonders werden diejenigen daraus einen Vortheil ziehen können, welche Karpfen- und Forellenteiche anlegen, und beide Fische mit Nutzen hegen wollen. Da der Verfasser in der Abhandlung von der Ausbrütung der Fische ein neues Licht über diese Materie verbreitet, und da diese so wohl von den Physiologen als Oekonomen nicht ohne Nutzen wird gelesen werden, so hoffen wir diesen einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir die Abhandlung über diese Materie aus seinem Werke in unser Magazin einrücken. Der Verfasser giebt dieses Werk auf eigene Kosten und Subscription heraus. Allhier nimt der Herr Doctor Marx Subscription an, und sind bei ihm die ersten ausgemalten 4 Hefte davon nebst 21 Bogen Text für 6 Rthlr. 31 mgr. zu haben.

haben; andern Theils sterben sie unterweges; besonders wenn der Ort, von dem man sie herholt, weit entfernt ist. Verschiedene büßen schon beim Ausfischen ihr Leben ein, wie die Maränen; andere aber sterben, wenn der Wagen während der Fortschaffung stille steht, wie die Schmerlen; viele werden auch durch das Angreifen und Schütteln beschädigt. Diesem allen, dachte ich, könte vorgebeugt werden, wenn man die befruchteten Eyer in die Teiche und Seen setzte, und sie darin ausbrüten ließe. Da ich keinen See zu meiner Disposition habe, so versuchte ich es, die Fischeyer in meinem Zimmer auszubrüten. Herr Lund b) bestreitet zwar die Möglichkeit einer Ausbrütung dieser Art, und mein im vorigen Jahre angestellter Versuch mit dem Barschlaich begünstigte seine Meinung. Da aber öfters bei den Versuchen der Mangel eines guten Erfolgs von kleinen zufälligen Umständen, auf die man nicht genug aufmerksam ist, abhängt; so faßte ich den Entschluß, über das Ausbrüten der Fischeyer aufs neue Versuche anzustellen. Ich ließ mir aus der Spree Kräuter, woran die Eyer des Bleies, der eben laichte, befindlich waren, in ein wenig Wasser bringen, setzte sie in ein mit Flußwasser angefülltes hölzernes Gefäß, ließ dasselbe einen Tag um den andern erneuern, und ich hatte das Vergnügen, innerhalb neun Tagen, mein Wasser mit etlichen tausenden zarten Fischgen bevölkert zu sehen. Da das Gefäß in einem durch die Sonne erwärmten Zimmer gestanden hatte, und da nicht ein jedes Wasser, worin man Fische zu setzen wünscht, so frei liegt, daß es die Sonne treffen kan; so machte ich mit andern Eyern des Bleies, der Güster, des Uekeleyes, folgende Versuche: Ich that die mit Eyern behangenen Kräuter in vier Gefäße, setzte davon eins der Vor- und Nachmittagssonne, das zweite der Vormittags-, das dritte der Nachmittagssonne aus, das vierte brachte ich an einen Ort, wohin gar keine Sonne kam. In dem ersten kamen die Fischgen bereits am siebenden Tage ihrer Befruchtung, in dem zweiten und dritten am achten, und im vierten am neunten Tage aus c). Ich habe bereits an einem andern Orte bemerkt, daß nicht alle Eyer durch den Milcher befruchtet werden. Daher geschahe es, daß ich bisweilen von einer Pflanze, die mit vielen hundert Eyern besetzt war, kein einziges auskommen sah; dahingegen aus einem kleinen Strau-

b) Schwed. Abhandl. 23. B. S. 191.

c) An der richtigen Angabe des Befruchtungtages ist um so weniger zu zweifeln, da ich gewiß bin, daß die Fischer, von welchen ich diese mit Laich besetzten Kräuter erhalten habe, des Tages vorher in den Reusen, weder einen Fisch dieser Art, noch an den Kräutern einige Eyer, verspürt.

d) In der ökonomischen Naturgeschichte der Fische, woraus diese Abhandlung genommen ist.

Strauche, den ich in eine Tasse zu besondern Beobachtungen gelegt hatte, sechszig Fischgen ausschlupften. Wenn man ein Suchglas zu Hülfe nimt; so kan man durch dasselbe den Eyern bald ansehen, ob sie befruchtet sind, oder nicht: indem sie in jenem Falle allezeit klärer, durchsichtiger und gelber erscheinen: ein Merkmal, welches nach dem zweiten und dritten Tage immer deutlicher wird, so, daß man in den folgenden, das befruchtete von dem tauben Ey, sogar mit unbewafnetem Auge, unterscheiden kan. Dieses wird mit jedem Tage weißer, trüber, dichter, undurchsichtiger, verliert seinen Glanz und erhält vollkommen das Ansehen eines kleinen Hagelkorns, das zu schmelzen anfängt. Ich legte befruchtete Eyer einzeln in verschiedene mit Wasser angefüllte Uhrgläser, um die Entwickelung des Fisches desto genauer beobachten zu können.

Das Fischey hat eine vollkommen runde Gestalt, und man erkennt in demselben den Dotter, daß Weiße und zwischen diesen eine halb mondförmige helle Stelle. Der Dotter, welchen, wie gewöhnlich, das Weiße umgiebt, ist gelb, rund und liegt nicht in der Mitte, sondern nach einer Seite zu (Fig. 3. a.) zwischen dem Dotter und dem Weißen (Fig. 3. b.) ist jene halbmondförmige Stelle sichtbar, und diese Theile sind auch in dem tauben Ey anzutreffen, nur daß der Dotter in diesem weniger gelb erscheint. Auf dem befruchteten Ey ist von der geschehenen Befruchtung des Milchers keine Spur äußerlich zu entdecken. Der Milch, welcher längst des Rückgrades, bald in einem, bald in zween Säcken eingeschlossen ist, besteht aus einer dicken, weißen Substanz, welche in der Laichzeit so dünne, wie Milch wird, und beim geringsten Druck durch das Nabelloch hervorquillt. Ich that mit einer Nadelspitze ein wenig davon auf eine Glasscheibe, verdünnte solches mit etwas reinem Wasser, und brachte es unter die stärkste Vergrösserung des Kompositiums. Hier erblickte ich ein Gewühl von unzählbaren kleinen rundlichen Thierchen (Fig. 13.) von unglaublicher Größe, welche bei andern Schriftstellern unter dem Namen der Saamenthierchen e) vorkommen, und die Herr von Büffon bewegende Theilchen f) nennt. Bald nach dem Tode des Fisches verschwand auch alle Bewegung in dem Saamen oder Milch desselben.

Die Lehre der Erzeugung ist überhaupt noch mit einem dicken Nebel umhüllt; aber vorzüglich bei den Fischen, wo die Befruchtung außerhalb der Mutter, und zwar in einem kalten Elemente, vor sich geht. Es ist unbegreiflich, wie hier so unendlich zarte Thierchen nicht sogleich erstarren, und sogar da, wo das Wasser in der Tiefe am schnellsten läuft, als wohin viele Fi-

e) Animalcula spermatica.
f) Moleculæ moventes.

Fische ihre Eyer absetzen, am Leben bleiben. Nicht weniger wunderbar ist nicht nur die Ausbrütung derselben; (da verschiedene Fische sogar im Winter laichen, wie z. B. die Quappe, u. a. m.) sondern auch die Begattung. Bei den Fischen findet keine Vereinigung der Geschlechtstheile statt, sondern das Weibchen giebt die unbefruchteten Eyer von sich, und die dasselbe begleitende Männchen befeuchten diese in der Folge, indem sie ihren Milch darüber schießen lassen. Die Rogener verlassen zu dem Ende die tiefen Stellen, und suchen die flachen mit Pflanzen bewachsenen Stellen auf, um ihre Eyer daran abzusetzen. Zu gleichem Endzweck verlassen die Milcher ihren Winteraufenthalt, indem sie die Rogener begleiten. Der Milch ist eben so, wie die Hoden bei den Thieren, in zween Säcken eingeschlossen, und nach der Laichzeit, gleich den Hoden der Vögel, nach der Brutzeit, kaum sichtbar. Nach einem langen Winterschlafe fängt er bei den Fischen an zu wachsen, schwillt auf, drückt die Eingeweide und spannt die äußern Theile des Unterleibes auf, wovon der Milcher sich auf eben die Art, wie der Rogener, nemlich durch das Reiben an den Kräutern oder Steinen, zu befreien sucht. Da diese Spannung bei diesem weit stärker ist, so sind sie auch jederzeit die ersten, welche sich eine Erleichterung zu verschaffen und Stellen zum Absetzen der Eyer aufzusuchen, bemühet sind. Die mit einem klebrichten Gallert überzogene Eyer bleiben alsdenn an den Kräutern, Steinen, und andern harten Körpern sitzen, und werden auf die angeführte Art von den Milchern imprägnirt. Der erwähnte klebrigte Gallert fehlt den Eyern, aber alsdenn, wenn sie, vor der Zeit, durch eine äußere Gewalt ausgepreßt werden.

Bei den Thieren, so weit wir sie kennen, sind, (wenn ich die Eingeweidewürmer ausnehme, wo die Anzahl der Weibchen die Menge der Männchen weit übertrift,) wenigstens zur Begattungszeit, beide Geschlechter mit einander in gleichem Verhältniß g). Bei den Fischen hingegen, sind, zu Folge der Nachrichten, welche ich eingezogen, wenigstens noch einmal so viel Milcher als Rogener vorhanden. Die Ursache hievon liegt unstreitig in der Art und Weise, wie sich diese Geschöpfe begatten: da, wie erwähnt, die Eyer außerhalb der Mutter befruchtet werden und diese zerstreut umher liegen, so würde der größte Theil derselben unimprägnirt bleiben, wenn die Befruchtung zu dieser Zeit nur von einem einzigen Milcher geschähe, und

g) Zwar bemerkt man bei einigen Vögelarten, wie bei dem Fasan und Rebhuhn, mehr Hähne als Hühner: allein diese Ungleichheit war zur Erhaltung der Art nothwendig, weil jene dreister sind, als diese, und daher weit leichter in die Gewalt der ihnen nachstellenden Menschen und Raubthiere, als die schüchternen Weibchen, die sich mehr versteckt halten, gerathen.

und nicht gleichsam eine Polyandrie unter ihnen statt fände.

Eben so merkwürdig ist die Entwickelung des Fisches im Ey, die ich hier nur mit wenigem berühren werde h). Ich habe kurz vorher angeführt, was man im Ey am ersten Tage wahrnimt. Am zweeten wird die halbmondförmige Stelle, in welcher man von Zeit zu Zeit einen beweglichen Punkt i) sieht, etwas trübe. Am dritten Tage erblickt man an diesem Orte eine dichtere Masse, die mit dem einen Ende frei ist, mit dem andern aber im Dotter fest sizt (Fig. 4.). Am Ende der lezten Stelle sieht man den Umriß des Punkts oder des Herzens, dessen Bewegung nunmehro verdoppelt wird. Die Masse selbst, oder der Embryo, bewegt sich von Zeit zu Zeit mit dem freien Ende oder Schwanze. Am vierten Tage vermehren sich sowohl die Pulsschläge, als auch die Bewegung des ganzen Körpers. Am fünften Tage nimt man bei gewissen Lagen, die dieser bei seinen Bewegungen nimt, den Umlauf der Säfte in den Gefäßen wahr. Am sechsten Tage lassen sich der Rückgrad und die daran sizende Rippen unterscheiden. Am siebenden entdeckt man mit bloßen Augen zwei schwarze Pünktchen am Eye (Fig. 5.), welche, wie die Vergrösserung durch die Linse Nr. 5. zeigte (Fig. 6.) die Augen sind k). Nunmehro stellt sich schon der Fisch, nach seinem ganzen Umrisse und die Wirbelbeine nebst den Rippen so deutlich dar, daß man ohne viele Mühe, bei einer etwas stärkern Vergrösserung, ihre Anzahl bestimmen kan. Ungeachtet der Dotter bei der Zunahme des Embryo abnimt, so hat der Fisch doch nicht Plaz genug, sich in einer geraden Lage zu halten, und er krümt sich daher mit dem Schwanze (Fig. 6.). Die Bewegungen werden nunmehro so lebhaft, daß, indem er den Körper hin und her wälzt, den Dotter mit herum bewegt, und diese nimt zu, jemehr er dem Zeitpunkt seiner Geburt sich nähert, welcher zwischen dem siebenden und neunten Tage erfolgt. Durch das wiederholte Schlagen des Schwanzes wird die Haut des Eyes so dünne, daß sie endlich zerplazt. Nunmehr verdoppelt der Fisch, welcher mit dem Schwanze zuerst zur Welt komt (Fig. 7.) seine Bewegungen, um den Kopf aus dem noch übri-

h) Ich war diesen Sommer zu sehr mit Geschäften überhäuft, als daß ich die Entwickelung oft genug betrachten und ein genaues Journal darüber führen konte. Ich werde daher im künftigen Frühjahre dieses nachzuholen bemüht seyn, und diesen Gegenstand sowohl, als die daraus entstehenden Folgerungen, weitläuftiger, als hier geschiehet, ausführen.

i) Punctum saliens.

k) Ich habe mich zu diesen Beobachtungen des Hoffmannischen Mikroskops und zwar der Röhre a bedient: am besten nimt man die angeführten Gegenstände bei einem mäßigen Lichte wahr.

gen Dotter loszureißen und sich in Freiheit zu sezen. Nicht lange darauf freuet er sich seines Daseyns in seinem neuen Elemente, dem Wasser, worin er hin und her schießt. Da die Ausbrütung der Fische durch die Sonnenwärme geschieht, und diese in der Laichzeit nicht allemal das Wasser in gleichem Grade erwärmt; so geschieht auch die Entwickelung nicht immer in einem und demselben Zeitraum, und man nimt daher die angeführten Erscheinungen bisweilen um einen Tag früher oder später wahr.

Außer dem Bleie habe ich auch die Eyer der Güster und des Uckeleies ausbrüten lassen, und dabei eben dieselben Erscheinungen wahrgenommen. Merkwürdig ist es, daß man sogar im Ey bereits die Güster von dem Blei unterscheiden kan; indem bei leztern der gelbe Augenring schon sichtbar ist. Es gewährt ein ungemein angenehmes Schauspiel, mehrere dergleichen Thierchen, in einer so höchst zarten Gestalt, wie sie unter Fig. 9. a. erscheinen, so lebhaft sich im Wasser bewegen zu sehen. So langsam übrigens der Wachsthum der Fische von statten geht; so ist er doch in den ersten 8 Stunden fast sichtbar: denn in diesem kurzen Zeitraum erreicht sein Körper auf einmal die in Fig. 9. b. angegebene Größe, nachher aber ist er so unmerklich, daß der Fisch innerhalb drei Wochen nur wie unter Fig. 7. c. erscheint.

Noch am ersten Tage erblickt man mit bloßen Augen, außer den zween schwarzen Punkten, noch einen dritten, der, wie die Vergrösserung lehrt, der Magen mit den darin enthaltenen Nahrungsmitteln ist. (Fig. 10. und 11. a.) An eben diesem Tage zählte ich sechszig Pulsschläge in einer Minute, dahingegen sich das Herz im Embryo nur dreißig bis vierzig mal in eben diesem Zeitraum bewegte. Die Kügelchen, so lange sie im Herzen sind, haben eine röthliche, so bald sie aber in die anderen Gefäße kommen, eine weiße Farbe. Am zweeten Tage werden die im Herzen röther und in den Gefäßen gelblich; am dritten aber erlangen sie durchaus eine hellrothe, in den großen Blutadern aber eine blaßrothe Farbe, und stellen nunmehr diejenige Flüßigkeit dar, welche unter dem Namen des Bluts bekant ist. Nächst diesem erkennt man auch bereits am ersten Tage die Brustflosse; die übrigen Flossen und Eingeweide hingegen, da sie wegen ihrer Zartheit die Lichtstrahlen durchfahren lassen, sind unsichtbar, und erst am dritten Tage erscheint die Schwanzflosse, die aber noch gerade ist, (Fig. 10. b.) die Rückenflosse am fünften, die Bauch- und Afterflosse am achten Tage dem bewafneten Auge. Ungefähr um diese Zeit zeigen sich bei der stärksten Vergrösserung schwarze Pünkchen auf dem Körper, (Fig. 11. b. b.) theils in länglichen, theils in runden gestralten Figuren, wie sie bei Fig. 15. a. b. c. vergrößert vorgestellt sind, und diese sind die ersten Umrisse der künftigen Schuppen. Die am Kopfe sind die klein-

kleinsten, die am Rücken die größten, und die auf den Seiten stehen zwischen beiden in der Mitte. Auch bemerkt man nunmehr an der Schwanzflosse einen halbmondförmigen Ausschnitt. (Fig. 11. c.) Schon diese Theile stellen unter dem Composito dem Auge einen ergötzenden Anblick dar: noch weit reizender aber ist es, den Kreislauf des Bluts und der Säfte zu sehen. Hier bieten sich uns gleichsam Springbrunnen dar, die einen rothen, aus höchst zarten Kügelchen bestehenden Saft, ausspritzen. Nahe am Kopfe siehet man das Herz, welches noch aus einem dünnen häutigen Sack besteht, (Fig. 12. und 14. a.) sein Blut in eine sackförmige Schlagader (Saccus arteriosus,) ergießen, (Fig. 12. und 14. b.) die, so bald sie dasselbe empfangen hat, sich zusammenzieht, und es in die große Pulsader (Aorta. Fig. 14. c.) befördert. Während daß der Pulsadersack sich zusammenzieht, (Fig. 14. i.) führt die Hohlader dem ruhenden Herzen neues Blut zu, welches es dem nunmehro stillstehenden Pulsadersack wieder einspritzt. Da bei den Fischen die Brust nur sehr kurz ist, und der Hals gänzlich fehlt, so haben auch diese Thiere keine Halspulsadern, (Carotides,) sondern die große Pulsader geht gleich zu den in der Nähe liegenden Kiemen, und von da aus nach den übrigen Theilen des Körpers. Da bei jungen Fischen die Kiemen noch nicht sichtbar sind, so sah ich die Pulsader gleich nach dem Kopfe steigen, da sie denn hinter dem Auge wieder hervor kam, und längst dem Rückgrade herunter lief. (Fig. 14. e. e.) Eine andere sah ich vorwärts längst dem Bauche nach dem Schwanze zu herunter gehen, (Fig. 14. d. d.) die ihren Anfang nahe am Kopfe aus der großen Pulsader nahm. Aus ersterem entsteht bei jedem Wirbelknochen, in einem rechten Winkel, eine Pulsader, (Arteriæ intercostales,) welche ihre Richtung längs dem Rippen nehmen. Das Blut, welches in die äusserst zarten Pulsadern übergeht, sammelt sich zum Theil in der obern, (Fig. 14. g.) zum Theil in der untern (Fig. 14. h.) Hohlader (Vena cava ascendens & descendens,) die hinter der Schwimmblase in einem stumpfen Winkel (Fig. 14. i.) zusammen stoßen und das Blut dem Herzen von neuem zuführen. Der Kopf ist gegen andere neugeborne Thiere nur klein; damit er bei seiner wagerechten Stellung sich im Gleichgewicht zu erhalten vermag, die Schwimmblase hingegen groß. (Fig. 14. k.) Eines Umstandes muß ich hier noch erwähnen, nemlich, daß man, beim Ausbrüten der Fische, die Wasserenlen zu entfernen suchen müsse, weil diese die Brut verzehren. Ich hatte in einem Gefäß 30 Fischgen: da nun durch das Kraut auch verschiedene Wasserinsekten und Würmer in dasselbe hineingekommen waren; so geschah es, daß die Fischgen sich in wenig Tagen verloren, ohne daß ich ein Todtes bemerken konte, und da ich nachhero eine kleine Schnecke an der Oefnung der

der Wasserraupeneule (Phryganæa grandis L.) fand, und als ich diese abzog, keinen Einwohner darin bemerkte; so glaube ich, daß diese auch meine Fische verzehrt habe.

Aus diesen wenigen Beobachtungen glaube ich einige, für die Oekonomie und Physiologie, nicht unrichtige Schlüsse herleiten zu können.

1) Kan man die Seen und Teiche auf eine sehr wohlfeile und bequeme Art besezen, wenn man die richtige Laichzeit einer jeden Fischart anzugeben vermag. Diese werde ich, zur leichten Uebersicht, am Ende meiner **ökonomischen Naturgeschichte der Fische**, in einer Tabelle, nach den Monaten bestimmen; und da die Fische einer Gattung nicht auf einmal, sondern nach Verschiedenheit der Größe in drei Perioden, und zwar jedesmal, nach einem Zwischenraum von neun Tagen ablaichen, und die Zeit bis zur Ausbrütung acht bis neun Tage dauert; so gewinnt man Zeit genug, sich nach Bequemlichkeit mit diesen Kräutern zu versehen.

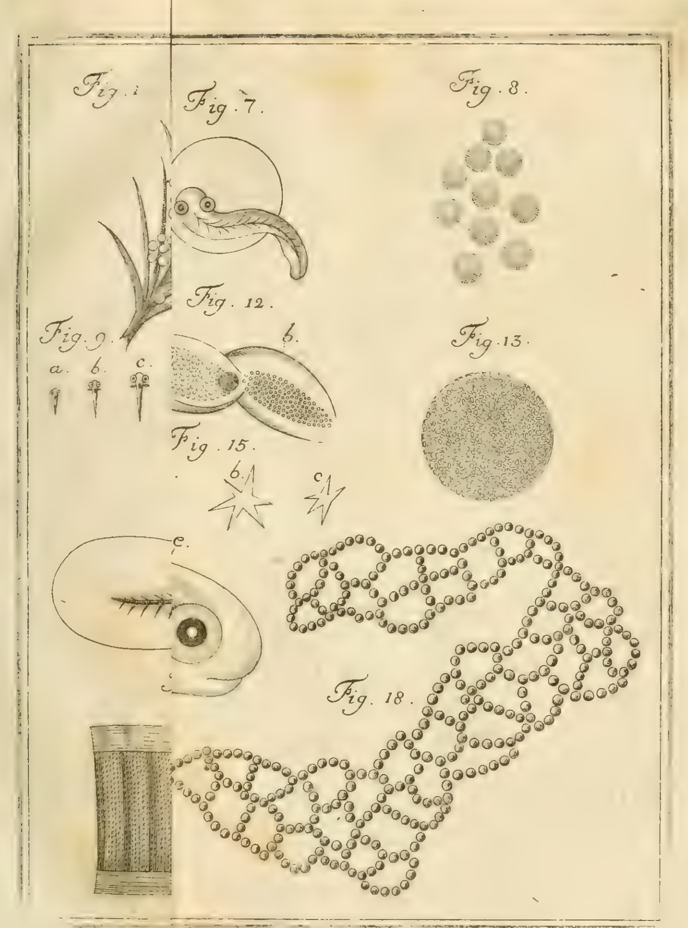
2) Ist nicht zu befürchten, daß man statt des Karpfensazes, Karauschen, Giebel, oder gar verkukten, ferner, anstatt des Bleisaamens, Günster, Plöze, Rothaugen, oder Uekeleie, die als Brut schwer von einander zu unterscheiden sind, erhalte, u. s. w.

3) läßt sich der Umstand: ob zur Befruchtung die Mischung zweierlei Feuchtigkeiten, nemlich des männlichen und weiblichen Saamens, vonnöthen sey? (Ein Saz, worüber so wohl die ältern Philosophen, als die nachherigen Physiologen, langegestritten haben, und worüber die Meinungen noch heutiges Tages getheilt sind,) mit ziemlicher Gewißheit entscheiden; da wenigstens bei den Fischen eine dergleichen Vermischung nicht statt findet.

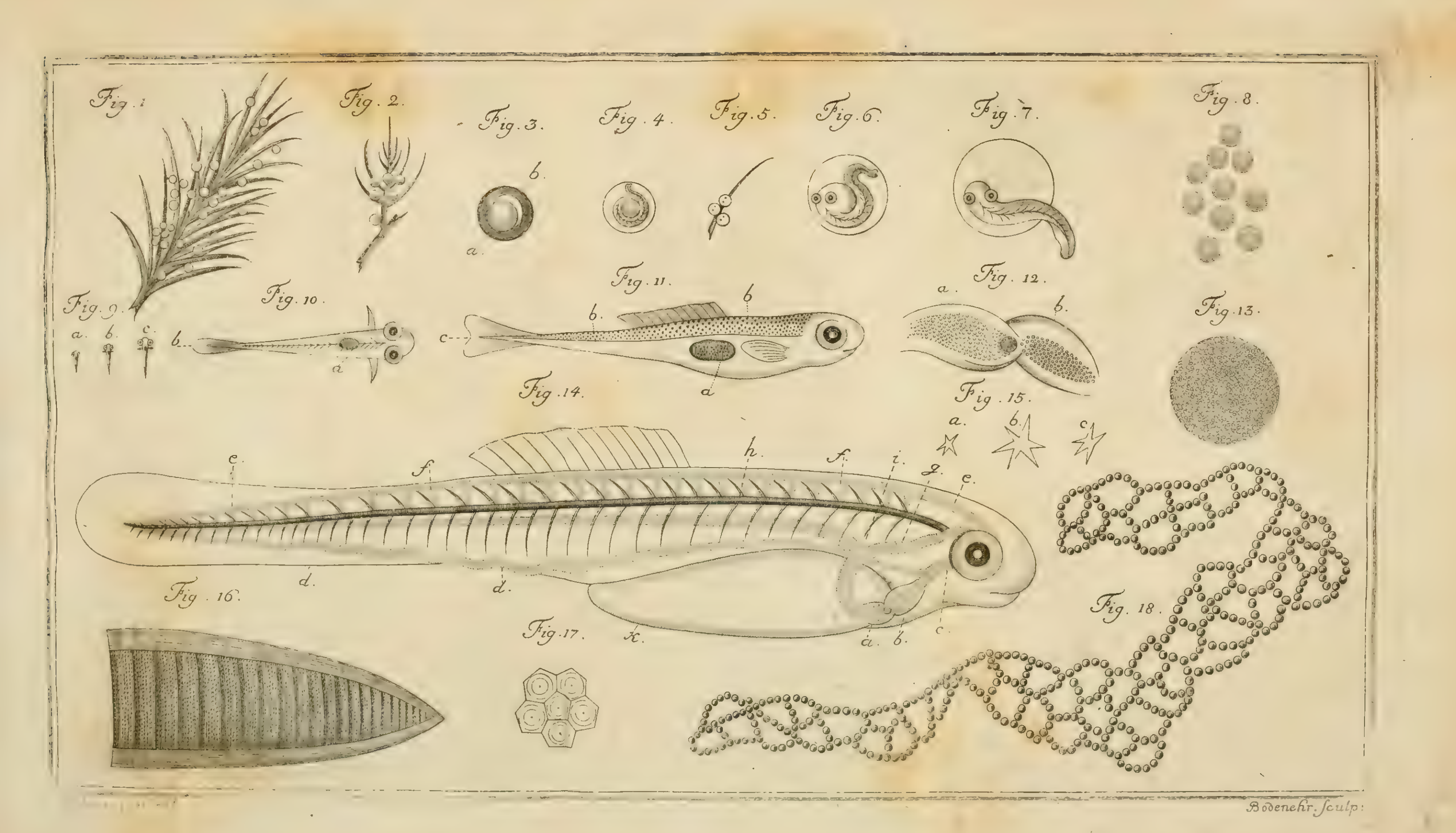
Der Schluß folgt künftig.

Antwort auf die Frage im 6ten St. dieses Magazins.

In eben der rothwelschen Sprache hat Ja schon lange ebenfalls seine vielsagende Umschreibung. Sie heißt: **Gehorsamst aufzuwarten.** Also: Sind Sie gestern in der Comödie gewesen? **Gehorsamst aufzuwarten!** Haben Sie auf Ihrer Reise gut Wetter gehabt? **Gehorsamst aufzuwarten!** Befindet sich Frau Gemalin wohl? **Gehorsamst aufzuwarten.**



Bodenehr. sculp:


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
b.
a.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
a. b. c.
Fig. 10.
b.
a
Fig. 11.
b.
b
c
a
Fig. 12.
a.
b.
Fig. 13.
Fig. 14.
e. f. h. f. i. g. e.
d. d. k. a. b. c.
Fig. 15.
a. b. c.
Fig. 16.
Fig. 17.
Fig. 18.
Bodenehr. sculp.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 22ten Merz 1782.

Herr D. M. E. Bloch von der Ausbrütung der Fische.

(Schluß.)

4) Daß das weibliche Geschlecht den Keim oder den Körper, (auch im tauben Ey ist die durchsichtige Stelle sichtbar,) das männliche aber das Leben oder die Bewegung hergebe, indem durch letzteres das Herz gereitzt und in Bewegung gesetzt wird. Ob nun ein zarter Dunst, (aura seminalis,) der sich bei den mehrsten Thieren durch einen widrigen Geruch offenbaret, aus dem Milch in das Ey dringe und das Herz reize; oder ob die Saamenthierchen dahin gelangen, und durch ihre lebhafte Bewegung diese Würkung hervorbringen, überlasse ich andern zur Beurtheilung. Mir komt letzteres sehr wahrscheinlich vor, weil ich an dem Milcher der Fische auch nicht den mindesten Geruch bemerkt habe. Diese flüchtige Theilchen scheinen vielmehr bei andern Thierarten, dazu bestimt zu seyn, daß sie durch ihren Reiz einen unwiderstehlichen Trieb zur Fortpflanzung des Geschlechts hervorbringen, welcher bei den Fischen nicht nothwendig ist, da sich die Natur dazu eines andern Mittels bedient, nemlich der Anschwellung der langen Hoden, welche die übrigen Eingeweide drükken und eine beschwerliche Spannung im Unterleibe zuwege bringen. Eben dieses scheint auch bei den Vögeln statt zu finden, denn auch bei diesen habe ich den Saamen ohne Geruch gefunden, und bei ihnen schwellen die Hoden zur Brutzeit so stark auf, daß sie bei verschiedenen die Größe einer Wallnuß und darüber erhalten, da sie in beiden nach der Begattungszeit kaum sichtbar sind.

5) Läßt sich auch hieraus erklären, warum unter den Männchen bei den Fischen keine Eifersucht in der Begattungszeit wahrgenommen werde, da man mehrere Milcher alsdann dem Rogener friedsam und in Eintracht begleiten sieht, auch warum die Weibchen so wenig in einem ganz leidenden Zustande, wie bei den übrigen Thieren den Angrif zum Liebeskampf von den Männchen erwarten, noch unter ihnen die Männchen, wie bei der Biene, die ihre 300 kaltblütigen Männchen

zum Liebeskampf anreizt zur Begattung aufgefordert werden.

6) Daß bei den Fischen die Aeltern für das Fortkommen ihrer Nachkommenschaft unbesorgt sind, und daß auch bei ihnen keine Oberherrschaft des männlichen über das weibliche Geschlecht, wie bei den mehrsten Thieren statt finde, auch daß bei eben dieser besonderen Art zu Befruchtung und bei der Menge ihrer Feinde und anderen Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, die Fische zu Erhaltung ihrer Gattung jährlich eine beinahe unzählbare Menge von Eyern absetzen.

7) Daß das Herz die Blutgefäße erweitere, und dadurch die Entwickelung des Ganzen bewürke.

8) Daß der Keim und der daraus entstehende Embryo mit dem Dotter in einer gemeinschaftlichen Haut liege, mit welchem er, mittelst seiner Eingeweide und der Gefäße des letztern, in einer so genauen Verbindung steht, daß er so gar, wenn der Fisch bereits halb zur Welt gekommen ist, mit demselben noch ein Ganzes ausmacht.

9) Daß bei den Fischen nicht, wie bei den Vögeln, die Verbindung der Eingeweide mit dem Dotter durch den Nabel a), sondern durch den Mund geschehe, welche Verbindung sogar bei den halb gebornen Fischen noch fortdauert.

10) Daß die Fische nicht, wie andere Thiere, mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze zuerst zur Welt kommen.

11) Daß die zur Ausbrütung erforderliche Zeit nicht genau, wie bei anderen Thieren, bestimt werden könne, indem dieses Geschäft durch eine warme Witterung beschleunigt, und durch eine kalte verzögert wird.

12) Daß der Dotter, welcher nach eben dem Verhältniß immer kleiner wird, nach welchem der Embryo zunimt, zur Nahrung des Keims: das Weiße hingegen, zur freien Bewegung, so wie das Wasser in der Gebährmutter der säugenden Thiere, bestimt sey.

13) Daß der Keim im Ey präexistire: daher denn alle andere diesem Satze entgegenlaufende Hypothesen nicht statt haben können.

14) Daß die Saamenthierchen der Fische, von den aus andern Thierarten sehr verschieden seyn.

15) Daß zum Ausbrüten der Eyer der großen Fischarten nicht mehr Zeit erfordert werde, als der kleinen, indem der Blei eben so, als der Uekelei, bei einerlei Witterung, am neunten Tage auskrochen: dahingegen bei den Vögeln und vierfüßigen Thieren die Zeit der Entwickelung nach dem Verhältniß der Größe sich richtet.

16) Daß die Entwickelung des Fisches im Ey eben so schnell, als der Wachsthum derselben, nach der Geburt, langsam vor sich gehe, weil ich be-

a) Wie solches aus den zur 258ten Seite gehörigen Kupfertafeln, und aus der 45ten bis 47ten des Blasii Anat. der Thiere zu ersehen ist.

bereits am zweeten Tage nach der Befruchtung das Herz, und am dritten den ganzen Körper sich bewegen sah; da hingegen ein zweijähriger Fisch kaum die Größe von 4 bis 5 Zoll erreicht.

17) Daß die Brustflossen, als die wesentlichsten Werkzeuge zum Schwimmen, zuerst ihre Vollkommenheit erreichen, und daher bei allen und jeden Fischen vorhanden seyn müssen.

18) Daß das Blut im Embryo weit langsamer, als nach der Geburt, umlaufe, da man bei andern Thieren gerade das Gegentheil davon wahrnimt.

19) Daß in einem jungen Fische das Blut weit langsamer cirkulire, als in anderen jungen Thieren.

20) Daß das Herz das Blut nicht unmittelbar in die Pulsadern treibe, sondern daß diese es durch die Zusammenziehung des Pulsadersacks erhalten. Ferner, daß zwischen diesen beiden eine wechselsweise Zusammenziehung (Systole,) und Erweiterung (Diastole,) statt finde.

21) Daß, da die Blutkügelchen im Herzen roth und in den übrigen Gefäßen weiß erscheinen, die rothe Farbe von dem Zusammenpressen dieser Kügelchen, in dem bereits gebildeten und mit mehrerer Spannung begabten Herzen herrühre b).

Auf dem noch übrig gebliebenen Raum dieser Platte habe ich folgende merkwürdige Rogen abzeichnen lassen:

Fig. 18. Sind reife Eyer von der Teichforelle.

Fig. 16. Ist ein Stück vom Lachsrogen, dessen Eyer schichtweise in besondern Häuten eingeschlossen und wie Falten über einander geordnet und auf der Seite mit einer stärkern Haut, als mit einem Bande, eingefaßt sind. Die Eyer haben eine rothe Farbe und die Größe des Mohnsaamens.

Fig. 17. Ist eine kleine Masse von sechs zusammenhängenden Eyern, wie sie durch das Suchglas in einer sechseckigen Figur erscheinen.

Fig. 18. Ist ein Stück von einem Barschrogen, welchen der Fisch in einem netzförmigen Gewebe von sich giebt.

Erklärung der Kupfertafel.

Fig. 1. Gras mit befruchteten Eyern.

Fig. 2. Dergleichen mit tauben Eyern.

b) Hieraus lassen sich nicht unrichtige Folgerungen für die Heilkunde ziehen, indem ein aus der geöffneten Ader herausfließendes hellrothes Blut einen Beweis von einer zu starken Spannung der festen Theile abgiebt, und man daher in diesem Falle erschlaffende Mittel, (wohin das wiederholte Aderlassen, warme Getränke und Bäder, u. s. w. gehören,) wählen müsse: da hingegen ein minder rothes Blut einen erschlafften Zustand der festen Theile anzeiget, und daher der Kranke, nach einer entgegen gesetzten Methode muß behandelt werden. Man sieht auch hieraus, was für einen wichtigen Einfluß die Naturgeschichte auf die Oekonomie und Arzeneiwissenschaft äußert.

Fig. 3. Ein Ey durch die Linse Nr. 6. betrachtet.
a. Der Dotter.
b. Das Weiße.

Fig. 4. Ein dergleichen Ey, eben so vergrößert, worin der Rückgrad bereits kenntlich ist.

Fig. 5. Eyer vom siebenden Tage, worin die Augen am Embryo sichtbar sind.

Fig. 6. Ein dergleichen Ey mit der Linse Nr. 5. vergrößert.

Fig. 7. Ein Ey mit der Linse Nr. 4. vergrößert, wo der Embryo mit dem Schwanze bereits außer dem Eye sich befindet.

Fig. 8. Eyer von die Teichforelle, in natürlicher Größe.

Fig. 9. a. Ein ausgekrochener Blei in natürlicher Größe.
b. Derselbe von acht Stunden.
c. Derselbe in einem Alter von drei Wochen.

Fig. 10. Ein Blei vom ersten Tage, auf dem Bauche liegend, durch die Linse Nr. 4. vorgestellt, wo bei a. der Magen zu sehen ist.

Fig. 11. Derselbe Fisch, zehn Tage alt, auf der Seite liegend, durch die Linse Nr. 2. vergrößert.
a. Der Magen.
b. b. Die Schuppen.

Fig. 12. a. Das Herz.
b. Der Pulsadersack.

Fig. 13. Saamenthierchen vom Karpfen.

Fig. 14. Ein Blei von vier Tagen, auf der Seite liegend, durch die stärkste Vergrößerung vorgestellt.
a. Das Herz.
b. Der Pulsadersack.
c. Die große Pulsader. (Aorta.)
d. d. Die vordere Pulsader.
e. e. Die hintere Pulsader.
f. f. Die Rippenpulsadern. (Arteriæ intercostales.)
g. Die absteigende Hohlader. (Vena cava descendens.)
h. Die aufsteigende Hohlader. (Vena cava ascendens.)
i. Die Vereinigung dieser Adern.
k. Die Schwimmblase.

Fig. 15. Die Schuppen, durch eine starke Vergrößerung vorgestellt.
a. Eine vom Kopfe.
b. Eine vom Rücken.
c. Eine von der Seite.

Fig. 16. Ein Stück Rogen vom Lachse.

Fig. 17. Zusammenhangende Barscheyer, durch das Suchglas betrachtet.

Fig. 18. Ein Stück vom Barschlaich.

Fortsetzung des Versuches eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen.

(Siehe das 14. und 15te Stück vom J. 1780.)

Pigri est ingenii, contentum esse his, quæ ab aliis inventa sunt.
Seneca.

Als ich vor einem Jahr dem Publikum mein Verzeichniß der um Hannover wild wachsenden Pflanzen in dem Hannoverischen Magazine mittheilte, so vermuthete ich, daß außer den daselbst benannten vegetabilischen Bürgern, in der angezeigten Gegend bei genauerm Untersuchen sich noch mehrere mögten finden lassen. Ich versprach zugleich, daß wenn ich künftig in diesem Bezirk einige Pflanzen antreffen solte, die in jenem Phytopinax Hannoveranus noch nicht angeführt worden, ich solche in einem Beitrage jährlich nachholen wolte.

Hätte ich damals gewußt, daß ich in den nächsten Jahren meine botanischen Spaziergänge nicht bloß um die Stadt Hannover anstellen würde, sondern ein ganzes Churfürstenthum, ein Land von 700 Quadratmeilen durchbotanisiren solte, so würde ich vielleicht jenes Versprechen weggelassen, oder doch wenigstens weiter ausgedehnet haben, weil ich ohne vieles Nachdenken leicht würde bemerkt haben, daß bei so weit ausgedehnten Reisen, mir zur Untersuchung meines näheren Bezirks wenig oder keine Zeit übrig bleiben könte, und ich die hiesige Flora nun ein Paar Jahre nicht anders als nur im Vorbeigehen zu sprechen bekommen würde. Indessen, da es nun einmal geschehen ist, und ich meine Zusagen ohne Noth niemals wieder zurück nehme, so will ich denn auch jene zu erfüllen suchen, und dasjenige, was ich im vorigen Jahre allhier gefunden habe, anzeigen.

Man kan sich leicht vorstellen, daß ich in der kurzen Zeit, welche ich den letzten Sommer hier gewesen bin, eben keine große Beute werde gemacht haben. Ich bereiste die Gegend um die Stadt mehrentheils in der Eile, und machte nur daß ich geschwinde hindurch kam, damit ich die weiter entlegenen, und mir damals noch ganz unbekannten Gebirge, Wiesen und Wälder der Fürstenthümer Calenberg und Grubenhagen, des Harzes und der Grafschaft Hohnstein, je eher, je lieber, erreichen und besehen könte. Auf meinen Rückreisen passirte ich die drei Meilen an der Stadt allemal müde, bepackt und beladen, und einen größern Theil davon des Nachts, also für die Vermehrung meines Verzeichnisses gänzlich unnütz.

Indessen was diesem Beitrag an der Menge der Pflanzen abgeht, wird da-

dagegen meine Flora Brunsvico-Luneburgica gewonnen haben, und die Liebhaber der vaterländischen Pflanzenkunde können sich einsweilen über meine in vorgedachten pflanzenreichen Oertern gemachten Entdeckungen freuen. Werden meine Ernten in diesem und zukünftigen Jahre eben so gesegnet seyn als die leztere war, und die ebenen Gegenden des Churfürstenthums mit eben so viel Schönes als jene bergigten darbieten, so hoffe ich, daß unsere Flora eine der reichsten von Deutschland bleiben werde. Aber von diesem ein ander mal, und hier nichts mehr als dieser Beitrag zu meinen Hannoverischen Stadtpflanzen.

Triandria.	*Monogynia.*	
Valeriana	Locusta	dentata.
Triandria.	*Digynia.*	
Cynosurus	Cœruleus.	
Pentandria.	*Monogynia.*	
Myosotis	Scorpioides	collina.
		sylvatica.
Campanula	Cervicaria.	
Hexandria.	*Monogynia.*	
Convallaria	Verticillata.	
Juncus	Pilosus	maximus.
Icosandria.	*Digynia.*	
Cratægus	Torminalis.	
Icosandria.	*Polygynia.*	
Rosa	Rubiginosa.	
Polyandria.	*Pentagynia.*	
Aquilegia	Vulgaris.	
Didynamia.	*Gymnosperm.*	
Stachys	Germanica.	
Tetradynamia.	*Siliquosa.*	
Turritis	Hirsuta.	
Monadelphia.	*Decandria.*	
Geranium	Palustre.	
Diadelphia.	*Decandria.*	
Genista	Anglica.	
Vicia	Pisiformis.	
	Dumetorum.	
Syngenesia.	*Polyg. Aequal.*	
Leontodon	Hirtum.	
Hieracium	Cymosum.	
Polygamia.	*Monœcia.*	
Valantia	Aparine.	
Cryptogamia.	*Musci.*	
Bryum	Extinctorium	majus.
	Aciculare.	
Cryptogamia.	*Algæ.*	
Lichen	Omphalodes.	
	Juniperinus.	
	Caperatus.	
	Saccatus.	
Conferva	Reticulata.	
Cryptogamia.	*Fungi.*	
Hydnum	Parasiticum.	
Mucor	Sphærocephalus.	

Hannover, 1781. 2. 16.

F. Ehrhart.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 69te St. von 1780.)

Neunter Brief.

(Aus dem Schwedischen übersetzt.)

Bis dahin bin ich verhindert worden Ihr leztes Schreiben zu beantworten. Meiner Arbeiten sind viel und sie nehmen noch täglich zu, so daß ich nicht allzeit meiner selbst mächtig bin. Diesmal will ich Ihnen von den chemischen Arbeiten, welche mich beschäftigten, seit dem ich Ihnen das lezt mal schrieb, einen kurzen Begrif machen. Die Docimasia minerarum humida, die bereits in dem zweiten Bande meiner Opuscula, welcher auf die nächste leipziger Ostermesse komt, stehet, gehe ich gänzlich vorbei, um blos von einer andern Materie sprechen zu können, welche zu Ende des vorigen Jahres herauskam. Ich meine die ungleiche Menge Brennbares, die sich in verschiedenen Metallen befindet. Die Kundschaft davon ist aufklärend für die Chemie überhaupt, und insbesondere für die Metallurgie sehr angelegen, der Endzweck aber äußerst schwer zu gewinnen. Der Weg, welchem ich bei meinen Untersuchungen gefolget bin, beruhet auf folgenden Gründen. Wenn die Metalle in Säuren aufgelöst werden, so verlieren solche allzeit eine gewisse Menge Brennbares, das eine mehr, das andere minder, jedes nach seiner besondern Beschaffenheit. Aber diese aufgelösten Metalle können in metallischer Form, in einer gewissen Ordnung, wieder niedergeschlagen werden. Dieses geschiehet durch eine doppelte Verwandschaft. Das Aufgelöste nimt das Brennbare von dem Niederschlagenden, welches dadurch zum auflösen geschickt wird, und an die Stelle des Niederfallenden sich mit dem sauren Auflösungsmittel vereinigt. Wenn man nun z. B. eine gesättigte Silberauflösung hat, und findet, daß solche von einer gewissen Menge Kupfer gänzlich gefällt wird, so ist es ja klar, daß das gefällte Silber und das aufgelöste niederschlagende Kupfer gleichviel Brennbares haben müssen. Durch eine Menge Versuche habe ich mich bestrebet das Verhältniß des Brennbaren in verschiedenen Metallen zu entdecken, und gefunden, daß wenn ein Centner Silber enthält 100, so wird die Menge in einem Centner Gold mit 394, in der Platina mit 756, im Quecksilber mit 74, im Blei mit 43, im Kupfer mit 312, im Eisen mit 260, im Zinn mit 114, im Wißmuth mit 57, im Nickel mit 156, im Arsenik mit 109, im Cobold mit 270, im Zink mit 182, im Antimonium mit 120, und im Magnesium mit 227 ausgedruckt.

Bei diesen Niederschlagungen fallen über dieses noch unterschiedliche merkwürdige Umstände vor. Als erstlich, daß eine gesättigte Silberauflösung

sung vom Eisen nicht niedergeschlagen wird. Zweitens, Nickel, Cobold und Magnesium fällen einander nicht, eben so wenig wird eines von diesen vom Zink niedergeschlagen, welcher sonst alle Metalle, das Eisen ausgenommen, bezwingt.

In Deutschland sind noch einige Chemisten, welche dem Cobold einen besondern Raum unter den Metallen verweigern, und dessen färbendes Wesen als erdig und nicht als metallisch ansehen. Hiebei solte doch in den Sinn kommen, daß alle Farben, welche im Feuer beständig sind, von den Metallen erhalten werden, und welche ist wohl feuerbeständiger als die aus dem Cobold? Folgender Versuch dünkt mich übrigens ziemlich entscheidend zu seyn. Eine rothe Coboldauflösung wird von der Blutlauge gänzlich niedergeschlagen, die Blutlauge aber, wenn solche gesättigt ist, fällt niemals Erdarten, sondern blos Metalle. Zweitens, wenn man diesen Niederschlag wäscht und trocknet, und mit schwarzem Fluß reducirt, so bekömt man gänzlich eben die Menge Metall wieder, welche aufgelöst worden, und dieses Metall hat alle Eigenschaften des Cobolds. Derjenige, welcher sich hierdurch noch nicht will überzeugen lassen, ist wohl niemals zu überzeugen, sondern mag gerne bei seiner gefaßten Meinung verbleiben. Mehr vermag ich diesmal nicht, u. s. w.

Upsal, den 10ten Merz 1781. T. Bergman.

Mittel wider den Kornwurm, so wohl schwarzen als weißen.

Da diese Thierchen bekantlich grossen Schaden anrichten, und die dagegen angerathenen Mittel unwürksam oder unbequem zu seyn pflegen, so wird es nicht unnütz seyn, hier eines bekant zu machen, das eben so leicht anzuwenden, als probat, und übrigens unschädlich ist. Man bringe auf den Boden, wo das vom Wurme angesteckte Korn liegt, einen Ameisenhaufen, mit der Erde, so wie man sie in Gehölzen, zumal Tannen Holzungen, findet. Binnen wenig Tagen rotten diese Ameisen jene ungebetenen Gäste gänzlich aus. Solten deren sehr viele gewesen, und es daher nöthig seyn, die Ameisen etwas länger zusammen zu behalten, so besprenge man das Erdreich des Haufen, der irgend in einem Winkel des Bodens seinen Platz finden kan, etwa all um den andern Tag mit Wasser, denn sonst verlaufen sich die Ameisen, und kommen vor der Zeit um.

L. J. W. R.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 25ten Merz 1782.

Von den Ursachen, welche heilbare Krankheiten oft unheilbar machen.

Rousseau hatte so gar Unrecht nicht, wenn er glaubte, daß die Aerzte im Ganzen mehr schaden als nutzen, weßhalb er auch bei weitem ihr Freund nicht war; aber darin irrt man doch sehr, wenn man die Schuld, daß viele Krankheiten nicht geheilt werden, immer auf die Aerzte und ihre Kunst wirft. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sehr oft nicht die Beschaffenheit der Krankheit, oder des Körpers, der sie leidet, nicht ein fehlerhaftes Verfahren des Arztes, auch an sich nicht das Unvermögen der Kunst, sondern ganz andere Ursachen die Heilung vieler Krankheiten verhindern.

Ich glaube ein sehr nützliches und zumal die Gesundheit und das Leben vieler Menschen unmittelbar betreffendes Geschäfte zu unternehmen, wenn ich der Aufsuchung und Entwickelung dieser Ursachen einige Stunden widme. Ich werde mir Mühe geben, einige derselben den Begriffen eines jeden so anschaulich als möglich zu machen; andere mit starker Stimme denjenigen ins Ohr rufen, welche ihre Würkung zwar wissen, aber, weil sie solche für nicht so wichtig halten, nicht genug darauf achten; noch andere hervor ans Licht ziehen, und denen, die sich ihrer bewußt sind, die tödtliche Kraft vor Augen stellen, womit solche an ihrem Leben nagen, und alle Würkungen der Kunst vereiteln; noch andere schon tausendmal gepredigte in neue Erinnerung bringen; endlich auch andere darum mit hellen Farben schildern, damit sie denjenigen in die Augen fallen mögen, in deren Gewalt und Vermögen es steht, solche zur Ehre der Menschheit zu entfernen.

Obgleich eine öftere Erfahrung zur Gnüge bestätiget, daß dergleichen Betrachtungen, mit noch so viel Ernst, Wärme, guter Absicht und Wahrheit in die Welt geschrieben, von sehr vielen nur flüchtig und ohne besonderes Aufmerken gelesen werden, und daß es Menschen giebt, die sich zu allem, was ihr Wohl betrift, auf keine Weise bereden und bewegen lassen: so weiß ich doch auch, daß solche Lehren hier

und da einen Menschen finden, der sie mit Aufmerksamkeit und Anwendung erwägt, und einer Stimme Gehör giebt, die nicht aus leeren gedankenlosen Tönen besteht, sondern aus der Fülle des Herzens, nach mannigfaltiger Erfahrung ihm den seidenen Faden zeigt, woran vielleicht eben jetzt sein Leben hängt; ihm die Augen über Dinge öfnet, die er entweder nicht wußte, oder nicht deutlich genug erkante; ihm die Hartnäckigkeit seiner Krankheit und die Fruchtlosigkeit aller Hülfsmittel aufklärt; ihm den Abgrund, wovor er steht, und zugleich den Weg zeigt, wie er sich von solchem wieder entfernen könne: ihn endlich auch antreibt, seinen vertrauten Arzt in gewisse Winkel seines Herzens schauen zu lassen, und demselben dadurch ein Licht anzuzünden, vermittelst dessen er sich aus dem Labyrinthe seiner Krankheit heraus finden könne.

Solte ich durch die geringe Mühe, die ich auf diese Zeilen verwendet, auch nur einem einzigen Menschen etwas ins Herz gesprochen haben, was ihn zu irgend einer für seinen gegenwärtigen Zustand wünschenswerthen und heilvollen Entschließung brächte, so wäre ich schon reichlich belohnt.

Aber man wird nicht vermuthen, daß ich hier von Dingen reden werde, woran man sonst noch niemals gedacht hat, oder wovon noch nichts ernsthaftes und überzeugendes gesagt worden ist. Keinesweges! Die Bücher der Aerzte sind voll von den Hindernissen und Schwierigkeiten, welche sich der Ausübung der Kunst und dem Nutzen, den solche zu leisten vermag, von allen Seiten entgegen stellen; und aus dem Munde aller Aerzte hört man täglich über die unzulänglichen und hülflosen Würkungen der gepriesensten Methoden und über sehr viele Dinge, die sich ihren Bemühungen mit starker Kraft widersetzen, die wiederhohltesten Klagen erthönen.

Ich fasse hier nur das wichtigste davon zusammen, sage noch einmal in der Sprache des theilnehmendsten, innigsten Gefühls, was schon oftmals vergeblich gesagt worden ist, streue hin und wieder eine eigene Bemerkung ein, hebe auch hier und da ein Beispiel aus eigener Erfahrung aus, und wähle zu allem diesen einen Standpunkt, von dem ich von recht vielen Lesern vernommen werden kan.

So unergründliche, unbezwingbare und über alles Vermögen der Kunst erhabene Krankheiten es giebt, wo entweder keine menschliche Scharfsicht den Grund des Uebels erreicht, oder, wo bei aller Deutlichkeit der Krankheit und ihrer Ursachen keine durch Vernunft und Erfahrung noch so bestätigte Heilmethode dem Uebel gewachsen ist, oder auch, wo es noch ganz und gar an einer Methode fehlt: eben so gewiß ist es auch, daß die Arzneikunst nach allem, was sie aus der Erfahrung aller Nationen und aller Zeiten zur Erkentniß und Heilung der Krankheiten des menschlichen Körpers wissenswürdiges darbietet, zu großen Würkungen und siegreichen Thaten fä-

fähig ist. Sie erforscht die verborgensten Tiefen und Grundursachen der verhülltesten Krankheiten; sie entdeckt in den entferntesten Zeitpunkten des Lebens geringe wenig geachtete Dinge als Veranlassungen allmählig auf eine erstaunliche Höhe gestiegener Krankheiten, und ergründet selbst in der Gesundheitsgeschichte der Aeltern und Großältern die zerstörendsten Uebel ihrer Nachkommen; sie entfaltet die verwirrtesten Verwickelungen, bestimt ihre Verhältnisse, und trift den Punkt, von dem alles ausgeht; sie unterscheidet die auffallendsten Aehnlichkeiten gleich scheinender aber sehr verschiedener Krankheiten, und erkennt die feinsten Gränzlinien, die zwischen solchen gezogen sind; sie sieht weit in die Zukunft, verkündigt die unerwartesten Ereignisse; sie tröstet in den scheinbar größten Gefahren, und bemerkt den dünnen Faden, an dem das tödtendste Schwerdt über dem Haupte des ruhigen und sorglosen Kranken schwebt; sie schützt durch gemessene Anstalten zur rechten Zeit für späthin drohenden grossen, allgemeinen Gefahren; sie hebt mit starker und entsprechender Kraft die ohnmächtige Natur und giebt ihr die verlornen Waffen zur Besiegung ihres Feindes wieder; sie entfernt die versteckteste Ursachen der entsetzlichsten Würkungen; lindert die grausamsten Schmerzen auf der Stelle; sie erweckt das schlafende Leben ohne ihren Beistand ohnfehlbar verlorner Menschen wieder; sie wälzt centnerschwere Lasten von der Seele hinweg; schaft Herzen von Butter in Herzen von Stahl um, macht frölich, tapfer, und stärkt den Geist zu großen Entschließungen; sie zündet das erlöschene Licht des Verstandes wieder an; bändiget und besänftiget den rasendsten Tobsinn; bringt die größten Zerrüttungen der Maschine wieder in Ordnung, u. s. w.

Aber alles dies, und noch weit mehr, thut sie nur in den Händen und unter der Leitung weiser, erleuchteter und in die Geheimnisse der Kunst durchaus eingeweiheter Männer. Zwar heilen auch kurzsichtige, in dem Kreise weniger Begriffe herumwirbelnde, armselige Praktiker, ja selbst Marktschreier, Scharfrichter, Hirten, Schmide, alte Weiber, zuweilen gewisse Krankheiten; aber die Kuren dieses Volks, in dessen Händen die Kunst ein Mordgewehr in den Händen eines Rasenden ist, das gegen einen Geheilten, dem Tode zur Schadloshaltung tausend Leichen überliefert, das von Verhältnissen zwischen Ursachen und Würkungen nichts oder äußerst wenig begreift, dessen Erkentnißkreis sich höchstens über einige wenige alltägliche einfache Fälle erstreckt, ich sage, die Kuren dieses Volks bestimmen, doch wohl nicht das Vermögen, den Werth und die Würde einer ehrenvollen Kunst, deren ganzer Umfang so groß ist, daß in ihr sich über einen gewissen Grad hervor thun, eine seltene Größe ist?

Aber die Kunst kan, auf das vollkommenste ausgeübt, unendlich oft das nicht leisten, was sie zu leisten vermag;

 ihre

ihre Bemühungen werden durch sehr mannigfaltige Ursachen eingeschränkt, gestört, unwürksam gemacht, ohne daß ihr das geringste davon zur Last fällt.

Diese Ursachen, welche ich nun, so wie sie mir einfallen, einzeln erörtern und abhandeln werde, liegen:

1) In der späten Hülfe des rechten Arztes;

2) In der Schwierigkeit, alle zur Ueberwindung des Uebels nöthigen Hülfsmittel in ihrem ganzen Zusammenhange in Anwendung zu bringen;

3) In der nachläßigen und mangelhaften Befolgung aller Vorschriften des Arztes;

4) In der Armuth oder doch dem Unvermögen des Kranken, alle zur Kur erforderlichen Kosten anzuwenden;

5) In den besonderen Gewerben, Handwerken und Berufsgeschäften des Kranken;

6) In dem Eigensinn, der Ungeduld, dem Mangel des Zutrauens, und den mancherlei Vorurtheilen des Kranken;

7) In der Unfolgsamkeit der Kinder;

8) In dem nicht lange genug fortgesetzten Gebrauche der rechten Mittel;

9) In der schlechten Beschaffenheit der Arzneien in der Apotheke;

10) In heimlichen und offenbaren Leidenschaften des Kranken;

11) In der öftern Veränderung und Menge der consultirenden Aerzte;

12) In dem Aufenthalt und dem Klima.

Leider! geschieht es nur gar zu häufig, **daß man die Hülfe des Arztes zu spät sucht.** Unzählige Menschen gehen darüber verloren. Man begreift dies sehr leicht. Nicht zu gedenken, daß ohne Beirath des Arztes das nicht geschieht, was geschehen müßte, und wodurch sehr viele Krankheiten in der Geburt nicht selten erstickt werden, so geschieht, einige seltenere Fälle ausgenommen, aus Unwissenheit sehr vieles zum größten Nachtheile des Kranken, was nicht geschehen müßte, weil das schon zwei Drittheile der ganzen Kunst ausmacht, zu wissen, was man in Krankheiten nicht thun dürfe.

Freilich führt nicht jede Krankheit ohne Unterschrift des Arztes (ich nehme dies Wort hier immer in der edelsten und strengsten Bedeutung,) in die Grube. Wie viele Kranken genesen nicht wieder, die von aller wahrhaften Hülfe gänzlich entblößt sind? Wie viele entkommen nicht, selbst bei dem widersinnigsten Verfahren, unter den mörderischen Händen der verworfensten Quacksalber? Dergestalt siegt die Natur allerdings zuweilen in starken unverdorbenen Körpern, troz allen Schwierigkeiten fast bis zum Wunder. Aber welcher Vernünftiger sieht nicht ein, daß jener Fall, wenn er nicht ganz unbedeutend ist, eine seltenere Ausnahme von der Regel macht, die beinahe von eben der Art ist, als daß ein Mensch, der von einem hohen Thurme herabstürzt, nicht den Hals bricht. Unzähliche Beispiele beweisen leider! zur Gnüge, daß sehr viele Krankheiten, die aus leichten Ursachen entsprungen und mit leichten Zufällen be-

begleitet, gleich anfangs ohne Zweifel mit leichter Mühe hätten gehoben werden können, blos vernachläßigt mit der Zeit zu einer Höhe steigen, die der Kunst bei aller Anstrengung unerreichbar bleibt; ohne jetzt daran zu denken, daß dies noch auf eine weit schlimmere Art geschehen müsse, wenn die Krankheit zumal ganz verkehrt behandelt worden ist. Die Ursachen derselben setzen sich immer fester; die Funktionen des Körpers gerathen immer mehr in Unordnung; die Würksamkeit der Natur wird immer schwächer, und die Gewalt der Krankheit erhebt sich immer um so höher über das Vermögen der Kunst, je mehr die Natur außer Stande ist, solche zu unterstützen. Wie viel Menschen werden nicht von Fiebern getödtet, die gleich anfangs durch eine ernsthafte Ausleerung, durch eine Aderlasse, u. s. w. wo nicht sogleich gehoben, doch so hätten können entkräftet werden, daß wenigstens das Leben dabei weiter in keine Gefahr gekommen wäre. Daß alles dies in der Folge noch vorgenommen, den gewünschten Zweck erfüllen werde, ist so sehr der Erfahrung zuwider, daß vielmehr der Fall häufig eintrit, wo die Mittel, die gleich anfangs der Krankheit gerade auf den Kopf getroffen hätten, über einen gewissen Zeitpunkt hinaus nun gar nicht mehr anwendbar sind. Es hat für mich etwas ungemein herzbeklemmendes, wenn ich zu solchen Kranken komme, die jetzt ohne Rettung dahin liegen, da sie nach großer Wahrscheinlichkeit vielleicht noch vor wenigen Tagen hätten können gerettet werden. Die damals dringendst angezeigten Mittel, welche mit großem Erfolge die Forderungen der Natur würden befriedigt habeff, entsprechen in ihren Würkungen der Erwartung jetzt nicht mehr; entweder wegen der Unempfindlichkeit oder übergroßen Reitzbarkeit der Theile, auf welche sie würken sollen, oder weil sich die Ursachen ihrem Würkungskreise schon zu weit entzogen haben, oder weil die schon zu weit gekommene Schwachheit des Körpers eine der Stärke der Krankheit angemessene Würkung der Mittel gar nicht mehr verträgt, oder auch, weil die Krankheit eine andere schlimme Gestalt angenommen hat, u. s. w. Tödten solche Krankheiten aus der Klasse der Fieber wegen versäumter Hülfe auch nicht immer, so lassen sie doch andere langwierige Krankheiten nach, und zerrütten die Gesundheit auf mannigfaltige Weise. Wie viel Wassersuchten, Gelbsuchten, Schwindsuchten, Hypochondrien, wie mannigfaltige Fehler der innern und äußern Sinne, u. s. w. sind nichts als unbezweifelte Folgen versäumter Fieber? Beispiele auf Beispiele ließen sich hier häufen.

In chronischen Krankheiten ist die verspätete Hülfe des Arztes noch weit gewöhnlicher. Ihr Ursprung ist oft ungemein schleichend und sehr unmerklich. Eine etwas blässere Farbe, ein etwas weniger als gewöhnlich ruhiger Schlaf, eine geringe Trägheit des Körpers, und andere kleine Unordnungen

in der Gesundheit sind oft der Anfang zu den schlimmsten chronischen Krankheiten, die sich nur sehr allmählig immer deutlicher zu erkennen geben. Wie wenige werden sich hier sogleich um die Hülfe des Arztes bekümmern, da es jezt noch Zeit wäre, den bedenklichsten Uebeln vorzubeugen, die mit jedem Schritte hartnäckiger und unheilbarer werden. Bei einigen Krankheiten gilt dies dem Buchstaben nach. Wie viel versäumte, vernachläßigte Catarrhe gehen in unheilbare Schwindsuchten über? Wer kennt nicht die vielfältigen, zum Theil fürchterlichen Uebel, die aus verstopften Eingeweiden des Unterleibes entstehen, deren erste Spuren gemeiniglich sehr geringe und leicht, aber bis auf einen gewissen Grad eingewurzelt, äußerst schwer und gar nicht zu heilen sind? Wie leicht ließe sich oft ein kleiner unbedeutender Knoten in der Brust durch eine zeitige Hülfe mit der Wurzel ausrotten, der, sich selbst überlassen, in das grausamste aller Uebel, den Krebs, übergeht. Ein ganz neuerliches Beispiel dieser Art schwebt mir noch lebhaft vor Augen. Im Julius des vorigen Jahrs, ließ mich eine 46jährige Frau, wegen eines Schadens in der Brust zu sich rufen. Der erste Anblick stellte mir sogleich einen offenen Krebs dar, gegen den man bisher nichts ernsthaftes vorgenommen hatte, und der aus einem kleinen kaum bemerkten Knoten entstanden war, worauf gar nicht geachtet worden. Der erste Gedanke an Hülfe, der in mir aufstieg, war die Operation. Ihre Kräfte waren noch gut, die Schmerzen unbedeutend, die Gesichtsfarbe noch ziemlich frisch und gesund, alle Funktionen des Körpers gingen in gehöriger Ordnung von statten, die monatliche Reinigung floß regelmäßig, u. s. w. Ich gab ihr ziemlich deutlich zu verstehen, daß ohne Operation hier schwerlich Hülfe zu hoffen sey. Aber sie schlug solche gerade zu aus. Unterdessen untersuchte ich das Uebel näher, und fand zu meiner großen Bestürzung, daß die Achseldrüsen der leidenden Seite bis zur Größe welscher Nüsse bereits angeschwollen und verhärtet waren. Ich sagte ihr, daß die Operation nicht statt habe, und sie könne sich deshalb trösten und beruhigen, obgleich ich ihr diesen Trost herzlich misgönne. In der That war ich nun verlegen, was ich für eine Methode jezt wählen solte, weil ich zu keiner mir bekanten das geringste Zutrauen hatte. Inzwischen solte doch etwas geschehen. Ich ließ ihr den Schierling nehmen, gab ihr Malztrank zu trinken, und legte den Möhrenbrei auf. Die Schmerzen wurden heftiger, der Gestank nahm zu. Ich gab ihr die Asa fœtida aus Gründen, die bei einer andern Gelegenheit, wo ich diese ganze Geschichte weitläuftiger erzählen werde, angezeigt werden sollen. Daneben ließ ich ihr China nehmen. Nebenher legte ich das Bechholzische Pflaster. Würklich schien das Eiter besser zu werden, es fielen ganze Stücke verdorbenes Fleisch ab, das Geschwür schien sich zu reinigen. Aber die Freu-

de

de dauerte nicht lange. Ich ließ ihr viel Quekentisane trinken, die Schärfe zu dämpfen, und gab China auf China, die Natur bei der starken Eiterung zu unterstützen. Es kam ein schleichendes Fieber, das nun keine China und keine Asa fœtida mehr vertrug. Die Kräfte nahmen zusehends ab; das Geschwür breitete sich mit seinen umgebogenen Rändern immer weiter aus und fraß tiefer unter sich; der Körper zehrte von Tage zu Tage mehr ab; die Schmerzen wurden entsetzlich; der Gestank zum Ohnmächtigwerden; der Athem ward immer kürzer; der Schlaf verlor sich; aller Appetit verschwand; die Gestalt wurde unkenntlich; der Blick matt, trostlos und äußerst kläglich; die Farbe schmuzig und graugelblich; das Gesicht ein vollkommenes Dreieck, in dem sich alles vereinigte, was ein Felsenherz zum Mitleid und Erbarmen würde bewegt haben. Sie starb im Jenner dieses Jahrs, also etwa 6 Monate nachdem ich sie zum ersten mal gesehen hatte. Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß diese Frau wäre zu erhalten gewesen, wenn sie sich bei dem ersten Ursprunge des Uebels der Hand eines geschickten Arztes oder Wundarztes anvertrauet hätte. — Mögte doch dies Beispiel, das ich von unzähligen dieser und anderer Arten, die tagtäglich vorkommen, ausgewählt habe, einen starken Eindruck auf alle diejenigen machen, die unbesorgt und saumselig von einem Tage zum andern den Keim zu so fürchterlichen Uebeln mit sich umher tragen, und Bedenken haben, sich den Rathschlägen eines Arztes zu unterwerfen, der jetzt, da es noch Zeit ist, mit erwünschtem Erfolge das Beste zu ihrem Heil würde bestimmen können, wozu in der Folge die Hofnung mit jedem Tage mehr schwindet. Unendlich viel Elend am Körper und an der Seele könte durch eine zeitige Hülfe verhütet werden. Und diese zeitige Hülfe ist noch um so wichtiger und nöthiger, wenn gewisse äußerliche Ursachen vorhanden sind, welche das Uebel nicht allein beständig unterhalten, sondern es noch auf einen immer höhern Grad bringen, und ohne deren Entfernung sich kaum Hülfe gedenken läßt. Auch werden solche Ursachen von Unkundigen theils nicht erkant, theils nicht gehörig beurtheilt, auf welche selbst nicht der Verstand eines jeden Arztes das nöthige Licht wirft.

Ich habe also durch einige interessante Beispiele bewiesen, was ich durch sehr viele hätte beweisen können, wie höchst bedenklich es in sehr vielen Krankheiten sey, die zeitige Hülfe eines ächten Arztes zu versäumen, und wie diese dadurch unheilbar werden können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Eine

Eine Erfindung, todte Vögel viele Jahre aufzubewahren.

(Aus dem Journal encyclopedique von 1781. Tom. 8. Part. 3. pag. 574.)

Herr Fromageot von Verrax, hat uns neulich von Strasburg folgende Nachricht zugeschickt:

„Mein Geschmack für Naturhisto„rie, hat mich auf die Erfindung ge„führt, todte Vögel auf eine neue Art, „mehrere Jahrhunderte zu erhalten; „ich habe drei Jahre mit ununterbro„chener Sorgfalt und Mühe dazu an„gewandt, sie zu vervollkommern, und „selbst die Schönheiten der Natur zu „erhöhen, überzeugt, daß eine solche „Verschönerung allerdings möglich „sey, wenn man ihr nur dabei nichts „von ihrer edlen Einfalt raubt. Mei„ne Arbeit hat in Italien Beifall ge„funden, und hat mir aus dem ent„fernten Norden vortheilhafte Aner„bietungen, die mir mein Schicksal „nicht auszuschlagen erlaubt, zugezo„gen. Da ich mich aber der Jahrs„zeit wegen in Strasburg noch einige „Monate aufzuhalten gedenke; so „wünsche ich diese Zeit dazu anzuwen„den, meine Erfindung in Frankreich „bekant zu machen; in der Hofnung, „daß andere sie zu einer noch größern „Vollkommenheit, falls sie selbiger „fähig wäre, erheben; und sie ander„weitigen Verfahrungsarten, derglei„chen man bisher beobachtet hat, vor„ziehen werden.„

Vorstellung meiner Methode.

„Sie ahmt die Malerei nach. Ich „trage die äußere Haut der Beine der „Klauen und des Schnabels, die ein„zigen Theile, welche fleischfressende „Insekten zernagen, auf einen weißen „Grund, präparire sie mit Weingeist, „und überziehe sie mit einem Firniß. „Hiernächst lege ich alle Federn eine „neben die andere, schabe die fetten „oder fleischichten Theile davon ab, „und spalte die Schwanz- und Flügel„federn ihrer ganzen Länge nach. So „verfertige ich Gemälde von einem „oder mehrern ähnlichen Exemplaren, „indem ich ihnen ihre natürliche ihnen „angemessene Stellung gebe. Hierauf „bedecke ich die Tafel mit einem Gla„se, um sie für Staub zu verwahren. „Meine Baumblätter sind natürlich, „aber so zubereitet, daß sie die Farbe „nicht verlieren.„

„Bekante, die sich durch eignen „Augenschein hiervon überzeugen wol„len, werden ersucht, an mich zu „schreiben. Ich verfertige dergleichen „Täfeln für 36 bis 150 Livres. Das „Porto von Strasburg bis Paris „müssen sie aber selbst stehen; und sol„ten ihnen die Tafeln alsdenn nicht „gefallen, so belieben sie sie dem, den „ich ihnen nennen werde, wieder zu„rück zu schicken.„

„Meine Addresse ist: A. M. Fro„mageot de Verrax, naturaliste, chez „M. Selz, au café de Francfort, place „Dauphine, à Strasbourg.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 29ten Merz 1782.

Von den Ursachen, welche heilbare Krankheiten oft unheilbar machen.

(Fortsetzung.)

Für einen Arzt, der gerne helfen will, und der nun zumal sieht, daß wohl zu helfen wäre, wenn nur alles dazu erforderliche in gehörige Anwendung gebracht würde, ist es ein wahres Herzeleid, wenn sich von Seiten des Kranken dieser Hülfe so viel Schwierigkeiten entgegen setzen, und solche mehr oder weniger unmöglich machen. Befolgt der Kranke die Vorschriften des Arztes in Ansehung des Gebrauchs der Arzneien, des Verhaltens, der Diät, u. s. w. nicht genau, so kan doch nichts begreiflicher seyn, als daß die Würkungen nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht erhalten werden können, die man zur Absicht hat, indeß die Krankheit ungestöhrt fortgeht und oft sehr schlimm, ja unheilbar wird. Oft erfährt der Arzt die vorgegangenen Fehler, das versäumte Einnehmen der Arznei, u. s. w. gar nicht, und man klagt ihm doch unaufhörlich: es wolle nicht besser werden. Ein Arzt, der nur einige Festigkeit des Geistes hat, läßt sich freilich dadurch nicht irre machen, er beharrt auf seinen Grundsätzen, schärft seine Vorschriften zu wiederholten malen ein, dringt auf Folgsamkeit; inzwischen ist der Schade für den Kranken am größten, wenn er gleich wohl nicht aufmerkt und dem Folge leistet, was unentbehrlich zu seinem Frieden dient. Zuweilen befolgt der Kranke vieles, aber nicht alles, entweder weil ihm manches zu beschwerlich, oder seine Lieblingsneigungen so geradezu vor den Kopf stoßt, u. s. w. Und doch kan ohne dies der vorgesetzte Endzweck nicht erreicht werden. So ist es z. B. schwerlich möglich, einen Nervenkranken von gewisser Art mit den auserlesensten Arzneien zu heilen, wenn nicht zu gleicher Zeit die genaueste Strenge in einem gewissen Verhalten, einer gewissen Diät, u. s. w. beobachtet wird, zumal würken manche Arzneien viel nachtheiliges, wenn im Regim, u. s. w. nicht alles damit

übereinstimt. Aber sehr oft verhindern bei aller Willfährigkeit der Kranken mancherlei andere Umstände die Anwendung mancher heilsamen und unentbehrlichen Hülfsmittel. Wo soll man z. B. in vielen Fällen täglich Zerstreuung und Aufheiterung des Gemüths, tägliche Bewegung zu Wagen und zu Pferde ꝛc. hernehmen? Woher Brod in der Wüste? Das Herz kan mir bluten, wenn ich bei dergleichen Kranken darum alle übrige Hülfe unvollkommen und vergeblich sehe, die es höchst wahrscheinlich sonst nicht wäre, und wenn die Frage nicht ist: was ist zu thun und was alles erforderlich, sondern was kan man thun, was erlauben die Umstände hier vorzunehmen? Man sieht leicht, was dies alles für Umstände seyn können. Sehr oft fließen sie aus der Dürftigkeit und Armuth, oder wenigstens aus dem Unvermögen, die erforderlichen Kosten auf die nöthige Kur zu wenden. Es giebt zwar Fälle genug, wo die Kur den dürftigen Umständen eines Kranken angemessen werden kan, ohne daß sie darum weniger würksam und gründlich sey, und es wäre von Seiten des Arztes sündlich und unverantwortlich, wenn er darin nicht, wo es irgend thunlich, die möglichste Sparsamkeit bei allen seinen Verordnungen beständig vor Augen hätte; aber viele Krankheiten verstehe ich doch schlechterdings nicht zu heilen, wenn mir die häuslichen Umstände, oder der unedle Geiz des Patienten, eine gewisse Summe vorschreibt, über die seine Rechnung auf der Apotheke nicht gehen dürfe. Aber die Armuth im traurigsten Verstande verstattet nicht allein nicht den Gebrauch vieler Mittel, sondern erschwert die Kur ihrer Krankheiten noch auf mannigfaltige andere Weise. Der enge Bezirk ihrer Wohnungen, die Unsauberkeit ihrer Wäsche und Kleidung, die ihre Blöße kaum deckt, und worin sie oft in Ermangelung anderer Bedeckungen Tag und Nacht eingehüllt seyn und liegen müssen, die schlechten, verdorbenen Nahrungsmittel, der erstickende Dampf ihrer Oellampen, der Mangel an allem, was Pflege, Erquickung, Trost, Hofnung und Muth geben kan, und was in Krankheiten aller Art von so großem Werthe ist, alles dies sind gröstentheils unübersteigliche Hindernisse, ihre Krankheiten zu heilen. Darum richten auch epidemische, zumal ansteckende Krankheiten, wenn sie in die Hütten der Armen gerathen, so große Niederlagen an, pflanzen sich unaufhaltsam schnell unter ihnen und durch sie fort, und machen ihre Wohnungen zu Wohnungen eines namenlosen Elends, das freilich, besonders bei außerordentlichen Gelegenheiten, oft durch wohlthätige öffentliche und Privatanstalten gemindert, aber bei weitem nicht gehoben wird. Ein Glück ist es allerdings noch bei allem Unglück, was diese armen Menschen trift, daß sie nur nicht immer an ihr Schicksal gewohnt, und nur größerer Empfindungen fähig, ihr Elend in der ganzen Stärke nicht fühlen, und daß ihnen zum Theil die Aussicht in die

die Grube eine alles Leiden dieser Welt endigende trostvolle Aussicht ist. Mir sind hievon die rührendsten Beispiele bekant. So beschränkt unter solchen Umständen das Vermögen der Kunst ist, wahrhafte Hülfe zu schaffen, so öfnet dem Arzte dagegen hier sein Beruf ein ausgebreitetes Feld zur Ausübung der Menschenliebe, und bietet ihm die häufigsten Gelegenheiten dar, durch Geduld, Sanftmuth, fleißigen und zum steten Beistande unermüdeten willigen und trostbringenden Zuspruch, auch selbst durch eigene und fremde erbetene thätige Unterstützung, das Unglück seines armen kranken Mitmenschen zu lindern. Ein unbeschreibliches Vergnügen, das der Beruf eines Arztes gewährt, und ein Gesichtspunkt, in dem derselbe gewiß in einer hohen Würde erscheint.

Auch die **besondern Gewerbe, Handwerke und Berufsbeschäftigungen** einzelner Menschen, bringen nicht allein eigene Krankheiten hervor, sondern sie haben auch einen beträchtlichen Einfluß in deren Heilung. Sind die Krankheiten von der Art, daß sie zu allen Beschäftigungen des Körpers unfähig machen, so entsteht darüber nur in sofern diese Frage, als die Wohnung, der Aufenthalt, u. s. w. die ihre Gewerbe mit sich bringen, nachtheilig für ihre Krankheiten seyn können. Dies findet z. B. bei den Gerbern und andern Lederbereitern, Seifensiedern, u. s. w. statt, deren Werkstätte, wegen des Wassers und anderer zu diesen Handthierungen unumgänglich nöthigen Hülfsmittel, an niedrigen, ungesunden, feuchten Oertern angebracht sind, woneben sie nun meistens auch wohnen und sich Tag und Nacht aufhalten. Es hat damit fast eben die Bewandniß, als wenn die Soldaten im Felde genöthigt sind, in feuchten, niedrigen Gegenden, in der Nachbarschaft von stehenden Wassern und Sümpfen zu campiren. Nicht allein entstehen daher die verheerendsten Seuchen, sondern es ist auch kaum möglich, ohne Veränderung dieser ihrer Lage denselben Einhalt zu thun. Mehr Menschen, als Pulver und Schwerdt, haben solche Krankheiten getödtet. Aber ausserdem ist es von großer Wichtigkeit zu wissen, daß die Krankheiten der Künstler und Handwerker, ehe sie noch auf den Grad gestiegen, daß sie alle Arbeit verbieten, deswegen große Schwierigkeit in ihrer Heilung machen, weil sich das fortgesetzte, oft zum Unterhalte freilich unentbehrlich nöthige Gewerbe, mit der Krankheit keinesweges verträgt. Wenn man weiß, daß einige dieser Gewerbe anhaltende starke Anstrengung des Körpers oder einzelner Theile desselben mit sich bringen, andere heftige Erschütterungen verursachen, noch andere eine beständige gewisse einförmige Stellung und Lage des Körpers erfordern, wieder andere mit allerhand zu bearbeitenden Materialien zu thun haben, deren schädlicher Einfluß auf die Gesundheit erwiesen ist, andere auch wegen des Ortes und der Zeit, wo und wann sie verrichtet werden, mehrerer anderer äußerlicher

Umstände nicht zu gedenken, der Gesundheit auf mannigfaltige Art nachtheilig sind: so wird sich begreifen lassen, wie unmöglich damit die Heilung, zumal derjenigen Krankheiten bestehen könne, wozu nemlich das Gewerbe die nächste Veranlassung gegeben hat. So hatte ich z. B. einen Bäcker in der Kur, der, so oft als er des Nachts gebacken hatte, Blut auswarf, woraus endlich eine tödtliche Schwindsucht ward, an der er, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht gestorben seyn würde, wenn er kein Bäkker gewesen wäre. Strumpfwirker, Lein- und Wollenweber, sind allen Arten von Brustkrankheiten ausgesezt, und es kan folglich nichts nachtheiliger seyn, als die Fortsezung dieser Handthierung, so bald Uebel dieser Art einmal entstanden oder im Werden sind. Schneider leiden oft an geschwollenen, offenen Füßen, die bei ihrer Lebensart nicht zu heilen sind. Auch erfolgen aus eben dem Grunde sehr leicht Rückfälle. Wollenkämmer athmen beständig eine mit ranzigen, scharfen, äußerst erschlaffenden Fettdämpfen geschwängerte Luft ein, und nicht selten sind ihre Wohnungen so eingeschränkt, daß sie in ihren Werkstätten schlafen, und sich also Tag und Nacht in einer Atmosphäre befinden müssen, die nun zumal, wenn sie krank werden, die schädlichsten Würkungen haben muß, und wogegen sich nicht immer hinlängliche Anstalten treffen lassen. Ich habe nur einige wenige Beispiele angeführt, deren sich noch viele andere beibringen ließen. Außerdem trägt es sich oft zu, daß nothwendige, unvermeidliche Berufsgeschäfte von edlerer Art nicht allein bei annähernden Krankheiten die zu ihrer zeitigen Verhütung nöthige Pflege verhindern, sondern auch, wenn sie nun würklich vorhanden sind, nicht alle die Maasregeln nehmen lassen, die doch zur Heilung derselben unentbehrlich wären. Es gilt dies besonders von einigen chronischen Krankheiten, die ich ohne Abwendung von allen ernsthaften Geschäften und von aller Anstrengung des Geistes, ohne tägliche Bewegungen, ohne öftere Zerstreuung, u. s. w. nicht zu heilen wüßte. Wem fallen hier nicht die im Staate angestellten gewissenhaften Lastträger und strengen Geschäftsmänner aller Art ein? Ihr Beruf fodert sie alle Augenblick von der Sorge für ihre Gesundheit ab, die sie lieber als ihre Pflichten, welche Niemand für sie übernehmen kan, vernachläßigen wollen, indeß unter diesen Umständen keine Kunst im Stande ist, das Uebel zu heben, das in ihren Eingeweiden wohnt. Wie nagen die Gelehrten nicht täglich an ihrem Leben? Ihre Seele erhebt sich zwar hoch über andere empor, ihr Geist verbreitet seinen Gesichtskreis über grenzenlose Gefilde, schwingt sich zu außerordentlichen Höhen, aber ihr Körper versinkt in gleicher Maaße in machtlose Erschlaffung, aus der sie oft schwerlich wieder zu retten. Die Thätigkeit ihrer Seele würkt unaufhaltsam, während ihr durchsichtiger Körper kaum noch zusammen hängt. Ausnahmen

nahmen von der Regel kommen hier in keine Betrachtung.

Der Eigensinn, die Ungeduld, und mancherlei Vorurtheile mancher Kranken sind häufig Schuld, daß man nichts, oder nicht genug gegen ihre Krankheiten ausrichten kan, und daß diese darum nicht geheilt werden. Der Eigensinn läßt sich nicht immer brechen, die Ungeduld nicht immer besänftigen, das Vorurtheil nicht immer besiegen, der Arzt mag überreden, ermahnen, moralisiren und predigen, was und so viel er will. Allerdings kommt hier sehr viel auf den Arzt und auf das Zutrauen an, das der Kranke zu ihm hegt. Aber es giebt Menschen, die eigentlich Niemanden trauen, und darum auch nicht ihrem Arzte, zumal in der Maaße, um sich durch kein fremdes noch so dringendes Widerrathen, durch keine Capriolen und Kunstgriffe der Verläumdung, kurz durch nichts abhalten zu lassen, eine jede seiner Vorschriften auf das treueste zu befolgen. Auch ist der Verstand vieler Menschen in so dunkle Wolken verhüllt, daß alles das, was einem Arzte bei Vernünftigern Vertrauen und Achtung erwirbt, in jenen Verstand eben so wenig Eingang findet, als ein Berg in ein Mauseloch. Und daher nun großentheils der kindische unbiegsame Eigensinn, sich nur so und nicht anders behandeln zu lassen; eben daher die Ungeduld, wenn die ersten Pulver oder Pillen nicht schnell die Krankheit exorciren, das doch eben so wenig möglich ist, als ihnen Verstand zu inokuliren. So Galeerensklavenarbeit es für den Arzt ist, solche Kranken zu behandeln, und so sehr dabei zuletzt alle Seelenkräfte erschlaffen: so ausnehmend groß ist dagegen das Vergnügen für ihn, Kranken zu dienen, die mit ruhiger Fassung und fester Zuversicht, daß er nichts thun und vornehmen werde, was nicht gerade zu auf ihr Heil abzweckt, sich allen seinen Verordnungen, auch dann noch immer willig und voll Hofnung unterziehen, wenn alle seine Anstrengung bisher nutzenlos gewesen, und alle Hülfsquellen der Kunst allmählig zu vertrocknen beginnen. Unter solchen begünstigenden Umständen schwingt sich die Kraft der Seele des Arztes zu einer Höhe, zu der sie nur kommen kan. Der ganze Zustand des Kranken liegt ihr immer vor Augen; sie sieht alles, was zu sehen ist; es bietet sich ihr alles, was nur die geringste Rücksicht erfordert, leicht und gleichsam von selbst dar; keine Untersuchung wird ihr zu sauer; sie hat ihre ganze Stärke beisammen; sie ermüdet unter der stärksten Anstrengung nicht; sie ist fessellos, muthig und dreist; und alle ihr Wissen drängt sich mit vereinigter Macht der Krankheit entgegen. Dies schreibe ich wörtlich aus meiner Erfahrung und nach meiner Empfindung. Die Behandlung eines Kranken, der mich seines vollen Zutrauens und Wohlwollens werth achtet, geht mir immer mit ungemeiner Leichtigkeit von statten; es wird mir so wenig schwer, die Triebwerke und den ganzen Zusammenhang seiner Krankheit zu erforschen, als die

rechte Kur-Methode, die richtige Dosis der Mittel, und zu dem allen den rechten Zeitpunkt zu treffen. Freilich alles, so viel an und in mir ist, alle Triebräder meiner Seele sind in beständiger Bewegung, aber sie treiben weder aus Ungeduld und ungegründeter Besorgniß zu schnell, noch aus Unlust, Trägheit und Sorglosigkeit zu langsam; sie würken, was sie würken sollen. Mit Vergnügen eile ich zu solchen Kranken, voll Hofnung, daß, wo möglich, alles gut gehen werde, weil Zutrauen und Muth des Patienten in Krankheiten aller Art von unglaublichem Werthe sind und die größten Hindernisse überwinden, und weil man sogar gesehen hat, daß Pillen von Brodgrumen von einem Kranken mit begieriger und unbezweifelter Erwartung eines gewissen Erfolgs genommen, diesen Erfolg zur großen Verwunderung hervorgebracht haben. Hingegen setze ich mich mit Verdruß und Widerwillen vor das Bette eines Kranken, der mit zweideutiger und mißtrauischer Miene Hülfe von mir begehrt, und der durch ein ängstliches Wesen, durch Zweifel über Zweifel über alles, was gerathen und vorgenommen wird, durch seinen feinern oder gröbern Unwillen, wenn nicht alles auf der Stelle so gefolgt, wie er es erwartete, u. s. w. sehr bald zu erkennen giebt, daß ich sein, und er mein Mann nicht sey. Freilich versucht man hier das möglichste, den Kranken durch vernünftige Vorstellungen zu gewinnen; aber dies gelingt bei weitem nicht immer, und gelingt es nicht, so weiß ich nichts gewisser als dies, daß ich ihn in allen den Fällen schwerlich oder gar nicht heilen werde, wo die Verwickelung, Schwierigkeit und Bedenklichkeit seines Zustandes schlechterdings eine gewisse ruhige und ungebundene Verfassung der Seele erfordert, ohne die der Geist sich nicht gehörig erweitern und mit Festigkeit und Beharrlichkeit einen bestimmten Zweck verfolgen kan. Mit einem Worte: ich verlange und wünsche der Arzt solcher Kranken nicht zu seyn. Andere mögen sich in diesen Fall besser zu schicken wissen als ich.

Zuweilen haben Kranke gegen gewisse Mittel hartnäckige **Vorurtheile**, die der Heilung ihrer Krankheiten höchst hinderlich seyn können: z. E. gegen Brechmittel, Aderlässe, Klystiere, u. s. w. Der aus diesen Vorurtheilen fließende Abscheu gegen solche Mittel, kan würklich so stark und eingewurzelt seyn, daß es sogar bedenklich wird, sie trotz dieses Abscheues heimlicher oder durchdringender Weise anzuwenden, weil man beobachtet hat, daß allerhand schlimme Zufälle, Zuckungen, gewaltige Beängstigungen, Ohnmachten, Raserei, u. s. w. daher entstanden, und alle davon zu hoffende guten Würkungen vereitelt worden sind, ohne welche gleichwohl, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, keine Heilung der Krankheit zu erhalten. Man sieht, wie nachtheilig es ist, sich von solchen oft lächerlichen Vorurtheilen beherrschen zu lassen, und wie ernsthaft sich dergleichen Leute dagegen zu waffnen

nen haben, wenn sie nicht über lang oder kurz einmal in Gefahr gerathen wollen, ein Opfer dieser Vorurtheile zu werden. Ein vernünftiger Arzt wird ihnen hierzu die beste Anleitung geben können; außerdem aber, wenn der Fall einmal da ist, wird er sich schon zu nehmen wissen, um, wo möglich, zu seinem Zwecke zu kommen. Denn nur sehr selten hat es damit die Bewandniß, wie mit gewissen seltsamen sogenannten Antipathien, die in die Natur des Menschen gleichsam verwebt zu seyn scheinen, und höchst schwer, zuweilen gar nicht, zu heilen sind. Eines der merkwürdigsten der mir bekanten Beispiele dieser Art erzählt Herr Zimmermann in seinen Erfahrungen, Zürch 1777. S. 749. f. Ein vornehmer nicht im geringsten furchtsamer Engländer, hatte eine solche Antipathie gegen die Spinnen, daß er beinahe rasend und starrsüchtig wurde, als ein Freund ihm eine unter seinen Augen von schwarzem Wachs gestaltete Spinne zubrachte, und der, nachdem eine eben solche in seiner Gegenwart gemachte Spinne nicht im Stande war zu berühren. Ich kenne auch einen jungen Mann, der blaß wird und in Gefahr ist ohnmächtig zu werden, wenn er von ungefähr mit der Spitze eines Fingers einen Reinettenapfel berührt. Ueberhaupt sind solche Antipathien so selten nicht, aber oft nicht unheilbar.

Auch muß ich hier des wahren Unglücks Erwähnung thun, wenn Kindern ohne den größern Zwang keine Arzeneien beizubringen sind. Nicht allein ist dieser bedeutungsvolle in einer höchst übel verstandenen älterlichen Zärtlichkeit liegende Erziehungsfehler oft Schuld, daß eine baldige nöthige Hülfe versäumt und so lange als möglich verschoben wird, um das Kind ja nicht ohne große Noth mit Einnehmen zu quälen, sondern daß solche nun auch unmöglich ist, weil man durch das bloße Anschauen und Betasten des Patienten ohne Zauberei und magische Künste nicht heilen kan, und zwar immer um so weniger, je bedenklicher die Umstände bereits geworden sind, und je ernsthaftere und eiligere Hülfe nöthig ist. Die allenfalsigen Zwangsmittel sind theils den Gesinnungen der Aeltern gänzlich zuwider, theils können sie auch würklich dem Kinde durch das Geschrei, den Zorn, die widerstrebende Anstrengung, jetzt gefährlich werden. Auch hindern sie den Nutzen der Arzneien. Und endlich ist es äußerst lästig, und zumal für ein weiches Mutterherz sehr peinlich, mit dem Prügel oder der Ruthe in der einen Hand, und mit der Arznei in der anderen, dem Kinde alle Augenblicke zu Leibe zu gehen. Ich übertreibe nichts, wenn ich sage, daß Aeltern sich an dem Tode ihrer auf diese Weise umkommenden Kinder schuldig machen, wenn sie solche nicht zeitig genug zu einer in dieser, so wie in aller Absicht wünschenswerthen willigen Folgsamkeit anhalten, und wenn ihre übertriebene mit aller Vernunft streitende Affenliebe dieselben zu widerspensti-

spenstigen und allem, was ihr Wohl heischt, mit Händen und Füßen widerstrebenden Geschöpfen macht. Daß aber viele Kinder in der That ums Leben kommen, denen man aus dieser Ursache nicht gehörig hat zu Hülfe kommen können, ist so wahr, als nur etwas in der Erfahrung gegründet ist. Mögten doch alle Aeltern dies innigst beherzigen! Sey es immer, daß dies bei Kindern, die noch keinen Verstand von dem, was ihnen gut ist, haben, und sich noch durch keine Vorstellungen regieren lassen, mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist; diese verlieren sich zuverläßig bald, und die Kinder bequemen sich sicher zu allem, was dieser Art mit ihnen vorgenommen wird, so wie sie den unbeweglichen Ernst bemerken, womit es betrieben und durchgesezt wird. Freilich hält dies immer um so schwerer, wenn Kinder mit einem ungebogenen Eigensinn schon zu gewissen Jahren gekommen sind. Sie geberden sich dann zuweilen wie kleine Teufel, und widersezen sich mit solcher Hartnäckigkeit den sanftesten Ueberredungen, so wie den härtesten Zwangsmitteln, daß man aus dem entsezlichen Geschrei, den heftigsten Verzerrungen und Verdrehungen des Körpers endlich schlimme Zufälle zu befürchten hätte, wenn man sein Vorhaben doch durchsezen wolte. Ich hatte vor einigen Jahren ein solches sechsjähriges verdorbenes Kind in der Kur, dessen rasende Bosheit, wenn es einnehmen solte, so weit ging, daß es bei einem die ganze Nachbarschaft erfüllenden Zetergeschrei würklich in epileptische Zuckungen verfiel, die mich von allen fernern Versuchen, ihm Arznei einzugeben, abschreckten. Auch war nicht einmal an Klystiere oder andere äußerliche Mittel zu gedenken. Das Kind kam elend ums Leben.

Da mehrere chronische Krankheiten **ohne eine sehr anhaltende und mit ununterbrochener Geduld Jahr und Tag fortgesezte Anwendung einer gewissen Kurmethode** schlechterdings nicht zu heilen sind, so sieht man, warum manche Krankheiten nicht geheilt werden. Einmal erlauben dies mehrere bereits angeführte äußere Umstände nicht: das Metier, unvermeidliche Berufsgeschäfte, häusliche Dürftigkeit, u. s. w.; ein andermal fehlt es an der nöthigen Geduld; denn unterbrechen bald diese, bald jene Hindernisse die Kur, und was bisher gewonnen, geht dadurch wieder verloren, u. s. w. Dies alles ist begreiflich genug. Ich rede hier überhaupt nicht von Fehlern, die von Seiten der Aerzte häufig begangen werden, wenn sie solche Krankheiten nicht heilen, und darum erwähne ich auch nicht, daß ein Mangel an Festigkeit in praktischen Grundsäzen, an Beharrlichkeit in Ausführung eines einmal nach gewissen Gründen entworfenen Kurplans, öftere Abänderung der Methode und Mittel, u. s. w. auch sehr oft die Heilung solcher Krankheiten verhindern. Ich schränke mich hier blos auf das ein, was außer dem Bezirke der Kunst und derer, die sie ausüben, liegt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 1ten April 1782.

Von den Ursachen, welche heilbare Krankheiten oft unheilbar machen.

(Schluß.)

Die schlechte Beschaffenheit verdorbener, verlegener, verfälschter, untergeschobener Arzneien in der Apotheke, verrückt nicht minder zuweilen dem Kranken, so wie dem Arzte das beste Concept. Manchmal wollen Mittel schlechterdings nicht thun, was sie doch anderweitig unzählige mal gethan haben, und was man sicher erwarten durfte. Man sucht bald hier bald dort die Ursache davon auf; entweder findet man keine, oder man geräth auf eine falsche; sieht die Krankheit nun in einem andern Gesichtspunkte an, ändert darnach die Methode, und macht einen Fehlsprung nach dem andern. Unterdessen vergeht die Zeit, der Kranke wird nicht besser, er schöpft Mißtrauen gegen den Arzt, gegen seine Genesung, und was dergleichen Unheil mehr ist. Und wo liegt denn aber von allem diesen die Ursache? Man glaube es mir auf mein Wort: Nirgends anders, als in der Apotheke. Es ist hier der Ort nicht, mich weitläuftiger hierüber auszulassen. Aber man sieht, wie aufmerksam Aerzte auf die Beschaffenheit der Arzneien seyn müssen, die sie ihren Kranken verschreiben, und wie ein wichtiges Stück der medicinischen Policei es sey, auf gute und ächte Waare in den Apotheken zu halten.

Die Verfassung des Gemüths hat einen unglaublichen Einfluß auf die Heilung der Krankheiten. Ein weites Feld von nutzenvollen und wichtigen Betrachtungen, aus dem ich hier nur etwas weniges ausheben kan. Ein munterer, froher, fesselloser, muthiger Geist, würkt in hitzigen sowohl als chronischen Krankheiten so sehr viel gutes und vortheilhaftes, daß man, wenn der Kranke sich seiner nur völlig bewußt ist, auch bei dem schlimmsten Anscheine der Umstände, die Hofnung nicht darf sinken lassen. Seine Würkungen bestehen hauptsächlich in freier Beförderung des Blutumlaufs durch

die engsten Wege, aller Absonderungen und Ausleerungen, in heilvoller Erweckung und Belebung der Nerven und in Erhebung der Naturkräfte über die Macht der Krankheit, in Erleichterung der schlimmsten Zufälle und den beschwerlichsten Crisen, in Abhärtung des Gefühls gegen die heftigsten Schmerzen, in bedeutender Beförderung der Würkung der Arzneimittel, u. s. w. Wie viel, wie ungemein viel wünschenswerthes fließt daher also nicht zur glücklichen Ueberstehung der Krankheit? So lange der natürliche, unverstellte Muth meines schlimmsten Kranken bei sonst gleichen Umständen nicht sinket, sinkt der meinige auch nicht; obgleich bei weitem noch nicht alles verloren ist, wenn jener schon wanket. Hingegen richten Muthlosigkeit, Furcht, Kummer, Zorn, Verdruß, und ein verborgener Dorn im Herzen unsäglichen Schaden in dem Laufe der Krankheit an, verwirren und bringen alles in Unordnung, erzeugen die unerwartetsten und regellosesten Zufälle, stöhren alle Absonderungen und Ausleerungen, schlagen die Kräfte nieder, hemmen alle Bemühungen der Natur zur glücklichen Entscheidung der Krankheit, oder machen sie doch unvollkommen, erregen Rückfälle auf Rückfälle, betäuben und verführen den Arzt, hindern die Würkung der besten Mittel, und stürzen ins Grab. Es giebt Menschen, die, sobald sie krank werden, sogleich eine schreckliche Furcht überfällt, daß ihre Krankheit einen tödtlichen Ausgang haben werde. Diese Menschen sind würklich in großer Gefahr, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die Furcht Krankheiten, die an sich nicht tödtlich sind, tödtlich machen kan. Ich hatte vor zwei Jahren, im Jenner, 3 Stunden von hier, einen Holländer zu besorgen, dessen Krankheit allen Zeichen nach, keine Krankheit zum Tode war. Aber nie habe ich eine ängstlichere und entsetzlichere Furcht gesehen, als womit dieser Mann dem Ausgange seiner Krankheit entgegen sah, und die durch nichts in der Welt zu besiegen war. Alle Mühe, die ich mir gab, ihn zu besänftigen, war vergeblich; auch vermehrte das nur seine Angst und sein Schrecken, als ich ihm sagte, seine Krankheit sey hoffentlich nicht tödtlich, aber sie werde es seyn, wenn er nicht mit allen Kräften seine grundlose und thörichte Furcht zu bekämpfen und zu überwinden suchte. Mit Zittern und Beben empfing er mich jedesmal, und in eben dem ungebesserten Zustande verließ ich ihn wieder. Alles, was ich ihm gab, würkte nun verkehrt, es entstunden fast stündlich neue Zufälle und neue Verwirrungen. Er starb. Etwas trugen hierzu auch noch wohl eine kochheiße, allem Zugange der frischen Luft verschlossene Stube, in der zumal immer viel Leute versammelt waren, allerhand hitzige Arzneien, die er vorher gebraucht hatte, centnerschwere Betten, unter welchen er beinahe erstickte, zu diesem Sterbefalle bei, welches alles ich theils als schon geschehn, nicht mehr ändern konte, theils ohne eine bewafnete Eskorte dringender als

ich that, nicht hätte verhindern mögen. Dennoch schreibe ich der mir in der Maaße nie sonst vorgekommenen Frucht noch weit mehr, als allem diesen zu.

Was Zorn, und zumal oft wiederkommender Zorn in Krankheiten, besonders hitziger Art, für Unheil stiften kan, das hat man leider! nicht selten gesehen. Seine Würkungen sind schneller und heftiger als die der Furcht. Er kan einen plötzlichen Tod verursachen. Außerdem erregt er nur nicht immer in gleicher Maaße Krämpfe und Zuckungen, überschüttet die Galle und schärft sie zu einem ätzenden Gifte, entzündet den Magen, und die Gedärme, macht Koliken, Beängstigungen, Durchfälle, ruhrichte Stuhlgänge, Rasereien, u. s. w. Nun denke man sich dies alles in einer bereits zu einem gewissen Grade gestiegenen Krankheit. Herr Zimmermann sah daher in einer Ruhr die furchtbarsten Symptomen und den Tod a). Aehnliche Beispiele in andern Fällen hat man häufig gesehen.

Ein heimlicher, stiller Kummer, ein verborgener Dorn im Herzen, sind nicht weniger furchtbare Quellen der tödtensten Würkungen in Krankheiten aller Art, bald mehr, bald weniger. Diese Leidenschaften nagen heimtückisch und gleichsam verstolner Weise unaufhörlich an der Wurzel des Lebens, und stürzen bei Krankheiten von weniger Bedeutung in die äußerste Gefahr, wofern sie nicht bald entdeckt und gehoben werden. Aber leider! bleiben sie sehr oft dem strengsten Forscher verborgen, der darum nun, in ewiger Finsterniß umhertaumelnd, vergeblich Hülfe zu schaffen sucht, weil er den Stachel im Herzen und den Sturm nicht sieht, der unabläßig im Innersten tobt, und unvermerkt die Grundvesten des Lebens erschüttert und untergräbt. Man findet den Kranken, bei dem Gebrauche aller Mittel, von einem Tage zum andern in einem ungebesserten Zustande, vielmehr ereignen sich täglich neue Symptome von mancherlei Art, die in hitzigen Krankheiten Zeichen eines bösartigen Charakters abgeben, und in chronischen, mehrentheils auf Verstopfungen in den Eingeweiden, große Zerrüttungen in den Funktionen des Nervensystems, Auszehrung, u. s. w. hinlenken. Wenn ich nicht irre, gab hauptsächlich ein solcher heimlicher Kummer das Signal zum Tode bei einer gewissen Frauensperson, die unter meinen Händen an einem hitzigen Fieber einen schaudervollen Tod starb. Zuweilen gelingt es dem Arzte, die verschlossenen Gänge zu dem Herzen seines Patienten zu finden und zu öfnen, und es kan dies, wenn es nicht schon zu spät ist, oft zum größten Glücke des Kranken gereichen. Unstreitig würde

 dies

a) Siehe von der Ruhr unter dem Volke, S. 315. Eben hier finden sich noch andere Beispiele und lehrreiche Bemerkungen von den schädlichen Würkungen der Ungeduld, Furcht, u. s. w. in Krankheiten. Auch lese man in seinem Werke von den Erfahrungen das Capitel von den Leidenschaften, S. 635. f.

dies öfterer geschehen, wenn der Kranke einmal immer wüßte, daß an der Hartnäckigkeit seiner Krankheit nichts als diese heimliche Leidenschaften Schuld wären, und fürs zweite, wenn alle Aerzte des vollen Zutrauens ihrer Kranken würdig und theilhaftig wären. Daher ist es für einen Kranken so unbeschreiblich tröstend, einen **wahren Freund** zum Arzte zu haben, in dessen für ihn immer offenen Schooß er alle geheime Leiden seines Herzens ausschütten darf; ohne die geringste Besorgniß, daß sich dieser eines verabscheuungswürdigen Misbrauchs der ihm anvertrauten Geheimnisse jemals schuldig machen werde. Der Arzt kan nun hier unendlich viel Nutzen stiften, indem er durch liebreiches, sanftes, aufrichtendes Zureden, durch Erwekkung einer nie trostleeren Hofnung, durch kluge Berichtigung falscher Vorstellungen, durch zweckmäßige Richtung des Geistes auf andere Gegenstände, durch Eröfnung froher Aussichten, u. s. w. fürerst den innern Tumult zu besänftigen sucht; und denn auch, indem er oft Gelegenheit hat, zur Entfernung mancherlei äußerer Ursachen, ohne großes Geräusch, viel beizutragen. Daß alles dies nicht selten statt finde, und daß daraus unglaublicher Vortheil für den Kranken erwachse, weiß ich gewiß; aber auch eben so gewiß, daß oft unüberwindliche Schwierigkeiten alle Bemühungen zu diesem Endzwecke vereiteln. — Aber nicht nur ist es ein heimlicher Feind, der in Krankheiten so traurige Würkungen hat, er ist oft offenbar und deutlich genug. Man sieht nicht allein das Gepräge des Kummers, des Verdrusses, der Unruhe sehr deutlich in allen Gesichtszügen des Kranken, sondern man kan auch die Ursachen dazu rund um ihn herum allenthalben mit Händen greifen, und die Klagen des Kranken sind nur zu voll davon. Der Zustand ist höchst bedauernswerth, wenn, wie oft, der thätigste Wille, hier Ruhe zu schaffen, fruchtlos ist. Wer kan den häuslichen Täufeleien Frieden gebieten? Wer kan Mann und Frau, Aeltern und Kindern, u. s. w. das Messer aus der Hand reißen, das sie unaufhörlich bereit sind, sich einander an die Kehle zu setzen? Wer hat Kraft und Vermögen genug, alle das mannigfaltige Elend zu lindern, das Witwen und Waisen niederdrückt, und in den Winkeln der Dürftigen und Hütten der Armen wohnt? Wer ist im Stande, dem Vater seinen Sohn, dem Gatten seine Gattin wieder zu geben? Wer kan helfen, wo keine Hülfe möglich ist? — Dergestalt erzeugen nicht allein Leidenschaften vielfältige Krankheiten, sondern machen solche auch bösartig und unheilbar.

Endlich komme ich noch auf eine Ursache, die heilbare Krankheiten oft unheilbar macht, und diese ist **die öftere Veränderung und Menge der consultirenden Aerzte.** Nach und nach beginnen sich zwar in unserm erleuchteten Zeitalter die Aerzte über die wichtigsten Grundsätze der

Kunst ziemlichermaaßen zu vereinigen; aber bei weitem sind sie noch nicht eines Sinnes, und schwerlich wird jemals eine Zeit kommen, die selbst diejenigen von der ersten Größe unter einen Hut bringt. Ein jeder selbstdenkender Arzt beinahe, hat ausser gewissen allgemein angenommenen Hauptgrundsätzen der Kunst, gewisse eigene, wornach er die ihm vorkommenden Krankheiten beurtheilt, seinen eigenen Standpunkt, von dem er sie betrachtet, und sein eigenes Glas, wodurch er sie ansieht. Das ist so wahr, als sich zwei Menschen nie völlig ähnlich sehen; so wie ich zweifle, daß zwei Aerzte in der Welt zu finden sind, die in allen Stücken sich völlig gleich denken. Auch kan dies nicht wohl anders seyn. Unterricht, Gelegenheit, Erfahrung, Genie, Denkungsart, Zufälle, Prädilektion, u. s. w. sind eben so viele Triebfedern, die dem Geiste verschiedene Richtungen geben, und die eben darum auch die Meinungen der Aerzte verschieden machen. Wenn dies seine Richtigkeit hat; so hat es auch keinen Zweifel, daß verschiedene Aerzte einen Kranken mehr oder weniger verschieden behandeln werden, ob ich gleich zugebe, daß diese Verschiedenheit der Verfahrungsart in der Hauptsache oft auf dieselbe Absicht hinausläuft, und daß diese auf verschiedene Art zuweilen erreicht werden kan, weil würklich viele große Aerzte in vielen wichtigen Punkten übereinkommen. Gleichwohl ist es selten, daß sie doch nicht in verschiedenen Nebenstücken, die keineswegs gleichgültig sind, wieder von einander abgehen, als in der Wahl der Mittel, in der Dosis derselben, in der Art und Weise sie zu geben, u. s. w. Kleinere Aerzte, deren Anzahl doch unstreitig die größte ist, denken nun im Ganzen noch weit verschiedener, weil ihr Erkenntnißkreis eingeschränkter ist und das nicht alles umfaßt, was zur Entwickelung einer Wahrheit gehört, die tiefer liegt, als ihr Gesicht dringt. Ueberhaupt sieht man, daß eine öftere Abwechselung der Aerzte in den allermeisten Fällen dem Kranken nachtheilig seyn werde, weil erstlich mehrentheils ein Jeder seine Krankheit anders beurtheilen, und folglich auch anders tractiren wird, woraus nothwendig folgt, daß entweder keiner oder nur einer die Sache recht einsieht, und weil nun zweitens diesem Einen die veränderlichen Gesinnungen und Ungeduld des Kranken nicht die gehörige Zeit lassen, das Uebel aus dem Grunde zu heben; nicht zu gedenken, daß die verschiedenen Urtheile der bereits gehabten Aerzte das Zutrauen des Kranken zu dieser oder jenen Procedur verwirren und zweifelhaft machen. Zwar weiß der Kranke nicht immer, welchem Arzte er am meisten trauen soll: aber hier müssen ihn vernünftige Gründe zu etwas bestimmen, was seinem Zutrauen zu irgend Einem eine veste, unveränderliche Richtung giebt, und diesem muß er nun sein Schicksal in guter Zuversicht überlassen. Eine andere

dere Sache ist es, wenn der Mangel eines geprüften und vollständigen Arztes eine Verwendung und Appellation an höhere Gerichte allerdings erfordert und räth. Außerdem kan der Kranke gewiß seyn, daß er sich sehr im Lichte steht, wenn er von einem Arzte zum andern herumschwärmt, und zumal oft blos auf das Wort übelgesinnter Ohrenbläser, die nicht aus wahrhafter Ueberzeugung gegen den Arzt, den sie beurtheilen, unmöglich im Stande sind, sondern aus Haß, Verfolgung, Rachsucht, Partheilichkeit, Interesse, u. s. w. den gegenwärtigen Arzt mit Koth bewerfen, und dagegen einem andern das Rauchfaß des Lobes bis zum Ersticken dampfen lassen.

Es kan zuweilen gut seyn, wenn zwei und mehrere Aerzte über einen Kranken zugleich ihre Rathschläge vereinigen, aber nur unter der einzigen Bedingung, daß sie alle einmüthig das Wohl des Kranken gerade vor Augen haben, und daß keine unedle Gesinnung irgend einer Art, als Neid, Ehrsucht, Eigennuz, Rechthaberei, Feindschaft, Stolz, u. s. w. ihnen dies im geringsten aus dem Gesichte rücke. Wer die Welt und die Menschen nur einigermaaßen kennt, wird leicht einsehen, daß diese Bedingung leider! selten erfüllt werden wird. Und dies wird immer um so weniger statt finden, je größer die Anzahl der consultirenden Aerzte, es sey denn, daß eigentlich nur Einer, wie oft, das Wort führt, und die andern Herrn das erbetene oder verlangte Ja dazu sprechen. Sind sie hingegen alle in Thätigkeit, folgt ein jeder seinem Kopfe, glaubt ein jeder Recht zu haben, und mischen sich nun zumal niedrige Kunstgriffe allerhand Art in den Handel: wehe dann dem armen Kranken, wenn seine Krankheit eine schnelle und ernsthafte Hülfe erfordert. Im Kartetschenfeuer muß er sicher gewandelt haben, wie **Sturz** sehr richtig sagt, wenn er hier mit seinem Leben entwischt. Denn entweder geschieht nichts, oder nichts bedeutendes, oder eine Parthei schlägt sich durch, welches zum Unglück gemeiniglich die schlechteste ist, weil diese insgemein die hartnäckigste und unverschämteste ist, und weil schlechte Köpfe zur Erreichung ihrer Absicht Wege gehen, welche die Wahrheit und das wahre Verdienst nicht gehen, und die sich darum, wenn sie mit den überzeugendsten Gründen nichts ausrichten können, in die Stille lieber zurückziehen, als sich in ein Klopfgefecht einlassen, das sie und die Kunst entehrt. Ueber lang oder kurz erheben sie ihr Haupt gewiß wieder empor. Doch ist das Uebel nicht immer so groß und gefährlich. So wie sich überhaupt die Sitten, also hat sich auch das sittliche Betragen der Aerzte unter und gegen einander verfeinert, und sie vereinigen allerdings zuweilen in collegialischer und politischer Eintracht zum Besten des Kranken ihre Bemühungen. Auch kenne ich Aerzte von der ersten Größe, die bei wichtigen

gen und bedenklichen Umständen ihren Kranken ihre Bereitwilligkeit bezeigen, noch einen andern Arzt neben sich zu haben; aber ich weiß auch, daß es Kranke giebt, die überzeugt sind, daß das, was ihr längst geprüfter und in seiner ganzen Größe erkanter Arzt nicht sieht, ein anderer nicht sehen werde. Ich, der Geringsten einer, schätze mich glücklich, wenn ich in dem Besitze solcher Kranken bin, die von mir die Ueberzeugung haben, daß ich einzig und allein in der Betreibung und Beförderung alles dessen, was ihre Wiederherstellung bewürket, meine Ehre und meine Freude suche.

Der Aufenthalt und das Klima kommen endlich auch bei Heilung der Krankheiten in wichtige Betrachtung. Es ist dies nicht schwer einzusehen. Es giebt Gegenden und Oerter, wo gewisse Krankheiten fast nie aufhören, weil die Ursachen dazu mit dem Locale dieser Gegenden und Oerter, mehr und weniger unzertrennlich verbunden sind. Man nennt solche Krankheiten **endemische**. Ich will nur einige Beispiele anführen. In gewissen niedrigen, feuchten, in der Nachbarschaft eines Morastes liegenden Gegenden und Ortschaften, sind kalte Fieber oder Wechselfieber eine sehr gemeine Krankheit, und die zuweilen sehr bösartig werden kan. Manche Personen sind ihnen vorzüglich oft unterworfen, so, daß ihre Gesundheit endlich ganz dadurch zu Grunde geht. Keine Kunst ist im Stande, denselben Einhalt zu thun und den Körper für Rückfälle zu schützen, wofern dergleichen Leute ihren Aufenthalt nicht verändern können. Auch rühren öfters wiederkommende Rheumatismen, Gichten und mehrere andere Krankheiten aus eben dieser Quelle, die oft nicht eher vollkommen geheilt werden können, als bis der Aufenthalt verändert wird, der sie zuweilen schon allein heilt. Mit den Seekrankheiten hat es zum Theil dieselbe Bewandniß, u. s. w. Auch hat fast ein jedes Klima seine eigenen Krankheiten, die sich mehrentheils aus den Graden des Thermometers bestimmen lassen, obgleich es in den heissesten, so wie in den kältesten Gegenden der Welt, gesunde und alte Leute giebt. In den heißen Klimaten neben und unter der Linie, sind gallichte und faule Fieber, Koliken, Bauchflüsse, Ruhren, Leberkrankheiten die herrschenden Uebel, die zum Theil eine ungemeine Tödtlichkeit haben und eine große Menge Menschen aufreiben. Die kälteren Klimate sind im Ganzen gesunder als die heißen: aber sie sind darum nicht weniger mit eigenen Krankheiten bezeichnet. Diese sind haupsächlich Entzündungen aller Art, Gliederreißen, krampfichte Krankheiten, u. s. w. Hieraus ist einzusehen, das Personen, die häufig mit den Krankheiten ihres Klimas befallen werden, in der Veränderung desselben oft das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Heilung ihrer Schwachheiten finden können. Der

Ort

Ort erlaubt hier nicht, von allem die- sen etwas vollkommenes zu sagen, weil meine Absicht nur war, einer allge- meinen kurzen Uebersicht die Ursachen zu unterwerfen, welche heilbare Krank- heiten oft unheilbar machen.

Ratzeburg. S. G. Vogel, Doctor.

Vorschlag zu einem neuen Vergnügen im Schrittschuhlaufen.

Am Ende des Winters 1747 ka- men etliche Schüler auf den Ein- fall, eine Art Tanz auf Schrittschu- hen zu machen. Um den Anfang der Sache möglichst zu erleichtern, wäh- lete man eine simple Melodie im egalen Takt, welche dabei gesungen ward *); und verabredete nach Maas- gabe derselben den Wechsel, und die Dauer der Schritte, die Richtung der Gänge, die Schwenkungen, das Umkehren, Finalzüge, u. d. gl. Das bald darauf erfolgte Ende des Frostes endigte den simpeln Anfang dieser neuen Eislust; und die Tänzer wa- ren nachher nicht mehr bei einander. Tanzkundige und musikverständige Schrittschuhläufer könten die Sache viel weiter treiben. Sie könten Tänze von allerlei Art, und in allerlei Takt, für zwei, vier und mehr Personen, er- finden. Vorzüglich würde der $\frac{6}{8}$ Takt dazu dienlich seyn. Solche Schritt- schuhtänze, von geübten Läufern bei einer wohl besetzten Musik gemacht, würden nicht allein das unschuldige große und nützliche Vergnügen der Läufer sehr erhöhen, sondern auch schön anzusehen seyn. Die Künstler unter den Schrittschuhläufern, insonderheit diejenigen, welche in dem Lau- fen auf der auswendigen Kante des Eises geübt sind, und auf dem rechten Fuße rechts um, und auf dem linken links um, kleine Zirkulzüge und Schnirkel machen können, würden zur Verzierung solcher Eistänze viel bei- zutragen im Stande seyn; und ein Paar Meister solcher Art würden auf dem Eise ein Ballet machen können, das dem schönsten Theaterballet nichts nachgeben mögte.

*) Doch wohl nicht im Laufen?

Mittel, Zwiebeln von außerordentlicher Größe zu ziehen *).

Die Zwiebeln (Alium cepa,) wer- den den Winter hindurch neben einem gehitzten Stubenofen gelegt, so daß sie fast ganz austrocknen. Im Frühjahre werden sie in die Erde ge- legt, und alsdenn treiben sie keinen Stengel, hingegen erwächst die Zwie- bel zur Größe einer großen Rübe. Man bekömmt wohl Stücke, die ein Pfund und darüber wiegen.

*) Aus den Beiträgen zu den Strelitzischen Anzeigen, 1781. 50tes Stück.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 5ten April 1782.

Des Hrn. D. Reimarus Anmerkungen zu der im 80ten bis 83ten St. dieses Magazins vom J. 1781 eingerückten Beobachtung eines Wetterschlages.

Der von dem Hrn. Verfasser an mich geschehenen Aufforderung gemäß, habe ich folgende Anmerkungen entworfen. Zur Erläuterung einiger Umstände, werde ich die Stellen aus meiner Abhandlung vom Blitze anführen, welche man durch die bemeldete genaue Beobachtung weiter bestätiget findet.

Die Seite 1269. u. f. beschriebenen, sich unter der Wetterwolke wälzenden Dünste, können mit den Dünsten verglichen werden, welche (Erf. 159. S. 549.) unter der Wettersäulen-Wolke angezogen und abgestossen wurden.

S. 1270. not. d.) Daß der Blitz nicht auf den beträchtlichen Artillerie-Parc, sondern auf den 1500 Schritt davon entfernten Eichbaum gefallen, zeigt, daß die Hervorragung eines Gegenstandes mehr auf den Ausbruch des Strals würke, als die Materie. (Vom Blitze S. 46.) So werden auch an Gebäuden, Schorsteine, oder andere Hervorragungen getroffen, wenn gleich der Blitz nicht weit davon unmittelbar auf Metall hätte fallen können. (V. Bl. S. 438.)

Nun folgt die Nachricht von den entdeckten Spuren dieses Wetterstrals. Bei einer unvollkommenen und zerstreuten Leitung des Blitzes ist es gemeiniglich schwer den ganzen Weg des Strals auszufinden. Jedoch, da diese Beobachtung so aufmerksam angestellt, und so ausführlich beschrieben worden; läßt sich das meiste davon nachspüren.

S. 1273.) Die Spuren eines nicht gar starken Wetterschlages, sind an Bäumen nicht allemal in seiner ganzen Bahn zu finden. Man zeigte mir in verwichenem Sommer unweit dieser Stadt einen Baum, auf welchen der Blitz gefallen, und wo mitten am Stamme die Aushölung der Rinde anfing, ohne daß oben etwas wahrzunehmen war. Dies, meinte man, bewiese, daß der Blitz erst an selbiger Stelle eingefahren sey. Allein: ich bemerkte, daß auch diese Spur nicht

weit herunter lief, und sich dann wieder eine andere noch kürzere zeigte, da doch der Stral sicherlich seinen Weg in einem Striche, und bis zur Erde verfolgt haben mußte.

Der Stand des Knaben an der östlichen Seite des Baums hat den Bliß nach selbiger Seite hin gelockt. (Vergl. Erf. 52.) Denn der menschliche Körper lockt ihn mehr an als selbst das grüne Holz, (v. Bl. §. 54.) und als Feuchtigkeit (S. 139. not. 133.) Die Bahn aber, welche er nimt, wird durch den mehrern oder wenigern Widerstand bestimt (§. 113.). — Uebrigens hat der Knabe daselbst vermuthlich angelehnt **gestanden**, weil der Stral, der nun bis zu den Füßen herab gefahren ist, sonst, wenn er gesessen hätte, schon beim Ende des Rückgrads die Erde erreicht haben würde.

(S. 1274.) Der untere Theil der Rinde mußte auch deswegen stärker abgesprengt seyn, weil der Stral daselbst nach aussen abgesprungen war. (v. Bl. §. 92.)

(S. 1275. not.) Die **Zerstreuung der Haare** konte sich allerdings höher äußern als der Stand des Kopfes war: nicht sowohl wegen der in einen luftleeren Raum nachschießenden Luft (v. Bl. S. 193. und S. 584.), als wegen der viel stärker auseinander werfenden und nach allen Seiten hin würkenden Plaßung von der Stelle aus, wo ein Zusprung geschehen ist. (v. Bl. §. 91.)

Der Stral, welcher hier niederwärts zur Erde fahren mußte, konte wohl erst auf die Schnalle zu, von da wieder zur Haut des Fußes, und sodann an selbigem weiter herunter gefahren seyn, da er dann das Leder, wie oben die Kleider, allenthalben abwärts sprengte.

(S. 1277.) Da der Bliß, wegen Unvollkommenheit der Leitung, vom Baume einen Sprung machte, und mehrere anlockende Körper in der Nähe waren: so theilte er sich. (v. Bl. §. 111.) Der Knabe, dem der eine Stral auf den Kopf zugefahren, ward getödtet: die übrigen Personen, auf welche nur von der Seite Stralen zugesprungen, wurden nur an der Haut verlezt und durch die Erschütterung betäubet. Man siehet auch, daß er bei ihnen von der Stelle des Zusprunges an nicht aufwärts, sondern niederwärts zur Erde hin gefahren sey. (v. Bl. S. 419.)

Wenn man die **Verletzung der Kleidung** dem eindringenden Strale selbst zuschreiben wolte, so mögte man sagen, daß der Zwirn, welcher noch die Feuchtigkeit des Regens mehr angenommen, den Bliß leichter durchgelassen, die Wolle und Baumwolle aber demselben mehr Widerstand gegeben hätte. Allein, es scheinen dergleichen Beschädigungen der Kleider vielmehr von der auswärts schlagenden Luftplaßung her zu rühren. (v. Bl. §. 65.) Die Fetzen und Fasern werden nicht in die Haut hinein, sondern immer davon abgesprenget. Die Erscheinung muß also blos dem mehrern und zähern Zusammenhange der unverletzten Thei-

Theile zugeschrieben werden. Daher war auch bei den schwächern Durchbruchsstellen nur das Rauhe der Baumwolle weggeblasen und der Faden selbst geblieben. Das Hemde unter jeder Stelle war, wie ich verstehe, einfach durchlöchert, nicht als von einem siebförmig durchdringenden Strale beschädigt.

S. 1278.) Der Stral scheint nunmehr an der Haut des Arms bis zum Ende des Ermels herabgelaufen zu seyn, wo er durch den Rock zur Uhr gefahren. Die Versengung zeigte sich am Unterfutter, weil der Stral dort, wo er auf den bessern Leiter auftraf, sich sammelte. — Etwas davon muß sich aber auch unmerklich über die Kleidung vertheilt haben, welches sich an der andern Seite in der linken Rocktasche an dem daselbst befindlichen Metalle gesammelt hat, und zureichend gewesen ist den dünnen Silberdrath, nicht aber den dickern Beschlag des Pfeifenkopfs, anzuschmelzen. Die Tasche war also nicht durchlöchert, weil der Stral zerstreut gewesen: inwendig aber angeschwärzt und das Papier versengt, weil er sich dort gesammelt und am Metalle einen schmelzenden Funken gewürkt hatte.

S. 1279.) Der Hemdsknopf war vermuthlich so gekehrt, daß er dem Strale nicht in den Weg kam, da selbiger nunmehr durch die Uhr stärker angelockt ward.

S. 1280. not. l.) Die eingeschmolzene Vertiefung oder oberflächige Anschmelzung einer Fensterscheibe, und das mit dem geschmolzenen Glase vermischte Blei, bestätigen meine Vermuthung, (v. Bl. S. 239.) daß nicht ein durchdringender Stral, sondern die überhin fahrende Flamme das Anschmelzen der Fensterscheiben verursache, und daß auch zum Theil die Ansprützung des geschmolzenen Bleies dazu beitragen könne.

S. 1281.) Der Bliß ist nur von oben auswärts auf das Uhrgehäuse gefallen, wo er sich in einen starken durchschmelzenden Funken gesammelt hat, dadurch die Oberfläche des innern Gehäuses mit angegriffen ist. Wäre er durch die Uhr selbst, oder deren Gehäuse fortgegangen, so würde auch unten die Stelle des Absprunges durch eine Verletzung bezeichnet seyn: nun aber traf er auf die weiter herunterführende Kette, und erst da, wo dieser bessere Leiter aufhörte, wendete er sich wieder, mit Durchlöcherung des Hemdes, zur Haut, um an derselben zur Erde herab zu laufen. Die Versengung der Oberhaut mit ihren Haaren, sowohl als der darauf anliegenden Unterstrümpfe, zeigt abermals, daß der Bliß an der Oberfläche der Haut umherstreiche, (v. Bl. §. 65.) welches dann wegen Unvollkommenheit der Leitung in getheilten Stralen zu geschehen pflegt.

S. 1283.) Es ist allerdings sonderbar, daß die Spuren der Versengung sich nicht unter den Strumpfbändern geäußert haben, da sonst die Flamme da, wo sie sich weniger ausbreiten kan, stärker zu verletzen pflegt:

(v. Bl. §. 64.) Ich weiß keine andere Ursache davon zu errathen, als daß die Stelle der Kniebänder, wie es vom starken Regen zu seyn pflegt, mehr als andere durchnezt gewesen, oder die Nässe daselbst dichter an der Haut angelegen, und der Stral sich also darin etwas zerstreuet haben muß.

Die Vertheilung des Strals an beiden Beinen machte, daß er dort, nur mit geringen Spuren am innern Strumpfe abspringen, und ohne Verlezung des durchnäßten Oberstrumpfes oder Schuhes in die Erde fahren konte.

S. 1285.) Die Bahn des Blizes wird durch den mindern oder mehrern Widerstand im ganzen bestimt. (v. Bl. §. 113.) Wenn er nunmehr Widerstand antraf von der Haut durch die Kleidung zum Metalle, und hernach wiederum von diesem zur Haut zu dringen, so blieb er in seiner Bahn an der Oberfläche der Haut. (v. Bl. S. 111.)

Die **Leitung an der Oberfläche** ist eine sonderbare, von der durchdringenden Leitung wohl zu unterscheidende Eigenschaft, welche sich sowohl an den elektrischen, (sonst nichtleitenden) als an den unelektrischen (leitenden) Körpern zeiget. (v. Bl. §. 53. 189. bis 191.) Die wenige Feuchtigkeit von der Ausdünstung, dem Schweiße, u. s. f. kan gewiß bei den viel nässeren Oberstrümpfen und andern Oberkleidern nicht die Ursache dieser allemal und unter allen Arten von Kleidern am menschlichen Körper bemerkten Leitung seyn: (v. Bl. §. 64. bis 66.) auch kan die Fetthaut, da sie doch nicht aus bloßem Fette besteht, sondern durchaus feucht und mit unzähligen Blutgefäßen durchwebt ist, nicht als ein widerstehender Körper betrachtet werden, zumal da hier, und in mehrern Fällen durch Wunden ein freier Zugang zum Blute, welches doch gewiß eine leitende Flüßigkeit ist, dem Blize dargeboten ward. Es äußert sich aber die besagte Eigenschaft nicht blos an der Oberhaut, welche sonst unserm Körper zum fürtreflichen Schuze dient, (da sie allen Schärfen, wie auch dem kochenden Wasser, und selbst dem Feuer sehr widersteht,) sondern man findet auch an den entblößten thierischen Theilen, daß sie den Stral an der Oberfläche hin leiten, (v. Bl. §. 189. 190.) dadurch dann bei denen, die vom Blize getroffen worden, das Eindringen desselben verhindert, und mithin bei den meisten das Leben erhalten wird, welches sonst unmöglich wäre.

S. 1286. not. b.) Bei der Leitung an der Oberfläche äußert sich allerdings Flamme und Plazung, die nur da, wo sie sich ungehindert ausbreiten kan, weniger verlezt; wenn sie aber eingesperrt ist, heftig würkt. (v. B. §. 189.) Wenn indessen ein Metall mit einem solchen an der Oberfläche leitenden Ueberzuge belegt ist, so scheint diese äußere Leitung der innern etwas abzunehmen, so, daß auch dünnes Metall weniger zerstöret wird, wiewohl die Uebermalung, wo die innere Leitung am Metalle unzureichend ist, doch zerrissen oder abgestoßen wird. (v. Bl.

S. 245.

S. 245. 286. und 411.) Wenn also eine solche Bedeckung des Metalles einigen Dienst leistet, so geschiehet es nicht durch Einsperrung der Flamme, sondern dadurch, weil sie einen Theil derselben *nach aussen* ableitet. Noch in verwichenem Sommer bemerkte ich eine solche Leitung an der Oberfläche der Uebermalung inwendig in einem vom Blitze getroffenen Garten-Salon, wo also keine Benetzung vom Regen dabei befindlich war. Der Stral hatte sich unmerklich über die bemalten Fenstergerüste, u. s. f. vertheilt, und nur an den Stellen, wo er von einem Eisen des Beschlages zum andern gelockt worden und sich also gesammelt hatte, eine Spur auf der Farbe gelassen, als wenn Schießpulver darauf abgebrannt wäre. Wenn aber der Ueberzug elektrisch und dabei nicht an der Oberfläche leitend wäre, so würde er die Würkung des Blitzes am Metalle conzentriren; und wenn nun das Metall wegen zu geringen Inhaltes oder mangelnden Zusammenhanges zur Leitung unzureichend wäre, so würde der Ueberzug die Gewalt der Platzung nicht abzuhalten vermögend seyn, sondern dadurch zersprengt werden, (v. Bl. S. 136. 597.) daher man immer auch dieser Gefahr ausgesetzt seyn würde, wenn das Metall im Verhältnisse zum durchfahrenden Strale so unzureichend wäre, daß davon, wenn es blos läge, Funken abspringen müßten. Dieses hat auch, wie ich sehe, der Herr Verfasser nachmals in der angeführten Anmerkung erinnert. Zureichendes Metall kan freilich den Stral ohne Zersprengung der umgebenden widerstehenden Körper durchleiten. (v. Bl. S. 321. u. f. S. 450.) Dergleichen bemerken wir zuweilen an dicken übermalten, oder in Mauern eingeschlossenen eisernen Ankern: so führt der Herr Verfasser unten S. 1305. not. ein Beispiel von einer kupfernen Regenröhre an, und so gingen auch die Regenröhren zu Purfleet (v. Bl. S. 380.) durch welche der Blitz abgeleitet ward, (wie ich aus der Abbildung in den Philos. Trans. Vol. 68. tab. 5. ersehe,) durch die Brustmauer welche das Dach umgiebet. Aber in diesem Falle, wo das Metall zur Durchleitung zureichend ist, und also eine Bedeckung desselben unschädlich wäre, würde sie auch eben deswegen unnöthig seyn. Da wir also wissen, daß eine Strecke Metall, selbst dann, wenn sie dünne und unzureichend ist, den Stral vor nahen Menschen, wie vor allen andern Körpern, vorbei leite, (v. Bl. S. 134. Erf. 62.) und daß eben die freie Ausbreitung der Flamme ihn weniger gefährlich mache, so würde ich es beim bloßen unbedeckten Metalle bewenden lassen.

Ueberhaupt kan ich nicht umhin hier zu äußern, daß ich zum gemeinen Besten sehr wünschte, daß man die Blitzableitungs-Anstalt so leicht und einfach vorstellen mögte als möglich, und als es, der Erfahrung nach, zureichend ist. Es ist mir also leid gewesen zu vernehmen, daß verschiedene gelehrte Männer die von ihnen angelegten Ableitun-

gen mit so vieler Künstelei und Kostbarkeit eingerichtet haben, daß manche Unkundige dadurch abgeschreckt werden müssen sich diesen so wichtigen Schuz zu verschaffen. Man hat z. B. neben der natürlichen und reichlichen Ableitung von metallenen Dächern und Regenröhren noch besondere Leitungsstangen angelegt, gleich als ob eine eigene Bezauberung dazu erfodert würde: man hat dieselben auf verschiedene Weise, mit nicht geringem Uebelstande und mit eben so vieler Unbequemlichkeit, mittelst Krampen, Pfosten, u. d. gl. vom Gebäude abgehalten, u. s. f. Vielmehr dünkt mich, müßte man es seinen Mitbürgern auf alle Weise klar machen, **daß eine jede wohl zusammenhängende nicht gar zu schwache Strecke von Metall, welche vom Gipfel bis zur Erde reichet, den Blitz ohne Zerstörung, und ohne Schaden des anliegenden Gebäudes oder naher Menschen, herab leite**: es mag nun dieses Metall von einem Gelehrten oder von blossen Handwerkern angelegt, und es mag zur Blizleitung, oder zu anderm Nuzzen (zur Bedeckung, zu Regenröhren, u. s. f.) bestimt gewesen seyn. Dies habe ich in meiner Abhandlung zu zeigen mich bemühet, und dadurch schon die Anlegung vieler Blizableitungen an öffentlichen sowohl als privat Gebäuden veranlaßt: Dies habe ich noch bei fernern Wahrnehmungen bestätigt gefunden, und dies kan ein jeder, der die Wetterschläge beobachtet, welche an Gebäuden eine herabgehende Strecke von Metall antreffen, wahrnehmen.

(S. 1287.) Dieser Fall ist eine Bestätigung dessen was ich (v. Bl. §. 127. und §. 196.) erinnert hatte, daß man sich zu seinem Schuze nicht auf die widerstehenden Körper, Seide, u. d. gl. da sie der Stral leicht durchbricht, sondern nur auf das ablockende Metall verlassen könne. Die halbseidene Weste durchbohrte der Stral, und zerstöhrte am meisten den widerstehenden seidenen Aufzug, mit Verschonung des linnenen Einschlages, (S. 1291.) so wie er auch den floretseidenen Strumpf (S. 1293.) durchlöcherte: an der silbernen Schnur aber, so dünne und unzureichend dieselbe auch war, hielte er sich, und fuhr größtentheils daran außerhalb herunter. Nur ist zu merken, daß, da diese Strecke von Metall ihn nicht völlig zur Erde leitete, er dieselbe doch am Ende verlassen und die Leitung am Körper nehmen mußte. Dabei war nun die Unzureichendheit der metallenen Leitung eine Ursache zur Theilung des Strals. Eines Theils konte er an der Schnur der Schöße tiefer herunter laufen, mußte aber daselbst mit grössern Sprüngen zum Körper durchbrechen: andern Theils konte er vor dem Schooße zu, wo das Kleid nahe anlag, schon mit wenigerm Widerstande zum Körper gelangen.

(S. 1290. not. c.) Der Bliz verläßt eine **horizontale oder gebogene Strecke** einer metallenen Leitung nicht, wenn selbige nur am Ende mit einer herunter führenden Strecke zusammen hängt, oder nahe daran grenzet,

zet, außer da, wo er in der Nähe eine bessere Leitung zur Erde erreichen kan. (v. Bl. §. 112.) Dies zeigt uns die öftere Leitung auch an unzureichenden Eisendräthen die zu Klingeln oder Glocken führen, denen der Stral in ihrer wagerechten Lage nach allen Richtungen hin und in allen Biegungen bis zu der Stelle folgt, wo ihn ein heruntergehender Drath oder anderes niederführendes Metall ableitet. (Erf. 18. 21. 22. 106. u. f. f.) So lief auch der Stral zu Sagan (Erf. 107. S. 284.) sogar an unterbrochenen Vergoldungsleisten einen Strich von 24 Ellen, theils horizontal, theils mit einem Umwege über eine Thür hin, fort, um endlich an einem eisernen Gitter zur Erde zu gelangen.

Die **silberne Schnur an der Taschenpatte** im erzählten Falle gab aber gar keine Ableitung, sondern war ein abgesondertes und dabei unzureichendes Metall, davon der Stral theils Abwege suchte, theils an den Spitzen ausströmte. Dergleichen Ausströmungen brausen von den Spitzen oder Ecken des Metalles, eben wie in elektrischen Versuchen, (v. Bl. S. 589.) nach allen Seiten abwärts, zumal bei unzureichender und unterbrochener Leitung, auch wenn das Metall niederwärts führt, wie oben S. 1289. Jedoch, da der Bliz hauptsächlich nach seinem Ziele zur Erde strebet, so müssen sie, wo er in Ermangelung einer Leitung sich zu zerstreuen sucht, stärker niederwärts fahren, wie hier bei der Einfassung der Taschenpatte wohl bemerkt worden. Indessen zeigt es sich nachmals S. 1293. daß der eigentliche Stral, ob er gleich einen Sprung zu machen hatte, und durch den Widerstand auch zu einer Theilung veranlaßt ward, doch seinen Weg quer über fortgesezt habe, um zu der heruntergehenden Faltenschnur zu gelangen.

— not. d.) Die Bemerkung, daß der Bliz meistens nur dann zünde wenn er Metall glühend macht, ist allerdings mehrern Erfahrungen gemäß. (v. Bl. §. 109.) Ein **einzelner** dünner Messingdrath würde also schlecht zur Verbindung einer Ableitung dienen, weil er glühend, zerschmolzen und zerstäubet werden könte. Aber durch mehrmals dicht an einander umwundenen fest geschnürten Messingdrath könte eine mit Gelenken zusammenhängende Ableitung sehr wohl verbessert werden. (v. Bl. S. 460. und 599.) Ein dünner doppelt zusammengewickelter Metalldrath widersteht schon der Schmelzung, (Erf. 72. 108.) und das Sammeln des Strals bei den lose zusammenhängenden Gelenkhaken, welches Plazung und Anschmelzen verursacht, (v. Bl. S. 334.) wird alsdann, theils durch die mehrern Berührungspunkte, theils durch das festere Anschnüren, (v. Bl. §. 183.) verhütet.

S. 1292.) Der schwache und vertheilte Stral konte an den Beinen keine merkliche Würkung mehr äussern. Auch scheint, wie S. 1290. erwähnt wird, dasjenige, was Anfangs zur Haut durchgedrungen war, noch wie:

wieder nach aussen zum Metalle hingefahren zu seyn, und jene S. 1291. bemerkte Spuren die Stellen des Absprunges vom Körper anzuzeigen, wo das Sammeln des Strals, eben wie beim Zusprunge, stärkere Verlezzung würket. (v. Bl. Erf. 50.)

S. 1293.) Der **Knopf an der Hüfte** war eben der, auf welchen der Stral, wie gesagt, seitwärts von der Taschenpatte zusprang, um nachher an der Faltenschnur herabzulaufen.

Das übrige, nicht im Wege liegende und abgesonderte, obwohl größere Metall, ward, wie der Herr Verfasser wohl bemerkt, nicht berührt. Sogar die Leitung an der Oberfläche des Körpers, ob sie gleich sonst geringer ist als die vom Metalle, kan den Stral so anhalten, daß er nicht zu abgesondertem Metalle unnüze Sprünge macht. (v. Bl. S. 111.)

S. 1294.) Von dem Wege dieser Stralen läßt sich nicht so genau urtheilen, daß man schließen solte, der eine sey aufwärts gefahren, da es auch ein besonderer etwas höher zuspringender Stral seyn konte, der dort hinten eingedrungen. Beide aber hatten doch das Haar versengt, und die Leitung war also gewiß, wie in den übrigen Fällen, an der Oberfläche der Haut.

S. 1295.) Der niedrigere Zusprung des Strals bei den entferntern Personen, zeigt wie der Bliz sich zur Erde geneigt habe.

S. 1296.) Es ist wohl möglich, daß der Getroffene, wenn die Plazzung des Strals nicht auf seinen Kopf zufällt, noch den zuspringenden Feuerball wahrnehme. (v. Bl. S. 123. 155.)

Der Schluß folgt künftig.

Erfahrung von einem Mittel wider die Ratten.

Das in dem 94ten St. des Hannöverischen Magazins von 1781 angegebene Mittel wider die Ratten, ist zuverläßig befunden, und der Bekantmacher desselben verdienet daher allen Dank von dem Publico.

Es ist dabei angemerkt, daß der Effekt besser und sicherer sey, wenn die Vitsbohnen, so man hiezu anwenden will, nicht vom lezten Jahre, sondern einige Jahre alt sind, weil leztere nicht so geschwind verkochen. Sie dürfen nicht länger kochen, als bis die äußere Schale eben geborsten ist. Die Zuverläßigkeit dieses Mittels ist noch durch eine andere Erfahrung, die in der Stadt Hannover gemacht worden, bestätiget.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 8ten April 1782.

Des Hrn. D. Reimarus Anmerkungen zu der im 80ten bis 83ten St. dieses Magazins vom J. 1781 eingerückten Beobachtung eines Wetterschlages.

(Schluß.)

Seite 1299.) Das hauptsächliche Zeichen der geringern Anlockung ist, wenn der Bliz unter einerlei Umständen einen Körper verläßt, um auf einen andern zuzuspringen. Ich habe daher, so viel sich aus Erfahrungen mit einiger Zuversicht thun ließ, die verschiedenen Grade der Anlockung anzugeben gesucht. (v. Bl. §. 31. 47. 52. 54. 61. not. 133. und Kap. VII. wie auch §. 192. 193.) So durchbricht er immer die Luft und zieht derselben alle festen Körper vor. So scheint er grünende Bäume dem Mauerwerke vorzuziehen. So verläßt er Mauerwerk, Holz, auch grünende Bäume und Kleidungsstücke, wenn sie gleich vom Regen befeuchtet sind, um an der Oberfläche des menschlichen Körpers herab zu fahren. So zieht er endlich allen andern Körpern die Metalle merklich vor. — Man muß aber bei der Vergleichung zweier Körper wohl beobachten, ob auch die übrigen Umstände der Leitung gleich sind, daß nemlich der eine den Stral eben sowohl zur Erde, oder doch eine eben so weite Strecke niederwärts geführt haben würde als der andere, und daß der Bliz, wenn die Bahn nicht völlig zur Erde hinreichte, auf dem einen Wege nachmals nicht mehrern Widerstand als auf dem andern zu überwinden gehabt haben würde. Denn die Bahn des Blizes wird, wie mehrmals erwähnt, nicht durch die Beschaffenheit einzelner Stellen, sondern durch den mindern oder mehrern Widerstand in seinem ganzen Wege zwischen Wolke und Erde, bestimmt. (v. Bl. §. 112. 113. 199.) Daher verläßt er auch den untern Theil eines kupfernen Thurmdaches, um auf eine Regenröhre; eine Stange, oder einen dünnen Eisendrath zuzuspringen, die ihn weiter als jenes Ende des Daches herunter führen konten. (v. Bl. Erf. 23. S. 61.) Daher kan auch ein geringe-

rer Leiter vor einem andern an sich weit stärkern, der aber hier nicht zum Ziele führte, den Vorzug haben, wie oben in Ansehung der Leitung am menschlichen Körper, mit Vorbeigehung der Metalle, die sich außer der Bahn befinden, erwähnt worden. Es würde also auch eine ganz genaue Stuffenleiter, welche den Grad dieser Eigenschaft bezeichnen solte, wegen der so verschiedenen übrigen Umstände schwerlich praktischen Nutzen schaffen. — Dabei muß ich noch wiederholen, daß uns unsere Spielelektricität nicht verführen solte uns auf einen widerstehenden Körper zu verlassen, daß selbiger die Gewalt des Blitzes abhalten könte. (v. Bl. §. 127.) Denn erstlich fällt der Stral doch auf alle dergleichen Körper, wenn sie hervorragen, und ihm in den Weg kommen, d. i. sie locken ihn alle doch noch mehr an, als die Luft thut: und besonders dringt schon eine starke künstliche Elektricität, weit mehr aber der Bliz, durch die widerstehenden Körper hin, wenn sich jenseits derselben ein anlokkender befindet. Der Erfolg ist also, daß er in diesem Falle nur mit desto größerer Gewalt, Zersprengung, u. s. w. durchbricht.

S. 1300.) Ein **gegossenes Metall** lockt doch sicherlich die Elektricität an, und der Bliz wählt auch gewiß das gegossene Metall sowohl als anderes zur Fortsetzung seiner Bahn vor allen übrigen Körpern. Die Leitung an dünnen Metallen, Dräthen, Treffen, Vergoldungen, wird nur deswegen mehr bemerkt, weil sie ihres geringen Inhalts wegen Spuren der Beschädigung zeigen, und weil sie einen schmalen etwas ausgestreckten Strich darstellen: wir solten sie aber deshalben nicht für **vorzügliche** Leiter halten. Wenn man hingegen seltener die Bahn an gegossenem Metalle nachspüren kan, so ist die Ursache, weil die Stücke meistens zu grob sind um angeschmolzen zu werden, wie Thurmglocken, Kanonen, eiserne Oefen, Feuerherdplatten; aber so ist auch an starken geschmiedeten Stangen keine Spur zu finden. (v. Bl. §. 107.) Wenn er aber von jenem gegossenen Metalle abspringt, und daher Löcher einschmelzet, so geschiehet es, weil gegossenes Metall nicht leicht in langen Strecken vorzukommen pflegt, an welchen er herunter laufen könte, sondern in einzelnen Stücken, da er zu- und abspringen muß: und dann schmelzt er auch Löcher in platt geschmiedete und blanke Kessel, Thurmknöpfe, u. s. w. So sprang er auch oben S. 1281. von dem vorzüglich leitenden und größern Metalle der goldenen Uhr ab, weil ihn die tombackene Kette weiter in einer Strecke herunter führte.

S. 1301.) Zu **Marly** befindet sich dann doch auch neben den gegossenen Röhren eine ansehnliche Leitung von eisernen Stangen, welche, wenn jene es auch nicht thäten, den Bliz anlocken könten. Aber der Zug der Wolken hängt von höhern Ursachen im Dunstkreise ab, und ist daher unserm Ansehen nach zufällig, so daß alles Me-

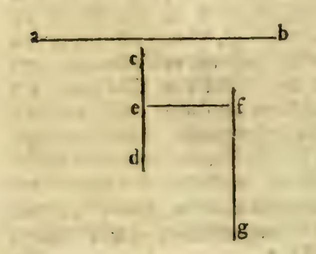
Metall die Wolke nicht aus ihrem Wege herbei ziehet: auch nicht das viele geschlagene Kupfer aller unserer Thurm- und Kirchendächer: auch alle unsere Blitzableiter und Auffangungsstangen nicht. Die Gewitter sind nun in verschiedenen Jahren der Stadt **Hamburg** vorbei gegangen, da doch in der Nähe manche viel geringere Leiter vom Bliz getroffen worden. Mancher Thurm hat mehr als hundert Jahre gestanden, ohne vom Bliz berührt zu seyn, und ist doch endlich durch eine zufällig darüber hingehende Wolke getroffen worden. Es könte auch würklich ein Wetterstral dort zu Marly gefallen seyn, der sich aber in dem vielen Metalle so vertheilt hätte, daß keine Spur zu bemerken gewesen wäre. Bei dem zweiten Wetterschlage auf die Kirche zu Altona, wo doch keine vollkommene Ableitung war, würde man keine Spur gefunden haben, wenn nicht der dünne Eisendrath da gewesen wäre, welcher an den Stellen, wo er an Wirbeln und an der kleinen Glocke angeheftet war, angeschmolzen worden. (v. Bl. S. 61. und Zus. S. 49.)

S. 1302. not. a.) Der Bliz wird freilich durch den **Rost** nicht angelockt oder geleitet, und also nicht durch Metall welches völlig durchrostet ist: aber eine verrostete Oberfläche hindert ihn nicht, das darunter steckende Metall zu finden. Dergleichen Anlockung läßt sich oft beobachten: das zeigt der alsdann abgesprengte Rost von Stangen, Nägeln, u. d. gl. das zeigen die häufigen Spuren an dem Eisendrathe unter vergipsten Decken und Wänden, der doch gewiß angerostet ist.

Im Albertischen Hause (v. Bl. Erf. 19. S. 51.) mußte der Stral, oder ein Theil des Strals von dem dünnen Drathe **durch** das Stoßbrett zur blechernen Dachrinne abspringen, weil die Leitung an dem Drathe unzureichend war, die nahe Rinne aber mit der davon herabgehenden Röhre eine geräumigere und weiter herunter führende Leitung darbot. (v. Bl. S. 347. 351.) Dies thut er unter gleichen Umständen auch von unverrostetem Messingdrathe, (v. Bl. S. 373.) und um eine solche bessere Leitung zu erreichen, kan er auch durch kleine Zwischenräume nichtleitender oder schlechtleitender Körper dringen.

S. 1303.) Der **Unterschied der Metalle** in der Fähigkeit zur elektrischen Leitung ist so geringe, daß er in genauen Versuchen zweier Naturforscher noch nicht auf gleiche Weise hat bestimmt werden können: (v. Bl. S. 636.) und gewiß sind alle Metalle, mit andern Körpern verglichen, noch sehr überwiegend in dieser Eigenschaft. Das **Blei**, wenn es in einer Strecke zusammenhängt, ist auch sicherlich zu dem Zwecke, dazu wir es bestimmen, nemlich den Stral von Verletzung des Gebäudes abzuhalten, völlig geschickt. Dies haben häufige Beispiele gezeigt, wo der Bliz an bleiernen Rinnen oder Röhren, imgleichen an bleiernen angenagelten Streifen, sowohl horizontal als perpendiculär, ohne Verletzung

aller angränzenden Körper fortgelaufen ist. (v. Bl. S. 292. u. f. S. 313. 410. u. f.) Noch im vorigen Jahre habe ich einen Wetterschlag beobachtet, wo der Stral sich an Bleistreifen, und hernach, wo diese fehlten, an dem eisernen Gipserdrathe gehalten hatte. Niemals aber habe ich gefunden, daß der Bliz von einer Strecke Blei auf nasses Holz oder andere nicht metallische Körper abgewichen sey, außer da, wo dasselbe ihm keine weitere Leitung gab, oder eine andere bequemere Strecke vorhanden war, zu welcher er abspringen mußte, welches auch bei jedem andern Metalle geschiehet. (v. Bl. S. 347.) Man muß sich also nur hüten, daß man den Absprung des Blitzes von einem Metalle nicht der innern Eigenschaft desselben zuschreibe, da er vielmehr von dem Umfange oder der Lage des Metalles herrühret, wenn es nemlich, wie oben erwähnt worden, entweder unzureichend war, oder den Stral nicht so weit als eine andere nahe gelegene Strecke niederwärts führte. So würde er z. B. in der Strecke a c b nicht bis b fortlaufen,



sondern bei c abspringen, und dann auch nicht bis zum blinden Ende d herab laufen, wenn ihn e f g besser herunter führte: es mag unter diesen Strecken die eine oder die andere von welchem Metalle man will seyn, wie man sich davon sowohl durch elektrische Versuche als durch Beobachtungen an würklichen Wetterschlägen versichern kan. Das **weiter an einer Strecke hinaus laufen können**, ist also an sich kein hinreichender Grund um seine Bahn daran fortzusetzen, wenn dies **weiter** ihn nicht besser zu seinem Ziele führt.

Die **Benetzung** giebt, wie man fast bei jedem Wetterschlage bemerken kan, nur eine so unvollkommene Leitung, daß selbige bei der Gewalt eines Wetterstrals nichts Beträchtliches zur Ableitung schaft, (v. Bl. §. 52.) so viel man sich auch nach der Vermuthung wegen unserer Spielelektricität davon vorgestellt hatte. Denn auch die schlechten Leiter, Holz und Steine, werden durch Benetzung ihrer Oberfläche nicht vor dem Eindringen des Blitzes geschützt, welches doch durch jede anliegende Strecke, von Kupfer, Blei, Eisendrath oder Vergoldung geschiehet.

S. 1304. not. b.) Hier war wohl der Eisendrath unzureichend gewesen, daher sich der Stral der nahen Vergoldung mitgetheilt hatte.. (v. Bl. S. 344.) Hingegen war bei einem Wetterschlage, (den ich in den Hamburgischen Addreßcomtoir Nachrichten von 1779. im 64ten St. beschrieben,) wo,

wo, wegen Vertheilung des Blizes an dem Gipserdrath im ganzen Hause, die Leitung ziemlich hinreichend gewesen, weder irgend ein Fensterbeschlag, Schloß oder Angel an Thüren berührt, noch auch an den Wänden, unter deren Bemörtelung der Stral überall an dem Eisendrathe herabgelaufen, und wo er hie und da den Gips abgesprengt hatte, die Spiegel an ihrer Folie oder ihren vergoldeten Rahmen, noch sonst etwas an Haken, Nägeln oder Ringen hängendes verlezt.

— not. c.) Bei den **Bäumen** ist auch wohl nicht genug auf die Lage derselben gesehen worden, weswegen der Bliz diesen oder jenen getroffen hat, der z. B. entweder am meisten hervorgeraget hat, oder nach einer bloßen Stelle am ersten in den Weg gekommen ist. So schlägt er in Weiden, die auf niedrigem Lande an Gräben und Teichen stehen: so schlägt er auch in Lorbeerbäume, und harzigte Tannen, und gewiß auch in Büchen, wie noch neulich der Herr Probst **Pratje** im 12ten St. dieses Magazins von 1782 bezeugt hat.

S. 1305. not.) Es waren eigentlich nicht Nebenstralen, sondern Funken, die von dem unzureichenden Metalle abflogen. Sie werden beschrieben „als wenn man einen Feuerbrand an eine Wand schlüge,„ und Herr **Pistoj** selbst vermuthet, daß es abgesprengte glühende Theile vom Metall gewesen. (Reuolta di opusc. fisico med. Vol. XVI. p. 113.)

Ueberhaupt aber war diese nur undeutlich beschriebene Blizableitung so wenig sicher und zureichend eingerichtet, daß man es nur für ein Glück halten muß, daß kein beträchtlicher Schaden dabei geschehen ist.

S. 1305. u. ff.) Die **Besichtigung des erschlagenen Knaben**, zeigt uns abermals ein Beispiel der Beobachtung, daß der Bliz, obgleich Hautverlezungen dadurch verursacht worden, und wenn gleich durch die Erschütterung, oder den Stoß des Anfalles vom Strale, auch unter der Haut liegende Theile zerrissen worden, dennoch nicht in den Körper hinein fahre. (v. Bl. §. 62. 64.) Hier war nicht allein das Trommelfell im Ohre zerrissen, sondern es waren sogar Spalten in den Hirnschädelbeinen, die ganz durchdrangen, welches den Fall besonders merkwürdig macht, und obgleich, sowohl oberhalb des Hirnschädels unter der Haut, als unterhalb desselben, theils über, theils unter der harten Hirnhaut, ausgetretenes Blut vorhanden; so war doch weder die Haut, selbst da wo die Knochen darunter geborsten, im geringsten verlezt, noch die harte Hirnhaut durchbohret. Das Gehirn selbst war unverlezt, so wie auch in der Brust und im Bauche alle Eingeweide im gesunden Zustande waren. Es hat also der Herr Herausgeber S. 1315. not. b. recht erinnert, daß diese Beobachtung meiner geäußerten Meinung gar nicht zuwider sey: vielmehr dünkt mich, man finde darin eine

wichtige Bestätigung der Bemerkung, daß der Bliz nicht so die Knochen im Leibe zerschmettere, als wäre er durch dieselben hingefahren. (Die subtile Ausnahme, wenn kein Queckſilber darin enthalten ist, hatte ich eigentlich nur zum Scherz beigefügt.) Wo ein Knochenbruch bemerkt worden, da schrieb ich es dem äußern heftigen Anfalle der Plazung zu, welcher auch Stangen krumm biegen und dergleichen stoßende Gewalt ausüben kan, (v. Bl. S. 151.) und dies glaube ich mit dem Herrn Herausgeber auch aus dem gegenwärtigen Falle abnehmen zu müssen. Ob die zwei scharfen, wie von einem Messer gemachten Einschnitte S. 1306. Risse in der Haut gewesen, ist mir nicht deutlich. Die übrigen Verlezungen, vom Kopfe an, über den Hals, die Brust, den Bauch, die Schenkel, die Füße, nemlich abgesengte Haare, rothe Streifen die nachmals eine Versengung der Haut zeigten, und nichtdurchdringende Eindrücke, die als von einem Streifschusse mit Schroot beschrieben werden, S. 1306. u. f. beweisen klärlich das **Herabstreifen des Strals an der Oberfläche der Haut,** welches auch bei den andern verlezten Personen in obiger Beschreibung zu bemerken war.

Wer die Nothwendigkeit erwäget unsere Urtheile und Kenntnisse nach zuverläßigen Erfahrungen zu bilden und zu berichtigen, wird beiden verdienten Männern, welche uns die beschriebenen wohl untersuchten Beobachtungen mitgetheilt haben, mit mir den gebührenden Dank wissen.

Hamburg, den 16ten Merz 1782.

Eine außerordentliche Art, seinen Beleidiger zur Reue zu bringen.

Als der große Condé die spanische Armee in Flandern commandirte, und einen gewissen Ort belagerte, wurde ein Soldat auf Befehl eines vornehmen Generals, wegen einiger geführten gar zu freien Reden mit Stockschlägen bestraft. Der Soldat sagte nach ausgestandener Prügelung mit kaltem Blute: Herr General! ich werde es dahin zu bringen wissen, daß Sie dieses bereuen sollen. Vierzehen Tage nachher trug der nemliche General einem Obersten auf, den bravesten und unerschrockensten Mann seines Regiments, dem er die Ausführung eines wichtigen, und zugleich gefährlichen Geschäftes, gegen Bezahlung von 100 Pistolen zur Belohnung, auftragen könte, zu ihm zu schicken. Der gemishandelte Soldat, welcher in diesem Regiment dienete, und für den unternehmendsten desselben

ben gehalten wurde, stellete sich also auf Befehl seines Obersten dem General dar, vernahm von ihm, worauf es ankam, und bat sich aus, dreißig seiner Kameraden, deren Auswahl er sich vorbehielt, mitnehmen zu dürfen. Dieses wurde ihm zugestanden, und er ging hin, und richtete das ihm aufgetragene gefährliche Geschäft mit unglaublichem Muthe und Glück aus. Bei seiner Zurückkunft meldete er sich bei dem General, der ihn sehr lobte, und ihm ohne Umstand die versprochenen 100 Pistolen auszahlen ließ. Der Soldat aber theilte diese 100 Pistolen sogleich in Gegenwart des Generals unter seine mit ihm gewesenen Kameraden aus, sagte, daß er nicht ums Geld dienete, und nur bäte, daß, wenn die ihm aufgetragene glücklich ausgeführte Handlung einige Belohnung zu verdienen schiene, man ihn zum Officier machen mögte. Und übrigens, Herr General! sagte er, müssen Sie wissen, daß ich der nemliche Soldat bin, dem Sie vor 14 Tagen so übel begegneten, und ihm Stockschläge geben ließen; und hatte ich es Ihnen nicht prophezeihet, daß ich schon Mittel finden würde zu machen, daß Ihnen diese üble Begegnung gereuen solte? Der General wurde dadurch äußerst gerührt, umfaßte ihn, entschuldigte sich, und bewürkte es bei dem Prinzen, daß er noch den nemlichen Tag zum Officier ernannt wurde.

Der entschlossene Soldat.

Die Gegenwart des Geistes bei niedrigen Vorfällen ist sehr oft die Ursach unsers Glücks. Folgende Geschichte giebt davon ein Beispiel: Ein französischer Gendarme ritt ein sehr flüchtiges Pferd, dessen er nicht Meister war. Das Pferd setzte mit seinem Reuter durch, und unglücklicher Weise wurde der König Ludewig XIV. der sich damals bei der Armee befand, und in dessen nahen Gegenwart dieses geschah, ziemlich hart dadurch gestoßen. Der Monarch gab in den ersten Bewegungen seines Zornes dem Gendarme verschiedene Schläge mit dem spanischen Rohr. Dieser aber, welcher sich dadurch aufs höchste beleidigt fand, reichte ohne Anstand dem König seine Pistole dar, und sagte: Sire! Sie haben mir meine Ehre genommen, nehmen Sie mir auch mein Leben. Der König, der seine Handlung geschwind bereuete, erwiederte: Kamerad! vergiß, was ich gethan habe; ich werde darauf bedacht seyn, es wieder gut zu machen. Die Folge hievon war, daß der Gendarme sehr geschwind im Dienste befördert wurde.

Nachricht von einem Apparat zur Rettung ertrunkener Personen.

Da manche im Wasser verunglückte Menschen aus der Ursache nicht gerettet werden, weil bei einem sich eräugneten Fall die mehrsten und nöthigsten Instrumente und Medikamente nicht sofort bei der Hand sind, und die Rettung eines solchen Verunglückten öfters auf wenige Minuten ankömt; so ist der hiesige geschickte und erfahrne Chirurgus, Herr Lammersdorf, auf die Gedanken gekommen, das Nöthigste hiezu in einem Kästgen von 19 Zoll lang, 13½ Zoll breit und 6 Zoll hoch, bei einander zu bringen.

Es sind in selbigem

1. ein Spatel, im nöthigen Fall dem Verunglückten den Mund zu öffnen.
2. ein Mundrohr, Luft einzublasen.
3. zwei Tücher zum Reiben.
4. zwo Bürsten.
5. eine Tabacks-Clistier-Maschine von seiner Erfindung, die bereits in England und Schweden approbirt, und nachgemacht worden.
6. eine kleine Sprütze, Spiritum in die Nase zu spritzen.
7. Federposen, um Schnupftaback in die Nase zu blasen.
8. Lanzette, Aderlaßbinde und Compressen.
9. ein Schwamm.
10. Federn den Gaumen zu reitzen.
11. Feuerstein, Stahl, Zunder und Schwefelhölzer.
12. Acetum vini.
13. Sal volatile oleosum Sylvii.
14. Riechsalz.
15. Rappe.
16. Spiritus vini Camphoratus.
17. Spiritus Cornu Cervi.
18. Spiritus Salis Ammoniaci.
19. Zucker.
20. Thee.
21. Knaster.
22. Federn zum Räuchern.

Dieses Kästgen ist in eine wollene Decke, 4 Ellen lang und 3 Ellen breit eingeschlagen, damit man gleich etwas trockenes habe, den Verunglückten einzuwickeln.

Wenn nun zu wünschen ist, daß Aerzte, Wundärzte, oder andere Personen sich diesen zu dem bezielten Zweck erforderlichen Apparatum anschaffen; so wird solches hiedurch in Gemäßheit gnädigster Resolution Königl. Regierung, mit der Anzeige öffentlich bekant gemacht, daß gedachter Apparat in dazu diensamen Kasten zu haben sey, welche nach Verhältniß ihrer äußerlichen Schönheit kostbarer oder geringer im Preise ausfallen, und man wird deshalb bei dem Herrn Erfinder weitere Nachricht einziehen können.

In dem 26ten Stück dieses Magazins von d. J. S. 416. Z. 15. von oben herunter, lies Eisens statt Eises.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 12ten April 1782.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1782 gegeben werden sollen.

Ehe wir von denjenigen Unterweisungen, welche im bevorstehenden Sommer halben Jahre, der uns anvertrauten Jugend gegeben werden sollen, Nachricht ertheilen, ist es, selbst zum bessern Verständniß dieser Nachricht, nützlich, und zugleich erfordert es die Pflicht gegen die gnädigste Fürsorge **hochpreißlicher Königlicher Landesregierung** unsere unterthänigste Dankbarkeit zu bezeigen, einige neue Einrichtungen bekant zu machen, die dem hiesigen Pädagogio vor kurzem gegeben sind, und welche bereits im Versuche, welcher diesen Winter hindurch damit gemacht ist, sich in der Folge zu bewähren, gute Hofnung geben.

Das Pädagogium ist bekantlich, eine gelehrte Schule, welche die nächste Vorbereitung zur Akademie vollenden soll. Dies setzte eine andere in den vorher besuchten Schulen, oder im häuslichen Unterricht gemachte Vorbereitung bei den Jünglingen voraus, welche uns übergeben wurden, und welche binnen einer Zeit von drei Jahren, die sie gewöhnlich hier zu bringen, jene Vorbereitung hieselbst vollenden solten.

Die Forderungen, welche man hier nach einer bereits vor mehren Jahren auf Befehl **Königl. Regierung** bekant gemachten Nachricht an Aeltern, u. s. w. machte, waren nicht übertrieben; sie waren so beschaffen, daß bei gewöhnlichen Fähigkeiten, wenn die Unterweisung nur gut, und der Lehrling nicht ganz unfleißig war, ein Knabe von 12 bis 13 Jahren, in den gelehrten Sprachen, so viel als hier gefordert wurde, füglich gelernt haben konte, und die Untergebene, welche wir bekommen, haben meistens das 14te und 15te Jahr zurück gelegt.

Dennoch hat uns die Erfahrung seit mehren Jahren gelehrt, daß sehr viele auch das mäßige, was wir verlangten, nicht leisten konten. Aus welchen Ursachen? davon ist hier der Ort nicht, etwas zu sagen.

Indessen litten wir hierunter am meisten, und mußten entweder den Ton eines Gymnasiums herabstimmen,

men, oder wagen unvorbereitete Jünglinge für uns, auch unvorbereitet zur Akademie zu schicken: oder wir mußten suchen durch außerordentlichen und ganz besondern Unterricht, den Versäumten so viel möglich nachzuhelfen, um sie für unsern öffentlichen Unterricht erst gerecht zu machen; welches wiederum eine andere Unannehmlichkeit veranlaßte, daß der Aufwand dadurch den Aeltern erschweret wurde.

Wir hätten freilich diesem dadurch ausweichen können, wenn wir die unvollkommen Zubereitete, fürs erste nicht aufgenommen hätten. Allein damit war den Aeltern, zumal, wenn sie eine hiesige Freistelle erhalten hatten, nicht geholfen. Was solten wir thun, wenn sie nun auf unsere Vorstellung; daß ihre Kinder dem hiesigen Unterricht noch nicht angemessen wären, und davon den vollen Nutzen nicht ziehen würden, uns antworteten, daß Sie die Kosten zum besondern Unterricht, um ihnen nachzuhelfen, gerne hergeben wolten?

Aus diesen Verlegenheiten hat die Gnade **Erlauchter Königl. Regierung** uns nun größten Theils herausgerissen, indem Hoch Dieselbe auf die vom Herrn Hofrath Heyne, und von uns gethane unterthänigste Vorstellung dieser Lage, unsere dagegen gethane Vorschläge huldreichst genehmiget, und zu noch verschiednen außerordentlichen Lehrstunden huldreiche Verwilligungen gethan, und uns dadurch in den Stand gesetzt hat, eine **neue Einrichtung von drei Klassen** zu machen, um in diese unsere Zöglinge ihren Anlagen und Bedürfnissen gemäß desto schicklicher zu vertheilen, und die Unterweisungen ihren Fähigkeiten und Kräften angemeßner zu machen, als zuvor möglich war.

Die neue Klasse, wird nun die **Vorbereitungsklasse** genannt, in welcher diejenige, welche unsern bisherigen beiden Klassen noch nicht gewachsen waren, die nöthige Vorbereitung zu denselben, in den gelehrten Sprachen erhalten. Sie werden in den ersten Anfangsgründen der lateinischen sowohl als griechischen Sprache erstlich gründlich unterwiesen, die Regeln der Sprachlehren werden ihnen deutlich erklärt, und davon verständliche Begriffe ihnen beigebracht; sodann aber wird auch zugleich die Anwendung dieser Regeln, sowohl zur Erklärung der alten Schriften, als auch in eigenen Zusammensetzungen gezeigt. Sie werden zugleich fleißig geübt, damit sie auf solche Weise ihnen geläufig werden.

Nebst diesen haben sie auch Gelegenheit, bei der Erklärung eines alten nicht zu schweren Schriftstellers ihr Gedächtniß mit einem guten Wörtervorrath zu bereichern, um alsdenn nach einem halben oder ganzen Jahr mit desto mehr Nutzen, zu den beiden eigentlichen Gymnastischen obern Klassen überzugehen.

Man wird hoffentlich uns nicht unrecht verstehen, und glauben, daß diese Vorbereitungsklasse diejenige aufnehmen könte, welche noch ganz im la-

lateinischen unerfahren sind, und als ob dieselbe also noch gar nichts voraus setze. Nein! sondern, daß der Lehrling, außer dem lateinischen Lesen auch die Flexionen und Conjugationen, — wenigstens die regulären, — wenigstens mit dem Gedächtniß gefaßt haben müsse, das wird allerdings, und nicht weniger auch dieses schon vorausgesezet, daß er einen Vorrath von ein Paar hundert Wörtern im Kopfe habe, und etwas geübt sey, die einfache Struktur der Wörter aufzufinden. In der Griechischen Vorbereitungsklasse, werden jedoch auch diejenige angenommen, welche in dieser Sprache pure Anfänger sind.

Die nächst auf diese Vorbereitungsklasse folgende, heißt die **mittlere Klasse**, in welche diejenige angewiesen werden, die eine solche Anlage mit hieher bringen, bei welcher man vermuthen kan, daß sie ihre Zubereitung zur Akademie in drei Jahren, füglich vollenden und gründlich werden können. In dieser Klasse, ist der Unterricht in den beiden gelehrten Sprachen, höher gestimmt. Es wird ihnen allezeit eine von den Schriften des Cicero statarisch und gründlich erklärt, doch werden nur solche Schriften dieses Mannes genommen, die in den Sachen nicht zu schwer sind, meistens Begriffe nicht über die gemeine Erkenntniß, oder die doch durch die Geschichte und Alterthümer leicht verständlich gemacht werden können, voraussezen, als z. E. seine Reden, seine Briefe, und unter seinen philosophischen Schriften, die Bücher de divinatione auszugsweise. Es werden außer diesen, noch andere Autoren, etwas schneller gelesen, und erklärt, besonders aber doch Historiker, fürnemlich die erste Decade des Livius, und unter den Dichtern hauptsächlich erzählende Stücke als die Verwandlung des Ovids, und die Aeneide des Virgils.

Im Griechischen werden aus denselben Gründen, gleichfalls nur Geschichtschreiber erklärt, als bishero die griechische Geschichte des Xenophons, oder der Herodianus, zuweilen auch wohl leichte Dichter.

So wie in der oben erwähnten **Vorbereitungsklasse**, das Hauptaugenmerk ist, die Jugend in den gelehrten Sprachen fortzubringen, daher dann auch diese Klasse noch weiter keinen Antheil am eigentlichen wissenschaftlichen Unterricht nimt, sondern in Sachkentnissen außer der neuen Erdbeschreibung, und einer historischen Einleitung in die Geometrie, nur gewinnt, was gelegentlich davon bei Erklärung der Schriftsteller ihr beigebracht werden muß; so wird dagegen die mittlere Klasse schon in einen wissenschaftlichen Zusammenhang derjenigen Sachkenntnisse eingeleitet, die auf Schulen bereits gelernet werden müssen. Sie hat also Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte, in der Kenntniß der römischen Alterthümer, der Erdbeschreibung, der Mathematik. — Sie wird in allerlei deutschen Ausarbeitungen und Auf-

säzen geübt, machet lateinische Uebersezungen aus dem Deutschen, u. d. gl.

Die **oberste Klasse** besteht endlich aus denjenigen Scholaren, welche in der nächsten Vorbereitung stehen, und in einem halben oder binnen einem Jahr die Akademie zu beziehen gedenken. Dieser Klasse werden **statarisch**, philosophische oder rhetorische Schriften des Cicero, der Horaz, die Bücher des Virgils von der Landwirthschaft, der Lucan, Silius Italicus, auch wohl Juvenal auszugsweise erklärt. Sie lesen den Livius vom 21. Buche an **cursorisch** ohne zu übersezen. Was dabei zu erklären ist, wird meist lateinisch erklärt; Sie üben sich dabei im latein sprechen, indem sie von dem, was gelesen ist, in dieser Sprache Rechenschaft geben, — sie machen lateinische Aufsäze nach kurzen Entwürfen, ohne aus dem Deutschen zu übersezen, und werden dabei mit den Regeln einer guten lateinischen Schreibart bekant gemacht. Im Griechischen werden theils schwerere Geschichtschreiber mit ihnen gelesen, theils Dichter, und besonders Homer. Sie nehmen fernern Antheil an dem Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte; in den Alterthümern; und in denen mit diesen wechselnden Lektionen, der Mythologie und alten Geographie; in der Mathematik, die völlig wissenschaftlich mit ihnen getrieben wird. — Sie werden in einer encyclopädischen Lektion mit den akademischen Wissenschaften vorläufig bekant gemacht, und haben einen Unterricht in der Vernunftlehre und Metaphysik.

Der Unterricht der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, ist aber für alle Klassen gemein, und wird allen beständig gegeben, nicht um ihn allein mit dem Gedächtniß zu fassen, sondern so gründlich zu lernen, daß auch diejenige, die auf Akademien, wenn sie ein ander Hauptstudium erwählen, nicht leicht theologische Collegien zu besuchen pflegen, in der Kenntniß der christlichen Religion gut gegründet werden mögen.

Auch werden alle drei Klassen wöchentlich in zwo Stunden, in unsere beste klassische deutsche Schriften eingeleitet. In der einen Stunde ist die Erklärung derselben statarisch und ausführlich, um ihnen theils die Regeln der Erklärungskunst, durch Uebung beizubringen, und ihre Empfindung der Feinheiten und Schönheiten sowohl in den Gedanken, Wendung und Verbindungen derselben, als im Ausdrucke, zu schärfen, welches, wie wir glauben, in der Muttersprache weit glücklicher geschehen kan, als es bei Schriften in einer todten Sprache, wenigstens bei diesem Alter, das wir zu unterrichten haben, möglich ist, wo man eine so ausgebreitete Kenntniß in solchen Sprachen noch nicht haben kan, als erfordert wird, um die Feinheiten derselben zu fühlen, und wo der beste Lehrer der sie hat, sich oft sehr martern muß, wenn er seine Empfindungen in die jungen Seelen übergießen will,

will, und denn doch von vielen nichts mehr erwarten kan, als daß sie auf guten Glauben ihm endlich nachsagen das ist fein und schön, ohne es weiter innerlich zu empfinden. Die zwote deutsche Stunde hat mehr die Absicht, durch gute Vorlesung, guter und angenehmer deutscher Schriften, lernbegierde, und Gefallen am Bücher lesen zu erwecken, und dadurch eignen Fleiß und glücklichen Fortgang zu unterhalten, auch in der Muttersprache, deren jeder Studirender vorzüglich mächtig seyn müßte, sie zur Richtigkeit, zur Leichtigkeit und Zierlichkeit zu gewöhnen, und ihnen Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit in Ausdrücken und Wendungen zu geben.

Die Huld der **Königlichen Regierung** hat uns in den Stand gesetzet, durch gnädige Bewilligung einer zahlreichen Sammlung der besten deutschen Schriften, so wohl unserer vorzüglichsten Dichter, als Prosaisten, die löbliche Begierde zum Lesen in unsern Jünglingen zu nähren, ohne den eigentlichen übrigen Schulstudien dadurch Abbruch zu thun, und wir haben Hofnung diesen Vorrath von Zeit zu Zeit durch die besten historischen Schriften auch gute Uebersetzungen in diesem Fache, durch Bücher, die in die Naturgeschichte einschlagen, durch gute Länder- und Reisebeschreibungen und statistische Schriften vermehrt zu sehen.

Noch haben wir in Ansehung unserer Klassen-Einrichtung zu erwähnen, was uns wenigstens sehr vortheilhaft zu seyn dünket, daß der statarische Unterricht in der lateinischen Sprache hauptsächlich Einem Lehrer anvertrauet ist. Der Rektor Päz, der in der obersten Klasse die statarische und genaue Erklärung der prosaischen lateinischen Schriftsteller und der Dichter, und die Uebungen in der lateinischen guten Schreibart besorgt, der hat auch den statarischen Unterricht des prosaischen Schriftstellers in der mittlern Klasse; und eben derselbe bereitet auch in der Vorbereitungsklasse die ersten Anfänger zu, wo er die gründliche Erklärung der Sprachlehre besorgt; ob gleich ein anderer Lehrer, der Subconrektor Leopold, die Uebung und Anwendung dieser Regeln zu treiben hat, welcher jedoch mit jenem in beständiger Abrede stehet, um nach einerlei Plan mit ihm zu Werke zu gehen. Diese Einrichtung, dünkt uns, hat viele Vortheile, unter welchen wir nur diesen bemerken wollen. Die Jugend weiß oft so manches, was sie doch bei manchen Gelegenheiten nicht zu wissen scheinet. Die Ursache dieser letzten Erscheinung liegt meistens darin: Sie weiß das, was sie weiß, itzo nur noch auf einerlei Weise, sie ist oft noch nicht fähig, aus dem was sie einzeln faßt, sich allgemeine Begriffe zu machen, wenigstens hat sie noch keine Fertigkeit dies für sich und ohne Hülfe zu thun. Eine kleine Veränderung in der Frage, die an sie gethan wird, verschlägt sie mit ihrer Aufmerksamkeit ganz in andere Gegenden, sie glaubt nicht, daß man das

von ihr zu wissen verlange, was sie füglich beantworten könte, weil es nicht auf die Weise gefragt wird, wie sie es eben gelernt hat, — sie stockt also, und schweigt, oder antwortet unrichtig. — Hieraus entstehen oft allerlei Unannehmlichkeiten, die in ihren Folgen wichtig seyn können. Der Lehrer verliert über sein Fragen viele Zeit, — wird ungeduldig und verdrießlich, wenn er nicht verstanden wird, — schreibt vielleicht dem Unfleiß, dem Mangel der Aufmerksamkeit, und andern moralischen Fehlern der Jugend einen Mangel zu, der, wie er glaubt, nicht mehr vorhanden seyn müßte, weil er voraussetzen kan, daß dieses und jenes längst in andern Lehrstunden von andern Lehrern gelehrt ist. Der Jüngling dagegen, der hinten nach oft genug merkt, daß er nicht so unwissend war, als man von ihm glaubte, und daß er auf andere Weise gefragt, die Antwort zu geben im Stande gewesen seyn würde, wird verdrießlich, wenn er von der Ungeduld seines Lehrers etwas Unangenehmes leiden muß. Oft brauchte es nur eine andere Wendung der Frage, nur eine kleine Erinnerung an diesen und jenen Umstand, der bei dem ersten Unterricht in einer Sache vorhanden war, u. d. gl. so ist dem Lehrling die Sache gleich wieder gegenwärtig, so antwortet er richtig, — so wird er gelobt, — so geht die Unterweisung hurtig von statten, und wird Zeit erspart, und Lehrer und Schüler bleiben immer in gutem Vernehmen, in Munterkeit, und der Trieb zum Lernen, der allein durch die Empfindung eines glücklichen Fortgangs am kräftigsten gestärkt wird, erschlafft nie, sondern wird immer lebhafter. Wer hat nun aber diesen Vortheil einer solchen Erinnerung mehr in seiner Gewalt, als ein Lehrer, der sich immer auf seine ehemalige Unterweisungen beziehen kan? wer kan besser seine Lehrlinge kennen als er, und besser wissen als er, was er in einer höhern Klasse als bereits bekant, voraussetzen dürfe oder nicht? Wir glauben also diese Einrichtung mit Recht als vortheilhaft betrachten zu können. Dagegen sind die cursorischen Lektionen, in welchen schon mehr an der Fertigkeit und Geläufigkeit in einer Sprache gearbeitet wird, unter mehr Lehrer, wie wir glauben ohne Nachtheil, vertheilet.

In der griechischen Sprache hat bisher auch ein Lehrer die Vorbereitungs- und die zwote Klasse zugleich, und treibt in jener die ersten Anfangsgründe, und bringt die Regeln der Sprachlehre bei, welche er nachmals in der zwoten Klasse, durch die Uebung der grammatischen Zergliederung, feste und geläufig zu machen sucht. In der folgenden obern griechischen Klasse, so wie in den Dichter Stunden, wird schon mehr auf eigentliche Erklärung der Sprache und Sachen gesehen, um die Fertigkeit und Beurtheilung der Feinheiten der Sprache zu fördern.

Da das Pädagogium eine Erziehungsanstalt ist, wo nicht allein auf die Ausbildung des Verstandes, und der übrigen Erkenntnißkräfte, sondern auch auf die Bildung des Herzens zur

Lie-

Liebe, zum Guten und zur Tugend geschehen werden muß; so hat man sich nicht begnügt, diesen letzten Gegenstand nur in sofern zu beobachten, als gute sorgfältige Aufsicht und Beobachtung einer genauen verständigen Zucht, dazu hinreichen mögten, die Jugend, welche uns anvertrauet ist, etwa blos negativ tugendhaft zu erziehen, — nur den Ausbrüchen fehlerhafter, oder gar lasterhafter Neigungen zu wehren, — Unfleiß und Faulheit zu verhüten, — Ausschweifungen, wilde und freche Sitten abzuhalten. Das alles ist zwar gut und löblich, — aber noch nicht alles, was von einer Erziehungsanstalt zu wünschen ist. — Man hat also auch darauf Bedacht genommen, Liebe zum Guten anzufachen, Fleiß, muntern Fleiß, Thätigkeit in dem was löblich ist, und positive Tugend, Empfindungen der Religion, und der Menschenliebe, edle Ehrliebe zu erwecken, und allen guten Federn der Seele ihre Spannkraft zu stärken. Die Mittel, welche man dazu in seiner Gewalt hat, werden sorgfältig genützet. — Durch die Gnade **Königlicher Regierung** werden Fleiß und gute Aufführung mit Büchern, und auch mit wichtigern Wohlthaten nicht nur hier, sondern auch auf der Landes-Akademie belohnt. Die öffentlichen Prüfungen werden nicht zur Ostentation gehalten, sondern mit Sorgfalt und genau, und der Herr Hofrath **Heyne** wendet auf dieselben mehr Tage und täglich fünf Stunden, versucht die Kräfte der Jünglinge in Proben, die ihnen auf der Stelle erst vorgegeben werden. — In seiner Gegenwart werden die Prämien, mit den nöthigen Aufmunterungen oder Einschränkungen ausgetheilt, und wir haben das Vergnügen öffentlich zu melden, daß folgende Scholaren, **Hantelmann** aus Burgwedel, **Lunde** aus Clausthal, **Meißner** aus Ilfeld, und **Ludowig** aus Harsefeld: endlich auch aus der zwoten Klasse **Mollwitz** aus dem Blankenburgischen, und **Leopold** aus Sachswerfen, theils als Zeugnisse ihres bewiesenen Fleißes, gemachter Progressen; und theils zur fernern Aufmunterung, bei dem vorigen Herbst-Examen einige classische Schriftsteller als Prämien erhalten haben; auch sind einige mit freiem Privatunterricht im Französischen und im Zeichnen begnadigt worden. Den Aeltern werden die Censuren, welche ihre Söhne bei solchen Gelegenheiten bekommen haben, und die diesen öffentlich bekant gemacht worden, zugesendet. — Aber auch außer diesen feierlichen Prüfungen, wird den guten Jünglingen Lob von den Lehrern, nach verschiedenen Stuffen, von jedem besonders, dann auch vor dem ganzen Collegio ertheilt, und von allen diesen in einem eignen Buche, eine Notiz niedergeschrieben, u. d. gl. m. Aber außer allen diesen, wird von Zeit zu Zeit auch ein lehrreicher, ermahnender, und zum guten erweckender Vortrag von den Lehrern wechselsweise an die Jugend gehalten, um ihr die Tugend, das Gute, Löbliche, und die Rechtschaffenheit, sowohl aus Gründen der

Religion, als der menschlichen Vernunft zu empfehlen, die Folgen der guten und bösen Handlungen ihnen zu zeigen, und dies alles mit der nächsten Anwendung auf ihre eigene Lage und Umstände, damit sie auch dadurch nach und nach immer erleuchteter werden möge, und wir dürfen wohl hoffen, daß unter dem Einfluß der göttlichen Gnade, diese Anstalt nicht ohne Segen seyn werde.

Für die gnädige Aufmerksamkeit, welche die **hohe Königliche Landesregierung** dieser Erziehungsanstalt schenkt, und für die verschiedenen Gnadenbezeigungen gegen dieselbe, statten wir nun unsern unterthänigsten Dank ab, und finden uns dadurch kräftigst ermuntert, unsere Pflichten mit Treue, Redlichkeit und Freudigkeit zu erfüllen, und machen in diesen Gesinnungen die Lektionen hiermit bekant, welche im bevorstehenden Sommer halben Jahr, der uns anvertrauten Jugend gegeben werden sollen.

Das Verzeichniß der Lektionen folgt künftig.

Anekdote.

Der Herr P., ein überaus geiziger Mann in B., ward so schwerlich krank, daß er nicht umhin konte, zu einem Arzte seine Zuflucht zu nehmen. Er schickte zu dem Doctor G., der ebenfalls einer der größesten Geizhälse war, und dieser kurirte den andern Geizigen glücklich. Nun gerieth aber der gesund gewordene in eine große Verlegenheit, wie er es machen solte, sich mit dem Doctor abzufinden, ohne von seinen Baarschaften zu scheiden. Der Gedanke ihm Geld zu schenken, war ihm unausstehlich, daher verfiel er auf folgende sinnreiche Erfindung.

Er füllte zwölf alte champagner Bouteillen mit Wasser, verpichte sie ganz auf die Weise, wie dieser Wein aus Frankreich komt, und machte unter diesem falschen Namen dem geizigen Doctor damit ein Geschenk für seine Kur. Er schloß dabei aus eigenen Grundsätzen so: Die Sparsamkeit des Doctors wird es nicht zulassen, eine für sich davon zu verzehren, und andern Freunden etwas vorzusetzen ist in seinem Hause nie Herkommens gewesen. Sie werden also gewiß bis an des Doctors seliges Ende uneröfnet bleiben. Der Erfolg zeigte, daß er richtig geurtheilt hatte. Der Doctor starb nach Verlauf von ein Paar Jahren, und seine Erben fanden die zwölf Bouteillen Champagner noch unberührt in seinem Keller, mit einer Nachweisung, woher sie erfolgt wären, nahmen aber dabei eine Verwandlung war, die sie sehr befremdete, denn das Wasser war faul geworden.

So sehr der Anschein einer Erdichtung bei dieser Geschichte seyn mögte, so gewiß kan man davon Realität versichern.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 15ten April 1782.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1782 gegeben werden sollen.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Der Direktor M. Meißner hat im Vortrage der allgemeinen Weltgeschichte nach dem Schröckhischen Lehrbuch den ersten Hauptheil nicht nur und die alte Geschichte, sondern auch bereits vom zweiten Haupttheil die beiden ersten Zeitraume zu Ende gebracht, und wird also vom 7ten Jahrhundert an fortfahren, wöchentlich in drei Stunden, Dienstags von 3 bis 4 Uhr Nachmittags, und Mittwochens und Donnerstags in der ersten Frühstunde.

In der neuen Erdbeschreibung, ist Europa und dessen verschiedene Staaten der Jugend bekant gemacht worden, die übrigen drei Welttheile werden im bevorstehenden Sommer gleichfalls, so weit es zu einem ersten guten Begrif der Jugend nöthig ist, beschrieben werden, Dienstags in der zwoten Morgenstunde und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der **ersten mathematischen Ordnung** ist nach den von Segnerschen Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie die erste Wissenschaft gelehrt worden, so daß zugleich durch angestellte Uebungen geprüft worden, ob alles richtig gefaßt, und durch einige Fertigkeit befestiget sey. Im Sommer halben Jahr wird ein gleiches mit der Geometrie geschehen, wozu die zwote Nachmittagsstunde Dienstags und Freitags bestimmt ist.

Die **zwote Ordnung** der mathematischen Lehrlinge, wird historisch und Uebungsweise, mit der Geometrie bekant gemacht, und durch Zeichnung, Berechnung, Verwandlung und Theilung der Figuren, vorbereitet, nachmals in der ersten Klasse desto glücklicher fortgehen zu können. Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Frühstunde.

Der **obersten Klasse** giebt er eine Einleitung in die Philosophie, nach dem Federschen Lehrbuche der Logik und Metaphysik, und wird im bevorstehenden Sommer die Metaphysik er-

erklären, Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Mit eben dieser Klasse wird auch der **Livius** cursorisch gelesen, lateinisch erklärt, und es sind im verflossenen Winter das 21. 22. 23. 24 und 25te Buch gelesen worden, vom 26ten an wird diese Uebung künftig fortgesetzt werden, wöchentlich in vier Stunden, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends in der letzten Morgenstunde.

Auch unterrichtet derselbe in besondern Stunden in der Mathematik diejenigen, welche darin eine besondere Hülfe nöthig haben, oder um verbundener anderer Lektionen willen, die nicht füglich abgebrochen werden dürfen, gehindert sind, den öffentlichen mathematischen Stunden beizuwohnen. Er wird auch besonders im bevorstehenden Sommer wöchentlich in einer Stunde, die mathematische Geographie, und den Gebrauch der künstlichen Erdkugeln lehren, und die praktische Geometrie auf dem Felde zeigen.

Der Rektor Pätz wird in der **theologischen Lektion**, nachdem er bisher die Lehren der natürlichen Religion und zugleich die Beweise für die Wahrheit der christlichen vorgetragen hat, den Unterricht in der **christlichen Glaubenslehre**, nach Dommerichs theologischem Handbuche wieder anfangen, und damit die **christliche Sittenlehre** verbinden, Montags und Donnerstags von 9 bis 10.

In Ansehung der **lateinischen Sprache**, besorgt er, wie oben bereits angezeigt worden, in allen drei **Klassen** den **statarischen Unterricht**, in folgender Ordnung:

In der **Vorbereitungsklasse** werden nicht nur in zwo Stunden wöchentlich, nemlich in der letzten Frühstunde am Dienstage und Freitage, die **Grundsätze und vornehmsten Regeln der lateinischen Sprache**, nach **Schellers** kleiner Sprachlehre, aufs genaueste erklärt, sondern selbige auch in zwo andern Stunden der gedachten Tage, Abends von 5 bis 6, durch Lesung und pünktliche Interpretation leichter Stellen aus **Stroths lateinischer Chrestomathie** angewendet, und damit alles desto begreiflicher gemacht, und recht eingeprägt werde, außerdem noch beständige Uebungen angestellt, nach den erklärten Regeln kurze Formeln und Sätze aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen, und dadurch den ersten Grund zum **Lateinschreiben** zu legen. Diese kleinen Ausarbeitungen werden, nachdem über jede Regel ein Paar Exempel in der Klasse vorgemacht worden, von den Scholaren in Nebenstunden gefertigt, und eben so von dem Lehrer außer den öffentlichen Lektionen mit jedem Untergebenen besonders durchgegangen und berichtigt.

Mit der **mittlern Klasse** sollen **Cicero's Briefe an Verschiedene**, in chronologischer Ordnung, nach einer Auswahl in vier Stunden wöchentlich gelesen werden, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends von 9 bis 10. Zugleich wird die

die mit der untern Klasse angefangene Uebung im **Lateinschreiben** in zwo Stunden, Montags und Donnerstags von 3 bis 4, so fortgesetzt, daß in der einen vorher erklärte schickliche Stellen aus Cicero's Briefen vom Lehrer ins Deutsche übersetzt, von den Scholaren ins lateinische zurückgesetzt, und mit dem Originale verglichen werden; so wie in der zwoten die vornehmsten Regeln der richtigen lateinischen Schreibart vorgetragen, erklärt, und theils unter den Augen des Lehrers, theils in den Nebenstunden der Untergebenen, in Exempeln geübt werden.

Der **obersten Klasse** werden in drei Stunden, am Montage und Donnerstage von 5 bis 6, und am Freitage von 3 bis 4, **Cicero's Bücher von den Pflichten**, und in drei andern, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends früh von 8 bis 9, die **Satyren des Horatz** erklärt werden. Diese Klasse wird auch am Dienstage von 9 bis 10 im **Lateinschreiben** so geübt, daß sie Aufsätze verschiedener Art, als Erzählungen, Briefe und dergleichen sogleich lateinisch aufzusetzen angewöhnet, mit der periodischen und numerösen Schreibart bekant gemacht, und außer der grammatischen Richtigkeit, auch zu den übrigen Eigenschaften des ächt lateinischen Ausdrucks geführt wird.

Da in Zukunft die unter den drei Präceptoren halbjährig wechselnde Nachmittagsstunden am Mittwoch und Sonnabend von 4 bis 5 zur **deutschen Lektüre** werden angewendet werden; so wird der Rektor, der sie im bevorstehenden Sommer zu halten hat, in der Mittwochsstunde den **Philosoph für die Welt**, von Engel, und nach Endigung dieses Buchs, **Ramlers Oden** von den Untergebenen lesen lassen, und in Rücksicht auf Sprache und Sachen vollständig erklären; in der Sonnabendsstunde aber interessante einzelne Stücke aus leichten deutschen Dichtern und Prosaikern mehr cursorisch bald lesen lassen, bald selbst vorlesen, und darüber mit seinen Zuhörern sich auf eine in mehrern Rücksichten für sie nützliche und unterrichtende Art unterreden.

Endlich wird er noch am Mittwoch von 1 bis 3 auf der Bibliothek des Pädagogiums die **römische Litteratur** vortragen, und die Scholaren insonderheit mit der Folge der lateinischen Klassiker, auch durch Vorzeigung der vorhandenen besten Ausgaben derselben, bekant machen.

Der Subconrektor **Leopold**, besorgt den Unterricht in der **hebräischen Sprache**. Die eine von den beiden wöchentlich hiezu bestimmten Stunden, wird er, so wie bisher, zum lesen einiger Stücke aus **den historischen Büchern des alten Testaments** anwenden, und dabei die grammatische Analyse üben. In der zweiten Stunde beschäftigt er die Anfänger in den Anfangsgründen der Sprache, wobei die **Diederichische Grammatik für Anfänger** zum Grunde gelegt wird. Die zu diesem Unterricht be-

bestimmten Stunden, sind Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12.

Der **griechischen poetischen Klasse**, wird er im bevorstehenden Sommer die **Iliade des Homer** auszugsweise, doch immer in Rücksicht auf den Inhalt und den Zusammenhang des Ganzen, erklären. Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr.

Die **erste griechische Ordnung** lieset unter seiner Anleitung einige **Parallel Lebensbeschreibungen** aus dem **Plutarch**. Es werden derselben die noch beiden übrigen Lebensbeschreibungen **Alexanders des Großen** und des **Julius Cäsars** aus der **Baumannischen Ausgabe**, erklärt, und nach deren Endigung, die in der **Schützischen Chrestomathie** befindlichen Lebensbeschreibungen des **Philopömens** und **T. Quintius Flaminius** hinzugefügt werden; Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

In der **lateinischen Sprache** ertheilt er der **Vorbereitungsklasse**, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und in den ersten Frühstunden Freitags und Sonnabends, öffentlichen Unterricht. Er erklärt den Zuhörern, die in der **Strothischen Chrestomathie** befindlichen Stücke aus dem **Varro, Cato, Columella, Cornelius Nepos, Julius Cäsar** und **Phädrus**, mit beständiger Hinweisung auf die Regeln der Grammatik, welche er auch durch allerhand Uebungen einzuschärfen sucht.

Zu Verfertigung allerhand Arten **deutscher Aufsätze**, als Briefe, Erzählungen, Schilderungen, u. s. w. giebt er einem Theil der Untergebenen Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4 Anleitung. Die Materialien zu den Ausarbeitungen werden, theils aus den übrigen Lektionen, theils aus der Privatlektüre der Scholaren entlehnt; und die gefertigten Aufsätze auf die Art beurtheilt, daß die Zuhörer zugleich aufgefordert werden, ihre Gedanken so wohl über Sachen, als über Ausdrücke zu sagen.

Statt der **römischen Alterthümer** wird er im bevorstehenden Sommer die **alte Geographie** vortragen, und dabei besonders auf diejenigen Länder Rücksicht nehmen, deren Kenntniß zum Verständniß der klassischen Schriftsteller vorzüglich nothwendig ist. Zum Leitfaden wird ihm der **Oberlinische Grundriß** dienen.

Der Sprachmeister **Meißler** wird mit der **ersten Klasse**, nach geendigten Fabeln des La Fontaine, die Henriade des Voltaire lesen. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **zwoten Ordnung** wird er fortfahren die Briefe des Milleran zu lesen. Dienstags und Freitags, von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **dritten Klasse** wird er in dem **Leben Carls** des XII. von Voltaire, fortfahren. Mittwochens und Sonnabends, von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **vierten und fünften Klasse**, wird er fortfahren die kleinen **Historien** der Peplierischen Grammatik

matik durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags, Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zweimal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Stiels, eine jede nach ihren Kräften, geübt werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl im Französischen, als im Italienischen.

Der Collaborator **Köppen** erklärt der **mittlern Ordnung Virgils Aeneis**, die lezten 6 Bücher. Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Dienstags und Freitags von 5 bis 6 Nachmittags.

Der **zwoten griechischen Klasse** erklärt er **Xenephons griechische Geschichte**, vom vierten Buche an, Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittags- und Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

Den Anfängern im Griechischen erklärt eben derselbe die Grammatik dieser Sprache, und verbindet damit die Erklärung des griechischen Lesebuchs des Herrn Direktor **Gedicken**, Dienstags in der ersten Nachmittags und Mittwochens und Donnerstags in der ersten Frühstunde.

Da die eine durch den Abgang des Herrn **Wolfs**, welcher zum Rektorat nach Osterode berufen worden, kürzlich erledigte Collaboratorenstelle, gleich nach Ostern wieder besezt werden wird, indem bereits ein geschickter junger Mann bei **Erl. Königlicher Regierung** in Vorschlag gebracht ist; so machen wir zugleich die Lektionen bekant, welche dieser im nächsten halben Jahre halten wird.

Er wird der **mittlern lateinischen Klasse**, die ersten 10 Bücher des **Livius** ferner wie bisher geschehen ist, erklären, Montags und Donnerstags von 5 bis 6 Nachmittags, und Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde. Auch Sonnabends in eben derselben Stunde eine Uebung in lateinischen Ausarbeitungen geben, die gelieferten Arbeiten zu Hause mit der Feder verbessern, und in der nächsten Stunde beurtheilen, und zugleich eine neue Aufgabe geben.

Mit der **Vorbereitungsklasse** lieset derselbe den **Justinus**, hauptsächlich in der Hinsicht ihr zum Wörtervorrath in der lateinischen Sprache, zur Geläufigkeit in Auflösung der hier schon etwas verwickelten Strukturen und zur Bemerkung der Idiotismen behülflich zu seyn, und nüzliche Sachkenntnisse aus dem Alterthum nach den vorkommenden Veranlassungen ihr mitzutheilen, wozu wöchentlich sechs Stunden, Montags und Donnerstags Nachmittags die erste, und Montags, Donnerstags, Mittwochens und Sonnabends die lezte Vormittagsstunde ausgesezt sind.

Auch haben wir Hofnung, daß der im Vorschlag seyende Collaborator in besondern Stunden im Englischen Unterricht ertheilen werde. Mittlerweile aber wird der **Direktor** wö-

chentlich einige Stunden dazu aussetzen.

Es werden auch in der **Schreibekunst**, sowohl um richtig, als schön schreiben zu lernen, und in der **praktischen Rechenkunst** vom Cantor **Liebau** öffentliche Uebungen gehalten. Jene Montags und Donnerstags, und diese Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in beiden Stücken, und übt auch einige in der **Vokalmusik**, Montags und Donnerstags gleich nach Tische.

Im **Tanzen** unterrichtet der Tanzmeister **Rudolph**. Auch in der **Instrumentalmusik** auf der Geige, **Violoncello** und **Flöte**. Der Cantor **Liebau** giebt Unterricht auf der **Davidsharfe**; der Organiste **Zimmermann** auf dem **Claviere**. Der Zeichenmeister **Ritter** lehrt **das Zeichnen**. Diese Lehr- und Uebungsstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen, wird Dienstags und Freitags nach Tische **Collegium Musicum** gehalten.

Zweite Fortsetzung des Versuches eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen.

(Siehe das 23te St. d. J.)

Laß albre Weisen nur, was sie nicht fühlen, lehren,
Die Seligkeit im Mund, und Angst im Herzen nähren,
Uns ist die Seelenruh und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens wahres Gut.
Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blühn, für uns die Wiesen grünen:
Uns dienet bald ein Buch, und bald ein kühler Wald,
Bald ein erwählter Freund, bald wir, zum Unterhalt.
Kein Glück verlangen wir, ein Tag soll allen gleichen,
Das Leben unvermerkt und unbekant verstreichen;
Und, ist der Leib nur frei von siecher Glieder Pein,
Soll uns das Leben lieb, der Todt nicht schrecklich seyn.

Haller.

* * *

Das vor einigen Tagen in dem Hannoverischen Magazin abgedruckte Verzeichniß, der in einer sich nicht über drei Meilen erstreckenden Entfernung von der Stadt Hannover im Jahr 1780 von mir gefundenen Pflanzen, erinnert mich, meinem Versprechen zu Folge, auch ein solches für das verflossene 1781te Jahr zu schreiben.

Viele meiner Leser werden sich verwundern, daß sich in einem so kleinen Bezirke noch immer Pflanzen entdekken lassen, und sogar noch solche, die in die Abtheilung der Bäume und Sträucher

cher gehören. Allein wenn diese Leute bedenken werden, daß ungeachtet des eingeschränkten Gebietes meiner Stadtflora, sich doch noch immer Stellen darinnen finden, die vielleicht hundert und mehrere Quadratruthen enthalten, welche von mir noch nicht betreten worden, und daß auf einem einzigen solchen Platze eine Menge der schönsten Pflanzen wachsen können, so wird ihnen jenes nicht mehr so unbegreiflich vorkommen. Ueber dieses, so ist es auch nichts Seltenes, daß man an einem Orte, vorher allda noch nicht gesehene Pflanzen findet, ungeachtet man schon zum öftern daselbst gewesen ist. Die Pflanzen sind nicht wie die Pflastersteine auf den Straßen oder die Feuersteine auf den Aeckern, welche man das ganze Jahr hindurch, wenn nur kein Schnee darauf liegt, finden und betrachten kan. Einige davon bieten sich uns nur zu einer gewissen Zeit an, und diese ist öfters sehr kurz. Andere sind zwar das ganze Jahr über zu haben, zu gewissen Zeiten aber sind solche sehr unkenntlich, so daß man sie nur mit großer Mühe von ihren Anverwandten unterscheiden kan. Wer nun an dem Orte, wo diese Pflanzen ihr Quartier haben, sich zur rechten Zeit nicht einfinden kan, und wenn er außer derselben ihnen auch noch so oft nachspüret, und sie mit Michelischen und Dillenischen, mit Luchs- und gläsernen Augen verfolgt, so wird er solche dennoch umsonst und vergeblich suchen, und es wird ihm nicht besser als demjenigen gehen, welcher um Weihnachten Maikäfer und Nachtigallen fangen, oder um Lichtmeß einen Kuckuck hören will. Ein jeder der Verstand hat, wird also leicht einsehen und begreifen können, daß es weder unwahrscheinlich noch unmöglich ist, daß in zehen und zwanzig Jahren sich um Hannover noch unbemerkte Pflanzen finden können. Ich habe während meines Aufenthalts in Upsal, außer einer nicht kleinen Anzahl bekanter, aber zuvor allda doch von niemand gesehener Pflanzen, noch über 25 neue, und in des Ritter von Linnees Schriften gar nicht angeführte, sondern ihm gänzlich unbekante Arten, gefunden. Kan dieses nun an einem solchen Orte, wo zwei Rudbecke, ein Celsius, zwei Linnee, und so viele hundert ihrer Schüler, so viele Jahre hindurch täglich Pflanzen aufsuchten, geschehen, wie viel mehr ist es in Hannover möglich? —

Unter den nachfolgenden Pflanzen finden sich einige, die ich schon eher als im vorigen Jahre entdeckt habe, welche aber bisher in Linnees Schriften noch nicht beschrieben waren, und also deswegen in meinem, blos Linneeisch seyn sollenden Verzeichnisse, ausgelassen worden. Da diese nun in dem neulich fertig gewordenen Linneeischen Supplemente stehen, allda von mir kürzlich bestimmt, und von ihren Anverwandten unterschieden worden, so habe ich sie deswegen jetzt auch hier mit aufgeführet. Wer solche noch genauer als aus diesem angeführten Buche kennen will, der kan ihre Abbildung? Beschreibung? nein! die Pflanzen selbst, in meinem Phytophylacium sehen, und er wird hoffentlich allda, wenn er nichts als Natur und Wahrheit sucht, hinlänglich befriedigt werden.

Ich würde mich freuen, wenn durch meine hier gefundene Pflanzen jemand solte angereizt werden, seinen Geburtsort in Zukunft besser kennen zu lernen, und diese herrliche Gegend nicht nur so obenhin, sondern wie sie es würklich verdienet, zu betrachten, und aus den so vielen schönen und nutzlichen Naturprodukten derselben, den weisen und gütigen Baumeister zu bewundern. Denn glaubt es mir nur, meine Freunde und Freundinnen, von allen euren Vergnügen ist doch keines angenehmer, keines edler und keines nützlicher als dasjenige, welches aus der Sammlung, Betrachtung und Untersuchung der Werke Gottes und insbesondere der drei Naturreiche eures Vaterlandes entstehet.

Alle

Alle eure Zeitvertreibe, Spiele, Comödien, Concerte, Kluppe, Masqueraden, oder wie sie sonst heißen mögen, so schön und reitzend sie auch sind, sind doch gegen das Angenehme und Entzückende das aus der Betrachtung einer einigen Blume oder eines Insekts entstehet, fast wie nichts zu rechnen, und ich schwöre euch, wenn ihr auch nur ein einziges mal diese Belustigung und Ergötzung genossen habt, ihr jene inskünftige als bloße Schatten oder schwache Abrisse von diesen ansehen, und eben so gut als ein Salomon, ein Brockes, ein Bonnet, ein Rousseau, oder eine Caroline, eine Merianin, eine Blackwel, eine Monsson, eine Blackburne, eine Colden, eine Dörrien, und eine Du Gage de Pommereull, und mehrere, die Betrachtung der Natur und ihres Schöpfers einem jeden andern Vergnügen himmelweit vorziehen werdet. — Komm also nur, mein Freund, und versuche es! Komm, mein bester, und folge unserm Haller!

Und geh' durchs weite Reich, das Gottes Hand gebauet,
Wo hier in holder Pracht, vom Morgenroth bethauet,
Die junge Rose glüht, und dort im Bauch der Welt,
Ein unreif Gold sich färbt, und wächst zu künft'gem Geld;
Du wirst im Raum der Luft, und in des Meeres Gründen,
Gott überall gebildt, und nichts als Wunder finden.

Du aber, meine Schöne, laß dich von deinem Gellert leiten!

Verniñs, und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?
Kanst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.
Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bins, und werde seyn, der ich seyn werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.
Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Aber diesmal genug hievon, denn ich sehe, daß der Vorbericht zu meinem Verzeichnisse, dieses bereits an Größe übertrift. Deswegen auch kein Wort mehr!

Triandria.	*Monogynia.*
Scirpus	Bæothryon.
Pentandria.	*Digynia.*
Athamanta	Cervaria.
Hexandria.	*Monogynia.*
Juncus	Tenageia.
Hexandria.	*Trigynia.*
Rumex	Nemolapathum.
Polyandria.	*Polygynia.*
Anemone	Pulſatilla.
Syngeneſia.	*Polygam. Superfl.*
Gnaphalium	Luteoalbum.
Aſter	Tripolium.
Monœcia.	*Triandria.*
Carex	Leucoglochin.
	Leptoſtachys.
	Drymeia.
	Agaſtachys.
Diœcia.	*Diandria.*
Salix	Aurita.
	Incubacea.
Diœcia.	*Triandria.*
Empetrum	Nigrum.
Diœcia.	*Tetrandria.*
Myrica	Gale.
Crytogamia.	*Muſci.*
Lycopodium	Complanatum.
Hypnum	Delicatulum.
	Compreſſum.
Cryptogamia.	*Algæ.*
Jungermannia	Viticuloſa.
Lichen	Reſupinatus.

Herrenhausen, 1782. 3. 23.

F. Ehrhart.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 19ten April 1782.

Schreiben an den Herrn C. S. Gr. * * in Hannover, einige Mängel der gemeinen Rechenbücher betreffend.

S. T.

Es ist nunmehro ein Jahr, als Ew. . . durch ein geneigtes Handschreiben mir die Ehre erzeigten, Dero Beifall über die Bekantmachung *) desjenigen Theils der Zinseszinsenrechnung, welchem ich den Namen Anatocismus inversus gegeben hatte, auf die verbindlichste Art zu erkennen zu geben. Dieser Beifall mußte mir nothwendig schätzbar werden, da er von einem Kenner herrührte; noch schätzbarer aber wurde mir der hiedurch veranlaßte Briefwechsel, wodurch Ew. . . mir einige Sachen entdecket haben, welche zu Beforderung der in diesem Jahrhunderte hochsteigenden Wissenschaften verdienen, bekant gemacht zu werden, meines Wissens aber noch unter vier Augen verborgen sind. Erlauben demnach Ew. . . daß ich aus gedachtem Briefwechsel etwas anführe, und dieses Schreiben Denenselben öffentlich zustelle. Erwarten Sie aber heute keine ausführliche Abhandlung von mir, und da ich nur einen Brief schreibe, so bitte ich den Lauf meiner Gedanken in zerstreueter Ordnung nicht für einen Fehler auszulegen.

Nach Ew . . . beliebtem Ausdruck soll ich in den gemeinen Rechenbüchern eine Lücke ausgefüllet haben, welche Dieselben bisher für die einzige gehalten. Ich gestehe allerdings, daß ich in keinem gemeinen Rechenbuche jemals eine allgemeine Regel gefunden, dergleichen ins Unendliche gehende Fragen, ich will nicht einmal sagen so kurz und so geschwinde, zu beantworten. Allein, daß dieses nicht die einzige Lücke sey, beweiset Dero eigene Erfindung, die ich vor wenig Tagen zu erhalten die Ehre hatte. Es war recht sonderbar, daß ich zu gleicher Zeit eben denselben Grundsatz, daß die gemeine Zinsrechnung oftmals fälschlich für die gedoppelte angesehen werde, entdecket hatte, und eben im Begrif war, diese, wo nicht

*) Im 11ten und 12ten Stück dieser Blätter von 1781.

nicht von jedermann, doch gewiß von dem größesten Haufen Rechenmeister unerkante Wahrheit, deren Wichtigkeit ohne Erklärung und Beweisthum in die Augen fällt, fürs Publikum zu Papiere zu bringen. Verzeihen es Eu . . ., wenn ich Denenselben mit dieser Bekantmachung zuvorkomme: Die Erfindung, wenn sie würklich neu ist, bleibt indessen einem jeden unter uns ganz, indem wir über diesen Grundsatz niemals gehandelt, noch viel weniger unsere gleichstimmende Meinung von einander entlehnet haben. Ich weiß demnach auch nicht, ob wir nach einerlei Leitfaden auf diese Entdeckung gekommen sind. Mir hat folgender Umstand Anlaß dazu gegeben:

Alle Capitalien, welche durch eine Reihe von Jahren, besonders nach der jetzt im Schwange gehenden politischen Rechenkunst discontirt werden sollen, werden nach den Leibnitzischen Regeln vom gedoppelten Interusurio behandelt, und es giebt Fälle, wo die Rechte nichts dagegen einwenden können, z. B. Man kauft ein Capital, welches ohne Verzinsung erst nach vielen Jahren zahlbar ist, so wird man gewiß Zinsen von Zinsen rabatiren, indem der Käufer mit dem so viele Jahre vorausbezahlten Gelde Zinsen verdienen, die erhaltenen Zinsen wieder zum Capital machen, und mit diesen wieder Zinsen verdienen kan. Ja, es braucht der Käufer nicht einmal zu sagen, daß er Zinsen von Zinsen rabatiren wolle, denn es stehet ihm nichts im Wege, wenn er ohne Umstände sagt: Ich will für 30000 Rthlr. nur 6000 geben.

Ob nun nach dieser Beschreibung bei öffentlichen Versorgungsanstalten, als Tontinen, Leibrenten, Witwen- Jungfern- und Heirathscassen auch Zinsen von Zinsen rabatirt werden können, solches scheinet parador zu seyn: denn der Einwurf: **Wo Zinseszinsen abgezogen werden sollen, da müssen auch Zinseszinsen verdient werden,** ist sehr auffallend, und dennoch, wie Eu . . . selbst gefunden haben, in den mehrsten Fällen nichtig. Einen Beweis davon werden Eu . . . zwar nicht von mir verlangen, ich dürfte mich sonst nur auf Dero eigenen beziehen: weil aber die Sache gemeinnützig ist, so kan ich ihn nicht weglassen. Eine einzige Aufgabe wird genug seyn.

> Es soll ein Legatum von 10000 Rthlr. in 10 Posten, nemlich jährlich mit 1000 Rthlr. abgetragen werden. Es findet sich aber Jemand, der diese Summe per Disconto zu 4 pro Cent baar auszahlen will. Wie viel beträgts?

Ob ich nun zwar das Resultat in einem einzigen kurzen Aufsatze darstellen könte, so will ich doch aus gewissen Ursachen jedes einzelne Jahr beantworten. Es muß also der Käufer nach Abzug des gedoppelten Interusurii bezahlen:

Fürs	1te Jahr		Rthlr.	961.	538.
—	2te	—	,	924.	556.
—	3te	—	,	888.	996.
—	4te	—	,	854.	804.
—	5te	—	,	821.	927.
—	6te	—	,	790.	315.
—	7te	—	,	759.	918.
—	8te	—	,	730.	690.
—	9te	—	,	702.	587.
—	10te	—	,	675.	564.
		Summa	Rthlr.	8110.	895.

Das ist: Wenn der Beneficiat seine Anwartschaft zu 4 pro Cent verkaufen will, so wird ihm das gedoppelte Interusurium abgezogen, und er kan nicht mehr als $8110\frac{895}{1000}$ Rthlr. erhalten; oder wenn jemand Gelegenheit verschaffen will, daß innerhalb 10 Jahren von diesem discontirten Capital der $8110\frac{895}{1000}$ Rthlr. niemals ein Pfennig lahm liege, sondern allezeit zu 4 pro Cent einfacher Zinsen ausgethan sey; so können mit Hülfe solcher einkommenden einfachen Zinsen, ohne diese erst wieder auf Zinsen zu setzen, dem Beneficiaten jährlich 1000 Rthlr. richtig ausgezahlt werden, und wird nach 10 Jahren kein Pfennig fehlen oder übrig seyn. Der Käufer ziehet also dem Anschein nach mit Inbegrif der Zinseszinsen $1889\frac{105}{1000}$ Rthlr. ab, und gewinnet gleichwohl mit einfachen Zinsen eben so viel wieder, daß er in allen Terminen richtig auskommen kan.

Wie ist es aber möglich, mögte jemand, der nur blos den ehrlichen Hemeling geritten hat, einwenden, daß mit einfachen Zinsen die abgezogenen Zinseszinsen verglichen werden können? Diesem könte folgende Rechnung zum Beweise dienen:

Das discontirte Capital bestehet aus $8110\frac{895}{1000}$ Rthlr. Von diesen kommen im ersten Jahre $324\frac{436}{1000}$ Rthlr. Zinsen. Diese Zinsen werden zum Abtrag des Legats, oder vielmehr auf Abschlag des ersten Termins, dem Beneficiaten als Capital wieder ausgezahlt, und damit derselbe volle 1000 Rthlr. erhalte, so gehen zugleich vom Hauptstuhl $675\frac{564}{1000}$ Rthlr. ab, und bleiben $7435\frac{331}{1000}$ Rthlr. Um aber diese ausschweifende Weitläuftigkeit zu vermeiden, ziehe ich folgende Ordnung vor:

1tes Jahr,	Capital Rthlr.		8110.	895.
	† Zinsen	,	324.	436.
	Summa	,	8435.	331.
	Ausgabe	,	1000.	000.
2tes Jahr,	Capital	,	7435.	331.
	† Zinsen	,	297.	413.
	Summa	,	7732.	744.
	Ausgabe	,	1000.	000.
3tes Jahr,	Capital	,	6732.	744.
	† Zinsen	,	269.	310.
	Summa	,	7002.	054.
	Ausgabe	,	1000.	000.
4tes Jahr,	Capital	,	6002.	054.
	† Zinsen	,	240.	082.
	Summa	,	6242.	136.
	Ausgabe	,	1000.	000.
5tes Jahr,	Capital	,	5242.	136.
	† Zinsen	,	209.	685.
	Summa	,	5451.	821.
	Ausgabe	,	1000.	000.
6tes Jahr,	Capital,	,	4451.	821.
	† Zinsen	,	178.	073.
	Summa	,	4629.	894.
	Ausgabe	,	1000.	000.
7tes Jahr,	Capital	,	3629.	894.

7tes Jahr,	Capital	Rthlr.	3629.	894.
	† Zinsen	=	145.	196.
	Summa	=	3775.	090.
	Ausgabe	=	1000.	000.
8tes Jahr,	Capital	=	2775.	090.
	† Zinsen	=	111.	004.
	Summa	=	2886.	094.
	Ausgabe	=	1000.	000.
9tes Jahr,	Capital	=	1886.	094.
	† Zinsen	=	75.	444.
	Summa	=	1961.	538.
	Ausgabe	=	1000.	000.
10tes Jahr,	Capital	=	961.	538.
	† Zinsen	=	38.	462.
	Summa	=	1000.	000.
	Ausgabe	=	1000.	000.
	Bleibt	=	0000.	000.

So richtig hier das abgezogene gedoppelte Interusurium mit den einfachen Zinsen in völliger Balanze stehet, oder so richtig gedoppelte Zinsen durch einfache verglichen sind, eben so richtig sind folgende beiden Schlüsse:

1) **Zinsen auf- oder von Zinsen sind nicht allemal das, wofür sie angesehen werden.**
2) **Das Discontiren einer Reihe von Jahren kan durchaus nicht anders als nach den Regeln vom gedoppelten Interusurio bestehen.**

Um diese beiden, nicht in bloßer Meinung, sondern in unumstößlicher Wahrheit bestehende Schlüsse noch mehr zu bestärken, will ich gerade das Gegentheil annehmen. Es soll demnach nicht zuläßig seyn, Zinsen von Zinsen zu rabatiren. Nach dieser falschen Voraussetzung soll dem Beneficiaten obiges Legat per Disconto zu 4 pro Cent einfacher Zinsen baar ausgezahlt werden; so würde derselbe statt $8110\frac{695}{1000}$ Rthlr. nach dieser Rechnung $8196\frac{44}{61}$ oder $8196\frac{721}{1000}$ Rthlr., und also $85\frac{526}{1000}$ Rthlr. baar mehr als nach der vorigen Rechnung erhalten. Wenn nun der Beneficiat a dato solutionis die erhaltenen $8196\frac{721}{1000}$ Rthlr. zu 4 pro Cent in Verzinsung thut, die currenten Zinsen ganz, und vom Capitale so viel heraus nimt, daß er jedesmal volle 1000 Rthlr., die ihm vermacht sind, ziehet; so hat er nach Ablauf des zehnten Jahrs einen Ueberschuß von 127 Rthlr. 6 gr. 5 pf., die ihm keinesweges vermacht sind. Solte ja dieser Handlung eine usuraria pravitas beigemessen werden, so steckt sie in dem gemeinen, und nicht in dem gedoppelten Rabat. Ich muß hiebei noch anführen, daß der bei Kaufleuten übliche Rabat nicht hieher gehöre, denn da selbiger sich höchstens auf 13 Monate erstrecket, so kan wegen der kurzen Zeit kein gedoppeltes Interusurium Statt finden.

Die größesten Theoretiker von öffentlichen Versorgungsanstalten bauen jezt die Sicherheit und Dauer derselben auf den Grund des Disconto nach den Regeln vom Anatocismo, und sie haben Recht, denn es ist der sicherste Probirstein. Daß aber in praxi kein Anatocismus darin stecke, davon schweigen sie sämtlich stille. Solte es wohl möglich seyn, daß so vielen Mathematikern dieser Umstand entwische? Wenigstens muß ich solches glauben, bis ich

ich von dem Gegentheil überführt werde, und bis dahin weiß ich, wen ich für den Erfinder halten soll. Mit Recht setze ich unter den Erfindern Eu . . . oben an, denn ich erhielt **Dero** Entdekkung einen Tag früher, als Sie meine.

Nun werden Eu . . . mir doch zugeben, daß dieses die zweite Lücke in den gemeinen Rechenbüchern sey. Selbst der klassische Schriftsteller, der Herr **von Clausberg**, welcher sich vorzüglich der mathematischen Lehrart bedient hat, meldet von diesem Umstande nichts, und bleibt blos dabei stehen, daß der Rabat des gedoppelten Interusurii der Rückweg der Interesse auf Interesse sey. Sogar der berühmte und einsichtsvolle Herr Geheimte Justizrath **von Unger** holt die Regeln vom Disconto ganz richtig aus den Zinsen von Zinsen her, ohne die Ursache zu melden. Indessen aber bin ich weit davon entfernt, zu behaupten, daß demselben die wahre Ursache unbekant gewesen sey.

Wenn es mir erlaubt seyn soll, alle Mängel der gemeinen Rechenbücher unter dem Namen **Lücken** zu begreifen; so sind diese Bücher entweder nicht allgemein, oder nicht lehrreich, oder nicht praktisch genug, oder sie enthalten zu viel Abtheilungen, oder von allem etwas, und im Grunde nichts, oder sie führen nicht aufs Selbstdenken. Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der durch die Regula côci, falsi, durch die Progressiones, Quadrate, Cubos, Polygonal- und Surdische Zahlen u. s. w. durch Regeln ohne Grund und Verstand, durch Knittelverse, ohne wahre Begriffe von Zahlen, ohne die geringste brauchbare Anwendung, ohne Maaßstab, Zirkel und Lineal, durch lauter Jungfern und Junggesellen, Tauben, Hühner und Hahnen, Aepfel, Birnen, Eyer und Hufnagel, von dergleichen Sachen in den Aufgaben oder sogenannten Exempeln gemeiniglich die Rede ist, geführt wird, muß der nicht auf die Gedanken kommen, die edelsten Wissenschaften bestünden in bloßen Possen, und die Arbeit des größten Gelehrten sey nicht so wichtig, als die Last eines Sackträgers? O welche Lücken! Doch noch eine kan ich nicht unbemerkt lassen: In allen gemeinen Rechenbüchern vermisset man den Ausspruch der Rechte über gewisse civile Fälle, und damit ich einen anführe, so sey er in dieser Frage enthalten: Wie weit erstrecken sich die Gesetze gegen die gedoppelte Zinsrechnung?

Eu . . . werden mir erlauben, noch eine Lücke anzuführen, deren Ausfüllung von Ihnen selbst abhänget. Bei Gelegenheit des in bester Absicht zwischen uns geführten mir höchst angenehmen Briefwechsels bin ich so glücklich gewesen, von **Denenselben** eine ansehnliche Sammlung der schwersten Fälle zu erhalten, und zwar in der Absicht, um solche bei Ausführung eines gewissen Vorhabens bekant zu machen. Da diese Fälle so unerwartet, als deren Auflösungen kurz und neu sind, so versichere ich, daß ich an der Beschleunigung dieses Vorhabens allen Fleiß und

übrige Müsse wenden werde. Unterdessen aber wünsche ich, daß es Ew. : : : gefällig seyn möge, Dero erfundene Methode, die verwickeltsten und schwersten Aufgaben vom Interusurio und Zinseszinsen in einem erstaunend kurzen und leichten Aufsatze, blos durch Anwendung der gemeinen Rechenkunst aufzulösen, vorhero selbst bekant zu machen. Die Regel ist nun zwar aus Dero Händen, und ich habe sie mit verbindlichstem Dank erhalten, werde sie aber so lange für mich behalten, bis es ihrem Herrn Erfinder selbst gefällig seyn wird, sie dem Publico zu Beförderung dieses Theils der Wissenschaften öffentlich mitzutheilen. Vergeben Sie diese so unschuldige als dreiste Auffoderung

Dero rc

Hannover, 1782.

Dies.

Gedanken über den Schuh, und über die bessere Einrichtung desselben, besonders für Frauenzimmer.

Der Herr Doctor und Professor **Camper** hat unlängst in französischer Sprache eine Streitschrift: sur la meilleure forme des Souliers drucken lassen, die nach dem Urtheile des Hn. Recensenten in den **göttingischen gelehrten Anzeigen** in jedem Betracht überaus lehrreich ist. Weil aber dieselbe in den Buchläden nicht zu haben, sie jedoch von der Beschaffenheit ist, daß sie in vieler Händen seyn mögte, so wird in dem **achten Stück der Zugabe** ein vollständiger Auszug daraus mitgetheilet. Die weitere Bekantmachung desselben wird daher von großem Nutzen seyn, und besonders das schöne Geschlecht lehren, welchen nachtheiligen Folgen es sich durch seine modischen Schuhe ausgesetzt gehabt habe. In Ansehung der Schnürbrüste sind die Schönen unlängst schon unserm wohlgemeinten Rathe gefolget, indem sie die steifen Harnische in umgewandte und weichere verwandelt haben. Solten sie nicht in Absicht auf die Schuhe mit der Zeit ein gleiches thun? Ich hoffe, daß die nachfolgende Anzeige das ihrige dazu beitragen wird. Mit Recht verwundert sich Herr Camper darüber, daß, da man bei den Hufen und Hufeisen der Pferde so viele Genauigkeit anwendet, man seine eigene Fußbekleidung unwissenden, der lächerlichsten Mode und dem verderbensten Geschmacke folgenden, Handwerkern überlasse, da doch der Schuh oftmals den Fuß verunstaltet, Leichdornen u. d. gl. erreget, und nicht selten das Gehen unmöglich macht. Erfahrung und Nachdenken lehren, daß nicht eine jede Schuhform wegen des Pflasters in allen Städten gleich bequem seyn könne, z. B. ein im Haag bequemer Schuh ist es nicht für Amsterdam, oder Leuwarden und Gröningen. Denn um den Schwerpunkt des Körpers gehörig

hörig zu unterstüzen, muß der Absaz am Schuh mehr nach vorwärts, als gewöhnlich, laufen, und höher für ein unebenes, als für ein ebenes Pflaster seyn. Er gründet seine Untersuchung auf die Anatomie und Theorie des Borellus. Frauenzimmer haben ihrer breitern Hüften wegen einen andern Gang, als Mannspersonen, Kinder einen andern, als Erwachsene, Große einen andern, als Kleine; hochschwangere müssen mehr auf den Fersen, als ausserdem gehen, und Bäuerinnen gehen, weil ihr Schuhabsaz nicht hoch und dünne ist, sicherer und bequemer. Die Fußspizen bei Wohlerzogenen sollen beständig auswärts stehen, bei Landleuten stehen sie nach innen; aber die Wendung nach aussen ist besser, weil sie bekantlich den Körper besser unterstüzt, daher denn auch die Fausse Position in der Tanzkunst ihren guten natürlichen Grund hat.

Die Füße haben einen ähnlichen Mechanismus mit der Hand, und man hat wohl Leute gesehen, die in Ermangelung der Hände mit den Füßen Federn geschnitten und geschrieben haben. Unsere Schuhe aber sind gleichsam ersonnen, allen Mechanismus des Fußes fast vorsezlich zu vernichten. Obgleich der große Zehe kürzer ist, als der andere, so drucken doch die zugespizten Schuhe die Zehen so gewaltig zusammen, daß sich oft ein Zehe aus Mangel am Raum über den andern hinschieben muß. Daher rührt es, daß der große Zehe nach aussen gedruckt und zum Gehen unbrauchbar gemacht wird, und er auch nothwendig bei engen Schuhen schwellen muß. Bei Frauenzimmern macht gar die Fußsohle, die sonst eben ist, einen Bogen. Durch den hohen Absaz wird der Fuß bei Frauenzimmern kürzer, weil um so viel, als die Höhe beträgt, er an der Länge verliert, und die Knochen der Fußwurzel verändern sich so sehr, daß die Fußsohle zulezt gar nicht mehr in eine gerade Lage gebracht werden kan. Es verursacht daher der verkürzte Wadenmuskel Schmerzen, wenn Personen, die auf hohen Absäzen zu gehen gewohnt gewesen sind, ohne Schuhe gehen sollen; darum gehen mit Recht die gemeinen Frauensleute in Holland gern in Pantoffeln. Schon Andry hat bemerkt, daß hohe Absäze an Schuhen den Rückgrat junger Mädchen krümmen. Gebährende, die hohe Absäze tragen, sind gezwungen, sich nach hinten zu beugen: dadurch krümmen sich die Lendenwirbelbeine nach einwärts, und verursachen, daß sich der Kopf des Kindes einkeilt. Billig solte daher der Absaz $\frac{1}{4}$ der Fußlänge haben, denn die Basis des Absazes muß von Rechtswegen just in die Linea propenſionis fallen. Da unsere Schuhe also gemacht werden, daß das Diagonal die Schuhsohle genau in zwei gleiche Hälften theilet, weil ein Schuh über beide Füsse passen muß, so verursachen sie ein Drücken, indem das innere Stück des Fußes beträchtlich stärker ist, als das äußere. Auf den Dörfern in Holland hat man indessen die sehr vernünftige Gewohnheit,

heit, jedem Fuß seinen besondern Schuh zu machen, weil der rechte dem linken gar nicht gleich ist. Die hölzernen Schuhe werden ja ebenfalls mit dieser Vorsicht gemacht, warum soll denn unser Schuh durchaus eine symmetrische Form haben, die der Fuß gleichwohl nicht hat? Die Beschaffenheit des Schuhes hindert oftmals an dem bequemen Gehen. Um sich also nicht zu stoßen, muß man sich just so hohe Absätze machen lassen, als die meisten Pflastersteine des Orts, an dem man lebt, hervorstehen. Sonderbar ist es, daß das vornehme Frauenzimmer just so, wie die vierfüßigen Thiere, meist auf den Zehen gehet, dahingegen Frauensleute, die viel gehen müssen, die Mannsschuhe vorziehen. Für hinkende Personen indessen ist es nothwendig, daß sie hohe Absätze am kranken Fuße tragen, denn sonst würde sich das Knie des gesunden beugen, und dadurch den lahmen Fuß noch mehr verschlimmern. In Ansehung der Hackenstücke versehen es unsere Schuster ebenfalls, indem es nicht gleich gilt, wo die Schnalle sitzet. Sie muß weder zu hoch, noch zu niedrig, sondern just auf dem Rücken sitzen. Eine mittelmäßig große Schnalle ist besser, als eine kleine, oder ein Riemen, weil leztere den Schuh nicht genug befestigen. Die großen Schnallen, die jezt Mode geworden, sind zum Gebrauch sehr unbequem, weil sie den Rücken des Fußes, der keine Cirkelfläche, so wie die Buge der Schnalle ausmacht, drücken, es wäre denn, daß man eine jede Schnalle auf jeden Fuß eigen formen liesse. Kinder haben bei der gewöhnlichen Art Schuhe gewiß schon in dem ersten halben Jahre verunstaltete Füße, und man kan daher die seit einiger Zeit bei den Vornehmen eingeführte Methode nicht genug billigen, nach welcher sie die kleinen Kinder eine lange Zeit barfuß laufen lassen.

Hieraus werden Sie nun, meine Schönen! leicht urtheilen können, wie Ihr Schuh künftig beschaffen seyn müsse, wenn Sie kommenden Uebeln vorbeugen wollen. Ich will die beste Form desselben angeben. Er muß 1) gehörig gemessen, und die Fußsohle ein Zoll länger seyn, als der Fuß ist, wenn er ruhet. 2) Jeder Fuß muß seinen eigenen Schuh haben. 3) Die wahre Fußbreite muß mit einem Tasterzirkel, so breit, als möglich bestimmt werden. 4) Der Schuh muß vorwärts rund seyn, um den Zehen den erforderlichen Platz zu geben. 5) Er muß vorne ein wenig hoch seyn, um auf unebenem Pflaster nicht anzustoßen. 6) Der Absatz muß so hoch seyn, als das Hervorstehen der Pflastersteine beträgt. 7) Die Schnalle muß just, wo sich die Knochen des Vorderfußes mit den zwei andern Knochen des großen Zehen verbinden, auf den keilförmigen Knochen ruhend sitzen. Kinder aber sollen durchaus sehr weite, vorn runde und von weichem Zeuge verfertigte Schuhe haben.

Bleibt den auch Ihr Fuß dabei nicht Fanchettens Fuß, so beugen Sie doch dadurch vielen Uebeln vor, die schlechte Schuhe verursachen können.

P. Ratje.

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 22ten April 1782.

Einige Nachrichten und Bemerkungen, aus den Geburts- und Sterbelisten, vom 1ten Jan. 1780 bis dahin 1782.

Exempla docent.

Im 58ten Stücke dieser Blätter vom Jahr 1780, sind einige nützliche und angenehme Nachrichten und Bemerkungen, aus den Geburts- und Sterbelisten vom Jahr 17$\frac{79}{80}$ mitgetheilt worden; und es scheinet in manchem Betrachte von Nutzen zu seyn, damit in Rücksicht auf die beyden seitdem abgelaufnen Jahre 1780 und 1781, allhier fortzufahren.

Der Kürze wegen, haben manche Nachrichten und Bemerkungen nur auszugsweise geliefert werden können; und manche sind ganz weggeblieben, nicht weil sie an sich nicht erheblich und interessant waren, sondern theils, weil die gute Absicht der Urheber, durch den öffentlichen Druck nichts gewinnen konnte; theils, weil sie dem dabey intendirten Zweck nicht gemäß waren.

Kirchspiel Diepholz, Amts Diepholz.

Unter den Verstorbenen ist ein Ehemann, der dadurch sein Leben eingebüßt hat, daß er um Seitenstiche zu vertreiben, auf Anrathen einer Magd Stechäpfel-Saamen (datura stramonium) eingenommen, bald darauf von Sinnen kam, und in diesem Zustande am zweyten Tage starb.

* * *

Dieser traurige Vorfall ist so wichtig, daß es rathsam zu seyn scheinet, allhier die völlige Krankengeschichte, so wie sie der geschickte Landphysicus Herr D. Wedekind zu Diepholz anhero zu senden die Gütigkeit gehabt hat, zur Warnung, mit einzurücken.

Ein gesunder und starker Bauer ohnweit Diepholz, klagte Abends, daß es ihm in der Schulter stäche. Ein Mädgen, das mit ihm am Feuer saß, rieth ihm schwarzen Kümmelsaamen, (so nennt man hier leider ohne Unterschied die Semina daturæ und die Semina nigellæ,) mit dem gewissen Versprechen, daß er bald Linderung seiner Beschwerden erhalten sollte, einzuneh-

men.

men. Der Bauer zweifelt an diesem Versprechen, weil er aus Unachtsamkeit die Stechäpfelsaamen im Garten hatte stehen lassen, und dieselben wohl durch den Frost gelitten haben mögten. Indessen nahm er Abends um 8 Uhr die Saamen aus einigen Stechäpfeln ein, klagte aber augenblicklich, daß ihm ganz wunderlich zu Sinne würde. Er legt sich zu Bette, steht aber wegen heftigen Schmerzes im Magen wieder auf, taumelt und verlieret den Gebrauch seiner Sinne und Sprache, bekommt heftige Verzuckungen und darauf Schlafsucht mit röchelndem Athem und starker Hitze. Um 12 Uhr in der Nacht schickte man nach der Apotheke und erhielt, unter dem Vorwande, daß der Kranke etwas undienliches genossen habe, ein Brechmittel aus 5 Gran Brechweinstein im Wasser aufgelöst. Diese Arzeney würkte aber gar nichts. Morgens lies man mich um 6 Uhr holen. Die Zufälle des Patienten waren einem Schlagflusse vollkommen ähnlich. Sein Gesicht war roth und aufgedunsen, die Magengegend angeschwollen, die Hitze ausnehmend groß, der Athem röchelnd, die Sinne und willkührlichen Bewegungen des Körpers völlig gehemmet; der Puls gieng voll und hart, übrigens ordentlich; und was vorzüglich merkwürdig war, er hatte in den Armen konvulsivische Bewegungen, womit er gewissermassen einen Schmerz in der Herzgrube zu bezeichnen schien. (Motus automaticus) Alsbald lies ich eine starke Aderlässe vornehmen, auf die Stirn Rautenessig mit Salmiak und auf den übrigen Körper mit Weinessig benetzte Tücher legen, und hatte das Vergnügen, bald den Kranken etwas zu sich selbst kommen, und seine Glieder wieder frey bewegen zu sehen, obwohl Phantasien und Verzuckungen sich oft mit einmischten, und der Kranke nicht deutlich reden konnte. Durch einen Trank aus Oel und Milch, wie auch durch die Reitzung der Kehle mit einer in Oel getauchten Feder, bemühete ich mich umsonst, ein Erbrechen zu erregen, wiewohl der Kranke sonst sehr geneigt dazu zu seyn schien.

Daher mußte ich es bey dem innerlichen Gebrauche des Oels und Essigs und der Anwendung erweichender Klystire bewenden lassen. Da die Faseleien und der Sopor wieder zunahmen; so legte ich auf die Waden Blasenpflaster, welche auch bald durch ihren Reiz den Kranken ermunterten, und die Convulsionen in den Armen etwas linderten. Aus der aufgeschwollenen Magengegend, dem unordentlichen Pulse, der automatischen Bewegung der Hände nach der Herzgrube, und aus der Ursache und Dauer der Krankheit, schloß ich auf eine Entzündung des Magens und der Eingeweide, und verordnete daher, etwa Mittags um 12 Uhr, einen Trank aus Leinöl, Himbeerensirup, Zitronensaft und Salpeter, wovon ich löffelweise mit Habergrützbrühe eingeben lies. Indessen alles umsonst. Schlafsucht und Gichten wechselten mit einander ab, der Puls wurde immer mehr und mehr ungleich

und

und aussetzend, das Gesicht bleich und der Kranke verstarb in der folgenden Nacht gegen 2 Uhr, nach einem heftigen Herzklopfen, nachdem er das Gift etwa 30 Stunden im Leibe gehabt hatte.

Bey der Sektion, fanden sich die Stechapfelkörner zu 2 Loth, im Magen, und dieser nebst andern Theilen des Unterleibes entzündet und brandig *).

Kirchspiel Herzberg, Amts Herzberg.

Im Jahr 1781, sind hier von 2 Ehepaaren; von dem einem der Ehemann von 79 Jahren, und von dem andern die Ehefrau von 56 Jahren an der Schwindsucht gestorben. Der hinterlassene Ehemann und die von dem ersteren Ehepaare hinterlassene Ehefrau, waren ersterer von 59, und die letztere von 50 Jahren. Beyde waren bisher stark und gesund. Sie hatten aber während der Krankheit ihrer Gatten mit ihnen des Nachts in einem Bette geschlafen, auch nach deren erfolgtem Tode, sich ihres Leinengeräthes bedienet; so während der Krankheit im Gange gewesen war, und starben in den ersten ¾ Jahren nach ihrer Gatten Tode auch an der Schwindsucht.

Kirchspiel Bössenrode, Gerichts Rüxleben.

Ein Todesfall, wo Mann und Weib binnen 8 Tagen auf einander starben, erweiset, daß es der Gesundheit schädlich sey, wenn man sich sogleich wieder in die Betten legt, worin jemand verstorben. Denn als der Mann an einem hitzigen Brustfieber verstorben war, befand sich die Frau noch wohl und klagte nichts, bestellte selbst die Leiche, konnte ihr aber nicht folgen, indem sie sich Abends wieder in das Bette geleget, worin der Mann verstorben war, aus welchem sie auch nicht aufstand, bis sie 8 Tage darauf todt aus selbigem getragen wurde.

Kirchspiel Rethem an der Aller.

Nur wenig Todte im Jahr 17$\frac{80}{81}$! Und doch herrschte in diesem Städtchen gegen Ende Januars und Februars ein bösartiges Gallenfieber, welches sich sehr stark ausbreitete. Ein Paar der ersten Befallenen wurden bald ein Opfer der Seuche, da sie keine Hülfe gesucht, und in ihren dumpfigen, mit bösen Dünsten angefüllten Stuben lagen. Es war diese eingeschlossene Luft schon so giftig geworden, daß sie einem schwer auffiel, und alle Mitbewohner der Häuser, alt und jung, ohne Ausnahme befallen wurden. Es ward sogleich ein fleißiges, jedoch vorsichtiges Oefnen der Fenster und Räuchern mit Essig angerathen, auch dafür gesorgt, daß den Armen der Essig zu diesem Behuf nicht mangelte. Durch fleißiges Zureden und wiederholtes Besuchen ward die sonst bey dem Landmann so schwere Befolgung des guten Raths bewürkt, und die Erfahrung auch dort bestätigt, daß zuströmende frische gesunde Luft in solchen Fällen eines der würksamsten

*) In einem der folgenden Stücke dieser Blätter, wird von dieser giftigen und gefährlichen Pflanze, deren gänzliche Ausrottung dem Landmann so sehr zu empfehlen ist, nähere Nachricht gegeben werden. A. d. H.

Hülfsmittel sey, das auch Nicht=Aerzte mit gutem Gewissen empfehlen dürfen.

Kirchspiel Fallingbostel.

Die mehresten der Gestorbenen im Jahr 17$\frac{80}{81}$ finden sich im ersten Quartale des Jahrs. Unter diesen sind besonders die 10 aufgeführte Ehemänner. Ihre Krankheit war ein faulendes Gallenfieber.

Die, welche an der genannten Krankheit starben, waren ohne Ausnahme anscheinend recht starke, aber vollblütige Leute. An schwach scheinenden und Alten übte diese Krankheit eine solche Gewalt nicht, als an jenen.

Von denjenigen, welche gleich im Anfange der Krankheit den Arzt zu sich kommen liessen, geneseten doch auch einige von den stark u. vollblütig Geschienenen.

Diese Krankheit war nur heftig, so lange die Kälte heftig war.

Es geneseten auch einige von den stark und vollblütig Geschienenen, welche zwar keinen Arzt gebrauchten; aber doch auf Anrathen die verschlossene Luft durch Oefnung der Thüren und Fenster wegschaffen liessen.

Kirchspiel Schönhagen, Amts Nienover und Ueslar.

Unter den Gebornen ist eine eheliche Zwillings=Geburt; und beyde Söhne. Die Mutter hatte zu schwere Säcke voll Erdäpfel vom Lande nach Haus getragen, ward zu früh entbunden, der eine Sohn ward todt geboren, und der andere lebte keine Stunde.

Kirchspiel Hajen und Grohnde, Amts Grohnde.

Kommt eine selten eintretende Ursache des Todes bey einem sonst gesunden und starken Ehemanne von 37 Jahren vor. Er arbeitete nemlich als Vormäher, auf dem Amts=Lande, auch gegen die Warnung des Aufsehers, so übertrieben voraus, daß die Menge der Mitarbeiter, die mit ihm gleiches Tagelohn bekamen, zum Theil ermüdet, und mit Murren gegen ihn zurück blieben. Dieses that er im Jahr 1779, und fiel gleich darauf in eine schwere Krankheit, die der unmäßigen Erhitzung zugeschrieben, und damals noch gehoben ward. Gleichwohl that er dasselbe unter eben den Umständen in der letzten Ernte 1780 wieder, fiel darauf in dieselbige Krankheit, und starb.

Kirchspiel Diepholz.

Unter denen, so im Jahr 17$\frac{80}{81}$ unter 15 Jahren gestorben, sind 36 durch die Blattern getödtet worden.

Bey genauer Untersuchung ergiebet sich, daß dieses Jahr in hiesiger Gemeinde überhaupt 182 Kinder die Blattern gehabt haben, als:

die natürlichen Blattern	—	140
davon sind gestorben	—	35
also wieder hergestellet	—	105
inoculirt sind	—	42
davon ist gestorben	—	1

welches aber schon vor der Inoculation kränklich war.

Kirchspiel Neuenkirchen, Amts Erichsburg.

Wurden im Jahr 17$\frac{80}{81}$ auf des Predigers und Schullehrers dringende Empfehlung, über 50 Kindern von einem dazu erbetenen geschickten Manne die Blattern dergestalt glücklich inoculirt, daß

daß

daß kein einziges davon gestorben, und sich alle wohl befunden; wobey noch dieses merkwürdig ist, daß bey der übrig gebliebenen geringen Anzahl der nicht inoculirten, gleich 4 Kinder recht elendiglich unter vielen Schmerzen, ihren Geist aufgaben.

Die Inoculation geschahe größtentheils im Schulhause, nachdem in des Predigers Hause, bey des Küsters Sohn, ein glücklicher Anfang war gemacht worden.

Kirchspiel Brome, Amts Knesebeck.

Den 20ten Nov. 1781 ist ein alter unverheyrathet gebliebener Mensch zu Wiswedel, dieses Kirchspiels, Namens Jürgen Behne, im 81ten Jahre seines Alters verstorben. Selbiger ist seit seinem 30ten Jahre, und also über 50 Jahr, dergestalt blödsinnig gewesen, daß man ihn nicht zum heil. Abendmale zulassen können, wie er denn auch nie zur Kirche gekommen, noch jemals bey ihm bemerkt worden, daß er gebetet hätte. Es ist daher merkwürdig, daß dieser Mensch in der letzten Nacht seines Lebens auf eine unverhofte Art sehr vieles und vernünftig gebetet, und sonst Zeichen des wieder erlangten Verstandes gegeben habe.

Kirchspiel Tribbekau und Laarsen, Amts Neuhaus.

Unter den Gestorbenen ist eine unverheyrathete Person, weiblichen Geschlechts, welche 45 Jahre und einige Monat alt geworden. Diese Person ist 24 Jahr bettlägrig gewesen, und hat sich dennoch nicht wund gelegen. Sie hat täglich einen halben Zwieback gegessen und 2 Tassen Caffee getrunken. Des Nachts, und mannigmal bey Tage, hatte sie die stärksten Convulsionen. Wenn der Paroxysmus kam, wurde sie erst ganz erstarret und unbeweglich; darauf kamen ohngefehr nach einer viertel auch öfters halben viertel Stunde solche Erschütterungen, daß auch das kleinste Glied in die stärkste Bewegung gerieth, und alle Gelenke an ihrem Körper knirschten; sie sagte: es wäre diese Krankheit von einer Erhitzung gekommen, worauf sie Milch getrunken. Sonsten hatte erwehnte Person einen feinen Verstand, und solche Kenntniß in ihrem Christenthum, daß sie ihre Beichten und Gebete mit eigenen Worten vortrug.

Kirchspiel Kleinenberkel, Amts Erzen.

Unter den Gestorbenen ist ein Mann aus Ohr, Melchior Hartmann, der 105 Jahr weniger 2 Monat alt geworden. Er ist aus Ober-Hessen aus Helmershausen gebürtig, hat 16 Jahr in Hessischen Kriegsdiensten gestanden, seit dem letzten Kriege sich in Ohr aufgehalten, ist von dem hochadelichen Hause daselbst unterhalten, und hat das Böttcherhandwerk getrieben. In der Ehe hat er 47 Jahr gelebt. Ausser einigen Wochen vor seinem Tode ist er noch umher gegangen, und hat seinen Verstand behalten.

Kirchspiel Mustien, Amts Ratzeburg.

Starb in dem Amtsdorfe Dechau Johann Peitsch. Er ist 101 Jahr

alt geworden, war 40 Jahr Königl. Preußischer Wachtmeister. Zwey Jahre vor seinem Ende ward er bettlägrig, behielt aber seinen Verstand, ein scharfes Gesicht und genaues Gehör bis an sein Ende.

Kirchspiel Riede, Amts Syke.

Starb der Pensionair-Dragoner Johann Schlese, ein Witwer, am hitzigen Fieber, im Alter von 101 Jahre 8½ Monat. Er war 1678 zu Nappenbeck, in der Altenmark Brandenburg, geboren, und hat unterm ehemaligen löbl. Wendschen Cavallerieregiment dem alten Brabandschen Kriege beygewohnet.

Seine Gottesfurcht und Rechtschaffenheit machte ihn bey jedermann beliebt. Bey der dauerhaften Gesundheit war er munter, immer geschäftig, arbeitsam, und noch vor einem Jahre vermögend im Garten zu graben.

Kirchspiel Neuhaus, Amts Neuhaus und Gerichts Preten.

Ist ein Leineweber in Carrenzien, Namens Stamern, im 101ten Jahr verstorben. Er hatte einen sehr festen Körper, welcher wegen seiner jugendlichen Strapazen im Kriegesdienste noch härter geworden. Nachher mußte er bey eingetretener großen Armuth und vieljähriger Blindheit, eine gänzliche Enthaltsamkeit von unmäßigem Essen und Trinken, absonderlich von hitzigen Getränken, annehmen.

Kirchspiel Wiershausen, Amts Münden ꝛc.

Unter den Gestorbenen finden sich 3 Personen, welche zwar nicht wegen ihres Alters, aber doch wegen der langen Dauer ihres Ehestandes merkwürdig scheinen.

a) Johann Christian Reimann ist zu Lippoldshausen 1696 getauft, und 1722 mit seiner nachgelassenen Witwe copulirt worden. Mit derselben hat er 58 Jahr 8 Monate und 20 Tage im Ehestande gelebet, und ist in einem Alter von beynahe 85 Jahren gestorben.

b) Andreas Tolle ist zu Wiershausen 1702 geboren, 1730 copulirt und 1781 gestorben, nachdem er 50 Jahr 10 Monate in der Ehe, und 79 Jahr 7 Monate überhaupt gelebt hatte. Dessen Ehefrau

c) Catharine, geborne Heller, ist 1705 zu Bühren geboren, und 7 Tage nach ihres Ehemannes Tode im 77ten Jahre verstorben.

Kirchspiel Cadenberge, Amts Neuhaus.

Ein hiesiger Einwohner, Namens Heinrich Mein und dessen Ehefrau Anne Marie, welche An. 1729 copulirt worden; haben Ao. 1780 ihre güldene Hochzeit mit vieler Munterkeit celebrirt, und sind noch beyde am Leben.

Kirchspiel Großengoltern, Amts Calenberg.

Ein Höfling in Nordgoltern hat mit seiner Ehefrau in 22 Jahren 9 Söhne hinter einander und keine Töchter gezeuget, wovon noch 7 Söhne im Leben; und

Ein Köther daselbst hat mit seiner Ehefrau in 18 Jahren 7 Söhne hinter

ter einander und keine Töchter gezeuget, wovon noch 5 Söhne leben.

Kirchspiel Clötze, Amts Clötze.

Selbstmord unter Greisen ist sehr selten! Ein Mann von 76 Jahren, ging wegen eines Zankes unter seinen Kindern, mit selbstmörderischen Gedanken um. Es wurden zwar die Uneinigkeiten gestillet, und er versprach nach erhaltnem Unterrichte von dem Verdammlichen des Selbstmordes, bey öftern Besuchen seines Seelsorgers, ihm mit einem Handschlage, solche Sünde nicht zu begehen; dennoch aber fand er bey aller Aufsicht, in der Nacht Gelegenheit, mit einem elenden Brodtmesser sich gewaltsamer Weise die Luftröhre abzuschneiden, und so das Leben zu nehmen.

Kirchspiel Adendorf und Benstorf, Amts Lauenstein.

Daselbst wird die Königl. Verordnung von Rettung der Ertrunkenen u. s. w. dadurch mehr und zweckmässig bekannt gemacht, daß der Prediger sie von Zeit zu Zeit theils den Schulmeistern stückweise in den Schul-Conferenzen erläutert; theils sie den Schulkindern in der Schule selbst erkläret; theils sie in einen Auszug gebracht, welchen er stückweise von den Kindern zur Schreib-Uebung abschreiben läßt.

Kirchspiel Bramel, Amts Gestendorf.

Im vorigen Frühjahr, da es sehr kalt und regnigt war, wurde zwischen hier und Schifdorf am Wege ein Mann aus dieser Gemeine ganz steif, kalt und einem Todten völlig gleich gefunden; er hatte von 9 Uhr des Abends bis den andern Morgen um 7 Uhr da gelegen. Man trug ihn in seine Wohnung, und gleich darauf schickten seine trostlosen Verwandte zu dem Prediger des Ortes. Er ging sogleich hin um sie zu trösten; gab indessen die Hofnung nicht auf, die Lebensgeister des Erstarreten wieder in Bewegung zu bringen; versuchte alles, was ihm bey solchen Fällen Nützliches bekannt war; ließ den Leib des Erstarreten allenthalben mit wollenen Tüchern reiben; ließ ihn unterm Fuß mit einer scharfen Bürste bürsten, gab ihm von Zeit zu Zeit einige Tropfen von dem weißen Liquor Hofmanni, sprützte ihm häufig ungarisches Wasser in die Nase; und hatte die Freude, daß sich dieser Erstarrte allmälig wieder erhohlte. Er genießt noch jetzo einer guten Gesundheit.

Kirchspiel Marschacht, Amts Winsen an der Luhe ꝛc.

Für die Gesundheit der ohnehin an freye Luft gewohnten Landleute würde es sehr gut seyn, wenn in den öbern Fenstern der oft kleinen und niedrigen Kirchen im Sommer einige Fächer, mit geringen Kosten, geöfnet werden könnten, und wie auch in einigen grossen Stadtkirchen von Himmelfarth bis Michaelis geschiehet, beständig offen blieben. Denn, wenn im warmen Sommer viele Menschen in den kleinen dunstigen Kirchen enge bey einander sitzen, und die Ausdünstungen keinen Abzug haben, so entstehen leicht Uebelkeiten, Schwindel, Ohnmachten

ten und Verzuckungen, welches oft bemerkt worden.

Kirchspiel Hamelwörden im Lande Kehdingen.

Im Ausgange des Novembers 1781 hatte ein hiesiger Schiffer, Johann Heimbrock, auf seiner Rückreise von Hamburg das Unglück; bey einem entsezlichen Sturm sein Schif umzuseegeln; das Schif lag platt auf der Seite, und der Mastbaum nebst den Seegeln auf der Oberfläche der Elbe. Der Schiffer und sein Junge nebst 2 Passagiers ergriffen den über dem Wasser hervorragenden Bord und kletterten auf denselben. Eine Frau aber, Namens Oelrichs, befand sich, als dis Unglück geschah, unten im Raum des Schiffes und das Verdeck war zu. Heraus zu kommen war keine Möglichkeit. Allein die heftigen Wellen rissen bald die Luken des Verdecks hinweg, drangen mit Gewalt in den Raum, und warfen alles was im Schiffe war über Bord. Die gute Frau war also auch durch die heftigen Wellen in die Elbe geworfen, und in dem Augenblick ergrif sie eines von den Schifstauen. Der Schiffer, ein beherzter und entschlossener Mann, trat mit dem Fuße auf den Mast, um ihn nieder zu halten, (denn wenn der Wind unter die Seegel gefaßt, und das Schif wieder aufgeworfen hätte, so wären sie alle verloren gewesen.) Er stand also auf dem Mastbaum und hielt sich mit den Händen an dem Bord. In dieser Lage erblickte er die im Wasser liegende Frau und ruhete nicht eher, als bis er sie gefaßt hatte; so kämpften also diese 5 Unglückliche bey strenger Kälte mit den wüthenden Wellen, die ihnen alle Augenblick übern Kopf schlugen, länger als eine ganze Stunde, und trieben auf dem umgeworfenen Schiffe mit der Fluth aufwärts. Die 4 hielten sich an dem Bord oder Rande des Schifs, und die Frau lag in der Elbe und ward von dem Schiffer festgehalten; bis Fischer aus dem Dornbusch sich mit 2 Kähnen auf die wüthende Elbe wagten, und diese 5 Personen glücklich wieder ans Land brachten. Die Frau hatte noch das Leben, aber das Bewußtseyn nicht mehr. Die Fischer brachten sie also gleich in ihr Haus, es war um Mittagszeit, und nun nahmen 2 Personen die Frau unter die Arme und liefen mit ihr das Haus auf und nieder, wenn diese ermüdet, wechselten 2 andere ab, und damit fuhren sie fort, bis Abends etwa um 5 Uhr, da die Frau ihr Bewußtseyn wieder erhielt, und nach und nach wieder zu Kräften kam. Nach einigen Tagen war sie beynahe völlig wieder hergestellet.

So wie diese würklich edle That des Wischhafener Schiffers, Joh. Heimbrock, der selbst in der größten Noth und anhaltenden Lebensgefahr, so viele Gegenwart des Geistes und Muth hatte, einer Person mit seiner eigenen größten Lebensgefahr das Leben zu retten, diese Anmerkung verdienet hat; so wäre auch wohl, die schon alte Gewohnheit der hiesigen Schiffer, Personen, die ins Wasser gefallen, und noch Zeichen des Lebens von sich geben, durch Laufen wieder herzustellen, einer fernern Untersuchung würdig.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 26ten April 1782.

Einige Nachrichten und Bemerkungen, aus den Geburts- und Sterbelisten vom 1ten Jan. 1780 bis dahin 1782.

(Schluß.)

Im Ganzen genommen, ist das Jahr 1780 so außerordentlich gesund, das heißt, es ist die Anzahl der Gestorbnen gegen die Gebornen so geringe gewesen; daß wahrscheinlich in einem Jahrhunderte nur wenig solcher Jahre vorkommen, wo gegen 10 Gestorbene 15 Geborne sich befinden; ohne daß die gesamte Anzahl der leztern ungewöhnlich gewesen. Ruhr, Blattern, hitzige und faule Fieber, welche dem Tode so manches Opfer bringen, haben aber auch nicht epidemisch, sondern nur an wenigen Orten, mithin sporadisch grassiret.

Das Jahr 1781 ist zwar der Bevölkerung weit weniger vortheilhaft, aber doch nicht so ausgefallen, daß es, im Ganzen genommen, ungesund oder nachtheilig genannt werden könnte; indem sich gegen 10 Gestorbene dennoch 13 Geborne ergeben. Ruhr, Blattern, hitzige und faule Fieber, sind in manchen Gegenden epidemisch gewesen, und durch die ungewöhnliche Hitze des vorigen Sommers theils veranlaßt, theils tödtlicher worden; vornemlich bey denen, welche aller Warnungen, aller Anstalten unerachtet, die Ruhr verheimlicht, und zum Brantewein, zum zerhackten Postpapier in Schaaffett gekocht, und dergleichen widersinnigen Dingen, oder zu unbefugten Rathgebern, aus unüberwindlichem Vorurtheil, lieber ihre Zuflucht genommen, als zu den würklich heilsamen und nicht kostbaren Mitteln, welche bey diesem Vorfalle, auf Befehl Königl. hoher Landesregierung, wiederholend und allgemein bekannt gemacht wurden. Alle Bemerkungen der Herren Prediger stimmen inzwischen darin überein, daß an allen den Orten, wo viel Obst vorhanden, die Ruhr weit weniger gefährlich gewesen, als an solchen, wo es gemangelt. Selbst an einem Orte, wo die Kinder viel unreifes Obst, und die sogenannten, sonst hin und wieder so sehr verfolgten Hundepflaumen fast übermäßig gegessen, sind sie von der Ruhr verschont geblieben.

Zu mehreren interessanten Bemer-

kungen, werden die hier folgenden Verhältnißtabellen, von vier Jahren, nemlich vom 1ten Jan. 1778 bis dahin 1782 Anlaß geben. Es sind dabey, um alles unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, die Angaben der Verhältnisse aus der Tabelle im obgedachten 58ten Stück wiederholt, ohne die bestimten Anzahlen anzugeben, weil es zu dergleichen Bemerkungen blos auf Verhältnisse ankommt. Regel machen diese Verhältnisse noch nicht; dazu ist die Anzahl der Jahre viel zu geringe. Aber sie geben historische Fakta, zu Vergleichung mit den bereits vorhandenen Regeln von andern Ländern an die Hand. Wegen der möglichst vollkommenen Genauigkeit der Listen, bedarf es nur einer Beziehung auf dasjenige, was deshalb in eben erwähntem 58ten Stück dieses Magazins bereits angeführet worden, mit dem Anhange; daß es besser sey; dergleichen Listen gar nicht zu haben, als sie nicht in vollkommener Genauigkeit zu haben; und deshalb ist auch die Einrichtung so getroffen, daß, wenn nur die Extrakte der Herren Geistlichen, welche sie doch auf ihren Prediger=Eyd und Pflicht, aus den Kirchenbüchern zu machen haben, und wobey wegen der geringen Anzahl der Fälle in jeder Pfarre, keine erhebliche Fehler eintreten können, richtig sind, kein weiterer Fehler bey der Revision unentdeckt bleiben kann.

Verhältniß=Tabelle

von vier Jahren, nemlich vom 1ten Januar 1778 bis dahin 1782.

Namen der Provinzen.	Gegen 1000 Mädchen sind geboren Knaben				Gegen 1000 Eheliche sind geboren Uneheliche				Unter 1000 Gebornen sind gewesen Todtgeborne			
	von 17 78/79	von 17 79/80	von 17 80/81	von 17 81/82	von 17 78/79	von 17 79/80	von 17 80/81	von 17 81/82	von 17 78/79	von 17 79/80	von 17 80/81	von 17 81/82
Fürstenthum Calenberg.	1090	1014	1060	1112	79	88	87	79	33	34	35	36
Fürstenthum Grubenhagen.	1049	1208	1044	1030	62	66	63	68	30	37	40	37
Fürstenthum Küneburg.	1106	1068	1032	1055	48	49	43	46	32	30	33	33
Herzogthum Bremen u. Verden.	1038	1094	1042	1073	40	45	37	39	35	35	37	38
Grafschaft Hoya.	1090	1128	1020	1102	44	59	46	60	24	26	29	28
Im ganzen Lande, incl. der hier nicht specificirten kleinern Provinzen.	1081	1072	1056	1084	53	60	55	56	32	34	35	[illegible]

NB. Bey den enstandenen kleinen Brüchen, sind die nächsten vollen Zahlen genommen.

Nur einige generale Bemerkungen über diese und die folgenden Tabellen! da sich viele speciale, dem Kenner und Liebhaber selbst darbiethen.

Im Durchschnitte von diesen vier Jahren, ist also der Ueberschuß von gebornen Knaben gegen jedes tausend geborner Mädchen gewesen:

Im Fürstenthum Calenberg —	69
Im Fürstenthum Grubenhagen	$82\frac{3}{4}$
Im Fürstenthum Lüneburg —	$65\frac{1}{4}$
Im Herz. Bremen und Verden	$61\frac{3}{4}$
In der Grafschaft Hoya —	60
Im ganzen Lande —	$73\frac{1}{4}$

Also ist überhaupt genommen, der Ueberschuß der Knaben beynahe $7\frac{1}{2}$ pro Cent. Nun aber nehmen zur Regel an:

Graunt und **Derham** gegen 1000 Mädchen	1076 Knaben
Stryk — —	1060 —
Kersebom — —	1058 —
Süßmilch — —	1050 —

und wird also das Verhältniß hiesiger Lande, nemlich 1000 zu $1073\frac{1}{4}$, in diesen vier Jahren; dem **Graunt**- und **Derhamschen** am nächsten kommen; gegen die übrigen Angaben aber noch sehr vortheilhaft seyn.

Sonderbar ist es, daß in dem so gesunden Jahre $17\frac{80}{81}$, die allerwenigsten Knaben geboren sind.

Die Anzahl der Todtgebornen beträgt unter 1000; im Durchschnitt vom ganzen Lande $33\frac{2}{3}$; oder circa 3 pro Cent.

Nach den von dem Oberconsistorialrath **Süßmilch** und andern aus grossen und vieljährigen Summen abstrahirten Regeln; kommen unter 1000 Geburten gewöhnlich 40 Todtgeborne oder 4 pro Cent, und ist also das Verhältniß der hiesigen Lande in diesen **vier Jahren**, auch in diesem Stücke vortheilhaft. Ueberhaupt aber kann die Anzahl der Todtgebornen, der Ungeschicklichkeit der Hebammen nicht beygemessen werden. Dergleichen Fälle sind äußerst selten. Das Leben der Mutter und die Gesundheit des Kindes gehet durch ungeschickte Hebammen weit öfter verloren. Bey weitem die meisten Todtgebornen sterben vor der Geburt; und in großen Städten, wo es an geschickten Geburtshelfern und Hebammen nicht fehlet, finden sich weit mehr Todtgeborne als auf dem platten Lande. So hatte **Berlin** im J. $17\frac{78}{79}$ circa 5 pro Cent Todtgeborne; **Dresden** hat beynahe 6 pro Cent; *Leipzig* beynahe 7 pro Cent; und im Kriege von $17\frac{56}{63}$ sogar 8 pro Cent.

Hergegen scheinen die Hauptursachen des Absterbens der Kinder vor der Geburt, in der Leibesconstitution der Aeltern, ihrer Lebensart und Nahrung, und vornemlich in der Arbeit, womit sich die Mütter beschäftigen, zu suchen zu seyn. So finden sich z. E. in einigen Gegenden des Gebürges, wo die Frauen manchmal mit schweren Körben bergan steigen müssen, etwas mehr Todtgeborne, und einige Aerzte haben bemerkt, daß deren Anzahl auch auf dem platten Lande sich vermehrt habe, seitdem mit dem Kriege von $17\frac{56}{63}$, welcher überhaupt den Sitten des guten Landmanns so verderblich gewesen, der Genuß des Kaffees und des Brantweins bey den Frauen stärker eingerissen. Und

sollte man nicht den Gedanken wagen können, daß, so wie bey der Sterblichkeit nach dem Alter überhaupt und im Ganzen, gewisse allgemeine Gesetze unzweifelbar zum Grunde liegen; so auch ein ähnliches Verhältniß des Todes vor der Geburt, durch die unerforschlichen Rathschlüsse der Providenz bestimt sey; welche von hundert Blüten kaum eine zur Frucht kommen läßt, und nach der allgemeinen Erfahrung aller Staaten, die Hälfte des gesamten menschlichen Geschlechts, wieder aus dem Leben abruft, ehe sie kaum das 18te Jahr vollendet? —

Uebrigens ist die in den Listen, oftmals vorkommende Bemerkung, daß es sehr sonderbar sey, wie fast alle Todtgeborne, **eheliche Kinder** sind, irrig; indem natürlicherweise, da unter 100 Geburten, auf dem Lande kaum 4 Uneheliche kommen; auch der Fall einer unehelichen Todtengeburt in einer Parochie nur äuserst selten sich ereignen kann.

Ferner ist es, zu Vermeidung mancher unnützer Mühe, nöthig, nochmals zu erinnern, **daß die Todtgebornen in gehöriger Rubrik, unter die Gebornen in den Listen und Transsumtbogen aufgeführt und mit summirt; nicht aber von den Gebornen daselbst wieder abgezogen oder unter die Gestorbenen gesetzt werden müssen**; wie solches auch die hohe Regiminal=Instruktion §. 7. lit. b. ausdrücklich vorschreibt; indem es erforderlich ist, die gesamte Anzahl der Gebornen zu haben, und es sich von selbst versteht, daß nachmals bey der Revision, die Summe der Todtgebornen abgezogen wird, wenn man die Anzahl der lebendig Gebornen wissen, und gegen die Anzahl der Gestorbnen vergleichen will.

Verhältniß = Tabelle

von vier Jahren, nemlich vom 1ten Januar 1778 bis dahin 1782.

Namen der Provinzen.	Gegen 1000 lebendig Geborne sind gewesen Confirmirte				Gegen 1000 confirmirte Mädchen sind confirmirte Knaben				Gegen 1000 entstandne Ehen sind eheliche Geburten gewesen			
	von 1778/79	von 1779/80	von 1780/81	von 1781/82	von 1778/79	von 1779/80	von 1780/81	von 1781/82	von 1778/79	von 1779/80	von 1780/81	von 1781/82
Fürstenthum Calenberg.	637	557	554	576	1013	1064	1085	1034	3889	3987	3707	4049
Fürstenthum Grubenhagen.	619	606	596	606	1036	962	928	997	4004	4280	3944	4117
Fürstenthum Lüneburg.	598	545	617	646	1010	982	1053	1049	3433	3863	3584	3639
Herzogthum Bremen u. Verden.	625	591	651	649	949	970	1004	1027	3555	4[illegible]21	3859	4077
Grafschaft Hoya.	685	554	6[illegible]8	623	1025	1010	942	997	3579	39[illegible]	3699	3777
Im ganzen Lande incl. der nur nicht specificirten kleinern Provinzen.	616	571	610	616	1002	1004	1019	1042	3652	3983	3721	3914

Man kann nach den Landesverordnungen sicher annehmen, daß die Confirmirten im Durchschnitt, alle 14 Jahr alt geworden. Es sind also von 1000 Gebornen am Schlusse des 14ten Lebensjahres, nach der Mittelzahl von diesen vier Jahren, noch übrig gewesen

Im Fürstenthum Calenberg —	581
Im Fürstenthum Grubenhagen	$606\frac{3}{4}$
Im Fürstenthum Lüneburg —	$601\frac{1}{2}$
Im Herzogthum Bremen und Verden — —	629
In der Grafschaft Hoya —	640
Im ganzen Lande —	$603\frac{1}{4}$

Wenn nun nach der von Süßmilch aus großen Summen anderer Länder abstrahirten, und von Baumann rektificirten Angabe; von 1000 Gebornen, im $\frac{13}{14}$ten Lebens-Jahre noch übrig sind 523: so folget, daß von Anno 1770 bis 1782, die Mortalität der Kinder in hiesigen Landen, wo von 1000 Gebornen 603 übrig geblieben, geringe gewesen seyn müsse; aber noch eine zehnjährige Beobachtung gehöret dazu, um mit hinlänglicher Gewißheit behaupten zu können, daß die hiesigen Lande, in Rücksicht auf die mindere Mortalität der Kinder, eine so glückliche Ausnahme machen, oder die Regel verändern sollten.

Ferner hat eine unendliche Menge von Erfahrungen den Satz bestätigt, daß, obgleich 6 bis 7 pro Cent Knaben mehr geboren werden als Mädchen, dennoch die Mortalität jener, in den ersten Jahren des Lebens, wiederum so viel größer ist, daß gegen die Zeit der Mannbarkeit (an einigen Orten noch früher,) die Anzahl beyder Geschlechter wieder gleich ist.

In den Jahren $17\frac{78}{80}$, trift dieser Satz in hiesigen Landen, bis zum Erstaunen genau zu; indem gegen 1000 vierzehnjährige Mädchen, resp. nur 1002 und 1004 Knaben übrig sind. In den beyden folgenden Jahren, hebt sich das Verhältniß zum Vortheil der Knaben; und sind gegen 100 Mädchen resp. circa 102 und 104 Knaben übrig. Im Ganzen aber beträgt nach dem Durchschnitt von vier Jahren, der Ueberschuß der vierzehnjährigen Knaben doch kaum 7 gegen 1000; mithin etwa auf 140 Mädchen erst einen überschüßigen Knaben.

Am geringsten ist die Mortalität der Knaben von 1770 bis 1782 im Fürstenthum Calenberg gewesen; indem gegen 1000 Mädchen 1049 Knaben vierzehn Jahre alt geworden; am stärksten hergegen, im Fürstenthum Grubenhagen, wo gegen 1000 Mädchen nur 980 Knaben von vierzehn Jahren übrig bleiben. Aber welchen Gesundheits-Gefahren und Arbeiten, sind auch die braven Bergjungen, schon vor dem vierzehnten Jahre, in Vergleichung gegen ihre Schwestern ausgesetzt! —

Nach den Resultaten sehr großer Summen von ganzen Ländern, hat Süßmilch die Regel abstrahirt; daß im Ganzen gegen Eine neu geschlossene Ehe, vier Kinder geboren werden.

Hier kommen im Durchschnitt von den vier Jahren, gegen neu geschlosse-

ne 1000 Ehen, 3817 Kinder; also nicht voll 4 Kinder gegen eine Ehe. Es ist aber wohl zu merken, daß Süßmilch in seiner Angabe die unehelichen Kinder mit, hier aber nur die ehelichen Kinder allein berechnet worden. Werden jene zu dieser Summe hinzugefüget; so trift auch in hiesigen Landen das Verhältniß von 1 zu 4 sehr genau zu.

Verhältniß=Tabelle

von vier Jahren, nemlich vom 1ten Januar 1778 bis dahin 1782.

Namen der Provinzen.	Gegen 1000 männlichen Geschlechts sind gestorben weiblichen				Gegen 1000 Gestorbne sind ins Leben gekommen, mithin nach Abzug der Todtgebornen geboren			
	von 1778/79	von 1779/80	von 1780/81	von 1781/82	von 1778/79	von 1779/80	von 1780/81	von 1781/82
Fürstenthum Calenberg —	1050	1052	1014	1005	1190	1415	1643	1459
Fürstenthum Grubenhagen —	1039	1059	935	927	1301	1713	1801	1706
Fürstenthum Lüneburg —	962	1015	1048	1038	1247	1228	1589	1318
Herzogthum Bremen u. Verden	1015	994	968	1022	1283	1163	1407	1180
Graffschaft Hoya —	990	960	1020	969	1001	1160	1534	1511
Im ganzen Lande, incl. der hier nicht specificirten kleinern Provinzen.	1015	1017	1001	1008	1226	1254	1539	13[illegible]6

Nun zum Schlusse, und zu der angenehmsten Bemerkung! nemlich des so vortheilhaften Verhältnisses der Gebornen gegen die Gestorbenen, in den vier Jahren von 1778 bis 1782. Im Ganzen genommen, ist keines dieser Jahre, durch göttliche Obhut, weder calamiteus noch epidemisch gewesen; sondern sie sind mit Recht gesund zu nennen, und des außerordentlichen Jahres 1780 ist oben schon erwähnt. Nur die Graffschaft Hoya hat im Jahr 1778/79 nur 1 Gebornen Ueberschuß gegen 1000 Gestorbene; und das ist bey einer ganzen Provinz schon als Verlust zu berechnen; jedoch ist dieser Verlust, vornemlich in den Jahren 1780 und 1781 reichlich ersetzt worden. Im Durchschnitt von diesen vier Jahren, sind also gegen jedes tausend Gestorbene **mehr** geboren

Im

Im Fürstenthum Calenberg — 426¾
Im Fürstenthum Grubenhagen — — 630¼
Im Fürstenthum Lüneburg — 345½
Im Herzogthum Bremen und Verden — — 258¼
In der Grafschaft Hoya — 304
Im ganzen Lande — 331¼

folglich ist der gesamte Ueberschuß circa 33 pro Cent, und also beynahe Ein Drittheil. Ein sehr vortheilhaftes Verhältniß!

Hannover.

Klockenbring.
Geh. C. Secr.

Ueber die giftige Eigenschaft der Stechäpfelkörner.

Sowohl in den hiesigen Gegenden, als auch im Osnabrückischen und Münsterschen, fängt der Bauer an die Stechäpfelpflanze a) häufig zu kultiviren, und mit ihr, wie das Kind mit dem Messer, zu spielen. Die Würkungen dieser giftigen Pflanze sind bekant genug, und man braucht nur Herrn Unzers Arzt, oder sein praktisches Handbuch nachzulesen, um sich völlig davon zu überzeugen

Mögte ich doch etwas dazu beitragen können, um den Anbau und Misbrauch einer der schädlichsten Pflanzen, auch nur in unsern Gegenden, auszurotten, und patriotische Prediger dazu aufzumuntern, mit mir das Landvolk von diesem schleichenden Uebel zu befreien!

Woher die Kultur dieser Pflanze sich so sehr bei uns eingeschlichen habe, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. In Thüringen bauet man stark die *nigella sativa* L., deren Körner mit den Körnern der datura viel Aehnlichkeit haben, und in hiesigen Gegenden unter dem Namen Schwarzkümmelsaamen verkauft werden sollen. Der Landmann bedient sich ihrer häufig als ein Magenstärkendes und Blähungen treibendes Mittel, wie auch um die Milch zu vermehren, bei Menschen und Vieh. Vielleicht hat die Aehnlichkeit dieser Körner mit den Körnern der Stechäpfel b) zuerst Gelegenheit gegeben, dieses giftige Gewächs hier zu ziehen. Auch jetzt noch nennt der Bauer die semina nigellæ

a) Ich meine die Datura stramonium Linn. pericarpiis spinosis erectis, foliis ovatis sinuatis glabris.

b) Zuweilen werden unter dem Namen Schwarzkümmelsammen, wahre Stechäpfelsaamen den Apothekern zum Verkauf angeboten. So erzählte mir unser geschickter Apotheker Hr. Brauer, daß ihm verschiedentlich von den Bauern ganze Beutel voll Stechäpfelsaamen, welche hier auch Schwarzerkümmel genannt werden, für den eigentlichen Schwarzenkümmelsaamen, Semen nigellæ,

gellæ sowohl als die giftigen semina daturæ zugleich, **Schwarzenkümmelsaamen**, und weiß gar nicht, daß beide verschieden sind. Eine gefährliche Unwissenheit. Mit größerer Wahrscheinlichkeit aber läßt sich darthun, was den Gebrauch und die Kultur dieser Pflanze bei uns so allgemein gemacht habe. Bekanntermaaßen liebt der Bauer heftig würkende und schmerzstillende Arznzien. Wie angenehm mußte ihm nicht ein Mittel seyn, welches, in kleiner Dose genommen, wenigstens auf eine kleine Weile schmerzstillend ist und ihm nichts kostet? dazu kam der Aberglaube. Man stelle sich ein Mittel vor, welches das, was der Bauer mehr als Weib und Kind liebt, seine Kuh, für Hexerei sichert. Da dieses Mittel nun hindern soll, daß den Kühen die Milch nicht weggehext werde, was Wunder, daß der Bauer es nicht auch bei seiner Frau anwendet, um ihr die Milch zu erhalten.

Doch dem sey, wie ihm wolle, so viel ist leider gewiß, daß der Bauer anfängt mit diesem heftig würkenden Mittel, wie das Kind mit dem Messer, zu spielen. Dieses ist um so mehr zu beklagen, da die Stechäpfelsaamen in geringer Dose und in einem mit Milchspeisen angefüllten Magen zuweilen scheinbar gute Dienste leisten, und auf eine ähnliche Art, wie der Mohnsaft, schmerzstillend seyn können. **Zuweilen** aber, sage ich, denn wenn die Ursach des Schmerzes der Art ist, daß sie durch kein narkotisches Mittel gehoben, oder wohl gar verschlimmert werden kan, so wie dieses zum Beispiel bei dem hitzigen Seitenstechen, oder bei Unreinigkeiten in den Eingeweiden rc. der Fall ist, muß es nothwendig den größten Schaden anrichten. Es bleibt immer ein praktisches Axiom, daß der Landmann für sich, dergleichen Mittel nie brauchen müsse c).

nigellæ, wären zum Verkauf angetragen worden. Wie leicht hätte nicht ein Apotheker von geringeren Kenntnissen und Genauigkeit dieses unentdeckt gelassen. Man bedenke die Folgen!

c) Den durch diese Pflanze veranlaßten schrecklichen Vorfall, siehe im vorigen Stück des Magazins.

D. G. Chr. G. Wedekind,
Landphysicus der Grafschaft Diepholz.

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 29ten April 1782.

Gartenanmerkungen.

— — — Aus Erfahrung ihn zu lehren,
Nicht durch Eile noch Gewalt Ordnung und Natur zu stöhren.
Hagedorn.

1. Wir legen nun an allen Orten Busquete an, und verschreiben dazu aus entfernten Ländern Bäume und Sträucher. Und hat jemals der Deutsche einem Ausländer etwas gutes nachgeahmet, so ist es gewiß die Anlegung dieser künstlichen Wälder. Der Nutzen derselben ist, von allen Seiten betrachtet, unwiedersprechlich, und die Zukunft wird die Periode, wo man anfing ausländische Bäume, die ehedem blos in den Gärten und Glashäusern großer Fürsten eingeschlossen und sorgfältig vor aller deutschen Luft verwahret wurden, bei uns gleichsam einheimisch zu machen, als eine der merkwürdigsten in der Gärtnerei ansehen, und die hiesige Gegend solte einem Münchhausen, einem Veltheim, und andern Patrioten, deswegen noch in den spätesten Zeiten danken. — So sehr es mir aber gefällt, daß wir alle nur mögliche Arten von fremden Bäumen und Sträuchern in unsere Busquete hineinbringen und solche einheimisch zu machen suchen, so übel bin ich doch mit den mehrsten Besitzern derselben zufrieden, daß sie allda einigen von unseren alten deutschen Bürgern den Platz versagen. Ich will nur einen einigen nennen, und solcher ist die Hülse, Ilex Aquifolium L. Hat die Natur sich je Mühe gegeben einen schönen Baum hervorzubringen, so ist es gewiß bei diesem geschehen. Man sehe einmal seinen schönen Anstand, sein prächtiges, auch im härtesten Winter und bei der grimmigsten Kälte grünglänzendes Blatt, die kleine weiße Blüte, die wie Scharlacken glühenden Beeren, u. s. w. Ist wohl unter allen ausländischen Bäumen einer, welcher diesem gleich ist? Und doch vermisse ich ihn meist in allen Gärten. Fragt man nach der Ursache, so bekomt man zur Antwort, daß er sich nicht gerne verpflanzen lasse. Es kan so seyn. Ich sahe aber doch im Bremischen vor ei-

nem Jahre einen Bauerngarten, dessen Einfassung aus zwölf Fuß hohen, sich frei gelassenen Hülsen bestand, die so dichte waren, daß kein Vogel durchkriechen konte; die schönste Umzäumung eines Gartens, die ich jemals gesehen habe. — Ich sahe ferner in einem benachbarten fürstlichen Garten große neuangelegte Hülsenhecken, davon kein Stück ausgegangen war. — Ich sahe noch im letzten Herbst bei der Hausthür eines Landedelmanns, daß auf jeder Seite ein großer Baum von dieser Pflanze den Eingang zierte. Es muß also doch möglich seyn, daß sich die Hülse verpflanzen läßt! — Wären eure Gärtner weniger commode, (sagte der Anleger leztgedachter Hecke,) und überließen ihre Arbeiten nicht unwissenden Taglöhnern, sondern nähmen selbst ein Grabscheid in die Hände, so würden eure Gärten ebenfalls Hülsen zieren. Und jener Bremische Bauer erwiederte: Ja, das glaub ich wohl! — Ich habe sie auch selbst ausgegraben, und die Wurzel, so viel möglich, unbeschädigt gelassen, auch die Erde daran zu behalten gesucht, — und das Verpflanzen und Begießen that ich auch selbst. — Nun ziert aber auch meinen Garten so lange ich lebe, ja vielleicht noch nach meinem Tode, eine Hülsenhecke, da hingegen die Gärten meiner Nachbarn von Brettern oder dürren Zäunen umgeben werden, die alle Jahre kostbare Reparaturen erfordern. Merkts euch! —

2. Neben diesem eben angezeigten Fehler sehe ich noch einen andern, der zwar nicht so gemein wie jener ist, dagegen aber auch mehrern Tadel verdienet. Ich finde nemlich, daß Leute, die nicht wissen was Natur und Schönheit ist, ihre Busquete und Gärten mit allerhand geschmacklosen und lächerlichen Dingen verunzieren, und also dasjenige, was sie auf der einen Seite gut gemacht haben, auf der andern wieder verderben. Was sollen denn so viele hölzerne Glöckchen, was sollen die kleinen gemahlten Häuserchen, was sollen die närrischen Statüen und dergleichen Narrenspossen mehr in einigen Gärten? — Ist dieses Natur? Schönheit? Geschmack? — Nehmet sie weg, ich bitte euch; sie mögen chinesisch oder japanisch seyn, so beschämen sie euch, und verderben eure ganze Anlage. Wollt ihr sie nicht verbrennen oder entzwei schlagen, welches sie mehr als einmal verdienen, so sezt solche doch an einen Ort, wo kein Vernünftiger hinkomt. Pflanzt an ihre Stellen schöne Bäume und Sträucher, und haltet in Zukunft euren Wiz in Schranken.

> — — Sucht ihn nicht zu übertreiben;
> Ehrt die wirkende Natur; laßt das Künsteln ferne bleiben.

Ich hoffe ihr werdet mir meine Bitte nicht abschlagen, zumal da es zugleich der Ruf der Natur ist. Soltet ihr euch aber nicht entschließen können, diese goldenen Kälber abzuschaffen, sondern solche noch ferner in euren Gärten behalten wollen, so ersuche ich euch noch um eines. Ihr seyd doch Liebhaber von Inschriften, sezet also über den Eingang eures Gartens folgende Hagedornische Verse:

Des Glückes hämischer Eigensinn
Wirft viele Schätze dieser Erden
Unwürdigen Besitzern hin,
Durch Reichthum lächerlich zu werden.
Wo findet beides sich zugleich:
Geld und Verstand zu edlen Thaten?
Vielleicht im tausendjährgen Reich,
In Wahrheit nicht in diesem Garten.

3. So oft ich in einer Lindenallee gehe, die aus Fecherbäumen bestehet, so ärgere ich mich darüber. Sagt mir um des Himmels willen, was vermogte wohl den Besitzer dieser Bäume, daß er denselben eine so unnatürliche Form gab? Ein Baum, den die Natur zu einem der schönsten von ganz Deutschland gemacht, und der frei gelassen, das Auge eines jeden Naturfreundes ergötzet, der muß sich so verpfuschen und verhudeln lassen! Der muß die Leute ärgern und zu den Vorübergehenden sagen: Sehet einmal, was mein närrischer Herr thut! Er will die Werke unsers Schöpfers verbessern! Der Pinsel, solte zuerst mich haben kennen gelernt, ehe er sich zu meinem Kunstgärtner aufgeworfen, so würde er nicht so dumme Streiche machen und sich einfallen lassen, mich so zu verunstalten. Welche curieuse Geschöpfe seyd ihr Menschen doch! Ihr wollt die Natur verbessern, die Natur, die euch unbekant ist! Ihr wollt Verse machen und könnt noch nicht einmal buchstabiren und lesen! Seyd ihr wohl ein Haar besser als Jener, der das Geschenk von seinem Freunde, ein Kästchen von Elfenbein und das Meisterstück eines der größten Künstler, mit Kalk übertünchen ließ? Oder seyd ihr wohl klüger als jenes Mädchen, das seine Kunst an dem schönsten Spiegel seiner Frauen zeigen wolte, und solchen deswegen ein Paar Stunden mit Sand scheuerte? Wie wird euer Schöpfer über euch lächeln! Köpft mich, sägt mir meine unförmlichen Aeste ab, ich bitte euch darum, und laßt mich denn wachsen, und den Trieben, die der Schöpfer in mich gelegt hat, folgen. Laßt mich zu seiner Zeit grün werden und mit meinen Blättern meinen Baumeister loben. Laßt mich blühen, und euch mit meinem Amberduft zum Lob und Dank eures Gottes aufmuntern und zur wahren Natur- und Menschenliebe reizen! —

4. Es ist nicht leicht ein großer Herr, und wenn er auch nur eine Handvoll Bauern unter sich hat, der nicht ein Treibhaus besitzt, und darinnen Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirschen, Weintrauben, Erdbeeren, Erbsen, Bohnen und dergleichen treibt. Gesetzt, diese Früchte kommen auch nur acht Tage früher als die ordinairen, gesetzt es komt auch jedes Stück auf einen Gulden oder Thaler zu stehen, so muß er sie doch haben. Der Bauer kan ja das Geld dazu hergeben! Was schadet es, wenn seine Kinder deswegen auch schon kein Brod haben, sie können ja dafür Kartoffeln und Wurzeln essen, oder an dem Hungerfinger saugen! Genug, wenn jener nur seinen Gaumen mit etwas Extra, mit etwas Delikatem kützeln kan. Schmeckt dieses gleich lange nicht so gut, als wenn es in freier Luft gewachsen, so thut es

doch nichts. Genug, es ist doch etwas Seltenes! Ich kan nicht begreifen, wie Leute von so großem Verstande und Einsichten, sich so viel aus solchen Sachen machen können. Ist es denn so etwas besonders, wenn ich acht oder vierzehn Tage eher als ein anderer Erbsen habe? Können denn diese Leute nicht einsehen, daß wer solche eine Woche früher ißt, daß er selbige auch eine Woche eher müde wird? Der ganze Unterscheid bestehet, meines Bedünkens, also blos darin, daß der reiche Mann solche Früchte eine Woche eher als der Bauer hat, dieser hingegen sich noch eine Woche damit sättigt, wenn jener ihrer schon überdrüßig ist und solche nicht mehr essen mag; daß der reiche Mann acht Tage theure, unschmackhafte, mit Pferdemist geräucherte, und in verdorbener Luft gewachsene, also ungesunde, der Bauer hingegen die ganze Zeit über wohlfeile, gute und gesunde Früchte genießet. — Aber warum verwendet denn jener so viel Zeit, Mühe und Unkosten auf diese Sachen? Vermuthlich blos um etwas vor dem Bauern zum voraus zu haben, und sich dadurch von ihm zu distinguiren. Ist es dieses nicht, so weiß ich würklich keine Ursache, sie müßte denn im Simili simile gaudet liegen, denn einige Reiche gehören bekantlich auch zu den getriebenen Sachen. — Wenn wir noch mit einander spielen, so hecken jene schon, und wenn wir ans Heirathen gedenken, so wollen ihre Kinder sich schon wieder begatten, und wenn wir blühen und Früchte tragen, so sind sie schon kraft- und saftlos, und gehen wieder den Weg alles Fleisches. — Das komt von der Treiberei!

5. Nicht selten siehet man um die Gärten hohe Mauren und Planken. Sind es Küchen- Baum- oder Blumengärten, so verwundere ich mich über dergleichen nicht, denn ohne diese würde der Besitzer öfters mit demjenigen müssen fürlieb nehmen, was ihm von diebischen Leuten wäre übergelassen worden. Ich bemerke aber, daß öfters dergleichen ungeheure Befriedigungen um Gärten gezogen werden, deren Eingang einem jeden frei stehet, darinnen nichts zu stehlen ist, und die blos deswegen angelegt worden und dazu bestimmt sind, daß fremde Leute hineingehen und sich darin vergnügen sollen. Was mag denn wohl die Ursache seyn, daß die Besitzer dieser Lustgärten mit einer solchen Mauer sich so große Unkosten gemacht haben? War es Menschenliebe, die den müßigen Handwerkern wolte etwas zu verdienen geben, so dünkt mich, man hätte dafür diesen Leuten wohl eine nützlichere Arbeit schaffen können. Hatte man die Absicht, daß der Wind dadurch solte abgehalten werden, so war man gewiß von dem Nutzen desselben nicht genug unterrichtet, und noch weniger hat man den Schaden eingesehen, den diese Einfassungen den Gewächsen zufügen. Wolten die Besitzer etwa die Einrichtung ihrer schlecht angelegten Gärten dadurch verbergen? Warum lassen sie denn aber die Thüren derselben offen? Oder

Oder gedachten sie vielleicht in ihren Gärten Nonnenklöster anzulegen, und durch diese hohen Umzäunungen den Schönen den Ausgang zu verwehren, wenn die Triebe der Natur die Gesetze der Menschen überwältigen wollen? Oder wolten die Eigenthümer anfänglich etwa ein Vivarium anlegen, worin verschiedene Gattungen Thiere sich aufhalten und in ungestörter Ruhe sich vermehren solten? Wahrlich, wenn es nicht eine von diesen Ursachen ist, so bin ich nicht vermögend die Absicht zu errathen. Ich, für meinen Theil, wenn ich heute oder morgen einen Garten anlegte, worin nichts zu stehlen wäre, so würde ich die Mauer niemals höher machen lassen, als daß ein Mensch, von mittlerer Statur, solche übersehen könte, denn ich dächte ihn auch so einzurichten, daß ein jeder, wenn ich ihm auch den Eingang nicht erlauben wolte, doch ohne meine Schande hineinsehen könte. — Und wenn ich wüßte, daß Neid und Mißgunst in mir einmal so groß würden, daß solche mich bereden, die an öffentliche Straßen und frequente Spazierwege stoßenden Gärten, durch hohe Bretterwände einzukleiden, um den Vorbeigehenden das Hereinsehen zu verwehren, und ihnen den Weg einförmig, unangenehm und verdrießlich zu machen, so wolte ich heute noch — — — mir den Hals umdrehen!

6. Wenn ein großer Herr sich einmal einfallen ließe, alle seine wohl gewachsenen Unterthanen nach und nach zu vertilgen und auszurotten, und seine Staaten mit lauter Zwergen, Krummen, Bucklichten, u. s. w. zu besetzen, was würden wohl seine Nachbarn dazu sagen? — Aber thun denn viele Gärtner wohl etwas anders? Man gehe in die größten Blumengärten, findet man denn unter tausend Pflanzen, die allda gezogen werden, wohl ein Paar hundert die nicht monstreuse, krank und verwachsen sind? So bald eine Pflanze hervorkomt die nichts besonders hat, sondern aussieht wie eine wohl gewachsene Pflanze aussehen muß, wird solche ausgerissen und auf den Misthaufen geworfen. Komt aber eine andere, die einen Geburts- oder andern Fehler hat, und wenn sie auch nur ein wenig von der natürlichen abgehet, sogleich gilt sie mehr als diese, und man giebt sich Mühe solche zu vermehren und ihre Nachkommen fortzupflanzen. Mir komt es bald vor, als wenn einige dieser Gärten Nachahmungen von Gellerts Land der Hinkenden wären, wenigstens scheint ihre Anlage eine große Aehnlichkeit damit zu haben. Aber wird es demjenigen, welcher so etwas zu sagen wagt, oder eine Veränderung wünschet, nicht auch gehen wie jenem Fremden? Ganz gewiß! — Doch vielleicht bekommen wir bald bessere Zeiten. Haben doch die ehemals angebeteten, künstlich geschornen Eiben- und Buchsbäume, auf deren Spitzen Hähne und Hühner, Affen und Meerkatzen, und Gott weiß, was alles geschnitten war, in unsern Gärten Abschied bekommen. Kan denn dieses nicht auch bei andern Unzierden geschehen? Wenn wir nur nach und

nach mehrere Hirschfelde, Lueder, und dergleichen bekommen, so werden sich unsere deutschen Gärten schon verbessern. Auf einmal kan nicht alles Närrische abgeschaft werden. Eine jede Reformation muß ihre gewisse Zeit haben, und also auch diejenige in der Gärtnerei! Der Himmel schenke uns nur bald einen sanften und einnehmenden Reformationsprediger, so wird's schon gehen, denn ganz gewiß

Der Lehren Kraft und Glück beruht,
Nur auf der Kunst, sie vorzutragen.

7. Nichts ist lobenswürdiger und nichts befördert den guten Fortgang unserer Busquetanlegungen mehr, als wenn die Liebhaber dieser Gärten nicht nöthig haben, ein jedes Bäumchen oder jeden Strauch mit großen Unkosten aus der Ferne zu verschreiben, sondern solche Sachen für geringe Preise an ihrem Orte selbst haben können. Aber nichts verdrießt mich auch mehr, als wenn ich in den Gärten, wo solche Sachen in Menge gezogen werden, oder in den sogenannten Plantagen, sehen muß, daß allda verschiedene Pflanzen für ganz andere als sie würklich sind, ausgegeben, und nicht nur ausgegeben, sondern sogar verkauft werden. Ich will es nur frei heraus sagen, alle solche Anlagen, die ich noch gesehen habe, sind voller Unrichtigkeiten, und keine einige befindet sich darunter, die nicht dieses oder jenes Stück unrecht hat. Man sehe blos die Namen: Prunus virginiana, Cratægus viridis, tomentosa und indica, Mespilus canadensis, Pinus canadensis, verschiedene Rosen, einige Birken u. s. w. an, so wird ein jeder beim ersten Anblick gestehen müssen, daß ich recht habe. — Ist es aber nicht eine Schande, wenn Leute mit etwas handeln wollen, und kennen solches nicht? Verkauft wohl ein Krämer Pfeffer für Nelken, oder Linnen für Laken, und schenkt wohl ein Wirth Bier für Brantwein? Und die Kunstgärtner, die schon anfangen sich unter die Gelehrten zu zählen, die Bücher schreiben, von dem Ritter von Linnee, Miller, Münchhausen, Duroi und dergleichen sprechen, ja oft so dicke als der Kaiser von Fez und Marocco thun, und die sie besuchenden von oben herab als wie die Betteljungen ansehen, diese kennen nicht einmal dasjenige, womit sie handeln! Schämet euch, und verwirret in Zukunft mit eurem Quid pro quo die ohnehin schon weitläuftige und durch euch confus gemachte Wissenschaft nicht noch mehr. Wolt ihr etwas verkaufen, so lernet es vorher kennen. Bestrebet euch einem Miller, Ehret, Mawe, Abercrombie, Meader, Meese, Krause, Rammelt, Buek, und andern solchen Männern nachzufolgen, und eure Kunst nicht zu beschimpfen, sondern solche zu erweitern und zu zieren. Wolt ihr aber gemeine Kartoffel- und Petersiliengärtner bleiben, so laßt das Verkaufen ausländischer Sachen andern, die es besser verstehen, über, und erinnert euch des Sprichworts: Ne Sutor ultra crepidam.

8. Ich sahe im vorigen Sommer in einem Garten einige Fichten stehen, wel-

welche ungefähr ein Paar Klafter hoch von der Erde geköpft waren. Vermuthlich glaubte der Besitzer oder Gärtner, daß dieser Baum die Natur der Weißweide (Salix alba L.) habe, und je mehr er zerhauen werde, desto wakkerer er treiben solle. Er bedankte sich aber und starb. Hieraus kan man sehen, wie gut es wäre, wenn die Leute, welche die Natur verbessern wollen, solche zuvor kennen lernten.

9. Ich sahe ferner, daß man eine neulich angelegte Landstraße mit Bäumen zieren wolte, und in dieser Absicht auf beiden Seiten fingersdicke, zwanzig Fuß hohe, bis an den Gipfel aufgeschneitelte Birken pflanzte, und solche, ohne anzubinden, sich selbst überließ. Was war natürlicher als daß, wenn diese Bäume Laub bekamen, das Gewicht ihrer Krone solche bis an die Erde biegte, und sie zwang einen halben Zirkel zu machen, und da viele davon sich nach der Straße zu krümmten, daß diese meist alle schon verdorben waren? Schöne Bäume, welche gut gewachsen sind, und in gerader Linie die Wege bekleiden, geben sonst einem Reisenden einen guten Begrif von der Landespolicey. Diese aber sagten mir etwas ganz anderes!

10. So vielerlei Gärten wir auch in Deutschland haben, so fehlet uns doch noch eine Art derselben. Ein Garten, der, wenn er auch nicht der schönste, doch gewiß einer der nützlichsten ist, und vor vielen andern den Vorzug verdienet. Ich meine den patriotischen, oder einen solchen, der nichts anders als die Pflanzen des Vaterlandes enthält. Ein Garten, der alle vegetabilischen Bürger, die das Land auf seinen Bergen, Aeckern, in seinen Wäldern, Wiesen, Sümpfen, Seen, u. s. w. zerstreuet und entfernet hervorbringt, zusammen auf einem kleinen Fleck faßt. Müßte ein solcher Garten nicht etwas herrliches seyn? Welch ein prächtiges Schauspiel, alle die so verschiedenen Pflanzen des Staats in einem Augenblicke übersehen zu können! Die ganze Flora eines Landes, nicht in trocknen Beschreibungen, nicht in künstlichen Figuren, sondern in Natura! Und welch ein Nutzen für den Botanisten, den Oekonomen, den Menschen- und Vieharzt, den Apotheker, den Künstler, den Manufacturisten, den Kaufmann, den Gärtner, den Förster, kurz, für alle die mit Landespflanzen zu thun haben, selbst die Hausmutter und das Küchenmädchen nicht ausgenommen, würde eine solche Anlage nicht haben! Die Pflanzen, mit denen wir täglich umgehen müssen, deren Kenntniß uns schon so unzähliche mal genutzt, so wie auf der andern Seite Unwissenheit, Verwechselung, u. s. w. manchem den größten Schaden, ja nicht selten den Tod verursachten; Pflanzen, davon wir Wohnung, Hausgeräthe, Wärme, Nahrung, und tausend andere Nothwendigkeiten mehr, ohne die wir keinen Tag leben können, haben, diese nach ihren wahren Namen, Eigenschaften u. s. w. sich in kurzer Zeit bekannt machen, solte dieses nicht besser seyn als

das

das Angaffen einer Musa, einer Dattelpalme, eines Coffebaums, einer Fackeldistel, einer Euphorbie, eines Drachenbaumes, einer Aloe, einer Mimosa, und hundert anderer ausländischer Sachen, denen man fast das ganze Jahr einheizen muß, und die (gleich den französischen Pächtern in Deutschland) unsere eingebornen Deutschen verzehren helfen? Solte ein Garten, der ungefehr so angelegt würde, wie derjenige, welchen Virgil beschreibt:

> Hortus erat, junctus casulæ, quem vimina pauca
> Et calamo redimita levi munibat arundo:
> Exiguus spatio, variis sed fertilis herbis:
> Nil illi deerat quod pauperis exigit usus. u. s. w.

solte der in Deutschland nicht besser aussehen, als das größte Gewächshaus, oder die geschornen und kahlen Heimbüchenhecken? — Aber welche Unkosten würde ein solcher Garten verursachen? — Die wenigsten von allen! Gewächs- und Treibhäuser, Mistbeete, Töpfe, und fast aller Dünger, fallen hier weg. Ein Paar Morgen Land, dabei etwas Wasser ist, eine Hecke von Hülsen darum, ein kleines Wohnhaus, die Besoldung eines Botanisten, und eines Taglöhners, etwas zu Instrumenten, Postporto und einigen Büchern, ist alles was dazu gehört! Also für einen Landesherrn eine Kleinigkeit, und nur ein geringer Theil der Unkosten die zuweilen ein einiges Feuerwerk, ein Ball, eine Masquerade, oder eine Oper von einigen Stunden, ja oft ein anderes noch kürzeres Vergnügen macht! —

Aber für diesmal genug hievon. Die Jahrszeit befiehlet mir die künstlichen Gärten zu verlassen und wieder einen Sommer die Schönheiten im Garten der Natur zu genießen. Mein bester Leser lebe indessen wohl!

> Vive, vale, si quid novisti rectius istis,
> Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Herrenhausen. 1782. F. Ehrhart.

Wie fettige Glasbouteillen schnell und ohne große Mühe gesäubert werden können.

Bei großen Partheien ist die Auskochung mit Asche und etwas Kalk das beste Mittel. Im kleinen aber kan eine im innern mit Oel beschmuzte Glasbouteille mit einem in kleine Stückgen zerflockten Bogen Löschpapier und etwas wenigem Wasser, so, daß nur daraus eine dünne breiigte Masse wird, durch bloßes schütteln gereinigt werden.

Der breiigte Stoff des Löschpapiers schluckt alle Fettigkeit vom Glase in sich und vereinigt sie mit dem Wasser, so, daß gleich hernach das Glas mit bloßem Wasser völlig gesäubert werden kan.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 3ten Mai 1782.

Einige besondere Anmerkungen über das Klima, den Boden, die Produkte, u. s. w. von Lappland.

Aus einer Nachricht des Herrn von Juterbog. *)

Lappland, das die dortigen Eingebornen Samaŏdna, oder Sameladde nennen, wird in das schwedische, dänische und russische Lappland eingetheilt. Es ist 480 Meilen (leagues) lang, und beinahe eben so breit, hat aber so wenig Einwohner, daß die Volksmenge in der kleinsten und am wenigsten bevölkerten Provinz Frankreichs weit größer ist, wie in diesem großen und weitläuftigen Gebiete.

Zu verwundern braucht man sich indessen auch gar nicht darüber, daß auswärtige Nationen nicht sind gereizt worden, Kolonien nach einem Lande zu schicken, wovon ein Theil jenseits des Nordzirkels liegt, der seinen Bewohnern keinen andern Unterhalt verschaffet als Fische und wilde Thiere, dessen öde Wüsteneien niemals von dem Gesange der Nachtigal oder der Lerche wiedertönen, und wo das Auge statt einer angenehmen Abwechselung von grünen mit Buschwerk und Bäumen bekleideten Anhöhen, blumenreichen Wiesen und Thälern, nichts wie steile bis an die Wolken reichende Berge siehet, die mit ewigem Schnee bedecket sind, und große Moräste, in denen hin und wieder eine halb verwelkte Schilfsprosse kümmerlich hervorkeimt, oder verdorretes Riedgras stehet.

In einigen bergigten Gegenden dieser Eisregion findet man bis auf den Grund gefrorne Landseen und Flüsse, auf denen man in Schlitten fährt, wenn die Sonne gleich schon zehn Stunden über dem Horizont gestanden, und zuweilen thauen sie in vielen Jahren gar nicht auf.

In andern Distrikten ist dagegen die Sommerhitze so stark, und komt so mit einem male, daß man in den stehenden Seen, auf denen man noch Tages vorher im Schlitten fuhr, am folgenden Morgen nicht mehr die ge-

Mm ringste

*) Aus dem Gentleman's Magazine übersetzt.

ringste Spur von Eise antrift. Ganze Gegenden, die kürzlich noch mit Eise und Schnee bedeckt waren, haben sich nun plötzlich in ein grünes Gewand gekleidet, und Korn, das in andern Ländern erst in vier Monaten reif wird, braucht hier nur sechs, sieben, acht oder zum allerhöchsten neun Wochen bis zu seiner völligen Reife. Alle Arten von Vegetabilien verdorren und verwelken hier eben so geschwind wieder, so geschwind sie ihr völliges Wachsthum erreicht haben.

Diese außerordentliche heftige Hitze erzeugt unglaublich große Schwärme verschiedener Mückenarten, die recht beschwerlich, und oft so zahlreich sind, daß sie die Sonne als Wolken verfinstern können.

Die Oberfläche dieses Landes bestehet aus sehr hohen steilen Bergen, deren Anblick Furcht und Schrecken einjagt; weiten unabsehbaren mit Moos bedeckten Heiden, stehenden Seen, Morästen, Flüssen, und aus einer nicht unbeträchtlichen Anzahl fruchtbarer Felder und Wiesen.

Es scheint, als habe die gütige Natur die Berge hier deswegen so hoch aufgeführt, um dadurch die Wuth der Stürme und Wirbelwinde in etwas zu brechen, die in Lappland so heftig und häufig sind: der Erzählung aber, mit der man sich schleppt, daß dort oft ein Sturmwind Menschen und Rennthiere mit sich fortreißen und auf die Berge niedersetzen soll, ist kein Glauben beizumessen, und es gehört selbige in das Reich der Fabeln.

Das Moos auf den Heiden ist das gewöhnliche Futter der Rennthiere. (Renar). Diese Thiere bedürfen unter allen zahmen Thieren der wenigsten Wartung, und schaffen doch ihren Eigenthümern den größten Nutzen. Sie ernähren und versorgen sich selbst. Wenn man ganze Tage mit ihnen gefahren, so hat man auf seinen Reisen weiter keine Mühe, als daß man sie entweder los läßt, oder an einen Baum bindet, wo sie nicht viel mehr zu fressen scheinen, als man in den Händen halten könte. Die Lappen dürfen nur ihre Heerde hüten, daß sie nicht wegkomme, oder von reißenden Thieren zerstreuet werde, womit sie, ihrer Meinung nach, insonderheit des Sommers, genug zu thun haben. Ställe brauchen sie nicht für sie zu bauen, weil sie sich am besten unter freiem Himmel befinden; und so lange keine reißende Thiere zu befürchten sind, wornach sich die Lappen allezeit erkundigen, läßt man sie los in den Wäldern gehen. Sonst muß allezeit jemand bei ihnen seyn.

Die Rennthiere sind einem Hirsch am ähnlichsten, nur daß der Kopf etwas niederhängt, und die Hörner vorwärts gehen. An der Stirn, beim Anfang der großen Hörner, sind noch kleine Aeste herausgewachsen, so, daß es das Ansehn hat, als wenn ein Rennthier vier Hörner hätte. Es giebt wilde und zahme; jene sind größer als diese, und werden von den Lappen gejagt; die zahmen sind sehr artige und reine Thiere, und bringen großen Vortheil.

theil. Sie sind des Lappen Acker und Wiese, seine Pferde und Kühe. Er braucht sie des Winters zum Fahren, wie unten erzählt werden soll; ihr Fleisch, welches er entweder frisch oder gedörret ißt, ist seine vornehmste Speise, und mit ihren Fellen kleidet er sich vom Kopf bis auf die Füße, und tauscht sich dafür Sommerkleider und Gezelte ein, die er anstatt des Hauses gebraucht. Von ihnen hat er sein Bette, auch Winters und Sommers fette Milch und wohlschmekkende Käse; von ihren Sehnen hat er Zwirn, und von ihren Knochen und Hörnern macht der abgöttische Lappe Opfer für seine Götzen. Kurz, die Rennthiere sind sein Alles; verliert er dieselben, so verliert er seine Wohlfahrt.

So lange er Rennthiere hat, frägt er nicht groß nach Fischen, noch andern Nahrungsmitteln und Handarbeit, weil man selten andere fischen und schießen sieht, als die arm an Rennthieren sind. Mancher hat über tausend Stück; er kennet sie aber alle. Er theilet sie in gewisse Klassen, und jede hat ihre besondern Namen. **Ren** ist kein lappisches Wort, sondern die Renen oder Rennthiere heißen überhaupt bei den Lappen Pälso, und die ganze Heerde Aelo. Ein jeder bezeichnet die seinigen mit einem gewissen Merkzeichen an den Ohren.

Die Wiesen dienen dem Vieh der schwedischen Kolonien zur Weide: und in den Thälern, wie auch an den Ufern der Seen und Flüsse, wachsen Fichten, Tannen, Weiden, Wacholderstauden, Birken und weiße Pappelbäume, Espen, Erlen und anderes Gehölz.

Außerdem giebt es dort noch Bäume, die verschiedene Arten guter, schmackhafter und nützlicher Beeren tragen, und die nur blos in diesen nördlichen Gegenden bekant sind.

Lappland hat also Pflanzen und Blumen, die ihm blos eigen sind, und wovon man in des Ritters von Linnee Werke, Flora Lapponica betitelt, eine genaue Beschreibung antrift.

An dem Fuße der Berge, die mit Eis bedeckt sind, wächst oft Gras, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn man das Wasser aus den Morästen und Sümpfen ableitete, und sie austrocknen ließe, man sie dadurch zu tragbarem Lande machen könte.

In einigen Distrikten, welche die Schweden artbar gemacht, und angebauet haben, wächst jetzt Rocken, welches man damals, wie Scheffer seine Beschreibung von Lappland drucken ließ, schlechterdings unmöglich hielt. Hier findet man wenig Stücke Land, die durch Menschen Hände ordentlich kultivirt und bepflanzet sind, aber es scheint, als habe die Natur an vielen Orten diese Mühe selbst übernommen, denn man erblickt an dem Fuße einiger Berge eine Menge Bäume, die in solcher Ordnung gewachsen sind, daß man sie nicht schicklicher und ordentlicher hätte pflanzen können.

Die Fichtenwälder verschaffen den Lappen und den Einwohnern von West-Bothnien mehr Nutzen, als die schön-

sten Baumgärten den Ländern, die mehr südlich liegen, verschaffen, denn sie bereiten sich aus den Fichtenrinden ihr Brod, und so schlecht und wenig nahrhaft auch dieses Nahrungsmittel zu seyn scheinet, so erhält es sie doch gesund und bei Kräften.

Leute, die Lappland kennen, und selbst da gewesen sind, widersprechen der gemeinen Meinung, daß man im Sommer in diesem Lande nicht reisen könne; sie versichern uns im Gegentheil, die Wege zwischen den Hügeln wären breit genug, und für Reisende sehr bequem; aber das ist doch gewiß, daß, wenn man hier große Reisen machen will, man ein kleines leichtes Bot mit nehmen muß, um damit über die Flüsse und Landseen zu stechen.

Diese Böte sind von ganz dünnen Brettern gemacht, artig zusammen gefügt, und mit Wurzeln von Bäumen, oder Schnüren von Hanf zusammen gebunden, aber dichter als die, so mit Nägeln gemacht sind. Sie sind auch so leicht, daß der Lappe sie mit Rudern, allem was dazu gehört, und seinem Proviantsack auf den Nacken nimt, und hinträgt, wohin er will. Er weiß sich damit in starken Wasserfällen in größter Geschwindigkeit zwischen den Steinen herumzuwenden, und waget sich damit in bekante und unbekante Wasserfälle, wenn sie nur nicht gar zu groß sind. Kömmt er großen Wasserfällen entgegen, so nimt er sein Schif auf den Rücken, und wandert zu Lande so lange fort, bis er wieder stilles Wasser findet.

In den nördlichen Lappmarken, gebraucht man größere Böte, welche vier, fünf, und mehr Klafter lang sind; diese ziehen sie entweder mit Seilen gegen die Wasserfälle hinauf, oder es steht einer vorn und einer hinten darin, und schieben sie mit Stangen hinauf. Das herunterfahren wird ihnen leicht.

Die Schweden, die Herrn vom größten Theile von Lappland sind, rühmen ganz außerordentlich die herrlichen Prospekte, die dieses Land dem menschlichen Auge darbietet. Hier erblickt man, sagen sie, mit Schnee und Eis inkrustirte Berge, mit Moos bedeckte Hügel, mit Inseln besetzte Seen, schlängelnde Bäche und Flüsse, Wasserfälle, weite unabsehbare Ebenen und Hölzungen, so, daß man schwerlich in andern Ländern dergleichen herrlichen schönen und abwechselnden Anblick haben würde. Aber ich glaube, man kan mit Recht hierauf eben das antworten, was Herr **Maupertuis** darüber gesagt hat; **daß nemlich einige Gegenden in diesem Lande recht artig und reitzend seyn würden, wenn sie nur nicht in Lappland belegen wären.** Ueberhaupt vergrößern die schwedischen Schriftsteller alles sehr, wenn sie von diesem Lande reden. **Olaus Rudbeck** zum Beispiel geht so weit, daß er kühn behauptet, man könne füglich einige Distrikte Lapplands ihrer herrlichen Lage und natürlichen Reitze wegen für ein irdisches Paradies halten.

Das ist indessen gar keinem Zweifel

sel unterworfen, daß die Lappen so sehr Patrioten, und so ganz von ihrer vollkommenen Glückseligkeit, die ihnen ihr Wohnsitz gewähret, überzeugt sind, daß sie fest glauben, es könne in der ganzen Welt unmöglich ein herrlicheres und angenehmeres Land gefunden werden, wie das ihrige.

Lappland hat verschiedene Blei- Eisen- und Kupfergruben; und ein Bergwerk, dessen Erz eine Mischung von Gold und Silber ist. Verschiedene andere Erzgruben hat man über das noch entdecket, aber in vielen wird bis jetzt noch nicht gearbeitet, sondern sie sind noch ungeöffnet geblieben.

Man findet hier auch die größesten schönsten Bergkristalle, und Scheffer erzählt uns, die Lappen hätten sie ehedem zu Flintensteinen auf ihre Schießgewehre gebraucht.

Purpurfarbige Ametphiste, Topase, Magnetsteine, Queksilber, rothen Zinober, und andere nützliche Mineralien, trift man dort auch an, jedoch in nicht sehr beträchtlicher Menge.

Lapplands Handel bestehet vorzüglich in Pelzwerk und Häuten. Das Elendthier ist hier, so wie in den daran gränzenden Ländern, das vornehmste Wild. Diese Thiere werden in Fallen gefangen, welche die Schweden Lée nennen, und die aus einer Art aufgespannten Springfeder bestehen, welche von selbst losgehet, so bald das Elendthier darauf komt, und dem Thiere einen eisernen Spieß in den Bauch stoßt. Auch fängt man sie in besonders dazu gemachten Gruben, deren Oefnung man mit Reisern und Moos bedecket.

Die Bären werden in einigen Gegenden auf eben die Art, wie die Elendthiere gefangen, aber gewöhnlich pflegt man sie doch zu schießen, wenn sie eben im Begrif sind das ihnen hingelegte Aas wegzuschleppen. Etwas gefährlich bleibt diese letzte Methode allemal, denn trift der Jäger nicht, so fällt das Thier gleich ganz wüthend über ihn her, und deswegen sind ihre Flinten auch immer mit einem Bajonet versehen, um sich in solchem Falle damit zu wehren.

Die Lappen haben ein besonderes Lied, welches sie singen, so oft sie einen Bären erlegt haben. Es fängt mit einer Freudenbezeigung darüber an, daß sie den Bären gefunden haben, sie danken ihm, daß er ihnen nun kein Leid mehr zufügen kan, und das Lied endiget sich mit Danksagungen an die Gottheit, daß sie zum Nutzen der Menschen Thiere geschaffen, und dem Menschen die Geschicklichkeit und Stärke verliehen hat, sie zu erlegen.

Es ist unter den Lappen durch eine Gewohnheit allgemein hergebracht, daß derjenige, der einen Bären getödtet hat, binnen drei Tagen nach dieser Heldenthat nicht bei seiner Frau schläft.

Wölfe sind hier in sehr zahlreicher Menge, und es richten selbige unter den Elendthieren und Rennthieren die traurigsten Verwüstungen an. Wenn der Wolf sich durch die Verfolgung eines Elendthiers ganz erschöpft und abgemattet hat, so legt er sich nieder,

um sich erst wieder ein wenig zu erholen und auszuruhen, das Elendthier thut ein gleiches; aber der Wolf erholt sich bald wieder, und setzt seine Verfolgung von neuem fort; dem Elendthiere hingegen werden durch das Ausruhen seine Glieder und Sehnen so steif, daß es nun bei weitem nicht mehr so schnell fliehen kan, wie vorher; und daher fehlt es denn auch niemals, daß das langsamere Thier dem geschwindern zur Beute wird.

Weiße, rothe und schwarze Füchse trift man in Lappland auch an. Imgleichen findet man hier Biber, die sich eben solche Wohnungen bauen, wie die Biber in Canada. Oft bauen sie ihre Häuser vier Stockwerk hoch, und ob sie selbige gleich aus rauhen unförmlichen Steinen errichten, die Menschenhände zu nichts würden gebrauchen können, so bauen sie sie doch so dauerhaft, und versehen sie oben mit einem so guten und festen Gewölbe, daß sie zum wenigsten hundert Jahr stehen können. So wie das Wasser steigt, beziehen auch die Biber immer eine höhere Etage, so daß ihre Wohnung allemal der Oberfläche des Wassers gleich ist.

Hermeline und Eichhörnchen erlegen die Lappen, damit sie die Felle dieser Thiere nicht verletzen, mit Pfeilen ohne Spitzen, und man sagt, daß sie hierin so geschickt sind, daß sie sie allemal an den Kopf treffen.

Hasen, Ottern, Vielfraße, Marder und Rennthiere sind hier in großer Menge vorhanden, und der Vortheil der aus dem Handel mit den Fellen dieser Thiere gezogen wird, ist sehr beträchtlich.

Die stehenden Seen in Lappland sind sehr groß; einige sind sechszig Meilen (leagues) lang und voll von Inseln. Es liefern diese Seen und Flüsse den Einwohnern eine Menge Lachse, Hechte, Schleie, Barse, Schmerlen und noch verschiedene andere Arten Fische.

Die Schweden behaupten, in einigen Flüssen von Lappland würden Perlen gefunden, die die schönsten in der Welt wären.

An Wassergeflügel, Schwänen, Falken, wilden Gänsen, wilden Enten, Auerhähnen, einigen Arten Hasel- und Birkhünern ist hier auch kein Mangel.

Im Grunde hat Lappland Vorzüge, wodurch es seine Bewohner wegen der Unbequemlichkeiten, denen sie ausgesetzt sind, wiederum schadlos hält.

Wenn es gleich einen Theil des Jahrs dort beständig Nacht ist, so ist es dafür auch wieder eine gewisse Zeit im Jahr in eins fort Tag. Ihre lange Nacht ist auch nicht stockfinster, denn der Mond und die Sterne machen sie hinlänglich helle. Dazu komt noch, daß hier viel öftere und hellere Nordscheine sind, wie in den südlichen Ländern, deren Glanz sehr oft bei den Lappen die Stelle der Sonne vertrit. Erst vier oder fünf Stunden vor Sonnen Aufgang fängt es an demmerig zu werden, (wenn selbst die Sonne nur eine kurze Zeit über dem Horizont bleibt,) und eben so lange

dauert die Demmerung nach Sonnen-Untergange.

So außerordentlich kalt und strenge auch hier die Winter sind, so hat doch dagegen die Natur die Einwohner hinlänglich mit Pelzwerk versehen, in das sie sich hüllen, und der strengsten Kälte Troß bieten können.

Man hört auch selten, daß dort jemand erfriert, ob sich gleich oft Leute in den Hölzungen verirren, und so von Hunger und langem Herumschweifen erschöpft und entkräftet werden, daß sie nicht wieder nach Hause zu kommen vermögen.

Der außerordentlich viele Schnee, der hier alle Jahr häufig fällt, und den man vielleicht mit Recht zu den Landesunbequemlichkeiten rechnen könte, ist für die Lappen ein wahrer Vortheil. Sie haben nemlich selbigem die besten Landstraßen und Wege in der Welt zu verdanken, denn in ihren mit Rennthieren bespannten Schlitten, oder mit ihren Schneeschuhen, fliegen sie so zu sagen mit solcher Schnelligkeit über der Oberfläche des Schnees weg, daß sie öfters Wölfe im Laufe einholen, und selbige todt schlagen.

Diese Schlitten sind fast wie kleine Böte rund gebauet, haben statt der Balken einen breiten Kiel, und sind so dicht, daß kein Wasser hinein dringen kan. Hinter dem Rücken hat man allezeit eine Lehne, und man sitzt darin fest geschnürt, und vor der Kälte wohl verwahrt.

Die Rennthiere, insonderheit die von der wilden Art, reißen ein solches Fahrzeug mit unglaublicher Geschwindigkeit fort, so, daß man wie ein Vogel durch den Wald über Berg und Thal davon fährt.

Leem versichert, in sechs Stunden acht norwegische Meilen, die ungleich größer sind, als die deutschen, mit Rennthieren zurückgelegt zu haben.

Das Rennthier wird mit einem breiten Gurt von Tuch geziert, der mit Zinn gestickt, und ihm über den Rücken gebunden ist. Das Gebiß ist von dickem Leder, woran der Zaum fest angemacht ist, und um den Kopf und Hals sitzt. An den Halsriemen ist ein Zugriemen geknüpft, der dem Rennthier unter dem Bauch durch bis vorn an den Schlitten geht, wo er an einer ledernen Schlinge fest gemacht ist, und die Stelle der Deichsel und Stangen vertrit. Der Zaum wird an der linken Seite des Rennthiers fest gebunden, hernach demselben über den Rücken zur rechten geworfen, und mit demselben wird es regiert. Bei Sommerszeit taugen zwar die Rennthiere nicht zum reiten, aber der Lappe behilft sich doch mit ihnen, seine Sachen von einem Ort zum andern fortzubringen, da er sie auf verschiedene Art mit Bürden zu beladen weiß.

Die Schnee- oder Schrittschuh hat der Lappe mit den Nord- und Finnländern gemein. Sie bestehen in einem Brett, das drei bis vier Ellen lang, etwa einen halben Fuß breit, und vorn krumm gebogen und spitzig ist. Ein solches Brett binden sie unter jeden Fuß, und haben dabei Stöcke, die

die unten mit kleinen Nägeln versehen sind, damit sie den Schnee nicht durchstoßen, in den Händen.

Die Mücken und Insekten schwärmen vorzüglich nur in den Hölzungen und auf unangebaueten wüsten Plätzen umher, und scheinen so zu sagen eine Strafe der Faulheit zu seyn, von der sich die Einwohner, wenn sie wolten, leicht befreien könten.

Suchte man das Land, welches einer Kultur fähig wäre, aus, bestellte es sorgfältig, und besäete es mit solchen Getreidearten, die dem dortigen Klima angemessen sind; man würde hier alsdenn gewißlich eben so fruchtbare und reichliche Ernten haben, wie in jedem andern Lande.

Vielleicht brauchte man auch die Getreideart, von der hier die Rede ist, nicht erst weit zu suchen; es könte ja leicht seyn, daß eine dort einheimische Pflanze, wenn selbige mit Fleiß angebauet und dadurch veredelt würde, hierzu tauglich und gut wäre. Denn alle unsere Korn- und Getreidearten, waren doch wohl anfänglich ganz gewiß nicht von der Güte, Qualität und Vollkommenheit, zu der sie jetzt durch menschlichen Fleiß und Sorgfalt gediehen sind.

Der Schluß folgt künftig.

Aufgabe.

Ich habe oft mit Schmerz und Mitleiden wahrgenommen, daß Kinder armer Leute auf dem Lande an der unglücklichen Heilungsart der so gewöhnlichen ausgeschlagenen Köpfe, oder des so genannten Schorfes, zu Zeiten Leben und Gesundheit verloren haben. Aerzte können es am besten bezeugen, wie viel unglückliche Folgen oftmals aus dieser Verwarlosung für die ganze Lebenszeit eines Menschen entstanden sind. Die auf dem Lande gewöhnliche Heilungsart des so genannten bösen Schorfes durch Pechhauben, ist für Kinder besonders eine wahre Tortur, und gleichwohl, nach der allgemeinen Meinung, das einzige Befreiungsmittel von diesem traurigen Uebel. Wie viele Thränen würde also nicht der menschenfreundliche Arzt Kindern ersparen, und wie viel Pflanzen des Staats vom Verderben retten, der in diesen Blättern das Verhalten und die Heilungsmittel berichtigte, die Landleute zu wählen haben, welche des Glücks und der Mittel beraubt sind, zu geschickten Aerzten in dergleichen Fällen, ihre Zuflucht zu nehmen.

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 6ten Mai 1782.

Einige besondere Anmerkungen über das Klima, den Boden, die Produkte, u. s. w. von Lappland.

(Schluß.)

Zu welcher Zeit Lappland zuerst mit Einwohnern besetzt worden, läßt sich eben so schwer sagen, als es mit einiger Gewißheit zu berichten steht, woher das Volk gekommen, welches diese Gegenden jetzt bewohnt.

Daß die Lappen vor Zeiten ein Volk mit den Finnen gewesen, scheint unwidersprechlich zu seyn; und vielleicht haben sie sich damals von einander geschieden, als die letzten angefangen, ihre vorige Lebensart zu verlassen, sich ordentliche Häuser zu bauen, und den Ackerbau zu treiben.

Aus der vermeinten Uebereinstimmung der lappischen Sprache mit der hebräischen, aus der Art sich zu kleiden, der Feierung des Sonnabends und verschiedenen anderen Stücken, wollen einige beweisen, daß die Lappen von den zehn Stämmen der Kinder Israel herkämen.

Das Wort **Lappe** ist schwerlich aus ihrer Sprache; denn sie wissen nicht einmal, daß sie von den Schweden und andern Nationen so genannt werden, weil sie in ihrer eigenen Sprache, in der einfachen Zahl **Sabmoladzh**, und in der vielfachen **Sabme** oder **Same** heißen. Es muß also anfangs ein schwedischer oder finnischer Beiname gewesen seyn, der hernach bei andern Nationen in Gebrauch gekommen. Ob aber das Wort **Lapp** von dem finnischen **Läppu**; oder von dem schwedischen **Lapp**, welches einen Lappen bedeutet, den man auf die Kleider setzt; oder von **Lapp** und **Lopp**, Gift, Zauberwerk, oder von **Läppa**, wie man in den Nordlanden die Fledermäuse nennt; oder **Löpa**, laufen, herkomme, wird wohl unausgemacht bleiben. So viel ist unterdessen erweislich, daß dieser Name zwischen den Jahren 1077 und 1190 ihnen zuerst sey beigelegt worden.

Sie haben und gebrauchen ihre eigene Sprache, welche in der That ein Dialekt von der finnischen, aber mit andern Sprachen, insonderheit der schwedischen und norwegischen vermengt

mengt ist. Man hat jetzt Grammatiken, Lexica und andere Bücher in derselben. Sie hat aber wieder verschiedene Dialekte; ja, weil in Lappland so verschiedene Nationen, als Schweden, Lappen, Finnen, Dänen, Russen, Handel mit einander treiben, so haben sie fast in allen Lappmarken eine gewisse Sprache, deren sie sich überhaupt bedienen, und die sie als eine gemeinschaftliche Sprache alle verstehen.

Die Lappen sind zweierlei in Ansehung ihres Aufenthalts und ihrer Nahrung, nemlich Wald- und Berglappen; jene liegen größtentheils den Sommer über in den Wäldern, und haben nicht nöthig nach den Gebirgen zu ziehen, als diese. Die ersten haben ihre meiste Kost von Fischen und Vögeln, halten aber auch Kühe und Schafe, und die letzten haben ihren vornehmsten Unterhalt von Rennthieren.

Die Lappen sind insgemein für gute Bogenschützen gehalten worden, welchen Ruhm man auch einigen, sonderlich den Wald-Lappen nicht streitig machen kan. In den meisten Lappmarken pflegen viele die Bürger für Bezahlung nach den Jahrmärkten zu fahren, haben auch der Bürger Rennthiere den Sommer über bei sich, und warten ihrer gegen eine billige Vergeltung.

Der Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seinem Zelt und schläft, als daß er einige Arbeit vornehmen solte, insonderheit, wenn er anders leben kan; die aber in Armuth gerathen sind, hat die Noth arbeiten gelehrt; und an deren Exempel siehet man, daß diese Nation nicht so ungeschickt zu allerhand Arbeit sey. Sie wissen sich ganz artig und gut Böte und dergleichen Dinge zu bauen. Man hat gesehen, daß sie ihre Schlitten ganz artig mit Horn in allerhand Figuren ausgelegt haben. Kleine Kästchen, Schachteln und Körbe machen sie selbst. Ihre hölzerne Löffel und die sogenannten Runenstäbe oder Kalender, wie auch die Formen, worin sie ihr Zinnzeug gießen, nebst ihrem Schießgeräthe, Spielkarten und mehr dergleichen, machen sie selbst.

Die lappischen Weiber haben ein Horn, in welchem weite und enge Löcher sind, dadurch ziehen sie das Zinn ganz künstlich zu Fäden oder Drath, womit sie die Gürtel, Kleider und Schlittengeräthe aussticken. Sie wissen insgesamt allerlei Felle auf vielfache Art zu bereiten, und allerlei bei ihnen gebräuchliche Kleider zu nähen. Die Schnupftabacksdosen der Lappen von allerlei Gestalt und Geschick, sind auch bekant.

Der vorzüglichste Wohlstand der Lappen gründet sich auf ihre Rennthiere. Oft besitzt einer etliche tausend Stück, und in mancher Dorfschaft allein sollen an die 30,000 große und kleine zu finden seyn. Dieser Reichthum aber ist sehr mißlich, weil die Rennthiere theils den Nachstellungen der reißenden Thiere, theils vielen Krankheiten unterworfen sind, und

durch beide Ursachen häufig umkommen. Es giebt auch viele Lappen, die einige hundert Loth Silber an Gürteln, Ringen, Spangen, großen und kleinen Löffeln und Bechern besitzen. Nunmehr ist auch baar Geld bei ihnen überall im Gebrauch, da sie am liebsten holländische Reichsthaler haben wollen, und zwar insonderheit deswegen, weil die Norweger, mit denen sie des Sommers handeln, kein ander Geld von ihnen nehmen wollen.

Man weiß Lappen, die nach ihrem Tode außer 3000 Rennthieren, so viel baares Geld und Silberzeug nachgelassen, als ein Paar Kerls kaum haben forttragen können. Sie vergraben aber ihre Schätze häufig, die selten wieder gefunden werden.

Ihr übriges Vermögen besteht in Hausgeräthe, als Zelten, eisernen Töpfen, Kesseln von Messing und Kupfer, dicken Filzen und andern Kleidern und Bettzeug, schönen Schlitten und anderm Geräth zum Fahren, Aexten, Böten, und anderm Fischgeräth, u. s. w.

Da die Viehzucht das vornehmste Nahrungsmittel der Lappen ist, so müssen sie das Jahr über sehr oft den Ort ihres Aufenthalts verändern.

Denn so lange die Berg-Lappen des Winters unten in den Wäldern sind, wird man sie schwerlich einen halben Monat an einem Orte antreffen, und gegen den Frühling müssen die meisten mit ihrem ganzen Hause 20 bis 30 Meilen ins Gebirge gegen die norwegischen Gränzen bis an die Westseite reisen, wo sie bis zum Herbst bleiben, und alsdenn sich wieder vom Gebirge herunter begeben, weil sie sonst aus Holzmangel erfrieren, und ihre Rennthiere des unzulänglichen Mooßes wegen verhungern müßten. Hingegen halten sie sich des Sommers im Gebirge auf.

Ihre Zelte werden folgendergestalt gebauet. Sie richten Stangen in der Runde gegen einander auf, unten weit und oben schmal, fast in der Gestalt einer abgestutzten Pyramide, oder eines Zuckerhuts, dessen oberste Spitze abgeschlagen worden. Diese Stangen bedecken sie mit einer Art groben Tuchs, auf schwedisch *Walmar* genannt, oder mit Fichtenästen. In einer solchen Wohnung können bis 20 Personen Platz haben. Die Feuerstätte ist mitten im Zelt, um welche ein Haufen Steine gelegt wird, damit das Feuer sich nicht zu weit ausbreite. Der Rauch zieht durch ein bei der Zusammensetzung der Stangen offen gelassenes Rauchloch hinaus, das zugleich anstatt des Fensters dienet, und in welches ein Paar eiserne Ketten gehängt werden, die Haken an den Enden haben, woran die Kessel hangen, in denen das Essen gekocht, oder das Eis zum Trinken geschmolzen wird. Inwendig an den Wänden herum breiten sie ihre Kleider aus, damit kein kalter Wind hinein wehen könne. An den Seiten rund herum legen sie Birken- oder Tannenreiser, und Rennthierhäute oben darauf zum Sitzen. Sie brauchen weder Stühle noch Bänke, sondern sitzen lieber auf

der Erde. Um dieses Zelt herum haben sie ihre Speisekammern und Behältnisse, die auf Pfosten, oder bloßen Klötzen stehen, und fast ein solches Ansehn haben wie unsere Taubenhäuser, welche auf Pfähle gebauet sind. Auf solche Weise kan kein Thier dazu kommen. Wenn es einigermaaßen möglich ist, so setzen sie ihre Zelte an solche Oerter, wo sie dürre Fichten finden, deren sie sich zum Brennholz bedienen können; im Herbst und Frühling aber müssen sie mit Birkenreisern zum Brennen vorlieb nehmen.

Die eigentliche Speise der Lappen bestehet im Fleisch der Rennthiere; von Weitzen, Rocken, Gerste und anderm Getreide wissen sie nichts, außer dem wenigen, welches sie bei den Bürgern und auf den Dörfern kaufen. Weil sie aber außer dem Fleisch, noch andere Eßwaaren von den Rennthieren haben, nemlich Milch, Käse, 2c. so muß man einen Unterschied machen unter den Eßwaaren, die sie des Sommers, und denjenigen, die sie des Winters gebrauchen. Der Berg-Lappen Sommeressen ist fürnemlich Milch, von welcher und von den daraus verfertigten Käsen sie einen guten Theil auf den Winter aufheben, auch allerlei Beeren und Kräuter hinein thun. Im September, ehe es rauh Wetter wird, schlachten sie alle ihre Rennochsen, die sie das Jahr über in der Haushaltung zu brauchen denken; und von den übrigen Rennthieren schlachten sie nach Weihnachten, da sie am fettesten sind, auch nachgerade einige zum Unterhalt.

Die Reichen und Wohlhabenden kaufen sich des Sommers zuweilen Kühe und Schafe in Norwegen, melken dieselben, und schlachten sie alsdann gegen den Winter. Bären- und Biberfleisch, See- und Waldvögel genießen sie auch. Die Bettel-Lappen, die sich auf den Dörfern aufhalten, essen auch wohl das Fleisch von Hunden, Wölfen, Füchsen, Pferden, u. s. w. Der Fischer-Lappe ißt seine Fische, die er auf vielerlei Art zubereitet; und diejenigen, welche Rennthiere haben, pflegen an Feiertagen Fleisch und Fisch zusammen zu kochen.

Das Salz kaufen sie des Sommers von den Norwegern, und des Winters von den Bürgern.

Der Taback ist bei ihnen stark im Gebrauch, aber theuer.

Mit dem Kochwerk dürfen sich die Weiber nicht beschäftigen, sondern es wird vom Hauswirth besorgt, der auch wohl seinen Knecht dabei stellet. Das Gebet vor und nach dem Essen wird so wenig versäumt, als das Geben der Hand, welches nach der Mahlzeit gewöhnlich ist.

Ihr Getränk bestehet hauptsächlich in Wasser, und können sie Brantewein bekommen, so thun sie sich was rechts damit zu gute.

Die Aeltern beschließen, wann und wen ihre Kinder heirathen sollen, sie mögen wollen oder nicht; und weil ihre Hauptabsicht gemeiniglich diese ist, daß ihre Kinder mögen reich und wohlhabend werden, so ist es in Lappland etwas seltenes, daß reiche und arme

arme mit einander verheirathet werden. Man höret nicht, daß sie in die Blutsverwandschaft und nahe Freundschaft heirathen solten; die Vielweiberei ist auch weder in den ältern noch neuern Zeiten bei ihnen gewöhnlich gewesen.

Wenn die Aeltern beschlossen haben, sich an einem gewissen Ort eine Schwiegertochter auszusuchen, so nehmen sie den Sohn, er mag wollen oder nicht, nebst einigen von ihren Verwandten mit sich, und begeben sich nach der Wohnung des künftigen Schwiegervaters, nehmen auch Brantewein mit, wenn anders welcher zu kriegen ist. Der Brantewein ist der erste und beste Redner: wird der angenommen, so ist Hofnung zur Heirath da; wird aber nichts aus derselben, so müssen des Mädchens Aeltern allen Brantewein bezahlen, der während der Freierei getrunken worden. Wird aber die Heirath genehm gehalten, so wird ein Vergleich getroffen, wie viel des Bräutigams Aeltern den Aeltern der Braut an Geld und Waaren entrichten, und was sie auch den nächsten Verwandten der Braut zum Geschenke geben sollen; hingegen müssen der Braut Aeltern die neu Verehlichten mit so vielem Hausrath und Rennthieren, außer ihrem Erbtheil, aussteuren, daß es in einige Vergleichung mit dem ersten kommen könne; und die beschenkten Verwandten müssen auch wieder etwas geben. Die Armen brauchen nicht so viel daran zu wenden, sondern ein jeder richtet sich nach seinem Vermögen.

Die Trauung geschiehet in den Kirchen, und die Bräute stellen sich dabei gemeiniglich sehr blöde, so daß man sie zuweilen mit Gewalt hervorziehen muß. Nach der Trauung begeben sie sich nach ihren Zelten, und schmausen mit einander, doch so, daß fast ein jeder seine Speisen mitbringt, welche aber bei dem Zurichten zusammen geschüttet werden.

Die Kinder werden von ihrer Geburt an sehr hart gewöhnet, und in den kleinen Wiegen, in welchen sie fest geschnüret sind, unter das Dach des Zelts in den Rauch gehänget, und, vermittelst zweier Schnüre, woran man ziehet, bisweilen hin und her gewieget. So bald sie ein wenig erwachsen sind, halten sie die Aeltern zu allerhand bei ihnen gebräuchlicher Arbeit an, schicken sie aber nicht gern in die Schule.

Von Gestalt sind die Lappen mehrentheils bräunlich und schwarz, welches theils von ihrer Unflätigkeit, theils daher komt, daß sie viel im Rauch und in der Luft sind.

Beiderlei Geschlechte haben kurze schwärzliche Haare, einen großen Mund, ein spitziges Kinn, eingefallene Backen, breite Angesichter, triefende Augen, und sind mehrentheils von mittelmäßiger Größe.

In der Kleidung wissen sie nichts von verschiedenen und vielerlei Moden, sondern brauchen dazu das grobe Tuch, **Walmar** genannt, und Pelzwerk. Das Unterkleid ist von Schaffellen, von denen die Wolle einwärts gekehrt

 ist,

ist, und es wird selbiges auf dem blos- sen Leibe getragen. Das Oberkleid ist entweder von Walmar, oder von Rennthierfellen.

Die Beinkleider gehen bis auf die Füße herab, und an diese schließen sich die Halbstiefeln. Die Kleidung der Frauenspersonen, ist von der männli- chen wenig unterschieden, nur etwas länger.

In ihrem täglichen Umgange und Ausführung, beobachten sie ihre Na- tionalsitten. Das Küssen bei der Be- grüssung, ist unter ihnen gewöhnlich. Im Handel und Wandel und bei ih- ren Geschenken sind sie sehr eigennüz- zig. Sie scheinen von Natur sehr kleinmüthig und verzagt zu seyn. Ihr Vaterland verlassen sie sehr ungerne, und können in andern Ländern nicht wohl dauern. Von Natur sind sie nicht so gar dumm und einfältig, als man gemeinet hat.

Alles was die Lappen von der Ge- schichte ihres Landes wissen, schränkt sich auf einige wenige dunkle und un- vollkommene Traditionen von Kriegen mit den Russen, u. s. w. ein, und es sind selbige nicht der Mühe werth, hier angeführt zu werden.

Ihre Meinung von Erschaffung der Welt ist gleichfalls verworren, dumm und lächerlich. Sie behaupten nem- lich, daß Gott bei der Schöpfung die Absicht gehabt, alle Bäume von Mark zu bilden, alle Seen statt des Wassers mit Milch anzufüllen, und alle Pflanzen mit den lieblichsten und schmackhaftesten Früchten zu schaffen; allein Perkel, (so nennen sie den bösen Geist,) sagen sie, widersetzte sich die- sem allen, und verhinderte, daß alle die Dinge nicht so gut wurden, wie es Gottes Absicht war.

Den Gott und Oberherrn über alle Dinge und der guten Naturen nennen sie Jubmel.

Thor oder Ajicke ist bei ihnen ein Gott, der gut und böse zugleich ist. Außer diesen und einigen andern Göttern, haben sie auch viele Halb- götter. Ihre Opferbühnen dienen ih- nen zu Altären, auf welchen sie insge- mein die Hörner und Knochen von ihren Rennthieren darbringen. Wenn sie so nahe kommen, daß sie den Platz, wo der Götze wohnt, sehen, nehmen sie ihre Mütze ab, bücken und krüm- men sich, und kriechen auf Händen und Füßen, bis an den Stein, wo sie ihr Opfer verrichten.

Ihre Zauberei ist beschrien genug; das Gerücht aber hat ihre Kunst grös- ser gemacht, als sie ist. Es legen sich sehr wenige darauf, und wenn auf ihre Bemühungen von ungefähr etwas be- sonders erfolget, so ist es eben so selt- sam und verwunderlich bei ihnen, als bei uns.

Sie glauben von den Zauberern, daß sie durch Besprechungen und an- dere Mittel jemanden wieder zu seiner Gesundheit helfen, das Gestolne wie- der schaffen, und jemanden beschädigen können.

Ihre Wahrsagertrommeln sind in aller Welt bekant; sie brauchen diesel- ben aber so heimlich, daß kaum ihre

eigenen Leute etwas davon wissen. Sie sollen dieselben als Orakel gebrauchen; indem sie, ihrer Meinung nach, vermittelst der darauf gemalten Figuren, erfahren können, was an entlegenen Orten sich zuträgt; ob ihnen ihre Bären- und andere Jagd wohl gelingen werde; woher gewisse Krankheiten entstanden, und wie sie zu heilen; wie und mit welchen Opfern sie zu gewissen Zeiten ihren Göttern am angenehmsten seyn können, u. s. w.

Von der Sündfluth haben sie folgende Tradition. Durch diese Fluth sagen sie, kamen alle Menschen um, außer nur ein Bruder mit seiner Schwester nicht, welche Gott beide unter die Arme faßte, und auf einen hohen Berg Passeware sezte. Wie die Fluth gänzlich wieder vorbei war, trennten sich Bruder und Schwester, um ausfindig zu machen, ob außer ihnen noch jemand dem Tode entronnen wäre. Nach drei Jahren kamen sie wieder zusammen, ohne jemand gefunden zu haben. Sie trennten sich zum zweiten male, und suchten vergeblich, und so auch zum dritten male, da sie sich denn endlich, wie sie sich einander wieder antrafen, und keinen Menschen gefunden hatten, mit einander vereinigten, und die neuen Stammältern des Menschengeschlechts wurden.

Die Tradition, die sie von ihrem Ursprunge haben, ist sehr lustig. Die Lappen und die Schweden, sagen sie, sind Abkömmlinge von zween Brüdern, die sich in Rücksicht auf Muth und Tapferkeit, einander gar nicht ähnlich waren. Eines Tages entstand ein heftiger Sturm. Der Stammvater der Schweden, kroch vor Angst ganz erschrocken unter ein Brett, und suchte da Schuz. Aus Mitleiden über ihn verwandelte Gott dieses Brett in ein Haus.

Der Stammvater der Lappen aber verbarg sich gar nicht, sondern bot dem wüthenden Ungewitter Troz, und seine Nachkommen lebten bis auf diesen Tag noch ohne Häuser und Obdach.

Diese Tradition ist deswegen äusserst lächerlich, weil es auf der ganzen Oberfläche der Erde keine feigere Memmen giebt, wie die Lappen.

Wie die Mäuse im Garten am leichtesten zu vertilgen sind.

Der Herr Superintendent Lüders in seinen nüzlichen Briefen über die Bestellung eines Küchengartens ꝛc. schlägt im 12ten Briefe, Theil 1. S. 381. und folg. dagegen ein Mittel vor, das mir nicht hat glücken wollen. Man soll diese Gartenfeinde schießen, und also vertreiben. Ich bin kurzsichtig und ein schlechter Schüze. Und wie viele haben in einem oder dem anderen Falle, oft in beiden Fällen ein ähnliches Schicksal mit mir! Vor diesen sind also die Mäuse sicher. Wenn aber auch ein Theil von ihnen durch dieses Mittel verderbet wird, so wird ein Theil nur dadurch erschrecket und scheu werden, und man wird dieses schädliche Ungezieser nicht, wie man wünschet, ganz ausgerottet sehen.

Ich bemerkte im vorigen Sommer auf

auf einem Beete, das mit Bohnen bepflanzet war, daß die Bohnen von Tage zu Tage dünner, und einige niedriger wurden. Dies erweckte bei mir den Verdacht, daß Erdratten vorhanden wären. Allein eine nähere Untersuchung, so wie der Unterricht aus den angeführten beliebten Gartenbriefen, überzeugten mich, daß es Mäuse seyn müßten. In dieser Meinung wurde ich noch mehr bestärket, da ich ein in der Nähe mit Wurzeln, Kohl und Salat besäetes Beet untersuchte, worauf die Spitzen an den zarten Salatblättern häufig angenaget waren. Ich legte einige zarte Blätter vor verschiedene Löcher, die ich in ihren Gängen gemacht hatte, und merkte mir diejenigen Oefnungen, vor welchen der Salat weggeholet wurde. Da ich so wenig, als ein Freund, den ich zu Hülfe rief, mit Schießen etwas ausrichten konte, (denn die Maus kam nicht weiter aus dem Loche hervor als mit ihrem Vordertheil; und so bald man die geringste Bewegung machte, ging sie mit der größten Geschwindigkeit zurück,) so verfiel ich auf ein anderes Mittel, nemlich die zarten Salatpflanzen, welches eine Leckerspeise für sie zu seyn schien, zu vergiften. Ich feuchtete also einige Blätter mit Wasser an, tauchte sie tüchtig in Arsenikum, und legte sie dahin, wo die vorigen waren weggeholet worden. Eben so geschwind waren diese vergifteten weg. Ich wiederholte es so oft ein Blat hinzulegen, bis keines mehr abgeholet wurde. Vermuthlich brachte die alte Maus, welche einige mal wieder kam, die zarten vergifteten Blätter ihren Jungen zu, und tödtete also nicht allein sich selbst, sondern auch diese. Die Blätter, welche vor den Löchern liegen blieben, steckte ich tief genug da hinein, und verscharrete darauf das Loch. Ich hatte hierauf das Vergnügen zu bemerken, daß das, was auf meinem Bohnenfelde noch war, unversehrt blieb; und litt keinen sonderlichen Schaden, da aus Versehen im Frühjahr etwas zu reichlich gepflanzet worden war. Von den Mäusen fand man weiter nicht die geringste Spur.

Dieses Mittel ist sehr leicht, und kan keinen Schaden thun, gleich wie die vergifteten Würfeln von Brod oder Fleisch, welche für Katzen und Hunde so gefährlich sind. In einigen Stunden sind Alte und Junge getödtet: und wenn man die darauf folgenden Tage wieder welche merkt, so kan man das Mittel von neuem gebrauchen, und wird eben den guten Erfolg spüren, weil dadurch kein Schrecken unter dem Mäuseheere verursacht wird, wie bei dem Schiessen. Um aber allem Schaden vorzubeugen, thut man wohl, daß man etwa nur eine Stunde oder eine halbe Stunde fleißig auf die Löcher merket, wo die vergifteten Blätter hingelegt sind, und wenn nichts mehr abgeholt wird, das Loch mit dem Blatte verscharret, damit auch kein Huhn komme und daran fresse.

S. S.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 10ten Mai 1782.

Wahrheit und Lügen. — Ein allegorischer Traum. *)

Gestern Abend saß ich im Lehnstuhle voll melancholischer Grillen, dachte über das, was ich in der Welt erfahren hatte, nach, seufzte über gewisse Uebel, die ich nicht entfernen, und sondirte gewisse Wunden, die ich nicht heilen kan, — giebts doch allenthalben zerbrochene Töpfe, dacht ich, — und stellte durch diesen Gedanken einigermaaßen die Ruhe in meinen hochschwellenden Adern wieder her; trank ein Glas Wasser, lehnte den Kopf in den rechten Winkel des Sessels und schlief ein, — nun wandelte meine Seele in dem Gebiete der Ideen links und rechts umher und meine Vernunft überließ bald ihren Commandostab den Händen der Phantasie, — auf einmal befand ich mich in einer schönen und weiten Ebene; hier erblickte ich, in einer ziemlichen Entfernung, zwo in Schlachtordnung gestellte Armeen, die im Begrif waren handgemein zu werden, — ich war unschlüssig, ob ich mich dem Schlachtfelde nähern, oder einen sichern Zufluchtsort suchen solte, als eine himmlische Gestalt, mit gefälligen Blicken mir erschien und mich mit diesen Worten anredete: Bruder, ich lese Ungewißheit und Zweifel in deinen Augen, ich bin ein Genius und gekommen deine Furcht, so wie deine Unwissenheit, durch meinen Unterricht zu entfernen, — wisse denn, diese Ebene, die du vor dir siehst, ist der Fleck, worauf das Schicksal der Menschen zwischen den beiden eifersüchtigen Mächten, **Wahrheit** und **Lüge**, welche schon lange um die Herrschaft in der Welt gestritten haben, entschieden werden soll; besteig mit mir jene Anhöhe von der du sicher der Schlacht zusehen kanst, — ich gehorchte und folgte meinem himmlischen Führer und stand nun auf der Anhöhe, welche über dem Schlachtfelde hing, von der ich jede Anordnung und Bewegung beider Feinde bemerkte. —

Die Armee der **Wahrheit** ward durch die berühmten Feldherrn, **Verdienst**, **Gelehrsamkeit** und **Zeit** angeführt und befehligt, und durch die

*) Aus dem 15ten Stück der westphälischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen von 1782.

Hülfsvölker der beiden mächtigen Königinnen, Bescheidenheit und Schönheit, unterstützt. –

Die Armee der Lüge aber hatte zu Anführer die Verläumdung, Unwissenheit und Boßheit; Neid und Unglimpf waren ihre Adjutanten, und leisteten, wie ich in der Folge bemerkte, der Armee sehr wichtige Dienste. —

Jetzt ging es an ein blutiges Treffen. Der Lüge rechter Flügel attakirte, unter Anführung der Verläumdung, den linken Flügel der Wahrheit, welchen das Verdienst commandirte; dieser behauptete lange Zeit, durch Tapferkeit und geschicktes Betragen, das Schlachtfeld und schien, weil die Spiesse der Feinde aus entwaffneten Händen abgestumpft zu Boden fielen, neuen Muth zu bekommen, — allein die Erfahrung brachte in vollem Gallop der Verläumdung Raport, und gleich lies sie nicht nur ihren Hinterhalt anrücken, sondern auch statt der eingebüßten Spiesse, vergiftete Pfeile unter die Mannschaft austheilen, und diese stürzten wie Schlossen des Himmels, auf den linken Flügel der Wahrheit herab, so, daß dieser endlich dem Feinde weichen, und ihm das Schlachtfeld überlassen mußte. —

Zwar eilte die Zeit ihm mit ihrer Arriergarde zu Hülfe und bemühte sich die Ordnung wieder herzustellen; allein ihre Leute waren in ihren Bewegungen und Wendungen viel zu langsam um der schnellen Thätigkeit ihrer Gegner, gehörig zu begegnen, welche, nach Art der Parther, im Fliehen immer ihre vergifteten Pfeile abschossen. –

Während dem Treffen bemerkte ich, mit Erstaunen und Unwillen, einen Held, der, nach seinem glänzenden Anzuge zu urtheilen, kein unbeträchtlicher Mann seyn konte, welcher verschiedene male bald von der Wahrheit zur Lüge und wiederum von der Lüge zur Wahrheit überlief, und gleichwohl von der einen Parthei sowohl, als von der andern mit Vergnügen aufgenommen zu werden schien, — auf Anfragen hört ich, sein Name sey Witz; er gleiche, in seiner Zusammensetzung, mehr dem Thersites als Ajax, und diene übrigens zu weiter nichts als beide Armeen zu amüsiren ohne irgend einen wichtigen Einfluß zu haben. —

— Ich richtete nun meine Aufmerksamkeit auf einen anderen Theil des Schlachtfeldes und bemerkte die kühnen und glücklichen Attaken der Gelehrsamkeit auf die Unwissenheit. — Letztere wäre sicher in die Flucht geschlagen worden, wenn Erstere ihren Sieg nicht zu weit getrieben und dem Stolze minder Gehör gegeben hätte; die unglückliche Folge davon war, daß sie mit ihren siegenden Leuten in die Hände eines im Gebüsch versteckten Hinterhalts fiel, und sich nun, mit großer Gefahr und vielem Verlust, wieder zurückziehen mußte. —

Zwar stritten die beiden Amazonen Bescheidenheit und Schönheit für ihre Monarchin, die Wahrheit, mit

männlicher Kraft; allein, ich bemerkte auch zugleich, daß die **Bescheidenheit** in ihrem Betragen sehr mangelhaft war und die **Schönheit** zu wenig Tapferkeit bewies, so daß ihre Mannschaft, mit leichter Mühe, von dem Gefolge der **Unverschämtheit** und **Boßheit** überwältigt wurde; dieser Vorfall würde auch beinahe eine allgemeine Niederlage veranlaßt, mithin den völligen Sieg der **Lüge** entschieden haben, wenn nicht gerade in dem kritischen Augenblicke, die **Tugend** der **Wahrheit**, mit neuer Verstärkung zu Hülfe geeilt wäre, — das **Verdienst** zog nun seine zerstreute Mannschaft wieder zusammen, und unter dessen Anführung schien die **Bescheidenheit** sich, wieder ihre Gewohnheit, so gar bis zur Kühnheit zu erheben, — die **Schönheit** lächelte mit neuen Reitzen an der Spitze ihrer Glieder und die **Gelehrsamkeit** stellte sich in's Feld mit neubeseeltem Muthe; die **Aufrichtigkeit**, welche diese neuen Hülfsvölker commandirte, hatte sich gegen die Pfeile der **Boßheit** und **Verläumdung** mit einer Menge von Schilden bewafnet, und so erneuerte die **Wahrheit** den Kampf mit verdoppeltem Eifer. —

— Die **Lüge** schien an dem Siege zu verzweifeln, denn ihre Völker wichen allenthalben zurück, und schon war die Göttin des Sieges im Begrif, sich für die **Wahrheit** zu erklären; als auf einmal die schon halb überwältigten Feinde, durch die Rathschläge der **List**, einen gefährlichen und verzweifelten Entschluß faßten, der ihnen, leider! nur gar zu gut gelang. — Die **List** nemlich kleidete sich geschwind in die **Uniform** der **Wahrheit**, ahmte ihre Minen, Geberden und Sprache nach, schlich in das feindliche Lager und wußte, unter dieser Maske die Herzen der ganzen Armee bald dermaßen zu gewinnen, daß sie solche in wenigen Stunden auf ihren Grund und Boden verführt hatte, — zu spät entdeckten diese verführten Leute den Betrug und zu spät sahen sie es ein, daß sie das verleitete Opfer der verrätherischen Verstellung geworden waren. —

— Das Geschrei dieser unglücklichen Gefangenen, — wodurch sie noch einmal das unverdiente Schicksal der **Wahrheit** beklagten, welche durch List und Verrätherei der **Lüge** zum Opfer dienen mußte, der **Lüge**, die mit unverschämter Stirn, sich nun ihrer ewigen Triumphe über der **Wahrheit** und der mit ihr vereinten Mächte der **Gelehrsamkeit**, des **Verdiensts** und der **Tugend**, rühmt, — weckte mich aus meinem Schlafe.

Telltruth. —

Sind unsere Lese-Gesellschaften der Litteratur zuträglich oder hinderlich?

Die Modebücher zu lesen, wird jetzt immer allgemeiner. Alles will jetzt lesen, selbst Garderobenmädchen, Kutscher und Vorreuter nicht

ausgenommen. Sie, die sonst mit der **schönen Magdelone** und dem **gehörnten Siegfried** zufrieden waren, suchen jezt feinere Nahrung ihres Geistes, **Werthers Leiden**, die **Geschichte der Demoiselle Ackermann**, u. d. gl. empfindsame Schriften mehr. Man solte glauben, daß dieser Hang zur Lektüre den Geschmack und die Sitten auch in den niedern Klassen der Menschen merklich verfeinern müsse. Besonders solte man denken, daß unsere heutigen Lesegesellschaften vieles zu dieser Verfeinerung beitragen, den Wiz bilden und nüzliche Kenntniß vermehren würden. Aber die Epidemie der Empfindelei abgerechnet, — die nun schon anfängt, Mädchen der geringern Stände zu Närrinnen zu machen, — findet sich dieser gehofte Nuzen der Lesegesellschaften nicht. Woher komt das? Taugt das Mittel nicht, oder wird es gemisbraucht? Dieses verdient wohl einige Untersuchung.

Unsere Lesegesellschaften mehren sich von Tage zu Tage. Da ist keine Stadt, kein Städtchen, wenigstens in unserm Niedersachsen, so viel ich weiß, ohne Lesegesellschaft, und die Dörfer der Nachbarschaft nehmen, — mit mehrerem Rechte vielleicht, als die Gildegenossen des Landes an den Privilegien der städtischen Zünfte Theil daran. Gelehrte und Ungelehrte, Handelsleute, Handwerker, Oekonomen, Militairpersonen, Alte und Junge, männliches und weibliches Geschlecht sucht einen Theil der Zeit mit Lesen auszufüllen, und hat für einen geringen Geldbeitrag das Recht, auf das Lesen einer großen Anzahl zirkulirender Bücher. Dieses Mittel mußte nothwendig von guter Würkung seyn, wenn nicht einige Misbräuche es verhinderten.

Erstlich scheint es mir ein Fehler der meisten Lesegesellschaften zu seyn, die ich kenne, daß sie zu sehr vermischt sind. Was dem einen gefällt, misfällt dem andern. Was dem muntern Jüngling, dem tändelnden Mädchen Wonne ist, ekelt dem Manne von gesezten Jahren. Die Direkteurs, die sich nach dem wahrscheinlichen Geschmack des größten Theils der Leser richten, glauben das Vergnügen derselben nicht besser befördern zu können, als wenn sie eine Menge Romane zirkuliren lassen. Und was für Romane? Zum Theil schlechte Uebersezungen schaler französischer und brittischer Produkte, oder unglückliche Misgeburten müßiger deutschen Köpfe. Keine Waare geht besser ab, als Romane, und daher nimt ihre Manufaktur so zu. Die Verleger bezahlen sie lieber als die gelehrteste Chronologie.

Ich kenne einen Mann, der ehemals fürtrefliche Pasteten und Ragouts machte. Jezt schreibt er Romane, auch zum Theil Ragouts, und sie werden ihm, wie es heißt, gut bezahlt. Es ist das dem ehrlichen Manne zu gönnen. Aber was kan ein solche Roman für den Mann von Erudition, Weltkenntniß und Geschmack für Nahrung seyn? Wie kan er seine Wißbegierde befriedigen, die auch bei seinem Vergnügen

in müßigen Stunden unterhalten seyn will!

Ich will die Romane aus den Lesegesellschaften nicht ganz verbannet wissen. Es ist gewissermaaßen zur Nothwendigkeit geworden, für einen Freund der Litteratur, gewisse Modeschriften und Romane zu kennen. Unsere Schönen würden uns für sehr unbelesen halten, wenn wir ihren **Siegwart**, ihre **Emilie von Burgheim** und **Karl von Kosienau**, ihren **Ferdiner**, **Faramonds Familiengeschichte**, **Hermann und Ulrike**, **Fanny Wilkes**, u. d. gl. nicht kenneten. Das sind just ihre Lieblingsbücher. Die guten Kinder wollen nun für ihr Geld auch was haben.

Von dem schädlichen Einfluß, den empfindsame Romane auf weichgeschaffene Herzen haben, ist schon so viel geschrieben, ohne Nutzen geschrieben, daß ich hier nichts davon erwähnen mag. Es gehört auch eigentlich nicht zu meinem Zweck. Also können und müssen wohl einige Romane mit durchgehen. Aber ich wünschte, etwas sparsamer, ich wünschte, daß man solche Romane aus dem großen Wust auswählen mögte, die etwas mehr, als eine Sammlung verliebter Briefe, voll Schwermuth, Verzweifelung, Zweikampf, Entführung, Selbstmord, Blasphemie, Gift und Leichen, enthalten. Ich wünschte, daß man vorzüglich solche Romane wählen mögte, die sich durch ihre fürtrefliche Sittenlehre empfehlen, so wie es das klassische Buch unserer Schönen thut, die **Reisen der Sophie von Memel nach Sachsen**, oder solche die mit Witz und satyrischer Laune gewisse Misbräuche rügen, als die **physiognomischen Reisen** und das **physiognomische Tagebuch**, oder **Sebaldus Nothanker**, **Spitzbarth**, der **akademische Briefwechsel dreier Freunde**, u. d. gl. oder solche die ihre Erdichtung durch etwas Reelleres, durch Geographie, Naturlehre, Lokalbemerkungen von dieser oder jener Stadt, von diesem oder jenem Hofe, nahrhaft machen; die so im Geschmack eines **Tom Jones**, eines **Humphry Klinkers** geschrieben sind. Nur leider! haben wir dergleichen Romane noch wenig, außer etwa den **fürtreflichen Roman meines Lebens**, dessen Fortsetzung jeder Leser vom Geschmack mit Verlangen entgegen sieht, und den etwas ältern **M. R.** oder **meine Reisen**.

Zweitens kennen die Direkteurs der Lesegesellschaft, die Bücher, die sie wählen, entweder blos dem Titel nach, der oft die Erwartung täuscht, oder sie wählen nach Zeitungs-Recension; und wer weiß nicht wie unzuverläßig oft Recensenten Lob und Tadel ist. Man kan ihnen nicht zumuthen, die Bücher erst selbst alle durchzulesen, ehe sie selbige ihrer Gesellschaft mittheilen. Sie müßten sonst ganz ohne andere Geschäfte seyn. Sie müßten viel Zeit unnütz verspilden und dafür durch andere Vortheile entschädigt werden. Bücher, deren Werth schon bekant ist, will man nicht. Man will lauter fri-

sche

sche Waare haben und darin bestehet

Drittens ein Fehler der Lesegesellschaften, daß man nur die Produkte der leztern Messen verlangt.

Die gleich den kleinen Pasteten, zwar warm,
Für Lesegesellschaft ein schmackhaftes Essen,
Der Neuheit wegen sind, im übrigen arm,
An stärkender Würze, vielleicht schon Morgen vergessen.

Wie viel unnüzes Zeug wird nicht jede Messe gedruckt? Hierüber wird nun die bessere Lektüre geprüfter Schriften ganz verabsäumet. Diese bleiben nun ruhig im Laden liegen, und andere schlechte Schriften gehen blos ihrer Neuheit wegen ab. Besonders wird in unsern Zeiten, da alles Modeschriften lesen will, das Lesen der alten Autoren, Griechen und Römer, mit allen ihren Schätzen der Weisheit auch von denen verabsäumet, die sie in der Ursprache billig lesen solten oder könten. Wo will man die Zeit hernehmen, wenn man sich täglich mit neuer Lekture beschäftiget? Aber auch unsere besten vaterländischen Schriften werden nach wenig Jahren undankbar vergessen. Die Sprache hat ihre Mode so gut, wie die Kleider. Was nun nicht just in dem herrschenden Modeton geschrieben ist, wird so gut verachtet, als ein Bratenrock, der etwa vor 5 oder 6 Jahren Mode war und vielen Beifall fand.

So sind also die Lesegesellschaften der Litteratur, im Ganzen genommen, mehr schädlich als vortheilhaft. Selbst der Buchhandel leidet gewissermaaßen darunter. Die Bücher, welche nicht brühwarm abgehen, bleiben liegen, und die neu ankommenden, an deren Einem Exemplare sich leicht 2, 3 bis 4 Duzend Leser sättigen, haben bald nachher gleiches Schicksal.

Würde hingegen die Lesegesellschaft so eingerichtet, wie in folgenden Vorschlägen enthalten ist, so glaube ich, würde sie den Interessenten größern Nutzen gewähren:

1) Müßte man den Geschmack des größten Theils der Interessenten erforschen. Stimmten sie sämmtlich auf einen Gegenstand, z. E. auf politische, auf dramatische Schriften, auf Reisebeschreibungen rc. alsdenn wäre leicht zu rathen. Wären sie aber, wie es gemeiniglich geht, nicht von gleichem Geschmack, so erwartete man von jedem besonders eine Nachricht, was für eine Art Bücher er vorzüglich zu lesen wünsche. Es müßten aber keine abstracte, diese oder jene Wissenschaft behandelnde Schriften, sondern solche seyn, die auch andere Mitglieder der Gesellschaft mit Vergnügen lesen könten. Der Directeur müßte, diesen Zweck zu erreichen, besonders, wenn ihm die Interessenten die Wahl der Bücher überlassen,

2) Solche Bücher wählen, die bei dem Vergnügen auch Nutzen gewähren, z. B. neue Reisebeschreibungen, die Naturgeschichte, im lebhaften Ton behandelt, die neuesten Zeitschriften von bekantem Werth, den deutschen

Mer-

Merkur, die Olla Potrida, das Museum u. a. m. Ferner Sitten=schilderungen, Sammlungen guter Gedichte von bekanten Dichtern. Dann könte man einige Romane hinzufügen, nur nicht solche, die nach den gewöhnlichen Leisten gemacht sind, nicht solche deren Charaktere Stuben=Ideale und nicht aus der großen Welt genommen sind. Endlich könte man auch noch einige der besten Schauspiele hinzufügen. Durch die Theater=Zeitung würde der Directeur lernen, welche mit dem größten Beifall des Publikums aufgenommen worden. Wer Gelegenheit hat, Schauspiele aufführen zu sehen, wird sich um das Lesen derselben nicht viel bekümmern. Wer das aber nicht hat, für den muß auch gesorgt werden. Es ist doch besser was als gar nichts. Ein gut dialogirtes Schauspiel ist immer eine angenehme Lektüre, zumal für denjenigen, dem seine Phantasie zu Gebote stehet, ihm die Personen des Stücks lebhaft vorzustellen. Durch diese Lektüre wird auch der entfernteste Bewohner der Provinz mit dem Ton der Hauptstadt einiger maaßen bekant bleiben.

Endlich 3) müßte man auch mit dem Zeitraume, der zum Lesen eines Buches bestimmet ist, nicht so sehr, wie gewöhnlich geschiehet, übereilet werden. Lieber wenig Gutes aufmerksam gelesen, als vieles ohne Wahl mit eindruckloser Flüchtigkeit. Viele Leser, und besonders Leserinnen, verfolgen nur eilend den Faden der Geschichte, und achten nicht auf Sprache, Disposition, Moral und andere reelle Schönheiten des Buches. Sie häufen alsdenn eine Menge dunkler verwirrter Bilder im Kopfe, und wissen selbst nicht, was sie gelesen haben.

O. J. A. W.

Noch ein neuer Kaffe.

Da der, wo nicht zwei doch einmalige tägliche Gebrauch des Kaffegetränkes, wo nicht durchgängig beim Bauer, doch beim Bürger, vorlängst zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden ist, wodurch eine unproportionirliche Ausgabe in Betracht unumgänglicher Bedürfnisse, folglich Verfall der Familien entsteht; so habe ich statt der bitteren, desto mehr Zucker erfordernden, folglich nicht sehr in Gebrauch gekommenen Eichorienwurzeln, die gemeinen gelben Wurzeln oder Karotten, eben so wie jene, in Würfeln geschnitten, gedörret und mäßig gebrannt, und allenfalls mit $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Kaffe versetzt, als ein dem Kaffe zu substituirendes Getränk vorerst im hiesigen Flecken, durch das Beispiel meines eigenen Haushaltes und sonst, mit bisherigem gutem Erfolge der Nachahmung, besonders,

ders, weil fast gar kein Zucker, sondern nur ein wenig Milch dazu erfordert wird, bekant gemacht. Das Getränk wird desto klärer und lieblicher, wenn es durchgeseiget wird, und kostet fast kein Geld.

Suhlingen.

Oekonomische Chicane: Ein Beitrag zu den Mitteln wider den Kornwurm.

Wenn der Kornwurm im Frühjahr, bei dem Eintritt warmer Tage hervor zu kriechen beginnet, so müssen die inficirte Kornböden zeitig vorher von Früchten geleeret, und dagegen mit sehr kurzem, jedoch von stark halmigtem Stroh geschnittenen Heckerling, 2 bis 3 Zoll hoch bedekket, und dieser täglich zwei mal, nachdem er vorher genässet, und darauf mit verhältnißmäßigem Haber vermenget worden, den Pferden, denen es unschädlich ist, zum Futter gegeben werden. Wer nicht so viel Pferde hält, als die tägliche Consumtion des Heckerlings erfordert, der kan ihn verbrennen, oder auf eine andere Art vernichten. Durch diesen Betrug, wird der Kornwurm, der in die Höhlungen und Röhrchen des Heckerlings, seine Nahrung zu suchen, kriechet, überraschet, und wo nicht im ersten, doch gewiß, bei dessen Wiederhohlung im zweiten Jahre vertilget, welches ich aus einem selbst erfahrnen Fall, wo gar kein Mittel anschlagen wolte, zuverläßig bezeugen kan.

C. D.

Anfrage.

Wenn Jemand ein zuverläßiges Mittel weiß, alte Fettflecke aus dem Papier zu bringen, so daß selbiges seine vorige Weiße wieder erhält und kein Fleck zurück bleibt, der wird sehr gebeten, es in diesen Blättern bekant zu machen.

Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 13ten Mai 1782.

Beitrag zu der Geschichte des Ritters St. Jürgen.

(Siehe das 3te St. von d. J.)

Die gewöhnliche Gestalt des Ritters, in der man ihn häufig abgebildet findet, ist bekant. Er wird in voller Rüstung mit einer Lanze in der Attitüde zu Pferde abgebildet, da er einen unter ihm sich windenden Drachen oder Lindwurm tödtet. Die Erzählung, worauf sich diese Abbildung gründet, hat schon der Herr Verfasser jenes Aufsatzes im 3ten St. d. J. angegeben, und sehr sinnreich mit Ovids Fabel vom Perseus und Andromeda, Metamorph. IV. 18. verglichen. Ich bin völlig mit dem Herrn Verfasser darinnen einig, daß man beide Erzählungen symbolisch erklären müsse. Denn daß es einen solchen Ritter Georg in rerum natura gegeben habe, läßt sich nicht erweisen, ob ihn gleich Bellarmin unter die Heiligen setzt a), und ein anderer Gelehrter ihn zu einen arianischen Bischof macht, der zu Alexandrien im Tumult geblieben seyn soll b). Ich glaube vielmehr, die Absicht jener Abbildung und den Ursprung derselben näher bestimmen zu können.

Mir ist es überaus wahrscheinlich, daß

a) De ecclesia triumphante. L. I. c. 20. Histoire generale des Ceremonies, Mœurs & Coutumes religieuses de tous les peuples du Monde par Mr. Banier & Mr. Mascrier. T. II. 208. Da heißt es zugleich, daß auf das Fest des heiligen Georgs am 23ten April, les Magistrats du peuple romain viennent pour faire benir leurs Etendarts. Ein Beweiß, daß dieser Georg eben derselbe ist, von dem die St. Georgenfahne der Kreuzzüge herkomt. Die Verfasser setzen hinzu, daß die alten Römer um eben die Zeit das Fest des Kriegsgottes Mars gefeiert hätten: On consacroit chez les anciens Romains pendant sept jours les aigles romaines. Ob aber der römische Georg mit dem griechischen eine Person ist, darüber bin ich ungewiß, weil die Verfasser der histoire generale jenen Saint George Martyr nennen, diesen aber Saint George de Cappadoce. T. III. 129. Aber auch in der römischen Kirche, kan der Glaube an diesen Heiligen nicht allgemein seyn, weil selbst der Jesuit, P. Henschenius, die Erzählung für fabelhaft erklärt. Vergl. Acta Sanctorum Antverp. ad diem 23. Apr.

b) Kurze Fragen aus der K. H. N. T. 2 Th. 545.

daß die Geschichte unter die Legenden gehöret, die wir den Kreuzzügen zu danken haben. Daß die alten christlichen Kaiser, wenn sie gegen die Türken und Ungläubigen zu Felde zogen, den Ritter Georg in obiger Bildung in einer Fahne hatten, die daher die St. Georgenfahne oder St. Georgenpannier hieß, — das ist gewiß c). Doch findet man, so viel ich weiß, vor Heinrich II. (der seiner Bigotterie wegen bekant ist, und den die heilige Einfalt jener Zeiten kanonisirte,) also vor dem 11ten Jahrhundert, keine Spur davon.

Man weiß, wie genau die Kreuzzüge mit dem Interesse des päbstlichen Stuhls verbunden waren, und daß man daher in Rom es für nöthig erachtete, den Enthusiasmus des hohen und niedern Pöbels in Ansehung der Kreuzzüge sorgfältig zu unterhalten, und wo möglich noch hitziger zu machen, — man weiß, daß fürnemlich die Mönche in der Absicht bei der Armee gebraucht wurden, um das Feuer immer mehr anzublasen. Wie konten sie dieses aber besser, als wenn sie es auf eine sinnliche Art thaten, und sinnlicher kan doch wohl nichts seyn, als eine Fahne der Armee vortragen zu lassen, auf welcher die Ungläubigen und Feinde Christi unter dem Bilde des Drachen von Christo, als dem Sieger über Teufel, Hölle und Tod (oder, wenn man lieber will, so setze man an Christi Stelle einen jeden christlichen Kreuzfahrer,) bekämpft und besieget wurden. Wahrscheinlich legte man dieser St. Georgenfahne auch eine besondere wunderthätige Kraft damals schon bey; wenigstens hat man in Thüringen, wohin unter Landgraf Ludwig V. die Fahne gekommen ist, ihr sowohl, als dem heiligen Georg selbst, der bei den alten Thüringern in ganz besonderm Ansehen stand, mancherlei unverdiente Ehre erwiesen d). Der Soldat glaubte also durch Hülfe dieser Fahne zu siegen, und die gekränkte jungfräuliche Unschuld der christlichen Kirche gegen die drachenmäßigen Anfälle der Ungläubigen (ich rede so, wie die Kreuzfahrer wahrscheinlich dachten,) schützen und vertheidigen zu können.

Bis hieher ist die Idee, wenn man sie mit den Köpfen vergleichet, in denen sie ausgebrütet wurde, gar nicht übel, — wenigstens dazu, wozu sie ge-

c) P. Magnoald Ziegelbauers Nachricht von der St. Georgenfahne. Wien 1735.

d) Adamus Ursinus in Chron. Thur. ad Annum 1190. Menken script. rer. germ. T. III. p. 1272. seq. Eine Probe von der vermeinten Kraft der Fahne erzählet Monachus Reinhardsbornensis. Ich will seine Worte hersetzen, wie sie Tenzel in Suppl. II. hist. goth. p. 498. angegeben hat: Tandem (nemlich der Landgraf Ludwig V.) in periculo constitutus Deum exoravit. Videns Militem a longe rubeis vestibus indutum, niveo equo insidentem, cum vexillo rubeo dicentem: *In hoc vexillo vinces*, inde disparentem credidit fuisse S. Georgium, quem multum venerabatur & ecclesiam in foro Ysenacensi ædificaverat. Eine ähnliche Legende wird p. 504. erzählet.

gebrauchet würde, den Soldaten nemlich einen gewissen heiligen Eifer in Vertheidigung der vermeinten gerechten Sache, die man für die Sache Gottes ausgab, einzuflößen, so gut, als irgend eine. Denn von der Recht oder Unrechtmäßigkeit der Sache von moralischer Seite betrachtet, rede ich nicht. Es war eine Allegorie so gut wie tausend andere Allegorien in der Welt, wozu man manches, besonders in der Einkleidung aus der Bibel genommen hatte, wie auch der Herr Verfasser jenes Aufsatzes im 3ten St. richtig bemerket hat.

Aber man kan nun fragen: wie wurde aus dieser Allegorie eine wahre Geschichte und Thatsache, denn dafür hat sie ein großer Theil der Welt in spätern Zeiten gehalten? wie wurde aus dem siegenden Ritter ein Heiliger, denn dafür ist er von den alten Thüringern verehret, und seiner Fahne zu Ehren in Eisenach eine Kirche e), zu Naumburg ein Kloster f) gestiftet, und sein Hienschädel im Kloster Cronschwitz im Vogtlande als Reliquie verehret worden g)? wie kam die Königs Tochter in die Allegorie, die der heilige Ritter soll erlöset haben?

Ich antworte: auf die natürlichste Art von der Welt. Gewiß haben die Kreuzprediger jene Allegorie oft genug zu ihrem Text gewählet, und ich muß gestehen, wenn ich mich an ihre Stelle setze, so hätte ich selbst keinen bessern Text zu wählen gewußt. Sie hatten da ein weites Feld, wo sie mit ihrer Phantasie weidlich herum galoppiren konten. Der Drache konte ihnen eine schöne Gelegenheit geben, die Feinde des Kreuzes Christi mit dem höllischen Drachen zu vergleichen und Abscheu gegen die Ungläubigen in ihren Zuhörern zu erwecken. Was für schöne Sachen konten sie nicht über die Rüstung des Ritters sagen, — wie viel ferner über den Beistand, den sie von Gott und Christo dem sieggewohnten Helden im Streite gegen den Teufel und seinen Anhang, zu gewarten hatten, und was dergleichen Pastoral-Kunstgriffe, die die Einbildungskraft des Zuhörers, besonders solcher, die Kreuzzüge thaten, erhitzen, mehr mögen gewesen seyn. Sie durften ja nur außer Ephes. 6, v. 10-17. noch Offenb. Joh. 19, v. 11. sc. 20, v. 1. 2. in ihr System mit einflechten. Wie gut ließ sich nicht der Gog und Magog, Antichrist und die babylonische Hure in Predigten gegen Türken und Ungläubige brauchen? Ob diese Erklärungen exegetisch richtig sind oder nicht, darum bekümmere ich mich so wenig, als sich jene Kreuzprediger werden darum bekümmert haben. Genug es gab eine schöne Gelegenheit auch von der Kanzel aus mit scheinbaren biblischen Gründen einen Kreuzzug zu thun,

e) Menken Script. l. c.

f) Schamelius histor. Beschr. des Klosters zu St. Georgen vor Naumburg.

g) Auszüge aus des pirnischen Mönchs onomastica in Menken. Script. T. II. pag. 1530.

thun, und mehr brauchte es nicht. Es klang doch gut, und erhitzte die Gemüther, wenn der Kreuzprediger Türken, Drachen, Lindwürmer und Kreuzzüge aus der Bibel her demonstriren konte. Freilich war es schändlicher Misbrauch der Bibel, wozu aber hat man nicht schon die Bibel gemisbraucht?

Das alles hätten nun die ehrwürdigen Herrn immerhin thun mögen, nur hätten sie bei der Allegorie bleiben sollen, das thaten sie aber nicht. Die Allegorie wurde vielleicht abgenutzt, es gab vielleicht Köpfe unter den Zuhörern die weiter nachdachten, man wolte sie also wieder von neuem anmalen, und siehe da! man malte so lange daran herum, bis endlich aus dem gemalten Reuter, der vorher nur in der Fahne existirte, ein würklicher Ritter wurde, den man, Gott weiß warum, Georg taufte, aus der christlichen Kirche wurde eine Jungfrau, und um der christlichen Kirche ihre gebührende Ehre zu geben, so nahm man eine Königs Tochter dazu, — aus den Ungläubigen wurden Drachen und Lindwürmer. Die Mönche fanden ihre Rechnung dabei, dieses alles den Leuten für historische Wahrheit und Thatsache zu verkaufen, und so wurde endlich die Allegorie vergessen, obgleich immer die Grundzüge blieben: gerade so, als wenn ein schlechter Maler ein altes schönes Gemälde wieder überstreichet, die Grundzüge freilich nicht wegwischen, aber doch so übertünchen kan, daß es schwer ist es von Karrikatur zu unterscheiden, oder die Meisterhand, die es zuerst schuf, wieder zu erkennen.

So wurde endlich auch hier aus dem idealischen Ritter ein heiliger Georg, der die Ehre hat am Kirchenhimmel zu glänzen, und verehret zu werden. Durch die Kreuzzüge wurde diese ächte Mönchs-Legende so allgemein, daß man fast allenthalben den guten Ritter Georg kante und verehrte.

Einer der bigottesten Verehrer war nun der Kaiser Heinrich II. Aus besonderer kaiserlicher Huld und Gnade schenkte er dem von ihm gestifteten Bisthum Bamberg seine Georgenfahne. In der Folge kam vieles von Thüringen an das Bisthum Bamberg, und dadurch wurden die Thüringer mit dem heiligen Georg bekant. Und wenn irgendwo dem ehrlichen Mann Ehre wiederfahren ist, so ist es in Thüringen, vorzüglich unter Landgraf Ludwig V. geschehen. Dieser Herr that einen Kreuzzug nach Jerusalem h), und hatte die Ehre die St. Georgenfahne zu führen, war auch so glück-

h) Dieser Kreuzzug geschahe im Jahr 1188, und nahm seinen Anfang am Namenstage Georg des Märtyrers. Der Zug ging von Regenspurg aus, und kostete dem Landgraf Ludewig das Leben, denn er starb bei der Belagerung von Accon, im Jahr 1190, oder wie andere wollen 1197, doch scheinet das erste richtiger zu seyn, wenn Tenzel in Suppl. II. hist. Goth pag. Supr. cit. richtig bewiesen hat. Seine Gebeine sind zu Reinhardsbrunn in Thüringen begraben. Chronicon. Mon-

glücklich einige Siege über die Ungläubigen zu erhalten. Wem anders konte man nun dieses zuschreiben als dem Heil. Georg und seiner Fahne i).

Die Thüringer hatten vom heiligen Bonifacius, sonst auch Wunfried genannt, einen Engländer aus dem achten Seculo, der der Apostel der Thüringer gewesen seyn soll k), gelernet, dankbar zu seyn. Zum Zeichen der Dankbarkeit brachten sie also diese Fahne nach Thüringen auf das Schloß Wartburg, baueten ihr zur Ehre in Eisenach eine Kirche, und im Vogtlande that man sich darauf etwas zu gute, des heiligen Georgs Hirnschädel zu haben, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Hirnschädel jemals für den Kopf des heiligen Georgs gemacht worden, oder ob überhaupt ein heiliger Georg auf Gottes Erdboden Luft geathmet habe oder nicht. —

Doch ich vergesse, daß ich im achtzehnten Jahrhundert schreibe, wo man sich besser auf Hirnschädel verstehet, als in jenen barbarischen Zeiten, wo es wegen der Finsterniß die überall herrschte, gewiß schwer war, Hirnschädel von Hirnschädeln zu unterscheiden. Wenn übrigens jemals ein heiliger Georg existirt hat, so hat er gewiß den Thüringern viel und mehr zu danken, als die Thüringer ihm. Denn nebst dem heiligen Bonifacius und heiligen Martin, war der heilige Georg einer ihrer vornehmsten Schutzheiligen. Sein Andenken hat sich länger unter ihnen erhalten, als es sich zu ihrer Ehre hätte erhalten sollen.

Und noch immer haben wir Gelegenheit an den Ehrenmann zu denken, wir dürfen uns nur an den St. Georgen Orden erinnern, den Carl VII. als Churfürst von Bayern 1729 gestiftet hat; so wie auch der Orden des blauen Hosenbandes den St. Georg mit dem Drachen zum Ordenszeichen hat. Und eben so findet man ihn mit seinem Drachen noch im Russisch-Kaiserlichen Wappen. — Friede sey mit seiner Asche, — wenn es Asche von ihm giebt!

Montis Sereni ad annum 1190. Menken script. rer. germ. T. II. p. 481. Falkensteins Thüring. Chron. II. 664.

i) Tenzel l. c

k) Falkensteins Thüring. Chron. L. II. p. 218. Bœhmer differ. de Bonifacio Germ. Apostolo Treibers Geneal. & Chorograph Schwarzb. Vergl mit Sagittar. in Anti. Gentilismi & Christianismi Thuringici und Pfefferkorn Geschichte von Thüringen, die das Gegentheil behaupten.

Osnabrück. J. G. Sch ‥ ng.

Vorläufige Antwort auf des Herrn Registratoris Dies Schreiben im 31ten St. des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1782, einige Mängel der gemeinen Rechenbücher betreffend.

S. T.

So, wie Ew. . . in dem obigen sehr verbindlichen Schreiben gezeigt haben, daß, wenn eine in Terminen abzutragende Schuld, auf einmal voraus bezahlet werden soll, sodann das gedoppelte Interusurium abzuziehen sey: so folgt auch umgekehrt, daß, wenn eine jetzt fällige Summe Geldes auf Termine gesetzt wird, gedoppelte Zinsen darauf gerechnet, und von dem Schuldner bezahlet werden müssen.

Dieses läßt sich, wie Ew. . . wissen, auch ohne solchen Schluß, auf eine Art, wogegen die strengen römischen Gesetze selbst nichts einwenden können, beweisen; und muß dadurch eine Aufmerksamkeit auf den Nutzen der gedoppelten Zinsrechnung, und die unzähligen Fehler, welche wegen der Unwissenheit in derselben, in dem gemeinen Leben, und bei der Auseinandersetzung streitender Partheien, bisher begangen sind, erreget werden.

Es mögen diese Fehler den schlechten Anweisungen, die in den gemeinen Rechenbüchern von dieser Rechnungsart angetroffen werden, wohl größtentheils beizumessen, und viele durch die dabei anzuwendende weitläuftige und mühsame Operation, auch durch das eingewurzelte Vorurtheil, daß diese Rechnungsart in dem gemeinen Leben keinen Nutzen habe, weil Zinsen auf Zinsen zu nehmen, in Rechten verboten, bisher abgeschreckt seyn, solche zu erlernen.

Ich halte mich daher verbunden, diejenige kurze Methode, deren Sie am Schlusse des obgedachten Schreibens Erwähnung gethan haben, demnächst öffentlich bekant zu machen.

Sie gründet sich eigentlich auf eine ganz ungemein vortheilhafte und leichte Art, eine gegebene Anzahl Brüche, sie sey so groß, wie sie wolle, welche in einer geometrischen Progression stehen, auf verschiedene Art, nach der Verschiedenheit der vorhabenden Aufgaben, in eine Summe zu bringen, und hat den Nutzen, daß dadurch die zur Auflösung einer jeden in die gedoppelte Zins- oder Rabatrechnung gehörigen Aufgabe, erforderliche Zeit, welche nach der gewöhnlichen Methode, oft viele Stunden und ganze Tage ausmacht, auf Minuten beschränkt wird; daher man auch von der Richtigkeit des gefundenen Facit um so mehr gewiß ist, oder sich davon durch eine anzustellende kurze Probe völlig überzeugen kan.

Ob ich nun gleich in allen denjenigen Anweisungen zur gemeinen Rechenkunst und Algebra, welche ich darüber nachzusehen Gelegenheit gehabt, von einer solchen kurzen Rechnungsart nichts gefunden habe; so kan es doch seyn,

seyn, daß selbige nicht neu ist. In diesem Falle mögte ich sie nicht gern für neu ausgeben; und werde also die Bekantmachung derselben, und ihrer Anwendung bei der gedoppelten Zins- und Rabatrechnung, annoch einige Zeit verschieben, um eine Belehrung abzuwarten, ob dergleichen Methode schon vorhin erfunden, und bekant gemacht sey? rc.

Hannover. Gr.

Beitrag zur Natur- und Haushalts-Wissenschaft.

Man hat bisher dafür gehalten, daß dem Rindvieh und Rothwilde das Wiederkäuen zur Verdauung so unentbehrlich, daß beide ohne solches nicht lange leben können.

Man hält daher ein Stück Hornvieh gemeiniglich nur so lange für gesund, als man ein tägliches Wiederkäuen, welches eigentlich nach einem jeden genossenen Futter geschehen muß, daran wahrnimt.

Daß dieses aber irrig, scheinet folgender, mir wenigstens noch nicht vorgekommener Fall, zu beweisen.

Einer meiner Zugochsen bekam die Krankheit, welche man bei Pferden die Klemme oder Maulsperre heißt, eine Art Krampf, welche das Thier hindert, die Kinnladen nur im mindesten von einander zu bringen, und welche beim Hornvieh vielleicht noch nie bemerkt ist. Das Uebel war im gegenwärtigen Falle so heftig, daß dem Ochsen das Maul mit der größten Gewalt 18 Tage hindurch, jedesmal aufgebrochen werden mußte, wenn man ihm ein wenig Brodsuppe eingießen, oder eine Handvoll Gras mit einem langen Stock tief in den Schlund stecken wolte, um ihn nicht für Hunger umfallen zu lassen.

Letzteres Nahrungsmittel ging also ungekauet, indem das Thier nur eben noch schlucken konte, hinunter, allein, nachdem es nach einem dreiwöchigen Gebrauch warmer Umschläge, auch des Mittels, welches der Herr von Sind in dem Unterrichte von den Wissenschaften eines Stallmeisters S. 277. als eine Salbe vorschreibet, endlich zur Besserung gebracht worden, fing es wieder an von selbst Futter zu nehmen, und wie vorhin zu wiederkäuen, da indessen an dem erfolgeten wenigen Miste nichts ungewöhnliches zu bemerken war.

Da eine Menge desfalls befragter Hauswirthe dergleichen Krankheit am Hornvieh nie bemerkt haben, ein so langes Zurückbleiben des Wiederkäuens (außer bei der Viehseuche, wo aber gemeiniglich das Vieh während der Krankheit gar nichts genießt, und das bereits im Magen vorhandene Futter mittelst eines Durchfalls weggeht,) auch eine ungewöhnliche Erscheinung ist, so habe die Bekantmachung derselben nützlich erachtet.

L. M.

Auf

Auf Begehren wird folgende Nachricht kund gemacht:

Naturgeschichte des Nieder-Deutschlandes und anderer Gegenden, nebst häufigen neuen Entdeckungen und Beobachtungen verschiedener seltenen merkwürdigen und wenig bekanten Naturwerke, von Johann Wilhelm Karl Adolph, Freiherr von Hüpsch ꝛc. 1. Theil mit 7 ausgemalten Kupfertafeln. Nürnberg, bei G. N. Raspe. 1781.

Wir kündigen hiemit ein Werk an, welches eines der wichtigsten für die sämmtlichen Provinzen des Nieder-Deutschlandes, der Niederlanden, und in Rücksicht seines schönen Plans, und wichtigen Inhalts das erste seiner Art für dortige Gegenden ist.

Wir geben hier einen Auszug des Entwurfs, der dem Werke vorgedruckt ist. Es wird dasselbe enthalten:

1) Häufige neue Entdeckungen bemerkungswürdiger und noch unbekanter natürlicher Körper.

2) Neue Bemerkungen über seltene und wenig bekante Naturwerke.

3) Die Abbildung nebst einer kurzen Beschreibung der merkwürdigsten Naturprodukte des Nieder-Deutschlandes, z. B. der Versteinerungen, Fossilien, Mineralien, Insekten, ꝛc. welche im Cöllnischen, Eifelischen, Jülichschen, Bergischen, Trierischen, Maynzischen, Lothringischen, Nassauischen, Märkischen, Clevischen, Geldrischen, Westphälischen, Lüttichschen, Limburgischen, Luxemburgischen, Brabantischen, Flandrischen, Hennegauischen, Namürischen, Holländischen, und in den benachbarten Provinzen gefunden worden.

4) Die Abbildung nebst einer kurzen Beschreibung verschiedener, theils unbekanter, theils wenig bekanter Naturprodukte, z. B. einiger Thiere, Pflanzen, Versteinerungen ꝛc. entfernter Länder, die dem Herrn Verfasser von auswärtigen Gönnern und Freunden zur Beschreibung mitgetheilt worden.

5) Alles was etwas zur Erweiterung und Aufklärung der allgemeinen Naturgeschichte, der Bergwerkswissenschaft, der physikalischen Erdbeschreibung ꝛc. beitragen kan, wird hin und wieder am gehörigen Orte in Rücksicht des besondern Nutzens angebracht werden. Die Abhandlungen werden immer dergestalt abwechseln, daß bald Versteinerungen und Fossilien, bald Mineralien, bald aber Thiere und andere Naturprodukte abgebildet und beschrieben werden.

6) Alle in diesem Werke abgebildete Körper sind mit besonderm Fleiße nach der Natur gemalt worden.

Der Verleger hat alle Mühe angewandt, daß die in Farben gemalte Figuren das Original völlig darstellen werden.

Der Verfasser dieses so wichtigen Werks, ist der verdiente und durch verschiedene neue Entdeckungen berühmte Freiherr von Hüpsch in Cölln.

In diesem ersten Theile beschreibt der Freiherr von Hüpsch verschiedene neue bemerkungswürdige Entdeckungen, die sich insbesondere auf die Versteinerungskunde beziehen, und die überhaupt alle Liebhaber der Naturgeschichte interessiren, und ihre Neugier erregen müssen. Dies Werk ist in groß Quartformat gedruckt, und kostet 3 Gulden. Es wird davon eine französische Uebersetzung bei vorgemeldetem Hrn. Raspe, Buchhändler in Nürnberg, erscheinen.

Der Herr Baron von Hüpsch hat den Liebhabern der Naturgeschichte seinen Briefwechsel angeboten, und dieselben dürfen sich ohne Scheu unmittelbar bei ihm in Cölln am Rheine melden.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 17ten Mai 1782.

Charakter des Kaisers Konstantin und seines Sohnes Krispus *).

Der Charakter des Kaisers, der den Sitz des Kaiserthums veränderte, und außerdem mit der bürgerlichen und gottesdienstlichen Verfassung seines Landes so wichtige Veränderungen vornahm, hat die Aufmerksamkeit des menschlichen Geschlechts vorzüglich auf sich gezogen, und ihre Meinungen getheilt. Der dankbare Eifer der Christen legte dem Befreier der Kirche alle Eigenschaften eines Helden, und sogar eines Heiligen bei; indeß das Mißvergnügen der überwundenen Parthei Konstantin mit den abscheulichsten unter jenen Tyrannen verglich, die durch ihre Lasterhaftigkeit und Schwäche den kaiserlichen Purpur verunehrten. Eben diese leidenschaftlichen Urtheile haben sich gewissermaßen auch auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt, und man hat Konstantins Charakter, selbst zu unsern Zeiten, mehr für einen Gegenstand der Satyre, als der Bewunderung angesehen. Durch eine unpartheiische Zusammenstellungen derjenigen Fehler, welche seine wärmsten Bewunderer einräumen, mit denen Tugenden, die ihm seine unversöhnlichsten Feinde zugestehen, dürfen wir hoffen, eine richtige Schilderung dieses außerordentlichen Mannes zu entwerfen, welche die Wahrheit und Unpartheilichkeit der Geschichte, ohne zu erröthen, wird gelten lassen können. Man würde aber bald finden, daß die vergebliche Bemühung, so mißhellige Farben zusammen zu mischen, und so unverträgliche Eigenschaften mit einander verträglich zu machen, mehr ein ungeheures als menschliches Bild hervorbringen müsse, wenn man es nicht aus seinem gehörigen und richtigen Gesichtspunkte ansieht, und in dieser Absicht die verschiedenen Zeitpunkte in Konstantins Regierung sorgfältig unterscheidet.

Konstantins Person sowohl, als seine Gemüthsart, waren von der Natur mit ihren schönsten Gaben versehen. Er hatte eine erhabene Bildung, majestätische Gesichtszüge, ein sehr gefälliges Betragen; seine Stärke und Behendigkeit zeigten sich in allen männ-

*) *Gibbon's* History of the Decline and Fall of the Roman Empire, Vol. II. Lond. 1781. 4to.

lichen Leibesübungen; und von seiner frühesten Jugend bis zu einem ziemlich hohen Alter behielt er alle Lebhaftigkeit und Stärke seines Körpers dadurch, daß er den häuslichen Tugenden der Keuschheit und Mäßigkeit aufs strengste treu blieb. Er fand sein Vergnügen an einem geselligen und vertrauten Umgange; und wenn er gleich zuweilen seiner Neigung zum Spotte mit weniger Zurückhaltung nachhing, als es die ernste Würde seines Ranges erlaubte; so gewann er sich doch durch sein höfliches und gefälliges Betragen die Herzen aller derer, die sich ihm näherten. Man hat gegen die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft verdacht geäußert; allein, er hat bei einigen Gelegenheiten gezeigt, daß er einer warmen und dauerhaften Zuneigung nicht unfähig war. Der Nachtheil einer ungelehrten Erziehung hinderte ihn nicht, den Werth der Gelehrsamkeit gehörig zu schätzen; vielmehr hatten Künste und Wissenschaften dem wohlthätigen Schutze Konstantins manche Ermunterungen zu verdanken. In Besorgung der Regierungsgeschäfte war sein Fleiß unermüdet; und er übte seine Geisteskräfte fast beständig im Lesen, Schreiben oder Denken; auch dadurch, daß er fremden Abgesandten Gehör gab, und die Beschwerden seiner Unterthanen untersuchte. Selbst die, welche seine Maaßregeln nicht billigten, mußten doch gestehen, daß er Geistesgröße genug besaß, die schwersten Entwürfe auszusinnen, und Geduld genug, sie auszuführen, ohne sich daran weder durch Vorurtheile der Erziehung, noch durch das Geschrei des großen Haufens hindern zu lassen. Im Felde wußte er der Armee seinen unerschrocknen Muth einzuflößen, sie mit allen Talenten eines vollkommenen Feldherrn auszuführen; und mehr seinen Fähigkeiten, als seinem Glücke, muß man die glorreichen Siege zuschreiben, die er über die auswärtigen und einheimischen Feinde des Reichs erhielt. Er liebte den Ruhm, als den Lohn, vielleicht auch als die Triebfeder seiner Arbeiten. Die gränzenlose Ehrbegierde, welche von dem Augenblick an, da er zu York den Purpur annahm, die herrschende Leidenschaft seiner Seele scheint gewesen zu seyn, läßt sich durch die Gefahren seiner Lage, durch den Charakter seiner Mitwerber, durch das Bewußtseyn seiner überlegenen Verdienste, und durch die Aussicht rechtfertigen, daß ein glücklicher Erfolg ihn in Stand setzen würde, dem zerrütteten Reiche Ruhe und Ordnung wieder zu schenken. In seinen bürgerlichen Kriegen wider den Maxentius und Licin hatte er die Neigung des Volks auf seiner Seite, welches die unverhohlenen Laster dieser Tyrannen mit dem Geiste der Klugheit und Gerechtigkeit verglich, der die ganze Regierungsart Konstantins zu leiten und zu beseelen schien.

Wäre Konstantin an den Ufern der Tiber, oder auch nur auf den Ebenen bei Hadrianopel gefallen; so wäre dies der Charakter gewesen, der von ihm, mit einigen wenigen Einschränkungen auf die Nachwelt würde gekommen seyn. Aber der Schluß seiner Regierung

rung setzte ihn, nach dem gemäßigten und würklich liebevollen Ausspruche eines Schriftstellers seiner Zeit, von dem Range herab, denn er sich unter den verdienstvollsten römischen Kaisern erworben hatte. In dem Leben August's sehen wir den Tyrannen der Republick allmählig, und durch fast unmerkliche Abstufung, in den Vater seines Vaterlandes und des menschlichen Geschlechts verwandelt. In dem Leben Konstantin's sehen wir einen Helden vor uns, der so lange seinen Unterthanen Liebe, und seinen Feinden Schrecken eingeflößt hatte, und hernach in einen grausamen und zügellosen Regenten ausartete, durch sein Glück verdorben, oder durch seine Eroberungen über die Nothwendigkeit der Verstellung hinaus gesetzt. Der allgemeine Friede, welchen er während der letzten vierzehn Jahre seiner Regierung zu erhalten wußte, war mehr ein Zeitpunkt scheinbaren Glanzes, als würklicher Glückseligkeit; und Konstantin's späteres Alter wurde durch die sich entgegenstehenden, aber doch mit einander verträglichen Laster der Raubsucht und Verschwendung entehrt. Die gehäuften Schätze, welche man in des Maxentius und Licinius Pallästen fand, wurden übermäßig verschwendet; die verschiedenen Neuerungen, die der Eroberer einführte, waren mit zunehmendem Aufwande verknüpft. Die Kosten seiner Gebäude, seines Hofes, und seiner Festlichkeiten, erfoderten einen unmittelbaren und reichlichen Vorrath; und die Unterdrückung des Volks war die einzige Hülfsquelle, welche die Prachtliebe des Kaisers befriedigen konte. Seine unwürdigen Günstlinge, bereichert durch die gränzenlose Freigebigkeit ihres Fürsten, brauchten ungestraft die Vorrechte der Räubereien und Bestechungen. An jedem Zweige der Staatsverwaltung merkte man einen heimlichen, aber allgemeinen Verfall; und der Kaiser selbst behielt zwar noch immer den Gehorsam seiner Unterthanen, verlor aber allmählich alle ihre Hochachtung. Die Kleidung und Lebensart, die er gegen das Ende seines Lebens affektirte, diente nur dazu, ihn in den Augen der Menschen ganz herabzuwürdigen. Der asiatische Pomp, den der Stolz Diokletian's eingeführt hatte, nahm in der Person Konstantin's die Miene der Weichlichkeit und Ueppigkeit an. Er trug falsches Haar von mehrerlei Farben, von den geschickten Künstlern seiner Zeit mühsam in Ordnung gelegt; einen Hauptschmuck von neuerer und kostbarerer Art; eine große Menge von Edelsteinen und Perlen, von Halsbändern und Armbändern, und ein buntes weites Gewand von Seide, mit goldenen Blumen sehr künstlich durchwirkt. In solch einem Anzuge, den die Jugend und Thorheit eines Heliogabalus kaum hätte entschuldigen können, wird es uns schwer, die Weisheit eines alten Regenten, und die Simplicität eines bejahrten Römers zu entdecken. Ein durch Glück und Nachsicht gegen sich selbst so erschlafter Geist war nicht im Stande, sich zu jener Großmuth empor zu heben, welche allen Argwohn verachtet, und zu verzeihen wagt. Der Tod des Maximian

mian und Licinius läßt sich vielleicht aus jenen politischen Grundsäzen rechtfertigen, die man in den Schulen der Tyrannen lehrt; allein, eine unpartheiische Erzählung derer Hinrichtungen, oder vielmehr Ermordungen, welche Konstantin's höheres Alter entehrten, wird auch dem noch so billigen Leser das Bild eines Fürsten darstellen, der ohne Bedenken die Geseze der Gerechtigkeit und die Empfindungen der Natur den Eingebungen seiner Leidenschaften oder seines Eigennuzes aufopfern konte.

Eben das Glück, welches so unveränderlich Konstantin's Feldzüge begleitete, schien auch die Hofnungen und die Freuden seines häuslichen Lebens zu sichern. Diejenigen unter seinen Vorwesern, welche der längsten und beglücktesten Regierungen genossen hatten, August, Trajan und Diokletian, waren ohne Thronerben geblieben; und die öffentlichen Unruhen hatten keiner kaiserlichen Familie bisher Zeit genug gelassen, unter dem Schatten des Purpurs aufzublühen und zahlreich zu werden. Allein, die Kaiserwürde des Flavianischen Geschlechts, welches zuerst durch den gothischen Klaudius zu diesem Vorzuge gelangt war, kam noch auf verschiedene Generationen; und Konstantin selbst leitete von seinem kaiserlichen Vater die erbliche Ehre her, die er seinen Kindern hinterließ. Der Kaiser hatte sich zweimal vermählt. Minervina, der niedere aber rechtmäßige Gegenstand seiner jugendlichen Liebe, hatte ihm blos einen Sohn hinterlassen, der Krispus hieß. Von Fausta, der Tochter Maximians, hatte er drei Töchter, und drei Söhne, welche unter den verwandten Namen: Konstantin, Konstantius und Konstans, bekant sind. Die ehrsuchtlosen Brüder Konstantius des Großen, Julius Konstantius, Dalmatius, und Hannibalianus, genossen des ehrenvollsten Ranges, und der ansehnlichsten Glücksumstände, die nur immer mit ihrem Privatleben bestehen konten. Der jüngste von diesen dreien lebte ohne allen Ruhm, und starb ohne Nachkommenschaft. Seine beiden ältern Brüder vermählten sich mit den Töchtern reicher Senatoren, und durch sie entstanden neue Zweige des kaiserlichen Stamms. Gallus und Julian wurden nachher die berühmtesten von den Kindern des Julius Konstantius, des Patriciers. Die beiden Söhne des Dalmatius, der mit dem leeren Titel eines Censors beehrt worden war, hiessen Dalmatius und Hannibalianus. Die beiden Schwestern Konstantins des Großen, Anastasia und Eutropia, wurden an Optatus und Nepotianus vermählt, zwei Senatoren von edler Geburt und consularischer Würde. Seine dritte Schwester, Konstantia, unterschied sich durch das Außerordentliche ihrer Größe und ihres Unglücks. Sie war die Witwe des besiegten Licinius; und auf ihr flehentliches Bitten behielt ein unschuldiger Knabe, der aus ihrer Ehe erzeugt war, noch eine Zeitlang das Leben, den Cäsartitel, und eine zur Bitte ertheilte Hofnung der Thronfolge. Ausser den weiblichen Anverwandten, und denen von dem flavianischen Geschlecht, schienen zehn oder zwölf männliche Verwandte, denen die neuere Hofsprache den

Na-

Namen der Prinzen von Geblüte ertheilen würde, ihrer Geburt nach, bestimmt zu seyn, Konstantins Thron entweder zu erben, oder zu unterstützen. Aber in weniger als dreißig Jahren waren von dieser zahlreichen und zunehmenden Familie nur blos noch Konstantius und Julian übrig, welche allein eine Reihe von Mißhandlungen und Unglücksfällen von der Art überlebt hatten, wie sie die tragischen Dichter in den zum Unglück ausersehenen Geschlechtern des Pelops und Kadmus nur immer beklagt haben.

Krispus, der älteste Sohn Konstantins, und ein wahrscheinlicher Thronfolger, wird von unpartheiischen Geschichtschreibern als ein liebenswürdiger und vollkomen ausgebildeter Jüngling geschildert. Die Sorge für seine Erziehung, oder wenigstens für sein Studiren, war dem Laktantius, dem beredtesten unter den Christen aufgetragen, einem Lehrer, der ausnehmend dazu geschickt war, den Geschmack seines vornehmen Zöglings zu bilden, und seine Tugenden zu ermuntern. In einem Alter von siebenzehn Jahren erhielt Krispus den Titel eines Cäsars, und die Verwaltung der gallischen Provinzen, wo die Einbrüche der Deutschen ihm frühzeitig Gelegenheit gaben, seinen kriegerischen Muth an den Tag zu legen. In dem bürgerlichen Kriege, welcher bald nachher ausbrach, theilten Vater und Sohn ihre Macht; und Krispus wußte sich der Engen des Hellesponts glücklich zu bemächtigen, welche die überlegene Flotte des Licinius so hartnäckig vertheidigte. Dieser zur See erhaltene Sieg trug viel dazu bei, den Ausgang des Krieges zu entscheiden; und die Namen Konstantins und Krispus wurden in dem freudevollen Zuruf ihrer morgenländischen Unterthanen mit einander verbunden, die es laut verkündigten, die Welt sey durch einen mit jeder Tugend begabten Kaiser erobert, und werde jetzt durch ihn regiert, und durch seinen preiswürdigen Sohn, einen vom Himmel geliebten Prinzen, und das lebendige Ebenbild von den Vollkommenheiten seines Vaters. Die Gunst des Volks, welche selten das höhere Alter begleitet, verbreitete ihren Glanz über die Jugend des Krispus. Er verdiente die Hochachtung, und gewann die Liebe des Hofes, des Kriegsheers und des Volks. Die durch Erfahrung bewährten Verdienste eines regierenden Monarchen werden von seinen Unterthanen meistens ungern erkant, und oft mit partheiischem und mißvergnügtem Murren versagt; da sie hingegen aus den erst aufblühenden Tugenden seines Nachfolgers sehr gern die unbegränztesten Hofnungen sowohl besonderer als allgemeiner Glückseligkeit schöpfen.

Diese gefährliche Liebe der Unterthanen, erregte gar bald Konstantins Aufmerksamkeit, der, beides als Vater und als König, seines Gleichen nicht wohl vertragen konte. Anstatt seinem Sohne, durch die edelmüthigen Bande des Vertrauens und der Dankbarkeit, diese Volksliebe noch mehr zu sichern, entschloß er sich, den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche sich von einem unbefriedigten Ehrgeiz befürchten ließen. Krispus fand gar bald Ursache, sich zu be=

beschweren, daß man seinen jüngern Bruder Konstantius, mit dem Titel eines Cäsars, nach Gallien sandte, um daselbst die ihm zugetheilten Länder zu regieren, und ihn, einen Prinzen von reifern Alter, der erst so neue und so glänzende Dienste geleistet hatte, anstatt ihn zu der höhern kaiserlichen Würde empor zu heben, am Hofe seines Vaters fast wie gefangen einsperrte, und ihn, ohne Macht und Schutzwehr allen den Verläumdungen Preis gab, welche die Bosheit seiner Feinde wider ihn erdenken konte. Unter so peinlichen Umständen war vielleicht dieser edle Prinz nicht immer im Stande, sein Betragen vorsichtig genug einzurichten, oder sein Mißvergnügen zu unterdrücken; und es läßt sich gewiß vermuthen, daß er von einem Haufen unbedachtsamer oder treuloser Anhänger umgeben war, die sich unaufhörliche Mühe gaben, das unvorsichtige Feuer seines Unwillens und seiner Rachbegierde zu entflammen, vielleicht auch dazu angestiftet waren, es zu verrathen. Ein Befehl Konstantins, der um diese Zeit kund gemacht wurde, ist ein offenbarer Beweis seines würklichen oder vorgeblichen Verdachts, daß man wider seine Person und seine Regierung eine geheime Verschwörung gemacht hätte. Durch alle mögliche Anlockungen von Ehre und Belohnung fodert er die Angeber eines jeden Standes auf, ohne Ausnahme seine obrigkeitlichen Personen oder Räthe, seine Freunde oder seine vertrautesten Günstlinge anzuklagen; er versichert zugleich mit der feierlichsten Betheurung, er wolle selbst diesen Anklagen Gehör geben, er wolle selbst die ihm wiederfahrnen Beleidigungen rächen; und schließt mit einem Wunsche, der seine Besorgniß naher Gefahr verräth, daß die allwaltende Fürsehung ferner den Kaiser und das Reich beschützen wolle.

Die Angeber, welche sich zu einer so lockenden Einladung willig finden liessen, waren in den Hofkünsten bewandert genug, um des Krispus Freunde und Anhänger als Schuldige zu wählen; auch hat man gar keine Ursache, die Aufrichtigkeit des Kaisers in Zweifel zu ziehen, der ein reichliches Maaß von Rache und Bestrafung versprochen hatte. Konstantins Staatsklugheit behielt indeß noch immer den Schein der Achtung und des Zutrauens gegen einen Sohn bei, den er als seinen unversöhnlichsten Feind zu betrachten anfing. Man schlug Schaumünzen mit den gewöhnlichen Wünschen für des jungen Cäsars lange und glückselige Regierung; und da das Volk, welches von den Geheimnissen des Pallastes nichts erfuhr, noch immer seine Tugenden liebte, und seine Würde verehrte, so finden wir, daß ein Dichter, der um seine Rückkehr aus der Verbannung flehte, mit eben der Ehrfurcht die Majestät des Vaters und des Sohns anbetete. Jetzt war die Zeit da, wo man die Feier des zwanzigsten Regierungsjahrs Konstantins begehen wollte; und der Kaiser verlegte in dieser Absicht seine Residenz von Nicomedia nach Rom, wo man zu seinem Empfange die glänzendsten Anstalten gemacht hatte. Jedes Auge und jede Zunge bestrebte sich, ihr Gefühl der allgemeinen Glückseligkeit auszudrücken; und man

zog eine Zeitlang den Schleier, des Ceremoniels und der Verstellung über die schwärzesten Absichten der Rachgier und Mordsucht. Mitten unter diesen Feierlichkeiten wurde der unglückliche Krispus, auf Befehl des Kaisers, in Verhaft genommen, der alle väterliche Zärtlichkeit ablegte, ohne dafür die richterliche Billigkeit anzulegen. Das Verhör war kurz, und geschah insgeheim; und da man es für schicklich hielt, das Schicksal des jungen Prinzen vor den Augen des römischen Volks zu verbergen, so sandte man ihn unter einer starken Bedeckung nach Pola in Istrien, wo er bald hernach, entweder durch die Hand des Nachrichters, oder durch die mildere Vermittelung des Gifts, sein Leben verlor. Der Cäsar Licinius, ein junger liebenswürdiger Prinz, wurde in des Krispus Fall mit hinein gezogen; und der störrische Zorn Konstantins ließ sich durch das Flehen und Weinen seiner Lieblingsschwester nicht bewegen, die für das Leben eines Sohns bat, dessen Rang sein einziges Verbrechen war, und dessen Verlust sie nicht lange überlebte. Die Geschichte dieser unglücklichen Prinzen, die Natur und Beweise ihres Verbrechens, die Form ihrer Verurtheilung, und die Umstände ihres Todes, begrub man in geheimnißvolle Dunkelheit, und der höfische Bischof, der in einem ausgearbeiteten Werke die Tugenden und die Frömmigkeit seines Helden gepriesen hat, beobachtet über diese tragischen Vorfälle ein kluges Stillschweigen. Solch eine übermüthige Verachtung gegen das Urtheil der Menschen befleckt Konstantins Andenken mit einem unauslöschlichen Vorwurf, und muß uns zugleich an das ganz verschiedene Betragen eines der größten Monarchen neuerer Zeit erinnern. Czar Peter, im vollen Besitz despotischer Gewalt, unterwarf dem Urtheile Rußlands, Europa's, und der Nachwelt diejenigen Gründe, die ihn genöthigt hatten, das Todesurtheil eines strafbaren, oder doch wenigstens ungerathenen, Sohns zu unterschreiben.

Die Unschuld des Krispus ward so allgemein anerkant, daß die neuern Griechen, welche das Andenken ihres Stifters ungemein verehren, sich genöthigt sahen, das Verbrechen dieser Ermordung seines Sohns zu entschuldigen und zu bemänteln, weil das gemeine Gefühl der menschlichen Natur ihnen nicht erlaubt, es zu rechtfertigen. Sie geben vor, der betrübte Vater habe sogleich, als er die Falschheit der Beschuldigungen entdeckt, die seine Leichtgläubigkeit auf eine so traurige Art getäuscht hätten, der Welt seine Reue und Gewissensbisse öffentlich bekant gemacht; er habe vierzig Tage lang um ihn getrauert, und sich während derselben des Bades und aller sonst gewöhnlichen Erquickungen des Lebens enthalten, und, der Nachwelt zur bleibenden Belehrung, dem Krispus eine goldene Bildsäule mit dieser denkwürdigen Inschrift errichtet: **Meinem Sohne, den ich ungerechter Weise zum Tode verurtheilte.** Eine so lehrreiche und interessante Anekdote verdiente durch minder streitige Beweise unterstützt zu seyn. Wenn wir aber die ältern und glaubwürdigern Schriftsteller zu Rathe ziehen, so werden sie uns sagen, daß Konstantin seine Reue nur blos durch blutgierige und rachsüchtige Handlungen an den Tag gelegt, und die Ermordung eines unschuldigen Sohns vielleicht durch die Hinrichtung einer schuldigen Gemalin zu vergüten gesucht habe. Sie schreiben die Unglücksfälle des Krispus den Kunstgriffen seiner Stiefmutter Fausta zu, deren unversöhnlicher Haß, oder deren fehlgeschlagene Liebe in dem Pallaste Konstantins das alte Trauerspiel von Phädra und Hippolytus wieder erneuerte. Gleich der Tochter des Minos beschuldigte die Tochter Maximians ihren Stiefsohn unerlaubter Absichten auf seines Vaters Gattin; und erhielt sehr leicht von dem Unwillen des Kaisers ein Todesurtheil wider einen jungen Prinzen, den sie mit Recht als den furchtbarsten Nebenbuhler ihrer

ihrer eigenen Kinder ansah. Aber Helena, Konstantins bejahrte Mutter, beklagte und rächte den gewaltsamen Tod ihres Enkels Krispus; und nicht lange vorher machte man die würkliche oder vorgebliche Entdeckung, daß Fausta selbst mit einem schlechten Menschen vom kaiserlichen Stall einen verbotenen Umgang hatte. Ihre Verurtheilung und Bestrafung waren die unmittelbaren Folgen dieser Anklage; und die Ehebrecherin wurde durch den Dampf eines Bades erstickt, welches in dieser Absicht bis auf einen außerordentlichen Grad war erhitzt worden. Einige werden vielleicht glauben, daß die Erinnerung an eine zwanzigjährige eheliche Verbindung, und die Ehre ihrer gemeinschaftlichen Kinder, welche zu Thronerben bestimmt waren, das harte Herz Konstantins billig hätten erweichen, und ihn bewegen sollen, seine Gattin, so strafbar sie auch scheinen mogte, ihre Schuld in einem einsamen Gefängnisse büßen zu lassen. Es scheint aber eine überflüßige Mühe zu seyn, die Schicklichkeit dieses sonderbaren Vorfalls beurtheilen zu wollen, wenn wir dessen Wahrheit nicht gewiß beweisen können, die noch immer in einige Dunkelheit und Zweifel eingehüllt ist. So wohl diejenigen, welche Konstantins Charakter angegriffen, als die, so ihn vertheidigt haben, ließen beide zwei sehr merkwürdige Stellen in zwei, unter der folgenden Regierung gehaltenen Reden aus der Acht. In der ersten wird die Tugend, die Schönheit und Glückseligkeit der Kaiserin Fausta gepriesen, als einer Tochter, Gattin, Schwester und Mutter so vieler Fürsten a). In der zweiten wird ausdrücklich behauptet, daß die Mutter des jüngern Konstantin's, der drei Jahre nach seines Vaters Tode erschlagen würde, ihn überlebt habe, um das Schicksal ihres Sohnes zu beweinen. b). Ungeachtet des ausdrücklichen Zeugnisses verschiedener Schriftsteller sowohl heidnischer als christlicher Religion, hat man immer noch einigen Grund zu glauben, oder wenigstens zu vermuthen, daß Fausta der blinden und argwöhnischen Grausamkeit ihres Gemahls entgangen sey. Der Tod eines Sohns und eines Neffen, und die Hinrichtung einer großen Menge schätzbarer und vielleicht unschuldiger Freunde, die in ihren Fall mit verwickelt waren, kan indeß hinreichend seyn, das Mißvergnügen des römischen Volks zu rechtfertigen, und die satyrischen Verse zu erklären, welche man an das Thor des Pallastes anschlug, und worin man die glänzende und blutige Regierung Konstantin's und Nero's zusammen verglich c).

a) *Julian.* Orat. I. Er scheint sie die Mutter des Krispus zu nennen. Vielleicht nahm sie diese Benennung durch die Adoptirung an; wenigstens wurde sie nicht als seine Todfeindin angesehen. Julian vergleicht Fausta's Glück mit dem Glücke der Parysatis der persischen Königin. Einem Römer wäre vielleicht eher die zweite Agrippina dabei eingefallen:

Et moi, qui sur le trone ai suivi mes ancêtres,
Moi, fille, femme, sœur & mere de vos maitres.

b) *Monod.* in Constantin. Jun. c. 4. ad calcem *Eutrop.* edit. *Havercamp.* Der Redner nennt sie die göttlichste und frömmste von allen Kaiserinnen.

c) Saturni aurea secula quis requirat?
Sunt hæc gemmea, sed Neroniana.

Sidon. Apollinar. v. 2.

Es ist etwas sonderbar, daß man diese satyrischen Zeilen nicht etwan irgend einem unbekannten Pasquillanten, oder einem mißvergnügten Patrioten beilegt, sondern dem Ablavius, dem ersten Minister und Günstlinge des Kaisers. Hieraus sieht man, daß die Verwünschungen des römischen Volks eben so wohl Eingebungen der Menschheit als des Aberglaubens waren.

Zosim. L. II. p. 105.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 20ten Mai 1782.

Ein Todtengespräch zwischen Merkur und einer Dame.

(Nach dem Englischen des Lords Lyttleton.)

Dame. In der That, Herr Merkur, ich kan das Vergnügen nicht haben, Ihnen jezt aufzuwarten. Ich bin engagirt, — schlechterdings engagirt.

Merkur. Ich weiß, Sie haben einen liebenswürdigen zärtlichen Gemal, und verschiedene artige Kinder; aber ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß weder eheliche Anhänglichkeit und mütterliche Liebe, noch selbst die Sorge für die Wohlfahrt eines Königreichs, oder den Ruhm einer Nation irgend einen entschuldigen könne, der den Ruf ins Reich der Todten erhalten hat. Wäre der finstere Bote nicht eben so hartnäckig, als er unwillkommen ist, so würde Charon in einem Jahrhunderte nicht einen Reisenden finden, ausgenommen dann und wann einen hypochondrischen Engländer. Sie müssen sichs gefallen lassen, Ihren Gemal und Ihre Familie zu verlassen, und über den Styx zu wandern.

Dame. Es war meine Absicht nicht, mich auf die Verbindung mit meinem Gemale und meinen Kindern zu berufen; ich glaubte nie mit ihnen verknüpft zu seyn. Ich kannte keine Verbindungen als solche, die bei Damen meines Ranges gewöhnlich sind. Da sehen Sie nur, ich bin schon auf zween Monate zum voraus engagirt. Montags zum Schauspiel, Dienstags zum Ball, Mittwochs zur Oper und den Rest der Woche zu Assembleen, — und es wäre doch unanständig, wenn ich mein Wort nicht hielte. Wenns Ihnen beliebte, bis zum Sommer zu warten, so wäre ich dann von ganzem Herzen zu Ihren Diensten. Vielleicht sind die elysischen Gefilde nicht so detestable als das Landleben in der Oberwelt. Sagen Sie mir doch, haben Sie ein hübsches Vauxhall. Ich denke, ich würde das Wasser des Lethe nicht ungern trinken, wenns bei Ihnen nicht an Amüsements fehlte.

Merkur. Es kan Ihnen unmöglich angenehm seyn, das Wasser der Vergessenheit zu trinken, da Sie das Vergnügen zum Geschäft Endzweck

und Ziel Ihres Lebens gemacht haben. Es ist gut, seine Sorgen weg zu trinken, aber wer wolte die Erinnerung eines Lebens voll Fröhlichkeit vertilgen?

Dame. Ergötzungen waren in der That das Geschäft meines Lebens, aber was das Vergnügen betrift, so habe ich keins genossen, seit die Amüsements den Reiß der Neuheit verloren hatten. Was ists für Freude, wenn man dasselbe Ding immer wieder und wieder sieht. Spätes Aufsitzen und Ermüdungen verursachten mir Vapeurs, schwächten die natürliche Heiterkeit meines Temperaments, und raubten schon meiner Jugend die jugendliche Lebhaftigkeit.

Merkur. Aber, wenn Ihnen diese Art zu leben kein Vergnügen machte, warum setzten Sie sie denn fort. Sie dachten doch nicht etwan, sie sey sehr verdienstlich?

Dame. Ach, ich war zu sehr engagirt, um überall zu denken, in sofern war mein Leben, in der That, angenehm genug. Meine Freunde sagten mir immer, Ergötzungen wären nothwendig; der Arzt versicherte mich, daß solche Zerstreuungen meine Lebensgeister stärkten, — und mein Gemal behauptete das Gegentheil. Aber, Sie wissen wohl, daß man seinen Freunden herzlich gern folgt, dem Doctor sich gefällig erzeigt, und dem Gemale — widerspricht. Zudem ging mein ganzer Ehrgeiß dahin, für eine Dame du bon ton gehalten zu werden.

Merkur. Bon ton! was ist das, Madam? definiren Sie mir das doch!

Dame. O mein Herr, entschuldigen Sie mich, es gehört zu den Vorrechten des bon ton weder zu definiren, noch definirt zu werden. Er ist das Kind und der Vater des Unsinns. bon ton ist — wahrhaftig, ich kan Ihnen nicht sagen, was er ist, wohl aber, was er nicht ist. Im Gespräch nicht Wiß, in Manieren nicht Feinheit, im ganzen Betragen nicht Wohlanständigkeit, aber mit dem allen hat er eine kleine Aehnlichkeit. Der gute Ton kömmt allen Leuten von einem gewissen Range zu, die mit gewissen Personen, die gewisse Tugenden nicht haben, auf einem gewissen Fuße leben. Andere dürfen sich ihn nicht anmaassen, aus Besorgniß für Leute gehalten zu werden, die sich auf die Regeln der feinen Lebensart nicht verstehen. Nun, mein Herr, hab' ich Ihnen so viel davon gesagt, als ich wußte, ob ich ihn gleich mein ganzes Leben hindurch sehr bewundert und darnach getrachtet habe.

Merkur. Dann, Madam, haben Sie Ihre Zeit verwüstet, Ihre Schönheit welkend gemacht, und Ihre Gesundheit zerstört, in der lobenswürdigen Absicht, Ihrem Gemale zu widersprechen, der das Glück seines Lebens in Ihrer Liebe suchte, und um das Etwas und Nichts zu besitzen, das man bon ton nennt.

Dame. Was wolten Sie denn, daß ich thun solte?

Merkur. Ich will Ihrer Methode zu unterrichten folgen, und Ihnen also sagen, was ich wolte, daß Sie nicht gethan hätten. Ich wolte nicht, daß

daß Sie Ihre Zeit, Vernunft und Pflicht der Mode und der Narrheit aufgeopfert hätten. Ich wolte nicht, daß Sie die Glückseligkeit Ihres Gemals und die Erziehung Ihrer Kinder vernachläßigt hätten.

Dame. Was die Erziehung meiner Töchter betrift, so hab' ich keine Kosten gespart. Sie hatten Unterricht im Tanzen, in der Musik und im Zeichnen. Lebensart und französisch lernten sie von ihrer Gouvernante.

Merkur. Sie solten also Religion, Sentiments und Manieren von einem Tanzmeister, Musikmeister und etwa dem Kammermädchen lernen. Vielleicht mögen Sie sie vorbereiten, den bon ton zu fassen. Ihre Töchter müssen so erzogen worden seyn, daß sie fähig wurden, einst Gattinnen ohne eheliche Liebe, Mütter ohne ein mütterliches Herz zu seyn. Ich bin bekümmert um die Lebensart, die sie beginnen, und um die, welche Sie jetzt geendigt haben, Madam! Minos ist ein alter grämlicher Herr, ohne einige Tinctur von bon ton. — Würklich, ich bin Ihrentwegen besorgt. Der beste Rath, den ich Ihnen geben kan, besteht darin, daß Sie es in der Unterwelt eben so zu machen suchen, wie in der Oberwelt. — Glückseligkeit stets vor Augen und zum Endzweck haben, aber nie die Straße treffen, die dahin führt. Bleiben Sie diesseits des Styx! Wandern Sie hin und her ohne Ende und Ziel. Blicken Sie in die elysischen Gefilde, aber versuchen Sie es nie, hinein zu dringen, damit Sie Minos nicht in den Tartarus stoße. Denn versäumte Pflichten mögten Ihnen ein eben so strenges Urtheil zuziehn, als begangene Laster.

Ein Todtengespräch zwischen Merkur und dem Cyniker Menipp.

(Nach dem Lucian.)

Menipp. Wo sind die berühmten Schönheiten, Merkur? Ich komme so eben hier an, führe mich ein wenig herum?

Merkur. Ich habe zu thun, Menipp, aber blick nur dort hin zur rechten Hand, da sind Hyacinth, und Narciß, und Achill, Helena, Leda und alle Schönheiten des Alterthums.

Menipp. Ich sehe nur Gebeine und nackte Schädel, die sich größtentheils ähnlich sind.

Merkur. Gleichwohl sind die Knochen, über welche du die Nase zu rümpfen scheinst, eben die, welche alle Dichter bewundern.

Menipp. Zeige mir doch einmal die berühmte Helena, ich kan sie nicht unterscheiden.

Merkur. Dieser Schädel ist Helena.

Menipp. Dieses Schädels wegen wurden 1000 Schiffe der Griechen bewafnet, sind so viele Griechen und Barbaren getödtet, so viele Städte zerstört?

Merkur. Freund Menipp, du hast das Weib nicht, da sie noch lebte, gesehen,

hen, sonst würdest auch du einräumen, daß es einem nicht verargt werden könne, um solch eines Weibes willen eine so lange Zeit hindurch so viele Gefahren und Mühseligkeiten zu ertragen. So scheinen verwelkte Blumen ohne Reiz gewesen zu seyn, aber wer die Rose in ihrer Blüte gesehen, an ihrem süssen Dufte sich ergözt hat, kan ihre Schönheit nicht genug bewundern.

Menipp. So wundere ich mich denn eben darüber, daß es den Griechen nicht eingefallen ist, daß sie sichs so sauer um etwas haben werden lassen, das doch von so kurzer Dauer ist, so leicht verblüht.

Merkur. Die Zeit erlaubt mir nicht, mit dir zu philosophiren. Suche dir einen grünen Plaz aus, wo du dich niederlegen, und von den Beschwerlichkeiten der Reise erholen kanst; ich muß noch andere Schatten herführen.

Das Gesicht des Mirza, eine morgenländische Erzählung.

(Aus dem Spectator Num. 159.)

— — Omnem, quæ nunc obducta tuenti
Mortales hebetat visus tibi, & humida circum
Caligat, nubem eripiam — —

Virg.

* * *

Am fünften Tage des Monats, den ich nach meiner Väter Sitte allzeit feire, stieg ich, nachdem ich mich gewaschen und meine Morgenandacht verrichtet hatte, auf die hohen Hügel bei Bagdad, in der Absicht das übrige des Tags mit Gebet und Nachdenken zuzubringen. Als ich nun hier auf den Spitzen der Berge frische Luft schöpfte, verfiel ich in eine tiefe Betrachtung der Eitelkeit des menschlichen Lebens; und indem ich von einem Gedanken zum andern fortging, sagt' ich, gewiß, der Mensch ist nur ein Schatten und das Leben ein Traum! Indem ich so nachsann, richtete ich meine Augen gegen den Gipfel eines nicht weit von mir entfernten Felsen, auf welchem ich eine Person in einem Schäferkleide mit einem kleinen musikalischen Instrument in der Hand gewahr ward. Als ich ihn anblickte, sezte er das Instrument an seine Lippen und hub an darauf zu spielen. Der Klang desselben war unbeschreiblich süß und abwechselnd mit Tönen, die unaussprechlich melodisch und von allem verschieden waren, was ich je gehört hatte. Sie erinnerten mich an jene himmlischen Gesänge, welche den abgeschiedenen Seelen guter Menschen bei ihrem ersten Eintrit ins Paradies ertönen, um die Eindrücke ihres lezten Kampfes zu vertilgen, und sie zu den Ergözungen dieses glücklichen Ortes fähig zu machen. Mein Herz zerschmolz in geheime Entzückungen.

Oft hatte man mir gesagt, der Fels vor mir wäre der Aufenthalt eines Geistes, und verschiedene, die vor ihm vorüber gegangen, hätten diese Musik vernommen;

nommen; nie aber hatt' ich gehört, daß der himmlische Musiker je sichtbar erschienen wäre. Als er durch die entzückenden Töne meine Seele erweckt hatte, die Vergnügungen seiner Unterredung zu genießen, winkte er mir, da ich ihn wie erstaunt anblickte, und befahl mir durch die Bewegung seiner Hand, mich dem Orte zu nähern, wo er saß. Ich näherte mich, mit der Ehrfurcht, die einem höhern Wesen gebührt, und da er sich mein Herz durch die bezaubernden Töne, die ich gehört, gänzlich unterworfen hatte, fiel ich zu seinen Füßen nieder und weinte. Der Geist lächelte auf mich herab mit einem Blick voll Mitleids und Gesprächigkeit, der ihn meiner Einbildungskraft vertraulicher machte, und auf einmal alle Furcht und alle Besorgnisse, mit welchen ich mich ihm genähert hatte, zerstreute. Er richtete mich von der Erde auf, und indem er meine Hand faßte, sagte er: Mirza, ich habe dich in deinen Selbstgesprächen gehört; folge mir!

Er führte mich darauf zu der höchsten Spitze des Felsen, stellte mich auf den Gipfel und sprach: richte deine Augen nach Osten und sage mir, was du siehst. Ich sehe, antwortete ich, ein großes Thal und einen erstaunlichen Strom, der durch dasselbe sich fortwälzt. — Das Thal, das du siehest, sprach er, ist das Thal des Elends, und der Strom ein Theil des großen Stroms der Ewigkeit. — Was ist denn die Ursach, sagt' ich, daß der Strom, welchen ich sehe, an dem einen Ende aus einem dicken Nebel entspringt, und an dem andern sich wiederum in einem dicken Nebel verliert?

Was du siehst, gab er zur Antwort, ist der Theil der Ewigkeit, welcher Zeit genannt wird, dessen Maaß die Sonne misset, und der vom Ursprung der Welt bis zu ihrem Ende sich erstreckt. Untersuche nun dies Meer, welches an seinen beiden Enden von Finsterniß umgrenzt ist, und sage mir, was du darin entdeckst!

Ich sehe eine Brücke, welche mitten im Strome steht. —

Die Brücke, welche du siehst, sprach er, ist das menschliche Leben; betrachte sie nur aufmerksam!

Bei genauerer Betrachtung fand ich, daß sie aus siebenzig ganzen Bögen bestand, außer verschiedenen zerfallenen, die zu denen, welche noch ganz waren, hinzu gerechnet, ungefähr eine Zahl von hundert Bögen ausmachten. Als ich sie zählte, sagte mir der Geist, daß diese Brücke zuerst aus tausend Bögen bestanden, aber daß eine große Fluth die übrigen fortgerissen, und die Brücke in dem verfallenen Zustande gelassen hätte, worin ich sie jetzt sähe. Aber, fuhr er fort, sage mir weiter, was du darauf entdeckest!

Ich sehe eine Menge von Leuten, die darüber gehen, und eine schwarze Wolke, welche über jedem Ende der Brücke hängt. Als ich aufmerksamer hinblickte, bemerkte ich, daß verschiedene Waller durch die Brücke in den großen Strom fielen, der unter ihr floß, und bei fernerer Untersuchung

ward ich unzähliger Fallthüren gewahr, die in der Brücke verborgen lagen, und so bald die Gehenden auf sie traten, fielen sie durch dieselben in den Strom, und verschwanden augenblicklich. Diese verborgenen Fallthüren lagen beim Eingange der Brücke sehr dicht bei einander, so daß die Schaaren von Menschen kaum durch die Wolken drangen, als schon viele in dieselben fielen. Gegen die Mitte der Brücke wurden sie seltener, aber gegen das Ende der noch unverletzten Bögen vermehrten sie sich, und lagen dichter bei einander.

Es waren in der That einige Personen, aber ihr Zahl war sehr gering, die eine Art von hinkendem Gang auf den zerbrochenen Bögen fortsetzten, aber sie fielen einer nach dem andern hindurch, indem sie von einem so langen Gange gänzlich ermüdet und erschöpft waren. Ich brachte einige Zeit mit Betrachtung dieses wunderbaren Gebäudes und der großen Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die es darbot, zu. Mein Herz wurde mit tiefer Schwermuth erfüllt, so viele, unerwartet, mitten in ihrer Freude und Fröhlichkeit, fallen, und alles, das bei ihnen war, ergreifen zu sehen, um sich zu retten. Einige blickten auf gen Himmel in einer gedankenvollen Stellung, und mitten in ihrem Nachsinnen strauchelten sie und entsanken dem Auge.

Eine Menge von Menschen beschäftigte sich mit der Verfolgung schimmernder Wasserblasen, die vor ihnen her tanzten; aber oft, wenn sie dieselben erreicht zu haben glaubten, strauchelte ihr Fuß, und sie sanken.

In dieser Verwirrung von Gegenständen bemerkte ich einige mit Säbeln in den Händen, und noch andere mit Uringläsern, welche auf der Brücke hin und her liefen, und verschiedene Personen auf Fallthüren stießen, welche nicht auf ihrem Wege zu liegen schienen, und denen sie entgangen seyn mögten, wären sie nicht darauf hin gestoßen.

Da der Geist sah, daß ich diesem schwermüthigen Anblick nachhing, sagte er mir, ich hätte mich lange genug mit ihm beschäftigt. - Wende deine Augen jetzt von der Brücke, sprach er, und sage mir, ob du noch etwas siehest, das du nicht fassest!

Als ich aufblickte, fragt' ich: was bedeuten diese großen Schwärme von Vögeln, welche beständig über der Brücke schweben, und sich von Zeit zu Zeit darauf niederlassen? Ich sehe Geier, Raben, Harpyen, Wasserraben, und unter manchen andern gefiederten Geschöpfen verschiedene kleine geflügelte Knaben, welche sich in großer Menge auf den mittlern Bögen niederlassen. Diese, antwortete der Geist, sind der Neid, Geiz, Aberglauben, die Verzweiflung und die Liebe, nebst den ähnlichen Sorgen und Leidenschaften, die das menschliche Leben quälen.

Hier seufzte ich aus dem innersten meines Herzens. — Ach, sprach ich, der Mensch ward vergeblich geschaffen! Wie ist er hingeworfen dem Elende und der Sterblichkeit, — gemartert im Leben, im Tode verschlungen!

Der Geist, von Mitleid gegen mich gerührt, befahl mir einen so trostleeren

Anblick zu verlassen. Siehe nicht mehr, sagt' er, auf den Menschen im ersten Austrit seines Daseyns, in seiner Reise zur Ewigkeit; sondern richte deine Augen auf den dicken Nebel, wohin der Strom die verschiedenen Geschlechtsfolgen führt, welche in ihn fallen!

Ich wandte meinen Blick wie mirs befohlen war, — und, es sey nun, daß der gute Geist mein Auge mit übernatürlicher Stärke wafnete, oder einen Theil des Nebels zerstreute, der für mein Auge vorhin zu dick war, um ihn zu durchdringen, — ich sah das Thal am fernern Ende sich öfnen, und sich in einen unermeßlichen Ocean ausbreiten, in dessen Mitte ein sehr großer diamantner Fels war, welcher ihn in zween gleiche Theile sonderte. Die Wolken lagen noch immer über der einen Hälfte desselben verbreitet, so daß ich nichts darin entdecken konte. Aber die andere erschien mir als ein großes Meer mit unzählbaren Inseln bepflanzt, welche mit Früchten und Blumen bedeckt, und mit tausend kleinen blinkenden Seen durchwebt waren, die durch sie hin liefen. Ich konte Personen sehen in herrlichem Gewand gekleidet, mit Blumenkränzen auf ihren Häuptern, wandelnd unter den Bäumen, an Quellen sich lagernd, oder hingestreckt auf Blumenbetten. Ich konte vernehmen eine verwirrte Harmonie singender Vögel, fallender Wasser, menschlicher Stimmen und musikalischer Instrumente. Freude stieg auf in meiner Brust bei der Entdeckung einer so reizenden Scene. Ich wünschte mir Adlerflügel, um hinzufliegen zu diesen seligen Wohnungen; aber der Geist sagte mir, es führte kein Weg dahin als durch die Thore des Todes, welche ich jeden Augenblick auf der Brücke sich öfnen sah. Die Inseln, sagte er, die so frisch und grünend vor dir liegen, von welchen die ganze Fläche des Oceans gefleckt zu seyn scheint, so weit dein Auge reicht, — derer ist mehr als des Sandes am Ufer des Meers; Myriaden von Inseln liegen hinter denen, welche du hier entdeckst, und reichen weiter als dein Auge, ja, deine Einbildungskraft folgen kan. Diese sind die Wohnungen guter Menschen nach dem Tode, welche nach dem Verhältniß des Maaßes und der Art der Tugend, worin sie hervorragten, auf diese verschiedenen Inseln vertheilt sind, die einen Ueberfluß an Vergnügungen von verschiedenen Arten und Stuffen haben, so wie sie dem Geschmack und den Vollkommenheiten der glücklichen Bewohner angemessen sind. Jede Insel ist ein Paradies, das für die darin wohnenden vollkommen anpassend ist.

Sind diese Wohnungen, o Mirza, nicht werth, darnach zu ringen? Scheint dir das Leben elend, welches dir Gelegenheit verschaft, solch einen Lohn zu erwerben? Ist der Tod fürchterlich, der dich zu einem so glücklichen Daseyn führt? Denke nicht, der Mensch sey vergeblich erschaffen, für den solch eine Ewigkeit aufbewahrt ist!

Ich blickte mit unaussprechlichem Vergnügen nach diesen glücklichen Inseln. — Zeige mir nun noch zuletzt, sagt' ich, ich bitte dich, — die Geheimnisse,

wel-

welche unter jenen finstern Wolken verborgen liegen, die den Ocean auf der andern Seite des diamantnen Felsen bedecken!

Da mir der Geist nicht antwortete, wand' ich mich, um meine Bitte zu wiederholen; aber ich fand, daß er mich verlassen hatte. Nun kehrte ich mich wieder gegen das Gesicht, das ich so lange betrachtet hatte, aber statt des sich fortwälzenden Stroms, der gewölbten Brücke und der glücklichen Inseln, sah ich nichts, als das lange tiefe Thal von Bagdad mit Ochsen, Schafen und Kameelen, die an seinen Seiten weideten.

Anmerkung. Ich habe dies Stück, das ich unmittelbar aus dem Englischen übersetzt habe, theils wegen der so schön ausgeführten Allegorie, und des nie genug zu erwägenden wichtigen Inhalts, theils auch deswegen hier abgedruckt zu sehen gewünscht, weil ich manche meiner Leser und Leserinnen an ein Werk erinnern mögte, das freilich schon lange bekant gewesen ist, aber unter der Menge neuer Nationalprodukte und Uebersetzungen, denen man seine schönste Muße widmet, beinahe vernachläßigt zu werden scheint. Der Zuschauer wird unter den Werken des Geschmacks und der gesundesten Kritik einen vorzüglichen Rang behaupten. Die fleißige Lektür desselben ist ein kräftiges Gegengift wider so manche Kopf, Magen und Seele schwächende Modeschriften.

Die Nachtigall und die Sperlinge.

Die Nachtigall sang einmal an einem schönen Frühlingstage so unvergleichlich, daß die andern Vögel sich vor Vergnügen nicht zu lassen wußten. Selbst die Sperlinge, denen die Meise davon erzählt hatte, verließen einen vollen Kornboden, und eilten dem Walde zu. Sie wurden so bezaubert, daß sie auf der Stelle beschlossen, sich auch des Gesanges zu befleißigen. Sie quälten sich Tag und Nacht. Die meisten verhungerten; die übrigen kehrten halb todt zu ihrem Kornboden zurück. Aber, der Kornboden war jezt verschlossen, und die Sperlinge mußten anderswo ihre Nahrung suchen, die sie endlich, wiewohl kümmerlich, fanden.

Diese Fabel zielt auf die Versmacher, welche die Natur nicht zum Dichten berufen hat, und auf alle Autoren, welche ihr Hauswesen zu ihrem großen Schaden vernachläßigen.

Ein Pädagog zu Sybaris filzte seinen Knaben, der auf der Straße eine Feige gefunden und aufgenommen hatte, tapfer aus, nahm ihm die Feige weg und aß sie auf. Aelian, der dies Histörchen im 14ten Buche seiner mancherlei Geschichten erzählt, gesteht, daß er herzlich über diese Anekdote, welche er in den sybaritischen Geschichten fand, gelacht habe. Mir fielen dabei solche Aeltern und Aufseher ein, die ihren Zöglingen etwas untersagen, was sie sich doch selbst erlauben. Ich wünschte gar sehr, daß man sich vor allen Fehlern sorgfältig hütete, die man an den Kleinen bestraft. Was würkt stärker, Lehre oder Beispiel?

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 24ten Mai 1782.

Beschreibung einer falschen Pleuresie.

Wenn Krankheit und Natur in einem Körper streiten,
So kommt ein blinder Arzt, und haut nach beiden Seiten,
Wenn er das Uebel trift, so stellt er wieder her,
Wenn die Natur, so tödtet er.
Nicolai Gedichte, Th. 5. S. 203.

Doctor Bezoar ist ein guter Arzt, sagte ein witziger Kopf, aber er weiß nie, was seinen Kranken fehlt. Es ist traurig, daß dieses bon mot in manchen Fällen zur bittern Wahrheit wird.

Ich will eine kleine Epidemie beschreiben, hauptsächlich wegen einiger praktischen Anmerkungen, denen ich wünsche, daß sie nicht auf die Erde fallen mögen.

Auf den heißen und gewitterreichen Sommer 1781, der eine Menge Gallenkrankheiten hervorbrachte, folgten vom 19ten November an östliche Winde, mit abwechselndem Frost; vom 1ten bis 14ten December starker Frost mit Ostwind, und vom 15ten bis zu Ende Thauwetter, Regen, S. S. W. Wind. Der Januar 1782 war bis zum 30ten stets ungewöhnlich regnigt, mit S. und S. W. Winden, ohne Frost. Nur am 1ten Januar war Wind, mit starkem Frost. Vom 30ten Januar bis 22ten Febr. war ganz durch Frost- und Schneewetter, mit O. und nördlichen Winden. Vom 23ten bis 28ten, Frühlingswetter. In März anfangs Regen und Sturm. Das Barometer stand am 9ten ungewöhnlich tief; 27 Zoll ½ pariser Linie. Vom 11ten bis 28ten Frost, Schnee, Hagel, stürmisches Wetter; O. und N. W. mit südlichen Winden abwechselnd.

In diesem widerwärigen Winter regierten ungewöhnlich viele Krankheiten; fürnemlich aber im Februar und März eine **galligt-rheumatische Pleuresie.** Sie fing an mit Frost und Hitze, die mehrentheils trokken, zuweilen feucht war; Schweiß kam gewöhnlich erst nach erfolgten Ausleerungen des Magens und der Gedärme. Bitterer Geschmack, Uebel-

keit, Erbrechen, Drücken und Spannen unter den Rippen, Verstopfung, auch wohl Durchfall, Stiche und Schmerzen in den Gliedern, Rücken, Leibe, Schultern, die nach und nach in die rechte oder linke Seite der Brust zogen, und sich fest setzten, Beklemmung, Husten, röthlich gefärbter, auch wohl ganz blutiger, Auswurf, Kopfweh, Phantasien und anhaltende Fieber, ohne merklichen Nachlaß, waren die gewöhnlichen Begleiter der Krankheit.

Sie befiel gemeiniglich Personen mittlern und geringen Standes, die schwere Speisen genossen, und sich oft erkälteten. Alte waren so wenig als Kinder davon befreiet.

Die sich der Natur übergaben, oder eine verkehrte Kurart gebrauchten, starben meist am vierten, fünften oder sechsten Tage. Die Anzahl derselben war, zumal auf dem Lande, nicht unbeträchtlich, weil dort entweder alle Hülfe fehlte, oder doch meist die unrechte angewandt ward.

Diese Epidemie war einer andern sehr ähnlich, die hiesiger Orten, (in Oldenburg,) hauptsächlich auf dem Lande, im J. 1772 eine Zeitlang herrschte.

Meine Kurmethode war folgende: Gleich anfangs war ein Brechmittel nothwendig, und mußte auch wohl nach Befinden wiederholt werden. War der Unterleib aber gar zu gespannt, oder die Stiche mehr unten, so war das Brechen mühsamer zu erregen; zuweilen verfehlte auch alsdann das Brechmittel den Zweck, würkte gar nicht, oder nur unterwärts, und machte die Kräfte sinken. Es war immer eine sehr üble Anzeige, wenn das Brechmittel gar nicht würkte. Die Brust ward sodann noch enger, die Farbe gelb, der Puls sank, und das Fieber stieg mit Irrereden bis zum Tode. Oft, wenn man spät kam, mußte man das Tempo abwarten, wenn durch andere Mittel: Zugpflaster an den Waden, Salben des Unterleibes, Klystiere, u. d. gl. Stich und Krampf etwas minder geworden waren. Ich gab es sodann zu allen Zeiten, des Tages, oder des Nachts, wenn der rechte Zeitpunkt da war. Am besten thaten 20 bis 30 Gran Ipecacuannenpulver mit 2 oder 3 Gran Brechweinstein versetzt. Nicht so gut die Ipecacuanne allein; sie würkte gar nicht, oder zu schwach, und ließ das schädliche sitzen. Der in Wasser aufgelöste Brechweinstein machte zuweilen, statt Brechen, Purgiren. Der Rulandische Brechwein a), welchen mein unvergeßlicher Lehrer und Freund,

a) Ein Mittel, das sonst nach meiner Erfahrung in einigen hundert Fällen bei Gallen- und Brustfiebern, wo viel Galle und Schleim wegzuschaffen, fürtreflich ist, und alle andere Brechmittel weit hinter sich läßt. Es würkt nie verkehrt, auf den Stuhlgang, wie der Brechweinstein, und die Ipecacuanne wohl thun, ausser wo der Magen alle Reizbarkeit verloren hat. Man kan es Kindern und delikaten Personen geben, da es wie bloßer Wein schmeckt. Ich verschreibe Erwachsenen gewöhnlich zwei Unzen, lasse die Hälfte nehmen, und alle Viertelstunde bis zur

Freund, der Leibmedicus Schröder in Göttingen, in diesem Fall für das beste hielt, machte doch hier nach meiner Bemerkung zu viel Krampf, und würkte zu langsam. Das erste aber würkte sicher, und machte hernach auch Oefnung. Mehrentheils kam sehr viel Galle und Schleim; die Brust ward freier, es erfolgte Schlaf und Nachlaß des Fiebers, auch wohl Schweiß, und der Stich und Blutauswurf ward minder. Vor und nach der Würkung des Brechmittels ließ ich die Gegend unter den Rippen mit einem erweichenden Liniment warm schmieren, und den Unterleib reiben, womit auch in der Folge täglich einige mal fortgefahren ward.

Einige Stunden nach der Würkung des Brechmittels, Abends oder Morgens, je nachdem ersteres angebracht war, ließ ich, um keine Zeit zu verlieren, Purgirmittel anfangen. Ich fand unter mehrern Mitteln dieser Art ein Infuso-Decoctum aus $1\frac{1}{2}$ bis 2 Loth auserlesener Sennesblätter b), 2 Unzen Cannelmanna, $\frac{1}{2}$ Loth Cremor tartari, eben so viel Fenchelsaamen in Wasser bis zu 8 Unzen Colatur, wozu $1\frac{1}{2}$ bis 2 Loth Johannisbeerensaft gemischt ward, am zweckmäßigsten. Zuweilen fand ich eine Auflösung von Mittelsalzen und Manna, ohne Sennesblätter zuträglich. Hievon ließ ich nach Befinden alle halbe, eine bis zwei Stunden jedesmal eine halbe Tasse lauwarm bis zum hinlänglichen Abführen nehmen, und die folgenden Tage alle zwei bis vier Stunden so damit fortfahren,

zur Würkung einen Eßlöffel nachnehmen, so würkt es sicher und leicht. In einigen Fällen habe ich doch bis drei Unzen und höher, steigen müssen, z. E. im vorigen Sommer bei einer 83jährigen Frau, die ein Gallenfieber hatte, wo ich mit vier Unzen, die ich in Zeit einer Stunde nach und nach selbst eingab, erst zum Zweck kam. Die Besserung erfolgte unmittelbar darauf, und die Frau lebt jetzt gesunder als seit einigen Jahren. Kindern giebt man nach Verhältniß. Ich lasse die Brechmittel, wegen der nachfolgenden Ruhe und Ausdünstung immer im Bette nehmen. Vor und nach dem Brechen laß ich den Magen mit warmen Oel, oder einem erweichenden Liniment schmieren, und unmittelbar nach der Würkung ein Klystier setzen. Mit Meerzwiebelsaft, in kleinen Dosen versetzt, ist das Rulandische Mittel ein kräftiges Expectorans.

Ich weiß wohl, daß neuere Aerzte, und unter diesen große Männer, deren Verdienste ich ehre, den gesegneten Wein vermaledeien, und ich gebe gern zu, daß er in der Hand des Unerfahrnen oft gefährlich ist. Aber da, wo ich Ursache fand, ihn vorzuziehn, habe ich ihn stets als ein herrliches Mittel gefunden; und daher glaubte ich diese Note, als Apologie, dem Rulandischen Brechwein schuldig zu seyn.

b) Diese große Dosis der Sennesblätter wird dem Recensenten von **Vogels** praktischen Handbuch, im 15ten Stück der Gothaischen gelehrten Zeitungen 1782, befremden, wofern ihm dieser Aufsatz zu Gesicht kommt, da er S. 117. die Sennesblätter ein gefährliches Mittel nennt, und von dem Aufguß eines Quents, einer Dame innerhalb 6 Stunden gegeben, schon Schaden sah. Aber ich bitte auf Krankheit, Constitution, Klima und Lebensart Rücksicht zu nehmen.

fahren, daß täglich hinlängliche Oefnung war. Gewöhnlich wird die erste Zeit alle 24 Stunden eine solche Portion verbraucht.

Hiebei mußten die Kranken zuerst alle eine bis zwei Stunden, in der Folge täglich zwei bis drei mal, abzuleiten und zu beruhigen Lavements, abwechselnd bald aus Kamillen, Kümmel, Honig, Oel und Salz in Wasser, bald aus Cremortartarimolken mit Oel, oder aus Habertisane (wellgen) mit Oel und Zucker nehmen; so lange, bis die vielen vorhandnen Unreinigkeiten, Galle, Schleim, Blähungen und alter Stuhlgang weggeschaft, der gespannte schmerzhafte Leib weich und schlaf, der Abgang minder übelriechend, die Zunge und der Geschmack reiner, das Kopfweh, die Beklemmung, Stiche, Husten, Fieber, Irrereden gehoben, der Puls ruhig und frei, und die Haut feucht ward. Dieses geschah gemeiniglich schon am sechsten, oft erst am siebenden Tage. Alsdann gab ich, statt des abführenden Tranks, blos um die Oefnung zu unterhalten, des Morgens ein Pulver aus Cremor tartari, Rhabarber, und dem gelben von Pomeranzen, Abends ein erweichendes Klystier und zugleich entweder eine Mixtur aus dem Decoct von Hollunderblumen mit Oxymel simplex und Hollundersaft, oder den leztern allein mit Thee, um die Ausdünstung zu befördern. Diese war jezt so nothwendig, als sie anfangs schädlich war, wenn die Kranken sie durch warm halten, und den Gebrauch schweißtreibender Mittel erzwingen wolten, wobei doch selten der Zweck erreicht, und nur stärkere trockene Hize erregt ward.

Unter allen diaphoretischen Mitteln kenne ich kein unschuldigers, als den Hollundersaft. Die volatilischen Salze, die schweißtreibenden Essenzen, einige dergleichen Wurzeln, der Campher, u. a. sind hizig, und beizen die ohnehin trocknen und erhizten innerlichen Theile. Das Antimonium diaphoreticum ist ein unnüzer Kalk, der allenfalls die Säure dämpft, aber, wie alle erdigte und absorbirende Mittel, in Gallenkrankheiten, wo Säure heilsam ist, schadet.

Gleich anfangs ließ ich Zugpflaster an beide Waden legen, nicht auf die schmerzhafte Seite, wie in der wahren Pleuresie, weil sie das rheumatische noch mehr nach oben hinleiten; obgleich einige Schriftsteller, und unter diesen einer vom ersten Range, **Tissot**, das leztere vorziehen. (**Anleitung für das Landvolk. Zürch** 1768. S. 318.) Diese ließ ich die ganze Zeit hindurch mit Basilicumsalbe offen halten. Sie verminderten augenscheinlich das Irrereden, machten Kopf und Brust freier, und hoben den krampfigten Puls.

Ich bemerkte fast durchgehends, daß nach dem Brechmittel und den andern Ausleerungen der Stich nach und nach seinen Siz veränderte, und aus der Brust in den Unterleib, und zulezt nach den ofnen Beinen sank, wo er gern einigen Geschwulst, die Rose, starke Eiterung der Wunde, auch wohl kleine

kleine Geschwüre zurück ließ; ein Beweis, daß die Krankheit rheumatisch war. Dieses hielt die Kranken oft 14 Tage länger im Bette und im Zimmer, als außerdem nöthig war. Denn mit dem siebenden Tage stellte sich gewöhnlich die Eßlust ein; die Kranken erholten sich sehr geschwind, und ich habe selten die China, meist nur des Mynsichts Vitriolelixir, oder das Hoffmannsche balsamische Elixier mit Wein zur Stärkung des Magens nach brauchen lassen. Nur alte entkräftete Personen, und die Branntweintrinker, erholten sich langsam.

Gegen den Husten ließ ich gewöhnlich eine Tisane aus Brustkräutern, und einen Saft aus Oxymel simplex und Klapprosensyrup, oder Meerzwiebelsaft mit Althersyrup, oder auch Cremor tartari mit etwas Mineralkermes nehmen, nachdem der Auswurf minder oder mehr zu befördern war. **Lentin** gab in einer ähnlichen Epidemie die Senega zu Beförderung des Auswurfs. (Obs. Med. Fasc. Cell. 1770. 8. pag. 3. 12.) Aber da der wahre Sitz des Uebels im Unterleibe war, so waren diese Mittel blos Palliativhülfe, auf die man sich nicht viel verlassen mußte. Das beste Mittel die Brust zu befreien, und den versteckten Husten und den Auswurf zu erregen, war, wenn man den gespannten Unterleib durch Ausleerungen frei machte. Alsdann kam der Auswurf, ohne Brustmittel von selbst, und beförderte die Genesung. Da hingegen, so lange der Leib gespannt blieb, kein Expectorans von Würkung war.

Das gewöhnliche Getränk war dünne Haber- oder Gerstentisane mit Citronen, Weinessig oder Johannisbeerensaft säuerlich gemacht, Weißbrodwasser mit Vegetabilsäuren, Kirschwasser, u. d. gl. alles warm. Mineralsäuren fand ich zu adstringirend.

Eigentlich kühlende Mittel, oder sogenannte Temperantia, hab ich in dieser Krankheit unnöthig gefunden. Die besten Kühlungen nach den Ausleerungen sind, frische Luft, fleißiges Trinken und Klystiere.

Zur Stärkung in der scheinbaren Schwäche nach den Ausleerungen, ließ ich zuweilen ein Paar Eßlöffel Rheinwein nehmen.

Das Aderlassen und andere in der wahren Pleuresie gewöhnliche Mittel bewiesen sich schädlich. Hievon in der Folge.

Ich habe vom 3ten Febr. bis jetzt (den 15ten April,) in allen sieben und vierzig erwachsene Kranke dieser Art gehabt, außer vielen Kindern, die eine ähnliche galligte Brustkrankheit, doch nicht allemal mit Seitenstich, hatten, und davon fünf verloren.

Der eine ein ärgerlicher wohl beleibter Mann, der viel Fleisch, Wein und Bier genoß, war jährlich an einer gewöhnlichen Pleuresie krank, und ward mit Aderlassen und andern Mitteln geheilt; er hatte dabei einen starken Bruchschaden c). Das letzte mal

 schien

c) Gewöhnlich werden Brüche, Blutspeien, Schwangerschaften, kurz vorher gegangene

schien seine Krankheit eine verwickelte Pleuresie. Der Seitenstich war so heftig, der Husten so stark, der Auswurf so blutig, der Athem so kurz, und der Unterleib so gespannt, daß ich nicht gleich ein Brechmittel geben durfte. Ich ließ also zwei Tage abführen, Lavements nehmen, den Leib schmieren, Zugpflaster an die Waden legen, und als alles dieses die Brust nicht so frei machen wolte, daß ein Brechmittel angebracht werden konte, am dritten Tage drei Tassen Blut am Arm, wo der Stich war. Es hatte eine sehr starke entzündliche Kruste, und schwamm wie Leder in den Tassen. Die Schmerzen ließen etwas nach, aber der Puls sank. Ich glaubte indeß jezt mit mehr Sicherheit das Brechmittel geben zu können: aber es würkte nicht, außer nach einem Paar Stunden einige galligte Stuhlgänge, und sogleich war der Kranke gelbsüchtig. Der Puls sank immer mehr, so wie die gelbe Farbe zunahm, und unter Irrereden, Beängstigungen, kaltem Schweiß, erfolgte am sechsten Tage der Tod. Dieser Kranke ist der einzige, bei dem ich die Aderlasse gestattete, und auch hier war sie schädlich gewesen, wie der Erfolg zeigte.

Der andere, ebenfalls ein sehr ärgerlicher und eigensinniger Mann, war weder zum gehörigen Einnehmen noch zu Klystieren zu bewegen, bis die Gefahr dringend ward. Aber jezt war die kranke Materie unbeweglich; der Leib war krampfigt gespannt und steinhart geworden; der Kopfschmerz stieg bis zur Raserei; 24 Stunden vor dem Tode ging unwissend häufiger schwarzer, cadaveröser Stuhlgang ab; ein Beweis des Brandes in den Gedärmen; und unter Zuckungen erfolgte der Tod am siebenden Tage.

Die dritte, eines Landmanns Frau, die von Natur schwächlich und mager war, ließ mich am fünften Tage der Krankheit rufen. Sie hatte sich anfangs erbrochen. Jezt war keine Uebelkeit mehr; der Seitenstich war schon im Unterleibe und Rücken; die Farbe war gelb, das Fieber anhaltend, der Puls klein und geschwind. Mir blieb nichts übrig, als Abführungen, Klystiere, Zugpflaster und Rheinwein. Aber ihre Kräfte unterlagen der Heftigkeit der Krankheit. Sie starb am siebenden Tage. Ein zeitiges Brechmittel hätte sie wahrscheinlich gerettet.

Die vierte, auch auf dem Lande, bekam zwar das Brechpulver, und die

an:

gene Entbindungen, u. d. gl für Contraindicantia bei Brechmitteln gehalten. Aber glückliche Erfahrungen haben mich in diesen Fällen dreist gemacht, und wenn sie dringend erfordert werden, so geb ich sie, bei gehöriger Vorsicht, ohne Bedenken, aber wo möglich selbst. Quoties enim de vita ægri agitur, contraindicans plane nullum audio, neque audiendus est periclitantis famæ metus. *Lentin Memorabilia circa aërem &c. Clausthaliens. Gœtting.* 1781. 4. pag. 23. Contraindicantium numerum in dies experior esse multo minorem, ac olim arbitrabar. *Stoll. rat. medendi Pars I. Vindob.* 1778. 8. pag. 197.

anderen Mittel gleich anfangs und zu rechter Zeit. Aber sie hatte ein schwaches Nervengebäude, ein scharfes Blut, und einen höchst unreinen Unterleib. Daher waren ihre Kräfte schon am ersten Tage der Krankheit gebrochen, wie im bösartigen Fieber. Keins von allen Mitteln that die verlangte Würkung; der Leib blieb gespannt; das schädliche saß fest; der Auswurf war nicht zu erzwingen, sie starb zu Ende des sechsten Tages.

Der fünfte hatte seit vielen Jahren einen purulenten Auswurf, und seit einem Vierteljahr die Wassersucht. An der letzten hatte ich ihn beinahe geheilt, als ihn das epidemische Fieber befiel, welches seine wenigen Kräfte am siebenden Tage erschöpfte.

Manche Krankheiten sind unheilbar, weil ihre Ursachen so tief versteckt liegen, daß sie dem Auge des schärfsten Beobachters dunkel bleiben. Andere sind, wenn schon erforscht, dennoch ihrer Natur nach unheilbar. Andere sind heftiger, als es die Naturkräfte ertragen, und die Mittel dagegen hinreichend würken können. In noch andern hört alle Würksamkeit der Arzneimittel, und mit ihr die Kunst des Arztes auf.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt von jenen fünf Leichen eine zu öfnen. Was andere Beobachter in ähnlichen Epidemien, als die Ursache der Krankheit und des Todes gefunden haben, ist nicht allgemein passend, weil manche Erscheinungen in den Leichen mehr Folgen der Kur und des Todes, als der Krankheit sind.

Eigentliche Crises habe ich in dieser Krankheit nicht bemerkt. Die Natur war zwar geschäftig sich der Unreinigkeiten durch Brechen, und zuweilen durch Diarrheen zu entledigen; aber sie war zu unkräftig; — denn man kan Durchfall haben, und doch verstopft seyn, — und so blieb auch hier der eigentliche Krankheitsstof zurück. Die einzige gute Crisis war der Schweiß nach den Ausleerungen, wodurch das inflammaterische im Blut vermuthlich solvirt, und ein Theil des rheumatischen ausgedünstet ward; — denn bei allen Kranken, die Ader gelassen wurden, hatte das Blut eine starke Kruste, — und nächstdem die Metastasis an den Beinen.

Wer in Krankheiten dieser Art ein Laurer seyn, und auf Crisis warten will, findet Ursache den Verzug zu bereuen. Hier ist jede Stunde edel.

Ansteckend kan ich dieses Fieber nicht nennen; indeß befiel es doch oft mehrere in einem Hause; oft waren auch in einem Dorfe sehr viele Kranke, und in dem benachbarten gar keine.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Ein

Ein Mittel wider die Wanzen.

Die Wanzen sind ein Ungezieser, davon ein jeder mit Recht je eher, je lieber, befreiet zu seyn wünschet. Der Aberglaube hält dafür, daß man diese Gäste los werden könne, wenn man solche einem andern heimlich zubringet. Allein zu geschweigen, daß solches eine schändliche Sache ist, einem andern auf solche Art das Haus zu verunreinigen; so wird man auch finden, daß man keinen Vortheil davon habe, sondern dies Geschmeiß dem ohngeachtet sein voriges Quartier behalte.

Man hat viele Mittel zur Vertreibung derselben angerathen. In wie fern solche aber den erwünschten und davon gehoften Zweck erreichen, das kan ich nicht bestimmen. Vor einiger Zeit erfuhr ich ein Mittel, welches ein Freund auf eine glückliche Art gebraucht hatte. Da ich mich nicht erinnere, solches jemals gehöret, oder davon gelesen zu haben, so geschiehet durch die Bekantmachung desselben vielleicht manchem ein wahrer Gefallen.

Bekantlich halten sich die Wanzen in den Bettstellen und hölzernen Bekleidungen auf. Daraus kan man sie nicht besser, als durch Rauch vertreiben. Das muß aber ein solcher Rauch seyn, der ihnen schlechterdings zuwider ist. Das ist aber der von den Igeln (Ilen,), die sich im Wasser aufhalten, welche man auch auf die Haut setzet, um sich von ihnen Blut aussaugen zu lassen. Die tödte man und lege sie sodann auf glühende Kohlen. Sie geben einen häßlichen Geruch von sich, der insonderheit den Wanzen unerträglich seyn muß, indem mein Freund versicherte, daß sie darnach aus allen Fugen hervor kommen, und man sie mit leichter Mühe tödten könne. Wiederhohlete man das Räuchern damit einige male, so entfernten sie sich ganz aus dem Hause. Er selbst habe solches durch den Gebrauch bewährt gefunden, und sein Haus, das sehr damit angefüllet gewesen, sey durch den Rauch jetzt völlig rein geworden.

Auch versicherte er mich, daß zwischen der Wanze und den Igeln (Ilen) eine solche Antipathie sey, daß wenn ein Mensch, der in der Hitze am Teiche Wasser tränke, und unvermerkt einen Igel mit hinunter schluckte, nur eine Wanze niederschlucken dürfe, so würde er keine üble Folgen davon verspüren.

Ich vermuthe, daß dieses Mittel eben sowohl bei den Taubenhäusern, darüber im 69ten Stück des Hannov. Magazins vom vorigen Jahre eine Anfrage geschahe, anwendbar und von der besten Würkung seyn werde.

B . . stdt. P . . e.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 27ten Mai 1782.

Beschreibung einer falschen Pleuresie.

(Fortsetzung.)

Der gemeine Mann, den dieses eben beschriebene Fieber (oder diese **galligt-rheumatische Pleuresie**) gewöhnlich angrif, hielt es anfangs für ein Flußfieber, nahm zu Schwitzen ein, ließ hernach zur Ader, und brauchte Brustmittel gegen den Schmerz und den starken Husten. Ward er künstlicher behandelt, so bekam er ausserdem noch Kampher, Salpeter, u. d. gl. Der erste zertheilt ja das entzündete Blut, der leztere dämpft das Fieber; und was war natürlicher als Ader zu lassen, da ein starker und voller Puls, heftiges Fieber, Kopfweh, Beklemmung, Seitenstich, starker Husten, röthlicher, selbst blutiger Auswurf, und die inflammatorische Haut auf dem gelassenen Blute, sie nach allen Regeln, und nach so vielen praktischen Schriftstellern erforderte? Ein Brechmittel in diesen Umständen, ohne Aderlasse, zu geben, schien ein sehr gewagtes Mittel. **Tissot** giebt in diesem Fall auch das Brechmittel nicht eher, als nach vorher gegangener Aderlasse: „Solches früher gebrauchen, heißt mit Recht tödten, und es ist greulich, eine entzündete und vom Blut verstopfte Lunge durch ein Brechmittel zu erschüttern, da ihre Gefäße ohnedies nur durch die Würkung des Auswurfs zerspringen.„ (**Anleitung für das Landvolk, 20. Cap. von der falschen und galligten Entzündung der Brust und des Rippenfelles.** S. 316.) Vergl. S. 62. §. 26. „Die Brechmittel verursachen, füraus, wenn sie in einer Entzündungskrankheit, oder überhaupt in allen hitzigen Krankheiten verordnet werden, ehe man die Säfte durch eine Aderlasse vermindert, und durch häufiges Getränke verdünnet hat, die größten Uebel, Entzündungen des Magens, der Lunge, der Leber, Erstickung, Raserei. Die Purgirmittel veranlassen zuweilen eine allgemeine Entzündung der Gedärme, welche den Tod befördert.„

Van Haen a) ist ganz wider die Brech-

a) Nicht Hän; es muß Hahn ausgesprochen werden, so wie Boerhave, nicht Börhave, sondern Burhave; das holländische ae lautet wie aa, und oe wie u.

Brechmittel. „Meine Schüler haben in drittehalb Jahren nicht gesehen, daß ich in dergleichen Fällen, (d. i. in hitzigen, anhaltenden und faulenden Fiebern, S. 12.) auch nur ein einziges Brechmittel verordnet hätte.„ (**Anton van Haens Heilungsmethode von Platner übersetzt. Leipzig 1779. 8. 1. Band. S. 13.**) Der gelehrte Uebersetzer verbreitet sich umständlicher über den Nutzen und Schaden der Brechmittel in den angehängten Abhandlungen. S. 359. Er glaubt S. 373. „daß die weggebrochene Galle wohl eben so gut ein durch die Arznei verursachter Zufluß, als ein im Magen vorhandener Krankheitsstof sey;„ führt auch S. 371. 372. 373. drei Fälle aus seiner Praxi an, wo die Brechmittel sollen geschadet haben. „Alle Lehrsätze und Maasregeln der guten Methode zielen in den hitzigen Krankheiten darauf ab, daß die unruhigen Bewegungen der Natur auf eine kluge Art besänftiget werden sollen. Die Brecharzneien erregen, selbst in den Körpern der gesundesten Menschen einen heftigen Aufruhr; demnach können sie dem Zustande der hitzigen Krankheiten nicht angemessen seyn.„ So raisonniren **van Haen** und **Platner.** S. 359. Aber alles dieses wiegt eine wiederholte Erfahrung nicht auf. Die Ursache des Uebels muß gehoben werden. Ein faules Fieber z. E. wird eben so wenig durch Aderlassen geheilt, als ein Beinbruch durch — Klystiere. Wenn die Ursache des hitzigen Fiebers, wie sie es oft ist, eine in den ersten Wegen befindliche Menge scharfer Galle ist, so thut ein Brechmittel Wunder. Es werden oft ein Paar Becken voll grüner, bittrer Schleim und Galle ausgeworfen, die augenscheinlich kein durch das Brechmittel zugeführter, sondern längst gesammelter Vorrath ist, dessen sich die Natur nie selbst entlediget hätte, der auch oft so fest sitzt, daß er sich nicht verdünnen, und nach unten wegspülen läßt, sondern in kurzem unfehlbar Entzündung und den Brand hervorbringt. Und warum will man den weiten Weg durch die Gedärme nehmen, da man den kurzen durch die Speiseröhre vor sich hat b)? Anstatt der gefürchteten Unruhen, werden eben durch die reichliche Ausleerung und heilsame Erschütterung die unruhigen Bewegungen am sichersten und schnellsten gestillet. Da hingegen die Kranken bei dem Heer von Mitteln, das **van Haen** S. 13. obigen Fiebern entgegen stellt, und die auch **Westphal** (differt. de limitand. laud vomitoriorum ad curandas febr. malign. Griphisw. 1775. recus. in *Baldingeri* Sylloge Opusculorum Gœtting. 1777. 8. Vol. II. pag. 17.) statt der Brechmittel anräth, (die aber höch-

b) Damnanda praxis est, quæ adeo mollem medicinam facit, ut nunquam emeticum, utut indicatissimum, propinare audeat, sed eccoproticis, veterumque minorativis, sæpius & per epicrasin datis morbum, uno emetico jugulandum, persæpe cum periculo ægri non exiguo in longum trahit. *Stoll. rat. medend. Pars. 1. Vienn.* 1777. 8. p. 55.

höchstens nur für leichte Truppen gelten können,) dem Glück oder ihrer Natur danken müssen, wenn sie aufkommen. Auch war **van Haen** glücklicher in chronischen als hitzigen Krankheiten. (Stoll rat. medend. Tom. III. p. 88.)

Es giebt furchtsame Aerzte, die nichts schädliches geben, aber das nöthige versäumen; die, wie **Winslow**, vor einem Marienbilde niederfallen, und eine nicht zu starke Würkung von zwei Loth Manna erflehen; die, wie **Sänftel** Muttergottesbildlein eingeben, allerhand unkräftiges Zeug unter einander schütten, und keine Gefahr, auch mit der Brille nicht, sehen; (**Briefe über eine ganz unerhörte und nachtheilige Pockenkur. 1778. 8. Berichtigung des Tagebuchs von der Krankheit Maximilians. Frankf. 1778. 8.**)

Sänftel, der den Churfürsten von Baiern mit einer zeitigen Purganz, und einem halb Dutzend kräftigen Lavements retten, und dadurch die Ruhe von Deutschland erhalten konte c).

Es giebt andere Aerzte, die wie **Lenhardt** (**Fritze medicinische Annalen. Leipz. 1781. 8. 1. Band. S. 384.**) bei Alten und Jungen, bei Starken und Schwachen, mit Vitrum Antimonii ceratum, mit Brechweinstein und Jalappenharz in großen Dosen, auf Krankheit und Lebenskräfte zugleich, heroisch in einem Athem Sturm laufen, und — beide zugleich vernichten; medicinische Alexanders, die mit Feuer und Schwerdt wüthen, da abführen, wo sie stärken müßten, aderlassen, wo man Blut einpumpen mögte, saliviren, wo sie Stahl geben, und brechen lassen, wo sie die Rivierische Mixtur verschreiben solten; die in faulen Fiebern, wo die zarten Gedärme ohnehin durch die firnisartige faule Schärfe zur Entzündung geneigt sind, mit Kampher und Serpentaria rösten, und mit Salmiak einpöckeln, aus dem falschen Schluß, daß Salmiak, welches todtes Fleisch vor der Fäulniß bewahrt, ein gleiches bei innerlichen lebendigen Theilen thun müsse.

Die ersten Aerzte lassen sterben; die letztern tödten. Ein Arzt von gesunder Beurtheilungskraft vermeidet beide Klippen; er erforscht schnell die Grundursache des Uebels; dann ergreift er die ersten Bemühungen der Natur sofort, und jagt oft mit einem einzigen Recept den Tod in die Flucht.

So war der unsterbliche **Hippocrates**, der Stolz der Vorwelt, und seit Jahrtausenden Muster und Lehrer der Aerzte. Dieser große Beobachter hat schon die Fälle in der Pleuresie angegeben, wo das Aderlassen schadet; „Lateris dolores in febribus æqualiter consistentes sine signis, venæ sectio lædit, sive cibum aversetur æger, sive hypochondrium sublatum habuerit.„ (*Coac. Prænot. Sect. I. Cap.* 21. *Tom. II. pag.* 187. *edit. Halleri Lauf.* 1769-1771.

c) Ein Gedanke, den ich einst meinem Freund Sturz mittheilte, der ihn in seinen Schriften 1. Th. Leipzig 1779. 8. S. 204. aufgenommen hat.

1771. 8.) **Van Swieten** hat aus ihm und andern dergleichen gesammelt. (*Commentar. Tom. III. pag.* 40. edit. *Hildburg.* 1754. 4.). So hat auch **Baglio** die Fälle aus einander gesetzt, wo Aderlassen, und wo andere Ausleerungen dienlich sind; das erste verwirft er oft. (*Opera. Norimb.* 1751. 4. *pag.* 37. 40. *seqq.*). Imgleichen **Vogel.** (*Prælect. de cognosc. & curand. &c. Gœtting.* 1777. 8. p. 154.) und **Selle** (*Medic. Clin.* **oder medicinisches Handbuch. Berlin** 1779. 8.) in Beschreibung des hitzigen Rheumatismus (S. 116, 117.). **Rega** hat in seinem schönen *Tractatus med. de Sympathia. Franc. & Lips.* 1762. 8. (*p.* 151-158.) auch schon Winke wegen des Unterschieds der wahren und einiger falschen, als der wurmigten, galligten und rheumatischen Pleuresie, und der Behandlung der letzten ohne Aderlassen, durch Brech- und Purgirmittel gegeben. (Vergl. **Andry von Erzeugung der Würmer. Leipz.** 1716. 8. **Anfang der Vorrede,** und S. 216. *Ballonius Epidem. Lib. I. p.* 78. und 790.). **Schröder** hat unter den neuern guten Aerzten zuerst die Fieberlehre recht entwickelt, und die verschiedene Behandlung der entzündlichen, galligten, faulen und Nervenfieber durch antiphlogistische, reinigende, und stärkende Mittel gezeigt. Seine und seiner Schüler Dissertationen zeugen davon: *Hetteling de frequentioribus febrium prodromis. Gœtt.* 1765. *May de amplitudine generis febrium biliosarum. Ib.* 1766. *Ellert de pleuritidum partitione inprimis quoad febrium iis conjunctarum differentias analecta. Ib.* 1769. *Jungschulz, de Raebern Venæsectionis in febribus instituendæ præcipuæ cautiones. Ib.* 1771. S. *Schröderi Opuscula ed. Ackermann. Vol. I. Norimb.* 1778. 8. **Stoll** fand die Aderlasse in der galligten Pleuresie schädlich; denn die Galle ward resorbirt, und die Krankheit unüberwindlich. (Ratio medendi. Tom. I. pag. 7. 11. 12. 52.). Zuweilen ward, wenn man vor dem Brechmittel zur Ader ließ, und dadurch die Natur schwächte, der Tod durch das Brechen beschleunigt. (Tom. II. pag. 196. 201.) Antiphlogistische Kurart machte aus einem der falschen Lungenentzündung ähnlichen Catarrh ein bösartiges Fieber. (Tom. III. p. 41.). Eine Phrenesie mit Seitenstich ward durch Aderlassen immer heftiger, die verdoppelte Prisen des Brechweinsteins bald hoben. (Tom. III. p. 185. S. auch p. 238.). Wiederholtes Aderlassen machte zuweilen wieder gut, was das erste verdarb, weil nach und nach alle kranke Materie ins Blut gebracht, und durch verschiedene Wege wieder heraus geschieden ward; aber hiezu gehörten starke Naturkräfte. (Tom. I. p. 41.) **Fritze** läßt in ähnlichen Fällen nicht zur Ader, sondern brechen, purgiren, u. d. gl.; ersteres fand er schädlich. (**Medic. Annalen.** 1. Band S. 164. 178. 196.). **Baldinger,** einer der ersten unter den deutschen Aerzten, verwirft die Aderlasse in den falschen Pleuresien, fordert Brechmittel in der galligten, und läßt nur

in

in der wurmigten die Aderlasse zu; (Therap. spec. Pars I. Cap. de Pleurit. Mscpt.) und in letzterer habe ich sie selbst einige mal nützlich gefunden. Siehe auch **Theden Unterricht für Unterwundärzte. Berlin** 1778. 8. S. 200.

Aber dagegen werfen viele der neuesten praktischen Schriftsteller, und zum Theil eben die Handbücher, die am meisten von dem großen Haufen gelesen und gebraucht werden, die wahre Pleuresie, und die verschiednen Gattungen der falschen: die schleimigte, flatulente, rheumatische und arthritische, die galligte, fauligte, hectische, die von zurück gehaltenen Ausschlägen, die Wurmpleuresie, u. s. w. meist alle unter einander, und gedenken ihrer nicht, oder behandeln sie auf einerlei Art. **Sauvages** beschreibt unter dem Namen Pleuritis zuerst, außer der wahren Pleuresie, noch zwanzig Nebengattungen, z. E. die galligte, die wurmigte und fauligte Pleuresie, wobei er in der ersten wiederholte, in den beiden letzten seltene Aderlasse vorschreibt. (Nosologia methodica. Tom. I. Amsterd. 1768. 4. pag. 470. 471.) Aber unter dem Namen Pleurodyne, Pleuritis spuria, verzeichnet er (pag. 882.) abermals zwanzig Arten falscher Pleuresien, z. E. die vollblütige, (eigentlich eine wahre,) die er mit Aderlassen, die Wurmpleuresie, die er mit Brech- und Laxirmitteln, die rheumatische, die er mit Aderlassen und Schwitzen kurirt. **Friedrich Hoffmann** kennt außer der wahren nur die rheumatische Pleuresie, worin er die Aderlasse gestattet. (Med. rational. system. Tom. IV. Hal. 1734. 4. pag. 440. 441.) **Ludwig** führt nur die rheumatische des **Hoffmanns** an, und kurirt sie mit Schwitzen. (Institut. med. clin. Lips. 1758. 8. p. 147.). So auch **Platner**. (Ars medendi. Lips. 1765. 8. pag. 253. (**Eller** erwähnt in der Abhandlung der Pleuresie, (**Ausübende Arzneiwissenschaft. Berlin** 1767. 8. S. 399.) nicht einmal der falschen, außer im Capitel vom Rheumatismus, (S. 265.) wo er wiederholtes Aderlassen vorschreibt. **Quarin** beschreibt blos die wahre Pleuresie, und die wahre und falsche Peripneumonie, übergeht aber die falschen Pleuresien alle. (Method. medend. inflammat. Vindob. 1774. 8.) Wie schlecht es zum Theil in den Anweisungen bei Feldkrankheiten bestellt sey, zeigt **Fritze Königl. Preußisches Feldlazareth Leipz.** 1780. 8. S. 17. bis 184. Hier ist (S. 38.) nicht einmal der falschen Pleuresieen gedacht worden. **Donald Monro** gedenkt im Capitel vom Seitenstechen, (**Beschreibung der Feldkrankheiten. Altenburg** 1766. 8. S. 93.) keiner andern als der wahren Pleuresie. In den remittirenden Herbstfiebern, die offenbar galligt und etwas entzündlich waren, ließ er auch zur Ader. (S. 126.). **Pringle** will die falschen, wie die wahren Pleuresien, mit Aderlassen behandelt haben, und nimt nur die flatulente aus. (**Beobachtungen über die Krankheiten der Armee. Altenb.** 1754. 8. S. 160.) **Störk** erwähnt blos der wahren Pleu-

 resie.

resie. (**Unterricht für die Feld- und Landwundärzte. Wien 1776. 8.** 1. Theil, im Capitel vom Seitenstechen. S. 103.) und führt keine andere Gattung an, auch nicht im Capitel von der Lungenentzündung (S. 117.) u. im Rheumatismus. (S. 227.) Allenthalben läßt er zur Ader; auch da, wo der Magen überladen, oder viel Unrath in den Gedärmen ist, räth er die Aderlasse, und sodann blos eine gelinde Abführung. (S. 106.). **Colombier** erkante zwar eine epidemische Pleuresie für eine galligte, ließ aber darin Anfangs zur Ader, hernach brach er, gab Minderers Geist, die Salzmixtur, Blasenpflaster auf den Stich und an den Beinen; die meisten Kranken starben. Aderlassen war immer schädlich; brechen und Zugpflaster das beste. (Code de medicine militaire. Paris 1772. 8. Tom. III. p. 110. 117. 120. 122.) falsche Pleuresie nennt er den Rheumatismus der Brustmuskeln. (p. 129.) **Lieutaud** sezt die Peripneumonie und Pleuresie zusammen, (**Inbegrif der medicinischen Praxis. 1. Band. Leipzig 1777. 8.** S. 379.) giebt in der wahren Pleuresie nach dem Aderlassen Brechmittel, (S. 390.) räth auch noch das Bocksblut. — Der erste Leibarzt des königlichen Hauses! — und das Antimonium diaphoreticum. (S. 391.) Indeß warnt er doch im Vorbeigehn, in gewissen Epidemien, wo die Zufälle von der Galle herrühren, vor der Aderlasse, tadelt auch das übertriebene Aderlassen in allen und jeden Brustentzündungen, wovon er Schwind- und Wassersucht beobachtet hat. In der falschen Lungenentzündung schränkt er die Aderlasse ein, und giebt Brech- und Laxirmittel. (S. 394. 395.). Im zweiten Bande (S. 213.) beschreibt er kurz vier Arten der falschen Pleuresie, nemlich die flatulente, wurmigte, scorbutische und rheumatische, worin er die Aderlasse gestattet. **Macbride** übergeht in der Abhandlung der Brustentzündungen. (**Einleitung in die theoretische und praktische Arzneikunst. Leipz. 1773. 8.** S. 691.) die galligte und andere falsche Pleuresien, und führt blos (S. 811.) unter dem Namen Pleurodyne einige Arten der leztern, nicht aber die galligte, an. Die falsche Peripneumonie wirft er unter die Engbrüstigkeiten. **Grant** führt, in Beschreibung der atrabilarischen Constitution, nur die falsche Peripneumonie an, die er Sydenhamisch beschreibt, und worin er Ader läßt, schröpft, bricht und purgirt; die falschen Pleuresien übergeht er mit Stillschweigen. (**Beobachtungen über die Natur und Heilung der Fieber. Leipz. 1775. 8.**). Das von ihm sogenante mit Entzündung verbundene pestilenzialische Fieber, kurirt er mit Aderlassen und Schwitzen, und läßt allenfalls, wenn die Galle turgirt, nach der Aderlasse ein Brech- oder Laxirmittel zu. (**Neue Beobachtungen. Leipz. 1778. 8.** S. 63. 64.). **Cullen** gedenkt im Capitel von der Brustentzündung. (**Anfangsgründe der praktischen Arzneiwissenschaft. 1. Th. Leipz. 1778. 8.** S. 215.) der falschen Pleuresien nicht; auch nicht im Capitel vom Rheumatismus. (S. 269.) **Clegphorn** (**Beobachtungen über die**

epi-

epidemischen Krankheiten auf Minorka, von Ackermann. Gotha 1776. 8.) beschreibt (S. 235.) ein epidemisches Seitenstechen, das offenbar galligt war; aber von dem Verfasser mit reichlichem Aderlassen, Zugpflastern und Schröpfköpfen auf dem Stich, mit Kampher und Salpeter behandelt ward. In der Folge gab er auch Purganzen, aber keine Brechmittel, sondern nur warmes Wasser, das freiwillige Brechen der scharfen Galle zu befördern. Ein anderer dasiger Arzt, **Font**, kurirte eben so, und gab die Purganz erst nach dem siebenden Tage. (S. 264.). Beide Aerzte fanden die Krankheit sehr tödtlich.

Aber ich ermüde über dem Nachschlagen. Die angeführten Namen sind auch hinreichend zu zeigen, wie unzuverläßig viele neuere und berühmte Schriftsteller oft für den jungen Arzt und den praktisirenden Wundarzt sind. Die meisten sind an bekanten Dingen reich, an neuen dürftig, wiederholen einer den andern, und machen unnöthig neue Eintheilungen, so, daß man eine und dieselbe Krankheit bei dem einen in dieser, bei dem andern in jener Klasse aufsuchen muß, wodurch Verwirrung und Irrthum zunimt. Der eine beobachtet heut dieses, der andere morgen jenes; der mit hellem, und der mit dunklem Blick. Eitelkeit und Liebe zum Neuen und Frappanten verleitet manchen, auch ungetreue Erfahrungen zu debütiren. Hat nicht **Heuermann** erdichtete Beobachtungen drucken laßen, die selbst **Haller** auf Treu und Glauben annahm, und sie in seiner Physiologie citirte? **Kieler Litteraturjournal** 1781. Stück 5. S. 416.) — Es fehlt, ungeachtet der Menge praktischer Handbücher, immer noch ein kurzes und vollständiges, auf wiederholte Erfahrungen gegründetes **Compendium prakticum**. Aber dieses ist nicht eines Mannes Werk. Man kan nicht alle Krankheiten gleich genau beobachten und studieren. Ein Praktiker ist stark in diesem, der andere in jenem, nachdem er mehr über einen Gegenstand gedacht, gelesen und erfahren hat. Wenn sich doch mehr patriotische Meister der Kunst zu einem so nöthigen Handbuche vereinigen, und die Beschreibung und beste Kurmethode aller bekanten Krankheiten, aus eigner Erfahrung, nicht aus Büchern zusammen getragen, kurz und gründlich vollendet, bekant machen wollten! —

Selbst die besten Schriftsteller sind hin und wieder noch nicht völlig bestimt in Zulassung der Aderlasse bei galligt- und fauligt-inflammatorischen Fiebern. **Sydenham** verwirft die Aderlasse zwar in der von ihm genannten bösartigen Pleuresie, (Opera Leid. 1754. 8. p. 246.) duldet sie aber doch in der falschen Peripneumonie. (p. 270.). **Huxham** erlaubt sie in der catarrhalischen, bösartigen und falschen Peripneumonie; (Opera ed. Reuhel. Lipf. 1763. 8. Tom. II. p. 189. 204.) läßt zwar auch Brechmittel zu, aber die Aderlasse vorangehn. (p. 205.). Unter falscher Pleuresie versteht er den Rheumatismus der Rippenmuskeln, und behandelt sie, wie die wahre, mit Aderlassen. (pag. 217.). Zwar nimt er den Seitenstich vom Zufluß einer scharfen Materie, und den Flatulenten des **Hippocrates** hievon aus; (p. 218.)

(p.218.). Doch widerspricht diesem folgende Stelle: „Quamquam quidam laterum dolores a pleuriticis valde differre possunt, & multo minus sanguinis detractionem requirunt; ea tamen nunquam est negligenda, si inprimis isti respirationem insigniter impediunt: alias eos pessimi semper excipiunt effectus.„ (p.221). Tissot fordert auch die Aderlasse vor der Anwendung der Brechmittel; (Anleitung für das Landvolk. S. 62. 316.) dagegen äußert er mehr Bedenklichkeit wegen der Aderlasse in Diss. de febre bileos. Lausann. (Opusc. Med. T. I. p. 101.). **Lentin**, der die galligte Pleuresie so schön beschrieben hat, duldet sie doch in derselben vor Anwendung der Brechmittel. (Observat. med. Fasc. II. Cell. 1770. 8. p. 3. Memorabilia circa aërem &c. Clausthaliens. Goetting. 1781. 4. pag. 22.). **Stoll**, nachdem er den Unterschied der wahren und falschen Pleuresien (Tom. I. p. 68.) aus einander gesetzt hat, giebt in der galligten Pleuresie zwar Brechmittel und Purganzen, zeigt auch, daß die Aderlasse oft schadet; dennoch erlaubt er sie mehrmals in den rheumatischen, galligten und fauligten Brustfiebern; (T. I. p. 76. 93. 137. Tom. II. p. 117. 194. Tom. III. p. 35. 172.) obwohl nicht immer zum Besten der Kranken. (T. III. p. 146. 238.). **Schröder**, oder sein Respondent, sagt zwar: „In determinanda sanguinis detrahendi copia non minus errare videntur, qui venam in morbis inflammatoriis toties secandam esse existimant, quoties tegminis pleuritici vestigia adhuc appareant.„ (Opuscula. Tom. I. pag. 144.). Aber in seinen **praktischen Vorlesungen**, die ich aus seinem Munde im J. 1765 nachschrieb, sagt er, in Abhandlung der galligten Pleuresie ausdrücklich: „wenn das Blut eine inflammatorische Haut hat, so ist die Aderlasse dienlich gewesen, und zu wiederholen.„ Vermuthlich hat er in der Folge anders gedacht. **Tissot** sagt zwar auch, und andere mit ihm: „man muß sich nicht allein auf diese Rinde in Verordnung der Aderlasse gründen, und überhaupt muß man nicht allezeit glauben, daß man von dem Zustande des Geblüts in einem Aderlaßbecken auf den eigentlichen Zustand desselben in dem Leibe einen sichern Schluß machen könne.„ Ein fürtreflicher Gedanke! Aber warum wiederholt man dennoch so häufig die Aderlasse, und behandelt die Krankheit antiphlogistisch, so bald eine Kruste auf dem gelassenen Blute ist? Hat nicht das Blut vieler gesunden Menschen diese Kruste sehr oft, und eben da, wenn sie sich am besten befinden? Findet sie sich nicht fast immer bei Schwangern? (Lentin Memorabilia. p. 21.) Auch in Faulfiebern habe ich sie bemerkt, (Conf. Quarin method. med. Febr. p. 39. Histor. morborum &c. Wratislav. 1706. 4. p. 9.) wo doch nach der Theorie eine fauligte Auflösung des Bluts seyn soll. Und hier, wo der wahre Grund des Uebels ein fauligter Stof der ersten Wege mit großer Entkräftung ist, schadet die Aderlasse offenbar, und macht den Puls sogleich sinken. Gleichwohl fehlt es nicht an angesehenen Schriftstellern, (z. E. **Grant**, ein reichlicher Aderlasser, **Beobachtungen**. S. 359. **Neue Beobacht**. S. 29.) die die Aderlasse in Faulfiebern, wo nicht anrathen, doch zulassen. (Der Schluß folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 31ten Mai 1782.

Beschreibung einer falschen Pleuresie.

(Schluß.)

Was nun die Anwendung der Aderlasse in der oben beschriebenen Epidemie betrift, so erhellet schon a priori die Schädlichkeit derselben; und die Erfahrung bestätigte sie vollkommen. Nur wenige sehr starke Personen ertrugen sie ohne sonderlichen Nachtheil. Fast immer ward der Ausgang darauf tödtlich, oder doch die Kur dadurch unendlich erschwert, denn Puls und Kräfte sanken augenscheinlich, und der kranke Stof ging ins Blut über. Bei einigen sah ich darauf Gelbsucht mit Raserei; bei andern entstand ein Meteorismus und der Brand des Unterleibes mit Schlummer und Stupor, oder mit ängstlichen Convulsionen; bei einigen stockte der Auswurf, die Brust kochte und röchelte, die Kranken blieben vernünftig bis zuletzt, fühlten, daß das Aderlassen sie tödtete, und starben unter unaussprechlichen Beängstigungen; noch bei andern erfolgte die Schwindsucht, die ihr Leben langsam aufzehrte. Dieses waren die traurigen Würkungen des Blutlassens.

Ich will dem, was ich bisher über das Aderlassen in den falschen Brustentzündungen gesagt habe, noch einiges über dessen Schädlichkeit in mehrern Krankheiten hinzufügen. Ueber den Nutzen und Schaden und die Anwendung desselben verdient hauptsächlich die schon genannte Dissert. *Jungschulz de Raebern* Venae sectionis in febribus instituendae praecipuae cautiones. Goetting. 1771. *Schwederi* Opusc. Tom. I. p. 1.; ingleichen *Rigler* in Silesia Austriaca Constitutio epidemica. Wratislav. 1780. 8. pag. 41. nachgelesen zu werden.

Bernhard Botallus, ein Piemonteser, ist der Anführer der Aderlasser, und hat darin bis diesen Tag eine große Menge Schüler. Stahl hat die Aderlasse in Deutschland allgemein gemacht; und wo läßt man nun nicht zur Ader? Zwar gab es zu allen Zeiten Aerzte, die sich dem Strom, aus Ueberzeugung, oder aus Liebe zum Sonderbaren, mit ungleichem Glück widersetzten; aber was haben sie bisher vermogt? Unter ihnen war

Helmontius im vorigen Jahrhundert einer der vornehmsten. Dieser eiferte recht gegen das Aderlassen, und verwarf es unter andern ganz in der wahren Pleuresie. Aber die Mittel, die er statt dessen bei sich selbst und andern dagegen gebrauchte, waren schlecht gewählt, und hinterließen Lungengeschwüre und Engbrüstigkeit. (Van Swieten Comment. Tom. III. pag. 39. 40. 51.). **Hellwig** war kein Aderlasser, aber ein glücklicher Arzt, und verlor in einer Fleckfieberepidemie, wobei das Blut eine entzündliche Kruste hatte, von zweihundert Kranken nur acht, dahingegen, die von andern mit Aderlassen behandelt wurden, meist starben. (Historia morbor. Wratislav. pag. 9.). **Unzer** spottet über das Frühlingsaderlassen zur Präservation; (**Hannoverische nützliche Sammlungen. 1755. S. 497. Der Arzt. 3. Band St. 121.**) und mit Recht, sobald es unnöthig ist. Denn die wahre Lebenskraft steckt im Blute; dieses ohne Noth vermindern, heißt die Maschine mit Fleiß zerstören. Aber noch gefährlicher sind die **Sangrados**, die in allen Krankheiten aderlassen. Diese sind in dem medicinischen Orden, vom Bauerarzt bis zum Protomedicus, allenthalben zu finden. Das Blut ist freilich leicht vergossen, und die Kräfte sind, wenn sie geschwächt werden müssen, leicht zu schwächen; aber sie sind schwer wieder zu ersetzen. Der Schade einer einzigen unrecht angewandten Aderlasse kan oft mit keiner Kunst wieder gut gemacht werden. Und wie soll die Natur in Krankheiten würken und Crises hervorbringen, wenn man ihr vorher das Leben genommen hat?

Ueberhaupt solte man bei der Aderlaßkur auf die Krankheit, den Kranken, den Ort wo man lebt, und die Jahrszeit Rücksicht nehmen. In den Weinländern, z. E. unter warmem Himmel, wo leichtere Nahrung, leichtes Blut, wenig Unordnung in den Wegen der Verdauung, und viel Ausdünstung ist, sind andere Constitutionen und andere Krankheiten. Also werden auch andere Kurmethoden erfordert, als in dem Nebel- und druckreichen Niedersachsen, an Seeküsten, wo die meiste Zeit des Jahres ein feuchter und kalter Himmel, und eine feuchte und kalte Erde die Ausdünstung unterdrücken, und wo die schwersten und zum Theil unverdaulichsten Speisen von Jugend auf genossen werden. Dort kan vielleicht öfters Aderlassen und antiphlogistische Kurart dienen; hier muß mehr auf Reinigung und Eröfnung des Unterleibes gesehn werden. Wir athmen nicht die französische Luft; wir müssen also auch nicht französisch leben, vielweniger französisch kuriren, — auch nicht englisch, sondern deutsch.

Zur Rechtfertigung dieser Gedanken will ich aus einer Menge mir bekanter schädlicher Aderlässe, in unterschiedlichen Krankheiten, einige Beispiele anführen;

Ich ward zu einem jungen Menschen gerufen, der ein fauligtes Gallenfieber,

fieber, mit sehr gespanntem Unterleibe hatte. Er bekam ein Nasenbluten, wogegen man ihm zur Ader ließ. Aber wie das Nasenbluten vom gespannten Unterleibe entstand, so unterhielt es jezt die ins Blut resorbirte Schärfe. Ich bemühte mich vergeblich, es zu stillen; es hielt bis zu seinem Tode an, vor dem noch häufige Petechien ausbrachen. (Vergl. **Fritze Königl. Preuß. Feldlazareth.** S. 66. 67.)

Andere male sah ich von gleicher Behandlung mit Aderlassen und Schwitzen, wobei die Oefnung nur um den andern Tag mit Klystiren zu unterhalten befohlen ward, innerlichen Brand, oder auch tödtlichen Schlagfluß.

Ich sah Fieber von bloßer Anhäufung galligter und schleimigter Crudi täten, die ein Brechmittel, ein Paar Purganzen, und ein halb Dutzend Klystire bald gehoben hätten, irrig als ein inflammatorisches Fieber antiphlogistisch mit häufigem Aderlassen, Nitrum, Kampher und Salmiak kuriren, — aber nicht heilen; die Kranken starben.

Ich erinnere mich, daß ein Mann im Faulfieber am Arm zur Ader gelassen ward, und als er ein Paar Tage darauf starb, so hieß es, er sey am kalten Brande des Arms durch ungeschicktes Aderlassen gestorben. Aber die Wahrheit war, daß der Kranke am Aderlassen starb, weil es ihm die Lebenskräfte raubte, und die fauligte Schärfe der ersten Wege ins Blut zog. Was man für den Brand ausgab, waren schwarze Petechien, die natürlicher Weise, am ersten und größten um die verwundete Ader ausbrachen.

Dasselbe habe ich an einem fauligten Pockenkranken gesehn. Man fand wegen Seitenstich und Beklemmung die Aderlasse vor dem Ausbruche nothwendig. Aber die Pocken blieben zurück; der Puls sank: um die Aderwunde brachen schwarze Flecken hervor, die sich hernach über den ganzen Körper ausbreiteten; und unter Irrereden und zitterndem Puls starb der Kranke. — Der Unterleib war voll Würmer. — Nichts ist überhaupt in den Pocken so gefährlich als die Würmer; sie erregen die heftigsten Fieber, die bösartigsten Pusteln, allerlei Blutflüsse, und richten gewöhnlich eine große Niederlage an. So war die hiesige Pockenepidemie im J. 1779. Aderlassen dämpfte das Fieber nie, bog auch den Blutflüssen nicht vor; es beförderte vielmehr den Tod; denn es hob die Ursache nicht, schwächte den Puls, und jagte die fauligte Schärfe nur mehr ins Blut. — Es ist schlimm, daß man seit **Sydenhams** Zeit die Pocken durchaus wie eine entzündliche Krankheit behandeln will. Sie sind, wenigstens in hiesigen Gegenden, weit öfters fauligt. —

Das Scharlachfieber ist oft so gelinde, als **Werlhof** beschreibt, (Opera. Tom. II. p. 731.) und weicht auch sehr bald den gegen selbiges gewählten Mitteln. Aderlassen mag hier auch nicht schaden; doch habe ich es nie nö-

nöthig gefunden. Aber sehr oft ist es mit einem faulen, ja bösartigen Fieber verbunden, und macht, wenn man den faulen Stof des Unterleibes nicht bald wegschaffen, und den Puls erheben kan, sehr schnell den Brand des Halses, und des Unterleibes, Raserei und den Tod. Hier ist Brünings Methode die beste, nemlich Laxirmittel, Klystire, China, Säuren, Zugpflaster im Nacken und an den Beinen; Brechmittel und Aderlassen schadeten. (Constitutio epidem. Essendiens. 1770. 8. p. 47. 49. 52.). Ich habe sie mit Brechmitteln, oder antiphlogistisch mit Aderlassen, Igeln am Halse, Nitrum, Oxymel und Hollundertrank, u. d. gl. behandeln gesehn; und die Kranken starben.

Was ist gewöhnlicher als im Blutspeien Ader zu lassen? Mir sind verschiedene Beispiele gegenwärtig, wo ich den Kranken das Blutlassen verbot, und ihnen, im Fall sie es dennoch vornehmen würden, ein heftigeres Recidiv des schon gestillten Blutflusses vorher sagte. Sie ließen Ader, und sogleich erneuerte sich der Blutsturz. – Das Blutspeien von Anhäufung galligter Unreinigkeiten in den ersten Wegen, das hypochondrische, von Verstopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, das krampfigte, von einem reizbaren Nervensystem, u. s. w. erfordern jede ihre besondre Behandlung; und eine glückliche Erfahrung, an mir selbst und anderen, hat mich das Aderlassen in sehr vielen, wo nicht in den meisten Fällen verschmähen gelehrt. Ich habe dieses ehedem schon in meiner Dissertation aus einander gesetzt: de hæmoptysi in genere & speciatim ejus nexu cum varia adversa ex hypochondriis valetudine. Gætting. 1766. Ich schrieb sie aus eigner traurigen Erfahrung, auf Schröders Anrathen, und sie ward auch als meine Arbeit in den Götting. Gel. Anzeigen. 1767. St. 10. S. 73. und in Vogels medic. Biblioth. Band. 7. St. 3. S. 264. beifällig recensiret. Ackermann hat sie nachher in Schröderi Opusc. Tom. II. p. 306. wider abdrucken lassen. Seitdem haben mehrere Erfahrungen die in jener jugendlichen Schrift enthaltenen Gedanken reifer gemacht, und ich bin Willens sie umgearbeitet und bereichert nochmals zu geben, wenn ich Zeit gewinnen kan.

So wie das Aderlassen im Blutspeien oft unnütz, oft schädlich ist, so beweist es sich auch im Blutbrechen, in der Hämorrhagia Uteri, im blutigen Urin, u. d. gl. Ich habe diese Krankheiten mit Aderlassen und kühlenden Mitteln, ich habe sie mit zusammenziehenden Mitteln behandeln gesehn. Wenn die Ursache, wie sie es oft ist, Galle war, so ward der Blutfluß eher stärker als schwächer, und die Kranken genasen gar nicht, oder doch langsam. Im Gegentheil habe ich mehrmals mit einem einzigen Brechmittel den heftigsten Blutsturz des Uterus gestillet, weil es die Ursache hob.

Es fehlt nicht an guten praktischen Schrift-

Schriftstellern, die bei zurückgehaltener Gichtmaterie aderlassen; so fordert z. E. **Unzer** bei der Gichtkolik, wo sich die gichtische Materie auf den Magen und die Gedärme wendet, wenn sich Fieberhitze dabei einfindet, zuerst die Aderlasse, und sodann Brechmittel, — wiewohl nur aus Kardobenedictenthee, oder lauem Wasser. Aber auch hier wird die Aderlasse schaden; mir sind viele Beispiele bekant, daß Kranke wegen Beängstigungen, und Brustschmerzen von herumziehender Gicht, nach falschen Indicationen zur Ader gelassen wurden, und entweder starben, oder sehr mühsam aufkamen. Ich will eins von diesen ausheben. Ein dem Ansehn nach vollblütiger Mann, der vormals das Podagra, und kürzlich vermuthlich viel Verdruß gehabt hatte, klagte über heftige Beängstigungen und Brustschmerzen. Man ließ ihm also am Arm zur Ader. Aber man überlegte nicht, daß eine podagrische Materie im Unterleibe steckte, die die Ursache der Krankheit war. Diese ist, wie **Lentin**, ein ächter hippocratischer Arzt, sehr richtig anmerkt, von saurer Art. (**Beobachtungen. Götting. 1774. 8. S. 144.**). Sie erzeugt sich Anfangs in den ersten Wegen, und kan von hieraus am leichtesten weggeschaft werden. In der Folge aber wird sie erst durch den Trieb des Fiebers ins Blut gebracht, und nach den äußern Theilen geleitet. Bei jenem Kranken vermehrte sich die Beängstigung nach der Aderlasse; sie ward also am Arm wiederholet, und unmittelbar darauf starb der Kranke. Reinigung der ersten Wege, Zugpflaster an den Beinen, und einige Gläser Champagner hätten die Beängstigung sicher gehoben, und das Podagra nach den Füßen getrieben. Der Arzt, — ein Afterarzt, und wenn er auch, wie er nicht war, promovirt gewesen wäre, — entschuldigte sein Aderlassen damit, daß der Kranke es verlangt hätte. Aber der Wille des Kranken muß in dergleichen Fällen nichts bestimmen; er hat höchstens nur ein Votum consultativum; der Arzt, dem er sein Leben anvertrauet hat, muß entscheiden.

Oft hat man dreidoppelte Quartanfieber für hitzige Fieber gehalten, sie antiphlogistisch und mit Blutlassen behandelt; und die Kranken wurden wassersüchtig.

Ich habe gesehen, daß man auf gehabten Aerger, wo die Galle sich heftig ergossen hatte, zur Ader ließ, und sogleich einen tödtlichen Schlagfluß mit einseitiger Lähmung bewürkte. Bei einigen folgte auf dergleichen Aderlässe eine Tollheit; andere male sahe ich davon die Gelbsucht.

Selbst einige wahre Pleuresien mögten wohl gründlicher geheilt werden, und weniger Anlaß zu Recidiven geben, wenn man der Aderlasse entbehren, die Hindernisse sonst wegräumen, und durch Auswurf, Schweiß und Urin eine völlige Solution bewürken könte. Ich gestehe, daß ich es einige male glücklich versucht habe. Aber

ich getraue mir doch nicht, die Fälle ganz bestimmt anzugeben, wo man ihrer entbehren kan.

Die reine Pleuresie, wo die blos antiphlegistische Kurart erfordert wird, ist, gegen die häufigen verwickelten und unächten Gattungen derselben gerechnet, eine seltene Krankheit. Jene ist in allen medicinisch-praktischen Büchern umständlich beschrieben; dieser wird oft mit keinem Wort gedacht. „Ich erinnere mich nie, schreibt Fritze, (Med. Annalen. 1. Band S. 197.) weder in den Lehrbüchern, worüber ich auf Universitäten Unterricht erhielt, noch durch den Vortrag darüber, jemals die Reflexion gehört zu haben, daß es falsche Pleuresien geben könne, deren Entstehung man in dem Darmkanal aufzusuchen habe, und die also blos als ein Gallenfieber zu behandeln wären; die Frage ist mir aber wohl bei meiner Prüfung zur Doctorwürde noch gegenwärtig: ob man bei Brustentzündungen, sie mögten von der falschen oder ächten Art seyn, wenn nur Blut ausgeworfen würde, und wenn sich gleich dabei eine Neigung zum Brechen einfände, ob man in diesem kritischen Fall ein Brechmittel ohne Gefahr geben müsse? Ich beantwortete diese Frage mit übereinstimmiger Zufriedenheit und dem freundlichsten Kopfnicken meiner damaligen Lehrer mit Nein! Obgleich zu der Zeit eine unentwickelte Idee in meiner Seele schwebte, die diese Antwort nicht gut hieß, so hatt' ich doch einstweilen die Beruhigung, daß diese Antwort mit den unschäzbaren Collegienheften harmonirte.„

Ich bin weit entfernt, die Aderlasse überhaupt zu tadeln. In den Fällen, wo sie nach richtigen Anzeigen erfordert wird, ist sie nothwendig, und viele Uebel würden ohne sie unheilbar und tödtlich werden. Aber ich warne vor dem zu freien und unbedingten Gebrauch derselben, in den galligten, faulen, exanthematischen und falschen entzündlichen Fiebern, in den meisten Blutflüssen, in zurückgehaltener Gicht, u. d. gl. Ich bin durch traurige Erfahrungen überzeugt, daß tausende durch übel angewandtes Aderlassen getödtet werden. Aber ich sehe nicht, daß man oft und stark und allgemein genug darüber redet und schreibt. Vielmehr scheuet man sich, weil die größten Meister der Kunst einer Operation das Wort reden, der die ganze unmedicinische Welt, ohne Anpreisung, schon so günstig ist. Ich wage es indessen, diese abgerissenen Gedanken der Beurtheilung des Publicums zu übergeben. Vielleicht wird mir meine Freimüthigkeit viele Freunde des Aderlassens abgeneigt machen. Vielleicht wird aber auch mancher große Arzt, für den dieses alles nicht geschrieben ist, mir im Stillen Beifall geben.

Eine so wichtige Sache, als diese, die Leben und Gesundheit betrift, kan nicht warm genug empfolen und untersucht werden. Und da ich wünsche, daß recht viele auf die Anwendung des Aderlassens, sowohl in der anfangs beschriebenen Epidemie, die, wie ich höre,

höre, auch in andern Gegenden herrscht, als auch in mehrern Krankheiten aufmerksam gemacht werden mögten: so wird man mir verzeihen, daß ich absichtlich diesen Weg wähle, einen aus Zeitmangel nur flüchtig hingeworfenen Aufsatz, durch das allgemein gelesene Hannoverische Magazin, vor die Augen jüngerer Aerzte, Wundärzte, medicinischer Layen und Dilettanten zu bringen.

Oldenburg.

Doctor Gramberg,
Hof- und Garnisons-Medicus.

Der alte Storch und sein Sohn.

Ein junger Storch hatte sich eine Gattin gewählt, ging aber doch vor der Hochzeit zu seinem Vater, und bat ihn um Rath. Mein lieber Sohn, sagte der Alte, hat denn die, welche du dir ausersehen hast, die Eigenschaften, die dich glücklich machen können? Ist sie gesund, sittsam und friedfertig? Ist sie häuslich und emsig, liebst du sie, liebt sie dich? Sie scheint mir ein bischen kränklich und störrisch zu seyn, versetzte der Sohn; ob sie häuslich und emsig sey, kan ich nicht sagen, — und wir kennen uns noch zu wenig, als daß wir wahre Zuneigung für einander fühlen könten, aber sie hat einen großen Vorrath von Materialien zu Nestern. Das heißt, antwortete der Alte, sie hat keine zu einer glücklichen Ehe erforderliche Eigenschaft, aber einen großen Vorrath von dem, wovon man wenig braucht.

Diese Fabel erinnert diejenigen Menschen an die Erfordernisse zu einer glücklichen Ehe, welche solche nicht zu kennen oder vergessen zu haben scheinen.

* * * * * * * * * *

Warum eilen unsere jungen Leute so früh nach Akademien? Etwa aus Wißbegierde, um zu den Geheimnissen der Musen recht bald eingeweiht zu werden, und dann immer tiefer zu forschen? Ich habe mir während meiner Universitätsjahre ein eigentliches Geschäft daraus gemacht, recht sehr vielen auf die Spur zu kommen, und gefunden, daß bei weitem der größte Theil in den erforderlichen Vorkenntnissen so sehr zurück war, daß man hätte weinen mögen. Zugegeben, daß ein Theil der Juristen dem Staate ohne eigentliche Gelehrsamkeit anderweitig nützlich werden kan, so ist doch wenigstens einem angehenden Theologen wegen seiner künftigen Bestimmung eine gründlichere Kenntniß der gelehrten Sprachen, und der schönen Wissenschaften überhaupt, durchaus nothwendig. Widmen sich angehende Geistliche nicht einem Stande, der zur Aufbewahrung und Erweiterung eines großen Theils menschlicher Kenntnisse wie berufen zu seyn scheint! Erwartet nicht die ganze Jugend des Landes, von der feinern Gattung, aus ihren Händen Bildung und Aufklärung? Für einen Theologen ists schlechterdings

terdings Pflicht, sich mehr als gewöhnliche Kenntnisse zu erwerben, und unverzeihlich ists, wenn er nach Akademien eilt, ehe ers in der lateinischen und griechischen Sprache zu einiger Fertigkeit gebracht hat. Dazu findet er auf allen wohl eingerichteten Schulen Gelegenheit, und Muße hat er hinlänglich. Mangel an weiser Eintheilung der Zeit, und einem gewissen nothwendigen Enthusiasmus für das schöne Studium verdient besonders gerügt zu werden. Leider stärkt den Jüngling nicht immer frohe Aussicht in die Zukunft. Das Schicksal der Hofmeister ist oft unverantwortlich traurig. Aber wer nicht höhern Lohn erwartet, als den, welchen Menschen aus Staub geboren geben können, entweihet seinen erhabnen Beruf. Ich fordere hiedurch alle würdige Lehrer der hohen Schule auf, ihren angehenden Theologen Achtung für ihren künftigen Stand einzuflößen!

Beantwortung der im 35ten St. dieses Magazins befindlichen Anfrage: den bösen Grind betreffend *).

Folgendes Mittel wider den Grind ist im J. 1774 auf Befehl des Großherzogs von Toscana zum Besten seiner Unterthanen öffentlich bekant gemacht, nachdem es von den vornehmsten Aerzten untersucht, und durch die Erfahrung bewährt gefunden worden. Man nehme lebendige Kröten, lege sie in einen wohl glasirten Topf, und klebe den Deckel so fest auf, daß keine Ausdünstung heraus dringen kan. Man setze den Topf öfters in einen heißen Ofen, damit die Kröten ganz trocken werden. Wenn sie trocken und kalt geworden, so reibe man sie zu Pulver, schneide die wenigen fürhandenen Haare ab, und bestreiche den Kopf des Patienten mit Speck oder frischem Schweinsfett, streue nachher von besagtem Pulver so viel darauf, daß aller Grind bedeckt wird. Hierüber legt man eine Haube von Schweinsblasen, und bedekket alles mit linnenen Tüchern, damit das Pulver fest auf dem Kopfe bleibe. Man lasse es 24 Stunden liegen, nehme es alsdenn ab, so wird der Grind ohne Schmerzen völlig losgehen. Nachher bestreicht man den Kopf noch einige Tage mit Speck, doch ohne Pulver, und bedeckt ihn, damit er warm bleibe, und dann ist der Kranke völlig geheilt. Wenn der Kopf einige Tage nach einander mit Speck oder frischem Fett bestrichen, mit Leinewand bedeckt, und warm gehalten wird, damit keine Luft dazu kommen kan, so verlieren sich die Narben, die etwa geblieben sind.

Man wünschet von der Folge dieses Mittels in diesen Blättern benachrichtigt zu werden, ob es bei dem Gebrauch so bewährt gefunden wird, wie es angepriesen worden.

*) Diese Antwort ist von dreien verschiedenen Orten eingesandt. Das Mittel ist in Krünitz ökonomischer Encyclopedie, auch im Mercure de France vom J. 1774 befindlich, und soll einen Landprediger von einem Reisenden, der sich einen Amerikaner genennet, und den er eine Zeitlang bewirthet, zur Dankbarkeit gelehrt seyn. Der Großherzog von Toscana soll dieses Mittel dem Landprediger für 3500 Livres baaren Geldes und einen Jahrgehalt von 2000 Livres abgekauft, und es in der Florentinischen Zeitung haben bekant machen lassen.

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 3ten Junius 1782.

Große Mäßigkeit. Hohes Alter.

Ludwig Cornaro, aus einer altadlichen venetianischen Familie im funfzehnten Jahrhundert geboren, war bis an sein vierzigstes Jahr ein vollkommner Wollüstling. Sein Herz ward von allerlei Leidenschaften bestürmt, und widerstand nur schwach; er war sehr cholerisch, ehrsüchtig und zornig, und überließ sich allen Arten der Unmäßigkeit, lebte äußerst unordentlich, und zehrte ganz unbesorgt vom Capital seiner Gesundheit. Sein dauerhafter Körper konte so vielen Angriffen nicht widerstehen; er ward nach und nach kränklich, und war vom fünf und dreißigsten bis zum vierzigsten Jahr stets in den Händen der Aerzte. Er hatte eine schwache Verdauung, Magenweh, Seitenschmerzen, Podagra, anhaltende schleichende Fieber, und einen immerwährenden Durst; mit Abnahme des Fleisches, und der Geistes- und Leibeskräfte. War er eine Zeitlang hergestellt, so entzog er sich den Vorschriften der Aerzte, und fiel bald in seine vorige Lebensart und Krankheit zurück. Endlich, als seine Gesundheit immer mehr zu Grunde ging, riethen sie ihm das letzte und einzige Mittel zu seiner Erhaltung: eine nüchterne, mäßige und ordentliche Diät, auf sein ganzes übriges Leben. „Diese allein, sagten sie, kan eine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen; bei ihr können auch schwächliche Körper gesund seyn und alt werden. Denn die Mängel der Natur werden oft durch Kunst verbessert, wie unfruchtbare Felder durch Kultur reich und ergiebig werden. Aber die Unmäßigkeit wirft auch die stärksten Athleten in der Blüte der Jahre hin; und wenn Cornar dies letzte und einzige Mittel verschmäht, so wird er bald in einen Zustand gerathen, wo Kunst und Natur umsonst streben, und das ofne Grab ihn erwartet.„ Cornar fühlte diese wichtige Wahrheit, entschloß sich seine Diät umzuwerfen, und der Erfolg entsprach seiner Erwartung. Bei einer sehr genauen Lebensordnung erholte er sich, ohne alle Arznei, in wenig Wochen sichtbar, und in einem Jahre waren alle seine Beschwerden verschwunden. „Hatte die Mäßigkeit allein schon die Kraft, so schloß Cornar, meine gros-

großen Uebel zu heben, und meine Gesundheit wieder herzustellen, wie vielmehr wird sie im Stande seyn, mir die Gesundheit zu erhalten, und meine Constitution zu verbessern.„ Er fand, daß andere Fehler der Diät, die sich nicht immer vermeiden lassen: ermüdende Arbeiten, Erhitzung und Erkältung, starke Leidenschaften, Verdruß, Gram, u. d. gl. seinem Körper minder nachtheilig wären, wenn er ihn durch gemäßigten Genuß der Speise und der Getränke in einer gesunden Beschaffenheit erhielt. Daher beobachtete er genau, was für Nahrungsmittel, und welche Quantität derselben ihm am zuträglichsten waren, und sezte darnach seine Diät fest. Er genoß Brod, Suppe, frische Eier, Kalbfleisch, junge Hühner, Rebhühner, junge Tauben, Lamm- und Schöpsenfleisch, Goldforellen und Hechte. Er trank keinen andern als jungen Wein, und weil im Julius und August der vorjährige Wein ihm schon zu alt, und desfalls ganz unbeschreiblich zuwider war, so lebte er diese zwei Monate ohne allen Wein, wobei er auch nur sehr wenig essen konte, so daß er allemal zu Ende des Augusts sehr matt und schwach war. Aber der neue Wein, der im Anfang des Septembers gepreßt ward, gab ihm in drei bis vier Tagen alle seine Kräfte wieder. Er vermied alle feine starke und alte Weine, alle kühle Getränke, Eis, Melonen und andere Früchte, rohen Sallat, Schweinsfleisch, Torten, Gebackenes, Hülsengemüse und die meisten Fische. Er wog seine Speisen und sein Getränk, und bestimte sich täglich eine gewisse Portion, mit der schwerlich ein deutscher oder englischer Magen auskommen würde. Das Gewicht seiner ganzen täglichen Speise, nemlich des Brods, Eierdotters, Fleisches, Suppe, u. s. w. betrug in allem, genau gewogen, — **vier und zwanzig Loth**; das Getränk hatte er auf **acht und zwanzig Loth** gesezt. **Cornar** sagt, er sey nie so gesättigt von der Tafel aufgestanden, daß er nicht noch etwas hätte genießen können; und man wird ihm ohne Schwur glauben. Außer dieser strengen Observanz vermied er auch, so viel möglich, alle gar zu starken Anstrengungen der Leibes- und Geistes-kräfte, heftige Leidenschaften, Ausschweifungen in der Liebe, vieles Wachen, Erhitzung und Erkältung. Er hielt sich meist an trocknen und gesunden Oertern auf; bald zu Padua, wo er in der angenehmsten Gegend der Stadt ein schönes und bequemes Haus hatte; bald in seinen Gärten vor der Stadt; bald in einem angenehmen Hause und Garten auf dem euganischen Gebirge; bald in der Ebne am Fluß Brento auf einem Meierhofe eines Kirchdorfs, wovon er der Schöpfer war; vorhin war es ein wüster Flekken Landes; er baute Häuser und zog Einwohner hin, und freuete sich, auch dadurch ein nüzlicher Bürger zu seyn, der Gott Tempel und Altar bauete, und Seelen, ihn anzubeten, hervorrief. **Cornar** lebte in einer sehr glücklichen Ehe mit **Veronica** von Spillber-

gen.

gen. Von seiner einzigen Tochter und Erbin sah er eilf wohl gezogene Knaben und Mädchen um sich her, und fühlte eine Art Unsterblichkeit in seinen Nachkommen. Oft mischte sich der Greis in die Spiele der Kinder, u. sang ihre jugendlichen Lieder mit. Sehr oft wurden seine Kenntnisse und Erfahrungen von andern zu Rath gezogen; dieses veranlaßte dann kleine Reisen, die seiner Gesundheit gut thaten. Bei dieser Lebensart konte der diätetische Sonderling im drei und achtzigsten Jahr mit der Munterkeit eines Jünglings aufs Pferd springen, und hohe Hügel und Treppen mit Leichtigkeit ersteigen. Sein Geist war zu allen Zeiten würksam; er konte ohne Unbequemlichkeit gleich nach der Mahlzeit Aufsäze über allerlei Gegenstände machen. Alle seine Sinne waren hell und wach, fürnemlich sein Geschmack; seine wenige magere Kost schmeckte ihm herrlicher, als alle ehemalige Leckerbissen; seine Zähne erhielten sich fürtreflich; er schlief auf allen Betten gleich ruhig, selbst seine Träume waren angenehm und fröhlich. Er liebte sein Leben, denn es gewährte ihm Freuden, und sein Alter glich einem schönen Herbstabend.

Als er so bis ins acht und siebenzigste Jahr sein glückliches Leben genossen hatte, ließ er sich auf öfters dringendes Bitten seiner Aerzte und Freunde bewegen, das tägliche Gewicht seiner Speisen und Getränke, jedes mit **vier Loth** zu erhöhen. Aber **Cornar** erfuhr zu seinem Nachtheil, wie gefährlich es ist, von einer langen Gewohnheit auf einmal abzugehn. Nach zehn Tagen war er aus einem fröhlichen Mann ein ärgerlicher und finstrer Murrkopf geworden; am zwölften Tage bekam er Seitenstechen mit einem Fieber, und er lag einige Wochen so gefährlich krank, daß er selbst, und alle, die ihn sahn, an seinem Aufkommen zweifelten. Als er sich endlich erholt hatte, entsagte er nicht nur dem Zuwachs seiner Nahrung, er entzog sich auch in der folgenden Zeit, so wie er eine Abnahme der innern Wärme und Verdauungskräfte merkte, noch immer etwas von seiner gewöhnlichen Portion, und bis an seinen Tod blieb er munter und gesund.

Im drei und achtzigsten Jahr konte er eine Komödie, voll Scherz und munterer Einfälle, schreiben, und zu eben dieser Zeit gab er seinen **ersten** discorso della vita sobria heraus, worin er die Geschichte seiner Diät sehr naiv und lehrreich erzählt.

Im sechs und achtzigsten Jahr schrieb er den **zweiten**, und im ein und neunzigsten Jahr den **dritten** Discorso. In diesem Jahr besuchten ihn viele gelehrte Aerzte und Philosophen der Universität Padua. Sie fanden ihn stark und frisch, seinen Verstand, seinen Wiz, sein Gedächtniß, seine Empfindungen, seine Sinne, seine Stimme, seine Zähne noch jugendlich und getreu. Er konte täglich sieben bis acht Stunden über wichtige Sachen schreiben; die übrige Zeit brachte er mit Spazieren, im Umgang mit sei-

seiner Familie, mit Betrachtung der Schönheit der Natur, mit der Musik und andern Aufmunterungen zu. Kurz, diese Herrn erklärten, daß **Cornar** nicht für einen alten Mann gelten könne, weil er die Munterkeit und Thätigkeit eines Jünglings hätte.

Im fünf und neunzigsten Jahr gab er seinen **vierten** Discorso heraus. „Ich habe mein fünf und neunzigstes Jahr erreicht, schreibt er, und bin noch so gesund, frisch und fröhlich, als wenn ich erst fünf und zwanzig Jahr alt wäre. Würde ich nicht undankbar seyn, wenn ich aufhörte, die göttliche Güte zu preisen? — Andere haben kaum ihr sechzigstes Jahr erreicht, so sind sie kränklich, unfähig zu Geschäften, verdrießlich, traurig, und voll Furcht vor der annahenden Todesstunde. — Die Natur ist ungleich in Austheilung ihrer Güter. Einige werden so schwach geboren, daß sie sterben, fast ehe sie noch ganz geboren sind. Andere werden zwar gesund und wohl gestaltet, aber zärtlich geboren, und erreichen kaum das vierzigste Jahr. Andere erhalten eine starke Gesundheit; aber sie verkürzen ihr Leben durch Unmäßigkeit; oder ihr Alter ist kränklich, weil sie auch dann noch nicht den Ueberladungen entsagen können. — Ich kan nicht zu oft wiederholen, daß, wenn die natürliche Wärme abnimt, es nöthig ist, wofern man gesund bleiben will, die Menge der Nahrungsmittel zu vermindern; denn die Natur bedarf nur wenig, das Leben der Menschen, fürnemlich der Betagten, zu erhalten. — Es ist unmöglich, daß derjenige, der ein nüchternes und mäßiges Leben führt, krank werde, oder vor der Zeit sterbe, die die Natur dazu bestimmte. Aber unsterblich kan uns die Mäßigkeit nicht machen. Die Zeit, die alle Dinge verzehrt, löst auch die stärksten Lebenskräfte auf. Das Leben, das anfing, muß auch endigen. Aber der Mensch muß die Scene durch einen natürlichen Tod beschließen, das ist, ohne Schmerzen, wenn das Lebensöl ganz verzehrt ist, so wie man mich einst sterben sehn wird. Ich finde meinen Lebensanfang aber noch so vollkommen, daß ich mir schmeichle, mein Ende wird noch so nahe nicht seyn; ja ich hoffe mein Seculum ganz hindurch zu leben. Ich fühle mich gesund und fröhlich; was ich genieße schmeckt mir sehr wohl, mein Schlaf ist ruhig, und meine Sinnen nehmen nicht ab. Mein Gemüth ist allezeit heiter, mein Gedächtniß glücklich, mein Verstand gesund, mein Herz empfindend, meine Stimme stark und helle. — Die Zeit hat mich von der Sklaverei der Begierden befreiet. Denn ein vernünftiges und ordentliches Alter hält sie im Zaum, und hindert das Aufblühen ihrer giftigen Früchte. Die Sinnen fesseln mich nicht mehr. Die Betrachtung des Todes ist mir nicht traurig. Ich fühle keine Unzufriedenheit, und betrübe mich nicht über das, was ich entbehren muß. Der Tod meiner Freunde rührt mich, aber nicht lange. Der Verlust zeitlicher Güter geht mir wenig zu Herzen. Ich empfinde dagegen tausenderlei Vergnügen, und meine Freuden sind rein und ruhig. Ich habe mei-

meinem Vaterlande gedient, und kan es noch. Ich habe meinen Landsleuten die Mittel angegeben, ihre Stadt und Haven zu verstärken, — Werke die Jahrhunderte stehn, und mit dazu beitragen werden, daß Venedig den stolzen Namen, die Königin des Meers, behält. Ich habe ihnen gewiesen, ödes und unfruchtbares Land zu kultiviren, Moräste und Seen auszutrocknen, dürre Felder zu wässern, und dadurch das Land gesünder und volkreicher gemacht. Alles dieses gereicht mir zur Ehre; und ich darf eine verdiente Ehre genießen. — Das Glück hat mir in meiner Jugend meine Güter geraubt. Aber ich habe den Verlust durch meinen Fleiß ersetzt, und lasse mehr zurück, als mein Erbgut war. — Ich habe das Vergnügen, daß andere, zum Theil aus fernen Ländern, mir wegen meiner diätetischen Schriften danken, und dadurch zu einer glücklichen Nachahmung gebracht sind. — Ich finde ein Vergnügen darin, alles, was meine Hausgeschäfte, Güter und Gebäude betrift, ordentlich aufzuschreiben, und selbst anzuordnen. Endlich so genieß ich manche Freuden im Umgang mit Gelehrten; ich studiere die schwersten und tiefsinnigsten Wissenschaften mit Leichtigkeit, und lerne in meinem hohen Alter täglich etwas neues. Kurz, ich halte mich selbst für den glückseligsten Menschen. Denn ich fühle ein zwiefaches Leben, ein irrdisches, in Ansehung der angenehmen Güter der Erde, ein göttliches und himmlisches, in Ansehung der Seelenfreuden, die sich auf Wahrheit und Moralität gründen; und so genieß ich vollkommen dieses sterbliche Leben. — Allen Dank dafür bin ich der Mäßigkeit schuldig.„ —

Cornar hatte sich nicht in seiner Vorhersagung geirrt. Er erlebte völlig hundert Jahr; und wie ein Licht erlischt, wenn dem Tocht die brennende Nahrung fehlt, so starb er blos aus gänzlichem Mangel der Lebenskraft. Er war frei von Schmerzen; sein Verstand und seine Augen blieben hell bis zulezt; und schlummernd im Lehnstuhl erwartete er den Tod, als seinen Freund. Er kam; — mit umgekehrter, erloschner Fackel, näherte er sich dem sterbenden Weisen, und hüllte seine Sinne in eine sanfte Ohnmacht. Sein schöner Geist entfloh ins Empyreum; aber auf Erden lebt er in seinen Nachkommen, und in seinen Schriften. — Weiser, glücklicher Alter! wer wünscht sich nicht dein Leben? — Wer beneidet nicht deinen Tod? —

Oldenburg. Doctor Gramberg.

Anmerkung. Die angeführten Worte Cornars finden sich nicht in gleichem Zusammenhange in den Discorsi, sondern sind stellenweis, wie sie sich dargeboten haben, an einander gereihet.

Luigi Cornaro discorsi della vita sobria. 1616. 8.

Englisches Arzneibüchlein, zweiter Theil, das ist: 1) Ludovici Cornari Consilia und Mittel über hundert Jahr in vollkommner Gesundheit zu leben, u. s. w. durch M. Christ. Ludovici. Leipz. 1715. 8.

Ludwig Cornaro Vorstellung von dem Nutzen eines nüchternen

Die sicherste und beste Methode guten Kopfkohlsamen zu erziehen.*)

Die bisherige Gewohnheit, die Kohlsaamenköpfe in den Kellern durchzuwintern und sie erst im Frühjahr in die Saamenbeete zu verpflanzen, ist sehr mißlich und vielen Unfällen unterworfen. Ist der Keller zu dumpfig, so faulen sie, und ist er zu warm, so schlagen sie aus. Jene, die angefaulten, gehen in Fäulniß immer weiter fort, und müssen oft bis auf den Strunk abgeblattet werden, wenn sie nicht ganz verfaulen sollen, und doch ist es nichts seltenes, daß sogar der Strunk selbst davon angehet, und so gut als schon verloren ist, wenn er in das Saa-

und mäßigen Lebens, von Doctor Christ. Gottl. Schwenke. Dresd. und Leipz. 1755. 8. neue Auflage. Frankf. und Leipz. 1766. 8.

Morery grand dictionaire historique. Tom II. Amst. 1694. p. 265. *Cornaro, Maison.* La maison de *Cornaro* est des plus nobles & des plus illustres de Venise. Elle a donné des grands hommes a cette Republique, & elle luy en produit tous les jours qui en sont des plus glorieux ornemens. Entre ceux-la il y en a eu plusieurs Doges, comme *Marc Cornaro*, qui fut Duc de Venise, dans le quatorziéme Siecle. C'est luy, qui reconquit la Candie revoltée. Il mourut l'an mil trois cens soixante-huit, ayant ete Duc durant deux ans & huit mois. Un autre *Marc Cornaro*, petit-fils de ce premier, fut pere de Catherine Reine de Cypre. — — *Louis Cornaro*, de la meme famille, vivoit dans le XVI. Siecle. Il composa un livre des commoditez de la vie sobre, que *Lessius* traduisit en latin; & il mourut en 1565 a Padöue, agé de plus de cent ans. *De Thou* parle ainsi de luy dans le trente-huitieme livre de son histoire. „Il faut parler, dit il de *Louis Cornaro*, rare & memorable exemple d'une longue vie; car il vecut cent ans, sain de corps & d'esprit. Il etoit de la plus illustre maison de la noblesse de Venise; mais a cause du defaut de sa naissance, il fut exclus des honneurs & de l'administration de la Republique. Il epousa a Udine dans le Frioul *Veronique* de la maison de *Spilimbergo*; & comme il avoit de grands biens, il mit toutes choses en usage, pour en avoir des enfans. Enfin par les vœux qu'il fit, & par l'aide des Medecins, il surmonta la froideur de sa femme, qu'il aimoit uniquement, & qui etoit deja vieille; & lorsqu'il y pensoit le moins, il en eut une fille nommée *Claire*, qu'il maria a *Jean Cornaro*, fils de *Fantin* de la riche maison de *Cornaro* de Cypre; & en eut une grande posterite. Car *Jean* eut de *Claire* huit fils & trois filles. Au reste *Louis* corrigea par sa sobriete & par son regime de vivre, les infirmitez contractées par l'intemperance de sa jeunesse, & modera par la force de sa raison, l'inclination qu'il avoit a se mettre promptement en colere. De sorte qu'il fut en sa vieillesse d'une aussi bonne constitution du corps, & d'un esprit aussi doux & moderé, qu'il avoit été infirme & prompt a se facher dans la fleur de son age. Il composa la dessus des livres, etant deja vieux, dans les quels il parle du déreglement de sa premiere vie, & il s'y promettoit de vivre long temps. Et en effet il ne fut pas trompe; car il mourut sans douleur & d'une mort douce, age de plus de cent ans, a Padöue, ou il avoit choisi sa demeure. Sa femme qui n'etoit gueres moins agée que luy, le survequit, & mourut quelque tems aprés.

*) Aus den Mindenschen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen.

Saamenbeet verpflanzt wird. Und diese, die ausgeschlagenen, sind nicht viel besser. Der gelbgewachsene Ausschuß wird entweder bei dem Verpflanzen abgestoßen, oder er gehet in dem Saamenbeete durch Wind und Frost verloren. Der Stamm schlägt zwar auf der Seite von neuem Sprossen aus, die auch Saamen tragen; aber dergleichen Aftersaamen bringet eine Pflanze, die nie einen guten Kohlkopf giebt; es wird daraus nichts, als eine Staude, die etwas ähnliches mit dem Braunkraute hat, und Schalk genennet wird.

Weit sicherer und vortheilhafter ist es, den Saamenhäuptern, gleich in spätem Herbst ihren Standort im Garten anzuweisen, sie in Beete zu verpflanzen und sie darin durchzuwintern. Damit man aber seinen Zweck erreiche, und auf eine gute und reiche Saamenernte hoffen könne, so muß man dabei folgendes in Acht nehmen:

Man läßt im späten Herbst auf seinem Krautstück die größten und der besten Kohlköpfe mit der Wurzel ausziehen, und von diesen allen wählet man nur diejenigen aus, die einen dicken, kurzen, glatten und gesunden Strunk haben. Daß hierauf sehr viel ankomme, lehrt die Erfahrung und die Natur der Sache selbst. Der Strunk ist wie eine Saamenrübe, die Wurzel, Stengel und Saamen treibt. Ist sie nicht gesund, ist sie wurmstichig oder faulfleckigt; so schlägt sie zwar aus, aber ihr ausgeschossener Saamenstengel ist krank, er verwelkt und fällt um, so wie die Rübe in die Fäulniß übergehet. Eben so verhält es sich mit dem Kopfsaamenköpfen. Sie fallen bald früh, bald spät in den Beeten um, nachdem ihr Stamm schadhaft wird und in die Fäulniß geht.

Dies zu verhüten, habe ich einen Kunstgrif, der manchem zwar verkehrt scheinen wird, aber in der That seinen guten Grund hat. Ich hacke mit einem scharfen Beile von den ausgewählten Häuptern den Fuß des Strunks samt seinen Wurzeln ab. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß ein Saamenhaupt von seinen alten Wurzeln nicht die geringste Nahrung erhält. Sie sind einmal abgestorben: sie bekommen nie das Leben wieder, und wir werden nie finden, daß sie sich in der Erde wieder ansaugen. Der grüne Strunk treibt vielmehr, wie eine Weide, Fasern aus, wodurch die Staude ihre Nahrung erhält, aber der harte Fuß mit seinen alten Wurzeln leistet ihr keinen Dienst. Wozu soll man die todten Wurzeln mit in die Erde pflanzen? Ja, sie haben nicht nur nicht den geringsten Nutzen, sondern sie können sogar dem Saamenhaupte zum Verderben gereichen. Wir finden oft an dem Fuße des Strunks über und zwischen den Wurzeln fleischigte Auswüchse, und in allen diesen sind Maden. Werden die nun mit in die Erde gepflanzt, so ist zu besorgen, daß sich die Maden in das Mark des Stammes fressen, und ihn endlich gar vernichten. Und wenn auch der ganze Strunk von dergleichen Auswüchsen frei ist, so kan ihm doch sein eigener abgestorbener Fuß mit seinen leblosen Wurzeln tödtlich werden. Ein jeder todter Körper gehet in die Fäulniß;

wie leicht ist es, daß die alten Wurzeln von einer anhaltenden Nässe stocken und faul werden. Die Fäulniß frißt um sich, wie der Krebs. Es ist also nichts seltenes, daß der ganze Stamm nach und nach faul wird, und seine ausgeschossenen Saamenstengel verwelken und umfallen. Die Erfahrung zeigt uns dergleichen Verwüstungen auf dem Saamenbeete, besonders in nassen Jahren; ich aber kan darüber nicht mehr klagen, seitdem ich die Saamenhäupter ohne Wurzel pflanze. Diesen Saamenhäuptern weise ich im Garten ein Beet an, das gehörige Luft und Sonne hat. Ich lasse es gehörig misten, so tief als möglich graben, und mit der Harke gerade ziehen. Wenn ich nun vorbeschriebene Saamenköpfe um Martini pflanzen will; so ziehe ich auf dem Beete kleine Furchen in die Länge und Queere, eine gute halbe Elle auseinander, und mache auf jedes Kreuz der Furche mit einem Pfale ein Loch, so daß die Köpfe eine halbe Elle im Quadrat von einander zu stehen kommen. In diese Löcher setze ich die abgestutzten Saamenköpfe, so tief, daß das Haupt halb mit unter der Erde steht, und drücke die Erde auf allen Seiten fest an. In diesem Zustande bleiben sie bis es frieret. Dann werden sie mit trockenem kurzen Stroh, und wenn es noch kälter wird, mit langem Pferdemist, ungefähr eine halbe Elle hoch, zugedeckt. Unter dieser Decke bleiben sie immer frisch, und sind vor allem Frost gesichert. Solte es aber ein lauer Winter seyn, und viele warme Tage nach einander einfallen, daß man unter dem Miste Erhitzung und Fäulniß besorgt; so muß man den Mist herunter bringen lassen, und ihnen die freie Luft geben, bis es wieder kälter wird und Frost einfällt. Ich habe aus Erfahrung, daß ihnen auch ein mittelmäßiger Frost nicht schadet, wenn nur das Herz und Strunk nicht friert.

Im Frühjahr, wenn die Wintertage zu Ende gehen, wird Mist und Stroh sauber von dem Saamenbeete abgenommen, die Erde fest an den Stamm getreten, daß er allenthalben Wurzel fassen kan, und das Kurze des Mistes zwischen die Furchen gebracht, welcher das Beet vor dem Austrocknen beschützt, und dem Saamenstamm neuen Trieb giebt.

Jedem Kohlkopfe muß oben durch einen Kreuzschnitt, den man in die Blätter thut, der Durchbruch des Hauptstengels erleichtert werden, sonst gehet er von der Seite aus, wird ein Krüppel und bricht ab. Alle Nebensprossen, die aus dem Strunke ausschlagen, müssen abgebrochen werden, damit der Herzstengel, der eigentlich den besten Saamen bringt, seine volle Nahrung habe.

Sind nun die Schößlinge so hoch, daß sie von den Winden können umgeworfen und abgebrochen werden; so muß man unverzüglich das ganze Beet mit Queerlatten, die an eingerammte Pfäle gebunden werden, umgeben, damit sich die äußersten Schößlinge daran legen, und diese die andern aufrecht erhalten können.

Der Saame darf niemals vor der Zeit abgeschnitten werden, sonst schrumpfet er zusammen und wird taub. Wenn die Saamenkapseln gelblicht werden, und die Körner röthlich sind, wird er samt den Stengeln abgeschnitten, in Bündel gebunden und auf einem Boden, wo er vor den Vögeln und Mäusen gesichert ist, getrocknet, daß er gedroschen und gereiniget werden kan.

J. C. K.

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 7ten Junius 1782.

Ueber Gesetzformen. Eine Skize.

So viel auch von Licurgs Zeiten bis jetzt über Gesetz und Gesetzgebung gesprochen, geschrieben, gephilosophirt, und gekannengiesert ist, so wenig findet sich doch etwas oder viel, von den Gesetzformen an sich, in welchen entweder neue gegeben, oder alte nach eingerissener Unordnung erneuert werden. Und doch ist die Sache von so vieler Wichtigkeit, daß von den Formen, — mehrentheils von den Formen allein, die willige Nachlebung solcher Gesetze, oder das Widerstreben gegen dieselben, die wilden Ausbrüche gegen sie, oder ihre freudige Erfüllung abhangen. Die Erfahrung giebt den Beweis von beiden, — und keine dieser Erfahrungen, wird man ja mit Recht ein Phänomen nennen können, sondern sie sind so sehr in der Natur des Menschen, in dem wesentlichen seiner Seele gegründet, wie das Begehren oder Verabscheuen dieser oder jener Speise in dem wesentlichen der Geschmacksorganen, und deren verschiedenen Berührung liegt.

Giebt's irgend sonderbare Gesetze, so sind's doch wohl der alten Lacedämonier ihre, — wenn man diese liest, und mit denselben Menschen Gefühl, Menschen Neigungen, Menschen Leidenschaften vergleicht, so solte man eher glauben einen Roman von einer Staatsverfassung, eine Art von Usong zu lesen, als eine würkliche Staatseinrichtung, ja im Grunde ihr noch weniger Glauben, als irgend einem Feenmärchen zustellen. Denn einem freien Volke alles entreißen, was dem Menschen am nächsten, am liebsten, durch die Gewohnheit in seiner Natur verwebt ist, seinem sinnlichen Gefühl die höchste Gewalt an zu thun, ein so strenges Joch, von dem Augenblick seiner Geburt, bis zu dem, seines Todes, anlegen, — ist es glaublich, ist es nur ein wenig wahrscheinlich, selbst nach der Natur des Menschen, daß so ein freies Volk, solche Gesetze annahm, und sie willig und gerne erfüllte? — Und doch geschah's, und zwar nicht ein Menschenalter nur, sondern noch mehrere andere hindurch!

Dahingegen giebt es auch wieder Beispiele in Menge, und nahmhafte

Beispiele, daß Menschen, denen diese oder jene Unordnung, Ausschweifung, Laster, ein Greuel war, mit Abscheu solche an sahen, oder erzählten hörten. Nachdem aber dieselben durch ein Gesetz verboten wurden, und Strafen dem, der es übertreten würde, gedrohet waren, gleichsam ihre Empfindungen, ihre Urtheile ganz umschaften, und nun die Unordnung oder Laster, die sie vorher ohne Gefahr hätten ausüben können, aber sie an sich verabscheueten, jetzt auszuüben sich recht geflissentlich bestrebten, und troß aller Gefahr, troß den durch Strafen gemachten Bollwerken, sey es auch nur ein einziges mal, würklich ausübten.

Beide dieser Beispiele, eines wie das andere, haben aber in nichts anderm ihren Grund, als allein in den Gesetzformen, in welchen diese Gesetze gegeben waren. Nachdem diese zu dem wesentlichen der menschlichen Seele paßt, nach dem wird man noch so strenge Gesetze, mit glücklichem, und noch so leichte mit unglücklichem Erfolg geben.

Der Gesetzgeber, der Menschen überhaupt, und besonders sein Volk kennen zu lernen getrachtet hat, wird es wissen, daß zu dem glücklichen Erfolg bei den **Lacedämonischen** Gesetzen, kein Zauberstoß nöthig war, so wie er weiß, daß bei dem letztern Beispiel man keine gegründete Ursache habe, alle Schuld allein auf die böse Natur des Menschen zu schieben. Im Gegentheil wird er den Schlüssel von allen diesen in den Vorstellungen finden, mit welchen diese Gesetze den Grundtrieb in der menschlichen Natur zur Thätigkeit trafen.

Es würde also bei den Gesetzformeln alles auf die Vorstellungen ankommen, die von dem Gesetze selbst gemacht werden, und daraus ergiebt es sich auch schon von selbst, nemlich aus den tausenderlei verschiedenen möglichen Vorstellungen, und nach den verschiedenen Würkungen derselben, auf die ganz verschiedenen Gegenstände, daß es unmöglich ist, irgend eine allgemeine Gesetzformel für alle Gesetze, und für alle Bürger in verschiedenen Staaten zu erfinden. Solchem allgemeine Gesetzformelgießer, dürfte es nichts besser, als jedem Handwerker gehen, der jedes Werk seiner Hände, nach einem Leisten, einer Form, einer Maaß macht, — so selten der seinem Zuspruch wird genügen können, so selten würde die allgemeine Formel passen. Die Mühe, die darauf gewandt wird, dürfte wohl vergebens seyn. — Dahingegen ließen sich verschiedene Bestimmungen angeben, die der Gesetzgeber zu beobachten hätte, wenn er neue Gesetze geben, oder alte erneuern will, von deren Beobachtung er sich gewiß einen glücklichen Erfolg versprechen könte.

Auf den geistischen Zustand eines Volks komt es hier hauptsächlich an, — freilich auch auf den körperlichen, — doch nur in weiterer Entfernung, und zwar nur in so weit, als dieser Einfluß auf den geistischen hat, — mithin muß der Gesetzgeber wissen, wie

wie weit sein Volk schon kultivirt ist, — hat es gar keine Kultur gehabt, hat es einige wenige, oder ist es sehr kultivirt? — Und dann, wann dies leztere wäre, zu welcher Seite neigt es sich mehr, — hat es mehreren Gang zu dem Erhabenen, oder zu dem Schönen? — Diesen Beschaffenheiten hauptsächlich muß die Gesezformel angepaßt werden.

Bei einem ganz rohen Volke Gesezgeber seyn, ist eine schwere Sache. Welche Form soll man da den Gesezen geben, — gar keine andere als die gebietende? — Ist der Gesezgeber Despot, und das Volk Sklave, so wird er keinen öffentlichen Widerspruch erfahren, allein deswegen gleichwohl sehr wenig ausrichten, und läuft Gefahr, den achten Theil seines Volks zu Aufpassern, und Bütteln machen zu müssen, — halbe, — ganze Jahrhunderte gehören dazu, solchem Volke ein neues Gesez anzugewöhnen. Die Sitte ihrer Väter ist ihrer Seele tief eingeprägt, — so viele Veränderungen damit gemacht worden, so viele neue Erbitterungen sezt es, — öffentliche Widerstrebung ist ihnen zu gefährlich, — desto mehr grübelt es darauf, das Gesez übertreten zu können, ohne die auf die Uebertretung gesezte Strafe erdulden zu müssen. — So wird also der Gesezgeber nicht weit kommen, und wehe ihm, wenn er das Volk durch zu häufige und heftige Strafen zwingen will. Jede Execution macht es verwirrter, und der Wahnsinn bringt es zur Verzweiflung, die dasselbe alles wagen läßt. — Nicht selten mußte der Gesezgeber, und Despot seine Geseze mit dem Strange bezahlen. — Ist das ganz rohe Volk auch zugleich ein freies Volk, so hat der Gesezgeber, in einem solchen Zustande kein anderes Mittel übrig, als den Betrug. Ein rohes Volk, — sey es auch noch so wild; lebe es auch blos von Räuberei, ist doch zugleich immer ein abergläubisches Volk. — Wer diese schwache Seite kennt, und dem Volke einen Popanz als so wahrhaftig darstellen kan, wie den Baum, den es vor Augen hat, dem wird's gelingen. — Auf eine Zeitlang wenigstens, wird das Volk mit Enthusiasmus solche Geseze üben. Viel Kunst gehört zu dem Kunstgrif nicht, — aber wenig Gewissen, und viele Niederträchtigkeit, — und bei alle dem wird mehr geschadet auf einer Seite, wie auf der andern gevortheilt wird.

Mit einem etwas, wiewohl nur wenig kultivirten Volke, ist leichter zu rathen. — Wird der Gesezgeber seine Geseze mit Eigennuz stempeln, so kan er sich den unverbrüchlichsten Gehorsam versprechen. Es ist das erste Gefühl des körperlichen Wohlstandes bei dem Volke herrschend, es genießt den Vorzug eines ruhigen arbeitsamen Lebens, vor einer herumschweifenden unsicheren, oft Ueberfluß, öfter aber auch äußersten Mangel schaffenden Lebensart, — es schließet von dieser, — oder ahndet vielmehr einen noch bessern Zustand. Kan also der Gesezgeber sei-

seine Gesetze mit Vorstellungen grössere körperlicher Glückseligkeiten, grösseren Wohlstandes verbinden, so wird ihm mit Dank das Volk folgen. Er hat die rechte Seite getroffen, — aber traurig wird's doch einem jeden edlen Gesetzgeber seyn, solcher Form sich bedienen zu müssen. Leider befinden in dieser traurigen Lage sich die mehrsten Gesetzgeber der europäischen Nationen! — lange, äußerst lange dauert eine solche Periode, es kan eine Menge Edler unter solchem Volke geben, und doch darf der Gesetzgeber nach nicht höhern stimmen, wenn er nicht gewisse Wege einschlägt, den Edelsinn reitzend zu machen.

Dem ganz kultivirten Volke Gesetzgeber zu seyn, — ist leicht und erfreulich zugleich, wenn anders der Gesetzgeber Verstand hat, und edel denkt. Nach des Volks Hange, muß sich die Form der Gesetze richten. Hat das Volk mehrere Empfindungen für das Erhabene, — desto besser, es wird noch weniger Verstossung gegen das Gesetz geben. Denn müssen Vorstellungen von Größe, Erhabenheit, Vollkommenheiten und Macht, Freiheit, Willkühr, Unabhängigkeit, Vorzug, u. s. w. nachdem das Gesetz dann ist, mit demselben verbunden seyn. — Es wird drang in dem Menschen entstehen, er sieht nicht, daß es Gesetz ist, was er vor sich hat, er sieht's vielmehr nur als einen guten Rath an, nimt nichts darin wahr, als nur das Mittel zur größeren Vervollkommung. — Wohl dem Gesetzgeber der diese Täuschung hervorbringen kan, — er wird seinen großen Lohn haben. — Gefährlich ist es mit einem solchen Volk freilich, — allein auch nur dem unwissenden, dem unverständigen Gesetzgeber, — denn ein solches Volk, das den höchsten Grad der Kultur hat, hat auch das reineste und zarteste Gefühl von geistischer Freiheit. — Kömt diesem Gefühl etwas entgegen, so kan des rohesten Volks Sträuben gegen die neuen Gesetze nicht ärger seyn, als dieses Volks ihres, — und dies ist um desto gefährlicher, je heller das Volk denkt, — allein nur dieser geistischen Freiheit nichts in den Weg gelegt, vielmehr nur auf sie gewürkt, und man wird mit solchem Volke anfangen können, was man will, — es ist im Stande sich aufs äusserste einschränken zu lassen, so lange es nur noch glaubt freien Entschluß dabei gehabt zu haben. — Aber wehe dem, der diese kostbare Denkungsart mißbraucht. — Er gewinnt durch alle Einschränkung nichts, wenn er sie mißbrauchen will. So willig und freudig und mit aller Kraft das Volk in den, sich selbst angelegt zu haben vermeinten Strengen zog, so unbändig wird es, — wenn der Führer unbedachtsam genug ist, mit der Peitsche zu klatschen, — das ist Zeichen von Despoterei, und das Volk wird so unbändig bei solchen Aeusserungen, daß es nicht eher nachläßt, es habe denn die Strenge zerrissen, — und nun hast du aus einem edlen, ein mißtrauisches Volk gemacht! — —

Wo mehr Hang zum Schönen ist, — da müssen die Gesetze von Vorstellungen

lungen der Liebe und Güte begleitet werden. Der Gesezgeber ist da Vater, seine Sprache sanft, zutraulich, milde, er zeigt nur Sorge für das Wohl seines Volks, muß nur zu wünschen scheinen, so wie jener nur zu rathen, — und er wird alles erlangen können, was er haben will. — Nur wenige Nationen Europens, sind dieser beiden herrlichen Gaben theilhaftig geworden, — den Gesezgebern des rohen, und des wenig kultivirten Volks, muß bei der Bekantschaft mit diesen, der Wunsch entrissen werden, ihr Volk eben so zu haben, um eben solche Gesezgeber seyn zu können.

Wer von diesen dies Verdienst um sein Volk haben will, muß aber sehr weitläuftige Wege einschlagen. Ist das Volk erst zur stillen Lebensart gewöhnt, denn muß er besonders erst Künste ins Land führen, erst den Geschmack seines Volks bessern, ihn sinnliche Schönheiten und Erhabenheit kennen lehren, — hat er es so weit gebracht, dann erst kan er zu dem Unterricht, zu geistischen Vollkommenheiten fortschreiten. — Der Geschmack ist leicht gebessert, — allein hier wird viele Wachsamkeit erfordert, — bei solchen sinnlichen Erhabenheiten und Schönheiten ist nicht selten ein Volk ganz gesunken, — es kan räuberisch, ehrgeizig, herrschsüchtig, liederlich, entkräftet, niederträchtig, u. s. w. gar leicht werden. So bald also nur Geschmack an Künsten wahrgenommen wird, so bald müssen auch bessere Institute zum Unterricht geschaft werden. — Auf diesen allein beruht die einzige **wahrhaftige** Kultur. Auch diesen Unterricht vorzuschlagen, zu entwerfen, ist zu weitläuftig, — es erfordert zu viele vorausgesezte Begriffe von dem Ganzen, die ich nicht mit Recht hier voraussetzen kan, selbst auch nur einzelne Angaben würden zu weit führen, und vielleicht ungleiche Urtheile veranlassen.

Ob alles das von den verschiedenen Gesezformeln bisher gesagte, sich ausführen läßt, daran wird hoffentlich niemand zweifeln, der alte Geschichte aller werdenden Völker kennt, und darin gelesen hat, wie sie zum Volke geworden sind. Der **Spartaner** habe ich einmal erwähnet, ich bleibe bei ihnen, um den Aufsaz nicht zu verweitläuftigen. — Durch Befehle wäre die Verfassung nie bei ihnen zu Stande gekommen. — Aber Erweckung der Vorstellungen von Größe, Vorzug, Willkühr, freier Entschließung, Vollkommenheit, und des höchsten Grads von Geistesstärke, der dazu erfordert wird, seiner Sinnlichkeit so viele Gewalt anzuthun, — diese brachten das Wunder hervor. — Eigene Erfahrung und Kenntniß des Menschen werden dies bestätigen!

Allein vielleicht glaubt man, daß Geseze in den Formen gegeben, den Majestätsrechten Eintrag thun werden, — aber worin zeigt sich Majestät? Durch das Vermögen befehlen zu können, und Strafen zu ertheilen, — dadurch, daß sie das, was ihr kein Mensch streitig zu machen Willens ist, aufs neue beweiset? Nur ein Vice-König,

Gouverneur, der eine Art Majestätsrechte auf eine Zeitlang abhängig genießt, ein morgenländischer Vezier kan den Einfall bekommen, durch ein neues Gesetz nur blos zeigen zu wollen, wer er sey, und was er könne. Aber nie wird die wahre Majestät noch weniger in dem christlichen Europa durch neue Gesetze ihre Macht nur zeigen wollen, sondern wenn sie Gesetze giebt, so giebt sie dieselben nur, die Verfassung des Volks zu verbessern, das Land vollkommen, seine Einwohner glücklicher zu machen, — Der Klugheit gemäß ist es, die besten Mittel, zur besten Absicht zu wählen, — und daher wird auch die Majestät diese Mittel wählen können, und durch dieselben nicht weniger, aber wohl mehrere Majestät erhalten.

Solten dann den Gesetzen gar keine Drohungen von Strafen im Uebertretungsfall beigefügt werden? Dies dürfte wohl die Sache zu weit getrieben heißen; allein nur mit sehr vieler Vorsicht sind sie beizufügen.

Was der Mensch will, das kan er, — aber nicht was er soll. **Alcibiades**, der in **Athen** es allen seinen Mitbürgern in der Wollust aller Art zuvor that, läßt alle **Spartaner** in Strenge der Sitten hinter sich, so bald er in **Lacedämon** komt. Es war freie Entschließung, und er konte. Keine gedrohete Strafe würde das bei ihm gewürkt haben. — Die Strafen haben eine ganz entgegen gesetzte, und widrige Würkung auf den Naturtrieb zur Thätigkeit. Sie erweckten ein Gefühl der Kraft, das vorher ruhete, — sie fühlt sich eingeschränkt, — daher desto größern Drang zur That, und daher desto größern Reitz, und desto weniger Vermögen, demselben zu widerstehen. Würkliche, schon auf die Uebertretung dieses Gesetzes erfolgte Strafen hindern bei solchem Fall wenig. Selbst die Erfahrung lehrt's, daß auch blutige Scene, daß Galgen und Pfal, und Schwerdt und Rad, je öfterer sie vorkommen am Ende den Zuschauer so kaltblütig lassen, als wenn er eine Leiche begraben sieht, — diese Strafen sind ihm nichts mehr, als die Schreckmännchen in den Erbsen den Vögeln. — Nur Anfangs macht's Eindruck, in der Folge wird man's gewohnt, und läßt sich dergleichen Vorstellungen nicht hindern. So paradox dies klingen mag, so wahr giebt es Beispiele davon in Deutschland. Alle halbe Jahre kan man alle gebräuchlichen Todesstrafen in einer gewissen Provinz kennen lernen, und des Stehlens und Straßenraubens und Mordens, und Mordbrennerei ist kein Ende daselbst. Also große Vorsichtigkeit ist bei würklichen Strafen, und bei Drohung derselben nöthig.

Einer solchen, vorher beschriebenen Gesetzform, würde eine Vorstellung von der Schändlichkeit des Gegentheils beizufügen seyn, der aber, der wieder Vermuthen so niederträchtig handelte, würde sich dadurch von selbst schon einer edlen Gesellschaft unwürdig erklären, — und sich einer nahmhaften Strafe theilhaftig machen. Solche und ähnliche Form dürfte keinen Reitz

zur

zur That erwecken, und doch gleichwohl das Gesetz bestätigen. —

Schweden und Frankreich haben in unsern Tagen Beispiele von dergleichen Gesetzformen gegeben, — sie sind allgemein bekant, und ihr Erfolg entsprach ganz ihrer Absicht.

Von der Billigkeit meiner Leser kan ich erwarten, daß sie diesen Aufsatz nur für das halten, was er ist. — Hier konte und durfte ich nur skiziren, — was für eine Menge Bestimmungen ließen sich noch hinzu thun, — und wie viel anschaulicher und vollständiger würde dergleichen Entwurf durch eine weitläuftige Ausarbeitung gemacht werden können?

Nur noch ein Paar Worte von Gesetzen bei entstehenden Misbräuchen, — bei dem alten principiis obsta dürfte doch das bekante Motto: Moderata durant sehr zu empfelen seyn, — das Gegentheil würkt durchaus Schaden, und zwar sehr natürlich: die Stahlfeder die durch ein großes Gewicht niedergedruckt wird, kan freilich ihre Kraft nicht äußern, sie erträgt geduldig ihre Last, — aber nur auf eine Seite das Gewicht von ungefähr gerückt, und sie schaft sich Luft, und schnellet mit desto größerer Heftigkeit das Gewicht von sich. Erst eine geringe Ausschweifung, — auf der eine schwere Strafe liegt, — und die Furcht für dieser, bringt noch größere Ausschweifungen hervor, — man kömmt in eine Art Verzweiflung. — Das ense recedendum aber, grenzt nahe an: utinam unum caput, &c. Auch hier wird alles das oben gesagte anwendlich.

Güstrow. F. N.

Etwas von der Wachs-Leibeigenschaft, insonderheit im Thedinghausischen.

Schon Tacitus a) erwähnet einer Zinsleistung die den Bauern von ihren Herren auferlegt worden. So wie die Leibeigenschaft in ganz Deutschland beibehalten, jedoch in einigen, sonderlich von Slaven und Wenden vorhin bewohnten Provinzen härter, als in andern, von Ober-Deutschland, eingerichtet worden b), so war auch der zu deren Anerkennung auferlegte Zins verschieden. Gemeiniglich bestand selbiger in Hühnern, die entweder lebendig, oder wie damals nicht ungewöhnlich gewesen, geräuchert, jährlich, zuweilen auch auf einen gewissen Tag, geliefert werden mußten. Daher dergleichen Hühner in mittlern Zeiten verschiedene Benennungen erhalten c), als Rauchhuhn, Fastnachtshuhn, Leib- imgleichen Halshuhn d). Im

a) De moribus Germ. Cap. XI. Frumenti modum dominus, aut pecoris, aut vestis, ut colono injungit.

b) Beyer in jure germ. Cap. XXII. §. 11.

c) Heineccius in Diff. de origine atque indole jurisdictionis patrimonialis p. 40.

d) Im Bißthum Hildesheim, da das Haus Braunschweig Lüneburg, insonderheit in

Im Thedinghausischen, und an andern Orten e) ist, statt des Huhns, Wachs hergebracht, und die es liefern müssen, nemlich jährlich zwei Pfund, heißen Wachseigene, Wachspflichtige, und Spottweise Wachsbeutel f). Was von jenen Leibeigenen, die ein Huhn liefern müssen, behauptet werden kan, ist auch auf diese Wachspflichtige anwendbar. Bei jenen ist das Huhn ein Zeichen ihrer Leibeigenschaft g); bei diesen das Wachs. Von jenen wird im Sprüchwort gesagt: Das Halshuhn folgt den Halseigenen allenthalben h); diese bleiben Wachszinsig, und können als solche vindiciret werden i), sie mögen sich hin begeben, wohin sie immer wollen. Von jenen ist eine andere Parömie. Kein Huhn fliegt über die Mauern k); diese können eben so wenig das Bürgerrecht in Städten gewinnen, sie müßten denn vorher einen Erlaßbrief erhalten haben, wie ehemals ein bemittelter Kaufmann aus Amsterdam, aber ein Wachspflichtiger, zu dem Ende eine Reise nach Thedinghausen gethan, und sich allda losgekauft l).

Freie Leute verabscheuen eine eheliche Verbindung m) mit ihnen, weil nach dem gemeinen Sprüchwort, die Kinder zur ärgern Hand gehören n).

Solchemnach haben die Thedinghäusischen Wachspflichtigen alle Ursache, die hohe Gnade zu verehren, mit welcher Se. Königl. Majestät und Churfürstl. Durchl. wie im 34ten St. dieser Anzeigen kund gemacht worden, diese Wachsleibeigenschaft aufzuheben, und die Ertheilung der Erlaßbriefe dem Amte Westen aufzugeben geruhet haben.

in den Aemtern Steuerwald, Wohlenberg, Steinbrügge und Peine Leibeigene hat, die allda Halseigene heißen, und jährlich ein Halshuhn liefern, die Steuerwalder und Steinbrügger aber noch überher einen Mattier erlegen müssen. Engelbrecht de servitutibus juris publici, pag. 204.

e) So giebt es in Geldern Leibeigene, welche von dem Wachszins, den sie geben müssen, Wastinsche Luyden, d. i. Wachsdienstleute heißen. Goris Tract. III. c. 13. n. 5. ap. Ludewig de Jure Clientelari p. 309. und Cocceji in Diss. de eo quod justum est circa rusticos in materia feudali, führet pag 41. das Exempel von einem Michael Walter an, der von seinem Bauergute jährlich ½ Pfund Wachs in das Amt Schellenberg zinsen mußte.

f) Engelbrecht l. c. pag. 199. not. b.

g) Stammius de hom propr. L. III. C. 22. §. 3.

h) Engelbrecht l. c. pag. 209.

i) Hertius de hominibus propr. Sect. III. §. 10.

k) Id. in parœmiis Juris pag. 607. wo er aus Lehmanns Speyerscher Chronik anführet, daß in Bremen keiner als Bürger eingeschrieben würde, er habe dann vorher Bürgen gestellet, daß er nicht Leibeigen oder Wachs zinsig sey.

l) Engelbr. l. c. p. 199. not. b.

m) Id. ibid.

n) Beyer l. c. §. XVIII. Hertius l. c. §. IV. wo er aus einer Constitution des Kaisers Friderici I. de Ao. 1158. beim Goldast. Tom I. p. 331. folgendes anführet: Si liber homo servam superduxerit, vel ingenua servum, proles illa utriusque sexus matrem sequi debet, non patrem.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 10ten Junius 1782.

Vom einfachen und doppelten Interusurium, durch Veranlassung des 31ten und 38ten Stücks des Hannoverischen Magazins.

Um allen Verwirrungen, Zweideutigkeiten und Mißverständnissen vorzubeugen, wird es um einiger Leser willen, nothwendig seyn, gleich anfangs zu bestimmen, was eigentlich die Zins auf Zins- die Interusurien- und die doppelte Interusurienrechnung sey.

Zinsen auf Zinsen nehmen, heist: wenn die Zinsen eines belegten Capitals nicht ausgezahlt, sondern beständig zum Capitale geschlagen, und mit verzinset werden. In der Zins auf Zinsrechnung, soll man bestimmen, zu welcher Größe ein Capital, durch diesen Zuwachs, in gegebenen Jahren, gelangt sey. Dies Verfahren verbieten die Gesetze. Aus den gehobenen Zinsen aber ein neues Capital machen, und solches dem vorigen oder einem andern Debitor in Verzinsung geben, das verbieten sie nicht. Die Gründe die dieses Verbot bewürkt haben, können folgende seyn: 1) machen einfache Zinsen in einer Anzahl von Jahren, nur eine arithmetische Reihe, da Zinsen auf oder von Zinsen, eine geometrische Reihe darstellen. In den ersten Jahren zwar, ist der Unterschied nicht sehr erheblich, die Differenz aber wird mit jedem Jahre beträchtlicher, und in einer ziemlichen Reihe von Jahren, wächst das Capital, das durch Zinsen auf Zinsen erhöhet wird, zu einer fürchterlichen Größe an. 2) Die Fälle bei einem regelmäßig belegten Capitale sind höchst selten, daß die Zinsen desselben von der Beschaffenheit sind, daß sie wieder ein volles Capital ausmachen, welches so, wie es da ist, sich wieder zinsbar belegen ließe. Werden aber die Zinsen immer zum Capital geschlagen; so bleibt auch kein Pfennig müßsig, der nicht mit verzinset würde. 3) Auch in Ansehung der Zeit gewinnet der Creditor, und der Debitor verliert über die Gebühr. Wenn auch ersterer in den Zinsen eine volle Summe erhielte; so findet sich doch nicht so gleich eine Gelegenheit, gerade diesen Posten wieder anzubringen, es entstehet immer eine Lücke, in welcher das neue Capital müßig ist. Zins auf Zins hingegen, verstattet keine leere

Minute, in welcher die Zinsen keine Ausbeute lieferten. 4) Werden einfache Zinsen genommen und gegeben, so bleibt das Capital stets dasselbe. Bei Zinsen auf Zinsen verändert es sich beständig, weil die Zinsen immer zum Capitale geschlagen und mit verzinset werden.

Das einfache Interusurium ist: wenn man ein Capitale das erst nach einiger Zeit zahlbar ist, vor dieser Zeit abträgt, und der frühern Zahlung halber, verabredete pro Cente abziehet. Wäre zum Beispiele ein Capital von 100 Thalern erst nach einem Jahre ohne Zinsen fällig, und der Inhaber desselben wolte mit einem Interusurium oder Abzuge von 5 pro Cent so gleich entrichten; so dürfte dieser Abzug nicht die Zinse von 100, also die Bezahlung nicht 95 Thaler seyn. Denn er bezahlt nicht 100, sondern ein noch unbekantes Capital, ein Jahr früher, darf also die Zinse nicht von einem Capitale zurück behalten, das er nicht auszahlt. Man soll also in der einfachen Interusurienrechnung, ein Capital finden, das mit der einjährigen Zinse, gerade 100 macht. Dies Capital wäre in dem gewählten Falle 95,238 oder $95\frac{238}{1000}$ Thaler.

Das doppelte Interusurium ist: wenn nicht allein die Zinsen, sondern auch die Zinszinsen, der frühern Zahlung halber abgezogen werden. Folgendes Beispiel wird dies ins Licht setzen. 500 Thaler sind nach 8 Jahren zahlbar, diese will man so gleich entrichten, aber 5 pro Cent Zinsen und Zinszinsen, nicht des Capitals der 500 Thaler, sondern des noch unbekanten Kaufgeldes abziehen. Man wird also ein Capital zahlen müssen, das, wenn es 8 Jahr zu 5 pro Cent belegt, und Zinsen auf Zinsen genommen würden, diese 8jährigen Zinsen und Zinszinsen mit dem ausgezahlten Capitale, gerade 500 Thaler machen. In der doppelten Interusurienrechnung, soll man die Größe dieses neuen Capitals finden. Daß Zins auf Zins, der Rückweg des doppelten Interusuriums sey, wird man leicht einsehen.

Im 38ten Stück des Hannoverischen Magazins, ertheilt ein Herr Gr. eine vorläufige Nachricht, wie er eine Methode erfunden habe, eine geometrische Reihe Brüche, mit sehr wenig Mühe zu addiren; wünschet aber vor Bekanntmachung dieser Methode, vorher zu wissen, ob diese Erfindung, die aufs doppelte Interusurium angewandt wird, würklich auch neu sey.

Dieses Interusurium enthält zwei Fälle, die ich der Kürze halber gleich in einem Beispiele anzeigen will. **Erster Fall**, 50000 Thaler sind erst nach 50 Jahren zahlbar. **Zweiter Fall**, 50000 Thaler sollen so abgetragen werden, daß jedes Jahr 1000 entrichtet wird; in beiden Fällen aber, soll das ganze Capital baar ausgezahlt, und der frühern Zahlung halber, Zinsen und Zinszinsen abgezogen werden; wie viel ist baar zu entrichten?

Die Bearbeitung beider Fälle kömt darin mit einander überein, daß beide durch eine geometrische Reihe aufgelöset

löset werden. Weil aber im ersten Falle das letzte Glied dieser Reihe die Antwort enthält; so kan man durch Hülfe der Logarithmen, dieses Glied ziemlich schnell erreichen, die Arbeit ist, weil man viele Glieder überspringen kan, nicht sehr beträchtlich und die Erfindung des Herrn Verfassers im 38ten Stück, wäre auf diesen Fall nicht anzuwenden.

Weil aber im zweiten Falle eigentlich 50 Capitale, jedes von 1000 Thaler da sind; so nimt man die Summe aller Glieder, für die geforderte Antwort. Wie aber findet man diese Summe, da die Posten weitläuftige Brüche enthalten, mit der wenigsten Arbeit?

Drückt man die Brüche in Decimalien aus, so kan man, weil man hier keines General-Nenners bedarf, solche als ganze Zahlen addiren, und schon hiedurch viel Zeit und Mühe ersparen.

Sind aber der Glieder viel, so wäre auch dies Verfahren noch zu mühsam. Die Auflösung folgender Aufgabe, zeigt einen ganz nahen Weg zum Ziele.

Die Summe einer geometrischen Reihe, sie sey steigend oder fallend, sie bestehe aus ganzen Zahlen oder Brüchen, vortheilhaft zu finden.

Man multiplicire das letzte Glied mit dem Namen, die Differenz zwischen diesem Produkte und dem ersten Gliede, dividire man durch die Differenz zwischen 1 und dem Namen. Dieser Quotient ist die Summe.

Z. E. Das erste Glied sey 7, der Name $\frac{2}{3}$, wie groß ist die Summe von 5 Gliedern?

$7 :^{\frac{2}{3}} 4\frac{2}{3} : 3\frac{1}{9} : 2\frac{2}{27} : 1\frac{31}{81}$: Summe $18\frac{19}{81}$.

Weil zur Auflösung der Aufgabe nur das erste und letzte Glied, nebst dem Namen erfordert wird, so wäre es überflüßig, alle Glieder der Reihe zu berechnen. Die Summe von tausend Gliedern erfordert nach dieser einfachen Methode, nicht mehr Mühe als die Summe von fünf Gliedern.

Die Summe einer unendlichen geometrischen Reihe zu finden.

Man dividire das erste Glied durch die Differenz zwischen dem Namen und 1. Der Quotient ist die Summe.

Z. E. Das erste Glied sey 900, der Name $\frac{3}{4}$, so ist die Summe der ganzen unendlichen Reihe 3600. Das ist: wenn man 900 durch $\frac{3}{4}$, das Produkt abermal durch $\frac{3}{4}$ multiplicirt, und diese Multiplication durch Millionen Glieder fortsetzt; so würde die Summe noch nicht 3600 machen. Sie würde erst zu dieser Größe erwachsen, wenn es möglich wäre, die Reihe bis ins Unendliche fortzusetzen. Man nähert sich hie beständig einem Ziele, das man durch fortgesetzte Rechnung nie, durch die gegebene Regel aber, schnell und genau erreicht.

4. Sey das erste Glied, $\frac{1}{2}$ der Name; so ist die Summe der unendlichen Reihe, nach der Regel gleich 8. Man verrichte die Multiplication würklich, so wird sich die Richtigkeit einem jeden aufdringen. Uebrigens siehet man, daß keine unendliche Reihe entstehen

kan, wenn nicht der Name ein wahrer Bruch ist.

Wer die Algebra recht kennet, der würde mit seinem Gedächtnisse schlecht haushalten, wenn er die gegebenen Regeln auswendig lernen wolte, da er solche in einer Minute, wenn er sie auch nie gewußt, finden kan.

In Ansehung des doppelten Interusuriums, wenn eine Geldsumme Terminweis abgeführt wird, könte man sich, um die Summe der Posten zu finden, noch einer andern Methode bedienen. Aber um allen verständlich zu seyn, muß ich zuvor etwas von dieser Rechnungsart sagen. Ein Beispiel nur von vier Gliedern ist hinlänglich, alles deutlich machen zu können.

Ein Capital von 1600 Thaler soll so abgetragen werden, daß jedes Jahr 400 Thaler auszuzahlen sind. Der Empfänger verlangt das ganze Capital sogleich, will sich dagegen das doppelte Interusurium zu 5 pro Cent abziehen lassen. Wie viel bekömt der Empfänger baar?

Um die Posten, aus welchen die baare Summe erwächst, zu finden: addire man zu 100, weil 5 pro Cent bewilligt sind, 5, dies ist der Nenner eines Bruchs, dessen Zähler 100 ist, also $\frac{100}{105}$, diesen Bruch erhebe man zu der Potenz die den Jahren gleich ist. Hiedurch erhält man eine geometrische Reihe, deren Glieder der verminderte Werth eines Thalers, deren Name $\frac{100}{105}$ ist. Nun sage man: wie viel giebt 400, wenn 1 das erste Glied der Reihe giebt; so finde man alle Glieder, und so ist die folgende Tabelle entstanden. Obige Reihe dient einem jeden Capitale, das ein doppeltes Interusurium von 5 pro Cent leiden soll, zur Grundlage.

Wolte man die Zins auf Zins Rechnung machen; so wähle man zum Namen den umgekehrten Bruch $\frac{105}{100}$, und verfahre in allen wie man beim doppelten Interusurium verfährt.

Doppeltes Interusurium.

1te Jahr	: : 380,952	Thaler.
2te	: : : 362,812	:
3te	: : : 345,535	:
4te	: : : 329,096	:
Summe	: 1418,395	Thaler.

Diese Summe wäre das baar zu erlegende Capital. Die Posten, der Ertrag in jedem Jahre.

Um nun die Summe der Tabelle, wenn sie noch so weitläuftig wäre, mit Leichtigkeit finden zu können, dient folgender Satz:

Die Einfache Zinse der Summe, ist immer dem gedoppelten Interusurium des lezten Gliedes gleich, oder die einfache Zinse der Summe ist in obiger Tabelle die Differenz zwischen 400 und dem lezten Posten.

Hieraus folgt die Regel: **Man subtrahire das lezte Glied von dem Posten der in diesem Termine ausgezahlt werden solte, hievon 400, dieser Rest ist, wie eben gezeigt, die Zinse der Summe, man suche also aus diesem Reste das Capital, welches die verlangte Summe ist.**

Das

Das letzte Glied 329,096 von 400 subtrahirt, giebt 70,904. Das Capital dieser Zinse ist 1418⅘. Das diese Summe von der obigen um ⅘ unterschieden ist, rührt daher, weil ich die Decimalen nur in 1000 Theilen ausgedrückt habe. Weil man die Summe nach dieser Methode zu finden nur das letzte Glied gebraucht, so hat man bei weitem nicht nöthig alle Glieder zu berechnen, sondern man kan, um das letzte Glied schnell zu erreichen, starke Sprünge thun. Uebrigens ist die Arbeit, die Summe von 1000 Gliedern zu finden, nicht wichtiger, als die Summe von 4 Gliedern. Bis hieher gilt dieser Aufsatz fürs 38te Stück des Magazins.

Der Herr Verfasser im 31ten Stück dieses Magazins behauptet, daß ein durch Zinszinsen vermindertes Capital, blos durch einfache Zinsen, mit eben so viel Stuffen, zu derselben Größe wieder anwachsen könne, von welcher es durchs doppelte Interusurium vermindert ist. Und daß die gemeine Zinsrechnung oftmals fälschlich für die gedoppelte angesehen werde. Das zur Bestätigung dieser Sätze gegebene Beispiel ist:

Es soll ein Legat von 10000 Thaler in 10 Posten, nemlich jährlich mit 1000 Thaler abgetragen werden. Es will aber jemand diese Summe *per Disconto* zu 4 pro Cent Zinsen und Zinszinsen, baar auszahlen. Wie viel beträgts?

Der Verfasser liefert eine Tabelle, deren 10 Posten, die baar auszuzahlenden Capitale ausmachen, die Summe dieser Posten ist 8110,895. Dies ist die baare Zahlung statt der stuffenweis abzuführenden 10000 Thaler. Um nun den Beweis zu führen, daß diese Summe, die durchs Rabat von Zinsen und Zinszinsen entstanden ist, durch bloße Zinsen wieder zu 10000 Thaler anwachse, addirt er zur Summe 8110,895, die einfachen Zinsen der Summe, und zahlt nun 1000 Thaler aus; zu diesem Reste wieder die Zinsen des Restes addirt, und die zweiten 1000 ausgezahlt. Wenn dies Verfahren zehn mal wiederholt ist, so sind die 10000 Thaler ohne daß etwas fehlte oder überbliebe wieder vollständig.

Man darf nur den Versuch mit obiger Tabelle machen, um sich zu überzeugen, daß würklich einfache Zinsen wieder herstellen, was doppelte vernichtet haben. Aber wie ist dies möglich, da der Unterschied zwischen einfachen und doppelten schon in 4 Gliedern beträchtlich wird. Die folgende Tabelle ist von der vorigen nur darin verschieden, daß hie das einfache, dort das doppelte Interusurium berechnet ist.

Einfaches Interusurium.

1te Jahr	380,952	Thaler.
2te	363,636	"
3te	347,826	"
4te	333,333	"
Summe	1425,748	Thaler.

Addirt man zum ersten Posten eine einjährige einfache, zum vierten eine vierjährige Zinse, so beweist sich die Richtigkeit der Posten.

Aber Zinsen auf Zinsen mit einfachen Zinsen durch eben so viel Stuffen ins Gleichgewicht bringen, ist das nicht ein Widerspruch? ein wahrer Widerspruch? Ist das nicht so unmöglich, als wenn man 100 Himten Korn auf den Boden getragen, und solches mit 100 Metzen wieder davon tragen will? Und doch bestätigt die Erfahrung die Richtigkeit dieser sonderbaren Erscheinung. Zweene rüstige Kämpfer also, Vernunft und Erfahrung streiten hier mit einander; wer wird den Sieg davon tragen? Wir wollen erst die Gründe der Vernunft, und denn die Erfahrung prüfen.

Daß aber 1) in den Gliedern der ersten Tabelle, würklich das doppelte Interusurium abgezogen ist, dieses beweiset sich durch die Art, wie die Glieder entstanden sind. 2) Durch den Rückweg, denn um die Probe zu machen, erhebt man einen Posten, durch Zinsen auf Zinsen, gerade wieder zu der Höhe, von welcher er durch Zinsen von Zinsen herunter gesunken ist. Also stehet das doppelte Interusurium mit doppelten, und nicht wie der Verfasser glaubt mit einfachen Zinsen im Gleichgewichte. 3) Der schon erwähnte Satz: daß die einfachen Zinsen der Sumē, dem doppelten Interusurium des letzten Gliedes gleich sind, widerspricht ebenfalls dem Verfasser des 31ten Stücks. Dies wird die Anwendung der ersten Tabelle zeigen.

Zins der Summe 1, 2, 3, 4.	=	70,904	Thl.
400 — 329,096	=	70,904	=
Zins der Summe 1, 2, 3	=	54,465	=
400 — 345,535	=	54,465	=
Zins der Summe 1, 2	=	37,188	=
400 — 362,812	=	37,188	=

Die Zins des ersten Jahrs zum Posten des ersten Jahrs ist 400.

Wie deutlich siehet man nicht hier daß die einfachen Zinsen der Summe, würklich den Zinszinsen des letzten Gliedes gleich sind. Daß also gleiches mit gleichem, nicht mit ungleichem die Waage hält.

Gegen diese nur angeführten, nicht ausgeführten Gründe läßt sich nun freilich nichts einwenden. Aber die Erfahrung zeigt doch, daß einfache Zinsen würklich wieder ersetzen, was doppelte vernichtet haben; folglich muß ein Ding zugleich seyn und nicht seyn können, und der Satz des Widerspruchs ist eine Flirre.

Nicht so hastig! noch haben wir zu untersuchen, ob der Grund der Erfahrung auch felsenfest ist. Wenn ein Capital Terminweise abgeführt wird, so wird solches in so viel kleinere Capitale zerlegt, als Termine sind, diese dürfen deswegen nicht in eine Summe gebracht werden, weil sie nicht zu einer Zeit zahlbar sind. Um dies ins Licht zu setzen, soll A 600 Thaler zu 5 pro Cent schuldig seyn. Dies Capital soll so abgeführt werden, daß er nach 1 Jahr 100, nach 2 Jahren 200, nach 3 Jahren 300, mit den darauf haftenden Zinsen bezahlen soll.

Bringe ich diese Posten in eine Summe, so vernichte ich alle Gewißheit, denn die Summe 600 ist so wenig nach einem als nach zwei oder drei Jahren fällig, zu ihm ist so wenig eine ein= als zwei= oder dreijährige Zinse zu addiren, sondern ein Gemisch von allen. Und in

An=

Ansehung der Zinse muß nothwendig eine Unrichtigkeit erfolgen, wenn ich solche aus der Summe ziehe. Sezt man die Zahlungszeit der Summe nach einem Jahre, so wäre die Zinse 30 Thaler, sezt man sie 2 Jahr, so wäre Zinse 60, nach 3 Jahren würde 90 Thaler die Zinse seyn. Der Wahrheit und dem Accorde gemäß, solte das 1te Jahr 5, 2te 20, 3te 45, also in allen Terminen 70 Thaler Zinse gradatim entrichtet werden.

Dies ist die Ursache, warum die Resultate, welche man aus den Posten erhält vollkommen mit der Vernunft und den Erwartungen überein treffen; diejenigen Resultate aber, welche die Summe liefert, enthalten so etwas, wogegen sich die Vernunft sträubt, und was den Aussprüchen der Posten widerspricht. Und da die Behauptungen des Herrn Verfassers aus unrichtigen Gründen fließen, so kan auch das Behauptete nicht richtig seyn, und auch die Folgerungen fallen weg. Es ist aber sehr leicht in diesem Geschäfte einen Fehlschluß zu machen. Um dieses und was ich gesagt, auch bei einfachen Zinsen zu zeigen, mag folgender höchst einfache Fall, das Beispiel seyn.

A. zahlt ein zweijähriges Salarium von 1000 Thaler an B voraus, A soll jährlich 10 pro Cent einfacher Zinsen der frühern Bezahlung halber zurück behalten; wie viel empfängt B baar für die 2000 Thaler; und wie ist die vorgeschossene Ausgabe durch Hülfe der Zinsen, mit 2000 Thaler, wieder in Einnahme zu bringen?

A zahlt baar 1742, 424 Thaler, dies ist die Summe der richtig berechneten Posten. Um der Deutlichkeit willen, wollen wir den Bruch dieses Kaufgeldes, der 15 gr. beträgt, weglassen.

Um diese Ausgabe durch Hülfe der Zinsen wieder mit 2000 Thaler in Einnahme zu bringen, legt er die einjährige Zinse von den ersten wieder empfangenen 1000, und die zweijährige der zweiten 1000, also 300 Thaler, seiner Ausgabe bei, die Summe sagt: daß er 42 zu viel bekömmt.

Er macht einen andern Versuch, und ziehet von den ersten wieder empfangenen 1000 die einjährige Zinse, von den zweiten 1000 die zweijährige Zinse ab. Aber nun hat er 42 Thl. zu wenig.

Diese Differenzen sagen ihm: daß er die Zinsen der 1000 Thaler nicht hätte zum Grunde der Probe legen müssen, weil er die 1000 nicht ausgezahlt hat. Er will also das Kaufgeld zum Grunde legen.

Addirt daher zu 1742 die einjährige Zinse dieser Summe, und nimt 1000 davon, zum Reste addirt er wieder die Zinsen des Restes, diese Summe solte die zweite 1000 ausmachen. Aber sie ist um 8 zu groß.

Nun nimt er von 1742 die ersten wieder erhaltenen 1000 zum Reste, addirt die Zinse von 1742, und auch die Zinse vom Reste. Aber es fehlen 10 Thaler.

Alles was er auch beginnet hilft ihm nicht, sein ausgelegtes Geld durch Hülfe der Zinsen wieder mit 2000 Thaler gleich zu machen; und doch ist es die Sum-

Summe von richtig berechneten Posten. Er setzt daher ein sehr gegründetes Mistrauen in diese Summe; und findet nach den Regeln des einfachen Interusuriums die Posten, aus welchen die Summe entstanden.

1te Jahr	909,091	Thaler.
2te Jahr	833,333	Thaler.
Summe	1742,424	Thaler.

Daß diese Posten aber richtig sind, das ist daher klar, weil 1000 für jeden Posten genau erfolgen, wenn man zum ersten die einjährige Zinse desselben, zum zweiten die zweijährige Zinse des zweiten Posten addirt. Es sind also die 2000 Thaler aus den Posten leicht, aus der Summe aber deswegen gar nicht wieder herzustellen, weil diese das baar auszuzahlende Capital für alle Jahre nicht enthält, und deswegen nicht enthalten kan, weil sich 1) kein Zeitpunkt angeben läßt in welchem die ganze Summe fällig wäre. 2) Weil in der Summe zwei verschiedene Reste zusammen geschmolzen sind, deren einer einen einjährigen, der andere, einen zweijährigen Abzug der Zinsen erlitten hat.

Das wahre Kaufgeld des zweijährigen Salariums ist ein Capital, das mit den verabredeten Zinsen wieder 2000 Thaler macht. Nicht die Summe der Posten, sondern $1735\frac{6}{11}$ ist dies richtige Capital. Addirt man zu solchem die einjährige Zinse des Capitals, und nimt aus dieser Summe 1000 Thaler, addirt ferner zum Reste, die Zinse des Restes, so hat man in dieser Summe die zweiten 1000 richtig wieder. Wie oft mag die gerügte Unrichtigkeit der Summe, die gewiß nicht selten vorkömmt, auch einen geübten Rechnungsführer, und Meniter in Verlegenheit gesetzt haben!

Die unrichtige Summe der Posten widerspricht immer dem richtigen Posten, woraus sie erwachsen ist. Diese Summe der einfachen Zinsposten ist zu nichts nütze; die unrichtige Summe hingegen aus den doppelten Zinsposten, liefert das wahre Kaufgeld fürs einfache Interusurium. Dies folgt ganz natürlich aus dem nun zum dritten male angeführten Satze: daß nemlich die Zinse der Summe, den Zinszinsen des letzten Gliedes gleich ist. Man hat also die Summe blos als ein Mittel anzusehen, das wahre Kaufgeld fürs einfache Interusurium zu finden. Ein mehreres entscheidet sie nicht.

N. Schmid.

Druckfehler. Im 32ten Stück des Magazins dieses Jahrs S. 504. lies statt Neuenkirchen, Amts Erichsburg, Neuenkirchen, Amts Ehrenburg.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 14ten Junius 1782.

Ehestandsklagen. Ein Stück aus dem gemeinen Leben.

Oft ist es traurig, oft aber auch lustig, Ehestandsklagen anzuhören, wenn einem die Veranlassung zu denselben zugleich mit erzählt wird. Freilich, wenn einer oder der andere Theil gegründete Ursache hat, sich über die Untreue, schlechte Begegnung, oder auch nur über die Vernachläßigung, über die Verschwendung und Unachtsamkeit des andern Theils zu beschweren, — oder wenn ungegründete leidige Eifersucht, den einen Theil quält, und den andern mit ewigem Verdacht und greißgrämlichem Wesen verfolgt, — denn wird wenigstens kein Menschenfreund bei dergleichen Erzählungen, kaltblütiger untheilnehmender Zuhörer bleiben können, so viel lächerliches auch oft in dem letzten Fall vorkömmt. Allein wenn diese Beschwerden nicht einmal eigentlich nahmhaft können gemacht werden, wenn der klagende Theil sich auf seine Empfindungen beruft, — eine Veränderung in dem Betragen des andern Theils vorgiebt, und nun zum Beweise Geschichten anführt, in welchen kein unpartheiischer Mensch den Grund zur Klage, wohl aber das Gegentheil finden kan, — dann wird es unmöglich sich nach solchen Vorbereitungen zu der Erzählung, nach welchen man Wunder was zu erfahren glaubt, des Lachens enthalten zu können.

Auf einem Besuch bei einigen auswärtigen Freunden und Anverwandten hatte ich Gelegenheit, dies letztere zu erfahren. — Da doch aber solche, sey es auch in der Einbildung gegründete Beschwerden, beiden Eheleuten manche unzufriedene Stunde verursachten, — und mir das Wohl, die immerwährende Zufriedenheit meiner Freunde sehr am Herzen lag, so dachte ich dem Dinge weiter nach, fand die Ursachen, war so glücklich, daß sie erkannt wurden, und jetzt durch ein verändertes Betragen eben des klagenden Theils, alle Unzufriedenheit gehoben ist. Es dürfte leicht seyn, daß ähnliche Fälle sich bei manchem, sich herzlich liebenden Paare finden könten, und denen zum Nutzen und Frommen muß ich meine Bemerkungen, die sich leicht finden lassen, aber mehrentheils verkant werden, bekant machen.

Ich war so glücklich gewesen, der Gespielin meiner ersten Jugend, einem herrlichen Mädchen von großen Grundsätzen, und den sanftesten Empfindungen, und die mir immer die vorzüglichste Freundin geblieben war, einen Mann zu empfelen, den ich schon auf Universitäten hatte kennen gelernet, der nur für geistische wahre Liebe geschaffen war, und den man bei näherer Bekantschaft unmöglich ungeliebt lassen konte. Es wurde das liebenswürdigste Paar aus ihnen, ich selbst war Zeuge ihres reinsten zärtlichen Gefühls gewesen, und ihre Briefe wären voller Zufriedenheit und Lob eines von dem andern; ich konte, da dies schon manche Jahre hindurch so gegangen war, nicht anders wähnen, als daß diese Zufriedenheit niemals würde aufhören können. Ich saß zu einer Zeit mit meiner Freundin allein im Garten, und erinnerte sie an verschiedene Auftritte aus den ersten Zeiten ihrer Verheirathung. — Eben nicht schwermüthig, aber doch so, daß man einige Unzufriedenheit merken konte, — antwortete sie: — die guten Zeiten habe ich gehabt, die kommen für mich nicht wieder! — „Ey wie so, Beste! die wird dir ja dein Mann alle Tage erneuern, wenn's Weibchen nur Laune dazu hat.„ An meiner Laune liegt's gewiß nie, — ich liebe ewig meinen Mann mit gleicher Liebe, — aber seine, ich fürchte, — sie hat sich sehr verringert, — nicht daß er solte ganz aufgehört haben, mich zu lieben, oder daß ich ihm alt geworden sey, — ich habe noch Ursache, — ihm für seine viele Güte zu danken, aber, — ich weiß es nicht, — machen es Arbeiten, oder zunehmende Jahre, — er ist kälter, viel kälter geworden. „Ach! unmöglich, das bildst du dir ein, sag mir mal zum Beispiel etwas, woraus du auf Kälte schließen kontest.„ Es folgten eine Menge Geschichtchen, die ich meinen Lesern und Leserinnen nicht mehr nacherzählen kan, — ihr Resultat solte der Beweis seyn: daß der gute Mann nicht mehr so gefällig, so zuvor kommend gütig sey, oft durch kurze Antworten ihr zu wenige Achtung erzeige, oft ihrer spotte, wenn sie sich deshalb beschwere, — oft durch Stillschweigen und Ernst ihrer Empfindlichkeit darüber troze. — Ich nannte ihr darauf sehr viele Möglichkeiten, die das hätten verursachen können, und sagte ihr dann, daß die Sache nur Schein, nichts so würkliches würde gewesen seyn, — allein ich schafte keine Ueberzeugung, — und hatte auch nicht die wahre Ursache davon getroffen. Um mich aber besser noch davon zu unterrichten, — sagte ich es meinem Freunde, und bat ihn um Aufklärung. O! wie lieb ist es mir, — sagte er: daß meine Frau zuerst davon angefangen hat, „ich hatte mir es schon vorgenommen, dich zu bitten, daß du uns wieder in den alten Zug bringen mögtest, — ich kan mich nicht über Gleichgültigkeit meiner Frau beschweren, sie liebt mich gewiß sehr, — allein bei dem hohen Grade der Zärtlichkeit, zu dem meine Seele gestimmt

stimmt ist, ist das nicht genug, — glaub nur meine Munterkeit verliert dabei sehr, und selbst meine Gesundheit leidet. — Komm, — er führte mich zu seiner Frau, — setz dich über uns, und nun sey Schiedsrichter. — Sieh' bestes Weib, — er reichte seiner Frau die Hand, — bin ich schuldig, nur ein wenig schuldig, so will ich's dir auf den Knieen abbitten. — Nun wurden alle Geschichten wiederholt, beide Theile gehört, — rechts und links gedrehet, — und mein Freund erschien als Engel. — Er hatte die für ihn empfindlichste Kränkung. — Mistrauen an der Güte seines Herzens, lange mit Engelsgeduld ertragen, war mit Bitten und Schmeicheleien seiner Frau nachgegangen, um den ihm so empfindlichen Verdacht irgend einer Veränderung in seinem Herzen, ihr zu benehmen, — war bei der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, seiner besten Ueberzeugung, und des Unrechts so ihm seine Frau that, geduldig wie ein Lamm geblieben, da er sonst nach seinem feurigen Temperament leicht ungestüm wird, — hatte gesucht, sich nach ihr zu bequemen, — wenn das alles nicht von wahrer inniger Liebe zeugt, so giebt's gar keine Liebe. Meine Freundin konte nichts weiter darauf antworten, sie sank mit Thränen und Dank in seine Arme, — bekante aber gleichwohl offenherzig: daß sie fühle, daß etwas da sey in dem Betragen ihres Mannes, das sonst nicht da gewesen wäre.

Da saß nun der Knoten, — dies Räzel aufzulösen war nun meine Sache, und ich fand folgende Ursachen, — die das Erwägen meiner Freundin bestätigten.

Die feinen Empfindungen meines Freundes hatten gleich anfänglich, seine Gefälligkeit gegen seine Frau bis aufs äußerste kommen lassen, er hatte ihr alles aufgeopfert, sich mancher Gewohnheit entwöhnt, von der er nur in der Ferne vermuthen konte, daß sie seiner Frau nicht gefallen mögte, war ihr in allen ihren Wünschen zuvor gekommen, und verlangte nur, ihr alles Gute und Angenehme verdanken zu können. Er hatte ihr gleich völlige Gewalt, Einrichtungen im Hause zu treffen, wie sie sie wolte, gegeben, und schien in Rücksicht seiner Frau, mehr Gast als Hausherr zu seyn. Seine Absicht aber dabei war, immer neuen Grund der Dankbarkeit gegen seine Frau zu haben, sie als Wohlthäterin zu betrachten, und so sich beiden immer die feinsten Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit zu erhalten. Anfänglich konte dies bei seiner Frau wohl nichts anders als den tiefsten Dank, und die innigste Zärtlichkeit würken, daß der Mann, dem sie alles zu verdanken hätte, sich, so zu sagen, als ihr Client darstellte, — allein nach und nach und unvermerkt schlich sich dadurch eben das Gefühl der Wichtigkeit ein, und aus diesem Gefühl entstand ein dunkles Verlangen, daß ihr ihr Mann aufs neue dergleichen Empfindungen schaffen solte, — dahingegen sie die kleinen Gefälligkeiten, wodurch sie ihren Mann so sehr

verpflichtete, unterließ. Nicht aus Vorsatz, sondern im Grunde, ohne es zu wissen, und dies daher, weil das Gefühl ihrer Wichtigkeit, und das Verlangen neue Beweise davon zu haben, dem Verlangen ihren Mann zu verpflichten überwog. Dem Verlangen neuer Beweise aber konte unmöglich genügt werden. — Des Manns Betragen dauerte fort, allein was ganz neues konte er nicht mehr hinzu thun, weil er gleich alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand. Das alte aber machte um desto weniger Eindruck mehr auf sie, je mehr sie damit erfüllt war, was neues zu haben. — Sie kam dadurch, ohne es sich selbst bewußt zu seyn, so weit, daß sie nur so zu sagen, sich liebte, und alles, was vorfiel, ohne weitere Rücksicht auf sich allein bezog. Sie vernachläßigte ihren Mann sichtbar. Er war zu fein, ihr dies vorzuwerfen, — er klagte nur, bat, flehete ihre Liebe nicht erkalten zu lassen. Ihr Bewußtseyn sagte es ihr, daß sie wahrhaftig weniger Liebe fühlte, — sie machte sich Vorwürfe darüber, nannte sich eine Unwürdige, schmählte auf sich, weinte und sagte ihrem Mann, sie wäre es nicht werth, daß er sie länger liebe, denn sie mache ihn nur unglücklich, — sie wäre eine Verworfene, daß sie dem besten Manne nur einen Augenblick Misvergnügen machen könne. Mein Freund war bei solchen Reden, wie auf der Folter, — seine Frau betrübt, weinen sehen, war ihm mehr, als wenn er seine Güter hätte im Rauch aufgehen sehen, — er unterbrach sie, hielt ihr den Mund zu, überhäufte sie mit Liebkosungen, und betheuerte unaufhörlich, daß sie die beste die vollkommenste Frau auf Erden sey, — nur die einzige Gefälligkeit mögte sie ihm beweisen, und haben eine bessere Meinung von sich. Der gute Mann verdarb es durch dergleichen natürlicher Weise immer mehr. Es wäre sehr heilsam gewesen, wenn sie einmal zur Erkenntniß gekommen wäre, allein das verhinderte er dadurch ganz, — und nach öfteren Wiederholungen von dergleichen Scenen, bildete sie sich steif und fest ein, daß die wenigere Liebe, die sie fühlte, ihren Grund in dem veränderten Betragen ihres Mannes hätte. Sie sah nicht, was sie vor Augen hatte, daß das Betragen ihres Mannes immer das nemliche blieb, sondern sie schloß dunkel nach ihrem Gefühl, da sie nicht mehr solche Empfindungen durch das Betragen ihres Mannes bekam, wie sie sonst gehabt hatte, so habe er sich geändert, da es doch nur blos daran lag, daß dies Betragen den Eindruck nicht mehr machte, den es sonst gemacht hatte, — und zwar deshalb, weil sie der Eindrücke gewohnt war, diese ihr nichts neues mehr schaften, und sie sich allein zum Gegenstande hatte, und nicht im Gegentheil der Mann mehr der Gegenstand ihrer Gedanken, wie sie selbst war. — Nun ward sie niedergeschlagen, der Mann suchte sie zu erheitern, — das war ihr entgegen, — sie fing an alles übel zu nehmen, wurde äusserst empfindlich bei Schäckereien, die

sie sonst mit Vergnügen angehört hätte. Er beklagte sich darüber, schmeichelte ihr, unterwarf sich, bat, — ihre Antworten wären kalt, zurückstossend, — er wurd entrüstet, verbiß seinen gerechten Unwillen, — erneuerte seine Bitten, und Liebkosungen, — es gelang ihm dann, nach und nach sie wieder in Ordnung zu bringen. Dann sah sie ihr Unrecht, weinte und klagte sich selbst wieder an. Bei dieser Gelegenheit bat sie der Mann, sich die Empfindlichkeit abzugewöhnen, die ihnen so viele unangenehme Stunden machte, — man sprach weiter darüber, und in diesem Gespräch sagte sie ihm, er habe sich sehr geändert, — dies fuhr ihm, wie der Bliz durch seine Seele, das war die empfindlichste Beleidigung. Allein er hielt an sich, und nahm sich's vor, sie zu überzeugen, daß er mehr thue, wie je. Er war munter und seine Seele ganz Freude, so bald er bei seiner Frau war, — sie war mehrentheils niedergeschlagen, er suchte durch Scherze sie zu ermuntern, — sie hielt den Scherz für Spott, sagte ihm: sie wäre nicht dazu aufgelegt. Um sie nicht zu beleidigen, ging er nicht gleich von ihr, sondern blieb, war aber still, weil sie es so lieber haben wolte, — und sie hielt diese Stille für Troz, — wenn er in seiner Munterkeit ihr einmal eine wizige Antwort gab, so war ihr das verächtliche Begegnung, u. s. w. dadurch war's denn so weit gekommen, daß ein Paar Leute, die sich so herzlich liebten, doch oft unzufrieden lebten.

Es giebt Beispiele der Art die Menge, — verhindert aber kan solche Unzufriedenheit dadurch werden, — wenn nicht die Frau durch die Gefälligkeit ihres Mannes, und nicht der Mann durch die Gefälligkeit seiner Frau sich verleiten lassen, in sich eine Wichtigkeit zu setzen, sondern im Gegentheil sich beide Theile bestreben, immer dem andern in Gefälligkeit es zuvor zu thun, und also sich nicht selbst zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit, sondern den andern Theil dazu machen. Nur solche Eheleute können ganz glücklich leben.

Trift's den Mann, daß der durch die Gefälligkeit seiner Frau verwöhnt wird, so ist es noch ärger, — er wird leicht herrschsüchtig, und will dann die Frau das nicht ertragen, wie sie es nicht nöthig hat, — so kommen ihm gleich Grillen von Unbeständigkeit in den Kopf, die um desto natürlicher sind, je mehr das Beispiel die Unbeständigkeit gewöhnlicher Frauenzimmer bestätiget, und man fast dafür halten solte, daß die Freundschaft eines Frauenzimmers nur eine launigte Freundschaft sey.

Aphorismen übers Große und Erhabene.

Derjenige, dessen Empfindungsvermögen nicht verwahrloset ist, fühlt es besser, als mans ihm sagen kan, was Groß und Erhaben ist. Es hat aber seinen Nutzen, wenn man sich deutliche Begriffe davon zu verschaffen sucht; dadurch üben wir nicht blos unsern Scharfsinn, sondern sezen uns auch in den Stand, andern unsere Gründe angeben zu können, warum wir dies oder jenes für würklich Erhaben, oder für Abentheuerlich und für Schwulst halten. Besonders müssen künftige Lehrer und Redner ihren Geschmack zu berichtigen und zu verfeinern suchen, wenn sie sich vor dem Spotte des aufgeklärtern Publici sichern wollen.

Wolt ihr eurem Zögling Geschmack an den sanftern Schönheiten einflössen, so leset mit ihm Gesners wunderschöne, Natur und Anmuth hauchende Idyllen, wandelt mit ihm zu einem leise murmelnden Bach, der durch ein liebes Wäldchen sich schlängelt, indeß Maienblumen duften, Nachtigallen schlagen. —

Aber wolt ihr sein Gefühl fürs Große und Erhabene stärken, so führt ihn zum Ufer des brausenden Weltmeers, wenn Mond und Sterne über seiner weiten unabsehbaren Fläche am hohen Himmel sich lagern, — ein prächtiges zahlloses Heer des Allmächtigen. — Wenn wir einen großen Gegenstand erblicken, so scheint sich unsere Seele auch gleichsam zu vergrößern und zu erheben, und Horn bemerkt (Grundsäze der Kritik, Th. 1. S. 322.) daß die Bewegungen, welche von hohen und großen Gegenständen in uns erregt werden, sich nicht nur im innerlichen Gefühle, sondern auch in den äußerlichen Zeichen desselben unterscheiden lassen, daß ein grosser Gegenstand die Brust auftreibe, und verursache, daß der Zuschauer seine Gestalt zu erweitern suche.

Lasset mich weiter gehen: wenn die Seele vom ersten Erstaunen, welches sie zu feierlicher Stille, zu ehrerbietigem Schweigen mit unwiderstehlicher Gewalt hinriß, gleichsam zum Gefühl ihrer selbst zurückkehrt, — dann fühlt sie das Hohe der Scene nicht, ohne einen edlen Stolz, der sie über alles Niedrige erhebt.

Wer wie Brydone vom Gipfel des Aetna tief unter sich Königreiche von dem Schimmer Aurorens allmählich erleuchtet werden sieht, dünkt sich kaum noch ein Sohn der Erde zu seyn. Solte man wohl auf einem Felsen, der in furchtbarer Majestät

> Den Fuß in Ungewittern,
> Das Haupt in Sonnenstralen

gen Himmel empor steigt, eines unwürdigen, menschenfeindlichen Gedankens fähig seyn?

Einen kleinen mißgünstigen zänkischen Buben nehmt oft mit euch in einen einsamen finstern Wald, wo der Sturmwind in den Wipfeln hundertjähriger Eichen sauset, dann geht mit ihm

ihm ins Freie und zeigt ihm die untergehende Sonne, daß die kleine Seele vom Staube zu Gott sich aufschwinge, der da wohnt in einem Licht, wozu niemand kommen kan.

Oeftere Betrachtung der großen und erhabnen Scenen in der Natur ist nicht blos für gutmüthige feine Seelen eine Quelle reiner Freuden, sondern führt uns Menschen auch zu Gott, dem durchaus Unbegreiflichen, der Urquelle aller Schönheit, — und beschäftigt gewiß auch ungleich treflichere Geschöpfe, als wir sind. Haller wäre, wenn ich so sagen darf, nicht Haller gewesen, wenn er in seiner Jugund, statt die himmelhohen Alpen zu ersteigen, lieber bei Toiletten gefaselt, oder in Prunkzimmern Unsinn gesagt und gehört hätte. Aber, er kante seinen Werth, und suchte den Schöpfer und fand ihn, und dachte wie der mir ewig theure Kleist:

> In finstern Wäldern will ich mich allein
> Mit dir beschäftigen,
> Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
> Der durch die Zweige blickt.
>
> Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
> Zerrißne Wolken sehn,
> Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
> In heilge Träume wiegt.

Unsere Begriffe vom Erhabnen werden in jener Welt noch sehr erweitert und vermehrt werden; wir sind unsterblich, welche Auftritte werden wir noch sehen!

Ein feiner Kunstrichter, Addison, giebt Gründe an, warum es dem Schöpfer gefallen habe mit der Wahrnehmung des Großen solches Ergötzen zu verbinden. Gott, sagt er, hat unsere Seele so gebildet, daß wir unsere wahre, anständige und höchste Glückseligkeit nur von ihm erlangen können. Ein großer Theil unserer Glückseligkeit entspringt aus der Betrachtung seines Wesens, daher bildete er uns so, daß wir schon natürlicher Weise an der Betrachtung des Grossen und Grenzenlosen Lust und Ergözzen empfinden, damit wir frühzeitig uns gewöhnen, Geschmack an erhabenen Betrachtungen zu haben. Unsere Verwunderung muß auf den höchsten Grad des Erstaunens und der Andacht steigen, wenn wir die Natur dessen betrachten, der weder durch die Zeit noch den Ort eingeschränkt ist.

Die Seele des Menschen hat einen unwiderstehlichen Trieb zur Thätigkeit, sie will beschäftigt seyn. Was kan ihr also willkommner seyn, als wenn sie einen Gegenstand gewahr wird, der ihre Neubegierde befriedigt, die Einbildungskraft mächtig rührt, den Kreis ihrer bisherigen Ideen erweitert, und ihr neuen Stof zu Betrachtungen giebt. — Hiezu gesellen sich noch manche andere Vorstellungen, welche das Wohlgefallen an grossen Gegenständen verstärken, z. B. die Idee der Macht, die solche erstaunungswürdige Dinge schuf, — oder der Würkungen, die dadurch hervorgebracht werden. Das Erhabene, sagt Batteux, ist alles, was uns über

das erhebt, was wir waren, und was uns zugleich diese Erhebung fühlen läßt.

Es giebt Völkerschaften, welche keiner Verwunderung über große Gegenstände fähig zu seyn scheinen, — die Bewohner des Feuerlandes. — Gleichwohl putzen sie sich.

Gewisse Gegenstände, welche in die Sinne fallen, werden zunächst groß und erhaben genannt. Man sehe Gerard in seinem Essay on taste. S. 11. folg. Dies ist das materielle Große. Dann aber nennt man auch in figürlichem Verstande alles dasjenige Groß und Erhaben, wodurch in uns Bewegungen hervorgebracht werden, welche denjenigen ähnlich sind, die das materielle Große in uns erzeugt. So sagt man eine erhabene Gesinnung, eine erhabene Handlung, ein großer Gedanke.

Bei großen Handlungen rührt uns bald eine edle Erhebung über Reichthum und Hoheit und Ehre, — bald das allgemeine Wohlwollen, das alle Zeiten und alle Nationen umfaßt, und das Privatbeste entschlossen aufopfert, — bald die feurige Vaterlandsliebe, die jenen Consul reitzte, die Schande, oder das Unglück Roms bei Cannä nicht zu überleben; bald die unbezwingliche Tugend, die durch keine Gefahr erschreckt, durch keine Henker überwältigt wird, ruhig und lächelnd auf ihrer Straße fortwandelt.

Wir haben den Mann gesehen, der tief ausgedachte Entwürfe an der Spitze furchtbarer Legionen zu vollenden wußte; nicht unempfindlich, aber seiner Kraft eingedenk, ruhig umherschauend, — im Getümmel der Schlacht da stand, — der gegen eine halbe Welt kämpfte, und am Rande des Abgrunds mit Adlerblick eine Höhe ausspähte, die er, solt er ja fallen, noch zu erreichen beschloß. Sanft ruhe einst sein Haupt unter dem heiligen Lorbeer, wenn seine große Seele hoch über Sternen mit Gustav und Keith, und Winterfeld sich ergötzet.

Aber, nicht blos der Held, auch die herzliche Liebe eines Weibes, das, wie die Römerin Arria, — seinem Gatten über das wilde weite Meer folgt, in einem zerbrechlichen Nachen verhöhnt und verspottet folgt, — flößt innige Bewunderung ein. Arria durchstieß sich mit einem Dolch, gab ihn sterbend mit liebevollen Blicken dem Hochgeliebten, und sprach: Pätus, es schmerzt nicht!

Zwar ist auch der herrlichste Tempel nicht einmal ein Punkt gegen die flammende Sonne; aber wir vergleichen Gebäude mit Gebäuden, was daher in dieser Rücksicht unsere gewöhnlichen Begriffe übersteigt, erweckt Bewunderung.

Wer des Gefühls des Großen und Erhabnen vorzüglich fähig ist, — gelangt, wenn er will, zu einer erhabnen Denkungsart, welche ihn gegen Lästerung, Unterdrückung und Verfolgung aller Art wie ein schützender Schild deckt.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 17ten Junius 1782.

Ueber's Schicksal.

Es ist nichts gewöhnlicher, und nichts hört man auch österer, als Klagen über's Schicksal; so bald wie es dem Menschen so nicht geht, wie er sich es vorgenommen hat, — allein ich glaube auch, daß nichts ungerechter, unvernünftiger, und ungegründeter, als eben diese Klagen sind.

Von den Klagen des Bösewichts, oder auch des Lasterhaften, oder nur des Unvorsichtigen, wenn der erste sich über sein Schicksal beschwert, das die Veranlassung zu seiner ihm bevorstehenden Strafe, die eine sehr natürliche Folge seiner schändlichen Handlung ist, gegeben hat; der andere sich über die Krankheiten beschwert, die ihm zustossen, und dann über sein Schicksal klagt, das seinen Grund allein in seinen Werken hat, und der dritte sich, über Haß, Verfolgung, Neid, beschwert, und wenn ihm alles mißlingt, dies seinem widrigen Schicksale zuschreibt, da alles doch allein nur in seiner unvorsichtigen unklugen Aufführung liegt, — mag ich nichts sagen. Die Ungerechtigkeit dieser Klagen, liegt zu deutlich am Tage, als daß es einer Entwicklung bedürfe.

Allein über dergleichen widrige Begebenheiten, die mehr den Namen Schicksal verdienen, die von unglücklichem Einfluß auf uns sind, ohne daß wir etwas dafür können, oder dafür zu können scheinen, von diesen muß ich etwas sagen, und zeigen, daß es selbst auch bei solchen Fällen ungerecht, unvernünftig, und oft sehr ungegründet sey, sich darüber zu beklagen.

Um diesen Fall kenntlicher zu machen, muß ich einige willkührliche Bestimmungen angeben, welche mehr als eine weitläuftige Umschreibung zeigen werden, welchen Begrif ich mit diesen zuletzt angeführten Begebenheiten verbinde, oder welche Art Schicksal ich meine.

Wenn zum Beispiel der Kaufmann, der mit allen den Kenntnissen und Einsichten versehen ist, die ihn zum geschickten Kaufmann machen, der die gewöhnlichen Einrichtungen dieser und jener Staatsverfassung kennt, genaue Nachrichten von dem jetzigen Ungewöhnlichen hat, mit dem Ueberfluß dieser oder jener Waare, an einem Orte, oder mit dem Mangel daran bekant

ist, und alle Mittel kennt, wie er wird im Stande seyn, auf eine vortheilhafte Art dem Mangel abzuhelfen, sich dafür den Ueberfluß einzutauschen, und diesen wieder auf eine andere Art zu vertheilen, u. s. w. wenn so ein Handelsmann, nach einem sehr richtigen Urtheile, mit aller der Geschicklichkeit, die dazu erforderlich ist, sich die Waaren, die jetzt in diesem oder jenem Lande gebraucht werden, an welchen man Mangel hat, und deswegen in Noth ist, durch seine Negotianten, die es auch an nichts fehlen lassen, sich anschaft, sie einschift, und nach dem bestimmten Orte hinbringen läßt; so kan und muß er denn vernünftige Hofnung haben, daß seine Absichten und Entwürfe ihm gelingen werden. Allein, um einen der gemeinsten Fälle anzunehmen, — nach einer oder zwoen Tagesfahrten fängt ein widriger Wind zu blasen an, der sein Schif zurück hält, dahingegen andere Schiffe, aus andern Gegenden, wo die Kaufleute gleiche Speculationen hatten, in ihrem Laufe befördert, und verursacht, daß wenn sein Schif ankömmt, schon so vieler Ueberfluß da ist, daß er entweder mit sehr geringem Vortheil, oder mit gar keinem, seine Ladung verkaufen kan. — Ein Fall unter Tausenden! — allerdings widriges Schicksal, wozu keine menschliche Kraft das geringste konte.

Eben so ein Künstler, ein Virtuose geht auf Reisen, um durch seine Kunst, u. s. w. sich mehr zu erwerben, als er zu Hause im Stande seyn würde, — und gerade da, wie er an den Ort kömmt, wo er mit Grunde am mehrsten zu verdienen glauben kan, stirbt eine hohe Person, der Hof kömmt in Trauer, und in einem ganzen Lande ist nichts für ihn zu thun — will er nicht mehr verzehren, wie er verdienen kan, muß er wieder umkehren, weil er ein großes Land durchreisen müßte, ehe er in ein anderes kommen kan, wo die Ursache der Verhinderung nicht statt findet.

Endlich ein verdienstvoller Gelehrter sieht und fühlt die Mängel gewisser Einrichtungen, er macht Entwürfe nach welchen auf eine sehr leichte Art, nicht allein die Mängel gehoben, sondern so gar noch größere Vortheile entstehen würden. Er macht seine Entwürfe bekant, wo sie nur ihre Beförderung erhalten können, zeigt sehr deutlich, wie das alles angefangen werden müsse, welche große Vortheile daraus entstehen würden, und wie viel Schade bei der Fortdauer der jetzt obwaltenden Einrichtung nothwendig in der Folge dem Ganzen dadurch entspringen würde. Nach einer vernünftigen Wahrscheinlichkeit, kan er nicht anders, als glauben, daß man seine Arbeiten annehmen werde. Allein der, der da, wo solche Anschläge befördert werden solten, die Vorstellungen zu machen hat, ist herrschsüchtig, stolz, eigennützig, dumm und tückisch. Es ist ihm schon entgegen, daß etwas geschehen solte, weswegen man ihn nicht erst um Erlaubniß gebeten hat, und das ist schon genug eine schwarze Vorstellung von Neuerungen

rungen zu machen, und mit **Verläumdung** über den Urheber herzufallen. Dieser erwartet nichts gewisser, als die Annahme seiner Vorschläge, vernachläßiget darüber andere ihm gemachte Anträge, weil er glaubt, hier mehr nutzen zu können, und nach langer Zeit, da er alles von der Hand gewiesen, und seine Geduld aufs äußerste getrieben ist, macht man ihm kund, daß man **ihn und seinen Vorschlag nicht brauche.** — Das sind alles Fälle, über welche ich einige Gründe anführen werde, die es bei allem dem nicht erlauben, sein **Schicksal** anzuklagen. Diese Gründe ließen sich sehr weitläuftig ausführen, und sich dadurch desto größere Ueberzeugung davon geben, allein da eine große Weitläuftigkeit diesem Blatte nicht angemessen ist, werde ich dieselben nur kurz fassen können.

Wenn meine Leser, wie ich nicht zweifeln kan, es mir zugeben werden, daß auf das größere mehr, als auf das kleinere ankömmt, wenn man bei Ausführung eines großen Vorhabens nothwendig dann mehr aufs Ganze, als auf einzelne Theile sehen muß, wenn anders würklich etwas Großes daraus zu Stande kommen soll, wenn man in solchen Fällen lieber in einzelnen Dingen freiwillig Schaden leidet, um nur das Ganze dadurch zu erhalten, und wann, wie ich überzeugt bin, fast alle Tage ein jeder die Erfahrung davon machen wird, daß er es nicht anders machen kan und will, als so, so glaube ich, daß man schon hiernach mit Recht sagen könne, daß Beschwerden über's Schicksal ungerecht, und so hart es auch klingen mag, unvernünftig sind.

Man wende diese seine im kleinen gemachten Erfahrungen auf das an, was man sein widriges Schicksal nennt, und denke sich als Urheber und Erhalter des Ganzen, den allweisen, allmächtigen und allgütigen Gott.

Wollen wir uns Gott nicht als noch mit weniger Ueberlegung würkend, als uns selbst vorstellen, so müssen wir glauben, daß Gott bei der Anordnung des Ganzen, nicht allein aufs Ganze, nur gesehen habe, sondern auch zugleich auf alle zu diesem Ganzen gehörenden einzelnen Theile, und also in Rücksicht auf beide solche Veranstaltungen gemacht habe, (menschlich davon zu reden, um es sich desto deutlicher zu machen,) daß das Ganze ausgeführt werde, und daß alle dazu beitragende Theile, und auch die, die sich von selbst an dieses Ganze anschließen würden, nicht eigentlich zu dieser besondern Ausführung gehören, auf welche aber dieselben von wichtigem Einfluß seyn werden, weil sie sich freiwillig mit darin hinein gegeben haben, — welche Fälle Gott zugleich mit voraus sah, — so viele Vortheile, so viel Gutes zugleich daran erhalten mögten, als es, um dem Ganzen nicht zu schaden, nur möglich ist.

Aus diesen Vorstellungen, die sich auf die vollkommensten Eigenschaften Gottes gründen, kan also nichts anders folgen, als daß das, was einzelnen Theilen hin und wieder unange-

nehm, widrig ist, und doch würklich erfolgt zur Ausführung des Ganzen nothwendig war, und daß das Ganze nicht würde ohne diese Veranstaltung, die manchem Theile wehe, viel mehrern aber, und unendlich mehreren höchst wohl thut, habe zur Vollkommenheit gebracht werden können.

Könten wir eigennützig genug seyn, zu verlangen, daß tausend und Millionen Menschen jetzt, und durch alle Generationen, bis in die entlegenste Zukunft, Schaden leiden solten, damit wir einen einzigen Vortheil haben? Welche erstaunliche Ungerechtigkeit, und von welcher hingeworfenen abscheulichen Gemüthsart würde es zeugen, wann wir alles dieses überlegten, und doch uns beschwerten, daß unsere Absicht uns mißlungen ist, — nur äußerst wenige solcher abscheulicher Menschen, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, giebt es, — und mit welchem Namen, müßte man den in Hinsicht des Verstandes belegen, der im ganzen Ernst eine solche Forderung zu machen im Stande wäre? Man würde gewiß solche Forderung sehr unvernünftig und lächerlich nennen, — und das mit allem Rechte.

Freilich gestehe ich es gerne, daß solcher Gedanke dem, den ein Unglück getroffen hat, schwer wird herein wollen, und daß um desto mehr, je mehr sich die Schwäche, und Eingeschränktheit des menschlichen Verstandes dagegen sträubt, solchen großen Gedanken zu umfassen, und je weniger es möglich ist, das alles wahrhaftig vor Augen zu haben; allein, wenn wir Glauben an einen vollkommenen Gott, und an eine Vorsehung haben, so ist es doch durchaus unmöglich, sich richtig die Sache anders, als so, vorzustellen.

Dem aber, der diesen Gedanken faßt, wird er Muth und Stärke, und Standhaftigkeit und Gelassenheit geben. Er wird es wahrnehmen, daß es sein freier Wille und Entschluß war, sich mit in die Umstände einzulassen, die jetzt entstanden, und ausgeführt werden müssen, um dem Ganzen dadurch größere Vollkommenheiten zuwege zu bringen, daß sein Entschluß nicht zu dem paßte, was zum Vortheil des Ganzen nöthig war, daß das Ganze großen Schaden würde gelitten haben, wenn seine einfache Absicht diesmal würde erreicht worden seyn, und in dieser Ueberzeugung wird er so gar im Stande seyn können, seinen unruhigen mißvergnügten Gemüthszustand, zu einer gewissen Freude zu erheben, über die Vortheile des Ganzen, die er gewiß glauben kan, so sehr sie auch seinen Augen verborgen sind, — und in dieser Freude das erhabene Gefühl haben, daß er bereit sey, sein liebstes und bestes, dem Vortheile des Ganzen aufzuopfern. — Große, erhabene, einem Christen würdige Gesinnungen, — die ihren ewigen Lohn haben werden, wie sehr sticht dagegen das Murren und der Unmuth über des gütigsten Vaters Fügungen ab? — Oft und besonders in solchen Fällen, wie ich in den letzten der drei angeführten Beispiele angegeben habe,

be, finden nun freilich solche Betrachtungen nicht statt, — denn da wird nicht eigener Vortheil, sondern Vortheil des Ganzen gesucht; allein nichts desto weniger würden doch Klagen über's Schicksal dabei immer sehr ungegründet seyn, wenn gleich die Klagen über solche Menschen äußerst gegründet sind.

Kein Mann von einiger Erkenntniß wird verlangen können, daß Gott übernatürlich würke, — sondern überzeugt seyn, daß er die Dinge so erfolgen lasse, wie sie nach dem, was wir natürlichen Erfolg nennen, — kommen können. Diesen Umständen sind wir genöthiget uns anzupassen, wenn wir etwas ausrichten wollen, — thun wir das nicht, sondern nehmen uns grade ihnen entgegen, so können wir auch nicht verlangen, daß unsere Wünsche, und unsere Entwürfe erfüllt werden, — daher kömmts, daß manchem alles glückt, was er nur unternimt, — er paßt sich nemlich gleich allen jetzt obwaltenden Umständen an, — dazu gehört dann freilich ein weites Gewissen.

Wer edel denkt, und nur immer rechtschaffen handelt, kan nicht nach der moralischen Beschaffenheit der Welt so glücklich seyn, wie jener, — aber wer von diesen Edeldenkenden und rechtschaffen Handelnden wird auch jenen ihr Glück beneiden? — Ihr Gewissen schaft ihnen die seligsten Empfindungen, durch das Bewußtseyn, daß sie um Gott und der Tugend willen, Vortheile ausschlagen, die sie haben könten, wenn sie untugendhaft und niederträchtig wären. — So sehr sie solche Vortheile verdienen, so wenig verlangen sie sie auf die Art, — und sind überzeugt, daß, wenn erst ihre Vorschläge den guten Erfolg werden haben können, den sie ihrer Natur nach gewähren, Gott selbst sie durch natürliche Würkung befördern werde.

Von den verschiedenen Arten der Krähen und ihrer Nahrung.

Da ich in dem 104ten St. des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre eine unter meinem Namen, und wider mein Wissen, mitgetheilte Nachricht von den verschiedenen Arten der Krähen und ihrer Nahrung lese, die ich sehr unvollständig finde; so halte ich es für Schuldigkeit, jene durch eine vollständigere zu ergänzen: und besonders lasse ich mich durch die Aufforderung des 44ten Stücks vom Jahre 1779 dazu ermuntern; meine fleißig angestellten eigenen Bemerkungen dem Publicum mitzutheilen.

Ich räume gerne ein, daß die verschiedene Arten der Krähen, Würmer und andere Insekten fressen, wie der Herr Verfasser der Schutzschrift für die Krähen uns versichert: Aber ich kan nicht zugeben, daß sie deswegen nicht auch Korn fressen, und als arge Kornfresser angesehen werden solten: Denn jene genießen sie wohl nicht blos zur Nahrung, sondern vielmehr

zur Auflösung und Verdauung des Korns wegen der Säfte so die Insekten in sich halten: und wo diese im Herbst mangeln, da machen sie sich zur Verdauung an die grüne Saat. Ich habe zu viele Bemerkungen darüber angestellet, und kan die Gewißheit davon auf eigene, und auf die Erfahrung anderer und sorgfältiger Landleute begründen.

Bekantlich giebt es drei Arten Krähen, die wegen ihrer Größe fast unmerklich von einander unterschieden sind. Die, welche die gröste zu seyn scheinet, ist 1) die Saatkrähe. Sie ist aber bei weitem nicht so groß, wie der Kolkrabe, welcher die Größe einer Ente hat, dahingegen die Krähen nur halb so groß sind. Ihr Schnabel hat die Länge eines Fingers, und ist kegelförmig zugespitzet. Die Farbe des Schnabels schießet ins weiße, oder vielmehr ins aschgraue, und läßt sich wie feines Mooß anfassen. Die Flügel sind mehr spitz als rund, und der Schwanz ist verhältnißmäßig lang. Ihr ganzer Leib ist schwarz, außer, daß die Federn der Oberfläche ins bläulichte spielen; doch ist dies bläulichte sich nicht beständig gleich. Haben sie volle Nahrung und keinen Mangel, so zeigt sich der blaue Glanz stärker; vermindert sich aber bei Mangel, ohne sich jedoch ganz zu verlieren. Ihre Nester bauen sie in große Haufen beisammen, und am liebsten auf hohen Eichen, auf deren einigen man öfters über 50 Nester zählen kan.

Die zweite Art ist um etwas weniges kleiner wie die erste, jedoch gleichfalls über und über schwarz; ihr Schnabel nicht so lang wie an der vorigen; der Obertheil nach vorne hin etwas übergebogen, und ihre Flügel sind schon etwas runder. Etliche Bauern heißen sie die Aaaskrähe: doch mögte man sie wohl die Kornkrähe nennen, weil sie sich das Korn aller Arten sehr gut schmecken läßt, und es auch begierig sucht. Ihre Nester bauen sie einzeln, und am häufigsten bei, auch wohl in den Dörfern.

Die dritte Art ist die so genannte Nebelkrähe. Ihr Kopf, Schnabel, Brust, Flügel und Schwanz, sind gänzlich schwarz, der Leib hingegen ist aschgrau, oder scheint wie ein dicker Nebel; daher sie auch wohl den Namen Nebelkrähe bekommen haben mag. Sonst wird sie auch öfters die Herbstkrähe genannt; vielleicht darum, weil sie im Herbst erscheinet. Denn im Sommer siehet man sie nicht, weil sie wie einige große und kleine Habichte im Monat März gerade in Norden ziehet, und erst im October sich wieder bei uns einstellet.

Alle diese Vögel haben keinen Kropf, sondern was sie fressen, geht gleich zum Magen hinunter.

Die Dohle ist auf die Hälfte kleiner wie eine Krähe, kömmt aber übrigens in allem mit ihr überein: daher sie auch wohl von vielen bald die kleine Krähe, und bald von andern die Thaalke genannt wird, und völlig zur Krähenart gerechnet werden kan. Ihr Hals ist aschgrau, sonst aber überall schwarz, und

und ihre Nester legen sie in hohlen Bäumen an. Diese und die vorhergehende sind arge Kornfresser, wie mich meine eigene angestellten Bemerkungen, und die Erfahrung vieler aufmerksamen Hausleute, auch derjenigen besonders, deren Saatländereien in der Nähe der Wälder und Hölzer liegen, wo die erste Art bei großen Haufen ihre Nester hat, völlig überzeuget.

Bevor ich zu meinen eigenen Bemerkungen schritte, forschte ich bei alten, und auf ihre Saatfelder sorgfältigen Hausleuten nach, ob sie wohl Erfahrung hätten, daß die Krähen der Saat schädlich seyn könten? Und da versicherte mich ein alter Haushälter, daß, wie er einstmal der erste gewesen, der auf der Dorfs Feldmark Habern ausgesäet, er für diesen Korndieben sich nicht hätte retten können, und ob er gleich hier und da des Stücks entlang verschiedene seiner Leute als Schildwachen ausgestellet, um sie zu verscheuchen, sie ihm doch bei dem Eineggen etwas von der Aussaat geraubt hätten. Eben derselbe hatte auch noch bemerkt, daß sie öfters den Keim der Feldbohnen angingen, wenn er sich eben aus der Erde zeigte, und daran unersetzlichen Schaden zufügten: nicht weniger schadeten sie der Gerste, welche am frühesten reifte, und vor allen anderen Stellen da, wo sie sich gelegt hätte; indem sie allda mit ihren Jungen, die sie bereits bei sich hätten, sich am bequemsten zu Haufen setzen könten und solche Stellen ganz zu Grunde richteten, welches mehrere auch bekräftigten.

Bei einem Spaziergange bemerkte ich einen ganz frisch besäeten Acker mit an Schnüren gebundenen Federn sorgfältig besetzt. Nach so fortiger Erkundigung der Ursache davon bei dem Eigenthümer dieses Ackers, erfuhr ich von demselben, daß solches die Krähen verscheuchte, damit sie seine Saat nicht bestölen, und zeigte mir auf einem nahen auch frisch besäeten Acker, auf dem keine Stäbe mit an Bindfaden befestigten Federn gesetzt waren, einige hundert Krähen aller Arten, wie auch Dohlen, außer der Nebelkrähe, welche, nachdem sie zuvor die erste Sommerrockensaat verzehren helfen, bereits gewichen war. Dieser Hause, den ich unbemerkt einige Zeit genau beobachtete, verzehrte nicht nur dasjenige, was an Körnern etwa auf der Oberfläche uneingeegget zurück geblieben war, sondern viele hackten mit ihren zum Theil langen Schnäbeln die Erde herum, und suchten aus der Tiefe von 2 bis 3 Zoll die Körner wieder auf. Außer diesem Raube den sie im Frühjahr an der ersten, und im Herbst an der letzten Saat verrichten, machen sie sich auch in der Zeit, da die Rockenähren anfangen Korn zu setzen, an die Kornähren, so bald nur etwas darin zu finden ist, wie ich selber häufig wahrgenommen habe. Sie reißen die Aehren ab, hülsen sie aus, und wiederholen solches so oft, bis sie davon gesättiget sind. Und da sie um diese Zeit bereits ihre Jungen bei sich haben, so scheinet es fast, daß dabei die Alten sie zur Aufsuchung ihrer Nahrung anführen. Hiedurch kan ich mit Grunde

de bekräftigen, daß die Krähen böse Kornfresser sind.

Am 6ten Jun. 1779 erschoß ich 2 Junge von der zweiten Art, die noch von ihren Alten gefüttert wurden. Das Futter, welches ich hier beiläufig bemerke, sammeln die Alten in eine Haut, die sich am Untertheile des Schnabels befindet, sich wie ein Blasebalg ausdehnet, und tragen es also ihren Jungen vor. Nach der vorgenommenen Zergliederung fanden sich in dem Magen der einen 103 Buchweitzenkörner, etwas von schwarz geflügelten Würmern, und 3 kleine Knöchelchen, wovon man nicht unterscheiden konte, ob sie von einem Vogel, oder einer Maus waren, weil sich weder Federn noch Haare dabei finden ließen. In dem Magen der andern fand ich 70 Buchweitzenkörner und beinahe verdaute Hülsen mehrerer dergleichen Körner. Den folgenden Tag erschoß ich früh Morgens abermals eine Junge und eine Alte von der zweiten Art. Da sich nichts weiter als Buchweitzenhülsen, und etwas von schwarzgeflügelten Würmern in ihren Mägen antreffen ließ, so mogten sie sich wohl um ihre Nahrung noch nicht bemühet haben.

Den dritten Tag erschoß ich eine Alte und zwei Junge von der ersten Art. Die Alte, welche die Jungen eben gefüttert, und mehr für die Jungen als für sich gesorget hatte, hatte nur 14 Gerstenkörner und etwas von Würmern im Magen. Dahingegen fanden sich in den dick ausgestopften und einer Wallnuß großen Mägen der beiden Jungen 249 frische Gerstenkörner, viele Gerstenhülse und etwas von schwarz geflügelten Würmern.

Am 14ten Jun. erhielt ich wieder eine Alte, die noch Junge zu füttern hatte, und deswegen auch nur 32 frische Gerstenkörner, Gerstenhülse und etwas von Würmern im Magen finden ließ.

Am 17ten Jun. erschoß ich eine, welche 30 kleine Steine und verdautes Korn im Magen hatte.

Am 19ten Jun. wieder eine, deren Magen ganz voll, mit Buchweitzenkörnern, Buchweitzenhülsen und Stücken von Eicheln angefüllet war.

Am 30ten Nov. 1781, früh Morgens, erschoß ich 2 Krähen, die eine von der zweiten und die andere von der dritten Art, oder Nebelkrähe. Diese, welche bereits gut gefrühstückt, hatte 287 Rockenkörner und etwas grüne Saat; jene 180 Rockenkörner und 3 Stück von einem Schneckenhause im Magen: das Korn derselben war mehrentheils verdauet, und schien das Ueberbleibsel der Nahrung vom vorigen Tage zu seyn.

Den folgenden Nachmittag schoß ich wieder eine von der zweiten Art; deren Magen war mit 423 Rocken- 6 Buchweitzenkörnern, und 40 kleinen Steinen von der Größe der kleinen Erbse bis zur Linse, angefüllet.

Ich habe von Zeit zu Zeit mehrere von allen Arten Krähen geschossen, und immerfort auch von allerlei Arten Korn in ihren Mägen gefunden: könte auch leicht noch mehrere schießen, hoffe aber, daß es hiermit genug seyn wird, um die Krähen für schädliche und arge Kornfresser ansehen zu können.

Noch dienet zur Nachricht, daß alle diese vier Arten ohne Unterscheid zu ganzen Haufen, den Rocken, wenn er so eben aus der Erde kömmt auch angehen, den Keim bis an den Grund, wo das Korn davon liegt, verfolgen, und denn dasselbe verzehren, wobei sich die Dohle fast am begierigsten und eifrigsten bezeiget.

Nach diesen Bemerkungen, wird wohl keiner, an der Schädlichkeit der Krähen und an dem Nutzen jener Verordnung zweifeln, nach welcher der Bauer und Köther, jedes Jahr eine gewisse Zahl Krähenköpfe abliefern müssen; als welches immer eine sehr ökonomisch nützliche und heilsame Sache seyn und bleiben wird.

Borstel bei Achim. J. Röhne, Lieutenant.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 21ten Junius 1782.

Geschichte von dem Flor und Verfall des Handels auf den balearischen Inseln.

Gegenwärtige Geschichte, die ich meinen Lesern vortragen will, wird zum Beweise dienen, daß ein Volk beim Landbau und bei der Kultur inländischer Produkte es nie auf den Gipfel eines blühenden Wohlstandes bringen wird, wenn es nicht vermittelst des Handels so wohl seine eigenen Produkte gut abzusetzen, als auch die Bedürfnisse, die es von aussen nöthig hat, selbst einzuführen sucht. Da Majorka unter den balearischen Inseln die größte ist, und sich unter ihnen am meisten hervorgethan hat: so wird auch von ihr hauptsächlich die Rede seyn. Meine Leser können das meiste, was ich ihnen hier liefere, als einen Auszug aus Vizente Mut Geschichte von Majorka ansehen, die eine Fortsetzung von dem Werke des Dameto und der zweite Theil desselben ist. Bei der Durchlesung dieser beiden Folianten, habe ich mich durch viele weitschweifige und ausgedehnte Erzählungen von Krieg und Schlachten hindurch schlagen müssen, um ein Goldkörnchen zu finden, welches zu sammeln, ich der Mühe werth hielt.

Die Inseln Iwica und Formentera scheinen ihre Schicksale mit Majorka getheilt zu haben. Die Geschichtschreiber thun ihrer selten Erwähnung. Von Iwica wird gemeldet, daß Scipio ums Jahr 212 vor Christi Geburt diese Insel angrif, er mußte sich aber mit einiger Beute begnügen, und wieder abziehen. Daher der Poet Manilius von ihr sagt:

> — Primamque intrantis in orbem
> Oceani victricem Ebusum. —

Als Pompejus die balearischen Inseln besuchte, fand er auf Iwica den größten Widerstand. Quintus Cecilius Metelly war es, der die balearischen Inseln unter der Römer Bothmäßigkeit brachte, daher erhielt er den Namen Balearicus.

Vor, und zum Theil auch zu den Zeiten der Carthaginenser und Römer, waren die Einwohner unserer Inseln noch zu sehr in einem wilden und rohen Zustande, als daß sie sich dem Handel hätten besonders ergeben sollen. Ein Volk findet wenig Aufmunterung dazu, welches so geringe Bedürfnisse hat, größ-

tentheils in Hölen wohnt, sich der Eicheln zu seiner Speise bedient, das Oel des Lentiskus in Ermangelung des Baumöls gebraucht, und sich mit diesem schlechten Oel, imgleichen mit Schweinefett beschmiert: dann dabei einige Fische fängt, und sich königlich vergnügt dünkt, wenn es sich um ein Feuer setzen, seine Fische auf der Asche braten, und dieselben nebst erwähnten Eicheln und einigen Oliven verzehren kan. Den größten Ruhm haben sich die alten Einwohner der balearischen Inseln durch die Schleuder erworben 1). Die Geschichte versichert uns, daß sie unter einem Hannibal sich in verschiedenen Schlachten gegen die Römer, zum Beispiel bei Trebia, Thrasimene, Cannas etc. hervor gethan, und sehr oft zur Erlangung seiner Siege einen großen Ausschlag gegeben haben. Nachher setzten sich die Mohren seit dem achten Jahrhundert in den Besitz unserer Inseln. Ihr gewöhnliches Geschäft pflegt die Seeräuberei zu seyn, wovon sie sich zu ernähren suchen 2). Man kan daraus gar leicht den Schluß machen, wie wenig damit ein ausgebreiteter Handel bestehen konte.

Die Epoque, da das Commerce auf den balearischen Inseln in Flor kam, geht mit der Vertreibung der Mohren im J. 1230 an. Seit der Entdeckung von Westindien gerieth es wieder in Verfall, hierin findet es sich würklich noch, wenn man Minorka ausnimt, welches in diesem letzten Jahrhunderte, seit dem es unter englischer Herrschaft steht, und unter englischer Flagge fährt, von dem Handlungsgeist der Britten angefeuert wird, u. ihnen nachzueifern sucht.

Als Jacob der Eroberer König von Arra-

1) Eine artige Anckdote erzählt Lucius Florus: id unum ab infantia studium; cibum puer a matre non accipit, nisi quem ipsa monstrante percussit. Dem balearischen Knaben warde also sein Butterstück sehr sauer gemacht. Die Mutter gewährte es ihm nicht eher, bis ers mit der Schleuder traf. — Livius sagt von den Balearen nec quisquam alterius gentis unus tantum ea arte, quantum inter alios omnes Baleares excellunt. — An einem andern Orte, Dec. 3. libr. 8. c. 19 Duæ sunt Baleares, maior altera, atque opulentior armis virisque. —

Plin in histor. natural sagt: Baleares Funda bellicosas Græci Gymnesias dixere, — Baleares a teli missu appellati (Epitomator Livii.).

Liv. lib. I 22. Baleares locat sc. Annibal ante signa, levemque armaturam octo ferme millia hominum: deinde graviorem armis peditem quod virium, quod roboris erat. — Ab Annibale Hispani primam obtinebant frontem, & id roboris in omni exercitu erat. —

Von der Schlacht bei Trebia, sagt Livius Restitissent tamen animis (sc Romani) si cum pedite solum foret pugnatum: sed & Baleares pulso equite jaculabantur in latera &c. — Quæ res effecit, ut equitatus Romanus ex templo urgeretur. Nam cum vix jam per se resisterent, decem millibus equitum quatuor milla, & plerisque fessis, integris Poenis, obruti sunt insuper velut nube jaculorum a Balearibus conjecta. —

2) Dies Handwerk trieben die Balearer schon zu der Römer Zeit: Baleares per idem tempus Piratica rabie corruperant maria. L. Florus (anno 121. ante Christum natum.)

Arragonien 1230 die balearischen Inseln den Mohren abnahm 3), so theilte er das Land unter seine Vasallen und tapfere Kriegsleute, die mit ihm diese Insel erfochten hatten, aus.

Auf Majorka wurden fast alle Mohren grausam niedergemacht: auf Minorka blieb hingegen eine große Anzahl, einige sagen gar 20,000 Mohren, welche man zu Sklavendiensten brauchte. Die Majorkaner rühmen sich daher, daß sie von uraltem spanischen oder catalonischen Blute herstammen, und ihre Geschichtschreiber pflegen es den Minorkanern vorzurücken, daß sie sich mit dem Blute der Mohren vermischt.

Die neuen Besitzer legten sich bei ihrer ersten Niederlassung darauf, die ihnen zur Beute ausgetheilten Ländereien in guten Stand zu bringen und den Acker zu bauen. Allein sie wurden bald gewahr, daß es nicht der bloße Ackerbau sey, der sie zu einem blühenden Wohlstande erheben könte, sondern daß sie mit demselben auch den Handel verbinden müßten. Inseln sehen sich schon ihrer Lage und Natur nach gedrungen, sich auf Schiffahrt und Handel zu legen, um die Communication mit dem festen Lande zu unterhalten, und dasjenige von andern Orten herzuholen, was sich auf ihrem kleinen Erdpünktchen nicht findet, und dennoch zur Erhaltung ih-

3) Zur Erläuterung dieses Fragments will ich die Namen der majorkanischen Könige hersetzen:

Jacob der Eroberer 1230 bis 1276. Er theilte im Testament sein Reich unter seine beiden Söhne. Peter erhielt Arragonien. Majorka ward Jacob II. zu Theil.

Jacob II. des vorigen zweiter Sohn. — Mit erwähntem Testament war Peter nicht zufrieden. Er nöthigte Jacob II. daß er Majorka und die dazu gehörigen Länder von ihm zu Lehn nehmen mußte. Er regierte von 1276 bis 1311.

Sancho, des vorigen Sohn. 1311 bis 1324. Er starb ohne Kinder. König Jacob in Arragonien, ein Gerechtigkeit liebender Herr, ließ deshalb eine Junta berufen, um zu entscheiden, ob Majorka zufolge des Testaments von Jacob dem Eroberer an ihn verfallen sey. Allein die Junta entschied, daß die Succession nicht eher eintrete, bis keine männliche Erben von dem majorkanischen Zweige mehr vorhanden.

Jacob III. des vorigen Brudersohn, erhielt also das Reich 1324 bis 1343. Peter, König von Arragonien, dessen Schwester, Costanza an Jacob III. vermählt war, sann auf nichts als Majorka wieder an sein Haus zu ziehen. Er suchte daher Händel an Jacob III. Bei dem Zwiste, den Jacob III. wegen Montpeiller mit dem Könige von Frankreich hatte, ließ er ihn im Stiche. Endlich kam es zum förmlichen Kriege, und Jacob III blieb in der Schlacht bei Lluch Major auf Majorka.

Jacob sein Sohn vermählte sich mit Johanna, verwitweten Königin von Neapel, und erhielt dadurch dieses Reich. Er bemühte sich Majorka wieder zu erobern, und setzte daher den Krieg mit dem Könige von Arragonien fort. Allein er ward gefangen. Johanna lösete ihn mit 60,000 Dublonen. Mitten in seinen Unternehmungen starb er 1375, und so fiel Majorka nach Erlöschung des männlichen Stammes an Arragonien zurück.

ihres Lebens, wenigstens ihrer Bequemlichkeit nöthig ist. Die balearischen Inseln hatten zum Handel eine vorzügliche Aufmunterung. Es war eines Theils Nothwendigkeit, die sie dazu trieb. Es mußte aber auch die Lage und die Umstände, worin sie sich befanden, sie überzeugen, daß sie ihren Handel ungemein ausbreiten, und also außer den nothwendigen Lebensbedürfnissen es zu einem blühenden Wohlstande bringen konten. Denn sie finden sich fast im Centro des mittelländischen Meeres, und sind von Spanien, Frankreich, Italien, Levante, Aegypten und der Barbarei ganz umgeben, konten also gleichsam das Waarenlager für alle diese Länder seyn. Erstlich war also der Mangel an inländischen Produkten eine Aufmunterung zum Handel.

Die vornehmsten Produkte, welche die balearischen Inseln liefern, sind Korn, Oel und Wein. Obgleich Majorka jetzt durchgehends bebauet, und fast kein Plätzchen seyn soll, der nicht zur Erzielung erwähnter Produkte genutzt ist: so liefert es dennoch nicht so viel Korn, als zum Behuf der Einwohner nöthig ist. Es sieht sich daher gedrungen, selbiges aus der Nachbarschaft zu holen. Auf Minorka wird das Land immer mehr urbar gemacht. Es finden sich noch viel Plätze, die zum Ackerbau genutzt werden können. Die Minorkaner lassen es dabei nicht an Fleiß und Arbeit fehlen. Der Lentiskus und andere wilde Büsche werden häufig ausgerottet und verbrannt. Indeß wird die Insel nie im Stande seyn, ihre Einwohner mit eigenem Korn hinlänglich zu versorgen, besonders wenn die Zahl der Menschen durch den zunehmenden Handel vermehrt wird 4). Man rechnet, daß die Insel ungefähr

4) Nach einer im Jahr 1781 auf Befehl des Gouverneur James Murray durch einige englische Officiere angestellten Zählung, findet sich, daß auf Minorka die Zahl der Menschen sich auf 26,365 beläuft, werunter

Mannspersonen 13243	Zum Kriege tüchtig —	8055
	Zum Kriege untüchtig —	1073
	Knaben unter 16 Jahren	3769
	Priester —	148
	Mönche —	198
		13243
Frauenspersonen 13122	worunter Nonnen	75
	Mädchen	3910
	Frauen	9137
		13122

Ich glaube, daß meine Leser es wohl nehmen werden, wenn ich auch das übrige Detail der erwähnten Zählung hieher setze, ob gleich solches nicht eigentlich zu meinem Zweck gehört.

Lastthiere. Hengste 82. Mähren 116. Maulthiere 805. Esels 2137. Zum Ackerbau erforderliche Thiere 5499. Horn-

fähr 85000 Quarter Korn erzielt und 25000 jährlich zukaufen muß.

Ich komme jetzt auf den Oelbau. In alten Zeiten war derselbe auf den balearischen Inseln sehr geringe. Von den ersten Einwohnern sagt Diodor, daß sie gar kein Baumöl hätten, und sich an dessen Statt mit Lentiskus Oel beschmierten. Gemeine Leute brauchen noch jetzt dies Oel zum brennen. Allein nunmehr ist besonders auf Majorka der Oelbaum sehr im Flor, nachdem man die wilden Oelbäume gepfropft hat. Daher ist die Ausfuhr desselben sehr beträchtlich. Die Minorkaner hingegen haben das Pfropfen der Oelbäume bislang sehr vernachläßigt, ich glaube aus keiner andern Ursache, als weil es ihre Väter nicht gethan haben. Doch jetzt fangen besonders einige Dons und Besitzer großer Bastiden an, den geringen Bauern ein gutes Exempel zu geben, und ihre Olivenwäldchen zu inokuliren. Indeß will doch das hiesige Oel noch nicht zureichen, und wir müssen uns in Friedenszeit von Majorka aus damit versehen. Im gegenwärtigen Kriege wissen uns unsere Corsaren damit zu versorgen.

Das letzte Produkt, wovon wir noch etwas anführen müssen, ist der Wein. Von den ältesten Einwohnern erzählt Diodor, daß es ihnen am Wein gebräche 5). Dennoch waren sie diesem Getränke, so wie auch

Hornvieh, u. s. w. Ochsen	5210,
— Kühe —	3564.
— Kälber —	2820.
— Schafe —	40499.
— Lämmer —	18105.
— Ziegen —	5275.
— Schweine —	9299.
Ackerland	12657. Quart.
— Viehweide	25603.
— Gemeinheit	12346.
	50406 Quart.

die auch zum Ziehen vor dem Pfluge gebraucht werden.

Davon werden consumirt, wie man etwa glaubt.

Kühe u. Ochsen rc. Mahon 1000. Insel 900.
Schafe, Mahon 6000. Insel 8000.
Ziegen, Mahon 2500. Insel 3500.
Schweine, 7000.

Diese letzte Consumtions-Angabe ist nur eine Privat-Meinung. Ich kan also nicht für ihre Gewißheit stehen. Doch scheint sie mir wahrscheinlich zu seyn.

Aus dieser Angabe sieht man, daß man hier wenig Pferde, dagegen aber viel Maulthiere, und noch mehr Esel gebraucht, daher auch die Pferde gegen die Maulthiere in geringem Werth stehen. Ein gutes Maulthier kommt auf 100 Dollar. Ein gutes Pferd kan man aber für 70 bis 80 Dollar erstehen.

5) Die Stelle des Diodors ist so merkwürdig, daß ichs der Mühe werth achte sie ganz herzusetzen. Da es mir aber auf Minorka am Originaltexte fehlt: so muß ich mich begnügen, sie nach dem Spanischen zu citiren.

Es gente dada al uso del vino, de que Tienen mucha falta, carecen del todo de azeyte, y assi se unoen con el de Lentisco, y con grossura de tocinos. Son tan inclinados a las mugeres, que dan por una tres o quatre hombres: Su morada es en los escondrijos de las pennas y cumbres, enriscadas, donde hazen

der Liebe damals so ergeben, daß sie sich von den Carthaginensern Wein und Weiber statt ihres Soldes geben ließen. Sonderbare Veränderung der Zeiten! Vormals fehlte es am Wein, und der Minorkaner (denn ich will jezt einmal mein Augenmerk blos auf Minorka ziehen,) dürstete darnach. Jezt findet sich der Wein im Ueberfluß, und dennoch lebt der Minorkaner mäßig, verkauft seinen besten Wein an die Garnison, und behält den schlechten für sich. Plinius behauptet im 14ten Buch Cap. 6. und im 10ten Buch Cap. 48. daß der balearische Wein zu der Römer Zeit berühmt sey, und viel von Majorka nach Rom verführet worden. In den jezigen Zeiten würde der Wein vielleicht ein Gegenstand des auswärtigen Handels werden können, wenn er mit mehrerem Fleiße gekeltert würde.

Die Mannfakturen werden auf Majorka eben so sehr wie auf Minorka versäumt. Denn es wird nichts als ein grobes Zeug verfertigt, welches die Landleute zu ihren Kleidern und die Frauens zu Mantellen gebrauchen.

Es war also nicht der Ueberfluß, sondern der Mangel an inländischen Produkten, wie wir aus dieser kurzen Vorstellung sehen, die erste Aufmuntering zum Handel für die balearischen Inseln. Allein eben so sehr luden sie auf der andern Seite auch die großen Vortheile ein, die sich ihnen darboten, wenn sie einen auswärtigen Handel unternahmen. Es ist bekant, daß vor der Entdeckung von Amerika, und des Weges um Afrika nach Ostindien, der ganze Handel aus dem Orient, besonders mit Gewürz über Damiata, Alexandreto und Alexandria geführt wurde. Die Waaren wurden auf dem rothen Meere nach Sur und von da mit Cameelen und auf

zen sus albergues. No usan de oro oplata, prohibiendo rigurosamente, que ro se traggan á la Isla dando por razon, que Gerion hijo de Chrysauro fue muerto a manos de Hercules a causa dellos metalles. Assi que juzgavan que quedando libres destas perniziosas riquezas, vivirian seguros de todo genero, de asechanzas. De aqui vino, que quando yvan a la guerra en favor de los Carthagineses, con los quales estavan aliados, trocaran su sueldo y gajes en vino y mugeres. Pero es aun mas de maravillar, lo que usavan en las bodas, en las quales los deudos y amigos, por su anciandad, gozavan primero de los gustos de la esposa, brindando con ellos despues al paciente marito. Tambien es cosa singular, lo que en sus mortuarios guardavan, yera, que desmenuçavan el cuerpo di functo y lo metian dentro de una urna, sobre la qual amontanaran grandes canteras. Es finden sich noch verschiedene solcher aufgethürmten Steinhaufen, die die Alten als Grabmäler aufrichteten. Im Jahr 1780 ward auf Befehl des Herrn General Murray ein solcher Steinhaufen, welcher nahe an den Barakos der Stephanskove, hart an der Festung lag, durch die Matrosen abgetragen, weil man fürchtete, daß die Feinde sich denselben zur Errichtung einer Batterie zu Nuze machen könten. In demselben fand man einige Menschenknochen in einem umgestülpten, ausgehöhlten großen Steine verwahrt.

auf dem Nil nach Cairo und den übrigen benannten Städten gebracht. Hier holten nun die Einwohner unserer Inseln einen ansehnlichen Theil dieser Waaren ab, und lieferten sie weiter nach den verschiedenen Ländern und Häfen Europens. Majorka war gleichsam die Niederlage, von welcher viele andere europäische Nationen ihre Waaren nahmen. Diese günstige Umstände, welche durch die Privilegien und Freiheiten, die sie unter einer gemilderten Herrschaft genossen, unterstützt wurden, munterten selbst den Adel und die Ritterschaft damaliger Zeiten auf, daß sie sich auf den Handel legten, und diejenigen, die große Ländereien hatten, verpachteten dieselben, und übergaben sie ihren Meiern zur Bearbeitung, indeß sie ihre ganze Zeit dem Handel widmeten 6). Die auswärtigen Nationen räumten daher den Minorkanern besondere Vorzüge ein, und die Einwohner von Nizza, die damals großen Handel trieben, machten die Majorkaner von allen Abgaben und Imposten frei, die die übrigen handelnden Völker in ihren Häfen zu entrichten schuldig waren. Hiedurch kam nun Majorka in ausnehmenden Flor. Auf dem höchsten Gipfel des Wohlstandes befand es sich vom Jahr 1280 bis 1521.

In der Bay von Palma sahe man an die 300 Segel de Gabia, oder große Schiffe 7). Im Jahr 1370 wurden in drei Tagen in der Bay von Palma 25 Galeeren gegen eben so viel Genuesische, die ihre Küsten beunruhigten, ausgerüstet. Sie verfolgten sie bis in die Bay von Genua, und nahmen sieben davon weg, die sie dem Könige zum Geschenk machten. — König Sancho von Majorka kam dem Könige Jacob von Arragonien, seinem Lehnsherren mit 20 Galeeren 200 Rittern und vieler Infanterie bei der Eroberung von Sardinien zu Hülfe. Die Majorkaner gaben zu den Unkosten des Krieges 25000 Livres (Majork) her. — Es war in diesen Zeiten kaum ein Cavalier oder Person von Stande in Majorka, die nicht ihre Galeeren hielt. Daher der König von Arragonien sich hauptsächlich

6) Wie weit dieser Eifer für die Ausbreitung des Handels ging, sieht man aus einer Stelle des Mut. Tanta enfin era la contratacion y el negocio, que los mas ciudadanos militares, no querian merced de Cavallero, porque estos no podian entrar en el governs del consulado, que es juridicion des collegio de la mercaduria, y era tanta la estimacion y provecho del Estamento y calidad de ciudadano, que pidieron licencia al Rey para renunciar de cavalleros y hazerse ciudadanos, como en effeto les fue concedido, y de aqui resulto el privilegio, que tienen de gozar casi de todas las mismas pre eminencias de cavalleros, aunque en algunos officios entran con differente y segunda insaculacion.

7) Vele de gabia. Englisch Square sails. Diese haben große Schiffe. Vele latine, dreieckigte Segel. Wir haben kürzlich Schiffe gesehen, welche beide Art Segel angebracht hatten, welches eine neue Erfindung seyn soll. —

lich auf ihre Seemacht verließ, und bei ihnen um Hülfe und Beistand anhielt; wogegen die Ritter besondere Privilegien erhielten, unter andern, daß sie Erlaubniß hatten, auf ihren Gütern Thürme errichten zu können, die sie Mellets nannten.

Es würde fast unglaublich scheinen, daß der Handel der Majorkaner so ausgebreitet gewesen; zumal, wenn man ihren jeßigen Zustand mit den vorigen Zeiten vergleicht. Allein die großen Gebäude, die noch übrig sind, sind davon ein in die Augen fallender Beweiß. Dergleichen sind die beiden Börsen (Lonja) zu Palma, wovon eine den Genuesern zugehörte. Ausserdem hatten die Majorkaner zwei ansehnliche Schifswerfte, wovon die eine dem König gehörte, jedoch vom Lande erbauet war. Es war selbige bedeckt, und konte zehen Galeeren fassen: zehen Häuser, die daneben standen, waren zu Magazinen bestimmt. Die Schifswerft der Stadt lag nahe an der erstern. Der König schenkte einen Theil davon an die Universität, den 6ten Febr. 1386.

In dem Privilegio heißt es:

„Ut civitatem & regnum Majori-„carum Regiæ nostræ coronæ mem-„brum notabile & insigne, tanto libe-„rius prosequimur favoribus & gratis „opportunis, in his potissimum, quæ „ipsorum respiciunt interesse, quanto „illud potiori affectu diligimus, & „quanto per pinguia dona, quæ no-„bis liberaliter tribuerunt, memoriæ „retinentes, nos adretributionem eo-„rum conspicimus debitores.„

Der Schluß folgt künftig.

Ein Mittel, Fettflecken aus dem Papier zu bringen. Zur Antwort auf die Anfrage im 37ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre.

Man brennt und pulverisirt Schaafbeine, und reibt mit diesem Pulver den Flecken auf beiden Seiten des Bogens. Hierauf legt man den Bogen zwischen zwei Blätter reinen Papiers, und damit unter die Presse, da denn am folgenden Morgen der Flecken wird ausgezogen seyn. Solte sich indeß noch etwas davon sehen lassen, so kan man die Procedur wiederholen.

Ein anderes zuverläßiges Mittel soll es seyn, wenn man das befleckte Papier in das Wasser, mit welchem die Arbeiter im Holzschnitte ihre Bretter waschen, nachher aber in reines Wasser taucht. Läßt man indeß das Papier zu lange darin, so beizet es die Buchstaben weg.

B.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 24ten Junius 1782.

Geschichte von dem Flor und Verfall des Handels auf den balearischen Inseln.

(Schluß.)

Zu Portupi, einem andern majorkanischen Hafen, war ebenfalls eine bedeckte Schifswerft, worin man Galeeren erbauete. Der Hafen daselbst war durch ein Fort beschützt und mit einer Kette eingeschlossen. Die Anzahl der Matrosen auf Majorka belief sich in den damaligen Zeiten auf 12000. Ein so ausgebreiteter Handel beförderte die Bevölkerung. König Jacob der II. mußte daher eilf neue Oerter anlegen, in deren jedem sich etwa 100 neue Familien niederließen. Dies geschahe im Jahr 1300. Wer solte es bei diesen Umständen erwarten, daß die Preise der Dinge bei so sehr zunehmendem Handel im niedrigen Verhältnisse geblieben wären? Indessen erhellet aus einem Privilegio, welches Jacob der II. im Jahr 1302 ertheilt, daß zu seiner Zeit, also in der Periode, in welcher der Handel am meisten blühete, die Lebensmittel äusserst wohlfeil waren. Man verkaufte die Quatere Weizen zu 1 Real 2 Maravedis, (die Quatere beträgt etwas über 2 Himten,) und der Taglöhner erhielt 6 Maravedis 1). Man muß aber hiebei erwägen, daß damals Amerika noch nicht erfunden, manche Goldgrube noch nicht entdeckt, also der Werth kostbarer Metalle noch nicht gefallen, und, welches nicht vergessen werden muß, der Luxus nicht aufs höchste gestiegen war. — Diese glückliche Zeiten nahmen mit der Erfindung des Weges um Afrika und der Entdeckung von Amerika ein Ende. Die Waaren wurden nicht mehr über Aegypten aus Ostindien gebracht. Wer wolte nicht einen bequemen Transport zu Wasser dem mühsamen auf Cameelen nach Cairo rc. vorziehen? Die Majorkaner verloren da-

1) Wenn jetzt 1 Quartere Weizen auf Minorka 12 Schill. kostet, und der Taglöhner sich täglich 1 Schill. in Friedenszeit verdient, so stand sich derselbe in den Zeiten, wovon Mut spricht, zwei mal so gut; denn er konte in 6 Tagen 1 Quartere Weizen verdienen, da er jetzt darum 12 Tage arbeiten muß. Im Kriege steigt das Taglohn auf 3 Real, die Quartere Weizen aber auch auf 18 Schill. und darüber; also bleibt immer ein gewisses Verhältniß.

dadurch ihren Muth, und nachdem sie keinen Gewinst mehr sahen, begaben sie sich zum Ackerbau zurück, und nahmen den Pflug wieder zur Hand. Indeß vereinigten sich hiermit noch verschiedene andere Ursachen, die Majorka speciell betrafen, und ihren Handel in Verfall brachten. Ihr Reichthum und ihre ansehnliche Macht selbst war zuerst eine Veranlassung dazu. Die Könige von Arragonien konten sich in ihren Kriegen am meisten auf ihre Hülfe verlassen. Sie forderten daher, so oft sie es bedurften, einen ansehnlichen Beistand an Schiffen und Gelde. Dadurch gerieth Majorka in eine große Schuldenlast, und wurde endlich gar erschöpft. Einige besondere Unglücksfälle, die Majorka betrafen, vermehrten dies Uebel.

In den Jahren 1403 und 1407, imgleichen 1635 wurde Palma durch eine große Ueberschwemmung sehr verwüstet. Es gingen dabei viele Waaren verloren, und es kamen viele Menschen dabei ums Leben.

In den Jahren 1230, 1348, 1475, 1493, 1523 wüthete die Pest auf Majorka. Seit dieser Zeit ist man vor dieser Seuche sicher, porque Mallorca tiene un braço de S. Sebastian, sagt Wut ganz im Ernst.

Im J. 1521 empörte sich das Volk in Valentia u. auf Majorka, weil es über die Vorzüge der Ritterschaft eifersüchtig war, sezte die Obrigkeit ab, u. verstieß den Gouverneur. Diese Verbundenen nannten sich die Communidades, Hermandad, oder Germania, Brüderschaft. Dies gab, wie leicht zu erachten, aller Industrie und Handel einen gewaltigen Stoß. Endlich waren auch die so oft sich eräugnenden Theurungen Ursache von dem Ruin der Majorkaner. Es ist indeß nicht wahrscheinlich, wie einige vorgeben, daß vom J. 1294 bis 1407 ein allgemeiner Miswachs beständig solte angehalten haben. Vielmehr ist glaublich, daß, da Majorka niemals so viel Korn gehabt, daß es seine eigenen Unterthanen erhalten können, der Mangel erst recht merklich worden, seitdem durch den Handel keine so reichliche Zufuhr mehr statt fand. Die Art, diesem Mangel abzuhelfen, vermehrte das Uebel. Vormals führten die Kaufleute auf ihre eigene Rechnung Korn im Ueberfluß herzu. Jezt mußte die Universität (oder der Magistrat) dafür sorgen, daß es dem Volke nicht an Brod fehlte. Allein der Magistrat kaufte das Korn theuer ein, und gab es dem Volke, um ihm aufzuhelfen, wohlfeil wieder. Dadurch wurde aber die Schuldenlast unendlich vermehrt und die Abgaben sehr erschwert. Vizente Mut versichert, daß man seit 100 Jahren auf Ankaufung des Korns 4472963 Livres, (den Livre zu 30 gr.) eingebüßet habe. Hier ists nun in die Augen fallend, welch ein großer Unterscheid es ist, wenn der Handel im Flor ist und die Kaufleute aus eigenem Triebe und auf eigene Rechnung die Lebensbedürfnisse herzuführen, als wenn solches vermittelst öffentlicher Anstalten geschieht. Als der Handel noch im Flor war, brachten die Kaufleute Korn in Menge herzu, wovon Majorka versorgt werden konte. Damals war noch nicht so viel Land bebauet, die Ernte

te war noch nicht so groß. Es war eine weit größere Menge Menschen, und dennoch gebrach es nicht an Korn. Der Magistrat hatte nicht nöthig die Insel damit zu versorgen und Unkosten zu machen. Jetzt sind die Ernten größer, der Handel aber geringer, und da es an Korn gebricht: so muß auf Rechnung des Magistrats Korn geholet werden. Selten geschieht solcher Kauf zu rechter Zeit, daher fällt solcher theurer aus. Die Fracht kommt auch theurer, und so kan also diese Einrichtung nicht vortheilhaft seyn. Zu Minorka ist die Gewohnheit, daß der Magistrat das Korn einkauft, auch eingeführt. Allein bei dem unter den Engländern ausgebreiteten Handel, geschieht dies ohne Verlust; wiewohl es sich doch auch eräugnet hat, daß der Preis des Korns durch Einbringung der Priesen fiel, und die Einwohner das einmal angeschafte Korn zu dem angekauften Werthe nehmen mußten. Ein Umstand, den freilich der größte Weise nicht vorher sehen kan!

Wir kommen wieder auf Majorka! Die Schuldenlast, worin diese Insel durch ermeldete Umstände gerieth, gab Gelegenheit, daß König Peter von Arragonien 1353 und dessen Nachfolger, ohnerachtet der großen Privilegien, die Majorka bisher genossen, dem Magistrat zugab, Impposten und Zölle anzulegen, um die Schulden zu tilgen; daher die Abgabe auf Wein, Salz, Oel, Tuch, rc. Da die Einnahme dieser Abgaben übel verwaltet war: so errichtete man 1401 den Contrato Santo, (oder die Consignacion,) nach welcher man die Imposten den Gläubigern consignirte. Um die Imposten ferner nicht zu vermehren, so wurden endlich die Landtaxen eingeführt, (Tallas generales,) Anno 1525, welche im Jahr 1600 sich auf 400,000 Livres beliefen. Bei allem dem hat Majorka sich nie aus seiner Schuldenlast herauswickeln können. Welch ein Unterscheid jetziger und vormaliger Zeiten! Majorka war vor dem nicht sehr bebauet, und dennoch reich. Jetzt ist kein Plätzchen ungenutzt, und dennoch ist es arm. Kein Wunder, wenn man erwägt, daß Aecker höchstens 4 bis 5 pro Cent auf Majorka thun, da man hingegen im Handel über 20 verdienen kan. Ohne Commerz geht das Geld aus dem Lande, um Bedürfnisse einzuholen, und geht nicht wieder zurück. Ohne Commerz findet keine Circulation des Geldes statt, folglich kan auch der Wohlstand und Flor eines Landes nicht bestehen; und wenn gleich die Pracht und Luxus der Dons sehr gestiegen ist: so würde man doch jetzt diejenigen vergebens suchen, die 2 bis 3 Galeeren auf eigene Kosten, wie vormals, ausrüsten können. —

Warum bleibt denn die Insel Majorka in Absicht des Commerzes in ihrem vorigen Verfall? Ist nicht ihre Lage zum Handel eine der bequemsten in der Welt? Ich antworte: eben die Ursachen, die es veranlaßt, daß Spanien seit Erfindung der Goldgruben und seit Vereinigung der verschiedenen Königreiche in Spanien unter Ferdinand Catholik, gesunken ist, drücken noch jetzt Majorka. So bald sich die Gewalt der Monarchen durch die Vergrößerung ihrer Länder vermehrte, so verloren die

Stände des Reichs ihr Ansehen, und damit auch die ganze Nation ihren feurigen Muth und Tapferkeit. In alten Zeiten konte nichts wichtiges unternommen werden, bevor nicht alle Stände des Reichs zusammen gerufen wurden, da denn ein jeder Ritter mit seinem Contingent an Reutern und Fußvolk seinem Landesherrn treulich beistand. Ein Beispiel giebt uns davon Mut in der Erzählung von den Feldzügen Jacob des I. gegen die Mohren auf Majorka, da dieser König vorher alle seine Stände zusammen berief, und ein jeder seine Meinung gab. Allein seit der Zeit Ferdinandi Cathol. verloren die Stände ihren Einfluß und ihr Ansehen, und die Regenten erhielten eine absolute Gewalt. Bei diesen Umständen fand sich der Handel nicht gesichert genug, und durch viele Verordnungen zu sehr eingeschränkt. Die Taxen wurden unendlich vermehrt, die Freiheit des Handels war dahin; das indische Gold vermehrte den Luxus und die Weichlichkeit, und zerstörte Manufakturen und Indüstrie, und machte faul und träge. Man führte den Militem perpetuum ein. Der alte Rittergeist verlor sich, und die Tapferkeit der Spanier, die in alten Zeiten große aber schreckliche Thaten in Amerika gethan, erlosch. Die heilige Inquisition trug auch nicht wenig, zur Unterdrückung einer edlen und freien Denkungsart bei. Eben diese traurige Folgen trafen auch die balearischen Inseln in reichem Maaße. Der vormalige kriegerische Muth unter dem Adel verlor sich, und es blieb nichts als das äußere Ansehen. So wie sich der tapfere Muth der Spanier verlor: so wurden die Mohren in ihren Seeräubereien immer kühner und dreister, und an statt, daß man sonst die Mohren zu paaren getrieben: so fürchtet man sie jetzt. Ein jeder, welcher weiß, wie jetzt die Spanier auf einem Kauffardeyschiffe beben, wenn sie eine mohrische Galeere von ferne erblicken, der wird sich nicht wundern, daß ihr Handel in Stecken geräth.

Wie glücklich hat sich demnach bisher Minorka schätzen können, da es sich von dem Scepter des brittischen Monarchen beschützt gesehen hat. Seit der Zeit, daß die Engländer in dem Besitz desselben gewesen, hat diese handelnde Nation auch hier wieder den Handelsgeist aufgeweckt. Der König hat den Minorkanern große Vorzüge zugestanden, ihr Hafen ist ein Freihafen, und von allen aus- und eingehenden Waaren wird nicht der geringste Impost erlegt. Unter englischer Flagge ist Minorka vor allen Anfällen sicher, und segelt ohne Furcht. Die Minorkaner solten also, wenn sie nicht ganz undankbar seyn wollen, sich überzeugen, daß sie unter englischer Hoheit glücklich worden, und ihr Handel neues Leben bekommen hat.

Sind aber die Minorkaner davon würklich überzeugt? Und werden sie fernerhin solcher großen Vorzüge genießen? Was man über die erste Frage seit dem 19. Aug. 1781 urtheilen muß, überlasse ich meinen Lesern zu eigenem Nachdenken. Die andere Frage wird die Zukunft entscheiden.

Lindemann.

Wozu soll man sich entschließen?

(Aus dem Englischen übersetzt.)

— Sub judice lis est.

Diejenigen, die den Anschein der Weisheit leichter in Fragen, als in Auflösung derselben finden wollen; haben oft die Frage aufgeworfen; wie es doch zugehe, daß eine solche Verschiedenheit der Meinungen die Welt theile: und wie die Menschen, die doch alle Vernunft besäßen, und alle Liebhaber der Wahrheit wären, nicht auf eine und dieselbe Art dächten. —

In Rücksicht der einfachen Sätze, wo die Worte verständlich, und das ganze Subjekt auf einmal gefaßt wird, giebts eine solche Uebereinstimmung der Meinungen unter allen Menschen, daß schon seit langen Zeiten her, eine gar ansehnliche Reihe Notionen, als inokulirt angenommen wurden, oder die man doch unumgänglich nothwendig, mit dem Vermögen der Vernunft selbst, als coexistirend annahm; daß man sich einbildete: eine allgemeine Uebereinstimmung habe lediglich in dem unwandelbaren Ausspruche des gemeinschaftlichen Vaters ihren Ursprung.

In getheilten und verwickelten Fragen, darf man nicht mehr diese ähnliche Entscheidung erwarten. Von unserm ersten Daseyn in der intellectuellen Welt an, wandeln wir alle eine Straße und einen gebahnten Weg. So wie wir aber weiter fortschreiten, sich entferntere Aussichten unserm Auge darbieten; heftet sich auch jedes Auge auf ganz verschiedene Scenen. Unsere Wege theilen sich, und so wie wir unsern Weg verfolgen, trennen wir uns auch immer mehr. So wie eine Frage verwickelter und verworrener wird, und mehr Relationen erhält, so wird auch in eben dem Verhältnisse die Abweichung der Meinungen vermehrt werden; nicht, daß es uns an Vernunft fehlte, sondern weil wir alle endliche Wesen, mit verschiedenen Verstandskräften begabt sind; verschiedene Grade von Aufmerksamkeit anwenden; einer Folgerungen entdeckt, die sich dem andern verbergen, keiner die ganze Zusammenkettung von Ursachen und Würkung faßt, und die meisten nur einen sehr kleinen Theil fassen, ein jeder das, was er bemerkt, mit einem verschiedenen Probiersteine untersucht, und so es auf eine besondere Absicht deutet.

Darf man sich nun noch wohl wundern, daß die, die nur einen sehr geringen Theil vom Ganzen kennen, falsch urtheilen? Oder daß die, die verschiedene und unähnliche Theile entdecken, ganz von einander laufende Urtheile fällen.

Alles was verschiedene Beziehungen hat, muß sich auf verschiedene Art, als gut oder böse, als schön oder häßlich ausstellen. So rauft der Gärtner Pflanzen als Unkraut aus, welche der Arzt als heilsame Arzeneien betrachtet, und der Feldherr wird mit Wollust über eine Ebene, als einen geschickten Ort hinblicken, worauf der Länder Schick-

Schicksal durch Schlachten könne entschieden werden; welche aber der Landmann als eine dürre unfruchtbare verachtet, die weder Frucht zur Weide trage, noch zur Beackerung tüchtig sey.

Zween Männer, die eine Sache untersuchen, verfahren gewöhnlich, gleich dem Arzte und dem Gärtner in der Auswahl der Kräuter, oder gleich dem Landmann und dem Feldherrn betrachten sie die Ebene. Ihre Einsichten haben verschiedene Wendungen und so gewinnt ihr Urtheil verschiedene Entscheidung; sie bilden entgegen gesetzte Schlüsse, und ein jeder wundert sich über des andern Thorheit.

Eben so wenig Ursache haben wir zu erstaunen, oder auch nur verlegen zu werden, wenn wir sehen, daß anderer Meinungen von den unsrigen abweichen, denn nicht selten widersprechen wir uns selbst. Wie fleißig verändern wir unsere Grundsätze, ohne daß wir's allezeit bemerken. Der Wechsel ist oft unmerklich, geschah stuffenweiß, und die letzte Ueberführung, erlosch alles Andenken an die erste. Jeder Mensch aber, der gewohnt ist, seine Meinungen von Zeit zu Zeit zu überschauen, wird bei einem kleinen Zurückblicke bezeugen, daß sein Geist mannigfaltige Revolutionen erlitt; daß eben und dasselbe Ding, in den verschiedenen Stuffen seiner Jahre, getadelt und gebilligt, gesucht und gemieden wird; und daß bei vielen Gelegenheiten, selbst auch alsdann, wenn seine Gewohnheit steif war, sein Geist wankte, er hartnäckig auf eine Sache bestand, blos um dem Vorwurf der Wankelmüthigkeit auszuweichen, nicht weil ihm seine eigene Wahl gefiel.

Von den verschiedenen Aussichten die ein Object gewinnt, so wie es von verschiedenen Seiten betrachtet wird, von den verschiedenen Stimmungen die es in denen, die es untersuchen nothwendiger Weise erregen muß, kan man eben nicht leicht ein treffendes Beispiel auffinden, als das ist, welches uns zween griechische Epigrammatisten in ihren Betrachtungen über das menschliche Leben darbieten. Posidippus, ein komischer Dichter, führt folgende Klagen:

„Welchen Pfad des Lebens sollen „wir zu betreten wählen? In öffentlichen Aemtern finden wir Zank und „lästige Geschäfte; die häusliche Einsamkeit verfolgt der Kummer; auf „dem Lande ist drückende Arbeit; die „See begleitet das Schrecken; in einem fremden Lande, muß der Reiche „in ewiger Furcht leben, und den Armen verzehrt der Hunger; seyd ihr „verheirathet, so foltert euch der Argwohn; seyd ihr unverheirathet, so „wollet ihr vor langer Weile sterben; „Kinder, machen Sorgen; und ohne „Kinder seyn, ist ein Stand ohne „Trost; die jugendliche Jahre, sind „Jahre der Thorheit; und das graue „Haupt begleitet lästige Schwäche. „Daher kan man blos dies wählen, „entweder niemals geboren zu werden, „oder sein Leben gleich unmittelbar zu „verlieren.„

So, und so finster, sind die Aussichten die Posidippus uns vermalt. Aber

Aber wir dürfen uns nicht sogleich für ihn, gegen den Werth des Lebens bestimmen. Denn Methrodorus ein athenischer Weltweise, hat erwiesen, daß das Leben, sowohl seine Freude als Plage habe, und da er das Leben der Menschen in einem gefallendern glänzendern Lichte aufstellt, zieht er daraus mit gleicher Wahrscheinlichkeit einen gegenseitigen Schluß.

„Mit gleichen Freuden begleitet, „könnet ihr in dem Lebenspfade wan„deln. In öffentlichen Aemtern er„werbt ihr euch Ehre, und vervoll„kommnet eure Weisheit; in der „häuslichen Einsamkeit herrscht Ruhe „und Zufriedenheit; auf dem Lande „ergötzen euch die Schönheiten der „Natur; auf der See, erwartet eurer „der Gewinn; in fremden Ländern, „ist der Reiche geehrt, der Arme kan „seine Armuth versteckt halten; seyd „ihr verheirathet, so ist euer Haus ein „Sitz der Freude; seyd ihr unverhei„rathet, so lebt ihr sorgenloß. Kin„der sind ein Gegenstand eurer Zärt„lichkeit, ohne Kinder, lebt ihr ohne „Sorgen; der Jugend Zeiten, sind „Zeiten der Munterkeit, und das graue „Haupt, ist dem Rechtschaffenen ehr„würdig. Daher wählt der Mensch „unweise, wenn er wünscht niemals „geboren zu seyn, oder sein Leben zu „verlieren suchet; denn jeder Stand „des Lebens hat sein eigenes Glück.„

In diesen Gedichten sind die meisten Fragen angeführt, welche die Untersuchung aufforderten; wie man Glückseligkeit finde? Und wenn sie gleich nicht sofort unseren Entschluß bestimmen, so können sie doch wenigstens unsere Ruhe befördern, da sie beweisen, daß nie ein absoluter Entschluß kan gefaßt werden.

Ob öffentliche Aemter, oder ob das Privatleben dürfte vorgezogen werden, bestritt man immer. Wir sehen hier beides, sowohl die fürtreflichen als die entgegengesetzten Seiten öffentlicher Aemter. Auf der einen Seite erwartet Arbeit unsrer, auf der andern steht Ehre; die Führung der Aemter ist beunruhigend und schwer, aber es ist der einzige Stand, wo man der Welt Weisheit zeigen kan. Daher muß man es immer jedem Menschen überlassen, entweder Gemächlichkeit oder Ehre vorzuziehen. Keine allgemeine Regel läßt sich angeben, da keines Menschen Vorschrift den andern zum Glücke leiten kan.

Auf gleiche Art ist auch dasjenige wahr, was Posidippus von den Kindern sagt, daß sie Mühe verursachen, wie dieses, was Methrodorus behauptet, daß sie Gegenstände der Zärtlichkeit wären. Ob sie aber mehr Mühe als Freude gewähren, hängt blos von ihrer künftigen Aufführung, Neigung und verschiedenen andern Ursachen ab, in welche der Vater nur geringen Einfluß hat. Hier hat die Einbildungskraft völligen Raum; nur muß das Verlangen mit der Hofnung oder Furcht, welche siegen wird, im Verhältniß stehn.

So wird die Ungewißheit, in welcher wir in Beziehung auf Fragen, die uns sehr nahe angehn, und welche uns mit jedem Tage, neue Gelegenheit

zu Untersuchungen darbieten, gar leicht verbleiben. Wir mögen immer grübeln, aber wahrhaftig, nie werden wir im Stande seyn, ein richtiges Urtheil zu fällen. Unsere Kräfte sind dem Subjekte zu unverhältnißmäßig; wir sehen kaum etwas weniges, und schon ist unser Urtheil gefällt; wir entdecken mehr, und da ists schon geändert.

Dieses ewige Hin- und Herwanken, das uns so sehr oft, so ganz und gar nothwendig ist, muß uns Gedult und Gelassenheit gegen die lehren, die sich nicht in unser Urtheil schicken können. Irren sie sich, so haben wir doch auf keine Weise das Recht, ihren Irrthum einer Hartnäckigkeit oder Nachläßigkeit zuzuschreiben, weil wir auf gleiche Art uns irreten: wir können vielleicht unsere eigene Meinung verändern; und welche Entschuldigung wäre dann wohl aufzufinden, den gehaßt und angefeindet zu haben, von welchem wir hernach finden, daß er sich nicht irrte; der uns blos dadurch beleidigte, weil er sich weigerte, uns in unserm Irrthum zu folgen.

Auf gleiche Weise trägt es viel bei, die Empfindungen zu mildern, welche der Stolz von Natur gegen Einwendungen einflößt, wenn wir betrachten, daß der, der von uns abweicht, uns nicht immer widerspricht. Jener betrachtet die eine Seite eines Objekts, und wir eine andere; das was er sieht, beschreibt ein jeder mit gleicher Treue, und beleuchtet seinen Gang mit seinen eigenen Augen. Der eine betrachtet mit Posidippus den Cälibat, als eine melancholische Einsamkeit, ohne einen Theilnehmer, sich mit uns zu freuen, oder mit uns zu weinen. Andere betrachten ihn mit Methrodorus, als einen Stand frei von Beschwerden, wo der Mensch vollkommene Freiheit besitzt, seinen Vergnügungen zu folgen, wo der Mensch jeden Ort aufsuchen darf, der ihm Freude verspricht, und an nichts anders zu denken braucht, als an Frölichkeit und Lust. Voll von diesen Bildern rennt der eine, eine Gattin zu finden, unterdeß der andere seine Rastlosigkeit belacht, oder Mitleiden mit seiner Unwissenheit hat. Doch ists möglich, daß ein jeder von ihnen Recht habe, aber nur ein jeder in seiner Lage.

Das menschliche Leben können wir nie ganz ausforschen: wir sehen davon nur blos einen Atom, und was über das hinaus geht, ist bloße Conjectur. Wenn wir die befragen die vor uns lebten, werden wir kaum zur Hälfte befriedigt. Einige lebten, ohne sich um etwas zu bekümmern, andere aber verleiten uns mit Vorsatz. Der einzige Gedanke daher, auf welchen wir uns ruhig verlassen können, ist der, der uns die Sorge einer Vorsehung lehrt, deren Auge das Ganze durchschaut, und unter deren Leitung jeder unverschuldete Irrthum in Glück sich enden wird.

S. F. C. Momme.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 28ten Junius 1782.

Historische Abhandlung vom Brod.

Die alten Schriftsteller wollen uns glauben machen, die Menschen hätten in den ältesten Zeiten nichts von dem Gebrauche des Getreides zur Speise gewußt, sondern sich, außer Wurzeln und Kräutern, welche die Erde ohne Mühe und Arbeit ihrer Bewohner reichlich hervorgebracht, mit Baumfrüchten beholfen, und sie geben eben diesen Baumfrüchten, welche den größten Theil ihrer Nahrung ausgemacht haben sollen, einen Namen, der in seiner allgemeinen Bedeutung alle Arten derselben, in seiner engsten Einschränkung aber nur die Frucht der Eiche und der Büche (Glans) bezeichnet. Allein diese Behauptung gilt gewiß nicht von dem ganzen Menschengeschlechte, sondern nur von denen Stämmen, welche dessen ersten Wohnsitz verließen, und sich nach andern noch wüsten Gegenden hinwandten, wo sie kein Getreide fanden, mithin sich mit jenen Früchten so lange behelfen mußten, bis sie das Land besser aufgeräumet, und Getreidesaamen aus ihrer ersten Heimath erhielten, oder doch dergleichen in ihren neuen Gegenden hin und wieder wild wachsend antrafen, und dessen Bau und Gebrauch lernten.

Gott hatte zwar seinen Segen überall auf seiner neuen Erde ausgestreuet, und solche hatte auf sein Allmachtsgeheiß an allen Orten und Enden Gras und Kraut, (mithin auch da, wo es das Klima zuließ Getreide,) das sich besaame, ein jegliches nach seiner Art, aufgehen lassen; allein, da das Getreide einer besondern Wartung bedarf, wenn es nicht durch Bäume und Gebüsche, durch Unkraut und andere um sich wuchernde und perennirende Gewächse erstickt, nicht durch den Fraß der Thiere und Vögel in seinem noch grünen oder reifen Zustande zerstöret werden soll, so war es wohl möglich, daß die aus Sinear auswandernden Menschengeschlechte in den schon viele Jahrhunderte hindurch verwilderten Gegenden, wo sie ihre neuen Wohnsitze aufschlugen, kein Getreide fanden, mithin sich genöthiget sahen, sich von Baumfrüchten und andern Gewächsen, welche sie daselbst antrafen, zu nähren.

Man wird nicht leicht ein Gewächse finden, welches zu gleicher Zeit so nahrhaft und gesund, als das Getreide sey. Sein Mehl und die daraus verfertigte Speise ist dem Körper des Menschen zuträglich, so bald er in die Welt trit, und bleibt es ununterbrochen in gesunden und kranken Tagen fort, bis er daraus wieder Abschied nimt. Solte man wohl glauben können, daß Gott dem ersten Menschen, dem er doch eine so große Kenntniß der Natur anerschuf, daß er jedem Thiergeschlechte eine dessen Natur anpassende Benennung geben konte, die Kenntniß dieses herrlichen Nutzens des Getreides, das er gleichsam zum allgemeinen Nahrungsmittel des menschlichen Geschlechts bestimmet zu haben scheint, versagt habe? Er setzte ihn gleich nach seiner Schöpfung in Eden, um solches zu bauen, und zu verwahren. Solte er ihn unwissend, was er zu seinem Vergnügen und zu seiner Nahrung darin bauen müsse, da hinein gesetzet, und solches erst seinen Versuchen und Erfahrungen überlassen haben? Dies ist wohl nicht zu glauben. Es ist also wohl kein Zweifel, daß Adam nicht schon solte Getreide, das vorzüglichste aller Nahrungsmittel, gebauet, und seine Söhne es zu bauen gelehret haben, unter welchen der älteste das Feld bauete, und von dessen Früchten dem Herrn ein Opfer brachte, aber auch, da solches minder gnädig angesehen wurde, als das Opfer des jüngern Bruders, durch dessen Mord die neue Erde mit dem ersten Menschenblute besprützte.

Im Orient ist der Getreidebau ununterbrochen fortgesetzt worden, und es ist wohl zu vermuthen, daß man daselbst die edelste Art des Getreides, Weitzen, sowohl unsern ordinairen, als türkischen Weitzen, werde gebauet haben. Denn wenn **Herodot** von dem Weitzen jener Länder sagt, daß seine Blätter vier Finger breit seyn, so ist dies wohl von der letzten Art zu verstehen. Von Assyrien, das waren die Länder am Tigris und Euphrat, rühmet er, daß es den Saamen hundert bis zweihundertfältig wieder gebe. Aber da wurden auch die Felder gartenmäßig gebauet, und durch eine Menge von Kanälen, wie es unter einem so heißen Himmelsstriche nothwendig ist, gewässert. Die Familien aber, welche sich aus dem Morgenlande nach andern Gegenden wandten, ohne Saamen mit sich zu nehmen, mußten sich zu einer andern Lebensart und andern Nahrungsmitteln gewöhnen, und des Korns so lange entbehren, bis sie von dessen Bau und Gebrauch unterrichtet wurden. Dies geschahe bei der einen Nation früher, bei der andern später, nach dem sie früher oder später mit den Ländern, welche es baueten, Gemeinschaft, oder Verkehr bekamen. Diejenigen aber, welche nach ihrer Auswanderung nie wieder zu einigem Umgange mit Getreide bauenden Nationen gekommen sind, wissen auch jetzo noch nichts vom Getreide, in welcher Unwissenheit sich verschiedene wilde Nationen in Amerika und alle die Inseln des Südmeers, wel-

welche von den Europäern in neuern Zeiten entdeckt worden, befinden.

Der große Vorzug des Getreides vor andern Nahrungsmitteln mußte denen, die es bisher entbehrt, eine große Verehrung gegen diejenigen einflößen, von welchen sie dessen Bau zuerst lernten, und solche stieg bei den meisten bis zu der Vergötterung. Aegypten war von Sinear, dem ersten Wohnsitze der Noachiden nicht weit. Es ist daher wohl zu glauben, daß die Familie, welche sich da nieder gelassen, die Gemeinschaft mit jenen werde beibehalten, und gleich vom Anfange Getreide gebauet haben. Ist sie aber unterbrochen gewesen, so ist sie doch bald wieder hergestellet, und dadurch der Getreidebau nach diesem Lande gekommen. Die Fabel schreibet die Einführung dieses Baues, wie auch des Brodmachens in Aegypten dem **Osiris** und seiner Frau **Isis** zu, und daß solche wegen dieser wichtigen Entdeckung von ihrem Volke vergöttert worden. Die Geschichte weiß aber nicht, in welches Zeitalter sie deren Regierung setzen soll.

Nach dem **Diodor** von Sicilien ist Weitzen und Gerste schon vor ihnen in dem Lande hin und wieder wild gewachsen, aber von jenen zuerst gesammelt, und deren Bau und Gebrauch gelehret worden. Aus Aegypten pflanzte sich dieser Bau in Afrika weiter fort; die Ueberschwemmung des Nils theilte dem Lande jährlich neue Fruchtbarkeit mit, und es wurde gar bald die allgemeine Kornkammer vieler andern Länder.

Die Phönicier, wozu auch die Philister gehörten, waren den Babyloniern noch weit näher, und es ist wohl keine Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht solten von jeher, gleich jenen, Getreide gebauet, sondern, wie man vorgiebt, anfangs von Kräutern, nachmals von Baumfrüchten, und erst nach Erfindung des Eisens sich vom Getreide genähret haben. Man müßte denn sagen, welches aber eben so unwahrscheinlich ist, Phönicien sey nicht gerade von Mesopotamien aus, sondern von einer andern Nation, welche den Gebrauch des Korns noch nicht gekant, bevölkert worden. Inzwischen macht die Fabel, den Abgott der Phönicier und Philister, Dagon, den **Philo** nach der griechischen Benennung des Korn und Brodes **Siton** nennet, und der nach dem Anführen des **Eusebius** a) nach der Entdeckung des Getreides und des Pfluges Jupiter der Pflüger genannt wurde, zum Urheber des Getreidebaues in diesem Lande. Phönicien und seine Hauptstadt Tyro hatte aber, wegen seines ausgebreiteten Handels und Schiffahrt, eine so große Anzahl von Einwohnern, daß es bei weitem nicht so viel Getreide hervorbringen konte, als zu deren Unterhaltung erforderlich war, sondern Zufuhr aus der Fremde nöthig hatte. So machte sich Salomon

a) In præparat. evang. l. 2.

mon verbindlich; den Leuten des Hirams, welche das Cedernholz auf dem Libanon zum Tempelbau zimmerten, jährlich an Kost 20,000 Cor Weitzen, eben so viel Gerste, auch 20,000 Bath Wein und so viel Oel zu liefern, und nach dem Propheten Hesekiel, hat Juda und Israel Getreide, Balsam und Oel nach Tyro zu Markte gebracht. Durch eine Kolonie der Tyrier entstand Carthago. Dadurch kam der Kornbau nach der Küste von Afrika, und als die Carthaginienser auch Herren des südlichen Spaniens wurden, so ist wohl kein Zweifel, daß sie selbigen nicht auch daselbst eingeführet haben solten.

Diejenigen Nationen, welche sich aus dem Orient nach Griechenland und Italien wandten, konten in jenen ältesten Zeiten, da man noch keinen Begrif von der Schiffahrt hatte, und es noch nicht wagte, sich ohne Kunst gebaueten zerbrechlichen Fahrzeugen, die ein Spiel der Winde und Wellen sind, anzuvertrauen, nicht auf dem kürzesten Wege übers Meer dahin gelangen. Es war nöthig, daß sie einen Umweg von vielen hundert Meilen, wo nicht jenseits des Caspischen, doch zwischen diesem und dem schwarzen Meere nach dem Norden von Europa, und von da nach dessen südlichen Ländern nahmen. Da die Welt bei dieser ersten Wanderung der Nationen schon auf 2000 und mehr Jahre alt war, so trafen sie die Länder, wohin sie sich wandten, wahrscheinlicher Weise in eben dem Zustande an, als die Europäer die Wildnissen in Amerika angetroffen haben, das ist, mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt und mit Seen und Morästen angefüllet. Die Beibehaltung ihrer Gemeinschaft mit den in Sinear zurückgebliebenen Stämmen machten diese ungeheuren Waldungen, welche sie von einander trennten, unmöglich. Sie wurden sich bei dem damaligen Zustande und bei dem Mangel der Schiffahrt und Handlung so fremd und unbekant, als es nicht nur die Bewohner der alten Welt mit denen von Amerika ehedem waren, sondern wie es selbst die Einwohner dieses letzten Welttheils die Esquimaux, die Irokeer, die Caraiben, die Peruvianer, die patagonischen Riesen und die Otahiter noch jetzo unter sich sind. Da sie nun in solchen Wildnissen kein Getreide antrafen, es auch zum Anbau nicht aus ihrem ersten Mutterlande, womit sie keine Gemeinschaft und Gewerbe hatten, kommen lassen konten, so geriethen sie in den elenden Zustand, daß sie sich von der Milch und dem Fleische ihrer Heerden, von der Jagd und Fischerei, von Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten, welche sie antrafen, nähren mußten. Ihre Nachkommen kanten also kein Getreide, und wenn auch was wild wachsend sich bis dahin erhalten, so wußten sie weder was es war, noch wie es müsse gebauet, und zur Nahrung zubereitet werden. In diesem Zustande befanden sich die ersten Bewohner von Griechenland, Italien und dem übrigen Europa, bis ihnen Schif-

Schiffahrt und Handlung die Gemeinschaft mit dem Orient und Aegypten eröfnete.

Griechenland hat nach der Fabel sein erstes Korn der Göttin Ceres, die in ihrem Leben eine Königin in Sicilien unter dem Namen Dio gewesen seyn soll, zu danken. Sie lehrte dessen Bau den **Triptolem**, der ihn bei den Eleusinern, den nächsten Nachbarn von Athen, einführte. Die Eleusiner waren für dies herrliche Geschenk nicht unerkenntlich, sie versetzten die Ceres unter die Götter, baueten ihr Tempel und Altäre, und weiheten ihr einen Dienst oder Fest, die Sacra Eleusina, das alle 5 Jahr gefeiert wurde. Dies geschahe des Nachts bei Fackeln von verheiratheten Frauen, und die vornehmsten Jungfern aus Athen machten sich eine Ehre daraus, mit Körben voll Blumen und Aehren in jener ihrem Gefolge zu erscheinen. Von den Mysterien dieses Dienstes wurde aber den Profanen, die dazu nicht eingeweihet waren, ein großes Geheimniß gemacht, daher es auch nie bekant geworden, worin solche bestanden haben.

Die Stadt Eleusis wurde in der Folge von den Atheniensern bezwungen, sie bedingete sich bei ihrer Unterwerfung aber aus, daß dieses Fest von da nicht verlegt werden solte. Aber auch Athen hat sich des ersten Fruchtbaues gerühmt; und wenn es wahr ist, was Griechenlands ältere Geschichte von der Gründung des Reichs der Athenienser durch einen Aegyptier, den **Cecrops** sagt, so ist auch wohl zu glauben, daß er den Bau des Getreides in seinem neuen Reiche eingeführet habe. Man setzet seine Regierung in die Zeiten Mosis.

Eleusis oder auch Athen war also, so viel man weiß, das erste Land in Europa, welches Getreide gebauet hat, es mag nun Weitzen, oder Spelt, oder Gerste gewesen seyn, und von hier breitete sich dieser Bau auch in Griechenlands übrigen Staaten aus. Der Boden von Athen war an sich rauh und unfruchtbar, und da es in der folgenden Zeit ein sehr volkreicher Staat wurde, so brachte es nicht so viel hervor, als für eine solche Volksmenge erforderlich war. Die Regierung machte daher die weisesten Anstalten, daß es weder an Getreide fehlen, noch solches im Preise zu hoch steigen konte. Sie gestattete kein Monopolium des Kornhandels, er war nicht das Eigenthum einer besondern Innung. Ein jeder hatte die Erlaubniß Korn aus der Fremde einzuführen. Die Schiffe, welche es brachten, mußten es in dem Hafen der Stadt ausladen, ein jeder konte sich davon, jedoch nicht mehr, als eine Jahrs Provision, für sein Haus kaufen. Was von der Ladung auf solche Art nicht verkauft wurde, das nahm die Regierung in ihre Kornhäuser, sie ließ auch, um solche immer angefüllet zu erhalten, Getreide aus Aegypten holen, und war dadurch im Stande, solches immer in leidlichem Preise zu erhalten. Das Gebiet von Lacedämon war weit fruchtbarer, aber **Lycurgus**

hatte ihrem Staate und ihrer ganzen Lebensart eine solche Einrichtung gegeben, daß ihnen der Ueberschuß über das, was sie zur eigenen Subsistenz gebrauchten, unnüß gewesen wäre. Gold und Silber hatte bei ihrer durch die Geseze vorgeschriebenen harten und armseligen Lebensart keinen Wehrt, es fehlte ihnen daher der Trieb zum Gewinn, welches die Seele der Indüstrie und der Handlung ist, und sie trieben also den Ackerbau nicht höher, als es die eigene Bedürfniß ihres Staats nöthig machte.

Wenn man in Sicilien das Getreide nicht wild wachsend gefunden hat, so ist es entweder von den Phöniciern, welche sich ehemals da gesetzt gehabt, oder von den Colonien der Griechen dahin gebracht worden, worauf dessen Bau auch in dem mittlern Italien bekant geworden. Man bauete aber zum Brod nur Weißen, und die Getreideart, welche man Far nannte. Das war aber kein Rocken, denn Plinius sagt ausdrücklich b), daß der Rocken (Secale) später in Italien bekant worden, und von den Taurinern unter den Alpen gebauet sey. Er sey schlecht und nur für den Hunger. Man vermische ihn mit dem Far, um seine Bitterkeit zu mildern, und doch bleibe er schwer zu verdauen. Dieses Far konte also wohl kein anderes Korn als Spelt oder Dinkel seyn, welcher in Ansehung seiner Güte die Mittelstelle zwischen Weitzen und Rocken hat. Und wenn Virgil an einem Orte, wo er die rechte Zeit, wenn Weitzen und Far gesäet werden müsse, anzeiget, das leztere ein starkes Korn nennet c), so hat er bei diesem Ausdrucke vielleicht nicht seine Absicht auf einen schweren Boden, den es erfordere, auch nicht auf die starke Nahrung, welche es giebt, sondern auf die harte Hülse, die der Spelt hat, welche auf der Mühle erst muß gebrochen und weggeschaffet werden.

Die celtischen Nationen, welche den größten Theil von Europa bevölkert haben, haben vielleicht viele Jahrhunderte ohne Getreide zugebracht, zumal da die unstätte nomadische Lebensart, welche sie mit aus Asien brachten, und wovon sie erst in weit spätern Zeiten abgegangen sind, sich mit dem Ackerbau nicht gut verträgt, und das Privat-Eigenthum der Aecker ganz ausschließt. Inzwischen haben wir unsern Rocken von ihnen. Vermuthlich schreibt er sich aus dem südlichen Sibirien her, wo er nebst Sommerweitzen und Gerste wild wachsen soll d). Sonst aber hat Thracien und Illyrien den Ackerbau wahrscheinlicher Weise von den benachbarten Griechen, Gallien, von der griechischen Pflanzstadt Marseille, Spanien und Portugal von den Phöniciern und Carthaginiensern.

Doch

b) Hist. Nat. l. 18. c. 7.

c) Virgil. 1. Georg. 119. 120.

d) Linnæus diss. de necessit. promov. Hist. nat. in Russia.

Doch baueten einige celtische Nationen Getreide mehr um des Biers, als des Brods willen.

Soll aber das Getreide dem Menschen zu einer leichten gesunden und wohlschmeckenden Speise werden, so muß es zuvor in Mehl, und dieses in Brod verwandelt, oder auf andere Art eßbar gemacht werden. Beides, das Mahlen und Backen, ist erst Stuffenweise nach vielen Versuchen, und nachdem man es in der Mechanik und Chymie immer weiter gebracht hat, auf den Grad der Vollkommenheit gekommen, worin sich beide Künste jezo befinden. Die Erfinder von beiden hat uns die Geschichte nicht aufbehalten. Dies ist das gemeine Schicksal aller Entdeckungen, welche in den ältesten Zeiten gemacht worden sind, und **Polydor Virgil** e), der sich so viele Mühe gegeben hat, die Erfinder gemeinnüziger Dinge zu entdecken, muß gestehen, daß er von dem Ursprunge des Kornmahlens nichts zuverläßiges bei den alten Schriftstellern habe auffinden können. Der Philosoph **Possidonius** f) stellte sich die Sache folgender Gestalt vor. Die ersten Erdbewohner hätten gar bald gefunden, daß das Getreide unter seiner Schale eine Substanz enthalte, welche, wenn sie gehörig zugerichtet wäre, eine gute Nahrung gäbe. Wie nun die Vernünftigsten unter ihnen bemerket hätten, daß die Speisen zuerst zwischen den Zähnen zermalmet, mit Speichel vermischet, mit der Zunge durchgearbeitet, sodann in den Magen hinab geschicket, in selbigem gekochet, aufgelöset, und dadurch zur Nahrung und Wachsthum des Körpers angewandt würden, so hätten sie gleich vom Anfange dieser Anleitung der Natur gefolget, sie hätten das Korn zwischen zwei Steinen, einem beweglichen und einem unbeweglichen zerrieben, das Zerriebene mit Wasser vermischt, diese Masse durchgearbeitet, oder geknetet, einen Teig daraus gemacht, solchen durch die Hiße des Feuers in Brod umgeschaffen, und zur Speise gebraucht.

Es ist inzwischen wohl zu glauben, daß man Anfangs im Orient, so wie es auch bei den übrigen Nationen, nachdem ihnen das Getreide bekant worden, geschehen ist, die Körner der Aehren, zumal des türkischen Weizen grün und rohe genossen habe, wie es auch die Jünger nach der Erzählung des Evangelisten gemacht haben, als sie einst an einem Sabbath durch ein Kornfeld gegangen. Wären die Körner schon hart und reif geworden, so wurden sie in Wasser erweicht, oder geröstet, und zerstoßen, und so mit der Kleie genossen. Eine solche Kost zu vertragen, dazu gehöret nun freilich ein stärkerer Magen, als der unsrige ist. Man muß aber auch bedenken, daß der menschliche Körper durch Verzärtelung, Weichlichkeit, Unmäßigkeit, Müßiggang, u. s. w. der fol-

e) De rerum inventor. l. 3. c. 18.
f) Beim Seneca Epist. 90.

folgenden Zeiten bis auf die unsrigen von seiner ehemaligen Stärke sehr viel verloren hat. Daß aber das Mahlen und Backen eine sehr alte Erfindung sey, ist daraus abzunehmen, daß schon Sara die drei ungekanten Engel, welche Abraham in seine Hütte einlud, mit Kuchen von Semmelmehl bewirthete; und dies war nach der gemeinen Zeitrechnung nur 377 Jahr nach der Sündfluth. Daß Aegypten schon frühzeitig Mühlen gehabt habe, erhellet daraus, daß in der letzten Plage, welche dies Land traf, alle Erstgeburt von dem ersten Sohn des Königs bis auf den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühlen sitzet, erschlagen wurde. Auch waren die Mühlen schon damals bei den Israeliten im Gebrauch. Denn Moses sagt, daß sie das Manna in der Wüsten mit Mühlen zerstoßen, im Mörser zerrieben, es geknetet, und Aschenkuchen daraus gemacht haben, und Gott verbot ihnen in seinem Gesetze ausdrücklich, den untersten und obersten Mühlstein, als eine dem Schuldner unentbehrliche Geräthschaft, zu Pfande zu nehmen g).

Man würde sich aber sehr irren, wenn man sich unter diesen Mühlen dergleichen große Maschinen, als unsere Mühlen sind, vorstellen wolte, die durch die Gewalt des Wassers oder des Windes umgetrieben werden müssen. Nein, diese ersten Mühlen, welche die Welt gesehen hat, waren Handmühlen, womit jede Familie sich versehen mußte. Sie waren das nöthigste Hausgeräthe, und man gebrauchte die Arme der Sklaven dazu, sich und seinem Hause das Mehl damit zu verschaffen. Griechenland hat seine ersten Handmühlen aus dem Orient erhalten. Es muß solches ziemlich früh geschehen seyn, weil ihrer **Homer** h) schon gedenket. Nach dem **Pausanias** i) hat *Myletas*, des ersten Königs von Sparta Sohn, solche zuerst nach seinem Vaterlande gebracht. Aber dies ist blos eine Tradition, der es an einem sichern historischen Grunde fehlet. Eben so unsicher ist eine andere Sage, daß die *Telchiner* auf der Insel Rhodus die Griechen mit diesem Instrument bekant gemacht haben. Sie hielten aber die Mühlen so wichtig, daß sie ihnen besondere Schutzgötter, die sie Mühlengötter (μυλάτειοι Θεοὶ) nanten, vorsetzten. Auch dem Myletas zu Ehren sollen sie diese Maschine μύλη genannt haben, welches die Lateiner in Mola und die Deutschen in Mühle verwandelt.

Der Schluß folgt künftig.

g) 5 Buch Mos. 24, v. 6.
h) Odyss. l. 20. vers. 105.
i) Histor. Laconic. item in Messen.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 1ten Julius 1782.

Historische Abhandlung vom Brod.

(Schluß.)

Noch später kamen die Mühlen zu den Römern. Diese aßen Anfangs das Getreide, wie wir die Hülsenfrüchte essen, in Wasser gekocht. Nachher erfand man die Kunst, es in Mörsern von besonderer Art von seiner Schale zu befreien. Plinius beschreibt sie uns, und daß das Getreide darin nur blos wie Grütze abgeschälet worden, die Körner aber ganz geblieben. Damit die Schale sich desto leichter lösete, so liessen sie das Getreide erst im Wasser etwas aufquellen, und dann, ehe es in den Mörser kam, wieder trocken werden a). Nach eben diesem Schriftsteller ging die Pracht der Reichen so weit, daß sie das Gemach, worin diese Arbeit geschahe, ausmalen, und die Mörser artig graviren ließen. Diese Art das Korn, ohne es zu zerbrechen, von seiner Schale zu befreien, erhielt sich in Etrurien am längsten, in dem übrigen Italien aber fing man an, es in großen ehernen Kesseln zu rösten, und dann im Mörser völlig zu zermalmen. Numa soll nach eben dem Plinius hievon der Erfinder seyn, und die Mola, womit nach seiner Religionsanordnung das Opferthier zwischen den Hörnern und auf dem Rükken, wie auch das brennende Opfer auf dem Altare selbst bestreuet wurde, war dergleichen geröstetes und zerstossenes Getreide mit Salz vermenget. Endlich lernten sie auch die Handmühlen, wo nicht von den Griechen, doch bei ihren Kriegen in Afrika, oder in Asien kennen, und machten sie nach. Sie brauchten ebenfalls ihre Sklaven darauf zu mahlen, und zwar die niedrigsten unter diesen Unglückseligen, welche sie nicht vortheilhafter zu beschäftigen wußten, und es wurde diese harte Arbeit gar bald eine gewöhnliche Strafe, wozu nicht nur die Herren ihre Knechte, wenn sie was verbrochen hatten, sondern auch der Staat andere Missethäter verdammte.

Handmühlen sind zu kleine Maschi-

Fff   nen,

a) Plin. l. 18. c. 10. & 11.

nen, als daß man in kurzer Zeit eine große Quantität Mehl darauf bereiten könne. Man machte sie daher größer, und brauchte statt Menschen Thiere, Ochsen, oder Esel, sie umzutreiben. Endlich wurden sie noch mehr vergrößert, und man wandte das Wasser zu ihrer Bewegung an. Man findet nicht, daß die Römer vor den Zeiten des **Augustus** Wassermühlen gehabt haben. Sein Baumeister **Vitruv** hat davon in seinem fürtreflichen Werke von der Baukunst die erste Beschreibung gegeben b). Es scheinet aber, als wenn man davon damals außer der Probe weiter keinen Gebrauch gemacht habe. Dies läßt sich aus einer Stelle bei dem **Svetonius** in dem Leben des **Caligula** schließen. Diesem Kaiser nöthigte seine rasende Verschwendung, die Meublen der Palläste seiner Vorgänger nach Gallien, wo man entweder aus Ehrsucht, oder um sich dem Tyrannen gefällig zu machen, einen grossen Wehrt darauf sezte, zu verkaufen. Es war ihrer eine so große Menge, daß er alles Fuhrwerk und alle Thiere von den Mühlen nahm, um sie dorthin zu schaffen, so daß es wegen Mangel an Mühlen-Thieren in Rom oft an Brod fehlte. Und Plinius der etwa 60 Jahr nach dem Vitruv schrieb, redet von Wassermühlen noch als von einer sehr raren und kostbaren Sache. Das Verurtheilen zur Handmühlen-Strafe dauerte auch noch unter **Constantin** dem Großen und seinen ersten Nachfolgern fort, welches verschiedene Gesetze des Theodosischen Codex beweisen c), und hörte erst unter **Theodosius** dem Großen im vierten Jahrhunderte auf. Erst unter dessen Söhnen **Arcadius** und **Honorius**, hatte Rom Wassermühlen zum gemeinen Gebrauch für die Stadt, wie aus der Strafe abzunehmen, bei welcher sie den Müllern, welche für Rom Korn mahlten, das Wasser zu entziehen verboten d).

Die Ursache, daß die Wassermühlen in den 400 Jahren, die bis dahin seit dem Vitruv, der sie zuerst zu bauen in Europa gelehrt hatte, nicht häufiger geworden waren, war, daß man sich damit noch nicht an Ströme und große Flüsse wagte, sondern sie nur an kleinen Bächen, oder neben den Wasserleitungen und öffentlichen Wasserbehältern anlegte. Als Justinians General **Belisarius** von dem Gothischen Könige **Vitiges** in Rom eingeschlossen war, so ließ er, weil die Mühlen, die außerhalb der Stadt lagen, in feindlicher Gewalt waren, erst eine Mühle an einem Quellwasser am Berge Janiculus in der Stadt anlegen, und als diese nicht allein die Stadt mit Mehl versorgen konte, so bauete er Schifmühlen mitten auf der Ti-

b) Vitruvius l. 10. c. 10.
c) L. 3. 5. 6. Cod. Theod. de pœnis.
d) L. 4. Cod. Th. de canone frumentar. urb. Romæ.

Tiber, dergleichen man vorher noch nicht gehabt hatte e). Hieraus läßt sich schließen, daß erstlich die Wassermühlen damals die Hand- und Viehmühlen bereits ganz verdrängt gehabt, und daß man zweitens noch keine Windmühlen gekant habe. Vitruv wußte zwar schon, wie man den Wind zu Blaswerken und zu Orgeln brauchen könne, aber, daß er auch bei den Mühlen Wassers Stelle vertreten könne, das scheinet er nicht gewußt zu haben. Wenigstens findet man in seinem Werke nichts von Windmühlen. Vermuthlich sind sie zuerst im Orient, wo das Wasser an vielen Orten im Sommer sehr rar ist, erfunden, den Abendländern in den Kreuzzügen bekant, und von dort mit nach dem Occident gebracht worden. Denn während diesen Zügen, die gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ihren Anfang nahmen, kam es zur Rechtsfrage, ob dem Pfarrer, dem nach dem canonischen Rechte der Zehnte aus seinem Kirchspiele gebühret, solcher auch von einer Mühle gegeben werden müsse. Ein Kriegesmann, (Miles,) und der vielleicht als ein solcher selbst einen Zug nach dem heiligen Lande mit gemacht, hatte eine Windmühle auf seinem Gute angelegt. Der Pfarrer forderte den Zehnten von der Nutzung der Mühle, wozu sich jener nicht verstehen wolte. Der Proceß kam bis vor den Pabst Cölestin den III. der ihn zum Vortheil des Geistlichen entschied f).

Der Occident wurde in dem fünften und sechsten Jahrhundert ein Raub deutscher Nationen, und bei solcher Gelegenheit wurden sie auch mit den Wassermühlen bekant. Aber vielleicht fehlte es diesen damals noch zu rohen Völkerschaften an Geschick, sie nachzumachen. Bei den Franken waren sie noch zu Ende des sechsten Jahrhunderts so selten, daß selbst noch für den königlichen Hof auf Handmühlen mußte gemahlen werden. Dies erhellet aus der von **Gregorius** von Tours g) angeführten Bestrafung der *Septimia*, Nourice des Prinzen des Königs **Childebert** zu Metz. Sie wurde wegen verschiedener Verbrechen ihres Vermögens beraubt, ausgestäupet, im Gesicht gebrandmarket, auf ein nahe gelegenes Dorf verwiesen, zur Handmühlen-Arbeit verdammet, und mußte täglich so viel Mehl machen, als zum Brode für das Hoffrauenzimmer nöthig war.

Die erste Speise, welche man aus Getreide, es mag nun nach der ältesten Art nur zerrieben, oder nach Erfindung der Mühlen in Mehl verwandelt, und von der Kleie gesäubert worden seyn, machte, war wohl der Brei und ein Gebackenes, oder Brod, wenn man es so nennen will, das ohne alle Kunst

e) Procopius de bello Goth. l. I.
f) C. 23. X. de Decimis.
g) Gregor. Turon. l. 9. c. 38.

blos aus Mehl und Wasser bereitet war. Weil eine solche ungesäuerte Masse, wenn sie nicht ganz frisch genossen wird, eine harte unangenehme Speise ist, so backte man nur kurz vor der Mahlzeit, und auch nicht mehr, als man dabei nöthig hatte. Man backte aber diesen ungesäuerten Teig vor Erfindung der Oefen auf einer eisernen Platte in heißer Asche, wie es die Wilden in Amerika machen, oder auf einem Rost über Kohlen, oder in einem Scherben, in einer Pfanne oder Topfe. Nachher wurde der Sauerteig, der den Teig subtilisiret, auftreibt, locker und leicht macht, vielleicht durch einen ungefähren aber doch glücklichen Zufall, entdeckt. Die Aegypter brauchten ihn schon, als sie die Israeliten von sich ausstießen, und ließen ihnen nicht Zeit, den Teig, den sie bei ihrem Auszuge mitnehmen wolten, säuren zu können. Nach dem Plinius waren den Alten verschiedene Arten von Sauerteig bekant, und einige Gallier brauchten auch schon Bierhefen dazu.

Bei einem offenen Feuer können keine so große und dicke Brode, als die unsrigen sind, durch und durch gleich gar gebacken werden. Die ersten Bröde waren daher dünne, wie Kuchen, und diese Form wurde in den Morgenländern, auch nachdem man Oefen hatte, beibehalten, und daher blieb auch das Brodbrechen, anstatt daß wir es schneiden müssen. Die Oefen sind aber auch eine sehr alte Erfindung, die entweder im Orient, oder in Aegypten gemacht worden. Die Israeliten haben sie vermuthlich aus letzterm Lande mitgebracht, aber auch das Backen bei offenem Feuer beibehalten. Wie es denn in dem Gesetz Mosis heißet: Alles Speiseopfer, das im Ofen, oder auf dem Rost, oder in der Pfanne gebacken ist, soll des Priesters seyn, der es opfert h).

Athenäus erzählt, daß das Brodbacken von zwei Böotiern nach Griechenland gebracht worden, wo ihnen zur Dankbarkeit in ihrer Vaterstadt Scolon zwei Ehrensäulen errichtet wären i). Und wie die Griechen nach und nach alle Ueppigkeit und Weichlichkeit des Morgenlandes annahmen, so befriedigte sich ihr Geschmack nicht an dem gemeinen Brode aus Mehl und Wasser, sondern sie erfanden vielerlei Arten von Kuchen und Gebakkenem, denen sie von den verschiedenen Zuthaten, als Milch, Oel, Fett, Käse, Honig, süssem Wein, Gewürz, etc. eben so viele verschiedene Namen gaben. Sie hatten einmal und auch zweimal gebackenes Brod oder Biscuit.

Aus Griechenland kam das Brodbacken zu den Römern. Vorhin genossen diese das Mehl gewöhnlich als Brei, und dieser war ihnen eine so angenehme Kost, daß man sie Breifresser

h) 3 Buch Mos. 7, v. 9.
i) Athenæus Deipnosoph. l. 3. c. 13.

fresser nannte k). Dies war die **Polenta** der heutigen Italiener. Auch die römischen Soldaten bekamen in alten Zeiten kein Commißbrod, sondern Mehl. Sie künstelten aber auch so sehr, als die Griechen, bei ihrem Brodbacken. Ihre Thorheit ging gar so weit, daß ein jeder Stand seine eigene Art Brod hatte. Ein anderes war das Brod der Senatoren, ein anderes der Ritter, (Equitum,) ein anderes des gemeinen Bürgers. Auch das Brod der Stadteinwohner war von dem Brode der Landleute verschieden l). Das Mahlen und Backen war bei ihnen ein vereinigtes Geschäfte, und derjenige, welcher einen öffentlichen Brodladen hielt, (Pistor,) hatte auch selbst seine Hand- und Viehmühlen, und auch andere Sklaven zum Backen. Sie backten Anfangs ebenfalls, entweder unter heißer Asche, oder auf dem Herde, oder in kleinen glockenförmigen Oefen, oder in großen Tortenpfannen, von welcher verschiedenen Backart ihr Brod verschiedene Namen hatte m). Nachmals bekamen sie ordentliche Backöfen und sezten selbigen eine eigene Göttin unter dem Namen Fornax vor, der sie ein Jahrfest stifteten n). Diese Häuser und Backöfen waren öffentliche Anstalten. Hier war ein täglicher Zusammenfluß von Menschen, die theils backen ließen, theils Brod holten, und weil nichts neues in der Stadt vorgehen konte, wovon hier nicht wäre geplaudert worden, so wurden diese Backhäuser Pistrinæ garrulæ genannt. Es wurden auch Privatbacköfen verstattet, aber der Nachbar konte von dem, welcher dergleichen anlegte, Caution, wegen Feuersgefahr sich bestellen lassen o). Die Geseße der griechischen Kaiser sorgten aber nicht allein dafür, daß die Oefen ohne Gefahr angelegt werden mußten, sondern, daß auch selbst der Rauch die Nachbarn nicht belästigte. Es mußte nicht nur zwischen dem Ofen und den benachbarten Häusern ein freier Plaz von 9 Fuß bleiben, sondern auch der Rauchfang, wenn der Ofen gegen Süden oder Westen lag, 20, lag er aber in Norden oder Osten, 30 damaliger Ellen über die Fenster des obersten Stockwerks der benachbarten Häuser hervorragen. Der Grund dieser Verschiedenheit war, weil dort West- und Südwinde gewöhnlich im Herbst und Winter, wo man nicht bei offenen Fenstern sizt, im Sommer aber, wo solche wegen zu großer Hize nicht zugehalten werden können, Ost- und Nordwinde wehen p).

Die alten deutschen Völker, mö-

 gen

k) Plautus in Mostellar. Juvenal, Sat. 14.

l) Plinius l. 18 & 19.

m) Als Panis cinerarius, focarius, clibanus.

n) Ovid. 2. Fastor. Lactant. Divin. Inst. l. 1. c. 20.

o) L. 24. §. 7. de damno infecto.

p) Siehe Delamare Traité de la Police, T. II. p. 702.

gen mit ihrem Brodbacken wohl eben nicht gekünstelt, sondern sich mit dem ordinairen Hausbrode begnüget haben. Und doch lobt Plinius den Wohlgeschmack des Brods der Gallier. Sie wurden aber in den römischen Provinzen, welche sie theils durchstreiften, theils sich zu eigen machten, leckerhaft, und von der Weichlichkeit der Römer angesteckt, und das künstliche Backen ist bei ihnen endlich zu einer eigenen Profession geworden. Die Römer brauchten zu den Künsten und Handwerkern ihre Sklaven. Bei den Deutschen war die Verfassung mit den Leibeigenen anders. Diese wurden nur zum Feldbau und denjenigen häuslichen Verrichtungen, die keine besondere Geschicklichkeit erfordern, gebraucht: zudem verminderte sich deren Anzahl in den mittlern Zeiten so sehr, daß die Leibeigenschaft in vielen Provinzen ganz aufhörte. Es mußten also Freie oder Freigelassene zur Erlernung und Treibung der verschiedenen Professionen, folglich auch zu der künstlichen Bäckerei genommen werden. Diese freien Handwerksleute machten unter sich gewisse ihr Gewerbe betreffende Verbindungen, woraus die Innungen und Gilden entstanden sind. Man sagt, es sey noch ein Lied eines alten Meistersängers vorhanden, nach welchem K. **Heinrich** der I. einen Bürger in Magdeburg **Seyfried Roth** zum ersten Weißbrodbäcker angestellet, daß er diese Kunst zehn andere Bürger und zehn Knaben lehren müssen, welche der Kaiser nachmals in andere Städte geschicket habe, und dies sey der Ursprung des kunstmäßigen Backens in Deutschland.

H . . . e.

Oekonomische Anfragen.

1.

In einem Haushalt in der Grafschaft Hoya, in der Geestgegend, werden seit vielen Jahren die Kälber, so bald sie jung werden, oder 1, 2, höchstens 3 Tage alt sind, mit einem Durchfall befallen. Ungeachtet aller angewandten Mühe und des Gebrauchs bekanter Mittel, hat man diesen schädlichen Vorfall nicht abwenden, oder das Uebel vermindern können, vielmehr sind oft die Hälfte der Kälber an dieser Krankheit krepiret, und unter 20 bis 30 ist kaum eins über geblieben, welchem das vorbenannte Uebel nicht zustößt. Leute die seit 20 und mehreren Jahren bei dem Vieh umgegangen sind, wollen behaupten, daß die hiesige Weide hieran Ursach sey, wo das Vieh im Herbst gehütet werden muß, weil solche sehr häufig mit Ellern Buschholz bewachsen ist, und das trächtige Vieh vieles in der Zeit zu seiner Nahrung von dem Laube desselben genießt. Solte die Angabe gegründet seyn, so wäre das Uebel unvermeidlich, da die ganze Gegend der Weide mit dieser Holzart bewachsen ist. Ich bin aber

von

von dieser Angabe nicht überzeugt, weil anderer Orten so Stunden oder Meilen weit von hier belegene Viehweiden gleicher Art sind, welche mit gleicher Holzart bewachsen, wovon das Vieh seine Nahrung hat, von dem Uebel aber in keinem Haushalt so viel Schaden entstehet, wie in dem hiesigen. Da nicht allein der Verlust so vieler Kälber sehr unangenehm ist, sondern auch die Viehzucht selbst darunter leidet, indem man niemalen mit Sicherheit bestimmen kan, wie viel Kälber man zur Zucht behalten wird; so wird sehr gebeten, daß derjenige, welcher ein zuverläßiges Mittel anzugeben weiß, wodurch diesem Uebel abzuhelfen stehet, oder was etwa dem trächtigen Vieh gebraucht werden kan, um das Uebel von den Kälbern abzuwenden, solches bald möglichst in diesen Blättern bekant zu machen belieben wolle. Das rühmliche Verdienst, das allgemeine Beste hiedurch befördern zu helfen, läßt solches ungezweifelt hoffen, und man würde mit der größesten Verbindlichkeit diese Güte erkennen.

2.

Schon einige Jahre hinter einander haben die Kühe an verschiedenen Orten ungewöhnlich verkalbet. Da man die Ursache hievon nicht ergründen kan, das Verwerfen aber in dem Molkenwerk und Hauswesen einen nicht geringen Nachtheil verursachet, so wünschet man zu vernehmen, woher solches entstehe, und ob nicht einige Mittel bekant sind, wodurch dieses verhütet werden könne?

3.

Viele haben mit mir gleiches Schicksal in Betracht der Füllenzucht. Verschiedene, und besonders jährige Füllen, sterben theils im Frühjahr noch auf dem Stalle, theils auf der Weide, und wenn sie durchkommen, so sind und bleiben es doch nur kümmerliche und elende Thiere. Ich habe zum Versuch einige Füllen auf gewöhnliche Weise mit nicht allzuvielem Futter, andere hingegen sehr reichlich ernähren lassen; erstere bekommen die sogenannte Läusesucht und Schabe, oder Grind, und krepiren. Die zweiten bekommen Leibschmerzen, kurzen Athem, und krepiren auch, die aber auf der Weide krepiren, bekommen zuvor Durchfälle und schlimme Drusen. Mir sowohl als vielen Landwirthen, würde ein großer Gefalle erzeigt, wenn man belehret würde, wie man diesem Uebel vorbeugen kan, und wie man diese Thiere ihrer Natur gemäß, sowohl im Betracht der Futterung, als Wartung behandeln muß.

4.

Da die Mäuse an den in Haufen gelegten Korngarben auf dem Boden, den Winter durch eine große Verwüstung anrichten, so, daß die Garben gegen das Frühjahr ganz zerschnitten vom Boden kommen, und das Korn davon aussiehet, als wenn es geschroten wäre, auch die Katzen in den zusammen gelegten Haufen nicht kommen können um ihren Fang anzustellen; so wäre zu wünschen, daß ein anderes Mittel sich fände, um solches Verderben

ben abzuwenden. Solte Jemand ein Mittel dagegen wissen, und es in diesen Blättern beliebigst kund machen wollen, dem würde das gemeine Wesen unendlichen Dank schuldig seyn.

5.

Im Cellischen geräth die Hirse sehr gut und ist einträglich. Man wünschet eine Anweisung, wie dieselbe aus den Hülsen zu bringen, oder wie die dazu benöthigte Handstampe eingerichtet wird, ob sie muß angefeuchtet werden um die Hülsen abzubringen, und wie damit zu verfahren sey? damit man eine reine Grütze davon bekömmt, welche vortheilhaft in der Haushaltung zu gebrauchen ist?

6.

Bei dem Sterben der jungen Gänse und deren Oefnung wird bemerket, daß die inwendigen Theile, außer der Lunge und dem Magen, mit einer Unreinigkeit besetzet sind, welche den Blattern bei den Hasen, und den so genannten Franzosen bei dem Rindvieh ähnlich scheinen. Solte Jemand diese Krankheit kennen und deren Ursache und Heilungsmittel anzugeben wissen, so ersucht man davon in diesen Blättern gefällige Nachricht mitzutheilen.

7.

Von den Krankheiten der Pferde und des Hornviehes und deren Kuren, hat man bereits verschiedene Bücher. Von den Hunden aber, die doch in vielem Betracht sehr nützliche Thiere sind, hat man in diesem Fache noch wenige Kenntnisse, und gar keine Nachrichten. Es würde daher derjenige bei vielen Menschen Dank verdienen, der in diesem Fache bewandert ist, und seine Kenntnisse der Welt mittheilen wolte.

8.

Kan man die Bienen im Frühjahre mit eingekochtem Birnsaft, entweder allein, oder mit Honig vermischt, ohne davon zu erwartenden Nachtheil, füttern? Von einem erfahrnen Immenfreunde wünscht man bald möglichst hierunter belehret zu werden.

Noch eine Beantwortung der Aufgabe des 35ten Stücks dieses Magazins vom 3ten Mai 1782.

Die Heilungsart des Schorfes, ist so einfach als sicher, und meinem Nebenmenschen zu dienen, Pflicht: deswegen theile ich die Behandlung willig mit. Der Kopf des damit behafteten, wird so viel möglich, von allem Haar gänzlich entblößt, ihm eine Art Haube von Flanell oder weißer Boje, so allenthalben gut anschließt, gemacht. Dann wird ein starkes Decoct von der Wurzel der großen Brennnessel mit Flußwasser bereitet, und die Haube damit täglich 5 oder 6 mal recht durch und durch benetzt, doch jederzeit so warm, als es der Kranke leiden kan. Nach einigen Tagen fällt das Haar aus, und innerhalb 14 Tage ist der Kranke, (so wie verschiedene Beispiele davon vorhanden sind,) genesen.

B. W.

Hannoverisches Magazin.
53tes Stück.
Freitag, den 5ten Julius 1782.

Frühlings Scenen.

Kaum würde die fühllose Unempfindlichkeit des einzigen vernünftigen Bewohners der Erde zu vergeben seyn, wenn er, der den stolzen Wahn so gern unterhält, daß alles um seinet willen gemacht worden, bei dem reizendsten Auftrit der Natur im ganzen Jahre, die Augen verschliessen wolte. Zwar wer weiß, wie viel begeisterte Dichter haben sich bereits an den Schilderungen der Reize des Lenzes müde gesungen. Allein, wenn die neu belebte Natur ihre Schönheiten aufs neue vor unsern Augen ausbildet und die Schöpfung ihre heitersten Vergnügungen mit vollen Schalen in das empfängliche Herz ausgießt, wer kan da schweigen? Für welchen jedesmaligen neuen Beobachter wird nicht eine kleine Nachlese übrig bleiben, wenn er auch aus dem unerschöpflichen Reichthum der Natur, nur einige, und nicht einmal die bekantesten Scenen, aushebt?

Das Auge sieht sich nimmer satt,
Sieht, was es schon gesehen hat,
Und immer neue Wunder.

Ja; aller Orten Wunder des Herrn, im Großen und im Kleinen. Aller Orten neues Leben und neue Thätigkeit der Natur in den tausend mal tausend Geschöpfen, die jedwede Lücke des Erdbodens ausfüllen, so bald die Sonne ihre halbjährige kürzeste Laufbahn überschritten hat. Meinen ersten Blick in die belebte und Leben fortpflanzende, Freude genießende und Freude mittheilende, am Ende aber allemal Bewunderung des Schöpfers predigende Natur, zogen in einem nahen Garten zwo geschäftige Aelstern auf sich. Und wenn ich noch so früh erwachte, traf ich sie bei der Aussicht aus meinem Fenster, allemal schon in voller Arbeit an, wie sie mit regem Fleiße, auf dem Gipfel eines Baums, der über viele andere hervorragte, ihren Jungen die Wiege baueten. Ich mag diese geschwätzigen Vögel, so sehr man sie auch für schädlich ausschreiet, gern leiden. Bei ihrer gleichwohl verrätherischen Stimme, doch so viel kluge Vorsicht in ihren hellen Augen, und die nie ruhige Bewegung ihres langen Schweifes, ein deutliches Merkmal ihres muntern Charakters. Wenn selbst auf Dörfern noch die Hälfte der Menschen im Morgenschlummer lag, so waren sie bereits auf dem Platze, und schienen es ohne

den Hippokrates studirt zu haben, eben so gut zu wissen, daß die Kunst lang, und das Leben kurz ist. Wie viel unbesorgter fingen sie dann in der frühesten Tageszeit ihr Geschäft an, als wenn schon mehr wandelnde Menschen den Garten durchkreuzten: und doch wußten sie es nicht, daß aus einem abgelegenen Fenster ein lauschender Beobachter, mit dem Fernrohre in der Hand, ihrer Arbeit zusahe. Aber wie sorgfältig muß der Mensch bei allen seinen Beobachtungen seyn. Ich bildete mir schon ein, daß ich sie auf einem Irrthum ertappt hätte. Da Irren so menschlich ist; so gereicht es uns zu einer heimlichen Beruhigung, wenn wir auch das Thiergeschlecht von diesem Fehler nicht ausgenommen finden. Das Beispiel einer Schmeißfliege, die aus Versehen ihre Brut auf einem Kraute niederlegt, das den Geruch des faulen Fleisches hat, ist bekant. Und so irrten sich, meinen Gedanken nach, auch meine Vögel. Es war ein ausgescheitelter, hoher, schlanker und dünner Pflaumenbaum, auf dessen Krone sie ihr Nest, bei recht stiller Luft, angelegt hatten. Nun aber erhob sich ein heftiger Wind, und da das Gewicht der zusammen getragenen Baumaterialien die Schwere des Gipfels vermehrte, schwankte derselbe so gewaltig hin und her, daß mir für die ohnedem so beweglichen Eyer angst und bange wurde. Wie viel banger mogte diesen Aelstern werden. Wiegen thun sich zwar alle Vögel gern auf schwankenden Zweigen. Die Gefahr ist nicht groß, bei dem Bewußtseyn ihrer raschen Schwingen. Aber diese Bewegung war zu heftig. Mich dünkte, ich sahe zuweilen diese beiden Baumeister auf den nächsten stärkern Zweigen sitzen, unentschlossen, was sie beginnen solten. Der Wind hielt an, und kurz, — sie schienen, ihr Nest verlassen zu haben und der ganze Bau vergeblich zu seyn. Allein nicht sie, sondern ich, ihr sich klüger dünkende Zuschauer, hatte sich geirret. Nach etlichen Tagen flogen sie nach wie vor, und die Brütung ihrer Eyer hatte den gehörigen Fortgang. Meinethalben hätten sie solche auch ruhig vollenden mögen. Aber unvorsichtiger Weise hatte ich mich gegen den benachbarten Besitzer des Gartens merken lassen, daß ich wohl begierig wäre, ein solches Hexterneſt, wie es an manchen Orten heißt, genauer zu besichtigen. Und am Abend brachte er mir schon den abgesägeten Gipfel des Baums zugleich mit dem ganzen Gebäude. Mögte ichs doch so kurz, als möglich beschreiben können!

Eine starke schüsselförmige Grundlage von in einander geflochtenen und mit den Zweigen des Baums verzwickten Reisern, die stärkern auswendig, die zartern inwendig, faßte das halbkuglichte Nest selbst in sich, das zuförderst von Erde bereitet war, in welche der künstliche Vogel noch dazu kleine kurze Hölzerchen, zu mehrerer Festhaltung verwebt hatte. Können Schwalben mit ihren kleinen Schnäbeln so viel Erde zusammen tragen, als sie zu ihrem Neste gebrauchen; so wundert's mich nicht, daß Aelsterschnäbel nach Verhältniß eine ähnliche Arbeit zu Stande bringen. Indessen wunderte mich's doch, als ich

ich im trocknen Zustande diese Lehmwände auf der Wage untersuchte, und sie 6 Pfund schwer fand. Reichen wohl tausend Schnäbel voll zu dieser Menge? Die innere Ausfütterung des Nests hatte nichts besonders. Sie bestand aus dürren Grashalmen und kleinen krausen Wurzeln und Krautfasern, die ganz nach innen zu immer zärter und weicher wurden. Im Durchschnitt hatte das eigentliche Nest, ohne die Verzäunung, eilf Zoll. Nun kam die Wölbung über dem Neste. Sie machte auch eine Halbkugel aus, die auf die untere gleichsam aufgesezt war, aber ohne Erde, und die dem Neste durchaus zur Decke diente. Nur nach Mittag zu befand sich das offene Fluchtloch, so enge, daß der Vogel, ohne eine kleine Schmiegung nicht hinein kriechen konte; aber so gut angelegt, daß ein Paar starke Zweige des natürlichen Baums den Vortrit ausmachten, auf welchen der Vogel einen sichern Ruhepunkt fand, wenn ihn sein Flug aus der Ferne zu seinem Neste trug. Wer muß nicht hier die Kunsttriebe eines verachteten Vogels bewundern? Die Wahl des Orts, der Baumaterialien und der Lage gegen die vier Winde; der unbeschreibliche Fleiß, die künstliche Arbeit, die absichtliche Verzäunung, die gewölbte Decke, — alles verrieth nur eine, der Vernunft sehr analogische Geschicklichkeit.

Die **Nester der Vögel** verdienen überhaupt unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie sind im Frühlinge die ersten Produkte eines zahlreichen Geschlechts lebendiger Geschöpfe. Manches an denselben läßt sich leicht erklären; manches sezt uns in eine größere Verwunderung. Ich sahe ein Paar unschuldige Tauben mit der größten Geschäftigkeit Reiser und Strohhalme eintragen. Ich belauschte sie bei ihrer Arbeit, und fand die zusammen getragene Masse ungewöhnlich groß. Warum das? Vermuthlich regt sich der Trieb der Natur zur Bereitung des Nestes ein Paar Tage vor der Legezeit. Finden sie nun Ueberfluß an Materialien, wie diesmal; so wird das Nest groß: Finden sie Mangel; so machen sie es kleiner. Doch der seltsame Bau anderer Nester hat viel mehr interessantes. Bald solte sich auch ein gesezter Mann nicht schämen, wie die Knaben, den Vogelnestern nachzugehen. Ich übernahm vor einigen Wochen eine kleine Reise nach C.., wo ich Gelegenheit hatte, dem Bau eines **Schwanennests** unvermerkt einige Zeit zuzusehen. Wie sonderbar! Diese stolzbehalseten Wasservögel hatten einen großen Haufen Baumaterialien an verschiedenen Reißhölzern aus einem weiten Umkreise auf einen Haufen zusammen getragen. Nun nahmen sie einen Schnabel voll nach dem andern und warfens durch einen starken Schwung ihres Halses weiter. So fuhren sie fort, bis alles an den rechten Ort der Bestimmung gebracht war. Hier rupften sie sich selbst Federn aus, zur weichern Ausfütterung des inwendigen. Die Schwänin sezte sich hinein, und schob im beständigen Umdrehen alles mit ihrer Brust dergestalt zu rechte, bis die bequemste Rundung und Vertiefung bewürkt war. Schwäne bauen sonst wohl schwimmende Nester: allein dies war

zwar nahe am Wasser, doch unter einem einsamen Busche auf trockenem Boden. Es giebt **hängende Nester**, die als ein Beutel an den äußersten Spitzen eines gabelförmigen Zweiges durch gedrehete und fest in einander geflochtene Grashalme, Baststreifen und Wolle angehängt sind, damit um so viel weniger ein Feind ihre Brut stöhren kan. Die **Blaumeise** soll das Lager ihrer Jungen, wie einen Muff bauen, wo sie an dem einem Ende hinein, und an dem andern wieder herausschlupfen kan, und von oben für aller schädlichen Witterung sicher ist. Der **Krünitz** brütet mitten im Winter, weil er da an den Kernen der Tannzapfen, die er mit seinem Kreuzschnabel so geschickt herausklauben kan, seine beste Nahrung findet, und daher trift man im Sommer sein Nest so selten an. Das **Wasserhuhn** kan die Schilfstängel im Teiche so meisterlich umbeugen, daß sie ihm dichte über dem Wasser die beste Grundlage seines Nests abgeben, ohne doch die herumstehenden zu zerbrechen, die ihm Schutz, Sicherheit und Bedeckung geben. Der klappernde Storch, der seine Zeit so genau weiß, dieser menschlichen Wohnungen so zugethane Vogel, nistet auf den Dächern der Kirchen und Häuser in Städten und Dörfern, wo er am besten auf den umliegenden platten sumpfigen Gegenden sich nach Fröschen umsehen kan. Unter allen aber scheint das Nest eines sehr kleinen indianischen Vogels, des **Schneidervogels**, Motacilla sutoria, seiner Anlage und Struktur nach, eins der merkwürdigsten zu seyn. Sie suchen, heißt es in den neuesten **Berlinischen Mannigfaltigkeiten**, im ersten Jahrgange, wo dies Nest auch abgebildet ist, ein abgestorbenes trockenes Blatt, und nähen dasselbe an ein noch lebendes grünes Blatt fest. Ihr kleiner Schnabel vertrit die Stelle einer Nähnadel, und die allerfeinsten Fasern von Gewächsen die Stelle des Zwirns. Die aus diesen an den Seiten zusammengenäheten Blättern entstandene Höle, füttern sie mit Federn, Baumwolle und Dunen aus, und so ist nun das zu ihrer Fortpflanzung geschickte Wohnhaus und Bette zubereitet. Und wie wunderbar, daß jedweder Vogel in seiner Art noch jetzt eben die Bauart beobachtet, wie schon vor etlichen tausend Jahren, in unsern Boskets, wie in den Haynen der Druiden, oder auch um Adam's Hütte herum; daß das Schwalbennest in Frankreich, gerade so wie das in Deutschland beschaffen ist. Selbst die Nester der Vögel müssen dem alles benutzenden Menschen zum Besten dienen, und solte es auch nur zur Pflege der Weichlichkeit, wie die mit Lebensgefahr aus den Nestern der **Eydervögel** gesammelten Dunen, oder zum Kützel des Gaumens, wie die **indianischen Vogelnester**, gereichen.

Von den Vögeln einen Blick weiter auf das übrige Reich der belebten Natur. Auch da finden wir nichts, als überall neue Wunder. Hie und da kroch schon ein kleines Nüsselkäferchen, regte sich schon ein Erdwürmchen, flog schon eine noch matte Fliege, schwärmten schon ein Paar Mücken, entwikkelte sich schon ein Raupennest in den ersten lauen Stralen der Sonne. Es ist nicht recht, daß sich Menschen den großen Schauplatz der Werke Gottes so klein denken. Auf dem Flecke wüster Heide, wo der durchreisende Fremdling höchstens ein Dutzend Hasen, einige krächzende Raben, und unter den sumpfigen Binsen etwa ein Paar Schlangen; auf den abgelegnen Feldern, wo der Jäger höchstens einige Völker Rebhühner, etliche Familien einsamer Lerchen und einzelne Paare Wachteln vermuthet, lebt jedweder Erdenkloß, jedwedes Heideblümchen, jedweder Grashügel. Die Luft ist ein schwimmendes Meer, eben so bevölkert, wie der Wasserkloß, der zwei Drittheile unsrer Erde ausmacht. Tausende von Infusionsthierchen spielen in einem einzigen Tropfen des Sumpfs, in welchem man nur den Frosch schreien hört. Wenn D. Schott an

an den Ufern des Senegal in Afrika hundert Elephanten weiden sahe; so zertrat vielleicht zu gleicher Zeit jedweder Fußtritt dieser Ungeheuer etliche tausend kleinerer Geschöpfe, und ihr Rachen verschlung zugleich mit dem Grase Millionen unsichtbarer Thierchen, deren Atomen doch wieder, zu der Masse ihrer kolossalischen Körper, das ihrige beitrugen. Ueberall Leben! in dem todten wurmstichigen Holze, im Bauche der Raupe, in den Sandhügeln, wo der Ameisenlöwe seiner Beute auflauert, in dem Blatte, das der Minirwurm durchkreuzt, in dem Essig, den der Bauer verspeiset, in dem Kleister, womit der Buchbinder seine Pappe leimet, in dem tiefen Brunnen, aus welchem der Gärtner sein Wasser schöpft, in den Eingeweiden thierischer Körper, wovon Göze ein so zahlreiches Verzeichniß liefert, die er alle mit Augen gesehen, beobachtet, zergliedert und abgezeichnet hat. Vielleicht sitzen wieder Milben an den unsichtbaren Milben, die den Polypen dergestalt benagen, daß er durch Zuckungen seinen Schmerz verräth. Ist es nun so auf unserm ganzen Planeten; auf den fünf andern und ihren Trabanten, die von unserer Sonne erleuchtet werden; auf dem sechsten, den neulich ein Deutscher in Bath entdeckt, und Messier und Bode genauer bezeichnet haben; auf den Millionen andern, von denen wir nichts, als in jedwedem Firstern ihre Sonne sehen; — so hört alle Sprache auf, die Größe des Schöpfers zu beschreiben, der das alles übersieht, — nicht nur übersicht, sondern gemacht, bereitet, und so, und nicht anders geordnet hat. Es sind keine Chimären; es sind Thatsachen, die zum Theil der Augenschein lehrt, oder das Linsenglas entdeckt, oder das Fernrohr sichtbar macht. Es sind Resultate, die der Sternkundige mit eben der Gewißheit herausbringt, mit welcher er die Mondsfinsterniß berechnet, die sich über 20 Jahr zu der bestimmten Minute ereignet. — Die Engelsprache muß ausdrücklicher seyn; sonst wird diese Größe ewig unaussprechlich bleiben. O die unerschöpfliche Natur,

Sie ist die Laute seiner Hand,
Die er zu unsrer Lust erfand.
Er gab ihr Millionen Saiten.
Und jede klingt, und jeder Klang
Gehört zum ewigen Gesang,
Der Lehre seiner Heimlichkeiten.

Und diese unermeßne Welt,
Die so viel Wesen in sich hält,
Schon seit so vielen tausend Jahren,
Und die unendliche Natur,
Ist gleichwohl ein Gedanke nur;
Nur einer von dem Unsichtbaren.

Ist eine Sonne schon so schön,
Bei der noch tausend andre stehn,
Im Mittel andrer Millionen:
Wie prächtig muß die Majestät,
Die diese Feuerkugeln dreht,
In einem – welchem? – Pallast wohnen.*)

Es ist beinahe keine Sache, die nicht durch einen gar zu häufigen Genuß ihren Reiz verlieren solte. Neuheit und Seltenheit erhöhet den Werth alles Empfindungen. Toujours perdrix — — ist ein bekantes Anekdötgen. Ich kenne Menschen, die kleine Lustreisen anstellen, oder ziemlich weite Spaziergänge unternehmen, unter andern Frühlings Scenen, auch das Quaken der Frösche zu hören. Vielleicht thäte ich es selbst, wenn ich nicht, um so mancher andern Annehmlichkeiten willen, ein Zimmer bewohnte, das eine Aussicht auf einen nahen Teich hat. Hier mögte ich mir oft die Macht wünschen, den schreienden Sumpfeinwohnern ein Stillschweigen auflegen zu können. Es ist wahr, wenn man diese beidlebigen Wasser- und Erdgeschöpfe in einem warmen Sonnenscheine mit so viel tausend Köpfen über der Oberfläche des Wassers hervorgucken sieht, und etwa ein halbes Stündchen dem koarenden Geschrei zuhört, das, so unmelodisch es auch ist, sich doch so sonderbar vor allen andern Stimmen auszeichnet; sieht, wie diese Abderitischen Lieblinge im Wasser herumschießen, in der schon mit Wasserlinsen bedeckten Oberfläche ihre Furchen ziehen, und durch ihre Umarmungen be-

*) Aus Herders Briefen über das Studium der Theologie.

beweisen, daß auch ein so nasses und kaltes Element das Feuer der Liebe nicht auslöschen kan, und hie und da ein aufspringender Karpfe seine phlegmatische Lebensart vergißt, und sich auch seines Daseyns freuet; so gießt der Frühling auch durch diese Auftritte eine Art der Wonne in unsere Herzen aus. Aber Tag und Nacht diese schreienden Sänger hören, ist eine Unannehmlichkeit, die blos durch die übrigen Schönheiten der verjüngten Natur kan vergütet werden. Denn, wenn zuweilen der Vorsänger schweigt, und das ganze Concert seine Pause macht, und nun der schlagende Finke diese Muße nutzt, seinen schmetternden Ton erschallen zu lassen, oder die holde Nachtigal die feiernde Stille unterbricht; so wird das Ohr für die ausgestandene Betäubung doppelt wieder schadlos gehalten. Auch der Sumpf also läßt den Menschen, bei der überall so wonnereichen Jahrszeit nicht leer, nicht ohne Gefühl der mannigfaltigen Schönheit des Frühlings vorübergehen.

Wenn man gegenwärtig aufs neue, ob im Ernst oder nicht im Ernst, kan ich nicht sagen, die alten naturalisirten Monatsnamen zu verdrengen und mit neuen zu vertauschen sucht; so scheint mir doch keiner auf den Mai passender zu seyn, als der **Wonnemond**. Ich will nicht sagen, daß nicht ein jeglicher Mensch seinen besondern Wonnemond, oder Wonnetag haben, und daß derselbe, nach Maasgabe seiner glücklichen Zufälle, selbst mitten in den Eismonat fallen könne. Aber der Mai hat, (dies Jahr etwa ausgenommen,) seine eigenthümlichen Annehmlichkeiten, die alle Wonne erhöhen und alle Unwonne verringern. Wie manchen Traurigen hat der heitere Himmel, die Wiederkehr fröhlicher Zugvögel, die lachende Stimme der Nachtigal, die laue Wärme, die reine Luft, der grünende Erdboden, die beblümte Wiese, und andere Frühlings Scenen schon ungemein erheitert, und vielleicht hundert Thränen aufgetrocknet, an deren statt in einem stürmischen und dunkeln Novembertage noch hundert mehr würden geflossen seyn. Und wer nur nicht traurig ist, den reißt der Wonnemond oft bis zu kleinen Ausgelassenheiten hin. Man sehe die muntere Jugend in dieser frölichen Periode, vom Hirtenknaben bis zum Prinzen, oder erinnere sich an seine eigene. Selbst der Greis schleicht dann noch aus seiner finstern Hütte, unter dem freiern Himmel neues Leben einzusaugen, oder sitzt zu halben Tagen auf dem Rasenplatze vor seiner ländlichen Wohnung, unter dem Schatten der Linde, auf der wechselsweise ein zwitschernder Sperling oder ein schlagender Finke herumhüpfen. Die rothwangige Dorfdirne geht mit ihrem Graskorbe noch einmal so rasch aus dem Felde zurück, und die mit einem aufgethürmten künstlichen Blumengarten auf ihrem Haupte prangende Schöne aus der Stadt, fühlt, ich weiß nicht was für einen Drang, den häuslichen Kerker zu verlassen und die raucherigen Straßen mit einem kleinen Spaziergange in einer schattigen Allee zu verwechseln. Noch erinnere ich mich mit dem Nachgefühl des reinsten Vergnügens der bekanten **Spiegelschen Berge bei Halberstadt**, die der menschenfreundliche **Domdechant** aus öden Hügeln zu einem Elysium umgeschaffen, wie Deutschlands Lieblingsdichter Gleim, sagt. Ich kam vor einigen Jahren an einem fürtreflichen Tage, gleich nach Pfingsten, in diese Lustgefilde. Welch' ein Getümmel froher Menschen, die unter gefühlvollem Scherz, zu diesem Tempel der Natur walfahrteten, entweder keine Sorgen hatten, oder sie mit Fleiß vergaßen, oder zum ersten male ungefühlte Freuden empfanden! O wär' ich **Lavater** gewesen! Was würde ich in allen den Gesichtern gelesen haben? und hätte ich mich auch hie und da betrogen. Es giebt Freuden, die auch bei der Täuschung entzücken, und Träume, die uns gefallen, wenn sie gleich nicht realisirt werden. Wenn Kunst und Natur zusammen arbeiten; so erhöhet die eine die Schönheit der andern. Selbst kan die erste den Mangel ersetzen, wo die letzte ihre Gaben nur sparsam ausgetheilt hat. So auch hier. Die Grotten, die Bildsäulen, die unterirdischen Gänge; die Terrassen, das belaubte Gitterwerk, die rasigten Hügel, die buschigen Hecken, die mannigfaltigen Aussichten, die künstlich angelegten Spie-

Spiele. — Hier ein einsam wandelnder denkender, oder doch denkend scheinender Kopf, der unter den starren Augenbraunen mit schielenden Blicken auf das Gewirre der Leute herum sahe; dort die Gruppe einer im Grase gelagerten Bürgerfamilie mit ihrem Kaffegeräthe. Hier Er und Sie mit verschlungenen Armen, aufs Jahr vielleicht ein glückliches Brautpaar; dort ein Chor Musikanten mit ihren raschen Tänzern. Hier ein Paar jugendliche Gelehrte, die mit dem Teleskop Magdeburgs Domthürme entdekken wollen; dort drei andere, die doch die Angelegenheiten ihrer pro Cente, ihrer Wechsel und Waarenlagen nicht vergessen konten, und dann im Hintergrunde angespannte Kutschen, Kariolen, Reitpferde, — mit ihren Kutschern, Knechten und Bierkrügen. — — O! wer leihet mir Worte, diese Scene würdig zu schildern, und den Mann mit dem uneigennützigen Herzen zu lobpreisen, der sich's selbst zur Freude macht, auf eigene beträchtliche Kosten seine Compatrioten zum Genuß der Naturfreuden so wohlthätig einzuladen.

Der Frühling regt sich aber nicht blos auf dem äußerlichen Schauplatze der Natur; er dringt bis in die kleinsten Winkel unsrer Zimmer. Schon vor einigen Wochen war mir ein Gespinnst mit kleinen Eyern gebracht worden, das man in der Ecke eines Stubenfensters gefunden hatte, und das ich bald für das Gewebe der gewöhnlichen Fensterspinne erkante. Da schon Reaumür und andere die Seide dieser Geschöpfe und ihre ganze Oekonomie so genau untersucht haben; so war ich nicht willens, mich mit der Beobachtung dieses Spinnennestes weiter zu befassen. Indessen that ich es in ein Zukkerglas, und setzte es ins Fenster an die Sonne. Kaum als die ersten wärmern Tage des Lenzes begonnen, erblickte ich auf einmal eine völlige Auferstehung in diesem Glase. Alles lebte, und aus dem zahlreichen Haufen dieser, den Hirsekörnern sehr ähnlichen Eyer streckten sich tausend arbeitende weiße durchsichtige Beine hervor, um die Hülle abzustreifen, welche die Embryonen dieses achtfüßigen Ungeziefers bisher eingeschlossen hatten. — Doch, wer giebt sich gern mit Spinnen ab. Ich ließ das Glas stehen, und suchte angenehmere Gegenstände. Indessen besahe ich nach acht Tagen dasselbe wieder. Die Ordnung der Natur war gestört. Sie lagen noch auf dem nemlichen Flecke, aber todt, wie ich glaubte. Ich schüttete sie aus, und nicht blos das, daß sie noch lebten, setzte mich in Verwunderung, sondern fürnemlich, da ich sie zählte, ihre außerordentliche Fruchtbarkeit; denn es waren mehr als 450. Wie zahlreich würden nicht diese, ekeln Damen und auch andern, die weniger als Damen sind, so widerwärtige Thierchen, sich vermehren, wenn sie nicht eben so zahlreiche Feinde hätten. Draussen sind es die Schwalben und andere Vögel, auch wohl Hausgeflügel, die sich ihrer zur Nahrung, oder gar zur Arznei bedienen und in den Zimmern — der Kehrbesen. Vielleicht aber würden alle diese Mittel nicht hinlänglich seyn, uns vor diesen verhaßten Insekten zu schützen, wenn es nicht der natürliche Instinkt derselben thäte, sich unter einander selbst zu verzehren. Weise Einrichtung in der ganzen Natur, daß bei der nothwendigen Anlage zum Ueberfluß, immer wieder Mittel da sind, alles ins gehörige Gleichgewicht zu setzen!

Aber, weg mit diesem Geschmeiße. Nur noch ein Paar Blicke auf andere Gegenstände; so soll der Vorhang vor die Scene fallen. Ich lese in der vor einigen Jahren zu Magdeburg heraus gekommenen Sammlung von Räthseln eins, das sehr treffend zu seyn scheint:

> Ich gehe nach dem Takt durch's Land,
> Und fechte so auch mit der Hand,
> Als ob ich Cantor wäre.
> Was ich gebrauche, nehm' ich mit;
> Doch das verlieret Schritt vor Schritt
> Von seiner ersten Schwere.

Das sind nun die Leute, die man in der erneueten Jahrszeit so häufig auf den Feldern antrift. Städtebewohner, die blos unter dem klappernden Geräusch der Handwerker und unter dem Rasseln der Carossen, oder der erschütternden langsam fortrückenden Lastwagen erzogen sind, möchten vielleicht diese ländliche Scene nicht kennen, und also

auch

auch des Räthsel nicht leicht errathen. Und dennoch ist das Saamen ausstreuende Geschäft des Säemanns eins der wichtigsten zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts; und eine der reichsten Quellen des unmittelbaren Segens des Himmels. Wer Saamen und Ernte hindert, der schneidet dem ganzen Wohlstande der Menschen seine Wurzel ab. Ursprünglich quillt die Herrlichkeit des Reichen aus der schmuzigen Handthierung des niedrigen Bauers herfür. Wenn sein ausgeworfenes Korn das sechste bis achte wieder bringt; so ist oft von diesen kaum eins sein Eigenthum, das seinen sauern Schweiß belohnt. Die übrigen kommen durch, wer weiß, wie viel Ueberlieferungswege in die Hände der Grossen, die oft kaum wissen, wie Weizen oder Gerste aussieht. Unterdessen säet der Ackermann seinen Saamen nicht blos für Menschen. Nach der weisen Anordnung des allgemeinen Hausvaters müssen auch die Vögel des Himmels, die weder säen, noch ernten, noch in die Scheuern sammeln, hier ihre Nahrung finden. Dort schnäbelt sich schon ein unschuldiges Taubenpaar, auf Hofnung der bevorstehenden Saamenzeit. Noch lag das Weizenkorn auf der Erde, und wäre vielleicht zertreten; aber jezt findet's die singende Lerche, die sich mit Trillern hoch in die Luft erhebt, für diese ohne ihre Bitte empfangene Speise, wenigstens zu danken. Die langsam reisende Wachtel beginnt schon ihren Zug von fern her, weil in unsern Gegenden eben jezt der Landmann seine Körner ausstreuet. Der Hamster erwacht von seiner Winterruhe, neuen Vorrath in seine Magazine einzutragen. — Und was wäre es für eine undankbare niedrige Gesinnung, den Vögeln des Himmels und den Thieren auf dem Felde diese kleine Abgabe zu mißgönnen! Wärmt doch der Pelz des Hamsters die weichlichen Glieder so mancher verzärtelten Schöne; singt doch auch zu unserm Vergnügen die Lerche; schlägt doch auch zu unsrer Lust die Wachtel, und je grösser der Ueberfluß ihrer Nahrung, desto schmackhafter wird ihr Fleisch, das dereinst im Herbste einen so leckern Bissen auf der Tafel der Reichen ausmacht.

Doch mitten unter die angenehmen Auftritte des Frühlings mischt sich auch zuweilen ein rauher Tag. Wohl! was ist gewöhnlicher unter der Sonne, als Abwechslung. Können und dürfen wir denn lauter Sonnenschein, lauter Zephirs, lauter Freude erwarten. Der stürmische Nordwind führt ein Schneegestöber über die schon grüne Fläche des Erdbodens, und der blasende Ostwind trocknet mit empfindlicher Kälte das Land aus, bis zu der Wurzel seiner Gewächse. Die Viole verkriecht sich; die Vögel schweigen; das Gewürm sucht Schlupfwinkel, und der Mensch schleicht aus den Gärten wieder in die Stube. Hier nun höre ich murrende Erdbürger, Menschen, die die Einrichtung der Natur tadeln, und Thoren, die die Weisheit meistern wollen. — War es denn nicht gut, daß die frostige Mitternacht einen Gift über das Ungeziefer, über Millionen Raupen und andere Insekten ausblies, die uns sonst den Lenz würden verleidet haben? Wird uns der morgende heitere Tag nicht zehnmal reizender seyn, da der heutige so stürmisch gewesen? Ganz vollkommen solte unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht seyn. Ueberall zeigt sich der Beweis davon. Wenn unsere Gewächse der Nordwind verderbt; so versengt die Hitze dem Indianer seine Früchte. Immer bleibt doch genug angenehmes übrig, das uns für jene, oft nothwendige Uebel, schadlos halten kan.

Und nun, nur noch eine Anmerkung, ehe ich schliesse. **Frühlings Scenen**, — und doch nichts von der duftenden Viole, von der knospenden Rose, vom Schnee der Baumblüten, vom murmelnden Bache, vom Blöken der Lämmer an grünenden Hügeln, von dem aromatischen Geruch des Geißblatts an der neu angelegten Laube, durch dessen Zwischenräume der freundliche Mond, mit dem sich **Bürger** so vertraulich unterredet, an einem wolkenleeren Abende, seine blassen Stralen schimmern läßt, und von hundert andern Dingen. — Aber ich wolte kein Buch, sondern nur ein Blatt ins *Magazin* schreiben, und schon funfzigmal gesagte Sachen lieset man ohnedem nicht gern zum ein und funfzigsten male.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 8ten Julius 1782.

Abhandlung über die Aufgabe der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste auf den 1ten Jun. 1780. Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt? *)

— — Longe mea discrepat istis
Et vox & ratio.

Horat.

❀ ❀ ❀

Bei keiner einzigen Art lebendiger Wesen in der ganzen Natur findet sich ein so außerordentlich großer Unterschied, als bei den Menschen. Nicht so wohl in den äusserlichen Umständen der Sterblichen, so sehr verschieden die auch immer seyn mögen, ist dieser Unterschied sichtbar, als vielmehr in ihren Seelenkräften, und besonders in dem Erkenntnißvermögen. Vom Polyp angerechnet, die ganze Reihe der Schöpfung hinauf bis zum abgerichteten Elephanten sind nicht so viele Stuffen in der Körperwelt, als es in der Geisterwelt Stuffen giebt in Absicht auf das Vermögen, die Dinge, welche außer uns sind, sich vorzustellen. Beinahe hat der Mensch es so weit gebracht, daß ihm nichts mehr unmöglich ist. Den ganzen Umfang der Schöpfung macht er sich unterwürfig: durchsucht die Erde, Luft und Meer: kennet alles, was diese drei weiten Gebiete in sich fassen, alle Thiere, von denen an, welche dem unbewafneten Auge unsichtbar, bis auf die, welche wie bewegliche Berge scheinen, alle Steine, so wohl diejenigen, welche vor vier tausend Jahren gelebet haben und Thiere gewesen sind, als auch die,

*) Diese Abhandlung, welche zu spät eingesendet war, als daß sie zu dem Wettstreite zugelassen werden konte, ist von der erlauchten Akademie dennoch mit einem sehr günstigen Urtheile beehret worden. Man sehe die Berliner Nachrichten von Staats- und Gel. Sachen. Nr. 67. Jun. 1780.

die, welche ihr erstes Wesen noch haben: kennet ihre Eigenschaften und Kräfte, und weiß sich ihrer zu seiner Nothdurft und zum Vergnügen zu bedienen. Die Erde hat nicht Raum genug für seinen alles umfassenden, alles durchdringenden Geist. Er sucht einen Weg auf dem Meere, wo keine Bahn ist, und macht sich Gemerke am Himmel, da er sie auf dem Wasser nicht machen kan: steigt hinauf zum Firmament und wandelt unter den Sternen, die er alle mit Namen nennt. Noch nicht zufrieden, die gegenwärtige Welt zu kennen, geht er mit unersättlicher Wißbegierde in die entferntesten Zeiten zurück, macht sich das vergangene gegenwärtig, und weiß alles, was die Menschen vor Jahrtausenden geredet, geschrieben und gethan haben: sammelt sich Kenntnisse, vergleichet, urtheilet, macht Schlüsse, und durchschauet mit einem unwiederstehlichen Blicke, was wahr und was falsch ist. Dies und noch unzählich mehr vermag der menschliche Geist: mit solchen ungemeinen Fähigkeiten und Kräften ist der denkende Theil des Menschen ausgerüstet. Und neben ihn ein anderes denkendes Wesen von gleicher Natur, zu gleichen Absichten vorhanden in eine gleiche Hülle von Körper eingeschlossen und doch an Fähigkeiten und Vermögen so sehr weit unter jenen gestellet. — Ein Wurm gegen einen Seraph gerechnet. Ein Geschöpf, dessen ganze Seele nichts weiter als Instinkt zu seyn scheinet, und sein Leben bloße Vegetation! In dem erstaunlich weiten Abstande, der sich zwischen diesen beiden findet, ist der Raum mit denkenden Wesen angefüllet, die sich in verschiedenen Graden dem einen oder andern äußersten Punkte dieser Linie nähern und deren Vollkommenheit und Glückseligkeit darin bestehet, daß sie Wahrheit und Irrthum voneinander unterscheiden können. Wahrheit und Irrthum, die an sich wie Licht und Finsterniß unterschieden sind, haben dennoch zu allen Zeiten unter den Sterblichen Partheien gemacht, wenn es darauf ankam, in vorliegenden einzelnen Fällen sich zu bestimmen. Denn seit der Zeit, daß die Menschen haben denken und schreiben können, und das mag denn wohl eine ziemliche Zeit her seyn, sind unzählige Dinge vorhanden, über welche man sich nicht hat vereinigen können. Dieses ist auch nach unsern Umständen nicht anders möglich. Wenn auch alle diejenigen, die über eine und eben dieselbe Sache denken, von einer souverainen Liebe zur Wahrheit beseelet würden und gar keine Nebenabsichten in ihre Urtheile sich einmischten; so machen doch die verschiedene Grenzen menschlicher Einsichten, Erziehung, und die in derselben uns beigebrachten Grundsätze, Uebung im Denken, Gewohnheiten, sich eine Sache vorzustellen, und andere Ursachen einen sehr großen Unterschied ihrer Kräfte in der Beurtheilung eines Gegenstandes, und veranlassen es, daß die Meinung des einen von des andern Ausspruche sehr weit abweichet. Da es indeß für die Wohlfahrt der

menschlichen Gesellschaft nicht gleichgültig seyn kan, daß man in vielen Dingen davon gewiß sey, ob sie wahr oder falsch, nützlich oder schädlich, nöthig oder entbehrlich seyn; so ist es ein wichtiges Verdienst um das menschliche Geschlecht, wenn Männer mit Zurücksetzung ihrer eigenen Vortheile ihre Lebenszeit und Kräfte darauf verwenden, daß sie die Wahrheit unter dem Schutte der Unwissenheit, Vorurtheile und Irrthümer hervorsuchen, und in ihrem liebenswürdigen Lichte darstellen. Dieses Geschäfte aber mit einem glücklichen Fortgange zu betreiben, das ist freilich nicht eines jeden Sache. Dazu muß die Natur Talente hergegeben haben, deren Mangel durch nichts in der Welt ersetzet werden kan: Dazu ist Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, wahre Liebe und Eifer für die Wahrheit, lange fortgesetzter Fleiß und Befreiung von andern Arbeiten unumgänglich nöthig. Eben deswegen aber müssen auch alle diejenigen, denen es an solchen Erfordernissen fehlet, mit diesem Geschäfte sich gar nicht abgeben, wofern man Verwirrung und mannigfaltigen Schaden verhüten will. Man kan also das Gehäge um jene Anhöhe, welche die Weisen mühsam erstiegen haben, und auf der sie geschmückt mit Lorbeerkränzen, der Ewigkeit entgegen glänzen, nicht hoch genug flechten, um die übrigen, welche da hinauf nicht gehören, zurück zu halten. Einem jeden Sterblichen ist von der Natur schon sein Würkungskreis angewiesen, in welchem er sich bewegen soll. So lange er sich in dem Fache hält, wo die Stelle für ihn bestimmt ist; so stehet alles wohl. So bald aber einer in ein anderes Fach hinan klimmet, so bleibet seines leer: in das andere passet er nicht, und das kan ohne Unordnung nicht abgehen.

Auf diese Gedanken leitete mich die Aufgabe, welche die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Berlin in dem vorigen Jahre bekant machte: Ob es dem Volke nützlich sey, auf irgend eine Art betrogen zu werden? Nachher habe ich der Sache weiter nachgedacht, mich selbst und meine Nebengeschöpfe genauer betrachtet, und bin von dem großen Nutzen der Täuschungen und Irrthümer in Absicht auf das Volk so völlig überzeuget, daß ich einen unwiederstehlichen Trieb bei mir empfinde, meine Gedanken bekant zu machen, um allen denen, welche sie zu lesen sich bemühen wollen, eine gleiche Ueberzeugung einzuflößen. Den Vorwurf, daß meine Meinung paradox seyn mögte, fürchte ich nicht, sondern wünsche vielmehr, ihn mir zuzuziehen. Denn seit dem es bekant worden, daß der selige Professor Gellert in einer Unterredung mit des Königs von Preussen Majestät dem Monarchen geantwortet: Ich bin selbst Original! seit dem hat die Welt eine große Menge Originale zu sehen bekommen, und ein junger Gelehrter hält es schon für schimpflich, nach guten Mustern sich zu bilden, damit er nur keine Copie wer-

werden mögte. Mir würde also meine Paradoxie das Verdienst würklich zu wege bringen, ein Original zu seyn.

Ehe aber einer von meinen Beweisen zum Vorschein kommt, so werde ich mich um richtige Begriffe von dieser Sache bemühen, und dieselben zum voraus setzen müssen. Die philosophische Präcision erfordert dieses, und ohne die kan nichts ausgemacht werden. Das Volk kommt also hier zuerst in Betrachtung, und welche Menschen darunter verstanden werden müssen. Wenn ich die Beschreibung recht verstehe, welche die Alten von dem Volke gegeben haben; so führet diesen Namen die ganze Menge derer, welche ihren Verstand nicht ausgebauet und um richtige Begriffe sich nicht bemühet haben, die daher auch an Irrthümern und Vorurtheilen kleben, ihre Meinungen und Handlungen nicht nach der gesunden Vernunft, sondern nach den Naturtrieben einrichten, und durch die Sinnlichkeit sich regieren lassen, die denn auch keine andere, als niedrige und schlechte Gesinnungen hegen. Dieses wäre ungefähr das Resultat, welches aus den Aussprüchen derer, die man aus der Vorwelt wegen ihrer Weisheit hoch schätzet, heraus kommt a). Eben dieses scheinen auch die neuern Philosophen und Dichter sagen zu wollen, wenn sie vom armen und reichen Volke, vom vornehmen und geringen Pöbel reden. Das ist nun freilich ein etwas weit ausgedehnter Begrif und in der Bedeutung dürften nicht nur diejenigen Volk seyn, die auf Schemeln und Bänken sitzen, sondern es mögten auch wohl einige dahin gerechnet werden, welche unsere Aufwartung in ihrer Fauteul und auf den Kanapees annehmen. Allein an dieser so viel umfassenden Bedeutung dieses Worts bin ich keinesweges Schuld, sondern die Philosophen haben es zu verantworten, welche in mehrern andern Dingen ihre besonderen Meinungen haben, die uns übrigen mit unserm schlechten Menschenverstande nicht allemal so recht zu Herzen gehen wollen.

Betrogen oder getäuschet werden, wird nach dem Sinne der erlauchten Akademie nichts anders heißen, als in der Unwissenheit und Irrthümern von andern, die klüger und besser sind, erhalten und bestärket werden, zu dem

En-

a) Vulgus animosa miratur & audaces in honore sunt. Seneca de Ira Lib. III C. XLI. Ad imperfectos & mediocres & male sanos, hic meus sermo pertinet, non ad sapientem. Id de Tranq. C. XI.

— Πλήθεος ἄνωγε φέρειν τὸ κράτος γνώμης τῆς ἀρίστης ἡμάρτηκε. Ὁμίλου γὰρ ἀχρηΐου οὐδὲν ἐστι ἀξυνετώτερον οὐδὲ ὑβριστότερον. — — — Κῶς γὰρ ἂν γινώσκοι ὃς οὔτ' ἐδιδάχθη, οὔτε οἶδε καλὸν οὐδὲν, οὐδ' οἰκήιον.

Herod. Hist. L. III c. 81. p. 281. Reizii.

Non est consilium in vulgo, non ratio, non discrimen, non diligentia.

Cic. in Or. pro P.

Ende, daß etwas Gutes daraus erfolgen, oder ein größeres Uebel verhütet werden möge. Ob dieses dem Volke nützlich sey? Wer kan daran zweifeln. Alle diejenigen, welche Menschenkenntniß und Einsicht in das Wohl der Staaten besitzen, und dabei von Menschenliebe nicht ganz leer sind, werden das mit mir behaupten. Der Beweiß davon kan auch nicht sehr schwer seyn.

Zuerst also ist eine Sache schon gut, wenn sie nur nicht schadet, gesetzt, daß man auch von ihr noch keinen erheblichen Nutzen vor sich siehet. Nicht leicht wird sich etwas in der ganzen Natur finden, das durchaus schaden, und nicht in gewissen Fällen zu etwas nutzen solte. Selbst manche würklich schädliche Dinge können durch einen weisen Gebrauch zu nützlichen umgeschaffen werden, wie die Cicuta. Und wenn wir auch selbst den Vortheil nicht einsehen, den eine Sache schaffet; so wäre es doch Vermessenheit, ihr allen möglichen Nutzen absprechen wollen. Denn es können andere Menschen von der Nutzbarkeit derselben desto besser unterrichtet seyn, oder es kan sich in der Folge noch aufklären, wozu sie nutzen kan. Das finden wir an hundert Dingen in dem menschlichen Leben, und das hat auch, wie ich glaube, bei den Irrthümern statt. Sie sind unschädliche Dinge, und wenn sie auch keinen Nutzen brächten; so dienen sie zu Spielwerken, mit denen sich die Sterblichen unterhalten und zu Steckenpferden, auf welchen sie, ohne Gefahr zu fallen, ihre Lebensbahn frölich hindurch reiten. Man lasse sie also reiten, so lange als sie Vergnügen daran finden. Freilich kan das Menschengeschlecht ohne einige Aufklärung nicht bestehen. Ich gönne auch dem Handwerksmanne das Licht, so viel er dessen zu seiner Arbeit gebraucht, so viel Erkenntniß der Künstler nöthig hat, so viel Wahrheit der Richter bei Entscheidung der Streitigkeiten, so viel der Geistliche in der Kirche und der Arzt am Krankenbette nöthig hat, recht gern: allein so viel werden sie auch durch ihren eigenen Fleiß und ohne Zuthun anderer Menschen schon finden. Deswegen dürfen wir auch nicht mühsam darauf denken, etwas dazu beizutragen. Was solte aber uns bewegen, unsern nicht aufgeklärten Nebengeschöpfen ihre Vorurtheile zu nehmen, von welchen Niemand einigen Nachtheil zu besorgen hat? Ist es doch noch Niemanden eingefallen das Geschlecht der Schoßhündchen auszurotten, ob die gleich so wenig auf der Bärenjagd als von dem Bauer zur Bewachung seines Hofes gebrauchet werden können. Mit Taback werden unermeßliche Felder bepflanzet, und dennoch ist dessen wesentlicher Nutzen, in sehr einzelnen Fällen erweißlich, derer, so wenige sind, daß der zehntausende Theil desselben dazu hinlänglich wäre. Ob nun gleich die vielen Hufen Landes, die mit diesem Kraute bepflanzet werden, Korn und Reiß tragen und die Schaaren von Menschen, welche sich

mit der Zubereitung eines so wenig nutzbaren Produktes beschäftigen, zu heilsamern Verrichtungen angewendet werden könten; so ist es doch, so viel ich weiß, noch keinem Moralisten eingefallen, gegen dieses kleine Unterhaltungsmittel der Ueppigkeit zu eifern. Und wir solten unsere minder richtig denkenden Brüder von ihren Irrthümern abzuführen suchen, an denen sie sich belustigen? Denn „Lüge, die ge„fällt, ist schöner als die Wahrheit.„ Ganz unnöthig wäre auch eine solche Bemühung, weil das Volk dadurch um nichts gebessert würde. Was nützt es dem Landwirthe, ob ers verstehet, wie es zugehet, daß die Erde durch Luft, Sonne und Regen zur Fruchtbarkeit geschickt gemacht wird? Nie wird er sich in eine chemische Untersuchung einlassen, ob das Brennen des Ackers einige Salze in denselben hinein bringe, oder die darin vorhandenen nach der Oberfläche herauf locke, wodurch in der Folge die Produkte desselben vervielfältiget werden, oder ob durch die ihm beigebrachte Hitze in dem Erdreiche etwas vertilget werde, welches die Fruchtbarkeit verhindert hätte. Bei aller dieser Unwissenheit trägt sein Feld, wenn er es gut bearbeitet, eben so reichlich, als wenn er alle die weitläuftigen Einsichten und Erfahrungen besessen, welche wir an dem fürtreflichen Verfasser des Hausvaters wahrnehmen können. In meiner Nachbarschaft wohnt ein Gerichtsherr, welcher sich über die neue Theorie von der Elektricität in den Gewittern recht lustig machen kan. Er glaubt noch an einen Donnerkeil, den er mit Augen gesehen hat, da derselbe in einer Gegend aus der Erde gegraben worden, wo vor Zeiten das Gewitter einmal eingeschlagen hatte. Er weiß indessen, daß man, wenn es donnert, nicht unter einen Eichbaum oder eine Weide treten darf. Dafür hütet er sich nun sorgfältig, und ist bei seinem Vorurtheile glücklicher, als der selige Professor Richmann in Petersburg bei seiner tiefen Einsicht in die Natur, und seiner geschäftigen Wißbegierde war. Wie lange Zeit haben selbst die Gelehrten sich mit dem Copernicanischen Weltsystem behelfen müssen! Und was ist wohl widersinniger, als eine Theorie, bei der man einen Körper, wie die Sonne, einen undenkbaren Raum unter der Begleitung aller Planeten und mit allen ihren Satelliten hinter drein, binnen vier und zwanzig Stunden durchlaufen läßt, damit ein viel kleinerer Körper, dergleichen unsere Erde ist, sich nicht bemühen dürfe, einmal um seine Axe sich zu bewegen, um auf allen Seiten helle gemacht zu werden? Unterdessen war dieses System so bequem, so leicht, so faßlich, daß man nur seine Augen brauchen durfte, um den ganzen Zusammenhang desselben in einem einzigen Tage und einer Nacht deutlich einzusehen. Was war aber die Würkung dieser unerhört unrichtigen Idee? Das ganze menschliche Geschlecht hatte dabei nicht den geringsten Schaden, sondern vielmehr

mehr den sehr wichtigen Vortheil, daß die Sonnen- und Mondverfinsterungen und die Tagesgleichen nach derselben aufs genaueste berechnet werden konten. Ja wer kan dafür einstehen, daß nicht jetzo noch manche Unrichtigkeit in den Meinungen der Gelehrten sich befindet, die wir mit der größten moralischen Gewißheit annehmen? Der Mann, welcher sich wegen seiner weitläuftigen und tiefen Einsichten unter seinen Zeitgenossen eine allgemeine Verehrung und Zutrauen erworben, ist durch nichts gesichert, daß nicht etwa in dreißig oder funfzig Jahren ein junger Magister, welcher nicht nur für die würkliche, sondern auch für alle mögliche Welten in seinem Kopfe Raum genug hat, auf die Catheder trit und zur Belustigung seiner Herren Zuhörer, ihn als einen seichten Kopf herunter macht. Deswegen würde es denn einer Neuerungssucht, oder einem unzeitigen Eifer sehr ähnlich sehen, wenn man das Volk seiner Irrthümer berauben wolte.

Man überdenke die ganze Verfassung des Menschen, seine innerliche und äußerliche Beschaffenheit von seiner Geburt, bis an das Aufhören seines körperlichen Daseyns; so wird es sich zeigen, daß mit der menschlichen Natur Irrthümer, Unwissenheit und Vorurtheil unzertrennlich verbunden seyn müssen. Die ganze Anlage unserer Natur leidet es nicht anders, als daß wir irren, und je mehr Jemand Mensch ist, desto größer ist sein Antheil an den Irrthümern. Daß aber diejenigen, welche unter dem Namen des Volks bekant sind, dem Stande der Natur am nächsten kommen; das bedarf keines Beweises, und daß hingegen die, welche sich durch Aufklärung ihres Verstandes über jene so weit empor heben, von ihrer natürlichen Bestimmung am weitesten abweichen, das ist noch in unsern Zeiten in den Schriften eines deutschen Gelehrten, welche die Welt mit allgemeinem Beifalle aufnimt, erwiesen b). Dem menschlichen Verstande ist es eigen, daß er ohne Unwissenheit nicht seyn kan. Dies äussert sich schon bald nach seiner Geburt: denn da steht er noch weit unter den Thieren. Das Lamm besinnt sich nur eine kurze Zeit, wenn es zum ersten male den feuchten Rasen berühret, und mag sich wohl unterdessen sehr dürftige Vorstellungen von der Welt machen: welches man ungefähr aus seinem einfältigen Gesichte und aus den Bewegungen, die mit seinem Kopfe vorgehen, abnehmen kan. Schon nach einer Stunde steht es, durch die frische Luft gestärket, auf, kennet seine Mutter, die es liebreich trocken gelecket hat, läuft ihr nach, weiß ihre Stimme unter fünfhundert ähnlichen Stimmen deutlich zu unterscheiden,

b) Der Herr D. Unzer in dem Arzte und fürnemlich H. B. O. H. im 3ten Theil im 79ten St. desselben.

scheiden, lernet in wenigen Wochen den Ton der Pfeife des Hirten, kennet seine eigene Bedürfnisse so wie seine Feinde, versteht den warnenden Trit, womit ihm die Mutter das Signal giebt, wenn ein Anschein einiger Gefahr vorhanden ist. Und doch gehört das Schaaf noch nicht zu den Thieren, bei denen sich die gröste Analogie der Vernunft befindet.

Was für eine klägliche Figur macht dagegen der Mensch, wenn er in dieser Körperwelt angelandet ist! Wie langsam entwickelt die Seele ihre unentbehrlichsten Vorstellungen, und wie viele Monate vergehen, ehe der neue Erdenbürger diejenige Kenntniß erlanget, die sich das Lamm in den ersten zwölf Stunden seines Daseyns erworben, und die das Rebhühnchen schon hatte, da es seinen Aeltern nachlief, ehe ihm noch die untere Hälfte des Eyes, worin es bisher geherberget, abgefallen war.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Dritte Beantwortung der Aufgabe, den bösen Grind betreffend.

Durch einen Freund habe ich folgendes zuverläßige Mittel, wodurch mehr als acht solcher Kranken, in sehr kurzer Zeit geheilt wurden, kennen gelernt.

Leinöl und Pottaschenlauge von jedem $1\frac{1}{2}$ Loth, (Pottaschenlauge ist: $\frac{1}{2}$ Loth Pattasche in 1 Loth Wasser aufgelöst,) durch langes Rütteln in einem Glase genau gemischt. Mit diesem Gemische, wird der Kopf des Patienten, des Tages zwei mal, mit einem weichen Pinsel überstrichen, und die dadurch losgeweichten Schörfe werden oft, mit einem nicht zu engen Kamme, oder Spone, behutsam herunter gemacht: beides, das Pinseln und Kämmen, wird so lange wiederholt, bis der Kopf völlig rein ist. Die Haare fangen gleich wieder an zu wachsen, und es bleibt nicht eine Spur der Krankheit zurück.

Innerlich wird, zwei Tage in der Woche, von der Werlhofschen reinigenden Lattwerge, mit versüßtem Quecksilber und Jalapenwurzel versetzt, nach dem Alter des Patienten genommen. Diese Stücke sind in einer jeden gut eingerichteten Apotheke, nach dem Alter des Patienten leicht zusammen gesetzt, und die davon zu nehmende Portion, ist daselbst zu erfragen.

Ein sehr einfaches, und doch zuverläßiges Mittel: besonders auch für Arme auf dem Lande, weil fast jeder Landmann Leinöl, und jeder Krämer Pottasche hat. Auch kan man statt des Leinöls, Eyeröl nehmen.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 12ten Julius 1782.

Abhandlung über die Aufgabe der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste auf den 1ten Jun 1780. Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt?

(Fortsetzung.)

Wie viele Warnungen müssen an den Menschen gewendet werden, ehe er begreift, daß er in den Teich, auf welchem er die Entchen so frölich schwimmen siehet, nicht hinein gehen und ins Licht nicht greifen dürfe! Oder, wenn man lieber will, wie oft wird Emil Brandsalbe auf seine Nase und Finger nöthig haben: wie oft aus dem Sumpfe heraus gezogen werden müssen, ehe er einsehen lernt, daß Feuer und Wasser zwei Elemente sind, die ihm alsdenn nur nützen, wenn er sich ihrer mit Vorsicht zu bedienen weiß a). Ich will nicht den Menschen aus seiner Kindheit in die weiteren Lebensjahre begleiten, um zu zeigen, daß sein Verstand nur einer solchen Erkenntniß fähig sey, welche mit Irrthümern durchflochten, von Vorurtheilen in einen sehr engen Kreis eingeschlossen, und von der Unwissenheit gedrückt werde, damit ich nicht ins weitläuftige gerathe, und einem Leser lästig falle, der dieses schon mit einem Blicke und vielleicht besser übersiehet, als ichs ihm sagen kan. Nur das einzige sey mir erlaubt, anzumerken, daß dieses der eigenthümliche Zustand aller Sterblichen sey, mit dem sie dieses Leben anfangen b). Wenn man aber auch dem Menschen durch den ganzen Gang seines Lebens nachsiehet; so kommt man gar zu bald ans Ende. Wie kurz ist ihm die Zeit zugemessen, welche er dazu anwenden könte,

a) Manche Emils sind auch schon würklich gestorben, wenn sie aus dem Sumpfe gezogen werden. Anm. des Abschreibers.

b) Ἀπάτη — — πάντας τοὺς ἀνθρώπους πλανῶσα. — Τοὺς εἰσπορευομένους εἰς τὸν βίον ποτίζει — τὸ ποτὸν, — τοῦτο ἐστι Πλάνη καὶ Ἄγνοια. — Πιόντες τοῦτο πορεύονται εἰς τὸν βίον. Epict in Tab. Ceb.

te, aus der Unwissenheit sich heraus zu arbeiten! Wie wenige sind gemeiniglich der Mittel, die er dazu in Händen hat c)! Wie gering seine Kräfte, diese Mittel zu seinem Vortheil anzuwenden! Wenn aber auch unserer Lebensjahre jetzt noch so viele wären, als ihrer zu den Zeiten der Erzväter waren; wenn wir so dann auch alle eigenen und fremden Kräfte dazu anstrengeten, uns von der Unwissenheit zu befreien; so würden wir doch mit aller dieser Mühe nur gegen uns selbst und unsere wesentlichen Theile kämpfen und uns zu verstümmeln suchen. Denn die Unwissenheit ist etwas, das zu unserer Natur gehöret. Das vertilgen wollen, heißt einen Theil seines Selbst vernichten wollen. Unsere Seele ist einem Gemälde gleich, in welchem Licht und Schatten kunstreich miteinander vermischet ist. Je mehr Schatten in dem Colorit desselben angebracht ist, desto mehr werden die Lichtfarben erhöhet und hervorstechend gemacht, und desto größer ist die Schönheit in dem Bilde. Unser Auge ist dazu gebauet, daß ihm gerade so viel Licht, als dasselbe von der Sonne auffänget, genug ist: näher bei ihr zu seyn, wo die Stralen noch mehr concentrirt sind, würde uns blenden. Wäre uns die Wohnung auf einem Planeten angewiesen, der sich in einer engern Sphäre um die Sonne drehet, so müßte unser Auge einen andern Mechanismus haben. Vielleicht siehet auch das Auge der Seele bei den Bewohnern jener Himmelskörper heller und schärfer als das unsrige. Für uns ist es genug, in dem geräumigen Felde der Wahrheit einen guten Theil Dunkelheit beizubehalten. Das bleibt freilich ungeläugnet, daß dem einen von den Erdenbewohnern ein größeres, dem andern ein geringeres Maas von Irrthümern, so wie Mutter Natur die übrigen Talente ausgespendet hat, zu Theil worden ist. Diejenigen, welche das wenigste davon bekommen haben, das sind die, welche zu höhern Kenntnissen, als der gemeine Menschenverstand fasset, bestimmet, und zum vertraulichen Umgange mit der Tochter des Himmels, der Weisheit, berufen sind. Eine sehr kleine Anzahl von Menschen gegen die gerechnet, welche das Volk ausmachen, und von demselben unendlich weit unterschieden, und die allein machen hier eine Ausnahme. Diese fühlen schon frühzeitig den ihnen mitgetheilten höhern Instinkt, mit welchem sie die Natur hervor zieht, und zu einem speculativischen Leben auffodert: Und wenn denn ihr Geist nicht von der Geburt schon für das schwache Gehäuse, welches ihn umschließet, zu stark ist, oder von einem unvorsichtigen Erzieher vor der Zeit unmäßig genähret und gestärket wird, daß er sich, vermöge seiner außerordentlichen Elasticität, mit größerer Gewalt ausdehnet, als das Gefäß Kraft hat zu widerstehen; und

c) Nil sine magno
Vita labore dedit mortalibus. *Hor.*

und dasselbe in den ersten sieben oder dreizehen Jahren seines geschäftigen Lebens zersprenget; so sind das die rechten Menschen, welche ganz zum Denken geschaffen sind, denen die Wahrheit nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben liegt. Die sind dazu verurtheilt oder ausgewählt, Lehrer und Führer der Menschen zu seyn: denen gebühret dann auch von ihren übrigen Mitbrüdern Hochachtung und Folgsamkeit; gemeiniglich die ganze Belohnung, welche ihnen für ihr zum besten der Menschen aufgeopfertes Leben zu Theil wird. Wir übrige Bewohner der Erdkugel gehören alle zu dem Volke, ein jeder in seiner Maaße. — Dann es giebt verschiedene Stuffen der Verwandschaft mit dem Volke, welches ich oben schon hätte erinnern sollen, — und je weniger Jemand selber denket, desto näher grenzt er an dasselbe, und desto getreuer muß er jenen folgen, in dem guten Zutrauen, daß wir von ihnen richtig geführet werden, oder wenn wir auch betrogen werden solten, daß dieses ein frommer und gut gemeinter Betrug sey, der unsere persönliche Glückseligkeit so wohl, als das beste der ganzen Gesellschaft zum Endzweck hat.

Was ich bisher aus der Natur der menschlichen Seele und deren Erkenntnißkraft beigebracht habe, das giebt schon einen starken Beweiß für die Unentbehrlichkeit der Unwissenheit und Irrthümer: wenn ich nur noch beweisen werde, daß auch der menschliche Leib ohne jene Eigenschaften nicht bestehen kan; so wird es klar werden, daß die ganze Bestimmung des Menschen, in sofern er ein Erdenbürger ist, es durchaus erfodere, daß er getäuschet werde. — Unser Körper ist organisch; daher ist Bewegung und Geschäftigkeit sein Beruf. Je mehr seine innere Bewegung abnimt, desto näher kommt er seinem Untergange, und eben darum muß auch seine äußerliche gänzliche Ruhe verhütet werden, wenn er sich erhalten soll. Was hindert aber den Körper mehr an seiner Activität, als eine übertriebene Würksamkeit der Seele und die Bemühung, welche der Sterbliche anwendet, über die Atmosphäre der Unwissenheit, die doch sein Element ist, sich hinaus zu arbeiten, und bis an den Aether sich hinauf zu schwingen, wo er keinen Othem holen kan? Diejenigen, welche dies zur Absicht haben, müssen über alle ihnen vorkommenden Dinge, auch die gemeinsten nicht ausgenommen, ernstlich nachdenken: an allen Dingen zweifeln: viele mühsame Untersuchungen anstellen, wozu ganze Tage nicht hinreichen, und also die Nächte mit angewendet und durchwachet werden müssen. Wie sehr dieses dem Körper schade, das beweisen die Aerzte mit vielen Gründen, und die Erfahrung zeigt es an noch weit mehrern Beispielen. Woher anders die mancherlei Unpäßlichkeiten, womit die Zunft derer, die mehr als das Volk nachdenken, gequälet wird? Woher anders jene Krankheiten der Gelehrten, die ein ansehnliches Verzeichniß

ausmachen d)? und deren verschiedene ganz unheilbar sind, wofern die Patienten nicht unter den Gehorsam der Natur zurück kehren, ihre Seelen in Ruhe lassen, und mit dem Körper arbeiten, welcher überdem auch mit ungleich mehrern organischen Werkzeugen versehen ist, als jene Kräfte hat. Das will ich nun zwar eben nicht behaupten, daß alle Gelehrten so hinfällig, kraftlos und leicht wären, daß sie nöthig hätten, Blei unter ihren Schuhen zu befestigen, damit sie nicht vom Winde aufgehoben und über Berg und Thal bis zum entfernten Caucasus hingeführet werden. Es begegnen mir manchmal sehr ansehnliche Männer, die gelehrte Aemter bekleiden, von ziemlich gutem Gedeien, aus deren körperlichen Peripherie man auf einen großen Geist schließen müßte, wenn es ausgemacht wäre, daß dieser mit dem Körper allezeit in gleichem Verhältniß stünde. Jedoch diese mögen die Ausnahme von der allgemeinen Regel seyn, welche deswegen auch meinen Beweis nicht umstoßen. Denn im ganzen genommen, ist es ungezweifelt, daß die Untersuchung der Wahrheit dem Gesundheitszustand gar sehr hinderlich ist und eine glückliche Fortdauer der Lebenskräfte unterbricht. Die Gesundheit aber ist ein viel zu schäzbares Gut, als daß man sie gegen die Erwerbung einiger entbehrlicher Kenntnisse aufopfern solte.

Das Widerstreben, welches das Volk gegen diejenigen beweiset, die ihm seine Irrthümer entreißen wollen, giebt ebenfalls einen Beweiß davon, daß sie zu der Natur des Menschen gehören, und daß man sie ohne merklichen Schaden nicht von derselben trennen darf. Das Recht der Natur lehret einen jeden, sein Eigenthum, es mag in Besizungen oder in Vorrechten bestehen, zu behaupten und wider jeden fremden Angrif zu vertheidigen. Mit eben der Lebhaftigkeit und standhaften Muthe, mit welchem die Trojaner ihre Stadt gegen die Griechen beschüzten, vertheidiget das Volk seine Irrthümer und Vorurtheile, als sein angeerbtes Eigenthum gegen die unberufenen Freunde der Wahrheit, die dasselbe anders belehren wollen. Ein junger Anverwandter war vor zehn oder zwölf Jahren mit mir in einer Gesellschaft, wo er bei Gelegenheit zeigen wolte, daß er seine Universitätsjahre nicht übel angewendet hätte. In der guten Absicht erwähnte er, da die Rede von der Witterung und Luft war, daß ein jeder Mensch eine Luftsäule auf dem Kopfe trage. Dieses erregte, besonders bei dem Frauenzimmer ein allgemeines Gelächter, und ein Mann mit einem wohl gepflegten Leibe, dessen Kleid vormals ein Oberrock über eine Uniform gewesen zu seyn schien, rief den Damen zu, indem ihm die Augen übergiengen: „Kinder! lasset eure Dinger unter „bauen, die ihr auf den Köpfen habt, „sonst

d) Man sehe des Herrn D. J. E. Ackermann Werk von den Krankheiten der Gelehrten. Nürnb. 1777.

„sonst werden sie von der Luftsäule so „zusammen gedrückt werden, als wenn „ich mich darauf setzen thäte!„ Und nun lachte er den Baß dazu, unterdessen, daß die übrigen mit feinern Stimmen juckerten und das Wort: Luftsäule von Zeit zu Zeit wiederholten. Meinem Freunde, der sich auf die Cathedersprache besser verstehen mogte, als auf den Ton, der in den Gesellschaften unserer kleinen Provinz herrschte, konte ich den Verdruß an den Augen ansehen, den er über die verächtliche Aufnahme seiner gelehrten Anmerkung empfand. Es mogte auch aus Rache geschehen, daß er kurz darauf von einer Salzsäule erwähnte, in welche vor alten Zeiten ein sehr kluges Frauenzimmer verwandelt worden sey, und daß Verwandelungen von der Art noch immer zu befürchten wären. Als nach dieser bittern Anmerkung das Lachen noch nicht aufhörte; so bat er mich, mit ihm wegzugehen, und bestätigte unterweges meine Lieblings-Hypothese, daß man unrecht käme, wenn man dem Volke seine verjährten Meinungen entziehen, und ihm statt deren richtige Kenntnisse einflößen wolte. Dies ist auch mehrentheils der Dank, den die Freunde der Wahrheit für ihre unzeitige Dienstgeflissenheit von der großen Menge zu erwarten haben, wofern sie nicht alle ihre Klugheit und Geschicklichkeit aufbieten, um ihre Absicht zu verbergen, und den Schein annehmen, daß sie lediglich ihre unwissenden Brüder zu unterhalten und zu vergnügen geneigt seyn. Der fürtrefliche Kenner des menschlichen Herzens, der selige Gellert, der gern alle Menschen so fromm und klug und ruhig sehen wolte, wie er war, ließ in der Absicht derjenigen Wahrheit, die er anschaulich darstellen wolte, von der Dichtkunst ein Gewand anlegen, welches ohne Frisur und Bandschleufen, leicht und einfach war, und worin sie in ihrer Liebenswürdigkeit hervortrat, und bei dem ersten Anblicke schon einen jeden einnahm. Durch dieses Mittel erreichte er seine Absicht würklich bei sehr vielen. Ohne eine solche äußerste Vorsicht lassen sich die Menschen aus ihrem Zirkel nicht herausbringen, und der mag sich glücklich schätzen, der nur nicht etwas schlimmeres als ein Gespötte zur Belohnung für seinen Bekehrungstrieb davon trägt. Denn wenn eine jede Religion ihre Märtyrer hat; so hat sie gewiß die Wahrheit auch, welche sich dem Volke ungebeten darbietet, oder wohl gar aufzudringen Miene macht. Der Unwissenheit und den Vorurtheilen hat es zu keiner Zeit an zahlreichen und an mächtigen Vertheidigern gefehlet, welche durch ihr eigenes Ansehen so wohl, als durch den zusammen gerufenen Beistand ihrer Untergeordneten dem treuherzigen Mann, der mit seinen richtigen Meinungen gerade heraus ging, so viel Herzeleid zufügten, daß er die Entfernung von ihnen für sein bestes Theil achtete. „Man zwang den Petz davon zu lau„fen.„ Dies alles kan uns nun meiner wenigen Meinung nach, zur Ueberzeugung dienen, daß Unwissenheit und Irrthümer vieler Menschen angeerbtes

Eigenthum sey, aus dem sie sich nicht leicht verdringen lassen, und in dessen ruhigem Besitze man sie auch nicht stöhren dürfe, wenn man das Recht der Natur nicht beleidigen will.

Wodurch nun jedem einzelnen Menschen geschadet wird, dadurch schadet man auch in seiner Maaße dem ganzen Staate, und es würde in der That eine Entkräftung der ganzen Nation nach sich ziehen, wenn das Volk nicht getäuschet werden solte. Dies scheint zwar eine gewagte Behauptung zu seyn; allein sie wird sich doch hoffentlich beweisen lassen. Ob gleich die Statisten die Stärke eines Landes gewöhnlich in der Menge seiner Einwohner setzen; so hat mir doch diese Meinung, ohne Einschränkung genommen, niemals recht beigehen wollen. Ob an meiner Ungelehrigkeit, oder anderswo die Schuld liegt, daß wird sich zeigen, wenn man mir erlauben will, meine Gedanken hierüber offenherzig zu sagen. Ich stelle mir nemlich vor, daß eine Nation, die im ganzen genommen, **gesund, arbeitsam, gesittet, ihrem Landesherrn treu**, übrigens **frohen Muthes**, und mit **Liebe gegen das Vaterland** erfüllet ist, die eigentliche einzige Sicherheit und Stärke eines Staates ausmache. Wenn ich mir ein Volk denke, daß alle diese guten Eigenschaften besitzet; so kan ein anderes an Menge diesem weit überlegen, aber von dem Luxus und der Ueppigkeit verdorben, durch Wollüste entnervt, zur Schwelgerei und Faulheit gewöhnet, zur Treulosigkeit und Verrätherei aufgelegt, und, welches denn fast unvermeidlich ist, dabei muthlos seyn. Wer wird nicht gern jenem ersten den Vorzug für diesem letzteren zugestehen? Dieser Contrast soll mir nur dazu dienen, daß ich die Eigenschaften, die ein nutzbarer Sohn des Vaterlandes besitzen müsse, deutlich ins Licht stellen könne. Nun werde ich auch zeigen, daß diese guten Eigenschaften unmöglich erlanget werden können, wenn das Volk nicht in der Unwissenheit und in seinen Vorurtheilen ruhig erhalten wird. Die erste Eigenschaft eines guten und glücklichen Bürgers beruhet bei mir in der **Gesundheit**: und bei dieser Behauptung besorge ich keinen Widerspruch. Ein kränklicher Mensch ist nicht allein ohne Würksamkeit für sich selbst und zum Dienst anderer untüchtig; sondern er entzieht auch überdem noch die Hände derer, die ihm Pflege und Bequemlichkeit verschaffen müssen, dem Dienste des Vaterlandes. Und welcher Menschen Gesundheit ist wohl mehr in der Gefahr, als derer, die ihren Geist von Irrthümern reinigen wollen, und sich einem denkenden Leben widmen? Daß eine eifrige Erforschung der Wahrheit einen siechen Leib verursache, das ist oben bereits erwiesen, und ich selbst kan es, ohne des Sanctorius Waagschaale dabei zu gebrauchen, aus meiner eigenen Empfindung wahrnehmen, wie viel ich schon bei der Ausarbeitung dieser gelehrten Abhandlung, an meinem körperlichen Gewichte eingebüßet habe, und vermuthe ganz sicher, daß ich noch einen guten Theil davon zusetzen werde,

de, ehe ich mit derselben aus Ende komme. Solte nun gar unter dem Volke die Begierde einreißen, Abhandlungen über Preisaufgaben zu schreiben, wie viele gute Bürger, die nur vermöge der körperlichen Schwere recht nüzen, würde das Vaterland verlieren! Dergleichen etwas wäre aber doch in der That zu befürchten, wenn allen unsern Nebenmenschen ohne Unterscheid richtige Kenntnisse beigebracht werden solten. Arbeitsamkeit kan man zwar den Männern nicht absprechen, welche den Irrthümern einen immerwährenden Krieg angekündiget haben, und nun Tag und Nacht darauf ausgehen, dieselben zu versenken, zu verbannen und zu vernichten. Sie arbeiten zum Theil wie Tagelöhner, die einen Feldgraben auszuräumen in Verding genommen haben, und der Geschwindigkeit ihrer rechten Hand, freilich auch der Empfindsamkeit ihres Kopfes, — ist es zuzuschreiben, daß das Papier seit etlichen Jahren in so hohem Preise stehet. Allein, wenn ich eine vorwitzige Frage thun darf: Was für Vortheil hat die Welt von diesen Arbeiten? Wem zum Besten sitzen sie die Nächte und die Tage, erschöpfen ihre Lebensgeister und ihr Dintenfaß zugleich, schreiben sich blaß, krumm und krüppelich? Ich habe nur wenige Jahre über funfzig zurück gelegt, und kenne doch schon manchen Gelehrten der sich selbst überlebet hat, und sehe, daß manche in den ersten zehn Jahren nach ihrem Tode schon sterben, welche sich ein Recht auf die Unsterblichkeit erschreiben wolten e). Eines oder andern nicht zu gedenken, der in diesem Weltgetümmel auf die Zehen trit, sein Lämpchen aus aller Macht über den Kopf hält, und dann, wenn Niemand darauf merken will, oder wenn ein kritischer Zephyr das Flämmlein wegbläset, mißmüthig den Arm sinken läßt, und über den verdorbenen Geschmack unsers Zeitalters seufzet. Zuweilen kommt mir auch der Auftrit wieder ins Gedächtniß, den ich in meiner Kindheit in dem Hause meines Onkels erlebte. Der hatte die Welt mit wichtigen voluminösen Werken bereichert, und die Recensenten seiner Zeit gaben ihm einmüthig das Zeugniß eines sehr fleißigen Autors. Nun brachte ihm sein Diener 1 Pfund Knaster und das war in einen Bogen von den Werken seiner Hände gewickelt. Er erkannte den Bogen augenblicklich als sein Eigenthum so genau, wie eine Mutter ihr Kind kennet, und erblaßte für Schrecken so sehr, wie die erblassen würde, wenn ihr Kind von ihrer Hand in einen reißenden Strom hinab schlüpfte. Seine ganze Fassung, welche die Autors sonst nicht eher als in ihrem Tode zu verlassen pflegt, war mit einemmale dahin, und nachdem sein Verdruß über die undankbare Welt, die nicht verdient erleuchtet zu werden, genugsamen Ausbruch erhalten hatte; so entschloß er sich zu der empfindlichen Rache, von demselben Kaufmanne keinen Ta-

d) Alter post mortem adhuc est, alter ante mortem periit. Seneca Ep. XCIII.

Taback weiter zu kaufen, und nun folgt erst das schlimmste, — gar nicht mehr zu schreiben. Hätte ich damals schon mein bisgen Erfahrung gehabt; so würde ich meinen Herrn Oheim damit getröstet haben, daß die Herren Verleger und Buchführer die Arbeiten der Gelehrten jezt noch weit ärger mishandeln, und von denselben auf zwei oder drei Alphabete, die man ihnen bezahlt, leicht ein halbes umsonst als Emballage zu geben. Bei dem Anblicke eines solchen Zustandes kan man sich unmöglich der Gedanken erwehren:

Was nüzt ihr Fleiß denn mehr, als andrer Müßiggang? Gesittet seyn, gehört nach meiner unvorgreiflichen Meinung mit zu einem guten Bürger, und ich glaube, daß hier und da noch manche altfränkisch genug sind, eben dieses von ihm zu verlangen. In diesem Vorzuge hat nun wohl Niemand eine so große Präsumtion vor sich, als die aufgeklärten Köpfe. Niemand kan das Didicisse fideliter besser verstehen, als sie, und von ihnen solten die Sitten ihrer auf Beispiele achtenden Brüder geordnet, gebildet und verfeinert werden, wenn die Welt nicht wiederum in die alte Barbarei zurückgehen soll. Und doch kan ich nicht bergen, daß mir bei diesem Punkte einige starke Bedenklichkeiten aufstoßen, die bei mir den Wunsch erregen, daß ich diese ganze Sache lieber gar mit Stillschweigen übergangen, als davon geredet haben mögte. Denn die Sittsamkeit muß doch wohl nicht nur auf den Umgang mit Vornehmern, oder mit unsern Freunden eingeschränket werden, sondern sie soll in unser ganzes Wesen so ganz eingewebet seyn, daß sie uns in keiner einzigen Lage unserer Umstände, und selbst in den Aufwallungen des Zorns, nicht verläßt, auch alsdenn nicht, wenn man uns bei unserer Unschuld empfindlich beleidiget.

Anakreon
War edelmüthig, auch als Feind,
Und hieß darum der Weise.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Schreib- und Druckfehler. Seite 642. Z. 1. statt war Wind, lies war Ostwind; Ebendas. Z. 13. statt widerwärigen, l. widerwärtigen; S. 645. die Note b. Z. 6. von unten, statt dem, l. den; Ebendas. Z. 5. von unten, statt praktischen, l. praktischem; S. 647. Z. 2. statt wird, l. ward; S. 649. Z. 11. statt Elixier, l. Elixir; Ebendas. Z. 20. statt Altheersyrup, l. Altheesyrup; Ebendas. Z. 26. nach Obs. Med. Fasc. setze hinzu: II.; S. 654. Z. 18. statt inflammaterische, l. inflammatorische; Ebendas. Z. 26. statt Crisis, l. Crises; S. 658. Z. 12. statt §. 26. l. §. 29.; S. 662. Z. 12. von unten, statt war, l. ward; S. 663. Z. 11. statt 1777. l. 1772.; S. 670. Z. 10. von unten, statt *Reubel*, l. *Reichel*; S. 674. Z. 11. statt *Schwederi*, l. *Schræderi*; S. 678. Z. 5. von unten nach als, setze hinzu es; Ebendas. Z. 3. von unten, statt gegen selbiges, l. von ihm; S. 681. Z. 9. nach Wasser, setze hinzu, (medicinisches Handbuch. Leipz. 1780. 8. S. 659.); S. 682. Z. 18. statt Oft, l. So.

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 15ten Julius 1782.

Abhandlung über die Aufgabe der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, auf den 1ten Junius 1780. Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt?

(Fortsetzung.)

Könte auch wohl ein redliches Bemühen nach Wahrheit eine würkliche Feindschaft unter den Sterblichen anrichten? Solte diese holde Freundin der Menschen, unter denen, die sie lieben und suchen, wenn sie auch nicht aus einem und eben demselben Standpunkte ausgehen, und wie zwo Parallellinien neben einander herwandeln, sondern auf verschiedenen Wegen, die sich durchkreuzen, sich etwa einander begegnen, eine Erbitterung stiften können? — Wenn aber dem Anakreon sein Verhalten, das Prädicat eines Weisen erwerben konte; so muß entweder diese Regel in unsern Zeiten viele Ausnahmen leiden, oder der Weg zu diesem Ruhme muß nach ein Paar tausend Jahren unbrauchbar geworden und verlegt seyn. Denn die gelehrten Zwistigkeiten, welche vor einiger Zeit zwischen Herrn K... und Herrn L... und noch kürzlich zwischen Herrn W... und Herrn R... ferner zwischen diesem Hrn. W... und Hrn. N..., Hrn. L... und Hrn... G..., vorgewaltet haben, enthalten wohl eben nicht die vorzüglichsten Muster von Mäßigung, Edelmuth und Feinheit der Sitten, daß man sie mit gutem Gewissen dem Volke zur Nachahmung vorlegen könte. Vielleicht könte sogar die niedrigste Klasse desselben aus diesen Controversien einigen Stof hernehmen, wenn sie ihren Widersachern wehe thun wolten. Jedoch ist es auch bekant, daß manche Schriftsteller aus der untersten Ordnung die Namen berühmter Männer dazu mißbrauchen, daß sie selbige ihren eigenen Schriften vorsetzen, um denselben dadurch einen Werth zu geben und ihren Verleger schadlos zu halten. Wer weiß also, was für einen Kunstgrif von der Art ein gewinnsüchtiger Buchhändler, über welche die Autors sich vielmal beklagen,

 an-

angewendet hat, um seinen Sachen Abgang zu verschaffen? Daher können alle die Gelehrten, welche ich mit ihren Anfangsbuchstaben genannt habe, unschuldig seyn, und dasjenige wohl gar nicht einmal geschrieben haben, was unter ihren Namen heraus gekommen ist. Weil dieses aber denn doch mehrmal sich zutragen kan, daß unbekannte Personen den Namen berühmter Männer daher setzen, wenn sie Unanständigkeiten auskramen wollen; so sehe ich nicht ab, was für die Verbesserung der Sitten des Volks davon zu hoffen wären, wenn man an seiner Aufklärung arbeiten, und die Irrthümer ihm aus den Händen spielen wolte.

Treue gegen den Landesherrn, ist fast die einzige von den guten Eigenschaften, welche wir von einer Nation verlangen, die Stärke besitzen, und sich bei ihren Nachbaren Achtung erwerben soll, die sich noch bei denen findet, die ihren Verstand aufgehellet haben, und welche ohne alle Zweideutigkeit an ihnen erscheint. Allein, diese Tugend besitzen sie gemeinschaftlich mit dem größten Theile des Volks. Was jene aus systematischer Einsicht thun, das thun diese aus natürlicher Gutherzigkeit, und aus dem Grunde, daß sie von ihren Aeltern und Lehrern es also gehöret haben, daß man dem Fürsten und der Obrigkeit gehorchen müsse, und weil sie wegen des vielen Guten, das man ihnen von dem Landesherrn erzählet, mit Hochachtung und Liebe für ihn eingenommen sind. Bei dem allen mag nun ihr Verstand immer mit Vorurtheilen und Unwissenheit umnebelt seyn, so wird diese gute Gesinnung nicht darunter leiden: und für die ist also auch kein Vortheil zu erwarten, wenn ihre Irrthümer ihnen entzogen werden solten. Eben dieser Stand der Unwissenheit, giebt auch unstreitig mehr Veranlassung zu einem **frölichen Muthe,** als irgend ein ander Stand in der Welt. Je mathematischer wir denken, und je bedachtsamer wir handeln, desto weniger werden wir uns den Freuden überlassen: je näher dagegen unser Charakter an den Leichtsinn und die habituelle Gedankenlosigkeit grenzet, desto leichter wird sich unser Herz einer jeden frohen Empfindung öfnen. Dies letztere aber ist nicht der bescheidene Theil der Gelehrten und Weisen. Die pflegen keiner Gemüthsbewegung ohne zureichenden Grund bei sich Raum zu geben. Wenn dieses nun auch zuweilen geschiehet; so werden sie doch den Grad der Freude und des Vergnügens mit Ueberlegung bestimmen, und davon genau nicht ein mehrers genießen, als sie in dem Gegenstande genugsamen Werth und vernünftige Veranlassung dazu finden. Das Volk hingegen genießt der Freude so viel, als es davon habhaft werden kan, und haschet sie, wenn sie sich nicht von selbst anbietet. Nie war ganz London in einer froheren Erwartung, als da Hans North durch öffentlichen Anschlag ankündigte, daß er vor aller Menschen Augen mit Leib und Seele in eine Bouteille kriechen wolte, und einen jeden für etliche Schillinge dieses Wunderding

ding anzusehen vor den Schauplatz einladete a). Nie waren die Logen und Plätze vor der bestimmten Zeit so früh besetzt gewesen, und nie hatte die Lady ihren Kutscher so hitzig angetrieben als diesmal. Niemals aber lachte man mehr, als da der Künstler mit dem aufgenommenen Gelde abzuwandern für gut gefunden hatte, und seine Bouteille auf dem Theater zurück ließ, ohne mit dem Hineinkriechen einen Versuch gemacht zu haben. Das Landvolk ist unstreitig dasjenige, welches sich von der Politur des Verstandes im weitesten Abstande befindet, und doch wird man nicht leicht jemanden finden, der die Freuden dieses Lebens so voll und so herzlich genießt, als dieses. Nach sechs mühsam durchgearbeiteten Tagen, braucht es nur einen halben Sonntag Erholung, um der Freude mit allen seinen Sinnen und Gliedern sich zu überlassen.

Nicht frölicher, weidlicher, kühner
Schwung eh'mals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut,

als der Bauerknecht mit seiner Lise an der Hand einher trit, und die Losung erwartet, die die hellen Schalmeien zum Anfange des Tanzes geben sollen. Wer hat jemals einen Professor in so frölicher Bewegung gesehen? Wird also dadurch nicht vielmehr gewonnen als verloren werden, wenn die Irrthümer nebst der Unwissenheit ruhig in des Volks Köpfen bleibt? Vielleicht aber werden die aufgeklärten Geister diesen Verlust rauschender Freuden durch die sanfte stille Zufriedenheit ersetzen, die der Patriot empfindet, wenn er zum Wohl des Landes, dem er seine Erziehung, seine jetzige Sicherheit, Ruhe und Auskommen zu verdanken hat, durch seine Einsichten und Bemühungen so viel beigetragen hat, daß nicht nur die jetzt lebende, sondern auch die künftigen Generationen die angenehmsten Früchte davon einernten. An warmer Liebe zum Vaterlande, werden sie sich eben so sehr als an ausgebreiteten Kenntnissen hervorthun. Die gute Meinung können wir zwar hegen; allein, wird auch der Erfolg derselben entsprechen? Der Philosoph hat eigentlich gar kein Vaterland. Er ist ein Cosmopolit, der aller Orten auf dem ganzen Erdboden zu Hause gehöret, und der das ganze menschliche Geschlecht, Huronen, Kamtschadalen und Karaiben nicht ausgenommen, für seine lieben Brüder und Schwestern erkennet. Wie könte er für eine Provinz oder für den Ort, wo er geboren ist, eine überwiegende Zuneigung haben? So etwas gehöret nur für die Volksseelen, deren Kenntniß sich höchstens nur an die Grenzen ihres Landes erstrecket, oder, welche so wenig frei sind, daß sie durch ihre Familien oder liegende Gründe an eine einzige Gegend des Erdbodens mit ihrer Liebe sich einschränken lassen. Wer könte es auch einem Manne, der für die Ewigkeit lebt, und nur für die Ewigkeit arbeitet, wohl zumuthen, daß er für die gegenwärtige Welt etwas thun, oder gar den Tod fürs Vaterland sterben

a) Im Jahre 1751.

ben solte? Je aufgeklärter und gelehrter Jemand ist, desto furchtsamer soll er seyn; um desto weniger aber könte man denn von ihm erwarten, daß er etwas zum Besten des Vaterlandes unternehmen werde, das mit einiger Gefahr verbunden ist. Damit hätte ich also deutlich dargethan, daß die Stärke des Landes darunter leiden, und der Nationalcharakter eines Volkes nicht verbessert, sondern vielmehr verschlimmert werden würde, wenn Unwissenheit und Irrthümer ausgerottet werden solten.

Wenn nun der ausgebreitete Nuzzen, den ein Volk von den Irrthümern ziehet, einem jeden hoffentlich einleuchtet; so beliebe man ferner auch diesen Grund noch zu überlegen, mit welchem meine Behauptung eine grössere Befestigung erlangen wird: Die Unwissenheit und Irrthümer sind zur **Beruhigung der Gemüther des Volks** ganz unentbehrlich. Der Sterblichen Glückseligkeit gründet sich lediglich auf ihre Gemüthsruhe. Wer dazu etwas beiträgt, der macht sich um das menschliche Geschlecht verdient. Ein jedes Mittel, wodurch man sich diesem Endzweck näher bringt, solte billig von allen einmüthig aufgesucht und mit gemeinschaftlichen Kräften angewendet werden, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Moralisten dieses billigen oder nicht; genug, wenn man dadurch sein Ziel erreicht. Die Gewichte und ihre Schwere sind es, die der Uhr den Druck geben, wodurch die innere Bewegung erhalten, und der Endzweck erreicht wird, daß sie die Stunden richtig zeiget. Ob diese Gewichte aber von Blei oder aus Steinen gehauen, oder aus Gropen gegossen sind, daran liegt nichts: genug, wenn die Uhr richtig geht. Um eine so edle Absicht nun zu erreichen, als die Beruhigung des ganzen menschlichen Geschlechts ist, dazu solte einem Menschenfreunde nichts zu werth, nichts zu gering geachtet seyn, das er nicht gern dazu beitrüge. Diesen grossen Erfolg aber haben die Irrthümer. Sie vertreten die Stelle der heilsamsten Tugendlehren mit dem glücklichsten Erfolge, und erhalten sich in den allerschweresten Fällen. Die gewöhnlichen Gründe, welche die Weltweisen uns vorlegen, um unsere Gemüthsruhe zu befördern, und in einer jeden Lage unserer Umstände zu erhalten, gehören gar nicht für das Volk. Sie sind seinen Einsichten zu wenig angemessen, als daß es sich dieselben geläufig und in allen vorkommenden Umständen davon Gebrauch machen könte. Sie sezzen auch so viele andere Wahrheiten voraus, und erfodern viel mehr Abstraktion der Ideen, als man von einem, der im Denken nicht schon geübt ist, erwarten kan, daß er sie wissen, und ihnen nun nach einer langen Reihe von Schlüssen mit seinen Gedanken nachgehen sollte, um endlich an den Ruhepunkt zu kommen, daß er bei unangenehmen Begegnissen zufrieden seyn lerne. An die Stelle dieser so schwer zu fassenden und noch schwerer auszuübenden Wahrheiten trat bei den Stoi-

kern

fern der erwünschte glückliche Irrthum: der Schmerz ist kein Uebel. Was vermogte der nicht über die Gemüther der Menschen, die sich davon überzeugen konten! Wie getreu verwaltete dieser so leichte und faßliche Satz das Amt der wichtigsten Bewegungsgründe zur Geduld und Gelassenheit! Denn daß er ein Irrthum war, das wird man mir zugestehen, sobald man einräumet, daß die Empfindungen eines gesunden und wachenden Menschen dabei auch etwas zu sagen haben, wenn über das, was gut oder böse, angenehm oder beschwerlich ist, die Frage entstehet. Dem Verstande bleiben dabei seine Vorrechte freilich ungekränket. Er muß der erste seyn, der die Stimme giebt, wann über etwas von der Art geurtheilet werden soll. Der Verstand ist der Bürgermeister, und dem gebührt es, den Vortrag zu thun, und sein Gutachten vorläufig zu erkennen zu geben. Die Empfindungen sitzen aber nicht umsonst in der Rathsstube: die innerlichen auf der Gelehrten Bank: die äußerlichen auf der Bank der Kaufleute; sondern sie haben auch ihre Stimme zu geben und müssen gehöret werden. Für die Affekten hingegen geziemt es sich nicht, mit ein zu reden; sondern deren Pflicht ist es, die Conclusa zu bestellen und zur Execution zu bringen. Sie sind die Rathspedellen, Policeidiener, Gerichtsknechte, oder wie man sie sonst nennen will; hurtig aus Diensteifer, expedit in ihren Geschäften, und deswegen unumgänglich nöthig, wenn alles ordentlich und bald geschehen soll: sehr oft ganz fürtrefliche Leute. Nur zuweilen, wenn der Herr Bürgermeister auf seinem Sitze eingeschlafen ist und mit dem Kopfe nickt; so sind sie ungemein geneigt, dieses entweder für eine geheime Ordre anzusehen, oder sonst sich mehr herauszunehmen als sie solten. Daher kömmt es dann, daß der gute Mann, wenn er aufgewacht ist, über die dummen Streiche, die sie gemacht haben, so viel zu schmälen findet, und daß es ihm gemeiniglich so große Mühe macht, wenn alles wieder in Ordnung gebracht werden soll. Da nun dieses seine gute Richtigkeit hat; so war es ein politischer Kunstgrif des Verstandes, daß er ohne Zuziehung seiner Assessoren die Neuerung einführte, und den verfassungswidrigen Schluß machte, daß künftig der Schmerz, selbst der Tod, kein Uebel seyn solte b). Denn die würden ohne Zweifel widersprochen haben, und so hätten die Menschen eines würksamen Trostgrundes entbehret, der vielen unter ihnen so manche gute Dienste geleistet hat. Freilich war man zu der Zeit nicht durchgehends gelehrig genug, daß dieser Satz bei allen eine gleich willige Aufnahme hätte finden sollen. Alexander wenigstens, der so schöne Reden gehalten, die er vielleicht selbst auch gemacht hat, erstaunte über die Standhaftigkeit des Calanus, der sich lebendig verbrennen ließ, und hielt dessen schmerzhaften Tod für beschwerlicher als

b) Θάνατος οὐδὲν — δεινὸν ἐστιν. Epict. Ench. c. X.

als alle Kriege, die er selbst geführet hatte c). Das aber kam vermuthlich daher, weil sein Hofmeister auf einer andern Akademie studiret hatte, oder daß Alexander nicht ganz zum Volke gehörte. Sonst ist es bekant, was für eine ausgebreitete heilsame Würkung dieser Irrthum auf die Gemüther der Menschen schon lange Zeit gehabt hat.

Die Geschichte vieler Zeiten erweiset es, daß durch kein anderes Mittel die innere und äußerliche Ruhe so allgemein bewürket worden, als eben durch diese wohlthätigen Irrthümer; nur die Besorgniß, zu weitläuftig zu werden, hält mich zurück viele Beweise davon anzuführen; und es werden auch nur wenige Exempel dazu hinreichend seyn, um diese Sache in ihr völliges Licht zu stellen. Wenn waren die Kaiser zu Rom auf ihren Thronen sicherer: wenn waren der bürgerlichen Unruhen weniger: wenn war das Leben und die Ehre der Bürger mehr gesichert, und das gegenseitige Zutrauen unter ihnen mehr befestiget: wenn hatten die Gesetze mehr Ansehen, als zu der Zeit, da die Meinung herrschte, daß die Imperatoren von den Göttern abstammten? Nur noch ein einziges Beispiel aus den neuern Zeiten, um zu zeigen, was für große und wichtige Dienste oft der Irrthum hat leisten und die Sterblichen aus Verlegenheiten heraushelfen müssen, aus denen sie keinen Weg vor sich sahen. In einem gewissen glorreich geführten Kriege, wurden in der Hauptvestung des Landes eine große Menge von Kriegsgefangenen verwahret gehalten. Der Zustand der Sachen machte es nöthig, daß die Besatzung ein Corps nach dem andern zu der Armee schikken mußte, und dadurch wurde sie endlich so geschwächet, daß die feindlichen Gefangenen sich beigehen ließen, dieselbe zu überwältigen. Zu diesem Unternehmen wurden sie um desto mehr angereizet, als man wußte, daß das Kriegsglück die Waffen dieses Landesherrn zu der Zeit nicht begünstigte, und es ward würklich ein Complot zu dem abscheulichen Vorhaben angezettelt, die geschwächte Garnison zu entwaffnen und sich zu Herren von der Vestung zu machen: ein Vornehmen, dessen Ausführung für den Souverain das allergrößte Unglück gewesen wäre, welches ihm in diesem Kriege hätte wiederfahren können. Der wachsame Commendant erfuhr die Sache, und da es ihm unmöglich war, seinen und der Seinigen Untergang mit den Waffen abzuwenden; so nahm er seine Zuflucht zu einem Betruge. Er verfügte es insgeheim, daß an dem folgenden Morgen von der nächsten Station sechs blasende Postillionen hereinsprengen, und eine Nachricht ausrufen mußten, daß die Armee ihres Herrn einen wichtigen Sieg erfochten habe. Nichts war unwahrer, als diese Nachricht; allein, die Täuschung that die gewünschte Würkung. Denn so wie die Besatzung und die Bürgerschaft darüber mit Freuden und

c) Ὁ Κάλανος πρός τόν πόνον καὶ τον θάνατον (ἀπήλγησεν.)
Aelian. Hist. L. V. C. VI.

und Muthe erfüllet wurden; so niedergeschlagen wurden die Complotisten, und ehe der Betrug völlig an den Tag kam; so rückte durch die Verfügung des Commendanten von dem nächsten Corps eine ansehnliche Verstärkung ein, wodurch aller Gefahr von der Art vorgebauet, und die Sicherheit wieder hergestellet wurde. Dem aufmerksamen Beobachter werden in seiner eigenen Erfahrung Auftritte vorkommen, die es bestätigen, daß der Irrthum und eine glückliche Unwissenheit zu der Beruhigung des Volks ungleich mehr würke, als Wahrheit und solche Bewegungsgründe, welche nur einiges Nachdenken erfodern, und daß man daher mit der Wohlfahrt des Menschengeschlechts es nicht gut meine, wenn man jene beiträglichen Hülfsmittel zu ihrer Zufriedenheit und Glückseligkeit verdrängen und zernichten will.

Diese Gemüthsruhe nun, welche durch Unwissenheit und Irrthümer bei dem Volke erhalten und befestiget wird, ist von der trägen und müßigen Unthätigkeit so sehr weit entfernt, daß sie vielmehr die Arbeitsamkeit und den Fleiß zu ihrem unzertrennlichen Gefährten hat: und daraus erhellet, daß es dem Volke gut sey, wenn es in dieser Lage erhalten wird. Der Staat hat seine Geheimnisse und muß sie haben. Gefährlich ist es, in dieses Heiligthum hineinschauen zu wollen. Unterdessen giebt es der Neugierigen viele, und es mag auch wohl nach Beschaffenheit der Umstände, der Politik gemäß seyn, daß zuweilen ein Brokken von diesen Geheimnissen dem Volke zugeworfen wird. Allein, übel ist gemeiniglich der daran, welcher ihn begierig auffängt und verschlinget. Je mehr er weiß, desto mehr affektiret er zu wissen, und desto mehr sucht er zu erforschen. Der Mann, der weder Kenntniß, noch Geschichte, noch Talente besitzet, der von der Denkungsart der Großen auf Erden so wenig weiß, daß er sie sogar nach der Seinigen und seiner Nachbaren beurtheilet, redet mit einer staatsklugen Grimasse von den Projekten im Cabinette, von der Versendung eines Ministers, von den Absichten der Reise einer hohen Person. Er fängt an zu kannengießern, und wenn er bei einem oder andern seiner Bekannten eine gute Aufnahme seiner Einfälle wahrnimmt; wie es denn leicht geschehen kan, daß ein Geck einen andern und größern Geck findet, der ihm in den Mund höret: so ist nichts gewisser, als daß er seine Geschäfte versäumet, und sich dem Müßiggange überläßt. Dieses kan nun nicht besser verhütet werden, als dadurch, daß Niemanden von dem Volke dem Vorhange, der diese Geheimnisse decket, sich zu nähern verstattet ist, und ein jeder in derjenigen Unwissenheit erhalten wird, die sich für seinen Zustand schickt. Denn so wie es einem unverheiratheten jungen Frauenzimmer zur Ehre gereicht, unwissend in demjenigen zu seyn, was verehelichten Personen nicht mehr fremd ist; so gereicht es dem Volke zu einem großen Nutzen, wenn ihm eine mehrere Aufklärung versagt wird, als ihm zur Verschaffung seiner Bedürfnisse unentbehrlich ist. Die Wissenschaften haben nicht weniger ihre Tiefen, und es gehört eine gewisse Schärfe des Blickes dazu,

wenn

wenn einer in dieselben weit genug eindringen, und alles recht sehen will, ohne darüber schwindlicht zu werden. Die Augen der großen Menge scheinen nicht dazu organisiret zu seyn, in diese Abgründe hinab zu schauen. Wenn die Menschen darnach lüstern werden, so leidet zuverläßig ihre Arbeit und Betriebsamkeit darunter: nützliches wird nichts geschaffet, und dasjenige, was ihnen aus dem Gebiete der Gelehrsamkeit unter die Hände geräth, das wird von ihnen verunstaltet und erbärmlich verhunzet. „Voltairens Leichtigkeit, „womit er arbeitete,„ sagt einer unserer erhabensten Schriftsteller d), „überre„dete jedermann, daß man ein schöner „Geist seyn könte, wenn man nur wol„te. Die Bürger in Genf hielten sich „sämmtlich für Lycurge, jeder fühlte ei„nen Trieb, seinem Vaterlande neue „Gesetze zu geben, und Niemand wolte „den schon da seyenden gehorchen.„ Woher entstand eine solche Revolution? Woher anders, als weil jene Republikaner anfingen, sich der Unwissenheit zu schämen, die Irrthümer zu verabscheuen, und solche Einsichten zu erjagen meinten, die für ihren Verstand und Fähigkeit zu hoch lagen? Wo haben alle widersinnige Meinungen in den Religionen, wo alle unerhörte Behauptungen in den Wissenschaften ihren Ursprung genommen? War es nicht in den Köpfen der weniger als Halbgelehrten, und in den Gehirnen solcher Leute, die, ohne die geringsten richtigen Grundsätze zu besitzen, hier und da etwas aufgefangen hatten, welches sie bei aller Gelegenheit wieder anzubringen bedacht waren? Sie bemerkten, daß sie dadurch bei einigen Kurzsichtigen zuerst Aufmerksamkeit erweckten. Dieses brachte sie auf die Gedanken, daß sie Leute von Genie seyn mußten, und nachdem ihre Eigenliebe sie hierin gar leicht bestärket hatte; so gelangten sie allmählig zu einer solchen Unverschämtheit, daß sie mit ihren Einfällen ans Licht zu treten, sich weiter kein Bedenken machten. Wie wohl wäre ihnen geschehen, wenn ein Verständiger sie gleich Anfangs, und ehe ihre gute Meinung von ihren Talenten zu Kräften kam, von allen Denken zurück gehalten hätte! Durch die Schriften des Paracelsus sind mehr verrückt geworden, als in Schwifts Tollhause Raum für sie wäre. Wie manches Paar Schuhe hätte Jacob Böhme verfertigen und der Corrector seiner Schriften wieder ausbessern können, unterdessen daß der eine einen Quartanten zur Erleuchtung der Welt zusammen schrieb, und der andere diesen Unsinn zum Drucke beförderte! Wie viel besser wäre es für beide, und für alle die gewesen, welche schon so weit verirret sind, daß sie an solchen unverdaulichen Dingen Geschmack finden, wenn sie alle des Schreibens und Lesens gänzlich unerfahren gewesen wären!

Die Fortsetzung folgt künftig.

d) In der Lobrede auf den Herrn von Voltaire nach der Braunschweigischen Uebersetzung.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 17ten Julius 1782.

Abhandlung über die Aufgabe der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, auf den 1ten Junius 1780. Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt?

(Fortsetzung.)

Das weibliche Geschlecht hat zu allen Zeiten Ansprüche an der Gelehrsamkeit gemacht, und sie manchmal auch mit Nachdruck durchgesetzet. Dabei habe ich nun nichts zu erinnern, so gut ich's leiden kan, daß ein Mann, der ein ernsthaftes Amt bekleidet, ganze Vormittage mit dem Koche über die Zubereitung des Tisches zu einem Gastmale Berathschlagung hält. Allein, wenn nicht ein vorzüglich fähiges Genie bei dem Frauenzimmer sich blicken läßt, welches durch eine gelehrte Erziehung ausgebildet werden kan, die von dem Umgange mit socratischen Freunden, von zeitlichem Vermögen und Muße begünstiget wird; so wäre ich doch sehr geneigt, dem schönen Geschlechte anzurathen, daß dasselbe lieber seine Irrthümer und Vorurtheile behalten, als durch Wissenschaften sich aufzuklären suchen mögte. Durch den Mangel weit gesuchter Kenntnisse werden sie an ihren großen Berufe im geringsten nicht gehindert, an dem Berufe, — zu gefallen. Dagegen hat man Exempel, daß über die physikalischen Untersuchungen und poetischen Morgen-Betrachtungen einer Hausfrau sehr oft die Bereitung des Mittagsessens in Vergessenheit kommt, wodurch denn ihr Mann und die Kinder genöthiget werden, mit leerem Magen traurige Betrachtungen über die Eitelkeit der menschlichen Wissenschaften, anzustellen.

Die hier beigebrachten Beweise werden, wie ich hoffe, hinlänglich seyn, einen jeden von der Richtigkeit meiner Grundsätze, in Absicht auf die Täuschung des Volks zu überführen. Weil aber gegen genugsam erwiesene Wahrheiten vielmal die häufigsten Einwürfe gemacht werden; so fehlt es auch nicht

an Männern, deren Meinungen Aufmerksamkeit verdienen, welche gerade das Gegentheil von meinen Säzen behaupten. Zuerst nenne ich unter diesen Männern den Herrn Linguet, welcher eine so außerordentliche Abneigung von allem, was Irrthum genennet werden mag, zu hegen scheint, daß er schon daran ein Aergerniß nimt, wann nur gefraget wird: ob die Irrthümer nicht einem Theile des menschlichen Geschlechts zuträglich seyn könten? Denn er zürnet sogar gegen die Aufgabe der Königl. Akademie zu Berlin, die ich hier zu beantworten vor mich genommen, die nur blos eine Anfrage und noch keine Behauptung war, und über welche einem jeden die Freiheit gelassen ist, zu denken wie er will: seine Meinung zu sagen, oder sie zurück zu halten. Er nennet sie eine ärgerliche und widersinnige Aufgabe a). Wenn auch die Aeußerung dieses Gelehrten einen sehr hohen Grad von zärtlicher Empfindung für die Wahrheit und einen großen Theil unpartheiischer Menschenliebe anzeigen solte; so würde sie, nach meinem Bedünken doch auch nicht ein sehr feines Gefühl von Toleranz und Achtung, gegen die Verdienste anderer Gelehrten enthalten. Bei dem allen solte man nun wohl erwarten, daß Herr Linguet eine so harte Anschuldigung, nicht nur so hinsagen, sondern sie mit einigen Gründen zu unterstüzzen suchen würde, und dieses um so viel mehr, je glänzender die Gesellschaft der berühmtesten Gelehrten in Europa ist, gegen welche er seinen Tadel richtet, und der er unstreitig Hochachtung schuldig war. Allein es hat ihm nicht gefallen, einen Grund anzuführen. Seine Autorität muß es also wohl seyn, die seinen Ausspruch geltend machen soll: aber der können wir die Autorität mehrerer angesehener Deutschen entgegen sezen, ohne zu befürchten, daß die Waagschaale auf seiner Seite sinken werde. Die Gedanken des schweizerischen Polyhistors, des Baron von Haller, sind vorher schon angeführet:

„Die Lüge, die gefällt, ist schöner, „als die Wahrheit.„ Der Liebling unsers schönen Geschlechts, und der auch so vollkommen verdient, es zu seyn, sagt in seiner **philosophischen Moral**: „Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrthum in gewissen „Umständen! Und wie gut ist es oft, „daß wir das Vergnügen haben, uns „selbst zu betrügen!„ Dieses Axiom stellt er auch in verschiedenen Originalen in einer seiner **Fabeln und Erzählungen** ins Licht, die sich also schließet:

Sollt' aller Irrthum ganz verschwinden;
So wär's nicht gut, ein Mensch zu seyn.

Bisher hat ihn Niemand darüber angefochten, selbst der casselsche Gelehrte nicht, der diese seine lezgedachten Schriften gewiß nicht mit Partheilichkeit kritisiret hat, sondern es steht zu erweisen, daß dieses noch jezo die einstimmige Meinung verschiedener Philosophen

a) Man sehe die Annales politiques, civiles & litteraires du dix-huitieme Siecle. T. III.

losophen sey. „Im Ganzen sind die „Vorurtheile mehr nützlich als schäd„lich,„ sagt ein noch lebender Lehrer auf einer Königl. Preuß. Universität, „besonders in praktischen und in sol„chen Fällen, wo keine Suspension des „Urtheils und Entschlusses statt fin„det b).„ Das ist aber eben der Fall, in welchem das Volk sich befindet. Seine Irrthümer und Vorurtheile sind größtentheils praktisch, und daher solte man dasselbe in dem Besitze solcher Vorurtheile nicht stöhren. Noch ein einziges Zeugniß will ich aus den poetischen Sammlungen eines Neuern nehmen, die mir jetzt eben in die Hände kommen. Er singt:

O Freund, wer grübe nicht sein Grab
Und würfe froh die Lebensbürd' hinab,
Wenn süsser Wahn nicht wäre c).

So wenigen Antheil ich auch an diesen Gedanken und an ihrer Moralität nehme, so deutlich zeigen sie, daß der Dichter dafür halte, daß der Irrthum die Sterblichen dafür verwahren könne, ihres Lebens überdrüßig zu werden. Wann man nun die angeführten Zeugnisse gegen den einzigen Ausspruch des Herrn Linguet hält; so wird man mit eben so vielem Rechte die vorher erwähnte Aufgabe vernünftig, lehrreich und erbaulich nennen, mit welchem er dieselbe für widersinnig und ärgerlich erkläret.

In dem fernen Alterthume entdecke ich einen wichtigen Gegner dieser meiner Meinung, der mich furchtsam machen könte: dieses ist kein geringerer, als selbst Cicero. Der thut einen mächtigen Ausspruch des Inhalts, daß alle Arten von Irrthümern, mit welchen man sich selbst täuschet, oder von andern hintergangen wird, eben so wenig anständig seyn, als aberwitzig oder wahnsinnig sey d). Dieses ist nun für mich freilich nicht sehr günstig; doch auch bei weitem so gefährlich nicht, als es Anfangs scheinen mögte. Denn fürs erste wäre gegen die Richtigkeit dieses Ausspruchs doch wohl ein oder anderes einzuwenden. Der edle Römer fodert hier allem Ansehen nach eine so große Fertigkeit des menschlichen Verstandes, bei der man über die Gefahr zu irren gänzlich hinaus gesetzt wäre. Wie konte dieser philosophische Geist bei dem eingeschränkten menschlichen Erkenntniß-Vermögen so etwas erwarten? Welcher Mann mit dem durchdringendsten Scharfsinn und mit dem geübtesten Verstande wird sich dessen rühmen können? Und wie sehr betrog sich auch Cicero selbst in seiner eigenen sehr großen Angelegenheit, in der Hofnung, die er sich von den Vollkommenheiten seines Sohns machte? Der junge Mensch wurde, aller Fürsorge und Bemühungen seines Vaters ungeachtet, nur ein vornehmer Taugenicht. Und zweitens ist es wohl etwas zu strenge ge-

b) Der Herr D. Gotthilf Sam. Steinbart, im System der reinen Philosophie. S. 61.
c) Ausbund flüchtiger Poesien der Deutschen. Erster Band S. 146.
d) Falli, errare, labi, decipi tam dedecet, quam delirare & mente esse captum. Cic. de Off. L. I. c. XXVII.

geurtheilt, wenn man jeden Irrthum an einem Menschen so widerig finden will, als das Betragen eines Wahnwitzigen oder Rasenden. Wie vieles läßt sich zur Entschuldigung mancher Irrthümer bei den klügsten Leuten sagen? — Nach dieser vorausgesetzten kurzen Prüfung jener willkührlichen etwas übertriebenen Foderung wird sich dieselbe mit meinem Grundsatze doch so ziemlich noch vereinigen lassen, wenn man sich diesen Mann in seiner damaligen ganzen Lage denket. Cicero war ein Staatsmann, und zwar aus der Zahl derer, die sich Beherrscher der Welt zu nennen beliebten: ein Mann, der in der Verwaltung der Geschäfte mit so vielem Interesse arbeitete, daß es ihm endlich noch seinen Kopf kostete: ein Redner von der ersten Größe: ein Philosoph, der es selbst, so gut als einer wußte, daß es dem Volke nützlich sey, getäuschet zu werden. Und wem zum Unterrichte lehrt er also von der Unanständigkeit der Irrthümer? Das war sein Sohn Marcus, ein Jüngling, der zu großen Absichten erzogen wurde, und den der Vater zu eben einem solchen Mann zu bilden gedachte, als er selbst war. Wie weit dünkten sich diese beide Personen über das Volk erhaben zu seyn e)! Und so mag der Philosoph von sich und seines gleichen eine so hohe Meinung immer hegen, und dagegen auch das Volk in der Unwissenheit u. in den Irrthümern ruhig fortleben lassen.

Einen andern Einwurf lese ich zwar noch nirgends gedruckt; aber ich sehe ihm doch mit vieler Gewißheit entgegen, daß er mir gemacht werden wird, und der mögte von unserer jetzigen verbesserten Denkungsart hergenommen seyn. In den erleuchteten Zeiten, in welchen wir leben, wird man sagen, und bei der verfeinerten Lebensart der jetzigen Welt, wäre es doch schimpflich, daß das Volk noch immer unwissend bleiben, und in den Irrthümern hingehalten werden solte. Allein hier muß ich demüthig um Verzeihung bitten, daß ich eine ganz andere Meinung von der Sache hege. Das steht zwar nicht zu läugnen, daß die zwote Hälfte unsers Jahrhunderts vor den vergangenen Zeiten in der Feinheit sehr vieles voraus hat. An empfindsamen verfeinerten Sachen haben wir einen Ueberfluß, und die noch nicht so völlig empfindsam sind, zieren sich doch so, als wenn sie es wären. Wenn es auch unsern geschäftigen Anführern in dieser Geschicklichkeit gelingen wird; so werden wir mit jeden zehen Jahren in der Verfeinerung so stark fortschreiten, daß wir selbst uns darüber verwundern werden. So weit sind wir schon, daß eine Kammerjungfer in unsern Tagen sich zierlicher auszudrücken weiß, als vor zweihundert Jahren eine gnädige Frau kaum wußte, und die Briefe unserer jungen Herren an ihre Schönen sind so voll von süßen Ausduftungen, daß ein Frauenzimmer zu D. Luthers Zeit schwerlich würde daraus verstanden haben, was ihr

e) — — quid oportet,
Nos Facere, a vulgo longe lateque remotos. *Hor.*

ihr Liebhaber eigentlich haben wolle. Ob hierin aber ein Vorzug bestehet, der unserm Zeitalter aufbehalten ist, das glaube ich, bedarf erst einer weiteren Untersuchung. Wenn eine vermehrte Reizbarkeit unserer Nerven und eine größere Weichlichkeit der Seele zu der Erhöhung des Wohlstandes einer Nation merklich beiträgt; so haben wir allerdings viel gewonnen. Allein wo ist der wesentliche Vortheil davon zu sehen? Soll die verstärkte Empfindsamkeit eine Triebfeder zur Veredlung unserer Gesinnungen, oder zur Vollbringung großmüthiger schöner Thaten werden? Ich denke, man irret, wenn man dieses erwartet. Und wenn auch jener Endzweck in einzelnen Fällen dadurch erhalten würde; so wäre immer sehr zu befürchten, daß unsere Gemüthsstärke und das, was man gesetztes Wesen und Standhaftigkeit nennet, und die uns in manchen Fällen so sehr nöthig ist, dabei verlieren würde. Denn ein Gemüth, welches bei fremden Leiden oder Freuden ganz zu zerfließen geneigt ist, wird schwerlich bei eigenen traurigen oder freudigen Vorfällen fest bleiben. Zur Beförderung der häuslichen Tugenden kan die Feinheit im Empfinden und im Ausdrucke eben so wenig beitragen, sondern sie wird der Genügsamkeit, der Frugalität und einer einfachen Lebensart gerade entgegen seyn: Mithin wird sie auch die Früchte, nicht zur Reife kommen lassen, welche aus diesen Tugenden unserer Vorältern hervorwuchsen. Als in ganz Frankreich nur eine einzige Kutsche war, welche der Königin gehörte; da war Paris noch nicht die Schule zur Bildung junger deutscher Mannspersonen vom Stande: aber Frankreich war auch damals noch nicht drei tausend Millionen Livres schuldig. Ein Faden kan durch die Kunst geübter Finger zu der erhabenen Bestimmung zart gesponnen und gewebet werden, daß er auf dem Haupte eines Frauenzimmers ein kleines Erdbeben abbildet: weniger verfeinert würde er zu mannigfaltigem anderweitigen Gebrauche bequem seyn. Eben das wird auch an unsern Körpern wahrzunehmen seyn. Unsere Vorfahren waren gegen die Verfeinerung der Sitten gleichgültig, und machten keine empfindsame Reisen: allein sie reiseten schaarenweise dem Varus entgegen und schlugen seine Legionen. Wie viele von unsern Vornehmen passen jetzt noch in die eisernen Rüstungen, welche die deutschen Ritter vor fünf oder sechs hundert Jahren trugen? Wer von uns getrauet sich noch ein solches Schlachtschwert zu führen, mit welchem unsere Alten einem römischen Soldaten den Helm zerhieben und ihm den Kopf spalteten? Wenn ja noch zuweilen einige unter uns ein Alter von hundert Jahren erreichen; so sind es gewiß die zarten Geschöpfe nicht, deren Nerven so hoch gestimmet sind, daß sie bei jeder Berührung einen durchdringenden Ton angeben, sondern es sind Soldaten, die bei einer einfachen Kost mehr ihre Arme, Schultern und Beine, als ihre Kopfnerven angestrenget haben: Forstmänner, welche um die Manieren der feinen Welt unbeküm-

bekümmert, an jede Art der Witterung gewöhnet sind, und auf dem Mooße unter einem bejahrten Eichbaume eben so sanft ruhen, als unsere jungen Herren auf einem plüschenen Sopha mit Stahlfedern. Was für einen Einfluß diese unsere Modetugend in die Gemüthsart unserer jetzigen Menschen gewöhnlich habe, davon will ich mein eigenes Urtheil zurückhalten, und lieber die Gedanken eines ungenannten scharfsinnigen Beobachters anführen: „Eine „Nation, die bis zu einem gewissen Gra„de aufgekläret ist, wird feiner denken „und besser sprechen, — aber allemal „weniger thun und meistens schlechter „handeln, als ihre rauheren Vorfahren f).„ Ist es denn ein Verdienst um die Menschen, wenn man an ihrer Verfeinerung arbeitet? Oder würde es nicht vielmehr besser um uns stehen, wenn man dazu behülflich wäre, uns durch die Kunst gesetzt zu machen, und gegen die Mühseligkeiten des Lebens uns abzuhärten, oder, wenn man das nicht will, uns, und fürnehmlich das Volk, der Natur lieber gar zu überlassen? Um nichts zu übersehen, was meinen Beweisen entgegen gesetzet werden könte, so will ich selbst lieber die Gründe aufsuchen, durch welche ein Zweifler veranlaßt werden mögte, meine Behauptung zu bestreiten. Man könte sagen, wenn das Volk in Unwissenheit und Irrthümern verharrete; so würde dasselbe von einigen Menschen zu sehr abhängig werden, welche sein Vertrauen zu ihren eigenen Vortheile und zu jenes Verderben misbrauchen würden. Man wird sich an gewisse vergangene von den unsrigen nicht sehr entfernte Zeiten erinnern, und an die Grundsätze, welche damals geherrschet, und die durch nichts so sehr unterhalten seyn sollen, als durch Unwissenheit, Irrthümer und Vorurtheile. Damals soll es Leute gegeben haben, welche vermessen genug waren, zu sagen, daß, wenn eine gewisse glückliche Epoche nicht eingetreten wäre, sie das Volk hätten überreden wollen, um seiner Beruhigung willen, Heu zu essen. Jedoch nun voraus gesetzt, daß die Sache so ist, wie sie erzählet wird; so giebt das einen Beweiß, wie gern die Sterblichen die Uebermacht über ihre Nebengeschöpfe misbrauchen, und wie leicht das menschliche Herz sich etwas zutrauet, welches dasselbe auszuführen keine hinreichende Kräfte hat. Denn dergleichen etwas kan wohl nicht blos durch Unwissenheit auf der einen, und durch kleine niedrige Arglist auf der andern Seite zu Stande kommen. Ehe das Volk Heu essen lernen solte, müßten gewiß mehr, als die beiden vorgenannten Räder in der Maschine in Bewegung gesetzet werden. Gesetzt auch, daß es dahin käme, daß wir mit unsern Ziegen Mahlzeit halten müßten, wozu doch in unserm Vaterlande nicht der geringste Anschein vorhanden ist, so würde es uns einerlei seyn, wessen Hand uns an die Raufe führte: ob ein Mann mit der Tonsur oder in einer locken-

f) Man sehe das Hannoverische Magazin vom Jahre 1779. Seite 143.

lockenreichen Peruke diese Bemühung über sich nehmen wolte g). Weil nun in einem blos möglichen und gar nicht wahrscheinlichen Falle die Richtigkeit oder Falschheit unserer Meinungen wenig in Betrachtung kommen mögte; so wird eine Besorgniß von der Art ganz unnöthig seyn, und mein Beweiß dadurch nicht einmal erschüttert werden.

Nachdem also hinlänglich dargethan ist, daß es überhaupt dem Volke nützlich sey, getäuschet zu werden; so kommt nunmehr die große Frage zur Untersuchung, „wie dieser Vortheil für das gemeine Wesen am sichersten und leichtesten zu erlangen stehe, und ob es zu dem Ende zuträglicher sey, daß die alten Irrthümer beibehalten, oder daß ganz neue erfunden werden?„ Alles wohl überlegt, findet sich, daß die alten unrichtigen Meinungen, welche die Glückseligkeit des Volkes schon lange unterstützet haben, nicht abgeschaffet, sondern vielmehr sorgfältig beibehalten werden müssen. Sie befinden sich schon seit undenklichen Jahren in dem Besitze der Gemüther, und sind wegen ihres Alterthums ehrwürdig. An ihnen haben wir die wenigen kostbaren Ueberbleibsel von der Volks-Philosophie aus der Vorwelt und der Denkungsart aus den ältesten Zeiten. Sie solten deswegen wie ein von dem ersten oder zweiten der sechszehn Ahnen angeerbtes Familienstück geachtet werden, auf welches unsere Zuneigung einen vorzüglichen Werth sezt: oder wie die alten ausgegrabenen Werke der Kunst, die in dem Musäum im Vatican verwahret werden. Dieses, dächt' ich, könte man von der guten Lebensart einer kultivirten Nation wohl verlangen. Allein, man sehe die Sache auch nur von der Seite an, wo entweder Vortheil oder Schaden zu erwarten stehet, welches in unserm ökonomischen Jahrhunderte nicht aus der Acht zu lassen ist; so wird man gewahr werden, daß derjenige zum Nachtheil der Menschen arbeitet, der die Unwissenheit und die Irrthümer aus der Welt zu verbannen bemühet ist. Der einzige Grund, daß sie dem größten Haufen unserer Brüder einmal zur Gewohnheit geworden sind, könte schon zureichen, die Nothwendigkeit ihrer Erhaltung zu beweisen. Eine Lebensart, an welche man den Körper viele Jahre hindurch gewöhnet hat, darf ohne den äußersten Nachtheil der Gesundheit nicht abgeändert werden; wenn dieselbe auch schon nach den besten Regeln der Diät nicht eingerichtet wäre. Die Seele hat ohne Zweifel auch ihre Diät, ob man gleich nicht so eigentlich als bei dem Körper zeigen kan, wie ihre Verdauung vor sich geht. Die Sache wird durch die Er-

g) Man sieht es wohl, daß der Herr Verfasser mit seinen Gedanken jenseit des Rheins ist, und die französischen General-Pächter und General-Einnehmer im Sinne hat, welche sich erst noch vor kurzem recht schöne lockenreiche Perüken nach dem feinsten Geschmack bestellet haben sollen. Anm. des Abschreibers.

Erfahrung, welche bei dem Arzte der einzige sichere Erkenntnißgrund seyn muß, bestätiget. Manche Wahrheiten sind der Seele zu leicht; die verschlingt sie, ohne daß sie sich davon genähret oder gestärket fühlt, und wenn sie zu kräftigen Speisen und starken Getränken gewöhnet ist; so wird sie an andern Nahrungsmitteln, die nicht sehr viel nahrhaftes und geistiges haben, gar keinen Geschmack finden. Manche Ideen in ihren Verbindungen sind dagegen für ihre Verdauungskräfte zu schwer, so daß sie von dem Genusse derselben mehr Ungemächlichkeit als Befriedigung des Appetites zu gewarten hat. Es geschiehet auch wohl, daß die Seele sich überladet, welches ihr aber niemals gut bekommt. Denn daher entstehen gewöhnlich Blähungen oder Vapeurs, Schwindel, übeler Geschmack, possierliche Gedanken von eigener Größe und Wichtigkeit, verworrene Vorstellungen, in welchen sie kleine niedrige Kunstgriffe für Klugheit und eine aufwallende Neigung, entkörpert zu werden, für Heldenmuth ansiehet h). Wenn nun diese Cruditäten nicht gelinde abgeführet werden, so wird der Zustand gemeiniglich sehr gefährlich i). Wer wird es nicht bedenklich finden, das Volk zu überreden, daß es seine alten Meinungen mit neuen vertauschen solte, wenn diese auch schon gesünder wären, als jene? In die Stelle des einen Irrthums kan ein anderer treten, der schädlicher ist, als der erste, welchen man aus dem Wege geräumet hatte. Ein Wechselfieber wird vertrieben, und der Genesende bekommt Lähmung in allen Gliedern oder die Wassersucht. Besser also, ein kleines Uebel ertragen, als ein größeres befürchten müssen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

h) So wie beim jungen Werther.
i) Μεγας ὁ κίνδυνος, ἐυθὺς ἐξεμέσαι ὁ οὐκ ἐπεψας. Epict. Ench. c. LXIX.

Anfrage.

Derjenige, welcher aus einer alten Kalendersammlung, oder nach einer Berechnung, jüngst das Mondlicht einer gewissen Nacht angezeigt hat, wird gebeten, ebenfalls in diesen Blättern gefälligst anzuzeigen, ob in der Nacht vom 8ten auf den 9ten Mai 1631 auch an unserm Horizonte der Mond geschienen, wenn er auf- und untergegangen ist?

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 22ten Julius 1782.

Abhandlung über die Aufgabe der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, auf den 1ten Junius 1780. Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt?

(Fortsetzung.)

Diese Nothwendigkeit von der Beibehaltung alter Irrthümer, wird recht sichtbar, wenn man aus ihrer Menge einen oder andern heraus hebt, und, von der Erfahrung geleitet, auf seine Würkungen auf unserer Erdfläche acht giebt. Man kennet z. B. den irrigen Grundsatz: Was geschiehet, das kan nicht anders geschehen, als es erfolget. Eine Untersuchung, ob diese Meinung aus des Freiherrn von Wolf Satze, vom zureichenden Grunde und der hypothetischen Nothwendigkeit hergeleitet werden könne, oder ob die Sterne durch ihren gewaltigen Einfluß in die Schicksale der Bewohner unsers Planeten dergleichen verursachen, gehöret nicht zu meiner Obliegenheit. Genug, diese Meinung herrschet seit langer Zeit in den Gemüthern unserer und vieler andern Gegenden, und der allgemeine Beifall, in welchem sie sich noch immer erhält, solte mich auf die Vermuthung bringen, daß sie zu den Begriffen gehöre, welche schon in der Seele ruhen, ehe sie noch anfängt, ihre Gedanken zu entfalten, und die mit dem Menschen geboren werden. Um den Nutzen dieser Meinung einzusehen, wird es hinreichend seyn, darzuthun, daß dieselbe theils zur innerlichen Beruhigung, theils auch zu der äußerlichen Sicherheit vieler unserer Nebenmenschen ungemein zuträglich sey: und das wird sie schon in den Augen aller Freunde des Guten erhaltungswürdig machen. Ein Kriegsbedienter führt einen Auftrag nicht so aus, daß er den Entwürfen und Erwartungen seines Befehlshabers entsprochen hätte, und verschiedene erfahrne Männer, welche dabei gebraucht wurden, wollen angemerket haben, daß nicht alles bei der Affaire mit genugsamer Klugheit behandelt worden sey. Wie unglücklich hätte der Mann werden können, wenn

nicht der Grundsatz, daß der Erfolg eben dieser und kein anderer hätte seyn können, ihm zu Hülfe gekommen wäre! „C'est une destinée!„ ruft ein Mann, dessen Meinung hier von großem Gewicht war, und dieses Vorurtheil sicherte den Kopf des Kriegsbedienten. Unter den vielen Fällen, die uns täglich vorkommen, sey es mir erlaubt, meinen Leser nur noch auf einen einzigen aufmerksam zu machen, da dieser Irrthum die Sterblichen für Ungelegenheiten und Verdrießlichkeiten schüzzet. Ein Arzt hat das Misvergnügen, zu sehen, daß ein Kranker stirbt, zu dessen Erhaltung er herbeigerufen war, und von welchem viele glaubten, daß er hätte gerettet werden können. In manchen Gegenden, wo man alles so genau nimt, könte dieser Umstand Aufsehen, und wohl gar eine nähere Nachfrage erwecken. Wie verdrießlich wäre das! Mögte ich doch um alles in der Welt kein Arzt seyn, wenn ein Kranker nicht solte die Erlaubniß zu sterben haben, ohne daß die Policei sich in die Sache mischte. Und wozu denn alle die Weitläuftigkeit, daß die Leiche geöffnet, und die Veranlassung des Todes erforschet wird? Wer wird sich auch gern im Tode noch zerschneiden und besichtigen lassen? Den Hinterbliebenen, welche in solchen Fällen tief gebeuget, oder wenigstens betrübt und leidtragend sind, nachdem der Stand und der Nachlaß des Erblasseten es mit sich bringet, würde dadurch noch eine Ursache mehr zu ihrer respective Beugung und Betrübniß gegeben werden, wenn außer den Beerdigungskosten der Physikus für die Sektion, und das Visum Repertum bezahlet werden müßte. Für den Arzt wäre es vollends recht ärgerlich, wenn die Obrigkeit, die von der Medicin nichts versteht, in sein Fach Eingriffe thun, und über die Verstorbenen, welche doch aus ihrer Gerichtsbarkeit in bester Form Rechtens ausgegangen sind, kritisiren wolte. Allen diesen und noch weit mehrern unangenehmen Folgen, kan nicht sicherer vorgebauet werden, als wenn der Grundsatz: Was unter dem Monde geschiehet, daß muß also geschehen, geltend gemacht wird. In diesem leztgedachten Falle pflegt man dieses in dem Volkstone also auszudrücken: Der Tod will eine Ursache haben. Und mit dieser Sentenz wird die Sache gewöhnlich für beschlossen angenommen. Wer davon mehr zu wissen begehret, der mag sich an den Tod selbst wenden, und nach Belieben ihn fragen, was für eine Ursache er dieses oder jenes mal gehabt habe.

Es ist bekant, wie allgemein das Vorurtheil in den Gemüthern des grossen Haufens aufgenommen sey: Was ein vornehmer angesehener behauptet, das muß gegründet und wahr seyn. Vielleicht findet das Volk auch bei keinem einzigen seiner Irrthümer leichter eine Entschuldigung als bei diesem. Durch die Bemühungen gelehrter und ungelehrter Männer, durch Würden und Ansehen vor andern ausgezeichnet zu werden, wird dieses Vorurtheil gar sehr begünstiget. Allein man lasse das im-

immer unangefochten stehen; denn es hat seinen unwidersprechlichen Nutzen. Mancher hat keine Lust oder keine Fähigkeit zum Denken, manchem fehlt es an beiden zugleich, — und muß sich doch oft zu einer gewissen Meinung bestimmen, wenn er dazu aufgefodert wird. Wie soll er's machen, wenn er nicht einen Mann kennet, den der Staat mit hinlänglichem Ansehen bekleidet hat, daß er für andere denken, und seine Meinung geltend machen kan, so daß diese andere seinen Gedanken ohne Umstände sicher beitreten können? Die Bescheidenheit, eine Tugend, welche zu Cicero's Zeiten sehr geschäzet wurde, und ein behutsames Mistrauen, das mancher in seine eigene Einsichten sezt, hindert ihn oft daran, daß er der Freiheit im Denken sich nicht bedienet oder der Richtigkeit seiner Gedanken nicht eher trauet, bis erst andere, von deren Einsichten er eine große Meinung heget, sie auch untersuchet und ihnen das Gepräge ihres Beifalls aufgedrükket haben. Wie würden diese guten Seelen zurecht kommen, wenn nicht Männer vorhanden wären, deren Ausspruch ohne Umstände entschiede und die Abwege zu andern Meinungen versperrete? So bald nun der Grundsaz allgemein gilt: Je größer das Ansehen eines Mannes, desto zuverläßiger ist sein Ausspruch, so bald ist auch unzähligen Zweifeln, welche das Gemüth quälen, Ungewißheiten und mühsamen Untersuchungen vorgebauet. Nun kan ein jeder leicht wissen, welche Meinungen herrschend sind, und so lange man denen treu bleibt, geht man am sichersten. Das Volk selbst wird dadurch in der Einigkeit erhalten, und diejenigen endlich, welche sich seiner zu einer guten Absicht bedienen wollen, werden immer ein Mittel finden, den Gesinnungen desselben diejenige Richtung zu geben, die ihnen selbst gefällt.

Eine vorzügliche Zierde würde dieser meiner Abhandlung fehlen, wenn ich nicht noch wenigstens einen der alten Irrthümer anführte, mit welchem das Volk von langen Zeiten her bis jezt unzählige mal betrogen worden, und dessen Nutzen doch auch am Tage liegt. Daß zuweilen Gespenster umher gehen, und sich bei den Sterblichen, gemeiniglich um Mitternacht, melden, den guten Menschen nichts zu leide thun, außer daß sie sich hören und zuweilen sehen lassen, den bösen aber desto gefährlicher sind, ist noch in unsern Tagen ein allgemein angenommenes, oder vielmehr ererbtes Vorurtheil. Eine wahre Antike. Man wird sich auch nicht darüber wundern, daß dieser Irrthum sich so lange hat erhalten können, wenn man bedenket, daß er schon vor Jahrtausenden von den Babyloniern, Juden, Aegyptiern a), Griechen und Römern aufgenommen worden, und sich hernach über alle europäische Völkerschaften ausgebreitet hat. Es ist bekant, wie viel böses die Feinde der Vorurtheile dem Gespenster-Glauben nachsagen, und ich bin auch weit entfernt, ihn gänzlich zu vertheidigen. Die

a) B. der Weish. C. 17, v. 3. 6.

Beschuldigung, daß er dem Menschen die Herzhaftigkeit, ein sehr schäzbares Gut des Lebens, raube: daß zur Nachtzeit gar viele in den Gefahren umkommen müssen, aus denen sie gar wohl hätten gerettet werden können, wenn die Furcht vor bösen Geistern andere nicht davon abgehalten hätte, ihnen zu Hülfe zu kommen: daß viele aus unnöthiger Furcht ihre Gesundheit, selbst das Leben eingebüßet haben: daß manche, um sich für diesen Geschöpfen der Einbildung sicher zu stellen, ihr Vermögen den rechtmäßigen Erben entzogen, und dasselbe andern zugewendet haben, welche gar keinen gegründeten Anspruch darauf hatten, das mag alles wahr seyn. Wollen wir uns aber als unpartheiische Freunde der Wahrheit beweisen, so dürfen wir bei der Erzählung des schädlichen auch das Gute nicht verschweigen, was mit der Gespensterlehre verbunden ist. Wie viel nun auf der einen Seite des Guten und auf der andern des Bösen sey, das aus diesem Irrthum entstanden, das müßte genau gegen einander abgewogen werden, um zu sehen, auf welcher Seite das Uebergewicht sey. Dazu würde aber eine Untersuchung gehören, welche weitläuftiger würde, als die Absicht einer Abhandlung, dergleichen die meinige ist, es verstattet: wenn auch die Quellen vorhanden wären, aus denen man schöpfen könte. Wir müßten mehr von der Naturgeschichte der Gespenster wissen: wir müßten vollständigere Nachrichten davon haben, was die Dämonen der Griechen, der Todesengel, der dem Brutus in der Nacht vor dem zweiten pharsalischen Treffen erschien, was der würgende Asmodi und die räuberische Liliz bei den Ebräern und andere Erscheinungen aus der Unterwelt Gutes veranlaßt und Böses verhindert haben. Die Geschichte müßte uns die Zeugnisse liefern, wie oft ein Missethäter bei dem Bewußtseyn strafwürdiger Handlungen durch die schauderhafte Vorstellung von der Annäherung eines Gespenstes gezüchtiget worden sey. Dieses und noch mehr müßte man wissen; wenn man sicher entscheiden wolte, ob der Vortheil oder der Schade größer sey, der aus dieser Meinung entstanden ist. Wie mühsam wäre das aber hervor zu suchen: und würde man es bei aller angewandten Mühe finden? So lange es uns also daran mangelt; würde es voreilig seyn, allen Gespenstergeschichten ihren Werth absprechen wollen. Man ist doch darin mit mir einig, daß in unserer besten Welt kein Ding so ganz böse sey, daß es unter keinerlei Umständen zu etwas nützen könte: und das wiederum keine Sache so nützlich und vollkommen sey, daß sie nicht einem oder anderm Misbrauche ausgesezet wäre. Warum wolte man nun diesem Irrthume, den sein hohes Alter und sein bei vielen Völkern erlangtes Ansehen schon ehrwürdig macht, eben diese Gerechtigkeit nicht wiederfahren lassen, und ihn ohne vorhergegangene Untersuchung die Landverweisung zuerkennen? Es giebt immer Menschen genug, welche geneigt sind, böse und schädliche Din-

Dinge zu übernehmen, wozu sie die Finsterniß wählen müssen, um nicht entdecket zu werden. Je beherzter aber ein Bösewicht ist, desto gefährlicher wird er der menschlichen Gesellschaft, und viele von der Art können nur durch Zaghaftigkeit und Furcht von solchen Unternehmungen zurück gehalten werden, die zum Schaden anderer gereichen. So lange er also nicht kühn genug ist, für sich allein einen verderblichen Vorsatz auszuführen, so lange wird auch viel Böses unterbleiben. Einen andern zum Vertrauten eines Bubenstückes zu nehmen, das ist zum Glück für die Welt schon bedenklich, und nicht selten auch schwer. Was kan ihn also mehr zurückhalten, unter dem Schutze der Nacht und bei aller Sicherheit, von Menschen entdecket zu werden, als die Besorgniß, daß ihm ein Geist aufstoßen werde, zu welchem er sich gewiß nicht viel Gutes zu versehen haben dürfte. So evident es nun ist, daß der Gespensterglaube manches Böse verhindert; so leicht kan es auch erwiesen werden, daß eben dieses Vorurtheil ein Bewegungsgrund zu guten und edlen Handlungen werden kan. Weil von der Würklichkeit einer Sache auf die Möglichkeit derselben richtig geschlossen wird, so kan ein einziger Vorgang hinlänglich seyn, dieses zu beweisen. Noch in der leztern Hälfte dieses Jahrhunderts, starb in S : : : ein sehr begüterter Mann, von dessen Nachlasse die Erben ansehnliche Capitalien zu gewissen Legaten verwenden solten, wie er in seinem Testamente förmlich verordnet hatte. Die Erben waren verdrießlich darüber, daß sie so große Summen, auf welche sie schon lange vorher Rechnung gemacht hatten, anderen überlassen solten, und nahmen die Sache erst in reife Ueberlegung, ehe sie zur Auszahlung schritten. Was ihnen das mehreste Bedenken erweckte, das war dieses, daß sie keine Ursache ausfindig zu machen wußten, welche den Herrn Erblasser zu einer so außerordentlichen Mildigkeit, die doch vorhin, wie ihnen bekant war, sein Fehler niemals gewesen, bewogen haben mögte. Als ein Ersatz an das Publikum konte das Vermächtniß unmöglich angesehen werden: denn dazu war es noch immer viel zu wenig. Als eine Würkung der Dankbarkeit für Wohlthaten, die er in seinem unbemittelten Zustande empfangen hatte, von welcher Empfindung der Verstorbene zuweilen eine Anwandelung gehabt haben solte, konte es auch nicht füglich geachtet werden: denn die hätte doch mit seinem Tode aufhören müssen; weil Niemand länger zu seinen Pflichten eine Verbindlichkeit hat, als er lebet. So philosophiren die versammelten Erben und sinnen auf Mittel, wie ihnen der ganze Nachlaß unverkürzet erhalten werden könne. Das Resultat ihrer Berathschlagungen fällt dahin aus, daß man die Legate nicht auszahlen, sondern unter sich theilen will, welches um so viel sicherer geschehen konte, da nicht ein einziger von denen, die so gut bedacht waren, das geringste davon

wußte. Der Betrug wird verabredet und dabei soll es bleiben b).

Umsonst erinnert das Gewissen
An Wohlstand, Ehr' und Pflicht.
Die Erben, die hier sehr viel denken müssen,
Verstehn jetzt die Erinn'rung nicht.
Frau Sarah hebt nun an, mit Schaudern zu erzählen,
Wie manch' Verstorbne sich genah't,
Wenn man so etwas zu verhehlen,
Sich nicht gescheuet hat. —
Die Vorstellung: Am Kasten ihn da stehen,
Ins Leichentuch gehüllt, den sel'gen Herrn zu sehen. —
Die Vorstellung dringt durch. — Nun willig't jeder ein,
Des Testatoren letzten Willen,
So schwer es immer fällt, in allem zu erfüllen.
Muß nicht ein Wahn der Grund zu schönen Thaten seyn? —

Eben das wäre fast von allen übrigen angeerbten Irrthümern zu erweisen, wenn ich nicht besorgen müßte, einen denkenden Leser durch eine weitläuftigere Ausführung zu ermüden. Darum will ich diese fürchterliche Betrachtung endigen: denn es ist bald eilf Uhr, und mich fängt nachgerade selbst an — zu grauen.

So viel Gutes nun auch die alten Irrthümer in der Welt verbreiten, so wünsche ich doch nicht, daß keine neue unrichtige Meinungen weiter erfunden werden mögten. Der Patriot wünschet die Wohlfahrt des Volks so sehr zu erhöhen, als es möglich ist, und darum muß ihm auch ein jeder neuer Irrthum willkommen seyn. Da das menschliche Geschlecht sich bei den alten schon so lange Zeit wohl befunden; so stehet auch der Vortheil von den neuen zu erwarten, der um so viel größer seyn wird, je weiter und geschwinder sie sich ausbreiten werden. In allem Betracht wichtig waren daher die Verdienste jenes vornehmen nordischen Gelehrten, der sich offenherzig genug bewieß, dem Geschlechte der Sterblichen mit einer Nachricht von seinem Umgange mit den abgeschiedenen Seelen und andern Geistern ein Geschenk zu machen und schwerlich werden die Nachkommen es uns verzeihen, daß wir eine so seltene Erscheinung nicht benutzet und von ihrem Untergange gerettet haben. Denn daß damals alle denkende Menschen von dieser Sache redeten: den außerordentlichen Mann bewunderten, und es einander gestanden, daß so weit noch kein Sterblicher gekommen sey: daß einige betheuerten, die ganze Sache sey ihnen unbegreiflich, und andere dagegen versicherten, es sey nichts leichter einzusehen, als ein solcher Umgang unserer Seele mit andern ihres gleichen: daß ein gelehrtes Zeitungsblatt mit vieler Behutsamkeit sich darüber ausließ; so, daß Niemand wissen konte, welcher Parthei der Recensent ergeben war: das alles war noch nicht genug gethan für eine Nation, welche auf Erweiterung ihrer Kenntnisse und auf Politur so starke Ansprüche macht, als die unsrige. Was für Vortheile hätten daraus erwachsen können, wenn wir mehr Aufmerksamkeit auf diese Entdeckung

b) Hæreditatis spes quid iniquitatis — non suscipit! Cic. in Parad.

deckung hätten wenden, und von ihr einen guten Gebrauch machen wollen! Denn, nicht zu gedenken, daß das Volk ihm selbst mit leichter Mühe ein System von einer Geisterlehre hätte aufbauen können, so könte sie als eine starke Aufmunterung zur Tugend und Ehrbarkeit fürtreflich genutzet werden, wenn in einem Staate ein oder zween Männer dafür bekannt wären, daß sie, so oft es ihnen beliebte, in der Gesellschaft der abgeschiedenen Geister sich umsehen könten. Der Herr Baron hatte bei einem solchen Spatziergange in die höheren Sphären einen Geist gesehen betteln gehn; und dieses darum, weil er auf dem Erdboden eine niederträchtige Rolle gespielet hatte. Wem solte das nicht abschrecken, Niederträchtigkeiten zu begehen, wenn dergleichen etwas zu besorgen wäre? Denn fürs erste wäre es für die abgewanderte Seele doch immer verdrießlich, in einer solchen Lage ihrer Umstände sich zu finden. Man weiß, was das heißt: Betteln gehen, absonderlich wenn man an diese Art von Nahrungsgeschäfte nicht gewöhnet ist. Und das schlimmste bei der Sache wäre dieses, daß die hinterbliebene fürnehme oder wohl angesehene Angehörige es erfahren könten, daß ihr verstorbener Freund, dem sie etwa ein Denkmal von Marmor oder einen panegyrischen Leichenstein setzen, und so manche schöne Trauergedichte drukken lassen, welche in jeder Stanze die Verdienste des Verstorbenen und den Hunger des Dichters mit gleich starkem Feuer verkündigen, jetzo ein so klägliches Geschöpf sey. Kan nun dem Laster nicht kräftiger als durch Abschreckungen gewehret werden, so wie die Tugend Aufmunterungen nöthig hat; so hätte das Reich der Tugend unter einem Volke eine unglaubliche Erweiterung erlanget, wenn von Zeit zu Zeit Nachrichten aus dem Gebiete der Geister zu uns hätten gelangen können. Diese und noch andere ansehnliche Vortheile, die wir jetzt noch eben so wenig kennen als die Europäer vor Columbus die Natur-Produkte aus Amerika kanten, hätten uns zufließen können, die wir durch unsere bewiesene Gleichgültigkeit gegen die Verdienste jenes gutherzigen Mannes nun verscherzet haben.

Mit einem bessern Glücke ist indeß eine ganz andere neue Erfindung in unserm speculativen Zeitalter ans Licht getreten: die Kunst, aus der Form der Nase und ihrem symmetrischen Verhältniß zu der Stirne, dem Kinn und den übrigen Theilen des Gesichts, eines Menschen Temperament und herrschende Neigungen, die Stärke seiner Einsichten, den Grad seines Scharfsinnes, seine hervorstechenden guten oder bösen Eigenschaften mit Gewißheit wahrzunehmen. Denn

— wenn ein Gewisser dort
Mit seinen Augen hört und sieht mit seinen Ohren,
Was keinem, den ein Weib geboren,
Begreiflich ist; — so glaub' ich seinem Wort c).

Und

c) Wieland.

Und gesetzt, daß ich selbst eben nicht alles das glaubte: so wünsche ich doch, daß jeder andere es glauben mögte; weil die Menschenkenntniß und Menschenliebe dadurch unglaublich stark befördert wird, wenn diese Meinung erst einen allgemeinen Eingang gefunden haben wird. Himmel! was Männer nicht ausrichten können, welche die gegründete oder ungegründete Meinung der Nation für sich haben, daß sie aus der Stirn, Nase und dem Kinne weissagen! Ich beneide fast den glücklichen Zustand unserer Enkel, in deren Lebenszeit dieses Licht, welches jetzo noch in schwacher Dämmerung über die Spitzen der südlichen Berge herschimmert, in seinem völligen Glanze stralen wird. Vom Cabinette durch die Landesdicasterien auf die Ober- und Untergerichte bis zu dem gesellschaftlichen Leben herab wird sich der Vortheil zu Tage legen. Processe, die wir von unsern Großältern zum Erbtheil empfangen, und deren Entscheidung unsere Kinder zu erleben, Hofnung haben, können in vier Tagen abgethan seyn, wenn der Urtheils-Verfasser sich das Ansehen zu geben weiß, daß seine Augen durch die Phisiognomik gestärket, in die geheime Werkstätte der Seele hinein schauen. Zeugenverhöre werden alsdenn ganz überflüßig seyn, und der Richter darf nur: „Was sehe ich!„ mit dem rechten Tone ausrufen; so wird Beklagter oder Implorat überzeuget werden, daß jener die ganze Beschaffenheit der Sache schon vor sich siehet, und wird es rathsam finden, mit der Wahrheit nicht zurück zu halten. Daumschrauben und spanische Stiefel, werden zu weiter nichts mehr nützen, als in den Kunst- und Naturaliencabinetten aufgehoben zu werden, um die Nachwelt zu belehren, wie sinnreich die Vorfahren in der Erfindung der Mittel waren, die Wahrheit zu erforschen. Der Candidat wird bei dem ersten Eintritte ins Consistorium gewärtig seyn müssen, daß man aus der Lage seiner Mine um die Nase her seine Geschicklichkeit wahrnehmen, und mit dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit vorher wissen werde, ob die symbolischen Bücher oder eine andere neue Bibliothek in sein System gehören, und wie vielen Einfluß das Klima der Gegend, wohin er zu wohnen kommen soll, in seinen Lehrbegrif haben werde. Wie vieles würde ich sagen müssen, um die Vortheile anzuzeigen, die die künftigen Generationen in allen Ständen davon einernten werden, wenn das Feld der Phisiognomik erst überall angebauet seyn wird.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 26ten Julius 1782.

Abhandlung über die Aufgabe der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, auf den 1ten Junius 1780. Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt?

(Schluß.)

Nun sind mir noch einige von den neuen praktischen Irrthümern zu beleuchten übrig, um von der Erfahrung geleitet, an ihnen die Vortheile sichtbar zu machen, welche sie dem Volke verschaffen. Das Genueser Lotto hält man für ein bequemes Mittel, auf eine geschwinde und gar nicht mühsame Art reich zu werden. Zwar, wenn man die Sache nach den Regeln betrachtet, welche die Philosophen von der Wahrscheinlichkeit geben; so mag der Vortheil, wenigstens auf der Seite derer, die ihr Geld darein legen, sogar beträchtlich wohl nicht seyn. Denn die Möglichkeit, nur mit einer einzigen Nummer heraus zu kommen, ist achtzehn mal geringer, als die Möglichkeit, daß diese Nummer darin bleibt, und die Möglichkeit, eine Quaterne zu gewinnen, verhält sich gegen die Möglichkeit, sie nicht zu gewinnen, — wenn ich sonst recht gerechnet habe, — wie 1 zu 144. Daß es also ein Irrthum sey, durch diese Spielart Reichthum zu erlangen, das wird nicht sowohl eines Beweises bedürfen, als vielmehr dieses, daß es dem Volke nützlich sey, durch diesen Irrthum getäuschet zu werden. Und in der That ist bei keinem der neuern Irrthümer der Vortheil so einleuchtend, als bei diesem. Denn daß durch diese Erfindung das Geld in Circulation kommt, das wird Niemand leugnen, und dieses eben so wenig, daß ein schneller Geldumlauf ein wichtiger Vortheil für den Staat sey. Darum wird auch fast kein Bürger für das gemeine Beste für weniger nützlich gehalten, als ein Geiziger. Sein Geldkasten ist ein Meerstrudel, der alles, was ihm zu nahe kommt, verschlinget und ganze Ströme von Gelde in seinen Schlund hinabziehen kan, aus welchem sie nimmer wieder ans Tageslicht

licht kommen. Was ihm in die Hände geräth, das ist wenigstens auf ein Menschenalter verloren. Für dieses Uebel ist wohl kein stärkeres Gegengift, als das Lotto. Drei Wochen lang fließen Tonnen Goldes in unzähligen Bächen, Strömen und Flüssen in die Hauptcasse zusammen, und an dem Ziehungstage wird der Damm dieses Teiches durchstochen, und aus dieser Oefnung ergießt sich dann eine Fluth von Gelde, welche in kleinen und grossen Gewinnen der Menge der Spieler zufließet. Ist nun dieser Geldumlauf dem Staate zuträglich, wie das gar nicht bezweifelt wird; so muß er auch dem Volke, welches den größten Theil von dem Staatskörper ausmacht, vorzüglich nützen: Ein Schluß, der gegen alle Instanzen gesichert ist. Weit größer zeigt sich aber der Nutzen, wenn man die Würkungen des Genueser Lotto auch von der moralischen Seite betrachtet. Man wird nicht leicht eine Beschäftigung finden, wodurch die Lebhaftigkeit und Hofnung einer grössern Menge von Menschen unterhalten, und worin sie zu mehrern Tugenden angeführet werden, als eben diese zuträgliche Spielart. Wer kan es ohne Ergötzen wahrnehmen, wenn man in den öffentlichen Häusern, so wie in den Wohnzimmern, anstatt des einfachen Schreibkalenders, seit etlichen Jahren den Lottokalender im Gebrauch findet, und die Anwesenden in hofnungsvoller Sehnsucht den interessanten Tag bemerken siehet, an welchem ihnen für einen fast unbedeutenden Einsatz die ansehnlichsten Summen in Empfang zu nehmen, wie das gar nicht unmöglich ist, bevorstehet. Gesetzt, daß diesmal auch die Sache noch nicht so ausfällt, wie man wünschte; so darf ja der Spieler nur drei Wochen warten, seine Einlage alsdann verdoppeln, und dafür einem desto größern Gewinne entgegen sehen, der ihn wegen des diesmaligen kleinen Verlustes vielleicht reichlich entschädigen wird. Unterdessen kan sich das Volk fürtreflich im Nachdenken üben, wozu schon einige verdiente Männer, die für das Beste ihres Nebenmenschen arbeiten, eine schöne Anleitung geben: denen wir den Lotto-Wahrsager, das Lotto-Vademecum und andere Werke des Geistes, von seltener Erfindung zu danken haben. Es ist ausgemacht, daß die Glücksspiele zu den Bedürfnissen unsers Jahrhunderts gehören, und wenn das ist; so weiß ich in der That keine Art von Spielen, bei welcher das Volk mehr Gelegenheit hätte, in der Menschenliebe, Toleranz, Wohlthätigkeit, Geselligkeit und der Ueberwindung der Affekten sich so stark zu üben, als bei dem Genueser Lotto. Zu den erhabensten Tugenden, welche das Glück des menschlichen Lebens ausmachen, und zu denen die Sittenlehrer mit tiefen Schlüssen und wichtigen Bewegungsgründen die Sterblichen zu führen suchen, werden sie unvermerkt und spielend angewöhnet. Da wo man sich mit den Karten in der Hand um die Tische auf einige Stunden anschraubet, finden sich fast immer geschlossene

Gesellschaften, die aus Personen von mehrentheils gleichem Stande u. Range bestehen. In den Umständen nun bei dem Gewinne oder Verluste, so wie ihn beim Spiele das Glück verhänget, kaltblütig, und ohne Affekt zu bleiben, das ist noch nicht Tugend oder ein Merkmal einer gebaueten Seele. Das Geld, welches verloren geht, bleibet unter Anverwandten oder Freunden in der Nähe, die man liebet, und denen man es eben so gerne gönnet, als sich selbst: und daher ist es nicht schwer demselben mit Gleichgültigkeit nachzusehen. Allein wie ungleich, wie unter einander gemischt ist die Gesellschaft beim Lottospiele dagegen! Eben die Nummer, welche eine Gebieterin im Palais besetzet hat, kan von der Aufwärterin in einem Kaffehause und von dem hausirenden Bandjuden gewählet seyn. Der Gewinn den der Abbee mit seiner herausgekommenen Ambe macht, kan aus dem seidenen Beutel der Gemalin eines Senatoren, zum Theil auch aus der bestaubten Tasche eines Caminfegers, eines Bootsknechts und Marketenders zusammen gebracht seyn. Die Menschen mögen in Absicht auf ihren Stand, ihre Denkungsart und Schicksale noch so sehr unterschieden seyn; das Lotto hat die Kraft, sie alle in eine Gesellschaft zu vereinigen. Das gnädige Fräulein und die alte Motten-Anne in der Trödelbude: der Postillion und der Herr in der vergoldeten Kutsche, Juden und Christen, Kaufleute, Gelehrte, Porteurs, Griechen und Armenier, welche auf ihrer Fahrt zwischen Livorno und Marseille da vorzusprechen pflegen, vereinbaren sich mit Vergnügen, alle mit froher Hofnung erfüllt, und von dem edlen Triebe belebet, ihr Geld zu dem gemeinschaftlichen Besten beizutragen, oder auch aus der zusammen gebrachten Masse einen Theil davon in Empfang zu nehmen. Keiner von ihnen maaßet sich einen Vorzug vor dem andern an. Sie alle achten sich in ihren Rechten, in ihren Absichten und Erwartungen einander gleich. Sie alle opfern der Göttin des Glückes, und erwarten es, welche die unter ihnen als ihre Günstlinge auszeichnen, und mit baaren Gnadenbezeigungen hervorziehen wird. Freilich könte unter ihnen mancher sich finden, dem es beschwerlich fiel, den Einsatz von seiner täglichen Nahrung zu entbehren, oder der denselben gegen ein unentbehrliches Hausgeräthe geborget hat, und der sich nun unter dem Huthe kratzet, wenn von den gezogenen Nummern keine einzige auf seinem Originalloose stehet, wie man solches in Genua bei einer jeden Ziehung häufig wahrnehmen soll. Allein dieser kleine Unmuth kan nicht lange dauern; weil ja in drei Wochen die Göttin ihren schönen Jungen, so wie Venus den Amor, mit der Binde vor den Augen, wieder an das Glücksrad stellen, und unter dem jauchzenden Schalle von Trompeten und Paucken ihr Füllhorn ausschütten wird: und wie bald gehen ein und zwanzig Tage hin? — Wie freue ich mich, wenn ich die Glückseligkeit meiner Nebenmenschen, wenn sie auch an

dem Ufer des ligustischen Meeres wohnen so blühen sehe! In den Tagen zwischen den Ziehungen sollen die General-Collecteurs, und Collecteurs um das gemeine Beste sich so stark beeifern, daß sie nicht allein ihre Dienste alle denen, die ihr Glück versuchen wollen, mündlich und in den Zeitungen von freien Stücken anbieten, sondern auch zu manchen Zeiten die mit Zahlen bezeichneten Billets den Fremden auf den Gassen entgegen bringen. Wer muß nicht die Denkungsart dieser Männer hoch schätzen, welche sich mit so rühmlicher Uneigennützigkeit dem gemeinen Besten widmen, daß sie auch nicht einmal den gewöhnlichen und überall eingeführten Abzug von den Gewinnen ihrer Interessenten inne behalten, sondern ihnen alles ohne die geringste Abkürzung baar und promt auszahlen. Wie entscheidend sind die Beweise dieser allgemeinen Menschenliebe! Mögten die deutschen Moralisten dorthin sehen, welche über den Verfall der Sitten so bittere Klagen erheben! Mögten sie sich überreden lassen, ihre ernsthafte verdrießliche Mine vom Gesichte wegzuwischen und in das Genueser Lotto einsetzen! Alsdenn würde ihnen ein großer Theil der Welt, die sie bessern wollen, von einer guten und liebenswürdigen Seite erscheinen und ihren Beschwerden ein Ende machen. Es stehet freilich nicht zu leugnen, daß einer oder der andere bei diesem Spiele aus Gewinnsucht einen ansehnlichen Verlust an seiner Casse erlitten, und wohl gar, indem er sein Glück ertrotzen wollen, sein ganzes Vermögen bis auf den letzten Groschen dabei eingebüßet hat. Allein was ist denn dieses nun für ein großes Uebel? Der gar zu eifrige Spieler hat sich eines Gutes freiwillig entlediget, welches er nicht zu gebrauchen wußte: Folglich war ihm dieses Gut auch nicht nützlich. Dasjenige aber entbehren müssen, was uns nichts nützet, das ist kein wahrer Verlust. Sein eingesetztes Geld, das er nie wieder zu sehen kriegen wird, ist vermuthlich in solche Hände gekommen, die es besser werden anzuwenden wissen: und so ist es an dem rechten Orte. Der verarmte Spieler hat dagegen auf der andern Seite einen merklichen Vortheil: denn er ist auf die Weise von der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, und von der Vergänglichkeit der Reichthümer aufs lebhafteste überführet worden a). Und wenn die Armuth ein Uebel ist; so ist sie dem Lottospieler, der sich in den Nummern, welche aus dem Glücksrade kommen solten, verrechnet hatte, gewiß das leichteste Uebel; weil er dasselbe nicht mit Furcht und Angst auf sich herannahen gesehen, sondern ihm mit heroischen Muthe und heiterem Gesichte entgegen gegangen war b). Der-

a) — Παυρον δ'ἐπὶ χρόνον ὄλβος ὀπηδεῖ. Hesiod. Op. p. 246.

b) Ego discere volo, quomodo totos (fines meos) hilaris amittam. Sen. Ep. LXXXVIII.

Dergleichen einzelne Fälle können sich immer ereignen, ohne daß dadurch dem Werthe der Sache etwas benommen wird. Daher bleiben denn die vorhin angeführten wichtigen Vorzüge dem Lotto eigen, und man wird ihm den Ruhm nicht absprechen, daß dasselbe bei allen den schwankenden Gründen, welche seine Freunde und Beförderer vor sich haben, zufälliger Weise eine sehr wohlthätige Einrichtung für das Menschengeschlecht worden ist.

Der berühmte Herr J. J. Rousseau hat eine ganz neue Meinung geäußert, daß nemlich für die Menschen die natürlichste und anständigste Lebensart die sey, wenn sie auf Händen und Füßen giengen, und zu ihrer Speise Eicheln wählten: und ich denke nicht, das Ansehen dieses gelehrten Mannes zu beleidigen, wenn ich glaube, daß er hierin geirret habe. Sobald man den Versuch macht, wird sich das entdecken. Die menschlichen Kniegelenke, welche bei einer solchen Situation des Körpers nicht auswärts, wie bei den Rindern und Hunden, sondern einwärts gehen, machen diesen gepriesenen Gang überaus beschwerlich, und ich solte denken, die müßten bei uns auch nicht einwärts gebogen seyn, wenn wir mit einem vierbeinigten Gange so gut fortkommen solten. Eben so wenig mögten unsere Augen mit demselben zufrieden seyn: weil sie enger bei einander, und nicht an der Seite des Kopfes sitzen, wie bei den Pferden. Beim Verspeisen der Eicheln, hätte ich so viel nicht zu erinnern, und wer nur Selbstverleugnung genug besitzt, seinem Geschmacke einige Gewalt anzuthun, der solte mit der Zeit dieses Nahrungsmittel noch wohl bequem finden. Von der Circumspection dieses Philosophen, ist es aber nicht zu vermuthen, daß er hieran nicht gedacht haben solte, und ich glaube vielmehr, daß er mit diesem Einfalle die Nichtphilosophen ein wenig zum Besten haben, zugleich aber auch dem Vaterlande einen Dienst dadurch habe erweisen wollen, daß er dem Volke einen neuen Irrthum in die Hände spielte. Der Vortheil, welchen er den Ländern bringen würde, leuchtet in seiner ganzen Größe daraus hervor, daß er den herrschenden Luxus mit einem male gänzlich niederschlagen würde. Dies ist wenig, aber doch zum Vortheil dieses Irrthums genug gesagt. Wer kennet nicht den geheimen Zerstöhrer des blühenden Wohlstandes ganzer Familien, den Luxus! Wer siehet nicht mit trauriger Ahndung in die Zukunft hinaus, da diese ansteckende Seuche, von der Verblendung und dem Leichtsinne begleitet, immer weiter um sich greift, und den Verfall der Länder und Völker im Gefolge haben wird c). Wer will aber diesem mächtigen Uebel Einhalt

c) Luxus populator opum, quem semper adhærens
Infelix humili gressu comitatur egestas. *Claud.*

halt thun? Es sind freilich noch Mittel genug dazu vorhanden: die stehen aber so wenig in eines Privatmannes Gewalt, daß der sich nur vorzusehen hat, damit er nicht von dem Strome mit fortgerissen werde. Ein geschwinderes und sicheres Mittel, das Vaterland von dieser Plage zu befreien, wäre nicht leichter auszufinden, als wenn das Volk überredet würde, die natürlichste und anständigste Art von einem Orte zu dem andern sich zu bewegen, sey die, daß man den Beinen die ganze Last des Körpers zu tragen nicht allein aufbürdete, sondern die Hände dabei zu Hülfe nähme, und sie zu menschlichen Forderfüßen machte. Mit dieser ganz neuen Stellung unserer Seelenmaschine, würden auch die Moden eine ganz andere Gestalt annehmen, und ein starker Aufwand von vielen Dingen, die bisher unter die unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens gezählet worden sind, würde alsdenn von selbst so gänzlich wegfallen, daß man mit ihnen gar nichts mehr anzufangen wüßte. Weil auch der ganze Nutzen einer Erfindung nicht auf einmal erkannt wird; so kan man auch noch nicht vorher sehen, wie viel vortheilhaftes diese auf die Gesundheit des menschlichen Geschlechts noch in der Folge würken wird. Derjenige, der den Magnet zu einer beweglichen Nadel auf dem Compasse zubereitete, dachte zuverläßig nicht daran, daß man im Jahre 1770 mit ihr die Zahnschmerzen kuriren würde. Dem Pathologen würde sich hier ein neues Feld öfnen, von welchem Ruhm einzuernten wäre, und dem gebe ichs zu betrachten anheim, ob nicht die Gesundheit der Menschen bei dieser veränderten Stellung viel gewinnen, und ob nicht besonders dem Podagristen eine Erleichterung verschaffet werden könte, wenn er sich zu diesem Gange gewöhnte. Der Einwurf, der von den Kniegelenken hergenommen ist, könte dadurch gehoben werden, wenn man dem Volke vorstellte, daß wir Menschen manche andere Gewohnheiten annehmen, welche eben so viele Beschwerde mit sich führen, sobald man es uns begreiflich macht, daß sie modern sind und artig stehen. Die Gegend unsers Leibes, z. B. von den Armen bis auf die Hüften solte wohl frei und uneingeschränkt gelassen werden, weil eine ungehinderte Ausdehnung derselben zu dem Othemhohlen unumgänglich nöthig zu seyn scheint. Wie allgemein ist aber die Gewohnheit bei dem andern Geschlechte eingeführet, eben diese Gegend so enge als nur möglich ist, zusammen zu pressen! Welche von ihnen, hält es nicht für eine Schönheit, keine Eingeweide zu haben, oder doch wenigstens dafür angesehen zu werden, als wenn sie dergleichen gar nicht hätte? Was die Augen anbetrift, welche bei einer vierbeinigten Stellung unsers Körpers ihre rechte Stelle nicht haben mögten, so wäre ja dazu auch noch wohl Rath. Wozu brauchten wir sonderlich die Augen, wenn wir in den ersten glücklichen Zustand der Natur

tur erst wieder zurückgekehret wären? Eicheln und Holzäpfel lassen sich wohl finden, ohne daß dabei der Sehnerven darf angestrenget werden. Alles beruhet nur darauf, daß einige Männer von Ansehen, welche für alles, was neu ist, vorzüglich eingenommen, und mit Herrn Rousseau und meiner Wenigkeit hierin einerlei Meinung sind, die Verbesserung der Menschen sich so ernstlich angelegen seyn lassen, und durch ihr eigenes Exempel diese Gewohnheit auf Händen und Füßen fortzukommen, nur erst in Gang bringen. Der Dank aller derer, welche Verdienste um das Vaterland zu schätzen wissen, würde ihnen keinesweges entstehen können. Nur erst ein einziger ist, so viel ich weiß, um das allgemeine Beste so patriotisch bemühet gewesen. In Italien, dem Lande, welches von allen Zeiten die besten Köpfe hervorgebracht hat, und zwar in Padua, hat ein Doctor, von dem ein glaubwürdiges öffentliches Blatt dieses erzählt d), über alle Vorurtheile seiner Zeitgenossen sich so weit hinausgesetzet, daß er erst vor zwei Jahren einen Versuch gemacht, vor seinen Mitbürgern in aller seiner Würde und mit gebührendem Anstande auf allen vieren einherzugehen. So wie aber die gemeinnützigsten Anstalten gar oft das Schicksal erfahren, daß Privatabsichten ihnen entgegen arbeiten, so hat auch die Paduaische Schuster-Innung, aus Besorgniß, daß ihre Nahrung dadurch gehindert werden mögte, den Senat daselbst mit ihren Vorstellungen und Bitten so lange belästiget, bis derselbe sich genöthiget gesehen, dem Doctor diese Art des Ganges ernstlich zu untersagen, mit dem Bedeuten, aller dergleichen Neuerungen in Zukunft sich zu enthalten. Aus diesem Vorgange läßt sich wenigstens so viel mit Gewißheit urtheilen, daß die Menschen nicht durchgehends abgeneigt sind, diese neue Erfindung sich gefallen zu lassen, und daß wir noch Hofnung haben, einen solchen vierbeinigten Gang über kurze oder lange Zeit überall eingeführet zu sehen. Das lächerliche, welches sich etwa dabei finden mögte, entstünde blos aus der Neuheit der Sache, und würde sich verlieren, wenn man ihrer nur erst gewohnt wäre: das nutzbare davon aber würde bleiben.

Das wird genug seyn, meine Behauptung von der Nutzbarkeit der Irrthümer, durch welche das Volk getäuschet wird, erweislich zu machen. Sind sie Gebrechen der Seele, folglich Uebel; so sind sie metaphysische Uebel, welche zu der besten Welt gehören. Da nun aber auch bewiesen ist, daß eben diese Irrthümer bei dem Volke, nicht nur den Lastern kräftig steuren, welche den Verfall ganzer Nationen herbei zu ziehen im Stande sind, sondern, daß sie auch dem Volke auf die leichteste Art die edelsten Gesinnungen einflößen, die vornehmsten Tu-

d) Erlanger Real-Zeitung vom Jahre 1779.

Tugenden bei ihm befördern, und zugleich dessen äußerlichen Wohlstand auf eine ausnehmende Weise erhöhen; so kan man von dem weisesten Institut etwas mehr nicht verlangen, als was wir von den Irrthümern zu erwarten haben.

G. S. G. F. M.

Antwort auf die Anfrage im 37ten Stück des Magazins: auf welche Art man Fettflecken aus Papier zu bringen im Stande sey?

Man nimt Löschpapier, schabt darauf Kreide, jedoch sehr fein, legt das Papier, in welchem der Fettflecken befindlich darauf, schabt auf die andere Seite Kreide, legt wieder ein Blatt Löschpapier darauf, nimt alsdenn ein recht heißes Pletteisen, rückt sellbiges darauf hin und her, zieht öfters ab, um zu untersuchen ob es fänge, und hat man damit eine Minute continuiret, so nimt man ein nicht allzuscharfes Messer, radiret damit die Kreide, welche gemeiniglich etwas angeklebt ist, ab, verfährt noch ein Paar mal so, alsdenn nimt man ein Maculaturblatt, und wischt die Kreide rein ab. Zum dritten mal hat das Fett alle Kraft verloren, und keiner bemerkt, daß ein Fettflecken darin gewesen. Einige nehmen anstatt der Kreide Sauerrampfersalz. Ob dieses besser sey, wird die Probe zeigen.

Anfrage.

Ein vor kurzem herausgekommener Kupferstich, der das Bildniß des jetzigen Pabstes vorstellet, hat folgenden Vers zur Unterschrift:

Ferrea sub Sextis fluxerunt tempora quondam,
Ast nunc sub Sexto (nomine Reque Pio,)
Aurea Sæcla fluent: Orbis felix erit ut Octo.
Si tamen, ut pastor, grex velit esse pius.

In was für einer Bedeutung soll da das *Octo* stehen? Man ist darüber auf verschiedene Erklärungen gekommen, die aber kein völliges Genüge leisten, weswegen man wünschet, in diesen Blättern darüber belehret zu werden.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 29ten Julius 1782.

Nachricht von den Versammlungen der Königl. Churfürstlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, seit dem Winter 1780 bis ins Frühjahr 1782.

Unabwendige Hindernisse haben es verschuldet, daß von den neuesten Bemühungen, welche die Landwirthschafts-Gesellschaft zur Beförderung ihres Zwecks angewendet, seit einigen Jahren nichts öffentlich bekant gemacht werden können. Indessen wird gegenwärtiges kurzes Verzeichniß derselben hinlänglich ergeben, daß diese Zwischenzeit nicht so unthätig verbracht worden, wie der Anschein vielleicht argwohnen lassen mögte.

Der wichtigste Gegenstand, womit man seitdem beschäftiget gewesen, liegt in der Preisaufgabe vom Frühjahr 1779, wodurch erinnerlichermaaßen für denjenigen eine Prämie von 500 Rthlr. in Pistolen ausgelobet worden, der den Lokalumständen am angemessenste, auf Erfahrung gegründete, und vorzüglich anwendbare Vorschläge thun würde, wie wenigstens ein Viertel des bei der bisherigen Einrichtung der Saline zu Lüneburg erforderlichen Kosten-Aufwandes, fürs künftige ersparet werden könte.

Unter den Beantwortungen, welche diese Aufgabe hervorgebracht hat, zeichnete sich besonders diejenige aus, die mit der Devise: Paulatim, versehen war, und erkante man selbige des Preises auf den Fall fähig, wenn wiederholte Probesiedungen, die Anwendbarkeit ihrer Vorschläge bestätigen, und Sicherheit für den bezielten Gewinn, gewähren würden.

Bei Eröfnung des versiegelten Namen, entdeckte sich als Verfasser dieser Preisschrift, der durch seinen Auszug aus Süßmilchs Göttlicher Ordnung ꝛc. bekante Königl. Dänische Regierungs- und Obergerichts-Advokat, Herr **Ludewig Albert Gottfried Schrader**, zu Pinneberg.

Schon der Inhalt jener Abhandlung, die von einer gründlichen Kenntniß ihres Gegenstandes, und einer richtigen Beurtheilung desselben hinlänglich zeugte, berechtigte zu der Hofnung, daß deren Verfasser es in keinem Stücke an demjenigen mangeln lassen würde, was noch weiter erforderlich

derlich war, um der Aufgabe völlig Genüge zu thun. Mit dieser Erwartung stimmte aber auch der Erfolg aufs genaueste überein.

Es wurden nemlich unter der verehrungswürdigsten Begünstigung der Königl. Landesregierung, in einem zu ähnlichen Absichten vormals erbaueten Königl. Siedehause zu Lüneburg, mehrmals wiederholte Probesiedungen nach Vorschrift des Herrn **Schraders**, auf Kosten der Landwirthschafts-Gesellschaft veranstaltet, die theils derselbe persönlich dirigirte, theils aber von einem dabei angelernten Sülzer, in Abwesenheit des erstern nachgeahmet sind.

Die Resultate der erwähnten Versuche, begründeten nun, theils einzeln, theils zusammen genommen, eine ganz vollkommne Ueberzeugung davon, daß die Schraderschen Vorschläge, nicht nur für anwendbar zu halten wären, sondern es auch mittelst deren Befolgung möglich zu machen stehe, bei dem Lüneburgischen Salinwesen, gegen die Kosten der bisherigen Siedungsmethode, an Feurung, Arbeitslohn, und sonstigen Ersparnissen, wenigstens ein Viertel zu gewinnen, wenn nach vorgängig geänderter Einrichtung geschickte Sieder sich in dem neuen Verfahren beim Salzkochen hinlänglich geübt haben würden.

Man fand sich hiedurch verpflichtet, dem Herrn **Schrader**, den ausgesetzten Preis von 500 Rthlr. zuzubilligen, und auszahlen zu lassen, übrigens aber es höhern Orts zur weitern Prüfung zu verstellen, ob und in wie ferne die jetzige Verfassung des Lüneburgischen Salinwesens, ein den geschehenen Vorschlägen angemessenes Verfahren gestatten werde.

Ferner hat die Societät mit Vergnügen vom Königl. Amt Stolzenau die Nachricht erhalten, daß die dortige Dorfschaft Holzhausen, durch bloßes Zureden, von dem Nutzen der Gemeinheitsaufhebung dermaaßen überzeuget worden, daß sie sich nicht nur in Ansehung der Hud und Weide mit fünf benachbarten Dorfschaften aus aller Gemeinschaft gesetzet, sondern auch unter ihren Einwohnern, den hiebei privative erlangten räumlichen Distrikt ganz getheilet, und hiedurch, wie durch andere zweckdienliche Einrichtungen, fürs künftige dem bisherigen Mangel an nöthiger Futterung, und Holzung abzuhelfen, sich bemühet, und dieses Werk von freien Stücken ganz ungezwungen ausgeführet habe.

Die Societät nahm hieraus Anlaß, der vorerwähnten Dorfschaft über ein so rühmliches Betragen, und dadurch für andere Interessenten der schädlichen Gemeinheiten gegebenes, höchst nachahmungswürdiges Exempel, ihren Beifall mit einer extraordinairen Geldprämie zu beweisen.

Verschiedene andere Nachrichten, welche bei der Gesellschaft eingegangen, enthalten bemerkungswerthe Proben davon, daß hie und da selbst der geringere Landmann, sich über die gewöhnlichen Vorurtheile gegen die

Blat-

Blattereinimpfungen wegsetzet, und der größern Gefahr des Verlusts seiner Kinder in den natürlichen Blattern, durch jenes Mittel, unter vernünftiger Vorsicht zu entgehen sucht.

Mit dem Eingraben der Bienen im Winter, sind von einem Mitgliede der Societät neue Versuche gemacht worden, welches ihr eine Beschreibung des dabei beobachteten Verfahrens, nebst dem Erfolge desselben zugestellet hat. Da diese Versuche, nach mehrjähriger Wiederholung immer gut eingeschlagen, so scheinen solche eine weitere Aufmerksamkeit zu verdienen, und wird man daher die nähere Beschreibung derselben in der künftigen Fortsetzung der landwirthschaftlichen Nachrichten mit abdrucken lassen.

Ein gleiches bleibt in Ansehung der von dem Herrn Oberhof-Roßarzt **Kersting** eingeschickten lehrreichen Abhandlung, über die Inoculation der Hornviehseuche vorbehalten, wozu dem Verfasser die bekante Inoculationsanstalt im Amte Sieke, welche solcher auf Befehl der Königl. Cammer eingerichtet, und in persönliche Aufsicht genommen hat, vorzüglichen Stof gegeben. Der Nutzen, den besagte Anstalt schon gestiftet hat, erregte bei der Societät den Wunsch, ein ihr ähnliches Institut, annoch zum Besten der Landeseinwohner irgendwo zu etabliren, und wie Königl. Landesregierung nicht nur diesem Vorsatze den vollkommensten Beifall gegeben, sondern auch denen zur Ausführung desselben bereits geschehenen Anträgen, die dankwürdigste Protection angedeihen lassen, so findet die Sache nur allein noch darin einen Verzug, daß bislang kein Ort ausfindig gemacht werden können, wo ohne alle erhebliche Hindernisse, dergleichen Institut einen fortdauernden Aufenthalt gewärtigen dürfte.

Letztlich ist noch die Societät von **Ihro Majestät dem König**, unserm allergnädigsten Landesherrn, mit einem in mehrern Betracht höchst schätzbaren Geschenk begnadiget worden. Es bestehet solches aus einer ansehnlichen Sammlung der in England üblichen Ackerbestellungsgeräthschaften. Mit innigster Verehrung dieses so aufmunternden Merkmals der Allerhöchsten Königl. Huld, wird die Gesellschaft solches den weisen Absichten unsers für die Wohlfahrt seiner Unterthanen liebreich sorgenden Landesvaters gemäß, anzuwenden suchen. Zu dem Ende ist man denn nicht allein erbötig, denen, die einen Landhaushalt führen, und welchen mit einer nähern Kenntniß der gedachten Ackergeräthschaften gedient seyn mögte, eine genaue Beschreibung derselben mitzutheilen, sondern man wird auch demnächst Modelle davon für einheimische Handwerker verfertigen lassen, und dadurch ihren Nutzen allgemeiner zu machen, bemühet seyn.

Hiernächst sind folgende Preisaufgaben und Prämien von neuen ausgesetzet worden:

Die Erste auf einen Unterricht von der wohlfeilsten und simpelsten

Art der Mästung der verschiedenen Hausthiere, namentlich des Hornviehes, der Schweine, der Hammel, wie auch des Federviehes, sowohl im Stadt- als auch im Landhaushalt, mit Rücksicht auf die verschiedenen Arten des Futters, der Quantitäten, der Zeit des zu beobachtenden Verfahrens; insonderheit auch in Mit-Rücksicht auf die Vermeid- und Verhinderung derer den Thieren während der Mästung zu Zeiten zustoßenden Krankheiten, und deren zuverläßigsten Heilungen. Wer bis Ostern 1783 die deutlichsten und durch Erfahrungen am zuverläßigsten dermaaßen erprobten Vorschläge hierüber einbringen wird, daß auch der gemeine Landmann, ohne weitern Unterricht im Geschäft der Mästung allein darnach sich richten könne, der erhält einen Preis von Vier Pistolen.

Die Zwote betrift die Frage: Sind die hiesigen Heidschafe, oder sogenannten Schnucken, durch Kunst einer Veredelung in ihrer Art, entweder zur Verbesserung und Vermehrung ihrer Wolle, oder auch zur Vergrößerung ihres Körpers, fähig? Ist es ferner thunlich, und wie ist es anzufangen, daß im Fürstenthum Lüneburg die sogenannten Heidschnucken, auch zu Hürden gewöhnet werden? Die erfahrungsmäßigste und zuverläßig brauchbarste Abhandlung von diesem Theil der Oekonomie bis Ostern 1783, hat eine Prämie von Sechs Pistolen zu gewärtigen.

Die Dritte. Im Lüneburgischen, und namentlich zu Wieze, Hänigsen, Oise und Edemissen, giebt es Theerquellen, bei welchen noch verschiedene alte Spuren der Kunst, in den ersten Einrichtungen der Gruben, woraus solcher Theer noch bis an den heutigen Tag geschöpfet wird, sehr deutlich zu sehen sind.

Da bekanntlich dieser Erdtheer an Güte alle andere Arten des Theers übertrift, mithin es für die Gegenden, wo man ihn jezt schöpfet, eine Frage von Wichtigkeit werden könte: ob die mühsamen Anstalten, wodurch die Landleute den Theer bisher einsammeln und schöpfen, ohne große Kosten durch die Kunst erleichtert, oder jene Theerquellen selbst noch ergiebiger gemacht werden können: So wird auf die Geschichte dieser Theergruben, und auf die besten Vorschläge, selbige durch proportionirliche Kosten, zu einer merklich erheblichern Einträglichkeit zu bringen, bis Ostern 1783 ein Preis von Vier Pistolen gesezet.

Es verstehet sich aber von selbst, daß diese Vorschläge, auf das Locale, wo jene Theerquellen dermalen existiren, anwendbar sind, so wie es zur Vollkommenheit der Preis-Bemühungen dienen würde, wenn ein Patriot noch neue bis jezt unbekannt gebliebene unterirrdische Theerquellen irgendwo im hiesigen Lande, außer den oben nahmhaft gemachten, anzugeben wüßte.

Die Vierte. Wer bis Ostern 1783 die gemeinnützigste und vollkommenste Vorschrift zur Anlegung der ordinairen Land-Backöfen, nach Verschiedenheit der Dörfer, auf solche Art zu geben

den weiß, daß außer den allgemein bekannten Bequemlichkeiten, als der Ersparung der Feuerung, und der Sicherheit in Absicht der Feuersgefahren, dabei noch neue, allgemein anwendbare Verbesserungen erreichet werden, und wer zugleich damit auch einen leichten, dem gemeinen Landmann faßlichen und nüzlichen Unterricht im Geschäft des Brodbackens nach Hausmannsart; verbindet, erhält eine Prämie von Zwoen Pistolen.

Die Fünfte. Derjenige, welcher bis Ostern 1783; die leichtesten und dauerhaftesten, mithin brauchbarsten, und zu allgemeinen Einrichtungen schickliche Vorschläge giebt, wie die Communen auf dem platten Lande, durch eigene Versorgungsanstalten, die Armen ihres Orts, ohne Zwang und eigenen Bedruck am besten ernähren können, hat Vier Pistolen zur Prämie zu erwarten.

Die Sechste. Derjenige, welcher bis Ostern 1783, den vollkommensten Unterricht für den Landmann der hiesigen Lande, ohne Unterschied der Provinzen, entwirft, worin die genaueste praktische Vorsicht bestimmet wird, die ein Landmann in Fällen eines mit Gewißheit vorherzusehenden Futtermangels zu beobachten hat, um die Bedürfnisse des Futterquanti für eine jede der größern Viehart solchergestalt aufs möglichst genaueste zu berechnen, daß ein guter Haushälter in diesem Stücke, nach zutreffenden Principiis, die Consumtionsbedürfnisse, mit Wahrscheinlichkeit auscalculiren kan, ob er seinen Viehstand von einer Ernte bis zur andern mit seinem Futtervorrath durchbringen könne, oder nothwendig bei Zeiten vermindern müsse, bekommt zur Prämie Sechs Pistolen. Bei Beantwortung sämmtlich vorstehender Preisaufgaben, sind die Namen der Verfasser versiegelt einzuschicken, wenn sich solche mit um die festgesetzten Preise bewerben wollen. Auch können diejenigen nicht mehr zum Preise gelangen, die erst nach Ostern 1783 anhero kommen.

Die Siebente. Sechs Prämien, jede zu Zehn Pistolen, für diejenigen Gemeinden oder einzelnen Landeseinwohner, welche von Zeit der Bekanntmachung dieses, bis Ostern 1785, auf eigenem Grund und Boden in hiesigen Landen, wo schon Holzung vorhanden ist, das mehrste harte Holz zupflanzen, oder durch Besaamung anziehen, und hinlänglich bescheinigen, daß solche Pflanzung oder Besaamung sich in gutem Wachsthum und Zustande befinde, der ein gutes Fortkommen hoffen läßt. Jedoch müssen wenigstens 800 Stämme harten Holzes angepflanzet seyn, oder der besaamte Ort wenigstens 4 Morgen Größe, und nichts darunter halten, wenn die Prämie Statt haben soll.

Die Achte. Zehen Prämien, jede zu Sechs Pistolen, für diejenigen Gemeinden oder einzelnen Landeseinwohner, welche von Zeit der Bekanntmachung dieses bis Ostern 1785 die grössesten Reviere von solchen Sandschellen oder trockener Heide, wo noch gar

keine Holzung vorhanden, mit Nadelholz besaamen, und darüber, wie auch über den guten Zustand, welcher das gute Fortkommen hoffen läßt, hinlängliche Bescheinigung beibringen; der besaamte Ort aber muß wenigstens 10 Morgen Größe halten.

Die Neunte. Zwanzig Prämien, jede zu Zwo Pistolen, für diejenigen Landeseinwohner, welche von Zeit der Bekanntmachung dieses, bis Ostern 1785, die größeste über 60 Ruthen in der Länge wenigstens haltende Befriedigung von lebendigen Hecken, um solche Grundstücke setzen, die entweder von Planken oder trockenen Zäunen bisher umgeben gewesen sind, oder auch noch gar keine Befriedigung gehabt haben. Auch zur Erlangung dieser Prämien werden hinlängliche Bescheinigungen erfordert.

Uebrigens sind nachstehende bislang nicht bekannt gemachte Veränderungen bei der Gesellschaft vorgefallen:

Zum Mitgliede des engern Ausschusses, ist aufgenommen worden

Der Herr Landrath von **Lenthe** auf Wrestedt, so wie zu resp. Ehren- und ordentlichen Mitgliedern in folgender Ordnung.

Monsieur le Comte, de *Buffon*.

Monsieur le Marquis de *Marigny*.

Monsieur l'Abbé *Nolin*, Controleur general des pepinières de S. M. tres chrétienne.

Der Herr Domherr von **Beroldingen** zu Hildesheim.

Der Chursächsische Herr Cämmerer und Geheimer Cammerrath, Graf von der **Schulenburg**.

Der landgräfliche Hessen-Casselsche Herr Geheimter Legationsrath Marquis de *Luchet*.

Der Herr Schatzrath von **Behr** zu Stellchte.

Der Herr Hofmedicus D. **Thaer**.

Herr **Fritz** zu Bleckede.

Der Herr Advokat **Schrader** zu Pinneberg.

Der Herr Pastor **Christ** zu Rodheim vor der Höhe.

Der Herr Pastor **Schnering** zu Sotrum.

Der Herr Baron von **Leuning** auf Ißingen im Würtembergischen.

Der Herr Professor de *Florencourt* zu Göttingen.

Der Herr Amtschreiber **Schulze** zu Lüneburg.

Der Herr Commissair **Cramer** zu Celle.

Der Schulze **Meyn** zu Stiepelse.

Die Frau Gräfin von **Hohenheim** zu Hohenheim.

Der Herr Pastor **Lampe** zu Bissendorf, und der Herr Professor **Pini** zu Mayland.

Endlich dienet zur Nachricht, daß in dem erpachteten Garten zu Celle, auf Rechnung der Societät, die landwirthschaftlichen Versuche, und insonderheit die Anziehung guter Sorten von Obstbäumen, zum demnächstigen Nutzen des Landmannes, fortgesetzet werden.

Au-

Anhang zu der, im 104ten St. von 1781, und 48ten St. von diesem Jahre befindlichen Nachricht von der Nahrung der Krähen.

Es ist eine untriegliche Wahrheit, daß die Krähen und Dohlen von dem Korn aller Arten, ihre meiste Nahrung haben. Sie fangen dabei an, so bald nur ein wenig in den Aehren fürhanden, und nähren sich davon bis spät in den Herbst, oder so lange bis ein Korn von der Aussaat noch zu finden ist; und dieses ist noch nicht genug: sie roden solches sogar 1, 2 bis 3 Zoll tief, im Herbst und im Frühjahr aus der Erde heraus. Die Bauern, die in der Nähe der Hölzer wohnen, wo sie ihre Nester haufenweise bei einander haben, bezeugen, daß ein jeder alle Jahr den Schaden davon mehr als auf eine halbe Pistole rechnen könne. Und wenn in andern Hölzern Eichelmast ist, so ist in diesen nichts.

Dieses kömmt daher, weil die Krähen die fruchtbaren Zweige abbrechen, und ihre Nester damit bauen, daß mithin dieserwegen der Eichelwachsthum gehemmet wird. Zugleich wird das Gras, welches unter den Bäumen wächst, von den häufigen jungen Krähen, welche ihren Unflath darauf fallen lassen, dermaßen verdorben, daß es das Vieh gar nicht fressen will.

Die Gärten haben auch vielen Anfall davon; absonderlich die etwas abgelegenen Gärten: denn vor einiger Zeit wurde noch geklaget, daß die gepflanzten Erbsen vor ihnen auf keine Art gerettet werden könten; indem sie solche heraushackten.

Dies alles ist es noch nicht allein, sondern sie suchen auch die Eyer zu ihren Leckerbissen auf. Die Calecuten und Enten pflegen bekantlich außerhalb den Gebäuden ihre Eyer, an den Zäunen, Knicken und im Kraute umher zu legen. So bald die Krähen dieses gewahr werden, sind sie gleich darüber her und nehmen die Eyer weg, da sie denn auch schlau genung sind, solche aufzufinden. Ueberdem verderben sie auch manches wilde Entennest und rauben die Eyer daraus.

Das übrige so ihnen noch zu ihrer Nahrung dienet, bekommen sie nur zufälliger Weise, als Aas 2c. Und wenn sie dem Pfluge in der Furche folgen (und dies thun noch die wenigsten, denn wenn hundert oder mehr in der Gegend sind, wo der Pflug gehet, so finden sich nur 10, oder höchstens 20 in der Furche) und reichlich Korn finden, so lassen sie das Aas auch gerne liegen, hingegen finden sie sich im Winter bei hunderten dabei an.

Mäuse zu fangen, sind sie nicht geschickt genug; es sey dann, daß sie mit Wasser umzingelt, und halb ertrunken aus ihren Löchern heraus getrieben werden. Wohl habe ich einmal gesehen, daß ein Habicht eine Maus gefangen; dieses wurden die Krähen gewahr, und nöthigten den Habicht durch ihr Geschrei, und ihr häufiges um ihn Herumfliegen, die Beute fahren zu lassen; und nun fielen sie insgesammt auf den Raub. Nach vielem Zanken unter sich flog die stärkste mit der erbeuteten Maus davon.

Ob

Ob ich nun gleich viele Mäuselöcher entdeckte, so fand ich sie doch nicht anziehend für die Krähen; woraus denn also zu schließen, daß die Krähen nicht geschickt genug sind, sich selbst muntere und rasche Mäuse zu fangen, weil ohnedem die wenigsten sich bei Tage sehen lassen. Man würde auch wohl nicht so oft von einer Verheerung des Korns auf den Feldern, und des Grases auf den Wiesen, welche die Mäuse anrichten, hören, wenn die Krähen bei ihnen ihren Fang anbringen könten. Ueberdem so kommen die Mäuse erst nach Sonnenuntergang aus ihren Löchern heraus, ihre Nahrung zu suchen, nicht aber nach Sonnenaufgang, welches mit den Krähen gerade das Gegentheil ist. Es würde auch gewiß den wandernden Mäusen an ihren Zügen hinderlich seyn oder sie gar vertilgen.

Kein Landmann, oder ein jeder anderer, welcher der Krähen ihre Untugenden und verderblichen Eigenschaften nur einigermaaßen bemerket hat, wird sie also in Schutz nehmen.

* * * * * * *

Auf die 6te ökonomische Anfrage im 52ten St. des Magazins dieses Jahrs, die Krankheit der jungen Gänse betreffend, welche mit den Franzosen der Hasen verglichen; und durch die sie Blasen an die inneren Theile bekommen und sterben, dienet zur Nachricht:

Daß dieses in vielem Betracht nützliche Federvieh, für diesem sie häufig hinraffenden Uebel sicher gestellet wird, wenn man ihnen Morgens und Abends, also ehe sie auf die Weide, und wenn sie wieder zu Hause kommen, gestampfte Nesseln, Disteln, Sallat, Kohlblätter, Rüben- und Wurzelnkraut, mit Weizenkleie, Haber- oder Gerstenschroot also anmenget giebt, als wenn ein schlechthin zu haltendes Schwein damit gefüttert werden solte. Unter einen Eimer voll dieses Mengels, womit man die Gänse Morgens und Abends, aus einem vorgesetzten kurzen oder langen (nachdem die Zahl der Gänse ist,) Troge, oder sonst schicklichen Gefäße füttert, muß aber eine gute Hand voll gutes Küchensalz gemenget werden.

Wird diese Fütterung, besonders des Salzes wegen, nicht versäumet; so sind die Gänse nicht allein für dieser Plage sicher, sondern werden auch bald ihre Größe, und früh reife Federn bekommen.

Ganz jungen Gänsen, die erst an das Futter gewöhnet werden; auch zum öftern, der Jahreszeit und Witterung wegen, noch keine Weide haben, ist die Weizenkleie, mit gestampften oder gescharbten jungen Nesseln mit etwas wenigem Salze, am dienlichsten.

Solte die Verbauungskur und Fütterung, die nur an Gänse gewandt werden soll, jemanden überhaupt zu kostbar scheinen, den versichere ich, daß ich zu einem mäßigen Eimer voll dieses Mengels, nicht mehr, als eine gute halbe Mühlenmetze Schroot bedurft; und damit des Tages zweimal auf die 22 bis 24 Gänse, wann sie schon die Kreutzer schlugen, um welche Zeit ihnen einige Pflege am nöthigsten ist, abgespeiset habe.

Sehr gut ist es auch, wenn man die jungen Gänse für stehenden Wassern und Sümpfen hüten kan, in welchen sich viel Froschlaich befindet, auch wenn man ihre Stallung reinlich hält.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 2ten August 1782.

Brief eines Engländers an seinen Freund in H = = r.

Mein Herr,

Die folgende kurze Erzählung ist durchaus so völlig der Wahrheit gemäß, daß sie weder durch dichterische Schilderungen erhoben, noch durch einen gezierten Ausdruck verschönert zu werden nöthig hat. Diejenigen, die nur das für schön halten, was wahr ist, werden dadurch gerühret werden, und nur für die ist sie geschrieben. Ich werde sie auf die einfacheste Art vortragen, und mich im geringsten nicht von der genauesten Wahrheit entfernen.

Vor etwa vier Jahren kam ein junges Frauenzimmer in einem kleinen Dorfe, nahe bei Bristol an, und bat um etwas Milch zu ihrer Labung. Ihr ganzes äußerliches Wesen hatte etwas so Anziehendes, daß sie bei allen Umstehenden Aufmerksamkeit erregte. Sie war sehr jung und überaus schön: ihre Manieren hatten Anmuth und Artigkeit, und ihre Figur war im höchsten Grade einnehmend: Sie war allein, — fremd, — und in äußerster Noth; doch klagte sie nicht, und suchte auf keine Weise Mitleiden zu erwecken. Ihr ganzes Betragen und Gespräch zeigten offenbar eine edle Erziehung an, gleichwohl nahm man an allem, was sie sagte und that, etwas Schwärmendes, Unzusammenhangendes und Verwirrtes wahr. Sie wanderte den ganzen Tag herum, um eine Stätte zu finden, wo sie ihr armseliges Haupt niederlegen könte, und nahm würklich des Abends ihr Lager unter einem alten Heuschober. Die Nachbarinnen stellten ihr, aber umsonst, die Gefährlichkeit eines so ganz unbeschirmten Zustandes vor; die Gutthätigkeit dieser Frauen reichte ihr den Lebensunterhalt, allein weder Bitten noch Drohen konten sie bewegen, die Nacht unter einem Dache zuzubringen. Augenscheinliche Merkmaale eines verrückten Verstandes, machten, daß man sie zuletzt in Verwahrung brachte.

Ich übergehe diesen Theil ihrer Geschichte, — er thut meinem eigenen Herzen zu wehe; — und die Empfind-

lichkeit meiner Leser würde zu lebhaft davon gerühret werden. — Sie kam endlich wieder frei; mit aller der Eile, die ihr die noch übrigen wenigen Kräfte gestatteten, floh sie zu ihrem geliebten Heuschober, ob er schon sechs Meilen von dem Orte ihrer Gefangenschaft entfernt war. Keine Worte können die entzückende Wonne ausdrücken, als sie sich wieder frei, und abermal in Sicherheit unter diesem elenden Zufluchtsorte sah. Es sind nun beinahe vier Jahre, seitdem sich dies verlassene Geschöpf diesem trostlosen Leben ergeben, seitdem es weder den Genuß eines Bettes, noch den Schutz eines Daches erfahren hat. Ungemach, Krankheit, durchdringende Kälte und das äußerste Elend haben nach und nach ihre Leibeskräfte geschwächt, und ihrer schönen Gestalt geschadet, allein sie ist noch immer von einer sehr einnehmenden Figur; in ihrer Person und Art findet sich noch immer etwas zartes und eine nicht gemeine Anmuth; sie ist über alle jene Eitelkeit, die sonst bei ihrem Geschlechte so allgemein, und den Wahnsinnigen so vorzüglich eigen ist, denn sie will, was nur zum Putze oder zur Zierde gemacht ist, weder tragen noch annehmen, sondern hängt es an die Hecken, als Dinge, die unter ihrer Achtung sind. Sie weigert sich die geringste Nachricht von sich selbst zu geben; ihr Stillschweigen hierüber ist unüberwindlich: ihr Gedächtniß scheint gelitten zu haben, und ihr ganzes Gemüth ist augenscheinlich verwirrt; doch sind ihre Antworten richtig genug, ausgenommen, wo sie unter der Frage eine verdeckte Absicht argwöhnt. Ihr Wandel ist der unsträflichste und unschädlichste, den man sich nur vorstellen kan; jeden schönen Morgen gehet sie in die Dörfer herum, unterhält sich mit den Kindern der Armen, macht ihnen kleine Geschenke von den Sachen, die man ihr gegeben hat, und bekömmt wieder andere zurück, sie will aber nichts annehmen, als Milch, Thee, und die allergemeinste Nahrung. Die benachbarten Frauenspersonen, und eine insbesondere, die ihre beständige und unermüdete Gutthäterin gewesen ist, haben kein Mittel unversucht gelassen, um sie zu überreden, in einem Hause zu leben, allein ihre Antwort ist immer, **daß Kummer und Elend in den Häusern wohnen, und daß Glückseligkeit nur bei der Freiheit und in der frischen Luft zu finden sey.** Eine gewisse Sonderbarkeit im Ausdrucke, nebst etwas Ausländischem, so sich in ihrer Aussprache und zuweilen bei der Verbindung der Wörter wahrnehmen läßt, erregte bei manchen die Vermuthung, daß sie nicht aus diesem Lande sey. Man hat es verschiedene mal versucht, aus diesem Umstande auf einige Spur ihres Geburtsorts zu kommen. Vor etwa einem Jahre ward sie von Jemanden in fremden Sprachen angeredet, man sah, daß sie dieses ban-

ge,

ge, unruhig und verlegen machte, allein als er deutsch mit ihr zu sprechen anfing, konte sie ihre Empfindungen gar nicht mehr verbergen, sie kehrte sich von ihm weg, und brach in Thränen aus. Die Sache, die in der Nachbarschaft bekant ist, kam vor wenigen Tagen zwo Personen zu Ohren, die sich aus Menschlichkeit bewegen ließen dieses verlassene Geschöpf zu besuchen. Eine derselben, die das Deutsche geläufig spricht, machte den Versuch; sie gerieth sichtbarlich in Verwirrung, erröthete, und beantwortete, entweder zufälliger Weise, oder, weil sie die Sprache verstand, verschiedene Fragen auf englisch; allein sie änderte auf eine schlaue Art den Gegenstand der Sache, als ob sie gewahr worden wäre, daß sie sich in einer Unvorsichtigkeit hatte überraschen lassen, und läugnete dasjenige, was man sie gefragt hatte, verstanden zu haben.

Diese ungekünstelte Erzählung hat keine andere Veranlassung, als die lebhafteste Hofnung, daß sie Jemanden, den diese betrübte Geschichte etwa betreffen dürfte, unter die Augen kommen mögte, und den eifrigsten Wunsch, ein liebenswerthes und elendes junges Geschöpf wieder zu den Armen, sich vielleicht zu Tode grämender Aeltern zurück zu bringen. Derjenige, der sie niederschreibt, wünschte von Herzen, daß das Ganze etwas Erdichtetes, und daß er nicht selbst ein Augenzeuge des Elendes, so er beschrieben hat, gewesen wäre. — Es würde ihm manche Quaal eines vergeblichen Kummers, und ob er schon ein Mann ist, manche Zähren eines fruchtlosen Mitleidens ersparet haben.

P⸗⸗s.

Beschreibung des Naturaliencabinets des Herrn Pastor Göze, in Quedlinburg, und seiner microscopischen Experimente.

(Von L. C. Schmalling. Inspector und Oberprediger zu Osterwiek.)

Die Absicht dieses Blattes ist, die Liebhaber der Natur eines Vergnügens theilhaftig zu machen, welches ich empfunden habe, und sie in ein Feld der Schöpfung zu führen, welches sie mit Verwunderung erfüllen wird.

Der Ruf des Naturaliencabinets des Hrn. Pastor Göze, zu Quedlinburg bewog mich und einige Freunde im vorigen Monat eine Reise dahin zu thun, um dasselbe zu sehen, und wir wurden von ihm mit aller Höflichkeit und Gastfreiheit aufgenommen. Wer die Wunder der Natur mit Aufmerksamkeit betrachtet, und ihre Schätze sammlet, der freuet sich, eine gleich gestimmte Seele anzutreffen, die sie zu schätzen weiß, so wie er sich im Gegentheil betrübet, wenn sie mit Gleichgültigkeit und Verachtung von unwissenden und unempfind-

lichen Menschen angesehen werden. Der Hr. Pastor eröfnete uns sein Cabinet mit großer Bereitwilligkeit, und war unermüdet, alles, was dasselbe enthielt, uns auszulegen und zu erklären. Er besitzet zwar aus allen drei Reichen der Natur einige einzelne merkwürdige Stücke, hat sich aber fürnemlich an das Thierreich gehalten, und zwar hat er sich aus demselben besonders zwei Gegenstände zur Aufmerksamkeit erwählet.

Ein Schrank seines Cabinets enthält Foetus von Menschen und Thieren, die zur Erklärung ihrer Zeugung dienen: eine ganze Reihe von ungebornen Kindern, vom achtzehnten Tage der Empfängniß an, da man kaum am Ober- und Untertheile die Hübelchen wahrnimt, wo sich die Arme und Füße entwickeln wollen; gleichwohl aber die Nabelschnur schon deutlich zu sehen ist. Embryonen von Thieren allerlei Art, sogar Tiger, Ameisen, Bären, Armadillen, Affen und Wölfe. Die Sammlung ist sehr zahlreich, und es sind darunter merkwürdige Stücke: unter andern ein ungebornes Kind, dem durch das feste Schnüren der Mutter der Kopf und die Brust ganz verschoben waren; Mißgeburten von allerlei Art: die Surinamische Kröte, Pipa genannt, welche ihre Jungen aus dem Rücken gebieret: Foetus von Hasen, von unnatürlicher Größe, und in eine feste Haut eingewickelt, die im abdomine gelegen: ferner sehr merkwürdige Stücke von Amphibien, Schlangen, Eydexen, Fischen u. s. w. alles in Weingeist sehr gut behalten: insonderheit der ganze Generationsproceß der Frösche, vom Ey an, bis dahin, da sie den Schwanz verlieren in allen ihren Verwandelungsperioden, sehr instructiv. So bald er etwas Musse hat, ist er willens, ein raisonirendes Verzeichniß dieses Cabinets heraus zu geben.

Ein anderer großer Schrank enthält eine Sammlung von Eingeweide-Würmern der Menschen und Thiere. Aus dem ganzen Thierreich, von saugenden Thieren, Vögeln, Fischen, Amphibien, Insekten und Gewürmen, hat sich der Hr. Besitzer nur eine Art, nemlich die Würmer erwählt, und von diesen auch nur eine kleine Gattung, nemlich diejenigen, welche sich in den Leibern anderer lebendigen Thiere aufhalten und leben. Aber so ist es auch recht: wenn ein Naturkündiger nur ein besonderes Revier des großen Naturreichs sich zu bearbeiten vornimt, das er übersehen kan, und darin Untersuchungen macht, so kan er auch etwas vollständigers leisten, als wenn er alles umfassen will, und sich im Ganzen zu sehr zerstreuet. Der Hr. Pastor Göze giebt ein großes Werk von den Eingeweide-Würmern heraus, darin sie in Kupfer gestochen sind, und hier habe ich die Originalien davon gesehen. Ich bin erstaunt über die Menge und Mannigfaltigkeit derselben. Sie befinden sich in schönen Gläsern in Spiritus aufbewahrt. Oben auf schwimmt ein

ein Stück Kork, oder ein darzu geblasnes Glaskügelchen mit einem Haken. Durch beide ist der seidene Faden gezogen, an welchem der Wurm hängt, die Länge im Glase herunter, so daß man ihn genau sehen kan. Sie sind sehr sauber, weiß oder graulich, wenige gelblich. Diese lezten sind mehrentheils von andern erhaltne Exemplare, die seinigen alle schneeweiß. Ihre Anzahl beläuft sich über 6000 Individua.

Was für unsägliche Mühe mag das dem Hrn. Besitzer gekostet haben, sie zu sammlen, zu reinigen, in Ordnung zu bringen, und aufzubewahren. Das Publikum wird großmüthig und edel handeln, wenn es ihm dieselbe einigermaßen durch die Pränumeration auf sein Werk, welches 6 Rthlr. kostet, belohnet. Er hat uns den Inhalt desselben zum Theil mündlich bekant gemacht, und man wird darin sonderbare Bemerkungen finden, die dem Arzt und Oekonomen nüzlich sind, und den Liebhaber der Natur sehr vergnügen werden. Es ist bekant, was für Schaden die Würmer dem Menschen, Viehe und Gewächsen thun, und man wird in dem Werke selbst Mittel dagegen antreffen, die durch die Erfahrung bewährt sind.

Am meisten haben uns die microscopischen Experimente vergnügt, die wir gesehen haben, weil ein großer Theil der Eingeweide-Würmer bloß microscopisch ist, und durch's Vergrößerungsglas gesehen werden können. Wir bedienten uns dabei des schönen Hofmanischen Microscops, dessen simple Structur, die mühsamsten Processe erleichtert. Es bestehet aus zwei Tubis, und sieben Linsen. Die Deutlichkeit bei den stärksten Vergrößerungen ist ungemein, und das Vorzüglichste dieses Instruments besteht darin, daß die Vergrößerungen bei dem zweiten Tubus, mit einerlei Linsen, in gehöriger Proportion nach der Einrichtung der Oculargläser fortgehen. Wir gebrauchten diesmal nur zwei Linsen, deren eine im körperlichen Inhalt 140000 mal, und die zwote Nr. 1. mit Tub. B. bis 51 Millionen im Kubus vergrößerten, und es ist zu erachten, wie viel neues und sonderbares wir dadurch gesehen haben.

Der Hr. Pastor eröfnete vor unsern Augen eine lebendige Wasserkröte. Nachdem er uns den ganzen innern Bau, und die Bewegung des Herzens und der Eingeweide, wie auch die Reizbarkeit der Rückgradnerven gezeigt hatte, so schnitt er den Darmkanal heraus, öfnete denselben in die Länge, und nahm aus dem Mastdarm etwa so viel von den grünen Excrementen, als eine Nadelspitze groß mit einer spitzigen Feder. Dieses diluirte er in einem Tröpflein Wasser, als ein Nadelknopf ist, und brachte es unter das Microscopium. Gott! welche Wunder sahen wir da? Es war ein Platz einer Hand breit, gleich einem blaulichen Wasser, und dieses wimmelte von lebendigen Creaturen, ohne Zahl, von mannigfaltigen Gestalten, die sich durch ein-

ander bewegten. Wir wurden von Bewunderung und Anbetung Gottes durchdrungen, und sahen eine neue Welt im Kleinen, in welcher der Schöpfer groß ist, so daß wir ihn nicht fassen konten. Kaum sind in einem Königreich so viel Menschen, als hier in diesem Wassertröpfchen lebendige Creaturen waren. Und jede hat doch ihre Glieder, ihre Eingeweide, ihre Muskeln und Nerven. Wie sehr geht das alles ins Unendliche?

Der Herr Pastor Göze nahm darauf aus den Excrementen eines lebendig aufgeschnittenen Frosches eben so viel als aus der Wasserkröte, und wir erblickten in denselben durch das Microscopium Figuren von der Größe und Gestalt einer Erbse, imgleichen andere welche länglichrund waren, und fast durchsichtig zu seyn schienen. Diese bewegten sich willkührlich im Wasser, nach unterschiedenen Richtungen, hin und her, mit großer Geschwindigkeit, und schienen einander gleichsam zu jagen; machten auch an ihrem Körper selbst mancherlei Bewegungen, und gaben ihm unterschiedene Gestalten. Wir konten sie also für nichts anders als für lebendige Thiere halten, es waren ihrer aber wenige, ihr Bau war sehr einfach, ihre Größe aber merklich von denen in den Eingeweiden der Wasserkröte unterschieden.

Wir sahen darauf einige Würmer mitten aus den Eingeweiden eines Frosches, von weißer Farbe, die den blossen Augen ein Paar Linien lang, von der Dicke eines Fadens, wie ihn der Seidenwurm spinnt, zu seyn schienen. Nachdem sie der Herr Pastor Göze einige Minuten ins Wasser gelegt hatte, brachte er sie unter das Microscopium, in einem kleinen Tropfen Wasser. Hier waren sie fast einen halben Zoll dick, und über acht Zoll lang, bewegten sich mit großer Geschwindigkeit im Wasser, als wenn sie sehr lustig wären. Wir sahen ihre Eingeweide und ganzen innerlichen und äußerlichen Bau mit Bewunderung, sie waren als Schlangen oder Ascariden gestaltet. Der Herr Pastor bemerkte, daß ein Weibchen unter ihnen sey, welches eine Menge von Figuren im Leibe hatte, die wie kleine Brezeln aussahen, die der Bäcker backt. Er versprach uns dasselbe alsbald zu accouschiren, und drückte die beiden Gläser, zwischen welchen die Würmer im Wasser in einem kleinen Schieber von Buchsbaumholz waren, etwas zusammen, und brachte sie wieder unter das Microscopium. Wir erstaunten, als wir dem Thier eine Menge Junge aus dem Leibe fallen sahen: es waren ihrer wenigstens 6 bis 700, die sich alsbald entwickelten, ausdehnten, kleine Schlangen wurden, lebten, sich im Wasser sehr schnell bewegten, und sich ihres Daseyns zu freuen schienen. Welch Wunder war das, in einem Thier, welches man kaum mit bloßen Augen sehen konte, eine Menge anderer Thiere zu erblicken, die auch schon ihren organischen Bau, und künstliche Zusammensetzung hatten.

Soll uns das nicht an die Macht und Weisheit unsers Schöpfers erinnern, daß wir denken: wer groß im kleinen ist, ist größer noch im großen. Vom Wallfisch bis zu einem solchen Wurm herab; — welch' eine Reihe von Creaturen ist das? die das Auge des Allwissenden übersiehet, und seine allmächtige Hand gebildet hat.

Einen Gedanken kan ich hier nicht bergen, den ich neulich gehabt habe. Es ist künstlich eine Taschenuhr zu machen, die aus so viel Rädern, Schrauben, Federn und andern Theilen zusammen gesetzt ist, und die Stunden richtig anzeiget. Aber nie hat einer eine solche Uhr gemacht, die wieder eine andere Uhr erzeuget, und hervor gebracht hat. Jenes ist menschlich, dieses ist göttlich, denn eine thierische Maschine erzeuget die andere. Vaucanson hat mechanische Enten gemacht, die auf dem Wasser schwimmen, sich baden, untertauchen, mit den Flügeln schlagen, und die Handlungen der natürlichen Ente nachmachen. Aber diese Enten vermehren sich nicht, und pflanzen sich nicht fort, wie die natürlichen Enten thun. Pflanzen und thierische Körper sind Maschinen, von einer solchen Kunst, die der größte menschliche Verstand noch nicht hat nachahmen können. Indessen würkt der Schöpfer jezt nicht mehr unmittelbar, sondern der bloße Mechanismus bringt sie hervor. Aber einen solchen Mechanismus anzulegen, der die größte Kunst nachahmt, und dasjenige hervorbringt was ihr gleich kommt, dazu wird ein unendlicher Verstand erfordert, und das ist mehr als diese Sachen unmittelbar durch den Verstand hervorbringen.

Der Herr Pastor Göze zeigte uns den Kopf eines Bandwurms, der dem unbewafneten Auge nicht größer als ein kleiner Nadelknopf zu seyn schien. Als wir ihn durch das Microscopium betrachteten, hatte er den Umfang eines Zweigroschenstücks. Rund umher war er mit zwei Reihen Stacheln, in jeder Reihe achtzehn, also zusammen sechs und dreißig, und die alle einwärts gebeugt waren, bewafnet. Mit denselben häkelt er sich in der zotichten Haut der Gedärme an, denn er kan sie in Futteralen, wie eine Kaze ihre Krallen ein und ausziehen. Er verbeißt sich also gleichsam in derselben, so daß er selbst, wenn er auch will, sogleich nicht wieder von derselben loß kommen kan, und daher kommt es, daß er so schwerlich zu verjagen ist. An beiden Seiten des Kopfs sind vier Saugblasen, womit er seine Nahrung aus den Gedärmen ziehet. Wenn auch von seiner erstaunlichen Länge ein Stück abgerissen wird, so wächst er doch bald wieder nach, wenn auch nur der Kopf bleibt, weil die Keime des Wachsthums hinter demselben in den Falten oder Narben sizen, daraus er zusammen gesezt ist. Der Herr Pastor hat gefunden, daß er in Oel nach einigen Minuten stirbt, und daß es also gut sey, solchen in die Gedärme

in

in Quantität zu bringen, und wenn diese Würmer dadurch getödtet worden, sie durch Purgiermittel abzuführen.

Eins der angenehmsten und sehenswürdigsten Objecte des Microscopiums war das Fliegenauge, welches, wie bekant, aus vielen Augen zusammen gesetzt ist, damit das Thier nach allen Seiten hinsiehet, weil es die Augen im Kopfe nicht wie die Menschen umdrehen kan. Unter der schwächsten Linse Nr. 6. sahe es aus als ein Stück sehr fein gesticktes perlfarbnes Filet, unter Nr. 3. aber, als ein Stück von einem alten Kirchfenster, mit kleinen sechseckigten Scheiben in einem braunen Rande, dabei man die Pupille in der Mitte, als einen röthlich goldenen convexen Punkt, ganz eigen unterscheiden konte.

Wir brachten mit diesen Betrachtungen einen Nachmittag und Abend bis spät in die Nacht zu, und sahen bei Licht noch viele wunderbare Sachen, sonderlich aber die Kniescheibe von dem Männchen eines Wasserkäfers, damit er sich bei der Begattung an den glatten Flügeldecken des Weibchens anklammert. Diese sahe als eine feuerfarben untergehende Sonne aus, welche prächtige Stralen um sich warf. Unsere Augen und Gedanken wurden zwar bei dieser mannigfaltigen Beschäftigung etwas angestrengt: aber unser Geist war erweitert, und unser Herz voll Lobes Gottes, und wir waren vergnügter, als wenn wir die prächtigste Oper gesehen hätten.

Anfragen.

1.

Was hat es mit den sinkenden Fonds in England für eine Bewandnis? Man wünschet davon in diesen Blättern einigen Unterricht zu finden.

2.

Man wünscht in dem Magazin eine ausführliche Beschreibung von den Pædagogiis Romanorum zu lesen.

3.

Wie werden die Marder und Iltis, die so vielen Schaden an dem jungen Federviehe thun, am füglichsten ausgerottet?

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 5ten August 1782.

Von einigen unerkannten Fehlern bei der Erziehung.

Nach der Menge von Erziehungsbüchern, welche die letzten Jahrzehende hervorgebracht haben, und nach den, nicht unglücklichen Bemühungen, die sich Männer von grossen und anerkannten Verdiensten, um die Erziehung geben, könte man wohl mit Recht zu schließen glauben, daß die kommende Nachkommenschaft weiser, verständiger, edler und vollkomner, als das gegenwärtige Menschengeschlecht seyn werde. Allein, mit einem solchen Schluß dürfte es doch nicht viel besser aussehen, als mit mancher Rechnung, die unter zu vielen Voraussetzungen ist gemacht worden. Man denkt sich alle die Vordersätze, die zu so einem Schluß gehören, nicht klar und deutlich, man glaubt in der Dunkelheit der Vorstellung, daß sie alle würklich sind, und da nur ein sehr geringer Theil derselben würklich, alle übrigen hingegen nur noch blos möglich sind; so muß auch der übereilte Schluß so lange falsch bleiben, bis alle die möglichen Dinge zur endlichen Würklichkeit gelangen. Immerhin mögte diese Täuschung ungerügt bleiben, wenn sie nebst dem Verdienst der Ergötzung, auch das Verdienst der Unschädlichkeit hätte. Allein, die Erfahrung bestätiget es nur zu sehr, daß eine erdichtete Vorstellung die andre gebiert, und über den schönen Traum der Zukunft, die ganze gegenwärtige nothwendige Zubereitung vergessen wird. Man glaubt die Sache schon auf der höchsten Spitze, glaubt, alles auf und ausgeführt, alles in seiner größten Vollkommenheit da stehen zu sehen, und übersieht zehntausendfache Mängel, macht Anwendung von der unvollkomnen Arbeit ohne Aufmerksamkeit auf den Erfolg derselben und ohne Bemerkung, und läßt die noch so viele Arbeit bedürfende Sache, in ihrer Unvollkommenheit liegen.

So viele von den so genannten Erziehungsbüchern sind unglückliche, mißgerathene Versuche von entweder ganz unfähigen oder verdrehten Köpfen. Es geht auch diesem Zweige der Wissenschaften nicht besser, wie allen übrigen. Fast jeder Unterrichter will eine Hand dabei haben, jeder glaubt einen Beruf zu fühlen, auch sein Scherflein

dazu beitragen zu müssen. Und auf die Art kömt so viel fades, ungewaschnes Geschwätz, so manche Versuche, die auch nicht den geringsten Anstrich von Bekanntschaft mit dem wesentlichen der menschlichen Seelenkraft, und mit ihren verschiedenen tausendfachen möglichen so oder anders veränderten Würkungen haben, so manche große Beschreibung von wundersamen auf Mistbeeten und in Treibhäusern gezogenen Gewächsen, zum Vorschein, daß das wahre, ächte gute sich kaum unter allem dem hervordringen kan. Der Unwissende (und deren muß es natürlicher Weise sehr viele geben, weil Lage, Stand, Beruf u. s. w. es nur wenigen Menschen zulassen, sich dergleichen Kenntnisse zu erwerben,) wählt gewöhnlich das schlechte übertriebene, eher, als das gute natürliche, und da denn noch darzu die Treibhäuser oft verschieden angelegt, die Mistbeeten verschieden bedüngt und gewöhnlich selbst der Saamen von ganz verschiedener Art ist, so kan es nicht anders als ungestaltete elende Gewächse geben, die jeden Menschen von gutem natürlichen Geschmack aneckeln müssen, und ein ansehnlicher feiner Beleg des Irrthums in jenem übereilten Schluß werden.

Selbst über den großen alleinigen Zweck der Erziehung giebt es wenige Einigkeit. Manche wollen gelehrte, vielwissende, mit allem, was um und neben ihnen in der Natur ist, bekannte Menschen ziehen — und aus ihren Jünglingen werden eingebildete, selbstsüchtige, alles verderbende Vielwisser, weil sie begierig waren, jede Wissenschaft, jede Kunst, jedes Gewerb' und Handthierung kennen zu lernen — auf jedes ein oder ein Paar eilfertige Blicke wärfen, dadurch schon alles inne zu haben glaubten, und nun über alles schwatzen, in jedem Stücke etwas ändern und verbessern wollen, mit selbstsüchtiger Mine davon sprechen, viele dadurch überreden, daß sie die Sachen vollkommen verstehen und nun in diesem ihren eignen Wahn etwas anfangen, was sie nicht verstehn, also alles verderben, und ihre Mädchen werden unwissende, unachtsame, verschwenderische Hausmütter, weil sie alles zu wissen glauben, zu allem andern, nur nicht, zu der alltäglichen gleichförmigen Beschäftigung der Hauswirthschaft Lust haben, und ihre immer regen Begierden zu jedem Neuen und Besondern nicht unbefriediget lassen können. Andere wollen weise kaltblütige, ehrwürdige Menschen erziehen; und sie machen ihre Kinder zu steifen Drathpüpchen, die mit der Zeit unerträgliche, sich und andern lästige, verhaßte oder lächerliche Pedanten und Ceremonienkrämerinnen werden.

Andere wollen feine, artige Menschen, die sich alles gefallen lassen, mit jedem sich unterhalten, jedem zu Munde sprechen, jedem zu gefallen sich bestreben, sich durch keine Grobheit eines Größern irre machen lassen, und alle Gestalten, die die Umstände erfordern, annehmen können, ziehen, und

zwar, wie sie vorgeben, damit sie ihr Glück machen, und bei widerwärtigen Zufällen nicht so sehr den Schlag des Schicksals fühlen mögen. Ihre Kinder müssen schon früh, wenn ihre Knie und Rücken noch wanken, Verbeugungen machen, müssen herbei eilen, um Hand und Rock zu küssen, dürfen nichts nehmen, was ihnen angeboten wird, ehe sie nicht sehr oft es verbeten, und sie anhaltend dazu genöthigt werden, müssen hoch und theuer versichern können, daß sie nicht hungern, und den angebotnen Semmel nicht nehmen, wenn sie auch in zwölf Stunden kein Essen gesehen haben, und müssen, wenn man ihnen, die so heißhungrig in das Brod beissen, dasselbe nimt, ein freundliches Gesicht darzu machen, mit aller Leichtigkeit das weggenommene zu behalten bitten, und versichern, daß sie es um des Räubers willen gerne entbehren wollen. Es läßt sich kaum gedenken, was für Kunststücke sich mit solchen Kindern machen lassen. Aber sie werden gerade zu Spitzbuben erzogen, aus ihnen werden falsche, heuchlerische, hinterlistige, heimtückische diebische Menschen, sie können ohne Cabale nicht leben, sie suchen nichts, und wenn es ihnen auch auf eine leichte Art angeboten wird, ohne Ränke und Verwickelung es zu erhalten, sie werden jedem rechtschaffenen Menschen gefährlich, sie stiften Feindschaft und Unglück in Familien, und verdienen mit Recht den Abschen jedes ehrlichen Mannes.

Das sind Zwecke bei den Erziehungen, und wie viel gutes und besseres läßt sich bei der Ausführung solcher Zwecke von einem künftigen Menschengeschlechte erwarten? Freilich giebt es auch mehrere brave Erzieher und Erziehungsbücher, die den wahren einzigen Zweck aller Erziehung in Aufhelfung des Verstandes, und besonders in Bildung eines guten redlichen edlen Herzen setzen, und fürtrefliche selbst erprobte und gut befundene Mittel angeben. Aber erst müssen Aeltern und Erzieher von ihren verkehrten Grundsätzen zurück gekommen seyn, erst müssen beide selbst aufgeklärt werden, erst Geschmack an Natur und Einfachheit und Güte des Herzens bekommen, erst den hohen Begrif zu fassen im Stande seyn, daß **das höchste irdische Glück in der größten möglichen Thätigkeit, allenthalben Wohl zu thun, bestehe** — ehe es sich einmal erwarten läßt, daß sie solche Vorschläge einiger Aufmerksamkeit würdigen, noch weniger dieselben annehmen und ausführen solten.

Nur wenige finden Geschmack an diesem guten Entzweck und diesen guten Mitteln. Von wenigen werden sie also auch nur angenommen und ausgeführt, und also von einzelnen künftigen Menschen, und nicht von dem ganzen Geschlecht, läßt sich etwas besseres und vollkommneres erwarten.

Und gesetzt auch, dieser Geschmack würde allgemeiner, so ist doch dadurch noch nichts weniger, als ein ganzes Gebäude aufgeführt. Es sind mit einander nur noch Bruchstücke, und es fehlt noch manches, ehe nur eine

erträgliche Hütte kan aufgeführt werden. Insbesondere giebt es noch zu wenige oder eigentlich gar keine Beobachtungen des Hanges der Triebe, der Neigungen, Begierden und Leidenschaften in der menschlichen Seele. Man hat sich mit Recht und mit gutem Erfolg der Seelenlehre bei der Erziehung und Angebung der Regeln, für dieselbe bedient. Allein, der Seelenlehre selbst mangelt es noch an manchen wichtigen Stücken, und in Hinsicht auf Pädagogik, auf Bildung eines jugendlichen Herzens mangelt es ihr ganz, an der Hauptsache selbst. Sie lehrt nur wie Neigungen, Begierden, und Leidenschaft, in dieser oder jener Sache bei einem erwachsenen Menschen entstehen, sie zeigt die Wege, die man nach der Natur der menschlichen Seele nehmen muß, um Menschen von schädlichen Neigungen abzubringen. Allein, wie, wenn die Anlage der menschlichen Seele gleich in der Kindheit eine solche Richtung bekäme, daß vermöge derselben solche schädliche Neigungen und Begierden nie in derselben entstehen könten, und der Gedanke, die Vorstellung von denselben nicht anders als mit Abscheu gegen sie, sich in derselben befänden? Und überdies, welche unzudringliche Quellen haben nicht die Neigungen und Leidenschaften in dem menschlichen Herzen? Die Seelenlehre geht auf das, was am nächsten ist, sie sucht Neigungen in den Begriffen auf, die der Mensch von der Sache hat; sie begnügt sich, wenn sie gefunden hat, daß solche Begriffe nichts anders, als solches Streben hervorbringen können. Sie begnügt sich, es anzugeben, wie die Begriffe und die Gefühle und Empfindungen können umgeschaft werden. Es gelingt hin und wieder, aber die Kur dauert oft eine ganze Lebenszeit. Es müssen eine Menge Mittel angewendet werden, die nur Palliativ sind, — ein förmlicher Angrif der Krankheit würde alles zu Grunde richten. Erst nach und nach und bei beständiger Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf jede Regung der Begierde, auf jede Veranlassung dieser Erregung, aus jedem Gang den eine solche Veranlassung nimt, der oft so schnell so unmerklich ist, daß der Uebergang unmittelbar scheint, wenn er es gleich nicht ist, nur nach solchen großen mächtigen Vorbereitungen ist es möglich, die Begierde zu vertilgen. Aber auch mit der Wurzel? — welcher menschliche Forscher wird die Wurzel der Begierde eines erwachsenen Menschen, der die Geschichte seiner Neigungen selbst nicht kennet, der sich nichts von seiner Jugend, was dahin schlägt, mehr erinnern kan, auffinden? — Die Wurzel bleibt, und wehe dem, der sicher wird, und gänzliche Ausrottung und Vertilgung glaubt, – ohne immerwährende Wachsamkeit wird sie wieder ausschlagen und Sprossen treiben, — und er hat einen Teufel ausgejagt, und sieben andere sind wieder bei ihm eingekehrt. — Es wird ärger mit ihm, denn wie es zuvor war.

Wel-

Welche große Veränderung, welche mächtige Umschaffung des ganzen Ganges der Aufmerksamkeit des Denkens, der Ueberlegung, des Urtheils, welche gänzliche Erneuerung des Empfindungsvermögens gehören nicht zur etwanigen Vertilgung übler Neigungen und Leidenschaften und zur Erweckung ihres Gegentheils, zum Hervorbringen guter Neigungen, edler Begierden? — und wie geringe ist der Beitrag, den die Seelenlehre mit ihrem jetzigen Vermögen dazu leistet? Ungleich leichter, würde die Arbeit, einer solchen Umschaffung seyn, wenn die Seelenlehre auch Anweisungen in sich enthielte, die Wurzel solcher Leidenschaften und Neigungen aufzufinden, wenn sie Winke gäbe, wie man zur Quelle allenfalls auf diese oder jene Art gelangen könte. — In solcher Beschaffenheit, würde sie auch der Erziehungskunst kräftigen Beistand leisten, indem dieselbe durch sie mehrere Quellen mancher üblen Begierden kennen lernen, und denselben auszuweichen, sich denn bestreben würde.

Allein daran fehlt es der Psychologie noch gänzlich, und ehe es möglich ist, sie damit zu bereichern, muß noch sehr viel mehrere Aufmerksamkeit auf den Gang einzelner Begierden, in einer kindischen Seele gewandt, es muß beobachtet werden, wie die Begierde, die durch Aeusserungen leicht sichtbar wird, indem das Kind noch an keine Verstellung gewöhnt ist, und dieselbe von Natur eigentlich nicht kennt, zuerst entstand, was für Veranlassungen dazu da waren, was für Richtungen dieselbe der kindischen Seele gab, wie sich diese Richtung durch mancherlei äußere Zufälle wieder veränderte, oder wie sie fort ging, sich vermehrte, verstärkte, bis sie endlich zur festgesetzten Gemüthsbeschaffenheit, oder zur Leidenschaft wurde, und welche Folgen sie in der äußern oft unschuldig scheinenden Veranlassung auf die Hervorbringung dieser oder jener Neigung auf ihre Verstärkung oder Vertilgung hatte!

Eine jede menschliche Seele kömmt mit Kraft, Vermögen und Freiheit aus der Hand des Schöpfers. Alle ihre möglichen Eigenschaften liegen, bei ihrer Erscheinung auf der Erde, noch unentwickelt in ihr, und es ist die Bestimmung ihres hiesigen Daseyns, zur ersten Entwickelung dieser viel vermögenden Kraft zu gelangen. Alle äußere uns umgebende Dinge sind recht eigentlich dazu da, daß durch sie der Mensch Begriffe erhalte, und sich durch sie die erste Bildung schaffe. Alle unsere Gefühle, und alle unsere Begriffe kommen auf Veranlassung der Würkung der Dinge die außer uns sind. Unsere Gefühle und Begriffe aber erregen in uns Neigungen und Begierden. Wir gehn, wenn wir durch nichts abgehalten werden, diesen Neigungen und Begierden nach, jede Erfüllung unsres Wunsches macht unsere Begierden heftiger, sie werden uns zur andern Natur, sie mischen sich in unsere Ueberlegungen, Urtheile und Entschließungen, und unsre Seele bekömmt durch sie die ganze auf Lebenszeit eigenthümliche Richtung.

Aus diesem kurzen Entwurfe der gewöhnlichen Geschichte des Charakters jedes Menschen in erwachsenen Jahren, erhellet es schon hinlänglich, von welcher Wichtigkeit und von welchem grossen Einfluß eine selbst unbedeutende Kleinigkeit, die einem Kinde vorkömmt, auf dessen bestimmten Charakter seyn kan, und wie nützlich es demnach seyn würde, wenn man mehrere und viele, aber wahre und würkliche Geschichten einzelner Neigungen von vielen Menschen besäße.

In einer solchen Geschichte müßte zuförderst die Anlage eines Kindes nach diesen oder jenen gemachten Aeußerungen beschrieben werden. Man müßte denn solche Handlungen der Kinder angeben, nach welchen es sich bestimmen läßt, wohin sich dessen Wille und Gemüthsbeschaffenheit am mehrsten neige, — müßte ferner beobachtet haben, was für Zufälle in Verbindung mit dem Kinde gekommen wären, welche Vorstellung sie bei demselben veranlasset, und was für eine Veränderung durch dieselben in dem Gemüthszustande des Kindes vorgegangen sind, welche Richtung die erst geäußerte Neigung dadurch erhalten habe. Durch welche Veranlassungen dann diese Neigungen geändert, geschwächet, erhöhet, oder gestärkt sind, wie sie sich verschlimmert oder veredelt haben. Was endlich nach und nach in zunehmenden Jahren eine solche Neigung für Folgen gehabt, wie sie sich geäußert hat, von welchem Einfluß sie auf den Menschen selbst, auf seine äußeren Verhältnisse in der Gesellschaft, und auf Glück und Wohlstand, Vervollkommung, oder Unglück, Uebelstand, Verderben des Ganzen gewesen sey. Allenfalls endlich, nun weiter, durch welche Begegnisse diese natürlich gewordene Richtung der Seele einen solchen Stoß bekommen habe, daß dieselbe wankend geworden sey, und wie der Mensch es angefangen habe, dieser Richtung nach und nach einen solchen Wandel zu geben, daß sie jetzt das Gegentheil, von der vorhergehenden geworden sey.

Viele solcher Geschichten, die nun aber wohl freilich niemand anders wahrhaftig liefern könte, als der früh genug zur völligen Selbsterkenntniß gekommen, und im Stande ist, sich auch der geringsten Kleinigkeiten seiner Jugend mit ihren Folgen und dem Einfluß, den sie unmittelbar auf ihn gehabt haben, zu erinnern, viele solcher Geschichten, die gewiß doch immer etwas betriegliches verändertes haben werden, würden der Seelenkenntniß einen sehr großen, wichtigen Zuwachs ertheilen, und den außerordentlich grossen Vortheil bei der Erziehung haben, daß Aeltern und Erzieher im Stande wären gleich zu wissen, zu welcher Gemüthsbeschaffenheit ihr Kind, ihr Zögling die mehrste Anlage habe, — gleich zu erkennen aus dieser oder jener Aeußerung, ob die Anlage sich verbessere oder verschlimmere, — und besonders Mittel genug aus dieser Schatzkammer von Geschichten zu entlehnen, die guten Anlagen im̃er mehr und mehr zu veredlen, und die schlechtern immer

mehr

mehr zu verbessern und ganz gut zu machen. So wie es auch auf die Art jedem Erwachsenen, sehr viel leichter werden würde, den Grund seiner üblen Begierden und Leidenschaften zu erforschen, und selbst an der Wurzel zur Verbesserung derselben zu arbeiten. Ja die Tugend selbst würde dabei gewinnen, sich immer mehr veredlen, immer höher, — größer überirdischer (was nemlich die Beweggründe anlangt,) werden, der elende Tugendstolz sinken, indem er sehen wird, daß nur äußere Veranlassungen es gewürket haben, daß er nicht eben so klein sey, wie der, den er verachtet, da er mit jenem gleiche Anlage gehabt, und nur die Verschiedenheit der ihnen zugestoßenen Umstände es verursacht habe, daß er besser sey, wie jener.

Aber so sichtbar dieser Nutzen ist, so wenig ist diese Idee ausgeführt worden, welches insbesondere die Sache der Romanschreiber wäre, die sich dadurch ein größeres Verdienst erwerben würden, als durch die Erzählung der verwickelten Begegnisse und des glücklichen Ausgangs derselben, von einem so oder anders charakterisirten Helden oder Heldin. Nur zwei Bücher sind mir von der Art bekant worden: **Wezels Herman und Ulrike** und die **pragmatische Geschichte des Verstandes und Herzens eines Jünglings.** 1781. Wismar bei Bödnern. Wovon das letztere besonders es sich recht eigentlich zum Zweck gemacht zu haben scheint, den Gang der Neigungen und endlichen Leidenschaften des Helden, bei allen Veranlassungen und Vorfällen der Kindheit und des jugendlichen Alters zu zeigen.

Sehr zu wünschen wäre es, wenn diese Vorgänger mehrere Nachfolger erhielten. Wahrscheinlich würde es, insbesondere, wenn über die vorgefallenen Vernachläßigungen in der Erziehung so natürlich und nachdrücklich geraisonirt würde, als in dem letztern geschehen ist, weniger Fehler bei der Erziehung geben! — —

Außer diesen Mangel, und den zuerst angeführten verschiedenen ganz falschen und schädlichen Zwecken bei der Erziehung, welches letztere Aeltern und Erzieher sehr füglich abändern könten, zu der Abhelfung des ersteren aber an sich nichts beizutragen vermögen, ist es kein geringer Fehler bei der Erziehung, wenn man, wie gewöhnlich geschieht: **Die Kinder dann, wenn sie erst etwas sprechen können, vernachläßiget, und sie sich selbst mehr überläßt.**

So lange die Kinder noch nicht sprechen können, sind sie schon an sich mehrerer Aufsicht bedürftig, und daher in der beständigen Gesellschaft der Aeltern oder anderer Aufseher, die sich zum eignen Zeitvertreib allerlei mit denselben zu schaffen machen, welches sehr vieles zur früheren Erlernung des Sprechens beiträgt.

Bei den ersten Worten, die das Kind ausspricht, empfinden die Aeltern ein natürliches Vergnügen über die Annäherung der Ausbildung der Kinder. Sie suchen sich dies Vergnügen

zu vermehren, und wiederholen theils die kindischen Worte, theils schwatzen sie ihnen allerlei vor, und erhalten das Kind dadurch in einer guten Laune, die demselben zur Ausbildung der Sprache sehr vortheilhaft ist, und vermöge welcher sie auch begierig und aufmerksam auf alles das bleiben, was ihnen vorgesagt wird. Dies Vergnügen der Aeltern dauert noch immer fort, wenn das Kind Begriffe und Urtheile von Dingen äußert, und so dauert auch ihre mehrere Unterhaltung mit dem Kinde noch fort. Allein, kömmt das Kind zu mehreren Jahren, nemlich zu denen, in welchen es schon zur Schule geschickt wird, oder Unterricht erhält, und dann nicht mehr so aus sich selbst spricht, wie vorher, so fällt das Vergnügen, was die Aeltern sonst an dem Geschwätz ihres Kindes hatten, so ziemlich weg. — Sie geben sich denn weniger mit demselben ab, und überlassen es sich selbst mehr, sich Zeitvertreib und Unterhaltung zu verschaffen.

Allein, wenn man das Kind alsdann weiter von sich entfernt, wenn es schon einige Begriffe hat, und noch natürlicher Weise nach Erweiterung der Begriffe strebt, und voll Neugierde und Verlangen alles zu wissen, nach allem frägt, was ihm vorkömmt, und dasselbe in seiner Wißbegierde nur auf das einschränkt, was es durch Anstrengung seines Gedächtnisses erlernen soll, so verursacht man nicht allein einen Stillstand der übrigen Seelenkräfte, sondern da die Erweiterung der Kenntnisse durch das Gedächtniß dem Kinde schwer wird, und es nur aus Furcht oder Ehrgeiz lernt, und Verstandesbeschäftigungen nicht hat, so verfällt es auch natürlicher Weise aufs Spiel. Es vertreibt sich darin die Zeit leicht und angenehm, weil es seine eigene, durch seinen eigenen Willen erregte Kraft fühlt, weil es seine Kraft zum Denken und Ueberlegen braucht, weil es selbst erfindet, seine Erfindung so gleich in Ausübung bringet, und den Erfolg davon sehen und fühlen kan. Alles andere ist ihm schwerer, hat für ihm gar keine Annehmlichkeiten, weil es ihm fremd gemacht wird, und es sich nicht eigentlich thätig, sondern vielmehr leidend dabei verhält, — und daher entsteht denn endlich der immerwährende Trieb zum Spiel, die Nachläßigkeit in Erlernung gesetzter Dinge, und die Unachtsamkeit und Flüchtigkeit in allen Sachen, die mehrere Anstrengung des Verstandes, der sie so ganz entwöhnt sind, erfordern, — und endlich daher die geringeren Seelenkräfte, die Unlust zur Arbeit, und der Trieb zum Vergnügen auf ihre ganze Lebenszeit.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 9ten August 1782.

Von einigen unerkannten Fehlern bei der Erziehung.

(Schluß.)

Je weniger sich die Aeltern mit ihren Kindern in den Jahren, da ihre Ausbildung recht angehen soll, abgeben, desto mehrerer natürlicher Trieb zum Spiel, und je stärker dieser ist, desto weniger Lust etwas zu erlernen, und desto mehrere Flüchtigkeit und Unachtsamkeit auf alles das, was zu ernsthaften Dingen gehöret. Es folgt also, daß, wenn man die Ausbildung und den guten Fortgang der Erkenntniß des Kindes will, wenn man seinen Verstand aufklären, und nutzbare Menschen in der Zukunft erziehen will, die Aeltern nicht nachlassen müssen, sich mit den Kindern von allerlei Dingen zu unterhalten, sich etwas erzählen lassen, und von diesem Gelegenheit nehmen müssen, mit dem Kinde so zu sprechen, daß dasselbe die Antworten der Fragen leicht finden kan. Sie müssen demselben allerlei zu thun geben, und sich über die Art der Arbeit mit ihm unterhalten, sich allenfalls so stellen, als wolten sie sich selbst von dem Kinde darin unterrichten lassen, dem sie das, was sie sagen sollen, leicht durch ihre Fragen in den Mund legen können, — wenn es seyn könte, selbst bei seinem Spiel gegenwärtig seyn, und wenn dies auch nicht ist, in der Folge mit dem Kinde darüber sprechen.

Diese und ähnliche Unterhaltungen würden den Kindern nicht allein in Entwickelung und Anwendung ihrer Verstandskräfte sehr behülflich seyn, und ihre Begriffe früh erweitern, sondern auch selbst das Erlernen mit dem Gedächtnisse, würde ihnen dadurch erleichtert, weil sie dann nicht ohne Verstand hereinlernen, sondern sich erst Begriffe von der Sache zu machen suchen würden, wodurch sie dasselbe nicht allein leichter fassen, sondern auch länger behalten könten. — Und dann, — das hauptsächlichste noch, — die Kinder würden dadurch mehr vom Spiel abgehalten, und mehrere Unterhaltung in dem Gespräch mit ihren Aeltern finden, als beim Spiel, — und da sie der Beschäftigungen des Verstandes gewöhnt sind, in den Lehrstunden mehrere Aufmerk-

samkeit und Wißbegierde zeigen, sich nur mit der Sache, die da ist, beschäftigen, und nicht mit ihren Gedanken, die sonst immer beim Spiel sind.

So viel in Rücksicht der Ausbildung des Verstandes der Kinder. In Ansehung der Ausbildung der Gemüthseigenschaften, der Neigungen und Gemüthszustände aber ist eine solche Vernachläßigung in den ersten Jahren von noch größerm Schaden.

Gerade in diese Zeit fallen die ersten Aeußerungen der Anlage des Kindes, die man nothwendig sehr sorgfältig beobachten muß, wenn man das Kind nicht aufs Gerathewohl will aufwachsen lassen, man es nicht jeden äusseren Zufall aussetzen, und es darauf ankommen lassen will, welche Eindrücke das Kind erhalte, und ob es dereinst eine edle oder niederträchtige Denkungsart haben werde.

Die Seele des Kindes ist dann noch ganz roh, ungebildet, wie der Thon, aus dem dereinst eine Venus oder ein Faun geformet wird, — es läßt sich noch alles aus demselben machen. Freilich trägt die körperliche Beschaffenheit, in welcher eine solche Seele wohnt, nicht wenig zu der Form und Gestalt derselben bei. Allein, troz des großen Einflusses der körperlichen Beschaffenheit, kan derselben doch eine solche Richtung gegeben werden, daß, wenn sie gleich nicht edel, groß, erhaben, fürtreflich wird, sie doch wenigstens schlicht, bieder und gut werde. Es ist unmöglich, daß jede Seele, die zartesten, feinsten Empfindungen vom Schönen, Großen und Wahren habe, aber möglich ist es allerdings, das Empfindung vom gemeinen Guten und Wahren in jeder Seele statt habe. Aber dies leztere geschieht nie, oder höchst selten, wenigsten nach dem gemeinen Lauf der Dinge nicht, wenn sie sich selbst in ihrer Ausbildung überlassen wird. Sie muß gerichtet werden, und die Richtung, die sie zuerst, es sey durch sich selbst, oder durch Hülfe anderer erhält, wird ihr wesentlich, sie behält dieselbe auf ihrer ganzen irdischen Laufbahn, sie sieht alle Dinge in dieser Richtung an, beurtheilet alles in derselben, und handelt in allen Stücken nur derselben gemäß.

Die ersten Regungen in einer kindischen Seele, können noch nicht anders, als ganz sinnlich seyn. Es ist noch keine Vernunft in dem Kinde, das ist, — die Kraft der Seele ist noch so ganz unentwickelt, daß keine ihrer Eigenschaften sich äußern kan. Das Kind kennt noch sehr wenige Eigenschaften der äußern Dinge, von Verhältnissen weiß es vollends nichts. — Es kennt kein anderes Verhältniß äußerer Dinge, als zu sich allein. Es beurtheilet mithin alles nur nach seinen eigenen unmittelbaren Gefühlen, die ihm eine solche Sache macht, und nach dem nun diese Gefühle beschlossen sind, nach dem bestrebt es sich entweder nach dem Besiz einer solchen Sache, oder es sucht dieselben zu entfernen, nach dem freuet es sich bei deren Erscheinung, oder ist dabei gleichgültig, oder wird unzufrieden und furchtsam.

Hier dieser Zustand des Kindes, da seine Neigungen und Abneigungen mehr sichtbar werden, welches gewöhnlich zwischen dem dritten und sechsten Jahre, auch wohl früher eintrit, ist der Hauptpunkt, auf den jeder Erzieher und Aeltern ihre äußerste Aufmerksamkeit zu richten haben, damit sie erforschen, wohin sich das Kind am mehrsten in Ansehung seiner Gemüthsbeschaffenheit neigt, und zu welchem Grade der Empfindung seine Seele fähig sey.

Manchem Kinde ist es leicht abzumerken, ob es sich mehr zur Sanftheit als zur Wildheit neige, mehr zum Schönen als zum Großen, mehr zur Nachgiebigkeit oder zum Starrsinn, mehr zur Geselligkeit, oder zur Einsamkeit, mehr zur Mittheilung oder zur Verschlossenheit, mehr zur Theilnehmung oder zur Kälte, mehr zur Güte oder zur Härte, weniger oder mehr selbstsüchtig, mehr zur Thätigkeit oder zur Bequemlichkeit. — Und ob es ferner zarter Empfindungen aller Art, sie seyn im Schönen, im Großen, oder Erhabenen fähig sey, oder ob es nur zu den gemeinen Empfindungen gelangen könne. Aber bei manchem Kinde ist es auch schwer zu unterscheiden, und es scheint fast, als wenn alles zugleich gleich stark im demselben werden könne. Allein, dies leztere ist unmöglich, und es bedarf deshalb mehrerer und genauerer Aufmerksamkeit, und man wird gewiß und mit Zuverläßigkeit, den größeren Hang zu diesem oder jenem wahrnehmen. Oft zeigt es sich, daß ein Kind starken Hang zu zwoen ganz verschiedenen Gemüthsbeschaffenheiten äußert, daß es sich zugleich so sehr zum Schönen, wie zum Großen neiget. In einem solchen Kinde giebt es vorzüglich große Anlagen, und ist mit denselben noch die Fähigkeit zu feinen Empfindungen verbunden, so kan einer der ersten und fürtreflichsten Menschen aus ihm werden. Ein schwächliches Kind führt in Ansehung der Bestimmung seines etwanigen Hanges zu dieser oder jener Neigung am meisten irre. Es bedarf Aufmerksamkeit und Beobachtung eben deswegen, weil seine Aeußerungen nur schwach, u. gewöhnlich nach dem kränklichen Zustande des Körpers geformt sind. Nicht selten werden aus solchen Kindern, besonders wenn sie von jedermann ins Angesicht bedauert, von den Aeltern und Erziehern überflüßig geschont, und nicht vielmehr zur Thätigkeit, so viel es seyn kan, ermuntert werden, träge, niederträchtige und heuchlerische betrügerische Menschen. Ueberhaupt ist es hier wichtiger als in andern Stücken den Irrthum, so viel Menschen möglich ist, zu vermeiden, — keine Partheilichkeit zu besitzen, welche nur zu oft die Aeltern das in ihren Kindern sehen läßt, was sie in denselben wünschen, und das nicht sehen läßt, was würklich da ist, — und sich nicht in der Beurtheilung des Haupthanges eines Kindes zu übereilen, da in den Kindern der Trieb der Thätigkeit beständig rege ist, auch dieselben oft in Ermangelung etwas andern, etwas vornehmen, wozu sie eigentlich nur wenige Neigung haben, welches, wenn es als-

denn als Haupthang betrachtet wird, verhindert, das wahre wahrzunehmen und zu richten.

Aus allen den vorher angeführten Anlagen, läßt sich viel Gutes machen, aus einigen mehr, aus andern weniger, und selbst etwas Gutes aus denen, die an sich schon schlecht sind, und so nichts als schlechte Folgen haben zu können scheinen. Allein, Leitung bedürfen auch alle, sowohl die, welche mehr, als die, welche weniger gut sind. Ohne Leitung verdirbt alles, die beste Anlage schlägt übel aus, und die wenige gute wird vollends verdorben. Denn das Kind hat blos sinnliche Gefühle und sinnliche Begriffe, es dauert mehrere Jahre, ehe es zu abgezogenen geistischen Begriffen gelangen kan, wenn es diese durch sich selbst erhalten soll, und ehe diese Epoche eintrit, hat sich das sinnliche Gefühl der ganzen Anlage schon in der Maaße bemeistert, daß selbst geistische Begriffe und Urtheile über Verhältnisse nach demselben geformt werden. Das Kind selbst und die äußeren sinnlichen Dinge, die ihm entgegen kommen, sind ihm am nächsten, und da es von anderweitigen Verhältnissen nichts kennet, so wendet dasselbe, nachdem es nun den Hang hat, die äußern Dinge zur Genügung seiner Begierden an, wird dadurch von Zeit zu Zeit selbstsüchtiger, achtet nicht darauf, was andere dadurch verlieren, und kömmt endlich dahin, daß es alles aufopfert, um nur das immer zu erhalten, was es einmal als etwas angenehmes gefühlt hat, und da dies Gefühl blos sinnlich ist, so kan auch die Begierde, und diejenige Richtung, welche dieselbe der Seele gegeben hat, nicht anders als schlecht, und so auch die ganze Denkungsart, und das ganze Benehmen in den kindischen Jahren so wohl, als in den übrigen schlecht seyn.

Im Gegentheil aber wird das sinnliche Gefühl der Kinder geleitet, wird es veredelt, das ist, wird dasselbe mehr von sich selbst abgezogen, und nach andern Gegenständen hingewandt, so, daß die Neigung der Kinder immer von Vorstellungen andrer Menschen, und der Würkung, die die Ausführung seiner Neigung auf dieselben haben wird, begleitet ist, so wird die ganze Anlage, auch veredelt, so hat sie eine gewisse Richtung erhalten, und die ganze Denkungsart, und das ganze künftige Benehmen, wird gut und edel seyn.

Das Kind, was sich mehr zur Sanftheit neigt, wird ohne Leitung dieser Anlage, und bei der beständigen Uebung derselben in sinnlichen Dingen, sich diesem sinnlichen Gefühl ganz überlassen, es läßt sich hinnehmen von allem, was es sanft bewegt, es bleibt ohne die geringste Festigkeit, ist jeder Verführung, jeder Verstellung Preis gegeben, es strauchelt fast bei jedem Trit, und fällt unaufhaltlich, weil jede vernünftige Vorstellung ihm die Gestalt der Rauhigkeit, und solche Empfindung verursacht. Es ist unaufgelegt zu Geschäften, welcher Art und so leicht sie seyn mögen, es hat ein ewiges Streben nach sanften Bewegungen, wird traurig, ist immer zu Thränen bestimmt, bleibt bei

allem Guten, und in der besten Lage unzufrieden, und ist sich selbst, und allen die um ihm sind, unnütz und lästig.

So wird aus der an sich guten Anlage ein, wo nicht an sich schlechter, doch bemitleidenswerther Charakter, der nur in sofern Mitleiden verdient, als er völlig leidend ist, aber in Ansehung seiner Würkung und Folgen mit Recht den Beinamen schlecht und elend haben muß, der im Gegentheil herrliche Früchte würde geleistet haben, wenn die gute Anlage anders geleitet worden, wenn die Sanftheit mit Grundsätzen unterstützet, wenn sie von sinnlichem eignem Gefühl, mit den Vorstellungen andrer Gegenstände, außer sich selbst vermischt worden wäre.

Eben so, das Kind, was sich mehr zur Wildheit neigt, will in dem Streben nach dem Gefühl seiner Kraft alles unternehmen, wozu Kraft gehöret. Ohne Leitung greift es alles an; was Ihm am schwersten dünkt, ist ihm am liebsten, seine körperliche Kraft sowohl, als seine geistische, wird nur dazu angewandt, um sich sich selbst in der Uebung dieser Kraft, gut und wohl zu fühlen. Es geht also blos darauf aus, durch seine Thätigkeit, sich dies angenehme Gefühl zu machen, — es wird grausam, und ist zu allen Bosheiten in der Folge aufgelegt, selbst das abscheulichste aller Laster, die Schadenfreude wird ihm selbst Natur werden.

Diese Anlage scheint schon an sich nicht gut zu seyn, allein sie scheint es auch nur, und in ihr ist vielmehr der herrlichste größte Charakter verborgen. Denn wenn dieser Trieb zur Thätigkeit zeitig genug geleitet, wenn das Kind von dem Vergnügen über seine Kraft, und deren Beweiß abgeleitet, dasselbe immer mehr gemindert, und durch Vorstellung der Würkung dieser seiner Kraft auf andere, in Vergnügen über die Vortheile, welche andere dadurch erhalten haben, oder in Abscheu vor dem Schaden, der andern dadurch erwachsen ist, verwandelt wird, so wird durch eben diese Anlage ein Charakter gebildet, dessen Besitzer Wohlthäter des menschlichen Geschlechts werden, der zum Wohl des Ganzen und einzelner Menschen alles unternehmen, mit Eifer dasselbe anfangen, und im kurzen vollenden wird.

Nur diese beiden Stücke zur Probe, um es anschaulicher zu machen, wie viel auf Leitung, und Nichtleitung, und also auf Achtsamkeit und Unachtsamkeit, auf die ersten Aeußerungen der Kinder, aus welchen man auf ihre Anlage schließen kan, ankomme. Die Grenzen dieses Blattes verbieten so wohl von diesen beiden, als den übrigen eben angeführten Anlagen, wenigstens für jetzt, mehr zu sagen. Ohne Zweifel würde es von großem Nutzen für die Erziehung seyn, wenn es ausführlicher angegeben werden könte, was alles aus dieser oder jener Anlage gutes oder schlechtes entstehen könne. Hier nur noch die Erinnerung, daß es nicht genug sey, eine allgemeine Richtung dieser oder jener Anlage bei ihrem ersten Erscheinen und Wahrnehmen des Erziehers zu geben, sondern, daß es eine beständige Wachsamkeit bis dahin erfordere, daß sich die gegebene Richtung schon festgesetzt habe,

 weil

weil oft kleine Vorfälle, die ganze Richtung wieder verändern, wenn denselben nicht gleich entgegen gekommen wird.

Ein anderer sehr gemeiner und durchgehends unerkannter Fehler bei der Erziehung ist das leidige Schwatzen von Bräuten und Bräutigam, zu den Kindern.

Es scheinet eine dergleichen Unterhaltung mit den Kindern ein unschuldiger Scherz zu seyn, der weiter von keiner Bedeutung sey, und nicht in der geringsten Verbindung mit der Bildung der Anlage, und des künftigen Charakters des Kindes stehe.

Freilich ist dies der Fall bei manchen Kindern, und besonders denen, die sich mehr zur Wildheit, zum Großen, zum Starrsinn, zur Einsamkeit, zur Verschlossenheit, zur Härte, zur Kälte und zur Bequemlichkeit neigen. Sie haben keinen natürlichen Sinn dafür, und mithin auch keine Aufmerksamkeit auf das, was ihnen von Bräuten oder Bräutigam vorgesagt wird, — sie laufen gerne davon, wenn sie der Gegenstand solcher scherzhaften Gespräche sind, halten schwer und mit Widerwillen dabei aus, wenn sie müssen, und weil ihnen dasselbe unangenehme und widrige Empfindungen gemacht hat, werden sie gegen dergleichen Vorstellungen eingenommen, und das, was damit verwandt ist, ekelt ihnen an.

Allein nicht eben so verhält es sich mit denen, die sich mehr zur Sanftheit, zum Schönen, zur Nachgiebigkeit, zur Geselligkeit, zur Mittheilung, zur Theilnehmung, zur Güte und zur Thätigkeit neigen. Ihre natürliche Anlage ist schon darnach beschaffen, daß sie durch solche Vorstellungen, und was denn noch mehr bei dergleichen Späßen vorfält, unmittelbare angenehme Empfindungen erhalten, und so kan es denn keine andere Folge haben, als daß sie sich diese angenehmen Empfindungen, und diesen Kützel zu erneuern suchen. Ihr natürliches sinnliches Gefühl, das aber noch schlummerte und billig in diesem Schlummer erhalten werden müßte, bis schon eine gute Richtung, und die Vernunft dasselbe nach ihrem Wohlgefallen und nach ihrer völligen Freiheit zu leiten, vermögend ist, — ist erregt worden, ihre Aufmerksamkeit ist auf ein sinnliches Gefühl geheftet, es ist Begierde zu Erneurung dieses sinnlichen Gefühls erweckt, das Kind nimt es sich nicht übel, diesen Drang zu äußern. — Die Aeußerung ist possirlich und diese Lächerlichkeit und der Wahn, daß all so etwas noch zur Zeit unschuldig und unschädlich sey, läßt die Aeltern sich darüber ergötzen, läßt sie ihren Kindern, noch mehrere Gelegenheit zur Genügung ihrer Begierden schaffen, und sich selbst auch ein possirliches Schauspiel zu geben; und es wird unvermerkt dem Körper und allen Nerven solche Stimmung gegeben, die mit der Zeit den Geschlechtstrieb viel zu früh erregt, und ihn unaufhaltsam, unwiderstehlich macht.

Es läßt sich in einem öffentlichen Blatte nicht ausführlicher davon handeln, dem es aber daran gelegen, zu wissen, welche Folgen, eine solche Unvorsichtigkeit in der Erziehung habe, den kan ich

auf die angeführte pragmatische Geschichte eines Jünglings hinweisen, wo sich ein sehr auffallendes Beispiel von der Art befindet.

Die Aeltern sündigen in diesem Fall aus einer unverschuldeten Unwissenheit. Es gehöret viele Kenntniß, hauptsächlich der menschlichen Seele, aber auch des Körpers dazu, diese eben erwähnten Folgen durch sich selbst zu wissen. — Allein, wenn man Erfahrung hat, wenn man Beispiele kennet, und die Sache mehr aus einander gesetzt ist, läßt sie sich leicht begreifen, und dann können Vernachläßigungen und Vergehungen von der Art nicht mehr verzeihlich seyn.

Ein solches Kind, von dergleichen Anlagen, muß vielmehr von allen dergleichen angenehmen körperlichen Gefühlen zurück gehalten, und mehr zum allgemeinen gestimmt werden, so daß es zu Empfindungen des allgemeinen guten, schönen, nützlichen, u. s. w. gebracht, und selbige herrschend in ihm werden. Denn hat seine natürliche Anlage eine gute Richtung erhalten, so ist nicht zu befürchten, daß sie ausarten werde.

Nicht weniger wird oft durch eine unzeitige Hitze vieles bei der Erziehung versehen. Ein auffahrendes gebieterisches Wesen, kömmts auch nur selten, schadet in aller Rücksicht. Der Zögling läßt das Verbotene aus Furcht für dem Zorn des Erziehers, ohne weitern Grund, und es ist mit Grunde zu besorgen, daß ihm das Verbotene nicht mehr so verabscheuungswürdig ist, wenn es den Zorn des Verbieters nicht mehr zu befürchten hat, als es ihm immer bleiben würde, wenn es ihm in seiner wahren Gestalt dargestellet, und seine Empfindungen dagegen erregt worden wären.

Allein, dies ist der einzige Schade nicht, vielleicht wäre dem noch vorzubeugen. Ein andrer Nachtheil, der mehr im Verborgenen schleicht, und selten oder gar nicht bemerkt worden ist, ist die üble Folge solcher unzeitigen Hitze und polternden Auffahrens.

Das Kind, das in seiner Unschuld etwas thut, oder erzählt, was es gesehen hat, oder wozu es aufgefordert ist, und welches etwas jedem in der That schlecht und niederträchtig, boshaft, abscheulich, vorkommt, der dasselbe ganz kennet, — weiß noch zur Zeit nicht, daß dies würklich etwas schlechtes, häßliches ist. Beweiß von dieser Unwissenheit giebt die offenherzige Erzählung hinlänglich. Fährt nun der Erzieher mit Hitze darüber her, bedrohet er das Kind, schimpft er es in seinem eignen Gefühl der Schändlichkeit einer solchen ausgeübten oder erzählten Handlung, und kündigt er ihm seinen Abscheu, und alle die Folgen desselben an, wenn es ein gleiches wieder thun, oder auf Anreizung anderer je unternehmen würde, und glaubt er dadurch die ganze Sache aus der Seele des Kindes getilgt zu haben, — so irrt er sich sehr, vielmehr hat er im Gegentheil, eben durch diese ungewöhnliche Härte, durch diese ungewöhnliche Hitze, das Kind auf das erst recht aufmerksam gemacht, was es in dem Grade nicht betrachtet hatte.

hatte. Und durch das Auffahren und Drohen hat er es verursacht, daß das Kind sich von der Sache weiter nie etwas merken läßt, — es sucht aber dagegen im Verborgenen durch andere zu erfahren, was es für eine Bewandniß mit einem solchen Dinge haben können, — das den Zorn seines Erziehers oder seiner Aeltern so sehr gereizet habe. Es verbirgt, die Kenntniß, die es von andern erhalten hat, für dem Erzieher, und da einmal seine Aufmerksamkeit rege geworden, und die Erläuterung, die es von andern erhalten hat, noch nicht von der Art ist, daß es den Zorn des Erziehers damit reimen kan, so sucht es die Sache insgeheim weiter auszuforschen, bis es endlich auch Licht erhält, bis ihm das schlechte ganz bekant geworden ist, — und da denn der Erzieher von allem diesen nichts wahrnehmen kan, so bleibt das Kind ganz ungeleitet, und bekömmt eben durch das Verbot, und durch die mühsam verborgene Erkundigung eine Neigung für dasselbe, die endlich in Begierde ausschlagen, und das Kind zur würklichen That verleiten wird.

Klüger hingegen und der Natur der menschlichen Seele, und dem vernünftigen Zweck der Erziehung gemäßer, ist es, wenn man die That oder die Erzählung des Kindes mit Kaltblütigkeit behandelt, sich bezeigt, als wäre das etwas nichts bedeutendes, verächtliches, und das Kind gegen so etwas durch Vorstellungen vom Unreinen, Schmutzigen, Ekelhaften einnimt, so daß es Schaam bei dem Gedanken an dasselbe fühlt, wodurch man ausrichten wird, daß das Kind nicht wieder nach demselben forschen, sondern sich vielmehr auf alle Art und Weise davon zu entfernen suchen wird.

Endlich hat ein unvorsichtiger Spott auch viele beträchtliche und schädliche Folgen bei der Erziehung. So gemein derselbe, oder das Zerren und Aufziehen des Kindes mit dieser oder jener Aeußerung ist, so leicht läßt es sich beweisen, daß er von dem größten Nachtheil sey, wenn man, wie wohl kein Erzieher in der Welt von Abrede seyn wird, der Meinung ist, das die Offenherzigkeit eines Kindes schlechterdings erhalten, daß es das Zutrauen auf seine Aeltern und Erzieher nie verlieren, sondern beständig darin erhalten werden muß, von allem was es denkt und thut seine Aeltern oder Erzieher vertraut zu machen, und wenn man die Würkung des Spottes, die er seiner Natur nach hat, kennt. Denn durch denselben wird das Kind nicht allein dem Spötter abgeneigt, sondern welches eine natürliche Folge des erstern ist, es verschließt sich gegen den spottenden Erzieher, giebt ihm keine Blößen mehr, versteckt sich, hängt seiner Neigung insgeheim nach, läßt den Erzieher glauben, oder geht wohl gar darauf aus, ihn glaubend zu machen, daß sich diese Neigung verloren habe, — und damit hat der Erzieher nun mit einmal alle Gelegenheit, diese Neigung zu bessern, verloren, und das Kind behält sie und verstärkt sich darin. So sind unbedeutend scheinende Dinge auch bei der Erziehung von grossen Folgen, und manche Anstalt, die den äußern Schein des Nutzens an sich trägt, hat beträchtlichen Nachtheil, wovon jedoch erst in der Zukunft sich vielleicht mehreres sagen läßt.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 12ten August 1782.

Beitrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der Lübschen Währung in den mittlern Zeiten a).

Wenn der Geschichte eines jeden Landes, in sofern sie anders eine Volksgeschichte seyn soll, die Bestimmung des Werths der darin zu verschiedenen Zeiten gangbar gewesenen Münzen unentbehrlich ist, so kan der deutsche Geschichtschreiber der mittlern Zeiten ohne Angabe des Gehalts der Lübschen Marke, Schillinge, Sechslinge, Witten und Pfennige, oder mit einem Worte: der Lübschen Währung, nicht zurechte kommen.

Dieser Münzfuß war in dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert nicht allein zu Lübeck und in den benachbarten Provinzen, Mecklenburg, Hollstein, Pommern und den Lüneburgischen Landen, sondern auch beinahe im ganzen Norden allgemein, und selbst im obern Deutschland, insonderheit in den Rheinischen Ländern war er nicht ungewöhnlich, da über Lübeck und Hamburg der Tausch der südlichen und nördlichen Produkte geschah, und ohnehin die erst gedachte Stadt als das Haupt des Hanseatischen Bundes nicht allein mit den Westseeischen Städten, sondern auch mit den Städten des innern Deutschlandes in Verbindung stand. Ohne die Bestimmung dieser Währung in den verschiedenen Zeitpunkten, bleibt die Geschichte des doch so wichtigen Handels der Deutschen in den mittlern Zeiten immer unvollständig; denn wie sind wir im Stande den gangbaren Werth einer Waare, deren Einfuhr und Ausfuhr, den innern Landesverbrauch derselben, und überhaupt die Wich-

a) Eine ausführliche chronologische Abhandlung über diese Materie ist mir nicht bekant. Langermann im Hamburgischen Münzvergnügen führt darüber einige Schriften an, die aber alle Manuscripte sind, und die er zum Theil nur in Müllers Isagoge ad histor. Cherson, Cimbric. P. 4 c. 6. § 7. p. 505. angezogen gefunden, als:

Tr. de Marcis IV. civitat. Lubecens. Hamb. Luneb. & Wismar.

Unterwising der 4 Steden Lübeck, Hamborg, Lüneborg und Wismar Münte.

Otto Sperling de marca Lubecensi.

Wichtigkeit oder Unwichtigkeit einer jeden Art von Negoçe auch nur einigermaaßen zu beurtheilen, wenn wir nicht durch das Medium des Geldes die fremden und einheimischen, rohen und verarbeiteten Naturprodukte, so wohl unter sich als gegen einander, in ein Verhältniß stellen können b)? Große Vorzüge müßte eine deutsche Handelsgeschichte haben, der eine Tabelle des innern

b) Auch wenn man den innern Gehalt des Geldes weiß, ist es doch äußerst schwer, nur einigermaaßen zu bestimmen, wie der Werth des Geldes oder des reinen Silbers und Goldes zu den Waaren in vorigen Zeiten sich zu dem Werthe derselben in den unsrigen verhalte; denn es hat sich nicht allein die Summe jener Metalle, sondern auch die Summe der Waaren, nemlich der Produkte der Natur und Kunst, verändert. Selbst bei denjenigen Produkten, die am mehrsten einheimisch sind, und fast ganz allein aus den Händen der Natur zu kommen scheinen, so daß der Fleiß des Menschen am wenigsten dazu beiträgt, ist es unsicher aus einzelnen Beispielen etwas zu schließen. Z. B. wenn 1086 ein Ochs 5 ß. galt, und wir diese damaligen 5 ß. nach Leipziger Fuß zu 3 Rthlr. ihrem innern Gehalt nach berechnen, jezt aber auch der geringste Ochs 20 bis 25 Rthlr. kostet, so folget daraus noch nicht, daß die damalige Summe des Silbers sich zu der jetzigen verhalten habe, wie 3 zu 25; denn vielleicht war die Provinz arm oder reich an Viehe, und der Handel zwischen den verschiedenen Ländern war noch nicht so frequent, wie jezt, wo, was das eine Land hat, die übrigen (nur mit dem Unterschiede nach dem Maas der Entfernung,) gleichfalls besitzen, und Ueberfluß und Bedürfniß durch den wechselseitigen Tausch miteinander ausgeglichen werden. Eben so läßt sich noch nichts daraus schließen, wenn im J. 1545 die Schackische Familie sich anheischig machte, 1200 Faden Büchenholz auf ihre Kosten, den Faden zu 24 ß., aus dem Mecklenburgischen nach Lüneburg zu liefern; denn die Summe des Holzes hat sich vermindert; Deutschland hatte damals noch mehr Waldungen. Im J. 1498 kostete zu Lüneburg ein Wispel Salz 2 mk.; allein hier ist das Verhältniß auf Seiten der Waare umgekehrt, weil sich die Masse des Salzes durch neu entdeckte Quellen und Einführung fremder Salze, vermehrt hat. Von des Preußischen Ministers Herrn von Herzberg Excellenz, ist in dem jüngst herausgegebenen Landbuche der Mark Brandenburg, welches Kaiser Carl IV. im J. 1375 verfertigen lassen, die damalige Münze zu Preußischem Courant reducirt. Nach demselben ist 1369 ein Landgut um 1190 Rthlr. verkauft, wofür 1728 die Summe von 10000 Rthlr. bezahlt worden; allein, vielleicht ist das Land seitdem mehr urbar gemacht, vielleicht sind die Gebäude in einem andern Stande gewesen. Der sicherste Maasstab ist wohl der von den ersten Bedürfnissen des Lebens, z. B. des Habern, Rocken, und dergleichen, wovon man in dem angezeigten Buche eine schöne Berechnung findet, insonderheit aber die Berechnung des Tagelohns mit jenen Preisen zusammen genommen. Zwar kommt auch hiebei der Luxus wieder in die Quere und macht eine Irrung. Allein bei der niedrigsten Klasse der Menschen, ist die Differenz im Luxus, zumal auf dem platten Lande und in armen Ländern nicht so groß, und mittelst Zusammenhaltung der Preise von den ersten Bedürfnissen des Lebens läßt sich dies vielleicht ausgleichen. Eine mathematische Genauigkeit kan man ohnehin nicht hiebei verlangen.

nern Werthes der bekantesten Münzen nach gewissen Haupt-Epochen, oder, welches eben das ist, ein chronologischer Courszettel der Münzbenennungen vorgesetzt wäre, der, statt daß gewöhnliche Courszettel den äußern Werth der Münzen anzeigen, uns von deren innerm Gehalte unterrichtete, und denselben, um die Sache anschaulicher zu machen, zu einem uns bekanten Münzfuß, etwa zu dem Leipziger, reducirte.

Ein beträchtlicher Schritt hiezu wäre eine vollständige Geschichte des Gehaltes der Lübschen Währung, weil deren Gebrauch, nicht allein, wie so eben gesagt worden, in der Extension sehr ausgebreitet war, sondern auch in der Intension; denn sowohl die goldenen als silbernen Münzen, welche in den letzten vier Jahrhunderten in Deutschland coursirt haben, finden sich mehrentheils zu Lübschen Marken, Schillingen und Pfennigen hie oder da gewürdigt. In dieser Rücksicht wird es denn keine unnütze Arbeit seyn, zu einer solchen Geschichte einigen, wenn gleich nur geringen, Beitrag zu liefern.

Auch für den praktischen Rechtsgelehrten (nicht allein für den Historiker,) ist diese Bestimmung brauchbar. Noch jetzt stehen Tonnen Goldes, (und vielleicht dürfte ich: Millionen, sagen,) nach Verschreibungen, die im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert ausgestellet sind, in Lübschen Marken, wenigstens dem Namen nach, belegt, oder vielmehr der Werth der darin verschriebenen und würklich bei dem Anlehn ausgezahlten Münzsorten, z. E. der rheinischen Goldgulden, ist darin berechnet. Hierüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß man in mittlern Zeiten, um den canonischen Gesetzen gegen den Wucher auszuweichen, gewohnt war, sein Capital nicht auf Zinsen auszuleihen, sondern sich damit Renten aus Grundstücken, oder auch Güter auf Wiederkauf zu erwerben. Bei dem letzteren Contrakt gerieth denn der Wiederkauf allmählig in Vergessenheit, und der erstere durfte, wenigstens von Seiten des Verleihers, nicht gekündigt werden; der Besitzer des Grundstückes aber nahm sich wohl dafür in acht, weil er seine Rente in Courant bezahlte, folglich so wie die Münze leichter wurde, seine Zinsen sich verminderten; (daher denn auch einige Capitale, die ursprünglich zu 5 bis 6 pro Cent belegt gewesen, jetzt kaum mit 3 pro Cent verzinset werden.) Kömmt indessen einmal der Fall, wo ein solches altes Capital ausgezahlt werden muß, so ist gemeiniglich des Disputirens kein Ende. Der behauptet; alle Lübsche Marke der mittlern Zeiten ohne Unterscheid seyn die sogenannten Staatsmarke, (wovon unten ein mehreres vorkommen wird,) und weil diese auch Markpennige genannt werden, so glaubt er, solche allenthalben zu finden, wo der Ausdruck: Markpennige, vorkommt. Der Gegentheil sucht natürlicher Weise die Marke so klein zu machen, wie möglich, und geräth denn oft auf seltsame Einfälle, z. E.

daß jene Staatsmarke eigentlich lübsche Gulden, die halben Staatsmarke aber nur die wahren Marke seyn, wobei denn die Theorie dieser Staatsmarke, der lübschen Gulden, der dortigen Silbergulden und des Rheinischen alten und neuen Goldguldens so oft verwechselt, und so bunt durch einander geschlungen wird, daß in Ermangelung einer historischen Gewißheit der Knoten gemeiniglich nur zerhauen werden kan. Ist etwa bei den lübschen Marken die besondere Währung irgend einer Stadt, z. E. lüneburger Währung, benannt, so wird die Sache gar schlimm, weil alsdann die Bestimmung dieser speciellen Währung wieder Zweifel erregt. So habe ich in einigen Processen, die über Verschreibungen aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert geführt worden, weitläuftige Deductionen über die Verschiedenheit der lübecker und lüneburger Währung gefunden, obwohl diese Differenz, (nemlich so, wie sie jetzt ist, da sie sich wie 2 zu 3 verhält,) erst im 17ten Jahrhundert ihren Anfang genommen hat. In Betracht dieses letzteren praktischen Nutzens, mögte besonders in diesen Blättern die gegenwärtige Abhandlung an ihrer Stelle stehn.

Unsere erste deutsche Münzberechnung war nach Pfunden zu 12 Unzen oder 24 Loth gerechnet, und solten nach der Verordnung Kaisers Carl des Großen auf ein solches Pfund 20 Schillinge, deren jeder 12 Pfennige enthielt, also 240 Pfennige gezählt werden. Zwischen dem Golde und dem Silber war damals die Proportion von 12; auf 1 Pfund Gold gingen 80 Schillinge, deren jeder folglich so viel werth war, als 3 Schillinge in Silber. Da jedoch nachmals die Proportion zwischen dem Golde und Silber von 12 bis zu 10 herab sank, so mußte nun entweder, wenn ferner 80 Schillinge auf das Pfund Gold gerechnet werden solten, ein Pfund Silber zu 24 Schillingen, also zu 288 Pfennigen gesetzt, oder wenn man das Pfund Silber nicht verändern wolte, die Zahl der Schillinge in Golde vermindert werden, oder solte beides unverändert bleiben, so mußte man den silbernen Schilling von 12 zu 10 Pfennigen herunter setzen. Da vermuthlich in diesem Zeitpunkt der veränderten Proportion beider Metalle das cöllnische Markgewicht in Deutschland aufkam, so wählte man von jenen drei benannten Wegen die erste Berechnungsart, und rechnete das Pfund Silber zu 24 Schillingen, also die Mark, welche 8 Unzen oder 16 Loth, folglich ⅔ eines Pfundes enthielt, zu 16 Schillingen, jeden Schilling aber wie bei den Pfunden zu 12 Pfennigen. Auf den Cours der Berechnungsart der Pfunde hatte jedoch solches keinen Einfluß; denn diese wurden nicht, wie es nach jenem Maasstabe eigentlich hätte seyn sollen, zu 24 Schillingen oder 288 Pfennigen, sondern noch immer wie vorhin zu 20 Schillingen und 240 Pfennigen gerechnet c).

Bei

c) S. Kaisers Rudolph an die Stadt Lübeck ertheiltes Privilegium vom J. 1290, verglichen

Beide Benennungen, so wohl die der Pfunde als der Marke, verloren jedoch ihre ursprüngliche Bedeutung. Die Pfennige wurden immer kleiner im Gewichte, und da gleichwohl nichts destoweniger noch die vorige Zahl derselben, nemlich 240 und 192 auf 1 Pfund oder Mark gerechnet wurden, so bezeichneten jene Namen nun nicht mehr das **Gewicht**, sondern nur eine **Anzahl** Pfennige eines willkührlichen gar sehr von einander unterschiedenen Gewichtes, oder welches eben das ist; sie wurden Zahlpfunde und Zahlmarken. Es mußte nun bei einem Pfunde sowohl, als bei einer Mark, jedesmal die Art der Münzsorte, oder die Art der Pfennige, und durch dieselbe das eigentliche Gewicht bestimmt werden, und es gab so vielerlei Arten Pfunde, wie Marken, z. E. Hallische Pfunde; Braunschweigische, lübische Marken. Die Berechnung nach Pfunden war in Ober-Deutschland gewöhnlich; hingegen in Nieder-Deutschland und den Nordischen Reichen brauchte man zu Anfange neben jener auch die Berechnung nach Marken, welche zuletzt ganz die Oberhand behielt und die lübische Währung genannt wurde. So findet sich in dem Stadtrechte, welches Herzog Otto im J. 1247, der Stadt Lüneburg ertheilte und das in Dreyers Nebenstunden abgedruckt ist, neben der Berechnung nach Marken, noch immer die nach Pfunden, obwohl man schon damals, um anzudeuten, daß hier nur Zahlpfunde gemeinet würden, den Zusatz machte: kleiner lübscher Pfennige.

In den nachherigen Zeiten aber ist die Berechnung nach Pfunden seltener geworden, obwohl nicht ganz erloschen. Noch im J. 1546 verbietet eine Kaufhaus-Verordnung der Stadt Lüneburg den Schiffern alle Ueberladung ihrer Fahrzeuge bei Strafe von 2 Pfund Pfennigen.

Das Verhältniß zwischen Marken und Pfunden blieb dabei auch in neuern Zeiten immer dasselbe, nemlich wie 4 zu 5.

Die Pfunde verloren endlich, als **Münzgewicht** betrachtet, gänzlich ihren Gebrauch; sie waren nur eine Zahl der kleinsten Münze, und man dachte sich bei ihnen bloß eine Berechnungsart des Geldes, so wie solches noch jetzt bei den englischen Pfund Sterlings und den französischen Livres geschieht. Die Mark hingegen behauptete noch ihren Platz auch als Gewicht, und sie hatte nun dreierlei Bedeutungen:

1) Eine Mark am Gewichte oder 16 Loth, wonach bekanntlich noch jetzt in den Münzen gerechnet wird. Bei dieser Bedeutung pflegte man hinzuzusetzen: **Mark Goldes** oder **Mark Silbers**. So wie jedoch zu Anfange das Gewicht verkleinert wurde, so verschlimmerte man auch nachmals den

glichen mit dem Privilegium Kaisers Ludwig IV. vom J. 1324, in Beckers Geschichte der Stadt Lübeck. Im ersterem wird die Stadtsteuer zu 750 mk., im letzteren zu 600 Pfund gerechnet.

Gehalt, und nun war eine neue Bestimmung nöthig. Man unterschied daher eine Mark **reinen Silbers** (argentum purum & examinatum) und eine Mark **löthigen Silbers**, welche letztere so viel bedeutet, als: Silber mit dem zu jeglicher Zeit in den Münzen üblichen Zusatz, wenn gleich das Silber noch nicht zu Münzen verprägt ist. Bestand es in schon würklich verprägten Münzen, so pflegte man eine **löthige Mark Pennige** zu sagen, da sie sich alsdann durch das Beiwort: löthig, von den unter Nr. 3. vorkommenden Zahlmarken unterschied, und mit der gleichfalls oft vorkommenden Benennung: eine **gewogene** Mark Geldes, einerlei Bedeutung hatte.

2) Eine einzelne und individuelle Münze, und alsdann hieß sie ein **Markstück**, wiewohl diese Bedeutung erst im 16ten Jahrhundert entstanden ist; denn vorher sind keine Marke in Stükken geprägt worden, vielmehr wurde nur Scheidemünze in Pfennigen, Witten, Sechslingen, und erst später in Schillingen, geschlagen.

3) Den Betrag der kleineren Münze zu dem Verhältniß der Zahlmarken gerechnet. Hier brauchte man den Ausdruck: **Markpennige**, wie man denn auch in dem nemlichen Verstande sagte: **Schillinge Penninge**, nemlich: so viel Schillinge in kleiner Münze; ein Ausdruck, welcher in einer in des Herrn Hofraths Jung Tractat de jure salinarum abgedruckten Urkunde (der sogenannten Ordinanz des Bischofs Johann von Verden vom J. 1451, wegen der dem Rath zu Lüneburg von den Prälaten aus ihren Sülzgütern zu leistenden Hülfe) sich befindet. Doch nannte man nachmals im 16ten und 17ten Jahrhundert auch alles gemünzte Geld zu dem Betrag einer Zahlmarke oder 16 Schillinge, (es mogte gleich in Markstücken oder anderen groben Sorten bestehn,) eine **Markpennige.**

Das Wort Pennige bedeutete in mittlern Zeiten außer der bestimmten also benannten Münzsorte, auch überhaupt so viel, als: Münze.

Diese verschiedene Bestimmungen, waren um so nöthiger zu einer Zeit, da man noch so oft mit ungemünztem Silber handelte; denn wenigstens die in der Stadt Lüneburg ausgefertigte Verkaufs-Urkunden, sind bis in die Mitte des 13ten Jahrhundertes gutentheils, insonderheit bei größern Summen, auf Silber nach dem Gewichte ausgestellet.

So wie in einer Stadt ein Markt angelegt ward, so wurde auch eine Münzstäte darin errichtet, als ohne welche letztere der erstere nicht seyn konte. Zwar geschah auf den ältesten Märkten der Handel mehrentheils durch Tausch, allein man gebrauchte doch einige Münzen, um die Differenzen, die beim Tausch entstanden, damit auszugleichen. Die Münzen der insonderheit in Ober-Deutschland schon vorhandenen Münzorte galten theils nur für den Markt, wofür sie geprägt waren d), und dann waren sie auch ihrer Quan-

d) Bünau de jure circa rem monetar. in Germania. Lipf. 1747. p. 88.

Quantität nach für mehrere Märkte nicht hinreichend. So wie also die Kaiser einem Orte oder einem Reichsstande das Recht gaben, einen Markt zu halten, so verliehen sie ihm auch das Recht der Münze, und zur Schadloshaltung für die Kosten, insonderheit die der Münze, als welche damals noch nur einen sehr geringen Schlageschatz verdiente, ward der Zoll zugleich mit ertheilt, so daß also diese drei Privilegia mit einander verbunden zu seyn pflegten. Auch war aus der nemlichen Ursache an einigen Orten die öffentliche Waage, (als eine gleichfalls nothwendige Erforderniß des Marktes,) mit der Münze vereinigt e). Den Fürsten, die die Münze, es sey nun aus einem Kaiserlichen Privilegio, oder aus einem andern Rechte besaßen, konte nach obigen Umständen nicht viel daran gelegen seyn, und sie veräußerten selbige daher, insonderheit gegen das Ende des 13ten und 14ten Jahrhunderts, an ihre Landstände, die sie ihnen zum Theil abkauften, um die öftere Veränderung der Münzen zu verhindern f). Unter diesen war die Münzstadt selbst mit begriffen, und so kam sie von den Landständen oder auch unmittelbar von den Fürsten auf die Städte. Doch scheint die benachbarte Ritterschaft auch noch in spätern Zeiten, als die Münze schon den Städten allein zugehörte, sich zuweilen in die Sache gemischt zu haben, wie denn z. B. Salzwedel noch im Jahr 1436, denen von Schulenburg, von Alvensleben und von Knesebeck, mittelst eines Vergleichs sich anheischig machte, die Münze auf einen gewissen Fuß zu prägen g).

Da

e) Historische Abhandlung von dem Münzwesen der Reichsstadt Augsburg in Meusels Beiträgen zur Geschichtskunde. Th. 1.

f) Frank altes und neues Mecklenburg. 4ter B. S. 68. und 8ter B. S. 39.

g) Strubens Nebenstunden, 4ter Theil.

Auch Lüneburg pflegte noch am Ende des 15ten Jahrhunderts bei Münzveränderungen die Genehmigung der Ritterschaft einzuholen. So heißt es in einer Urkunde vom J. 1492.

„Daß vor dem Rathe erschienen seyn Heinrich von Meding, Marschall, und „Friderich vom Berge, (die von dem Rathe sonderlich dazu verschruben wor„den, na dem se uth der Mannschop des Landes to Lüneborg dit Jar „tor Münte gekaren und gesvaren hadden,) und mit ihnen zugleich Dit„mer Sankenstäd, Borgemester, Hinrick Barendorp und Meyne Töbing, Rath„manne (de de dit Jar uth dem Rade to Lüneborch tor Münte geka„ren und in eeden seten,). Der Rath habe ihnen vorgetragen, wie er eine „Vereinigung mit den Städten Lübeck, Hamburg und Wismar zur Ausprägung „neuer Scheidemünzen getroffen habe, und da solches zum gemeinen Besten ge„schehen sey, von ihnen begehrt, daß die Mannschaft dazu ihre Einwilligung „geben mögte. Die Worte sind folgende:

„Alsedenne de Radt und de Ghemenheit to Lüneborch na Lude der Privile„gien und Breve darover gegeven de Münte von der Herrschop to Lüneborch

„ghantz

Da die Kaiser zu gleicher Zeit, sowohl Reichs- als Landstädten, und sogar bloßen landsäßigen Privatpersonen das Münzrecht ertheilten h), so mußte dadurch eine unzählige Menge von Münzen entstehn. Jedes noch so kleine Land sonderte sich in der Münze von dem benachbarten ab, und man unterschied sich sogar von einander durch die Münze. Leute, die einerlei Grut, Pfennige und Scheffel hatten, wurden für einem Herren angehörig gehalten i).

Bei einer so großen Anzahl verschiedener Münzen, und da man noch keine Courszettel kante, wußte jeder nur seine eigene Münze zu schätzen, und es mußte also auf einem großen Markte, wohin Kaufleute aus vielen Städten und Provinzen kamen, eine Mittelsperson seyn, die sie auseinander setzte. Dies war denn der neben dem Münzmeister bestellte **Wechsler**. Dieser wechselte nicht allein das rohe Silber k), sondern auch ohne Zweifel die fremden Münzen ein, lieferte sie in die Münze, und gab den ankommenden Fremden dagegen die auf dem Markte geltende Landes- oder Stadtmünze l). Aus dieser öfteren Umprägung, zusammen genommen mit dem Umstande, daß die Silbermünze fast nur aus Scheidemünze bestand, läßt sich vielleicht am ersten das Räthsel auflösen, wie zu einer Zeit, da doch so wenig Geld in Deutschland war, dennoch so viele Münzen haben bestehen können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

„ghanß by sick hebben, dede doch dat medebrochten, wanneer dat de Radt to Lüneborch mit den andern Steden vorbenannt müntende worden, dat men dar „twe Personen uth der Manschop to Lüneborch scholde tothen, unde „so se dit Jar tor Münte geswaren hedden rc.„.

Die ritterschaftliche Deputirte haben dann ihre Genehmigung ertheilet. Ich habe diese Urkunde so ausführlich ausgezogen, weil sie zur Bestätigung und Aufklärung der im 57ten Stück der Hannöverischen Beiträge vom J. 1762 befindlichen Abhandlung des Herrn Professors Gebhardi dienen kan.

h) Buder diss. de monetar.

i) Mösers Geschichte von Osnabrück. Th. 2. Absch. 3. §. 13.

k) Die Münze maßte sich des Silberhandels und der Geldwechslei als eines Monopols an, und erst gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fingen Kaufleute an Wechsel zu treiben. S. Meusels Beiträge rc. a. a. Orte §. 9. Dies ergiebt sich auch in Rücksicht auf die Niedersächsischen Münzstädte, insonderheit Lüneburg, nicht undeutlich aus verschiedenen Urkunden. Die Goldschmiede gehörten daher auch mit zur Münze. Meusel, eben daselbst.

l) Nach dem Münzverein von 1468, soll man das Gold, was sein Gewicht nicht hat, auf den Wechsel bringen.

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 16ten August 1782.

Beitrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der Lübschen Währung in den mittlern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Man hat vielleicht in der öftern Umprägung, wo nicht den ersten Ursprung, doch die nachmalige häufige Verprägung der Bracteaten oder Holmünzen zu suchen. Bei einer Münze, die in einem Jahre vielleicht etliche mal umgeprägt wurde, verlohnte es sich freilich nicht der Mühe ein gutes Gepräge darauf zu setzen; vielmehr stempelte man sie nur auf einer Seite, damit man wußte, wie viel sie galt, und sie galt nicht weiter als an Ort und Stelle a), ja zum Theil dort sogar nur für **das Jahr**, worin sie geprägt war; denn im 14ten Jahrhundert pflegten die Münzherren ihr eigenes Gepräge jährlich zu verrufen und umzuprägen b). So wie mehrere Markte in einem Lande angelegt wurden, wolte man nicht allenthalben eine Münzstäte er-

a) Die Vermuthung die ich hier und weiter unten in Rücksicht auf die Bracteaten geäußert habe, scheint mir durch die zwischen den vier Städten Lübeck, Hamburg, Wismar und Lüneburg verschiedentlich getroffene Münzvereine bestätigt zu werden. In dem vom J. 1411 heißt es, daß man kein kleines Geld mehr schlagen solle, dat Holgeld geheten iss, ehe nicht etwa die vier Städte sich anders wiederum verabreden mögten, ausgenommen Schärfe, von denen die übrigen Städte eine jegliche 10 gewogene Mark, Lübeck aber deren 20 könne schlagen lassen. Gleich darauf folgen die Worte:

„Item, Ein islick Stad vorscreven; dat nement deßes vorscreven Gheldes, „dat alrede geslagen ist, efte dat man noch slande wert, utschete, utwippe, utwege, utvöre umme to slande — — — noch Münter Weßler efte „jemand anders, by Verlust Lives und Gudes.„

Nach dem Receß von 1403 soll eine jede Stadt nur 200löthige Mark Holgeld schlagen dürfen, und nach dem von 1424 soll nicht mehr als nur zur Nothdurft geschlagen werden.

Nach dem Verein von 1468 soll man in Bezahlungen nicht mehr als den 10ten Pfennig im städtischen Holgeld geben dürfen.

b) Braunschweiger Intelligenzblätter von 1747. St. 18.

errichten, und bestellte dagegen nur an einem jeden solchen kleineren Orte einen Wechsler, wie denn hier im Lüneburgischen, (laut der Urkunde Herzogs Otto vom J. 1293, worin er den Lüneburgischen Ständen die Münze überträgt) dergleichen Wechsler zu Lüneburg, Uelzen, Wittingen, Lüchow, Dannenberg, Hitzacker, Bleckede, Dalenburg, Bevensen, Winsen und Hittfeld gewesen sind. Diese Wechselcomtoirs hingen ohne Zweifel von der Münze des Hauptortes ab, und lieferten die eingewechselten fremden Münzsorten nebst dem rohen Silber dahin. Einige Städte, die einen größern Markt hatten, hoben jedoch bald aus der Menge der übrigen Münzstädte ihr Haupt empor, und ihre Münzen erhielten dadurch auch auswärts wegen des vielen zu ihnen hingehenden Verkehrs ihre Gültigkeit. Hiezu gehörten insonderheit die Seestädte und diejenigen Oerter, die ein gewisses allgemein erforderliches Naturprodukt zu verkaufen hatten. Daher der Flor der Münze in Lübeck, Wißmar und Stralsund, welche den Handel der Ostsee im Besitz hatten; Hamburg, über welches der Handel nach der Nordsee ging; und Lüneburg, das wegen seines Salzes auch von entfernten Provinzen besucht ward, und welches dadurch, da jene Provinzen nicht so wohl baares Geld als ihre einheimischen Landesprodukte zum Umtausch hinschickten, einen grossen Handel, und mit demselben zugleich ein starkes Münzverkehr bekam, eben so wie solches in Oberdeutschland, zu Halle in Schwaben, (wovon noch die Häller den Namen haben sollen) unter den nemlichen Umständen geschah.

Nachdem die Städte die Münzen mehrentheils selbst überkommen hatten, war der Cours ihrer Münze eben ihres Handels wegen besser, als der Fürstlichen Münzen, und Reichsstände bedienten sich gerne des Gepräges einer landsäßigen Stadt, um ihrem Gelde nur einen größern Umlauf zu verschaffen. Ein Beweiß hievon ist, daß die Stadt Lüneburg sich im Jahre 1440 vom Bischof Johann von Verden sogar versprechen ließ, daß er so wenig unter dem Gepräge der Stadt, als der mit ihr verbundenen 3 Städte, wolle Geld schlagen lassen c). Das Geld war nun auch natürlich nicht mehr so öftern Veränderungen unterworfen, als vorhin, da die Fürsten die Münze besassen. Und wie einmal gewisse Münzen einen allgemeinen Cours bekommen hatten, so war es leicht die Sorten der kleineren Münzstädte zu verdrängen, zumal, nachdem die größern Münzstädte anfingen, sich wegen eines gemeinschaftlichen Courses zu vereinigen. Dies geschah denn insonderheit im Anfange des 15ten Jahrhunderts, und vielleicht schon früher. Auf ihren Märkten galten nur ihre und ihrer Verbündeten Münzen; die übrigen verriefen sie entweder gänzlich und untersagten alles Verkehr damit bei Verlust des Geldes (wie solches im Münzverein von 1468 geschah) oder sie

c) Kölers Münzbelustigung Th. 14. St. 43.

sie setzten sie zu dem Werth der allergeringsten Münzsorten, nemlich der Pfennige und der Schärfe herunter. So findet sich noch in einem alten Memorialbuch der Stadt Lüneburg folgendes:

„Anno 1419 wart gekündigt und „gebeden des Donnersdages na Quasimodogeniti, dat hier neynerley „Münte vor vull gan schall von Sößlingen und Holenpennigen, men de „de König von Dännemarken und de „veer Stede, Lübeck, Hamborg, Lüneborg und Wißmar geschlagen hebben.

„De sworen scall me nemen men to „pennigen und allerleye ander holegeld „scall me nemen to Scherven. We dit „anders holde, de scall dat wedden mit „einer lödigen Mark und dat Geld „scall dato verloren wesen."

Es war natürlich, daß bei einer so großen Herabsetzung von 6 zu 1, und zum Theil zu ½ alle diese fremden Sorten, in so fern sie noch etwas mehr an Silber ihrem Gehalt nach hielten, in die Münze geliefert wurden. So schied denn das Geld der kleinen nicht im Bunde stehenden Münzen bald aus dem Handel heraus, und die größern Städte waren dadurch im Stande, auf das Gepräge ihrer Münzen schon etwas mehr Sorgfalt zu wenden und selbige mit einem doppelten Stempel zu versehen, daher denn auch die Bracteaten nur noch als Scheidemünze zu Anfange geduldet wurden, allmählig aber ganz verschwanden, und gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts wenig mehr vorkamen. Insonderheit standen damals die oben benannten vier Städte, Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Wißmar in einem beständigen Münzverein, der nur von Zeit zu Zeit erneuert wurde. Schon lange vorher, ehe ein Verein geschlossen wurde, richteten sich die übrigen Städte nach dem Münzfuß der Stadt Lübeck, weil sie durch das Uebergewicht dieser letzteren hingerissen wurden. Dies erhellet aus einer Urkunde des Churfürsten Wenzeslaus und Herzogs Albrecht von Sachsen vom J. 1371, worin sie der Stadt Lüneburg gestatten,

daß, weil vor Jahren die Lüneburger und Lübecker Münze von einerlei Werth gewesen, die Lübecker aber sich nachher verändert hätte, nunmehr auch die Lüneburgische Stadtmünze nach dem Lübecker Fuß geschlagen werden mögte.

Doch ist diese Uebereinstimmung der Lüneburgischen Münze wohl nicht höher hinauf zu setzen, als in die Zeit, da die Landesherren die Münze nicht mehr hatten, nemlich höchstens ins J. 1293; denn wenigstens von der Hamburgischen Stadtmünze muß die Lüneburgische Münze damals noch verschieden gewesen seyn, weil Herzog Johann I. von Lauenburg in der, den Eßlinger Zoll betreffenden Urkunde vom J. 1278, den Lüneburgischen Schiffern den Zoll, wenn sie von Hamburg kommen, in Hamburgischer, wenn sie aber dahin reisen, in Lüneburgischer Münze abfordert.

Die Münzen dieser verbundenen Städte hießen Lübsche Marke, Schillinge, Sechslinge, Witten, Blafferte

te und Pfennige. Weil jedoch die Städte ihre Münzvereine nicht allemal aufs genaueste hielten, so war in der Mark lübisch, nach den verschiedenen Orten, wo sie ausgeprägt war, zu Zeiten eine Verschiedenheit, und man pflegte daher wohl zu näherer Bestimmung zu sagen: Mark lübsch, **Lüneburger** oder **Hamburger Währung.** Indessen wurden diese Abweichungen bald durch einen neuen Verein wiederum ins Gleis gebracht, und man kan im 15ten und 16ten Jahrhundert, (in so ferne nicht aus einer Verschreibung oder sichern historischen Denkmälern eine solche Verschiedenheit und der Grad derselben bekannt ist,) den Gehalt der Münzen, wenn man ihn in einem gewissen Zeitpunkte von der einen Stadt weiß, ohne Bedenken auch in der andern Stadt darnach schätzen. Lübecks Uebergewicht war nicht allein im Handel sehr groß, sondern es hatte auch durch seinen Reichthum im 15ten Jahrhundert ein beträchtliches Geldnegoce an sich gezogen. Seine reiche Particuliers nutzten die hanseatische Verbindung dazu, und liehen den verbundenen Städten, die zum Theil durch die großen Kosten des Bündnisses in Schulden gerathen waren, beträchtliche Capitalien auf hohe Zinsen, die sich oft zu 12 pro Cent d) erstreckten. Unter andern war Lüneburg in dem 15ten Jahrhundert verschiedenen lübeckischē Bürgern so große Summen schuldig, daß es sogar zur Bezahlung der Zinsen einen Geistlichen in Lübeck besoldete, der zu dem Ende zwischen beiden Städten immer ab- und zu reisete. Diese Zinszahlung mußte denn, wie leicht zu erachten, in lübscher Münze von ächtem Gehalt geschehen, und daher entstand ein neues Band der Münzvereinigung. Auch war in den mehrsten Münzvereinen festgesetzt, daß wenigstens in den ersten Zeiten nach Errichtung derselben alle Quartale Deputirte der 4 Städte mit ihren Münzbedienten zusammen kommen und die in den Varbüchsen mitgebrachten Münzen untersuchen solten, ob sie Receßmäßig geschlagen wären oder nicht? wie denn noch eine große

d) Der Wucher war in mittlern Zeiten gar ausserordentlich, und vermuthlich eben dadurch, weil man alle Zinscontracte verboten hatte. Nach dem in Dreyers Nebenstunden abgedruckten Lüneburgischen Stadtrecht von 1247 soll die Mark jährlicher Rente nicht wohlfeiler gekauft werden, als mit 15 Mark, oder welches eben so viel heißt; es soll nicht höhere Zinse als zu 6⅔ pro Cent genommen werden. Durch den Rentecontract verlor sogar gewöhnlich der Anleiher den einzigen Trost, sich durch Wiederbezahlung vom Wucher zu befreien, und es ward daher in dem nemlichen Stadtrechte im 108ten Titel festgesetzt, daß der Anleiher berechtigt seyn solle, den Rentecontract aufzukündigen. Dieser Wucher war im 15ten und 16ten Jahrhundert zu seiner größten Höhe gestiegen. Doctor Luther klagt, daß ein starker Vertrieb der größern Städte, als Leipzig, Frankfurt und Augsburg in Wucher bestünde, wodurch sie das Land und die kleineren Oerter ausmergelten, indem sie 30 bis 40 pro Cent Zinsen nahmen. Schlözers Briefwechsel. Th. 7. Heft 41.

große Anzahl Einladungsbriefe zu diesen Conferenzen vorhanden ist. Hierin wurden die Abweichungen mehrentheils sogleich wieder abgestellet.

Ich will nun, nachdem ich diese vorläufigen Bemerkungen über das Ganze vorausgeschickt habe, einen Versuch machen, den innern Werth der lübschen Marke und Schillinge und dessen Geschichte in eine Zeitfolge zu bringen, und damit der Leser im Stande seyn möge, ohne Kopfbrechen das Verhältniß der vormaligen und jetzigen Münze zu übersehen, so will ich diejenigen Sorten, deren Bestimmung nach Markgewicht angegeben ist, zum **Leipziger Fuß**, und zwar, weil es kleine Münze ist, in Schillingen, **wovon 13 Rthlr. auf die feine Mark gehn**, reduciren, wobei ich jedoch auf kleine Brüche nicht achten werde, weil es hier sowohl im historischen als juristischen Betracht auf kleine Differenzen nicht ankommt. Wenn die Münze hiernächst erst in Reichsthalern berechnet wird, so kan jeder sich die Berechnung selbst in Gedanken machen, weil Jedermann weiß, wie viel unser alter Species-Thaler beträgt. Da auch die lübsche Währung, wenn man sie in großen Summen und in grober Münze berechnete, insonderheit in Rheinischen und lübschen Gulden pflegte bezahlt zu werden, so will ich auch deren jedesmaligen Werth, so weit er mir nach lübschen Marken bekannt ist, hinzufügen. Ich merke dabei nur noch an, daß man bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts, den innern Werth der Münze nach Markgewichte oder feinem Silber bestimmet, damals aber erst angefangen habe, den Reichs- oder Species-Thaler zum Maaßstabe anzunehmen, und darnach die Münze zu schätzen.

Im Jahr 1325 e) wurden in Hamburg **Pfennige** gemünzet, die Mark zu 14 Loth fein, Schrot auf die Mark 42 Sch. 8 pf. ward die Mark fein ausgebracht zu 3 Mk. – Sch. 9 $\frac{1}{7}$ pf., **war nach dem Leipziger Fuß die Mark Lübsch 12 Mk. 12 Sch. 9 $\frac{1}{3}$ pf. oder 4 Rthlr. 6 ggr. 5 pf.** Der lübsche Gulden galt damals 10 Sch.; also (den Schilling ohne Bruch gerechnet nach dem Leipziger Fuß zu 12 Sch. 10 pf. oder 6 ggr. 5 pf.) galt der Gulden nach dem Leipziger Fuß 2 Rthl. 16 ggr. 2 pf. **Nachmals (in einem andern Zeitraum** des 14ten Jahrhunderts) wurden **Pfennige** gemünzet, welche 13 Loth 1 Quentin fein und Schrot auf die löthige Mark 48 Sch. hielten, war die Mark fein vermünzet zu 3 Mk. 10 Sch., und die **Mark Lübisch galt**

 nach

e) Die folgenden Nachrichten sind, in so ferne nicht etwa ein Schriftsteller namentlich angeführt wird, theils aus der in Leibnizens Scriptor. Rer. Brunsvic. T. 3. IX befindlichen notitia rei numar. Luneb. Hamburg. & Lubec. die jedoch nur bis ins J. 1430 geht, theils aus ungedruckten, im Archiv der Stadt Lüneburg befindlichen Urkunden, Münzacten und Proceßacten, und andern geschriebenen Nachrichten, insonderheit einer zwischen den Städten Lübeck und Lüneburg noch in diesem Jahrhundert geführten Correspondenz.

nach dem Leipziger Fuß 10 Mark 12 Sch. 2 pf. oder 3 Rthlr. 14 ggr. 1 pf. Der lübsche Gulden galt auch damals 10 Sch.

Noch in einem andern Zeitpunkte wurden Pfennige gemünzet, wovon die Mark 13 Loth fein, und Schrot auf die Mark 53 Sch. hielt, war die feine Mark vermünzet zu 4 Mk. 5 Sch. 3 pf., und die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 9 Mk. - Sch. 3 pf. oder 3 Rthlr. - ggr. 1½ pf.

Auch wurden Witten gemünzet, die 15 Loth, auch 14 Loth 2 Quentin hielten. Das Schrot ist nicht angegeben.

In Lübeck wurden Schillinge gemünzet; die Mark hielt 15 Loth fein, Schrot auf die Mark 57 Stücke, war die Mark fein vermünzet zu 3 Mk. 12 Sch. 10 pf., also die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 10 Mk. 4 Sch. 2 pf. oder 3 Rthlr. 10 ggr. 1 pf. Der lübsche Gulden galt noch immer 10 Sch.

Vom 14ten Jahrhundert läßt sich also der Gehalt der Münze nicht nach gewissen Epochen bestimmen, und bei einer Rechtsfrage darüber würde allenfalls nichts weiter zu thun seyn, als jene verschiedene Summen mit einander zu summiren, und hiernächst einen Durchschnitt zu machen.

Im J. 1403 ward zu Wismar geschlagen eine neue Münze zu 12½ Loth fein, und Schrot auf die Mark 70 Sch., war also die Mark fein vermünzet zu 5 Mk. 9 Sch. 7 pf., war die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 6 Mk. 15 Sch. 5 pf. oder 2 Rthlr. 7 ggr. 9 pf. Der lübsche Gulden galt noch 10 Sch.

In diesem Jahre errichteten Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Wismar, Rostock und Stralsund einen Münzreceß, nach welchem die Mark fein a) in Wittenpfennigen zu 5 Mk. 1 Sch. 11$\frac{1}{27}$ pf. lübsch, b) in Holpfennigen zu 5 Mk. 5 Sch. 4 pf., und c) in Hellingen zu 6 Mk. ausgeprägt werden solte, war also die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß in erster Sorte 7 Mk. 9 Sch. 10½ pf. oder 2 Rthlr. 12 ggr. 11½ pf., in der zweiten 7 Mk. 5 Sch. oder 2 Rthlr. 10 ggr. 6 pf., und in der dritten 6 Mk. 8 Sch. oder 2 Rthl. 4 ggr. Der Verein ward auf 10 Jahre geschlossen f).

Im J. 1411 errichteten die Städte Hamburg, Lüneburg und Lübeck einen neuen Verein, nach welchem Wittenpfennige, (bekanntlich ⅓ eines Schillings, jetzt ¼ eines Groschen) geschlagen, und die Mark fein zu 5 Mk. 12 Sch. 5 pf. vermünzet werden solte, war die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 6 Mk. 12 Sch. oder 2 Rthlr. 6 ggr.

Der lübsche Gulden galt nun schon 16 Sch. auch 17 Sch., der alte Rheinische Gulden 12 Sch. Auf einen englischen Noble gingen damals 2 Mk. 3 Sch. in Wittenpfennigen, wie denn Herzog

f) S. Schriften der Kopenhagenschen Gesellschaft der Wissenschaften von dem Jahre 1761 bis 1764. 9ter Th.

Herzog Erich zu Sachsen 300 Mark Lübsch in dieser Münze von der Königin Margaretha in Dännemark anlieh g).

Im J. 1424 den 9ten Oct. verbanden sich die vorbenannten 4 Städte mit Philippa, Königin von Dännemark, Schweden und Norwegen, als Reichsverweserin ihres Gemals, mittelst eines in den so eben angezogenen Schriften der Kopenhagenschen Gesellschaft der Wissenschaften, 9 Th. abgedruckten Vertrages, nach welchem die feine Mark (a) in Sechslingen zu 7 Mk. 9 Sch. $2\frac{2}{19}$ pf., und (b) in holen **Lübschen Pfennigen** zu 8 Mk. 3 Sch. $\frac{1}{67}$ pf. solte ausgebracht werden, war also in der ersten Sorte **die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 5 Mk. 2 Sch. 4 pf. oder 1 Rthlr. 17 ggr. 2 pf. und in der zweiten 4 Mk. 12 Sch. 2 pf. oder 1 Rthlr. 14 ggr. 1 pf.**

Nach einem andern Münzverein der 4 Städte vom J. 1433, solte die feine Mark in **Schillingen, Sechslingen und Holpfennigen** zu 8 Mk. 12 Sch. vermünzt werden, **war also die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 4 Mk. 7 Sch. 4 pf. oder 1 Rthlr. 11 ggr. 8 pf.** Der Rheinische Gulden solte nicht mehr als 20 Sch. gelten h).

Ins J. 1445 ist zwar eigentlich keine Epoche zu setzen, weil, so viel mir bekannt, in diesem Jahre keine neue Münzsorte geprägt worden; da jedoch zufälliger Weise ein zu Lüneburg befindliches Valvationsbuch, (welches ich unten näher beschreiben werde,) einige damals current gewesene Münzen der 4 Städte annoch würklich enthält, so will ich deren innern Gehalt hier verzeichnen. Eines Theils dienet dies, da man hier die Münzen selbst vor sich hat, und wenigstens ihrem Schrote nach selbst untersuchen kan, das Korn auch durch die eigenhändige Beischrift eines gleichzeitigen Münzofficianten beglaubigt ist, zu einer Controlle der Glaubwürdigkeit der übrigen Nachrichten, und andern Theils wird dadurch die Lücke zwischen 1433 und 1451 verringert. Nach jenem Valvationsbuche enthielt

1) Der damals gangbare sogenannte **Städte-Schilling** 10 Loth fein, und an Schrot 5 Mk. 15 Sch. auf die rauhe Mark, war die Mark fein vermünzt zu 9 Mk. 8 Sch.; **und war also die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß werth 4 Mk. 1 Sch. 8 pf., oder 1 Rthlr. 8 ggr. 10 pf.**

2) Der lübsche Sechsling hielt 13 Loth, Schrot 128 Stück, war die feine Mark vermünzt zu 9 Mk. 13 Sch. 6 pf., **ist die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 3 Mk. 15 Sch. $4\frac{1}{2}$ pf. oder 1 Rthlr. 7 ggr. 8 pf.**

3) Der **Wißmarsche Witten** hält $12\frac{1}{2}$ Loth fein, Schrot 186 Stück, ist die feine Mark ausgemünzt zu 15 Mk. 1 Sch. 4 pf., und **die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß werth 2 Mk. 9 Sch. 4 pf., oder 20 ggr. 8 pf.**

4)

g) Christiani Geschichte von Hollstein. 3 Th.
h) Langermann. S. 388.

4) **Lüneburgische und Lübsche Witten** halten 12½ Loth fein, Schrot auf die Mark 178 Stück, ist die feine Mark vermünzt zu 14 Mk. 6 Sch. 11 pf. und **die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß werth 2 Mk. 11 Sch. 2 pf. oder 21 ggr. 7 pf.**

Man sieht, daß damals zwischen der kleinen und groben Münze, zu welcher letzteren man die Schillinge und Sechslinge schon rechnete, ein Unterschied gewesen seyn müsse. Indessen lasse ich dahin gestellet seyn, ob die gegenwärtige so beträchtliche Differenz nicht auch in zufälligen Dingen ihren Grund gehabt habe. Die Witten sind vermuthlich nach einem andern Münz-Regulativ geprägt als die Schillinge und Sechslinge, obwohl man selbige vielleicht, weil sie alle doch städtische Münzen gewesen, im täglichen Cours hat durch einander gelten lassen. Vielleicht hat man sie auch nur im reducirten Werthe genommen, oder die Schillinge und Sechslinge haben dagegen Aufgeld gegolten. Nachmals, ums J. 1451 wurden Schillinge geprägt zu 10 Loth fein, Schrot auf die löthige Mark 100 St., und die Mark fein vermünzet zu 10 Mark, **war die Mark Lübsch nach dem L. F. 3 Mk. 14 Sch. 1 pf. oder 1 Rthlr. 7 ggr. 2 pf.** i).

Zu gleicher Zeit wurden **Blafferte** (2 Pfennige,) und Pfennige geschlagen zu 6 Loth fein; das Schrot findet sich nicht angegeben, und werden sie dadurch vermuthlich bei einiger Differenz wegen des Schlageschatzes mit den Schillingen ausgeglichen seyn. Der lübsche Gulden galt damals 28 Sch. und der alte Rheinische 21 Sch.

Ums Jahr 1461 münzten vorbenannte 4 Städte nach einer neuen Vereinigung **einfache Schillinge** zu 9 Loth fein, und doppelte zu 12 Loth fein. Das Schrot ist nicht angezeigt, vielleicht war es wie das vorige, nemlich 100 St. auf die löthige Mark. Auch läßt sich das Verhältniß gegen den letzten Zeitpunkt daraus einigermaaßen bestimmen, daß der Einkauf des Silbers, der ums J. 1451. 9 Mk. war, sich anjetzt zu 10 Mk. 6 Sch. belief; denn die ausgemünzte Mark Silbers pflegte um die Zeit (zumal in Schillingen und Sechslingen) nur um 8 bis 12 Sch. mehr zu gelten, als die Mark rohen Silbers, oder, welches eben das ist, unsere Vorfahren nahmen damals gewöhnlich nur 8 bis 12 Sch. Schlageschatz auf die Mark k).

Ward also die Mark fein zu 11 Mk. 2 Sch. ausgebracht, so **war die Mark Lübsch im J. 1461 nach dem L. F. 3 Mk. 8 Sch. 2 pf. oder 1 Rthlr. 4 ggr. 1 pf.**

Der Rheinische Goldgulden galt nunmehr 1 Mk. 8 Sch., der lübsche Goldgulden aber 2 Mk.

Die Fortsetzung folgt künftig.

i) Mit dieser Angabe der Leibnitzischen Notitiæ &c. stimmt die vom Bischof Johann von Verden im J. 1451 der Stadt Lüneburg wegen der Sülzschülle ertheilte Ordinanz genau überein.

k) Nach dem Verein von 1403, war der Schlageschatz in Witten nur 2 ß. 11 $\frac{1}{2}$ pf. in Holpfennigen 6 ß. 4 pf. und in Hellingen 17 ß., nach dem Verein von 1424 aber war er schon in Sechslingen 9 ß. 2 $\frac{1}{2}$ pf. in Holpfennigen aber 19 ß. S. Schrift. d. Kopenh. Ges. 9 Th.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 19ten August 1782.

Beitrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der Lübschen Währung in den mittlern Zeiten.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1468 am Tage Petri Stuhlfeier, ward zwischen den vier Städten abermals ein Vertrag wegen der Münze aufgerichtet a), nach welchem die Schillinge und doppelten Schillinge etwas leichter, wie vorhin geschlagen werden, und die Goldmünzen nachstehenden Werth haben solten b). Der Lübsche Gulden 28 Sch., der Ungarische Gulden 27 Sch., der Rheinische 21 Sch., der schwere Noble 4 Mk. 2 Sch., der leichte Noble 3 Mk. 5 Sch., der Bischöfliche und Bayersche Gulden 14 Sch., der leichte Gulden 11 Sch., der Postulat Gulden 14 Sch., die Französische Krone 26 Sch., die Caluten 26 Sch. 3 pf., die Redder 27 Sch., die Wilhelms Schilder 15 Sch., die Rumolds Gulden 1 Mk.

Die Stadt Lüneburg soll jedoch nach der angezogenen Beckerschen Geschichte nachmals von diesem Verein abgegangen seyn, und nicht allein das Münzen auf eine Zeitlang ganz angegeben, sondern auch dem Golde und insonderheit dem Rheinischen Gulden seinen bisherigen Werth zu 23 Sch. gelassen haben, zu welchem Cours denn auch die Stadt Wismar vom Herzog Heinrich von Mecklenburg gezwungen worden, worauf die Städte Lübeck und Hamburg auch haben nachfolgen müssen. Vielleicht ist dadurch derjenige Verein, welcher zwischen den 4 Städten im nemlichen Jahre am Abend des heiligen Leichnams geschlossen ward, und noch im Lüneburgischen Archiv vorhanden ist, veranlaßt worden. Nach demselben sollen Schillinge ausgemünzt werden zu 9 Loth fein, und $103\frac{1}{2}$ auf die rauhe Mark, gehen auf die feine Mark 184 Stück, und beträgt die Lübsche Mark nach dem Leipzi-

Uuu ger

a) Beckers Geschichte der Stadt Lübeck S. 424.

b) Der Lübsche Gulden soll den innern Gehalt unsers jetzigen Dukaten gehabt haben. Mev. ad Jus Lubec. L. I. tit. I. art. II. Ich mögte doch für die Richtigkeit dieses Grundsatzes ohne nähere Bestimmung nicht einstehn.

ger Fuß 3 Mk. 6 Sch. 3 pf., oder 1 Rthlr. 3 ggr. 2 pf., deren 23 einen Rheinischen Gulden gelten sollen. Ferner Doppelschillinge, deren $11\frac{1}{2}$ einem Rheinischen Gulden gleich sind, zu 12 Loth fein und 69 auf die Mark, hält die feine Mark 92 Stück, und die Mark Lübsch nach dem L. F. 3 Mk. 6 Sch. 3 pf. oder 1 Rthlr. 3 ggr. $1\frac{1}{2}$ pf.; und endlich Sechslinge, deren Gehalt nicht genau angezeigt ist, die aber wohl den Schillingen und Doppelschillingen mehrentheils gleich gewesen, weil ihrer 2 auf 1 jener Schillinge sollen gerechnet werden c).

Vermuthlich fällt in die Nähe des Jahres 1468 derjenige Zeitpunkt, wovon der Leibnitzische Verfasser der notitiæ rei numm. Luneb. erzählt, daß die Städte wegen des theuren Silberkaufs, da sie ihr Geld nicht hätten verringern wollen, das Münzen etliche Jahre hätten anstehn lassen, wodurch denn ein so großer Mangel an Silbergelde entstanden sey, daß die Städte sich endlich dennoch hätten entschließen müssen, den nachbenannten leichten Münzfuß anzunehmen.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts, ist die Ausprägung von Münzen, welche in $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$, auch $\frac{1}{6}$, (Dubbeldreling, Dreling, halbe Dreling,) einer Mark, desgleichen in Stücken von 4, von 2 und 1 Witten bestanden, wo nicht geschehen, doch im Werke gewesen, indem die in Holzschnitten abgebildete Figuren dieser Münzen und die beigefügte gedruckte Erklärung mit der Ueberschrift; daß also die neue Münze gestaltet seyn und gelten solle; zu Lüneburg noch vorhanden sind. Die Figuren der Münzen führen alle die Umschrift: Moneta nova Lubecensis 1502, und aus der Erklärung sieht man so viel, daß in dieser Münze der Rheinische Gulden habe $1\frac{1}{3}$ Mark Lübsch, oder 21 Sch. 4 pf. gelten sollen.

Ums Jahr 1502 ließ Lübeck, und ums Jahr 1506 Hamburg Witten, Blafferte und Pfennige münzen, und ward die Mark fein zu 13 Mk. 11 Sch. 5 pf. ausgebracht, war die Mark Lübsch 2 Mk. 13 Sch. 6 pf. oder 22 ggr. 9 pf.

Ins Jahr 1506 fällt ein wichtiger Zeitpunkt für die lübsche Münzgeschichte. Die oft benannten 4 Städte ver-

c) Köler in den Münzbelustigungen 14. Th. 43. St. will keinen Münzreceß vom J. 1468 anerkennen, und beschuldigt Rehtmeyer, Traziger und Lezner eines chronologischen Irrthums, indem er glaubt, daß derselbe ins J. 1463 verlegt werden müßte. Allein, die Kölersche Erzählung scheint mit keinem der jetzt genannten beiden Münzvereine zuzutreffen, und es mag 1463 noch ein anderer Münzvertrag errichtet seyn; wie denn gewiß ungleich mehrere Münzvereine verfasset worden, als hier angezogen sind, insonderheit wenn man die in den Münzconferenzen getroffenen Regulative dazu rechnet. Die hier erzählte Folge der Münzordnungen wird für nichts weniger, als für vollständig ausgegeben; es ist schon etwas, wenn wir nur erst gewisse, obgleich weit auseinanderstehende, Epochen fest setzen können.

verglichen sich in diesem Jahre und nachmals wiederum im J. 1512 zu einem gewissen Münzfuß, nach welchem sie dreierlei Sorten von **Markstükken** d) prägten, wovon die erste Sorte 15 Loth fein, und Schrot $12\frac{1}{4}$ Stück, die andere $14\frac{1}{2}$ Loth und Schrot $11\frac{3}{4}$ Stück, und die dritte $14\frac{1}{2}$ Loth und Schrot 12 Stück hielt, also die feine Mark in der ersten zu 13 Mk. 1 Sch. 1 pf., in der zweiten zu 12 Mk. 15 Sch. 5 pf., und in der dritten zu 13 Mk. 3 Sch. 10 pf. ausgebracht wurde e). **War also die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß in der ersten 2 Mk. 15 Sch. 10 pf., oder 23 ggr. 11 pf., in der zweiten 3 Mk. – Sch. 2 pf., oder 1 Rthlr. – ggr. 1 pf., in der dritten 2 Mk. 15 Sch. 2 pf., oder 23 ggr. 7 pf.**

Ein Stück dieser Münze vom J. 1549, (**ich weiß nicht, von welcher Sorte?**) ist im J. 1695, von dem Fürstl. Zellischen Münzmeister Jenisch und dem Münzwardein Sattler aufgezogen und gefunden, daß solches nach **dem Leipziger Fuß** in grober Thaler Münze, nemlich 12 Rthlr. auf die feine Mark, oder in jetzigen neuen $\frac{2}{3}$teln **gehalten habe 21 ggr. 1 pf.**

Will man aber das Markstück, um es den vorherigen Münzen gleich zu machen,

d) Dies waren die ersten Marke; denn vorhin hatte man die Lübschen Marke noch nicht in einem Stücke. Sie solten insonderheit die Stelle des Rheinischen Gulden vertreten und dessen Werth herunter setzen. (S. Cranz Vandalische Gesch. C. 32.) Wenn man überhaupt darauf acht giebt, wie ängstlich die verbundenen Städte das 15te Jahrhundert hindurch sich bemüht haben, dem Golde, insonderheit dem Rheinischen Goldguiden einen gewissen niedrigen Preis zu setzen, so bemerkt man bald, daß die in unserm Jahrhundert aufgeregte Graumannische Maxime, den Preis des deutschen Silbers zu erhöhen, unsern kaufmännischen Vorfahren schon müsse eingeleuchtet haben. Ihr Handelsgeist war schon so würksam, und ihre Speculation so fein, daß sie mit dem Gelde wie mit einer Waare handelten. Im J. 1512 verkauften sie Dänische Witten nach Schweden, die löthige Mark zu 8 Mark Dänisch. Holten die Schweden Münzen aus Lübeck, so bezahlten diese für die löthige Mark 21 mk. 4 ß. Dänisch.

e) Ich habe dies dem Verfasser der Leibnitzischen Nachricht so auf guten Glauben nachgeschrieben, und er mag auch wohl Recht haben, wenn man die nachherige Verabredungen der 4 Städte, die nur eine Folge der Münzconvention von 1506 gewesen, mit dazu rechnet; denn daß es nachmals mancherlei Modificationen der ersten Convention gegeben, macht der 1512 anderweit geschlossene Verein nicht allein an sich schon wahrscheinlich, sondern noch mehr die bereits vorhin erwähnte vierteljährige Zusammenkunft einer Münzdeputation aller 4 Städte, welche auch in diesem neuesten Recesse festgesetzt wurde. Bei diesen Zusammenkünften sind natürlich zu Zeiten wohl kleine Abänderungen verabredet. Sonst ergiebt die Convention von 1506 von diesen Münzen verschiedenen Gehalts gar nichts, sondern daß die Mark 15 Loth fein Silber an Korn, und jedes Markstück 5 Quentin an Schrot halten, und alsdenn mit allen Unkosten die feine Mark zu 13 Mark Lübsch ausgemünzt werden sollen. Die Convention von 1512 setzt auf die feine Mark nur noch $\frac{1}{2}$ Loth Kupfer hinzu, um das Schrot der Stücke zuvermehren.

chen, in kleiner Münze, nemlich Schillingen, berechnen, (wozu es jedoch, wegen seines schweren Schrots weniger Verhältniß hat,) so würde es (13 Rthlr. auf die Mark gerechnet,) **nach dem Leipziger Fuß ohne Bruch 22 ggr. 9 pf. betragen.**

Diese Münzen, welche noch häufig zu finden sind, heißen **Markstücke** auch **Staatsmarken**, weil auf der einen Seite die Umschrift steht: Status Marcæ Lubecensis, dahingegen auf der andern Seite der eigentliche Münzort mittelst der Umschrift: Moneta Nova Wismariensis, oder Lubecensis, und so weiter, benannt zu seyn pflegt. Sie werden auch gewöhnlich im gemeinen Leben **Markpennige** genannt, weil in dem Münzreceß von 1506 dieses Wort gebraucht ist, und eben sie sind es, die man so oft mit dem Ausdruck: **Markpennige**, in der allgemeinen Bedeutung der **Münze überhaupt** genommen, verwechselt. Vom J. 1506, bis ins J. 1550, wurden diese Markstücke, sowohl in ganzen als halben Stücken, welche letztere die Umschrift führten: Semis Marcæ Lubecensis, ausgeprägt. Auch wurden ¼ Marke oder **Verdinge**, desgleichen ⅛ Marke oder 2 Schillingstücke, (**halbe Verdinge, Doppelschillinge**,) gemünzt. Man darf sich aber darum nicht vorstellen, daß bis dahin 1 Mark Lübsch Courant immer von dem Werthe eines Markstückes gewesen sey; vielmehr galten sie bald gegen die kleineren Münzen ihr Aufgeld, so wie jetzt unsere Speciesthaler, und schon ums J. 1530, **wurden sie zu 17, 18, 19 bis zu 21 Sch., mithin zu 5 Sch. Aufgeld ausgebracht.** Sogar findet man dergleichen Staatsmarke, die zu Hamburg geprägt sind, worin die Zahl 17. 6. stehet, zum Zeichen, daß sie damals 17 Sch. 6 pf. gegolten haben.

Uebrigens wurden durch diesen Münzverein die Lübsche und Hamburgische Gulden zu 26 Sch., und der neue Rheinische Gulden (nemlich der erst seit Kaisers Friedrich III. Zeiten geprägt worden,) zu 24 Sch. gesetzt.

Ums Jahr 1515 prägten die 4 Städte auch Schillinge, und vermünzten darin die feine Mark zu 13 Mk. 4 Sch., **war die Mark Lübsch nach dem L. F. 2 Mk. 15 Sch. 1 pf. oder 23 ggr. 7 pf.** Der Lübsche und der alte Rheinische Gulden hatten noch ihren vorigen Werth.

Die von Kaiser Carl V. zu Eßlingen unter dem 10ten Nov. 1524 publicirte Münzordnung hatte gar keinen Einfluß in die Lübsche Währung, als welcher auch nicht einmal darin gedacht war. Dagegen ließen die oft benannten 4 Städte **in den Jahren 1522, 1523, 1524 und 1530 doppelte Schillinge zu dreierlei Sorten** prägen. In der **ersten** ward die feine Mark zu 14 Mk. 11 Sch. $\frac{12}{61}$ pf., (**ist die Mark Lübsch nach dem L. F. 2 Mk. 10 Sch. 6 pf. oder 21 ggr. 3 pf.**) in der **zweiten** zu 14 Mk. 15 Sch. $2\frac{24}{61}$ pf.) **ist die Mark Lübsch nach dem L. F. 2 Mk. 9 Sch. 9 pf. oder 20 ggr. 10 pf.**) und in der **dritten** zu 15 Mk. 3 Sch. $4\frac{56}{61}$ pf

pf. (ist die **Lübsche Mark nach dem L. F. 2 Mk. 9 Sch. - pf. oder 20 ggr. 6 pf.**) ausgebracht. Der lübsche und Hamburgische Gulden galt damals 36 Sch. auch bald 40 Sch., der neue Rheinische aber 26, 27, auch 28 und 29 Sch.

Im Jahr 1519 ließ Hamburg zuerst **Thaler** schlagen zu 15 Loth fein und 8 Stück auf die Mark, welche **das Stück 24 Sch. galten.** Diese Thaler waren also noch besser als die Speciesthaler, die nachmals auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1566, angeordnet wurden.

Was bisher von den **Lübschen Gulden** gesagt worden, ist von **Gulden in Golde** zu verstehn; denn erst **im J. 1528,** ward zu Lübeck ein **Gulden von Silber** geprägt, **der 24 Sch. am Werthe betrug.** Man hat selbige noch im J. 1735 zu Lübeck gehabt, wie aus einem vom Magistrat der Kaiserlichen freien Reichsstadt Lübeck unter dem 12ten März 1735 an den Lüneburgischen Stadt-Magistrat erlassenen Schreiben erhellet. Ich finde dies um so nöthiger anzuführen, da mit dem Lübschen Gulden immer viele Verwechselungen vorgegangen, wie denn verschiedene Geschichtschreiber sich darüber äußern, daß man nicht eigentlich wisse, was ein Lübscher Gulden gewesen sey. Zu dieser Verwirrung hat auch wohl der Umstand mit beigetragen, daß der Lübsche Gulden in einigen Ländern nicht würklich coursirt haben mag, sondern nur ein **Zahlgulden** gewesen ist, eben so wie es mit dem Rheinischen Gulden ergangen, der in der alten Mark erst im J. 1419 in Umlauf kam, und schon 1517 ein bloßer Zahlgulden war f).

Im **Jahr** 1530 galt der **Thaler** (ohne Zweifel vom Gehalte des letztgedachten) 31 **Sch.**

Im **Jahr** 1537 prägten die 4 Städte **Schillinge** zu 7 Loth 2 Quentin und **Sechslinge** zu 5 Loth 2 Quentin g). Schrot ist nicht angegeben, aber der Silberkauf war 16 Mk. 2 Sch., mithin (12 Sch. Schlageschaz gerechnet,) ward die feine Mark zu 16 Mk. 14 Sch. ausgebracht, **war also die Mark Lübsch nach dem L. F. 2 Mk. 4 Sch. $11\frac{1}{15}$ pf. oder 18 ggr. 6 pf.**

Im **Jahr** 1541 und 1546, wurden zu Lüneburg **Thaler** geprägt, **die 42 Sch.** galten, wie man denn noch dergleichen hat, worauf die Worte stehn: Status duarum marcarum Lubec. h). Auch in Lübschen Speciesthalern dieser Zeit, steht im Adler die Zahl 32.

Ums **Jahr** 1549 wurden abermals **Lübeckische Silbergulden** geschlagen, worin der Reichsapfel des Adlers die Zahl 24 enthält, zum Zeichen, daß sie 24 **Sch.** gelten sollen.

f) Gehrken vermischte Abhandlungen aus dem Lehnrechte, Diplomatik und Historie. Th. 3. Abh. 5.

g) Langermanns Hamburgische M. B. S. 416.

h) Langermann eben daselbst.

Nach der auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1551 publicirten Reichs-Münzordnung, solten die Lübschen Schillinge zu 7 Loth fein und 109½ Stück auf die Mark ausgemünzt werden. Weil jedoch mehrere Reichsstände sich dieser Münzordnung widersetzt haben, so mag sie auch bei der Lübschen Währung wohl nicht in Ausübung gekommen seyn. Noch weniger ist auf die gleichfalls zu Augsburg unter dem 19ten Aug. 1559 publicirte Münzordnung Rücksicht zu nehmen, da selbige (der ohnehin von vielen Ständen widersprochen worden,) die Lübschen Markstücke nur zu 46 Kreuzer schäzet, und sie zu den abgeschaften Münzsorten rechnet. Dises leztere ist nachmals durch den Reichsschluß von 1566 dahin abgeändert worden, daß darin jedem Kreise und Landschaft freigestellet ist, seine Landmünze ferner nach seiner Gewohnheit zu prägen, wenn selbige nur nach dem Gehalt und Werthe der Reichsmünze regulirt ist. Aus der in diesem Jahre zu Augsburg herausgegebenen Münzordnung bemerke ich übrigens nur in Rücksicht auf die Beziehung, welche der Thaler auf die Marke und Schillinge hat, daß der Thaler zu 14 Loth 4 Gran fein und 8 Stück auf die Mark habe ausgemünzt werden sollen. Nach dem Reichs-Abschied von 1570 ist die vorige Ordnung bestätigt, und die Pfennig- und Hellermünze auf eine Zeitlang ganz abgestellet; weil kein Maas in Ausmünzung derselben gehalten worden. Aus dem im J. 1568 zu Lüneburg publicirten Münzedikte des Niedersächsischen Kreises erhellet, daß die vorigen Reichs-Münzordnungen in demselben wenig befolgt seyn. Man bestimmte darin den Münzfuß folgendermaaßen: Die feine Mark solle zu 10 Gulden 43$\frac{11}{57}$ Kreuzer ausgebracht, und die Mark Lübsch in Verschreibungen, die 40 und mehr Jahre alt wären, mit 16 Sch. in jüngern Verschreibungen aber mit 14$\frac{1}{8}$ Sch. bezahlt werden, ein Gulden aber im ersten Falle 24 Sch., und im lezteren 21¼ Sch. gelten. Dieses Münzedikt scheint jedoch kein viel besseres Schicksal gehabt zu haben, als die Kaiserliche Münzordnungen. Wenigstens behaupten die Lübecker in der Deduction, benannt: Verthätigte Liquidation rc. welche wegen der Herrschaft Möllen im J. 1670 zu Lübeck herausgekommen, daß es ein altes verlegenes, und nachmals ganz abgekommenes Gesetz sey.

Nach dem Kreis-Abschiede *Dato* Lüneburg den 26ten April 1572, ist mit den Schillingen und Pfennigen eine Veränderung gemacht, und sind 28 Schilling auf einen Reichsgulden und 32 Sch. auf einen Thaler gesetzt, wobei 12 Pfennige auf einen Schilling und 16 auf einen Silbergroschen gehn. Von solchen Schillingen sollen die Doppelschillinge zu 12 Loth 13½ Gran fein und 114 Stück auf die Mark gemünzt, oder die feine Mark in 143 Stück zu 10 Gulden 6 Sch. 1 pf. ausgebracht werden; war die Mark Lübsch nach

nach dem L. F. 2 Mk. 2 Sch. 10 pf. oder 17 ggr. 5 pf.

In einfachen Schillingen wird die feine Mark in 290 Stück zu 10 Mk. 10 Sch. vermünzt, (ist die Mark Lübsch nach dem L. F. 2 Mk. 2 Sch. 6 pf. oder 17 ggr. 3 pf.) und von den halben Schillingen werden $187\frac{1}{2}$ Stück aus der Mark zu 5 Loth $2\frac{1}{2}$ Gran fein geschlagen, die feine Mark aber zu 10 Fl. 11 Sch. $10\frac{1}{2}$ pf. ausgebracht.

Ich habe zwar dieser Münzordnungen, (so trocken deren Erzählung auch seyn mag,) der Vollständigkeit wegen erwähnen müssen, indessen geht man wohl am sichersten, wenn man sich nicht sowohl an die Münzordnungen hält, als vielmehr darauf sieht, wie die Marke und Schillinge in den Münzstädten selbst, wo man ihren Gehalt am besten wußte, im würklichen Cours gegen den daselbst gleichfalls geprägten Reichsthaler, wie auch gegen den Goldgulden geschäzt worden? und ich kehre daher zu dessen weiterer Erzählung zurück.

Im J. 1560 i), wurden Schillinge der 4 Städte geschlagen zu 6 Loth 1 Gran fein, der Einkauf des Silbers war 17 Mk. 4 Sch., ward also mit Einrechnung eines Schlageschatzes von 12 Sch. die feine Mark vermünzet zu 17 Mk. 12 Sch., war die Mark Lübsch nach dem Leipziger Fuß 2 Mk. 3 Sch. 2 pf. oder 17 ggr. 7 pf.

Im Jahr 1561 sind die Goldgulden zu Lüneburg mit 35 Sch. bezahlt.

Im Jahr 1562 ließ Lüneburg Doppelschillinge oder sogenannte Schaafträger ausprägen, die nach Lübscher Währung 1 Sch. 10 Pf. 1 Heller hielten.

1567 ließ diese Stadt einfache Schillinge schlagen, die 11 Pfennig Lübsch zum Gehalte hatten.

1568 prägte man dort Thaler (ohne Zweifel nach damaligem Reichsfuß, nemlich wenigstens zu 14 Loth 4 Gr. fein und 8 Stück auf die Mark,) zu 32 Sch. das Stück.

Bald nachher galt jedoch derselbe 33 Sch., und dieser Cours war wenigstens im J. 1591 noch vorhanden, wie aus einer von dem Herrn Vice-Präsidenten von Puffendorf eingesehenen Amtsrechnung dieses Jahrs erhellet k).

Hiemit stimmt auch die Cämmereirechnung der Stadt Lüneburg überein, laut welcher noch bis ins Jahr 1607 der Reichsthaler mit 33 Sch. bezahlt worden.

Erst im J. 1608 steigt derselbe in der Rechnung zu 34 Sch., und in den nachfolgenden Jahren höher zu 36, 37, 40 Sch. und so weiter hinauf. Zur Zeit wie er in Hamburg 38 Sch. galt, waren die Markstücke

i) Siehe Langermann S. 416.
k) Puffendorf Observ. T. 2. O. 139.

stücke oder Staatemarke daselbst zu $25\frac{5}{7}$ Sch. im Werthe l).

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts entstand bald, zumal, nachdem der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, die sogenannte Kipper- und Wipperzeit. Da in demselben der Werth der Münzen sich eben so, und noch mehr wie im vorigen Kriege von Monat zu Monat veränderte, und der Reichsthaler allein in dem kurzen Zeitraum von Ostern 1619 bis zum 16ten Sept. 1621 folglich in einer Zeit von $2\frac{1}{2}$ Jahren, von dem Werthe zu 1 Rthlr. 18 mgr. auf 8 Rthl. stieg, (wie aus dem in den Lüneburgischen Landesconstitutionen enthaltenen chronologischen Verzeichniß erhellet,) so ist leicht zu erachten, daß man von solcher gar keinen sichern Münzfuß angeben könne.

Ich merke von derselben nur noch an, daß im J. 1617 der Niedersächsische Kreis einen Versuch gemacht, den guten Gehalt der Münzen wieder herzustellen, und daher verordnet habe, in den Doppel-Schillingen die feine Mark in 192 Stücken zu 9 Rthlr. 24 Sch. oder 14 Fl. 24 Kr., in einfachen Schillingen aber, deren 40 auf einen Thaler gehen solten, die feine Mark in 392 Stücken zu 9 Rthlr. 32 Sch. oder 14 Fl. 42 Kr. auszumünzen. Allein diese Verordnung half nicht; die Münzüberschwemmung war zu groß, als daß dem hereinbrechenden Strom schon damals ein Damm entgegen gesetzt werden konte; man mußte ihn erst ablaufen lassen. **Erst im J.** 1622 war man im Stande, ein Münzregulativ ins Werk zu setzen, und ward dabei der Münzfuß des Kreisabschiedes von 1572 zum Grunde gelegt, nur mit dem Unterschiede, daß die Pfennige nicht mehr wie vorhin zu 2 Loth $15\frac{1}{2}$ Gr., sondern zu $3\frac{1}{2}$ Loth fein gemünzt würden, damit **derselben nicht** 16 wie vormals, **sondern nur 12 auf einen Groschen gingen.** Die Uebereibische Länder Lübeck, Hamburg, Hollstein, Bremen und Verden wolten sich jedoch zu diesem Regulativ, **nach welchem 2 Mk. auf den Thaler gerechnet werden**, nicht bequemen, sondern rechneten 3 Mk. auf 1 Rthlr. und damals erst entstand die Trennung der **Lüneburgischen Mark** von der **Mark Lübsch**, (die vorhin im Ganzen genommen einerlei waren) so daß seit der Zeit erstere $\frac{1}{2}$ Rthlr. (damals eigentlich Species jetzt 1 Rthlr. Courant) letztere aber $\frac{1}{3}$ Rthlr., folglich nach jetzigem Münzfuß (den Thaler zu 24 ggr. gerechnet) erstere 12 ggr. letztere 8 ggr. beträgt.

Der Schluß folgt künftig.

l) Siehe Langermann S. 408.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 23ten August 1782.

Beitrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der Lübschen Währung in den mittlern Zeiten.

(Schluß.)

Da die Stadt Lüneburg mit den Ueberelbischen Ländern, insonderheit mit Lübeck in der genauesten Verbindung stand, so gab das Münzregulativ von 1622 im Anfang große Verwirrungen, daß Herzog Christian sogar das jus retorsionis authorisirte. Dies Recht bestand darin, daß, weil die Lüneburgischen Unterthanen dasjenige, was sie nach einer Anzahl von currenten Marken in den Ueberelbischen Ländern zu fordern hatten, in Marken zu $\frac{1}{3}$ Rthlr. gerechnet, erhielten, also auch die Unterthanen jener Länder hinwieder die Marken nicht nach hiesigem Werthe zu $\frac{1}{2}$ Rthl., sondern gleichfalls nur zu $\frac{1}{3}$ Rthlr. bekommen solten. Von solchem Retorsionsrechte ist noch ein Ueberbleibsel in der Stadt Lüneburg vorhanden, indem die jährliche Renten, welche von den Salzgütern zu bezahlen sind, oder die sogenannte Chorusgefälle, an die Ueberelbischen Eigenthümer in leichten Marken zu 8 ggr. bezahlt werden, dahingegen die übrigen Rentener ihre Einkünfte in Lüneburgischen schweren Marken, das St. zu 12 ggr. erhalten. Es sind darüber weitläuftige Correspondenzen selbst zwischen dem Landesfürsten und jenen Rentenern auch deren Landesherren entstanden; die Sache ist sogar, nachdem die Stifter zu Ratzeburg und Schwerin unter dem 5ten Mai 1626 zu Recht an die Fürstl. Canzlei verwiesen worden, zu einer gerichtlichen Klage gediehen; es ist jedoch dabei verblieben, und jene Ueberelbische Chorusgefälle werden noch zum Unterschiede leicht Chorusgut genannt. Vielleicht gab diese Trennung in der Berechnung die Veranlassung, daß die Berechnungsart nach Marken und Schillingen, oder die sogenannte Lübsche Währung im allgemeinen Verstande (die schon 1501 von den Herzögen Heinrich und Erich zu Braunschweig, dem Bischof zu Hildesheim, den Städten Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Einbeck und Göt-

Göttingen durch einen Münzverein abgeschaffet, und statt deren Groschen und Pfennige eingeführt worden,) nunmehr auch im Lüneburgischen aus dem Gebrauch gekommen, und nur noch bei öffentlichen Cassen, in den Gerichtstaxen, bei den Sülzgefällen und der Verzinsung einiger alten Capitalien gewöhnlich ist.

Uebrigens hörte die **Münzverbindung** der vier Städte nunmehro von selbst auf, und **Lüneburg kündigte** solche gänzlich als es im J. 1622 den 21ten Jul. einen Anschlag machte, nach welchem die Hamburgische Währung, so bisher noch etlichermaaßen in Uebung gewesen (ausser dem Commercio mit Fremden) gänzlich abgethan seyn solte. Wismar folgte noch in dem nemlichen Jahre nach a).

Der weitere Verfolg der Geschichte der lübschen Währung ist nur für den lübeckischen Rechtsgelehrten, oder die Specialhistorie der Stadt Lübeck von Wichtigkeit. Zwar haben die Ueberelbischen Länder, das Mecklenburgische, Hollsteinische und andere Provinzen noch jetzt die lübsche Währung; aber das ist nur die lübsche Art nach Marken und Schillingen zu rechnen; sonst aber giebt die lübsche Münzstäte nicht mehr einen allgemeinen Münzfuß für auswärtige Staaten ab. Zum Schluß will ich nur noch dies hinzufügen, daß annoch im J. 1683 die nach den vorgedachten Conventionen von 1506 und 1512 geprägte Marken zu 16 ggr. nach dem damaligen Zinnischen Fuß ausgegeben worden, und daß selbst die hohe Königl. Landesregierung in dem gegenwärtigen Jahrhundert einem Stifte bei Gelegenheit einer wegen 2 Obligationen von den Jahren 1552 und 1557 vorgekommenen Frage angerathen habe, die lübsche Mark zu ½ Rthlr. Species zu berechnen. Auch ist in Hahnii Observ. theoret. pract. ad Wesenbecc. Tit. de Rebus Cred. Nr. 12. eine Herzoglich Lüneburgische Verordnung vom 14ten Sept. 1621 angezogen (die ich jedoch in unsern Landesconstitutionen nicht antreffe, und deren Authenticität auch schon einmal in einer Proceßsache angefochten worden) nach welcher der lübsche Gulden zu drei Reichsort, d. i. einem Reichsthaler Courant, und eine lübsche Mark zu einem halben Reichsthaler oder 16 ggr. zu berechnen ist. Endlich ist in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein wichtiger Proceß zwischen den Klöstern Lüne und Medingen und der Cämmerei der Stadt Lüneburg wegen des Gehalts der lübschen Marke, die in verschiedenen Obligationen von den Jahren 1467, 1488, 1495, 1523, 1526, 1534, 1545, 1550, 1552, 1554, 1558, 1564, 1566, 1568, 1602, 1609, 1611, verschrieben waren, viele Jahre hindurch geführt worden, worin von 3 Juristen-Facultäten der Werth derselben durch die Bank ohne Unterschied zu 16 ggr. nach dem Leipziger Fuß festgesetzt worden, welcher Spruch auch nachmals vom Königl. Oberappellationsgerichte seine Be-

a) Langermanns Münz-B. S. 416.

Bestätigung erhalten hat. Die Sache hat immer große Schwierigkeiten, und wenn die Münzsorten, worin die Marke berechnet worden, nicht genau bestimmt, und deren innerer Gehalt um das Jahr der Verschreibung nicht bekant ist, so giebt jene Bestimmung allerdings eine billige Auskunft ab. Daher ist auch allmälig eine Art von Observanz entstanden, nach welcher in Lüneburg die alten Lübschen Marke des 15ten und 16ten Jahrhunderts, auch vom Anfange des 17ten im gemeinen Leben zu 16 ggr. neue Zweidrittel berechnet zu werden pflegen. In Concursprocessen hingegen ist es eingeführt, daß sie sowohl bei Auszahlung der Capitalien, als auch bei Ueberweisung derselben an den Käufer der Grundstücke zu 12 ggr. in neuen Zweidritteln mit 22 pro Cent Agio vergütet werden.

Da diese Abhandlung blos ein Beitrag zur Geschichte der Lübschen Währung, kein System derselben seyn soll, so scheint mir hier der Ort zu seyn, ein Ueberbleibsel des Alterthums bekant zu machen, welches sich annoch auf dem Rathhause der Stadt Lüneburg befindet. Es ist dies ein Münzvalvationsbuch, welches aus 19 Blättern Pergament besteht, deren jedes mit einer Schnur eingefaßt ist, an welcher Münzen, die man oben durchstochen hat, eingenähet sind. Aussen auf dem Umschlage stehen folgende Worte:

Dit Boek vnde de Natelen (eine solche Sammlung von Münznadeln ist gleichfalls noch vorhanden) vnde wes ik hebbe dat to der Münte denet, höret my to, ik hebbet alle betalet.

Auf der andern Seite stehet von einer jüngern Hand des 15ten Jahrhunderts:

Dit Bok höret der Stad vnd ik zede hern Herwich riben vp dem oldenhusse hemelken dat ik dit hedde vnde scholde dem rade darmede maken sulken tractat als my mester Albert leret hedde vnde he hete my dat ik dat behelde vnde makede dat rede Also ik id by my in bewaring. Ao. 70 feria X. post conceptionem.

Es sind darin 3 Hände a) sehr schwarz, b) eine mit blässerer Dinte, c) eine neuere aus dem 16ten Jahrhundert. Von der Hand a. ist auf der ersten Seite eine Anweisung, wie man das Silber nach den verschiedenen Graden des Gehaltes, den man haben will, mit Kupfer versetzen solle. Auf der zweiten ist das Verhältnis des Goldes zu Silber vorgetragen, wovon ich nur dies bemerke, daß die Proportion damals wie 12 zu 1 gestanden. Auf der dritten eine Erklärung der kleinern bei den Münzen üblichen Gewichte. Dabei findet sich von der Hand b. eine Anmerkung, daß alles Gold nicht unter 12 Karat halten müsse; wenn es darunter sey, so nenne man es falsche Münze und solle es dafür verfolgen. Die vierte Seite ist leer. Auf der fünften folgen endlich die goldene Münzen selbst. Oben ist von der Hand a. geschrieben:

Anno domini MCCCCXLV.

Bei einer jeden Münze wird ihr Name, nicht sowohl nach ihrem Gepräge, als vielmehr, wie sie ihn nach der gewöhn-

wöhnlichen Benennung des gemeinen Lebens gehabt hat, zuerst genannt, und dabei gesagt, wie man sie mit Golde, Silber und Kupfer versetzen müsse, um sie dem neuen gemeinen Rheinischen Gulden, welcher 19 Karat hält, gleich zu machen: denn auf diesen ist alles Gold reducirt. Von der Hand b. findet sich verschiedentlich ein unbekantes nicht wohl erklärbares Gewicht angegeben, und allemal ist von der Hand c. der Werth, den die Münze im Cours gegen Silbergeld hat, angezeigt. Der Probe wegen will ich nur die Beschreibung der ersten Münzen hersetzen:

Hand a) Item de Edwerdes Nobel de is van 24 Krad dar schalme to setten $2\frac{1}{2}$ lot suluers und dat twedeel von enen quentine und 11 lot Koppers so is dat geschiked gelick Rinschen golde Sufz vele schalme setten in ene weghene mark goldes vorscreven und desgelyk to allem golde dat van XXIIII Krad isſ.

Hand b) item 1 ℔ XXXI.

Hand c) dye wierde der Bezalung ysſt 3 Mk. 8 Sch.

So folgen die Goldmüzen (wovon jedoch einige wenige fehlen) mit ihrer Beschreibung bis zur neunten Seite; darauf trift man einige leere Seiten an, und nun kommen auf der 16ten, 17ten und 18ten Seite kleine Silbermünzen, mit der Beschreibung des Korns, aber nicht des Schrotes, wie denn auch der Cours derselben, den sie unter einander mögen gehabt haben, nicht bemerkt ist. Die 19te Seite schließt mit 6 kleinen Silbermünzen ohne Beischrift, wovon jedoch 5 schon vorher vorgekommen, und die 6te eine Lübsche Münze ist.

Ich enthalte mich einer genauern Beschreibung b), sowohl der Valvation als der Münzen selbst, weil selbige eines Theils Erörterungen erforderte, die für die größte Anzahl der Leser dieser Blätter zu weitläuftig seyn mögten, andern Theils auch zu sehr in die Münzkunde hineinschlagen würde, da es mir doch hier allein um die Geschichte der Währung oder des reinen Gehaltes der Münzen im Ganzen genommen, zu thun ist. Nur will ich ein Verzeichnis der in dem Buche vorkommenden Sorten, mit Hinzufügung ihres von der Hand c) notirten Courses hersetzen, weil es wenigstens angenehm seyn wird, zu wissen, welche Mün-

b) Die Stadt Lüneburg hat außer diesem Buche noch verschiedene andere Münz-Alterthümer, als:

a) eine Sammlung der in Lüneburg geprägten Münzen. Jede Münze ist theils ganz theils durchschnitten in Papier gewickelt, welches von dem zeitigen Münzmeister numerirt und signirt ist: die Sammlung enthält die Jahre von 1617 bis 1638. und hiernächst das Jahr 1660. Die von den letzteren Jahren sind valvirt.

b) eine Sammlung von Münzgeprägen, welche auf bleiernen Tafeln abgedruckt sind.

c) Drei Rollen mit zum Theil sehr seltenen Silbermünzen aus dem 15ten Jahrhundert. Auf zweien derselben ist das Korn und Schrot, auf einer aber nur

Münzen im J. 1445 im Umlauf gewesen, und was dieselbe im 16ten Jahrhundert (nemlich im Anfange desselben) gegolten haben.

Edwerdes Nobel 3 Mk. 8 Sch., de nye Englische nobel 3 Mk. 6 Sch., de ducaten van Yenis (Genua) 28 Sch., de ducaten von venedye 28 Sch., de lubsche Gulden 27 Sch., ein anderer lübscher Gulden 27 Sch., de olden frankeschen schilde 35 Sch., de olde frankesche Krone 23 Sch., de Calut 28 Sch., de Rider (ist ohne Beisezzung des Werthes,) de dornesche Krone 23 Sch., de olde Rinsche Gulden 26 Sch., noch 3 Rheinische Gulden, alle zu 26 Sch., noch 3 Rheinische Gulden resp. zu 24 Sch. 6 pf., 21 Sch. und 20 Sch., de olde gulker gulden 28 Sch., de mene gulker gulden 18 Sch., de gulden de de Renner geheten werd, (ohne Beisetzung des Werthes,) *de meyne Rinsche gulden*, (von 19 Karat, derjenige, welcher zum Maasstabe angenommen ist,) 21 Sch., de Wilhelms schilt 24 Sch., de Johannes gulden 21 Sch., de gulden dede knopeken gulden geheten werd 20 Sch., de vingherkes gulden 19 Sch., de gulden mit dem scharpen E. in dem worde Reynaldus 18 Sch., de gulden mit dem runden E. (sind alle Johannis Gulden,) de gulden de de Klimmers heten 16 Sch., de postulatus gulden 18 Sch., noch 4 andere Postulatus Gulden resp. zu 16 Sch., 15 Sch., 14 Sch., 12 Sch., des bischoppes gulden 11 Sch. noch 2 Bischupps Gulden, resp. zu 18 und 12 Sch., de ghellersche gulden geheten blawe gulden 12 Sch., de valkenbergher gulden 12 Sch., de lichten gulden 12 Sch., de mene lichte gulden 11 Sch., de hollandesche Schilde 10 Sch., de hollandesche Schilde mit twen ringhen mangk der schrift 9 Sch., de Schilde mit den dren ringhen 9 Sch.

Die Silbermünzen sind: lübsche Sechslinge und Dreilinge, Hamburgische Lüneburgische und Wißmarsche Dreilinge, noch ein Sechsling, Hertogen Otten Söslinge, Krüzekens (von zweierlei Art,) noch Krüzekens, de goswin Kamhars lan leet, de olden Brunswikeschen,) dieser Kreuzer ist ein Bracteat, das Korn ist angegeben IX lot myn 1 quentin,) de Lorenne grote, de olde

nur das Korn angegeben. Gutentheils findet sich auch der currente Werth dabei verzeichnet.

Da die Sammlung a. und b. mit dem eigentlichen Zwecke der gegenwärtigen Abhandlung in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, die Rolle c. aber theils das Jahr ihrer Verfertigung nicht genau bestimmen läßt, theils auch die Wardirungs-Charactere noch nicht mit Zuverläßigkeit haben ausgedeutet werden können, und endlich die Geschichte der Lübschen Währung im 15ten Jahrhundert ihrer so sehr nicht mehr bedarf, so habe ich mit einer nähern Beschreibung der oben benannten in anderm Betracht sehr merkwürdigen Stücke, zumal da solche sehr ausführlich seyn müßte, diesen Aufsatz nicht vergrößern wollen.

olde tornesche grote, eine kleine Münze mit dem Burgundischen Schilde und der Umschrift: Phl. Dux Burg. Brab. & Limb. ist ohne Benennung, de olden misenchen Krossen (von dreierlei Art,) de Bemesche Krossen, de stede Schilling, 10 verschiedene Witten, worunter lübsche, Hamburgische und Wißmarsche sind.

Mir scheinet das Valvationsbuch von einem Lüneburgischen Münzmeister zuerst zu seiner Privatnotiz verfertigt zu seyn, von dem oder dessen Erben es nachmals der Rath an sich gelöset haben mag. Dem Urheber desselben hat es vermuthlich, sowohl bei dem Einschmelzen der fremden Münzen als bei der Einwechslung, desgleichen bei Anfragen der Particuliers nach dem Werth einer fremden Münze c) zu seiner Direction dienen sollen; insonderheit macht dies die Reduction des Goldes auf den gemeinen Rheinischen Gulden zu 19 Karat wahrscheinlich. Die Stadt war im J. 1445 erst neuerlich zu dem Rechte goldene Münzen zu schlagen gelangt; denn erst im J. 1434 erhielt sie dazu ein Privilegium vom Kaiser Sigismund. Nun hatte der nemliche Kaiser bereits im J. 1428 an die Reichsstadt Frankfurt rescribirt, daß der rechte Gehalt des Rheinischen Gulden 19 Karat seyn solle, und dies war auch nachmals auf dem im J. 1442 (folglich 2 Jahre vor Errichtung des Münzbuches) zu Frankfurt gehaltenen Reichstage verordnet worden. Der Münzmeister machte sich also wohl zu seiner eigenen Bequemlichkeit) damit er nicht erst jede Münze probiren durfte,) ein Regulativ, wie er eine jegliche einzuwechseln und zu taxiren, und auch wie er sie zu behandeln habe, wenn er sie einschmelzen, und nach jenem Maasstabe wieder ausmünzen wolte.

Von der Taxe der goldenen Münzen, habe ich in meiner obigen Geschichte der Lübschen Währung keinen Gebrauch gemacht, weil die Zeit, worin die Handschrift C. geschrieben ist, noch nicht mit Gewißheit ausgemacht worden. Hingegen von den Silbermünzen habe ich mit der gütigen Beihülfe eines in Münzsachen erfahrnen Freundes die zur Lübschen Währung vorzüglich gehörigen Stücke, als den Stede-Schilling, den Lübschen Sechsling, die Lübschen, Lüneburgischen und Wißmarschen Witten aufgewogen, dadurch das Schrot, mithin deren wahren Gehalt an feinem Silber bestimmt, und also in meiner obigen Geschichte benutzt.

Uebrigens stimmt es mit jener vorhin erzählten Geschichte genau überein, wenn das Buch so viele verschiedene goldene Münzen und keine einzige grobe Silbersorte, sondern nur lauter kleine Scheidemünze enthält. Große Summen wurden damals mehrentheils in

c) Dies letzte vermuthe ich auch aus dem Münzrecesse von 1468, worin es heißt: daß man allerlei Gold solle wegen lassen können durch diejenigen von den Räthen der vereinigten Städte, die dazu gesetzt, auf daß man das nach seiner Güte und anders nicht empfangen dürfe.

in Golde ausbezahlt, wie denn in den mehrsten Verschreibungen von der Mitte des 15ten Jahrhunderts, wenn die Summe gleich in Marken benannt ist, dennoch Gulden zu Münzsorten angegeben werden, als welche bekanntlich damals nur in Golde ausgemünzt wurden. Daß das Gold in jenen Zeiten mehr im Umlauf gewesen sey, wie jeßt, scheint auch schon die Ansicht einiger im Valvationsbuche enthaltenen Goldstücke zu bestätigen; denn, wenn gleich auch auf etlichen unserer alten Louis d'or das Gepräge durch den Gebrauch ziemlich abgenußt und auf einem und andern Stücke die antike Römische Nase Ludewig XIV. in der grossen Welt zu einer modernen französischen geworden, so sind doch manche jener Goldstücke noch weit ärger behandelt, indem von ihnen das Gepräge ganz unkenntlich und völlig weggewischt ist. Grobe Silbermünzen kamen erst gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts und im Anfange des 16ten in häufigern Gebrauch, wie denn erst 1484 der erste Speciesthaler unter dem Namen eines dicken Silbergroschen vom Erzherzog Sigismund von Oesterreich geschlagen worden, und auch die Markstücke erst im Anfange des 16ten Jahrhunderts (wie vorhin erzählt worden,) aufgekommen sind. In der nicht unbeträchtlichen Bischöflichen Münze zu Augsburg wurden bis ins Jahr 1521 nur Pfennige und Heller geschlagen, und Kaiser Carl der V. nannte sie in einem Rescript nur eine Heller- und Pfennigmünze d). Der Ursachen dieser Seltenheit der groben Silbermünzen sind wohl mehrere. Das Silber war damals noch nicht so häufig, wie nachmals als die Sächsischen und Amerikanischen Silbergruben geöfnet wurden, bei welcher Revolution das Gold in der Vermehrung nicht gleichen Schritt mit dem Silber hielt, daher denn auch die Proportion zwischen Golde und Silber, die 1445, wie 12 zu 1 stand, sich seit dem so veränderte, daß man, wie der Leipziger Fuß 1693, auch von den obern Kreisen Deutschlandes und vom Kaiser angenommen wurde, das Geld zu $15\frac{1}{10}$ festseßte. Hiezu kam, daß das Silber nach dem damaligen rohen Luxus in vielem massiven Geräthe versteckt war, wo jeßt Kunst und Schönheit der Form die Stelle des inneren Werthes des Materials vertreten. Auch gingen erst nachmals (mit Herzog Christian zu reden,) aus Klöstern und Kirchen ganze Schaaren von Aposteln und Heiligen in alle Welt. Ferner hat man bei größern Summen sich oft des rohen Silbers nach dem Gewicht bedient, und noch in dem oben angezogenen Receß der 4 Städte vom Jahre 1512 wird es jedermann frei gestellt, Summen, die in Staats Marken ausgelobt worden, bei Ermanglung des gemünzten Geldes in rohem Silber nach dem Gehalt der Markstücke zu bezahlen, nemlich so, daß

d) Meuselbst Beiträge, eben daselbst. §. 7.

daß der Schlageschatz mit eingerechnet wurde. Endlich ist auch damals mehr Scheidemünze vorhanden gewesen, wie jetzt, wovon die oben in der Note beschriebene Münzrollen den Beweis führen.

Solten nicht noch in mehreren alten Städten dergleichen Valvationsbücher, wie das jetzt beschriebene, vorhanden seyn? Ich vermuthe sie sowohl in Reichsstädten, als auch in solchen landsäßigen Städten, die immer unter dem Schutze einer so gnädigen Landesregierung gestanden, wie die unsrige: und wäre es für unsere Münzgeschichte nicht zu wünschen, daß selbige bekannter würden? Vielleicht hält manches eine gewisse archivalische Heimlichkeit zurück, die noch aus jenen Zeiten herstammt, worin man Dinge, die alle Welt wissen konte, sich einander auf die Seele band.

A. J. Kraut,
Syndicus der Stadt Lüneburg.

Moritz und Noailles.

Der Marschall von Sachsen war einst mit seinem Freunde, dem Marschalle von Noailles, auf dem Schlosse zu Montmorency. Er stund mit diesem unter der Gartenthüre und wurde von den vorübergehenden Landleuten mit der traulichen Miene der Zufriedenheit gegrüßt. Freundlich gab er jeden Gruß zurück, ohne der öftern Wiederholung müde zu werden. Sie sind wohl gut, sagte endlich Noailles, daß Sie vor allen diesen Bauern den Hut abnehmen. Ich mögte, antwortete Moritz, die guten Leute nicht auf die Gedanken bringen, als ob sie besser erzogen wären, als ich.

Mittel, die Ameisen aus den Häusern zu vertreiben.

Verschiedene Jahre habe ich diese unangenehme Gesellschaft in einer Stube gehabt: einige Mittel die ich gebrauchte, diese Gäste zu vertreiben, waren vergeblich. Zuletzt machte ich den Versuch, und streuete Tabacksstaub, besonders in die Gegend, wo dieselben ihren Einmarsch hatten, und sich am meisten versammelten. Hierauf verloren sie sich und kamen auch nicht wieder.

Wer dies Mittel versuchen will, kan eine ziemliche Quantität Tabacksstaub in jeder Fabrik für wenig Geld erhalten.

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 26ten August 1782.

Entdeckungen im Blumenreich über die Ranunkeln.

Durch die vielen seit einigen Jahren mir zugesandten Briefe beehret, und von so vielen Gönnern und Blumenfreunden aufgemuntert, welche mich so verschiedentlich aufgefordert haben, ihnen meine ferneren blumistischen Entdeckungen bekant zu machen, habe ich nicht ermangeln wollen, ihnen meine diesjährigen gemachten Beobachtungen im Blumenreich, und zwar fürerst einige über die Ranunkeln, mitzutheilen. Die Erziehung der Blumen, ist noch immer nach meinen Geschäften meine Lieblingserholung, und aus diesem Grunde empfinde ich eben so viel Vergnügen, den Blumenfreunden meine Entdeckungen bekant zu machen, als es mir eine Freude ist, eine neue und seltene Blume zum ersten mal aus Saamen erzogen zu sehen.

Die Ranunkel ist seit einigen Jahren fast die Lieblingsblume der mehrsten Blumisten geworden, und wenn noch etliche Jahre so fleißig Ranunkelnsaame gesäet wird, als diese drei letzten Jahre geschehen ist, so kan es nicht fehlen, daß man nicht eben so schöne und häufige Pikotten, Pikottbizarden, auch Bizards und Doubletten, als unter den Nelken, erhalten solte, weil man unter den Farbenblumen schon sehr viele schöne und hohe Farbensorten antrift, die weit höher und lebhafter als unter den Nelken sind, auch die Ranunkel eben so wohl, als die Nelke, im zweiten Jahr nach ihrer Aussaat schon blühet, und diese schöne Blume bei weitem nicht so zärtlich ist, noch so viele Mühe als die Nelke erfordert, wenn man nur ihre Erde und Wartung einigermaaßen nach meiner in dem 33ten Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1779 bekant gemachten Anweisung einrichtet.

Ich habe würklich schon verschiedene Bauarten derselben unter meiner ansehnlichen Sammlung entdeckt, als: Rosenbau, gemischten Bau, Nelkenbau, Kegelbau und Ranunkelnbau. Alle diese Arten trift man unter diesen Blumen so wohl, als unter den Nelken an.

Unter den würklich Rosenbau artigen Ranunkeln, will ich nur vorzüglich eine dies Jahr aus dem Saamen erzeugte Doublettranunkel bekant ma-

chen, die ich Rose d'Amour genannt habe. Eine außerordentlich schöne und große Ranunkel, weiß, mit deutlich abgesetzten breiten hoch Rosenstreifen, sehr schön, wie eine Rose, und die sich vorzüglich lange in der Flor hält. Sie macht den vollkommensten Bau einer Cente folie, hat dabei einen so starken Stiel, daß sie ihre ganze Schönheit ohne Unterstützung zeigen kan, und vermehrt sich gut. Ich habe außer dieser noch verschiedene rosenbauartigte, als: Arlequin d'Amour, la Moderne, Beauté suprême, Monument chinois, grande Triumphe, Colossus primus, und mehrere andere dergleichen.

Ma favorite, eine dreifarbigte Bizardranunkel, die etwas von dem gemischten Bau einer Nelke, und auf der weißen Grundfarbe, rothe und violette sehr deutlich abgesetzte Streifen hat, und also ein rechter aufrichtiger Bizard ist. Diese Blume trägt unterweilen Saamen, und ich habe ihr manche schöne und neue Ranunkeln zu verdanken. Vor zwei Jahren setzte ich sie mit Opera de Berlin, welches zwar nur eine Semi double Ranunkel, aber von Farbe die höchste ist, auf eine Rabatte zusammen, um auf eine künstliche Art solche zusammen zu befruchten, von welchem Saamen ich auch dieses Jahr die schönsten und neuesten Sorten Blumen erhalten habe.

Gessner, eine sehr fürtrefliche in die Augen fallende Ranunkel, welche den wahren Nelkenbau, schönen zitronengelben Grund, mit breiten Rosenstreifen hat. Diese Blume legt sich unter allen sehr schöne, so, daß ihre ganze Zeichnung sehr in die Augen fällt, weil immer die innern Blätter so viel kürzer werden, daß blos nur so viel Gelbes zu sehen, als zur Erhebung der am Rande gestreiften Rosenfarbe nöthig ist, und welche meine Mühe allein bezahlt hätte, die ich bei Aussäung des Saamen gehabt habe, auch in allem Betracht der wahreste Nelkenbau ist.

La valer, eine sehr schöne Pikottbizarde, die dieses Jahr auch aus meinem Saamen gefallen. Sie hat einen schönen gelben Grund mit aschgrauen und braunrothen Streifen. Diese Farbenmischung habe ich noch an sonst keiner Ranunkel gesehen. Sie bauet sich sehr gut, und wird man schwerlich unter den Nelken eine so deutlich schön gezeichnete Pikottbizarde finden.

Rose suprême, eine außerordentlich schöne sanfte Doublette, mit blaßrosen Grunde, und deutlich abgesetzten breiten weißen Streifen, die auf jedem Blatte ganz heraus laufen. Eine rechte sanfte Schönheit, so daß ich noch in keiner englischen Doublettnelke eine so rein gezeichnete Doublette gesehen habe.

Camelo pardalis, eine wahre kegellaufende Ranunkel, deren Blätter in dem Mittelpunkt sich nicht legen, sondern sich daselbst alle in die Höhe stellen, dadurch aber sehr sphärodisch werden, ein noch ganz neu entdeckter Bau bei den Ranunkeln, ein rechter schöner Pikottbizard, hellgelb, mit rothen und schwarzen Streifen, eine gewiß noch ganz seltene Blume.

L'Hon-

L'Honneur d'Osterwieck, eine ganz vorzügliche schöne Doublette, mit pombadourGrund, und hoch purpurnen carmoisen breiten Streifen. Diese Farbenmischung habe ich noch in keiner Nelke gesehen, und ich war vergangenes Jahr so glücklich, diese schöne Blume nebst vielen andern schönen Sorten aus meinem im März 1779 gesäeten Saamen zu erziehen. Das besondere hierbei ist, daß ich den Saamen von drei allein geretteten Ranunkeln erhalten, die mir von einer ganzen, im November 1777 mit Ranunkeln bepflanzten Rabatte, übrig blieben, weil im Februar 1778 unser Fluß in meinen Garten trat, und das ganze Ranunkelnbeet unter Wasser setzte, so daß alle Zwiebeln bis auf obgenannte 3 Stück Semi doubles, verfaulten. Diese waren: eine ganz weiße mit wenig roth, eine dunkelgelbe mit feinen schwarzen Streifen, und eine außerordentlich schöne scharlach rothe feurige Blume. Aus der Mischung dieser drei Blumen-Saamen, habe ich vorgenannte und auch mehrere schöne neue Sorten erzogen.

Weil diese drei Blumen im Herbste gepflanzt waren, so kamen sie beinahe vier Wochen eher zur Flor als meine andern Ranunkeln, mithin konte von keiner andern Ranunkel der Saamenstaub auf sie fallen, und es war mehr ein Ungefähr, daß ich diese drei Stück Ranunkeln stehen ließ, als mein Vorsatz. Weil ich auf eben dieses Beet im Frühjahr Saamennelken pflanzte, so ließ ich diese drei Stück Ranunkeln darunter stehen, zumal, da sie ziemlich nahe bei einander stunden. Ich erhielt auch das ganze 1778te Jahr wegen der Witterung weiter keinen Ranunkelsaamen, und aus dem Saamen dieser drei Blumen habe ich vergangenes Jahr recht schöne Sorten erzogen, als vorbenannte L'Honneur d'Osterwieck, Reine de purpur, weiß mit Purpur flammirt, triton violet, blau, La Richesse grissalin und Lycidas, eine schöne schwärzliche Blume und Cardinal Alban, olivengelblich. Vorbenannte 6 Stück Blumen, haben wenig oder gar keine Farben, von den drei Mutterranunkeln an sich. Außer diesen aber habe ich noch viele andere schöne Sorten davon erhalten, welche alle die Farben von benannten drei Mutterblumen an sich haben, als: Arlequin d'Amour, gelb und roth gestreift, La Moderne, das höchste Scharlach mit einzelnen gelben Streifen, Blanc rouge & verd, eine sehr schöne Blume von Bau und Farbe.

Unter den Saamenblumen vom vorigen Jahr, habe ich noch eine außerordentlich schöne und geflammte Ranunkel erhalten, *Grande Triumphe* genannt. Diese Blume ist ein wahres Muster eines gemischten Baues, denn bei selbiger liegen nur die äußersten größten Blätter gestreckt und ausgebreitet, die innern kürzern Blätter aber sind theils gekrümmt, theils stehen sie gerade in die Höhe, etliche sind einwärts, andere auswärts gebeuget. In dieser Blume ist die Mannigfaltigkeit aufs höchste getrieben, sie ist die Zierde ei-

nes ganzen Beetes, sie hat das reinste weiß zur Grundfarbe und ist sehr stark, mit dunkel Rosa flammirt, so, daß alle äußern Blätter der Ründung sehr stark mit roth ausfließen.

Unter den Farbenblumen, habe ich beinahe alle Couleuren, so durch Zusammensezung der Farbenmischung nur möglich sind, bis auf ganz schwarze. Doch habe ich alle verschiedene Sorten schwärzliche, so der schwarzen Farbe sehr nahe kommen. Unter meinen diesjährigen Saamenblumen habe ich verschiedene gelb und rothgründigte Ranunkeln erhalten, welche würklich kohlschwarze Streifen haben, womit ich auch aufwarten kan, nur ist es Schade, daß es nur noch Semi doubles sind. Doch aber hoffe ich aus dem von diesen zu erzielenden Saamen, weil sie solchen häufig geben, auch künftig mehrere ganz gefüllte von schwarzer Farbe zu erhalten.

Bei den Saamenranunkeln ist besonders anzumerken, daß sie das erste mal, da sie das zweite Jahr nach ihrer Aussaat blühen, außerordentlich hoch von Stiel werden, denn die mehrsten wachsen so hoch, als eine mittelmäßige Tulipane, wenn auch schon die Zwiebel bei ihrer Verpflanzung nur den vierten Theil so groß, als eine andere tragbare Staudenzwiebel ist.

Da verschiedene Blumenfreunde noch immer klagen, daß sie keinen Saamen von ihren Ranunkeln erhalten könten, so bemerke ich nochmals, daß die ganz gefüllten selten Saamen tragen, sondern solcher nur von den halb gefüllten zu sammeln ist, weswegen man sich denn einige Semi doubles von hoher Farbe anschaffen muß, woraus man gewiß neue Sorten erziehen wird, und womit ich auf Verlangen auch andienen kan.

Ein besonderer Vorfall, den ich dieses Jahr mit meinem Saamenranunkelnbeete gehabt habe, verdient angemerkt zu werden, und ich wünschte sehr, der Blumisten ihr Urtheil darüber zu hören.

Ich hatte auf einem langen schmalen Beete ungefähr 600 Saamenstaudenzwiebeln im Februar dieses Jahrs gepflanzet, so ich 1781 im März gesäet, im Julius vergangenem Jahrs aufgenommen, in eine Schachtel geworfen, und darin bis zum Februar aufbewahret hatte.

Dieses Beet hatte eine besondere Lage. Das erste Drittel desselben hatte sehr wenig Sonnenschein, weil ein Haus davor stand. Das zweite Drittel hatte des Nachmittages die Sonne, und das lezte Drittel hatte selbige den ganzen Tag. In der Flor zeigte sich, daß auf dem ersten Drittel dieser Rabatte, wo gar wenig Sonne hinkömmt, unter 200 in Blüte stehenden Saamenranunkeln nicht mehr als 3 Stück gefüllte sich befanden, untern denen auf dem zweiten Drittel des Beetes, waren 70 Stück gefüllte, und auf dem dritten Drittel, wo den ganzen Tag die Sonne scheint, waren alle, bis auf 3 oder 4 Stück nach, gefüllte Ranunkeln.

Ich habe selbige verschiedenen meiner hiesigen Freunde in der Blüte gezeigt, und sie um ihre Erklärung gebeten, die sie

sie mir aber nicht deutlich genug geben konten.

Unser Herr Inspector und Ober-Prediger Schmaling, der sich durch seine schöne Schriften, auch durch seine Aesthetic der Blumen, berühmt gemacht, glaubet, daß die einfachen Ranunkelnzwiebeln geschwinder größer würden, als die gefüllten, und ich hätte bei dem Verpflanzen aus der Schachtel immer die größten zuerst gepflanzt, welches ich aber nicht eingestehen kan, da ich große und kleine Zwiebeln unter einander gepflanzt habe, so wie sie in der Schachtel unter einander lagen.

Da so öfters noch immer von Blumenfreunden geklagt wird, daß sie diese schöne Blume nicht zur Flor bringen können, so verweise ich solche nochmals zu meiner Anweisung im 33ten Stück des Hannoverischen Magazins vom J. 1779. Wenn sie solche darnach pflanzen und behandeln, so müssen auch die kleinsten Zwiebeln blühen. Denjenigen Freunden, die das Blatt etwa nicht haben, melde ich nur kürzlich, daß sie solche im Februar in fette Erde mit Sand melirt, 2 quer Finger breit tief pflanzen, und fleißig begießen müssen. NB. Diese Erde muß aus verrotteten Kuhfladen, Gartenerde und Sand bestehen und durchgesiebet seyn. Etwas alter Leim kan auch unter die Erde gemischt werden. Aber man nehme ja keine alte Salperwandtserde, denn ob solche gleich der Herr Doctor Weißmantel zum Bau der Nelken so sehr gerühmt hat, so will die Ranunkel doch diese Erde gar nicht vertragen, und ich habe zwei Jahre hinter einander einen Versuch gemacht, der mir aber beide mal mißlungen ist, indem meine Ranunkeln sehr darnach gekränkelt und schlecht geblühet haben, da die andern in meiner bekant gemachten Erde, doch gesund und gut blüheten.

Auch zum Bau der Hyacinthen taugt sie nicht. Selbige blühen schlecht darnach und die Zwiebeln verstärken sich auch nicht. Ob sie zum Bau der Nelken besser als das zur Erde gewordene Unkraut ist, daß lasse ich andern zu entscheiden über. Bei mir halten sich die Nelken in der zur Erde gewordenen Unkrautserde, ganz verrotteten Kuhfladen, Gartenerde und Steingrand am besten. Solte es meine Zeit dieses Jahr noch erlauben, so theile ich den Blumenfreunden auch meine fernern Beobachtungen von Hyacinthen und Nelken noch mit, welche beide Arten Blumen sich sehr bei mir vermehrt und verbessert haben, so, daß ich nun hinlänglich davon den Blumenfreunden überlassen kan.

Osterwieck.

J. C. D. Küster,
Königl. Preußischer Factor.

Von dem Vorzuge einer frühen Wintersaat, zu Vermehrung des Ackerertrages.

Es findet sich gar oft in dem besten Boden ein gewöhnlicher sehr geringer Ertrag, auch von solchen Getreidearten, als Weitzen, Dinkel und ähnlichen, von welchen man doch zuverläßig weiß, daß sie eine natürliche stärkere Vermehrung in Körnern haben als andere: und dieser Umstand bleibt gewissen Gegenden fast eigen. Wo Lage, Grund, und das physische Klima zuwider sind, läßt sich keinem von den landwirthschaftlichen Mängeln sicher, wenn man aber viele Jahre hindurch theils auf das Saatkorn und die junge Saatpflanzen im Frühlinge selbst siehet, theils auf den Grund und auf dessen Bestellung und Bestellungsart wohl acht hat, doch denselben durch Verbesserungen sehr viel abhelfen.

Wenn man unter andern in solchen Gegenden beständig findet, daß die Saatpflanzen im Frühlinge immer noch viel zu geringe und klein, und mit sehr schmalen und kurzen Blättern versehen sind, als daß man davon etwas vorzügliches hoffen könte, insbesondere aber so schlecht, daß sie nicht fast ein jeder Frost mit der Wurzel meist aus dem Acker herausziehen solte: (wie man sie denn würklich meistens entblößet, und mit dem äußersten Ende der Fasern nur an der Erde klebend findet,) so macht die Nässe die Pflanzen alsdenn sehr bald rostig, daß sie hernach auch in den bessern Jahren ganz einzelne und schmachtende Halme bringen müssen, die keiner Witterung widerstehen. Dergleichen Stöcke werden leicht brandig, und der schlechte Ausfall der Ernte in den bessern Jahren, wo man statt hundert Mandel, fast unter der Hälfte einbringet, und sehr schlecht ausdrischt, zeigt endlich die wichtigste Folge unter allen. Wie wird es also um das Stroh stehen, und wie werden sich die schlechten Jahre gegen die guten verhalten? — Das was eben gesagt ist, findet sich in einem so guten Boden, der einen natürlichen und sonst bei der Saat so guten Wuchs zeiget, auch in solchem, der bei seiner Güte noch an der Mittagsseite recht wohl gelegen ist, und in den Jahren, wo weder sehr tiefer Schnee oder Frost gefallen, noch zu lange liegen geblieben. Das Getreide geräth darin sehr oft nur mittelmäßig.

Es läßt sich zwar begreifen, daß ein schlechter Saamen in einem schlecht bearbeiteten guten oder auch Mittelboden keinen sonderlichen Ertrag versprechen könne; was der Mangel des nöthigen Düngers noch besonders dabei nach sich ziehet, ist leicht zu errathen. Allein, wenn auch diese und manche gleich geltende Ursachen nicht vorhanden sind, so bleibt die Saat in dem bessern Boden und ge-

gewissen Gegenden fast immer schlecht, und die Ernte ist weit unter mittelmäßig, als sie sonst natürlich wegen Güte des Bodens seyn könte, und solte: so, daß man augenscheinlich gewahr wird, man müsse die Ursach eines meistentheils so schlecht ausfallenden Ertrages ganz in andern Ursachen suchen. Wenn man nun bei den vieljährigen Wahrnehmungen über eine solche Saat, alle Umstände wohl durchgedacht hat, so bleibet dennoch immer die besondere Bestellung, nebst der Art und der Zeit, genauer zu untersuchen übrig, imgleichen, ob hier nicht die Hinderniß eines nicht zu gehöriger Zeit, und gleich vom Anfange im ersten Wachsthume auskeimenden Saatkorns enthalten sey, wodurch dasselbe bei seiner ersten Ausbildung sogleich verhindert wird, diejenige Vollkommenheit zu erhalten, die es haben muß, um sich in der Folge nach dem Wunsche des Ackerverständigen recht stark stauden zu können. Der arbeitsame Ackersmann bestelle daher frühzeitiger die Wintersaat, und säe mit Zuversicht acht Tage vor der Zeit, wenn Tag und Nacht gleich werden, auch 8 bis 14 Tage nachher. Wenn man versichert seyn könte, daß man bis zur Hälfte des Novembers immer einerlei gute und leidliche Witterung behielte, und einen guten Winter und Frühling allemal sicher vermuthen dürfte, so würde, außer wegen der hohen trokkenen und tiefen nassen Lage der Ländereien, nicht viel zu erinnern seyn. Da aber die andere Hälfte des Septembers gewöhnlich Nebel und anhaltenden Regen bringet, und der Landmann nun das Feld nicht pflügen kan, um den Saamen zu der sonst gewöhnlichen Zeit gehörig in die Erde zu bringen; sonderlich wo es zu thonig und zähe ist: so muß die eigentliche Saatzeit bis dahin verstreichen, wo die Nächte zu lang, und nebst dem Boden schon zu kalt sind. In diesem Zustande wird der Trieb des auskeimenden Saatkorns ungemein schwach, um noch vor dem Winter die Wurzeln in solcher Menge und Stärke zu machen, daß sich ein vollkommener Wurzelstock zur künftigen Staude ansetzen kan, welcher gleich in der ersten Zeit, wie es seyn soll, durch die Menge von Blättern den Saft zu den künftigen vielen Stengeln sammeln und verbreiten könte. Fehlet dieser nothwendige allererste gute Zustand der Saatpflanzen vor dem Winter, so wird das Feld ohne rechte Getreidestauden, die Saat aber ohne Maipflanzen bleiben, und immer dünner stehen. Wie nun die künftige Ernte im Stroh und wegen der kleinkörnerigen Aehren im Korne seyn werde, läßt sich errathen. Solte aber auf eine zu späte Ackerbestellung der Winter etwa viel Schnee bringen und die spät: schwache Saat dekken, so würde es bis zum Frühlinge damit angehen; allein, die alsdenn folgende Kälte und strenge erste Frühlings-

lingswitterung wird die schwachen Saatpflanzen doch nicht stärker machen, und wenn der Winter statt Schnee, anhaltenden Regen, geschwind abwechselnden Frost mit Thauwetter bringt, werden solche elende Pflanzen aus der Erde gezogen, sie erfrieren außer derselben, oder kranken und bleiben schwach; wenn hernach die Wärme einfällt, und mit Nebel abwechselt, bei welcher ihnen sehr wenig Zeit übrig gelassen ist, daß sie sich bestocken könten; so sind sie zu schwach, diese Veränderung zu ertragen, sie schießen zu bald in die schmachtenden Halme, und das Getreide stehet alsdenn sehr dünne.

Will man nun ohne Furcht eines unzeitigen Ueberwachsens der frühen Saat, vorerwähnten unangenehmen Folgen vorbeugen, und des künftigen Ertrages halber das Gewisseste spielen: so säe man sein Wintergetreide früher, und komme also solchen Umständen zuvor. Der Boden, in welchem ein frisches Saatkorn aufkeimen soll, ist alsdenn noch warm, das Aufkeimen, Anwurzeln, Stärken und Verbreiten der feinen Wurzelfasern kan noch vor Eintrit des Winters glücklich geschehen, und so bekömmt das Getreide gleich vom Anfang starke Knoten und stark bewurzelte Stöke; die Frühlingswärme hebet die Pflanzen, sie giebt ihnen alsdenn eine größere Menge von Blättern, und den Hauptknoten mehrere Augen als sonst, und folglich viele Halme. Das ganze Glück der Getreidevermehrung kömmt hier auf die frühzeitig starkwerdenden ausgebreiteten Wurzelstöcke an, diese bringen frühzeitige starke und hohe Halme, lange Aehren, große Körner, und eine etwas zeitigere Ernte. Denn starke Stöcke zeugen viele Blätter, und diese führen den Halmen und Aehren einen hinreichenden Nahrungssaft zu. Und was in geilem, wohl gedüngtem und starkem Boden, das Ueberwachsen betrift, so sind ja dem Landmann die dagegen anzuwendenden Mittel auch bekant, nebst den Vortheilen, die aus ihrer zu rechter Zeit geschehenen Anwendung entstehen. Solche vor Winter erstarkte Saatpflanzen bedecken das Feld bald, sie widerstehen der rauhen Witterung, lassen das Unkraut unter sich nicht aufkommen, und die Menge der Halmen zeiget bei der Ernte solche hohe Schwaden, Garben und Mandel, die den Ackersmann für seine Aufmerksamkeit, Mühe und Arbeit belohnen. Dies lehrt die Erfahrung.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 30ten August 1782.

Eine alte Untersuchungsreise nach dem Nordpole.

Die Möglichkeit, am Nordpole weg nach Asien und Amerika zu schiffen, wird so steif geleugnet als behauptet. Capitain **Wood**, der beim Versuche Schifbruch litt, bestand darauf, daß nicht durchzukommen sey, wie Herr **Phips**, jetzt Lord **Mulgrave**, gleichfalls eine weitere Fahrt als die seinige, höchstens bis 81 Grad nördlicher Breite, gänzlich bezweifelt. Herr Landvogt Engel glaubt dagegen nicht nur gute Gründe zu haben, die Reise bis zum Nordpol, und weiter in die andere Hälfte der Erdkugel, für thunlich zu halten, sondern er will es auch aus gelungenen Versuchen wissen, daß man weiter als bis zum 81ten Grad schiffen könne, ja, daß einer und der andere würklich bis zum 89ten Grad gekommen sey a). Da die Vortheile dieses so viel kürzern, sicherern, und noch so manche Entdeckung versprechenden Weges nach andern Welttheilen so erheblich angegeben werden, und sich zum Theil selbst von denen, die weder Seefahrer noch Kaufleute, weder Eroberer noch Naturforscher sind, begreifen lassen: so muß es fast jedermann freuen, daß, nach öffentlichen Nachrichten, aus des seligen Cook Papieren diese nordliche Durchfahrt möglich gefunden, und sie in den Gang zu bringen ohne Zweifel nun bald aufs neue versucht werden dürfte.

Ich habe keine Stimme bei dieser Untersuchung, da ich weder Seefahrer, noch so belesen in den Beschreibungen der hieher geschehenen Reisen und den andern hieher gehörigen Schrif-

a) Was ich hier erzähle, ist aus der, von dem Herrn Landvogt Engel mit Zusätzen und Anmerkungen deutsch herausgegebenen Reise nach dem Nordpole, die Herr Capitain C. J. **Phips** auf Befehl Ihro Königl. Großbritannischen Majestät im J. 1773 unternahm, und aus des Herrn Engels neuerm Versuche über die Lage der nördlichen Gegenden von Asia und Amerika, und den Versuch eines Weges durch die Nordsee nach Indien; nebst neuen Schriften, so Herr Daines Barrington in London zu Behauptung eben dieses heraus gegeben hat. Bern und Basel 1777 in gr. 4. Ein Buch, das man bei einiger Aufmerksamkeit auf diese große Aussicht gar nicht entbehren kan.

Schriften bin, daß ich nur ein Wörtchen mit sprechen könte. Des Herrn **Engels** zweiten gelehrten Aufsatz in dieser Materie habe ich zwar flüchtig durchgeblättert, aber seine erste hauptsächliche Abhandlung hierüber nicht in die Hände bekommen, ja des Isaac **Vossius** Schrift de patefacienda per Septentrionem ad Indos navigatione nicht einmal einsehen können. Ich führe dies deswegen an, weil es glaublich ist, daß die Nordpolsreise, davon ich reden will, in jenen Schriften schon stehen mögte. Sie sey inzwischen da, oder anderswo deutschen Lesern bereits vorgelegt: so liest sie vermuthlich doch mancher hier zum ersten male, und gern, zumalen die beliebte Mannigfaltigkeit dieses Magazins erlaubt, die Leser auch einmal mit alten Neuigkeiten dieser Art zu unterhalten.

Was ich nun erzählen will, ist aus dem **Adam von Bremen**. Dieser Mann, der den Titel **Magister** führt, lebte im eilften Jahrhundert als Canonicus zu Bremen; und gilt für einen guten und zuverläßigen Geschichtschreiber seiner Zeit b). Er erzählt die Schicksale der christlichen Kirche besonders in Norden, und zwar hauptsächlich von der Seite, da die Bischöfe von Bremen und Hamburg Antheil daran haben. Dieser Geschichte fügt er einen Anhang über die Lage und Natur Dännemarks und der übrigen weiter hin liegenden Länder bei, worin sich die Reise, die ich einmal wieder in Erinnerung bringen wolte, findet c).

Ehe ich sie aber aus ihm deutsch erzähle, wollen wir ihn zuvor von einigen nordlichen Ländern reden lassen. Was er von **Island** berichtet, schlage ich über, weil es bekant genug seyn mögte, daß den Alten diese Insel unter dem Namen **Thule**, nicht fremd war d). Er fährt fort: „Es giebt „noch

b) Man bewieß früh mit seinem Zeugnisse. In chronic. Slavorum, seu annalibus Helmoldi sagt z. B. Abbt **Arnold von Lübeck**, der sie fortgesetzt hat: *testis* est Magister *Adam* qui gesta Hammaburgensis ecclesiæ pontificum disertissimo stylo conscripsit. L. I, C. XIV. p. m. 24. **Willh. Cave** nennt ihn (hist. literar. scriptor. ecclesiast.) aus dem **Brietius** sincerissimum, & quo vix veraciorem ullum historicum producere potest ecclesia. Und Herr Professor **Gebhardi**, Verfasser des 32ten Theils der Allgemeinen Welthistorie legt S. 25. der Vorrede, der Geschichte unsers Adams alle Kennzeichen der Zuverläßigkeit bei. Es kommt, wie man hören wird, etwas darauf an, daß mein Erzähler immer in den ältern, mittlern und neuern Zeiten, für einen glaubwürdigen Mann gehalten ist.

c) S. 158. ff. der Ausgabe von J. J. **Maderus**, Helmst. 670. 4.

d) Ich habe hier nicht nöthig, mich bei der gelehrten Untersuchung, welches eigentlich der Alten ihr **Thule**, oder wie es **Maderus** schreibt, **Thyle** gewesen sey, aufzuhalten. Genug, Adam versteht Island darunter. Hæc Thyle, sagt er S. 157. von dem, von welchem **Picteas Massiliensis** handelt, nunc *Island* appellatur a glacie, quæ oceanum astringit. Ich habe übrigens nichts dawider, daß unter dem **Thule** des **Pytheas** kein anderes Land verstanden werden kön-

„noch mehr Inseln im Ocean, unter „welchen **Grönland** keine der klein„sten ist. Sie liegt tiefer im Welt„meere, den Schwedischen Bergen, „oder Ripheischen Gebürgen gegen „über. Von Norwegen kan man da„hin, wie nach **Island**, der Angabe „nach, in fünf oder sieben Tagen schif„fen. **Grönlands** Einwohner sehen „meergrün aus, à salo cærulei, daher „auch das Land den Namen bekom„men, sie leben wie die Isländer, auf„ser daß sie grausamer und Seeräuber „sind. Vor einiger Zeit soll ihnen „auch das Christenthum bekant ge„worden seyn.„

Hier unterbreche ich den **Adam**, wie noch etliche mal geschehen wird, nicht, um hinzu zu setzen, was man zusetzen könte, sondern, um hier aufs kürzeste zu bemerken, was uns in der Folge zu wissen nöthig ist, und nicht jeder Leser des Magazins für sich wissen mögte. Er nennt Grönland eine Insel. Es ist fast nicht glaublich, daß man dies Land damals umschift hatte, und gewiß seyn konte, es sey ganz mit Wasser umgeben. Jetzt kennen wir es nördlich, und nordwestlich nicht so weit, daß wir entscheiden könten, ob es eine Insel, oder eine Halbinsel sey; für das letzte wird es jetzt, meine ich, durchgehends gehalten. Es scheint demnach sehr, daß **Adam das Land** schon eine Insel nennt, welches, so weit man gekommen war und sehen konte, Wasser um sich hatte. Auch wundert man sich vielleicht, daß er im eilften Jahrhunderte schon so bekant von den Grönländern spricht, und daß er ihnen schon Kenntniß der christlichen Religion beilegt. Allein, Pabst **Gregorius** IV. bestellte bereits im J. 835 den ersten Nordalbingischen Erzbischof Anscharius, oder Ansgarius zu Hamburg zu seinem Legaten bei allen mitternächtlichen und morgenländischen Völkern, unter welchen die **Grönländer** namentlich stehen e). Man muß ihr Land also ziemlich früh gekannt und besucht haben.

„Die dritte, fährt **Adam** fort, ist „die Insel **Halagland**, näher an „Norwegen, aber nicht kleiner als die „übrigen. Diese sieht um die Som„mersonnenwende vierzehn Tage lang „die Sonne beständig über der Erde, „und eben so lange sieht sie sie im „Winter gar nicht. — Die Heiden, „welche nicht wissen wie das zugeht, „nennen das Land, das den Menschen „so ein Wunder darstellt, das heilige „und selige. Daß es hier so sey, wie „in Schweden und Norwegen und den „übrigen dortigen Inseln, das hat der „König von Dännemark mit vielen „andern versichert.„

Hier, ehe wir weiter gehen, die Frage,

könne, als die südwestliche und nördliche Küste der Skandinavischen Halbinsel, wo der lange Strich Landes ist, den man jetzt Norwegen nennt. Man sehe Allgemeine Welthistorie, Th. 31. S. 18.

e) Seine Bulle hierüber hat Maderus der Ausgabe vom M. Adam beigefügt, S. 185. ff.

ge, welches jetzt diese Insel **Halagland** seyn möge? Da sie näher als Island und Grönland an Norwegen liegt; da sie jährlich vierzehn Tage beständig Tag, und vierzehn Tage Nacht hat, mithin über den 66ten Grad mitternächtlicher Breite liegen muß; und da man sie das heilige Land nannte: so muß man auf die nahe an Norwegen ungefähr in dieser Breite befindliche Insel **Heiligeland**, oder wie man sie auch geschrieben findet, **Helgeland**, **Helligeland**, fallen. In ältern Karten und in ältern Erdbeschreibungen, in der **Hübnerschen** z. B. steht eine Insel dieses Namens, in des Herrn O. C. R. **Büschings** Erdbeschreibung aber und in mancher der neuern Karten f), die mir vorgekommen sind, kan ich eine so benannte Insel nicht antreffen, und diese bessern Kenner dieser Gegenden könten mich an dem ganzen Daseyn einer Insel **Halagland** zweifelhaft machen, wenn **Adam** nicht ein sehr glaubwürdiger Mann wäre, und sich nicht auf noch glaubwürdigere Zeugen, einen König von Dännemark u. s. w. beriefe, und wenn sich nicht auf dem Titelkupfer vor dem 32ten Theile der **Allgemeinen Welthistorie** eine Aussicht der Insel **Helgoland** fände. Vorhanden ist also wohl eine solche Insel, aber sie muß unbedeutend klein seyn, da sie so häufig übersehen wird; und unser **Adam** macht sie doch so groß als Island und Grönland? Bekanntlich liegen an dem westlichen Ufer von Norwegen viele Inseln, die zum Theil nur durch eine kleine Meerenge getrennt sind, und der bekante, ehemals noch fürchterlichere Meerstrudel, der **Maelstrom**, befindet sich zwischen ihnen; dies verstattet zu vermuthen, daß man aus Furcht nicht jede Insel umfahren, und also mehrere für eine gehalten haben möge, wie es gleichfalls nicht ganz unglaublich ist, daß unser **Halagland** mit mehrern vor Zeiten zusammen gehangen habe, und durch Erdfälle oder Ueberschwemmungen davon abgerissen sey g). Ich glaube wenigstens mit diesen Vermuthungen weniger dreist zu handeln, als ich handelte, wenn ich dem **Adam** vorwürfe, nicht gewußt zu haben, daß **Halagland** überaus viel kleiner als Island und Grönland sey.

Man kennt zwar wohl ein **Halgoland**, oder **Helgeland** von diesem Umfange, nemlich Finnmark mit Inbegrif des Russischen Lapplandes bis ans weiße Meer h); allein, das ist keine Insel i), sondern höchstens eine Halb-

f) In der vom P. Chrysologue, die er hemisphere superieur de la mappe monde, 1774. nennt, steht eine Insel Heilygeland, etwa zwischen dem 65 und 66 Grad nördlicher Breite.

g) Hält man doch dafür, daß das so genannte Westfriesland zwischen Island und Grönland, das Forbischer noch antraf, durch ein Erdbeben versunken sey.

h) Diese Worte sind aus der Allgemeinen Welthistorie, Th. 31. S. 447.

i) Oder solte er etwa die Insel Farria, oder Fositesland, (Heiligeland,) meinen. **Allgem. Welthist.** Th. 32. S. 373. Aber die Größe!

Halbinsel, wenn ich das weiße Meer als das dritte Wasser an der Morgenseite betrachte, daß diese nördliche Spitze von Europa an der mitternächtlichen und Abendseite Wasser um sich habe, ist bekant. Solte hier Adam das Wort Insel wieder in dem Sinne brauchen, daß es ein Land bezeichne, welches, so weit man weiß, mit der See umgeben sey? Wahrscheinlich wird man seine Insel lieber so erklären, als meinen Vermuthungen beitreten, und davon bin ich zufrieden, wenn man anders unser **Halagland**, zur nördlichsten Landspitze von Europa zwischen der Nordsee und dem weißen Meere gemacht, von Schweden und Norwegen, wie Adam thut, unterscheiden darf.

„Ueberdas, so erzählt Adam weiter, erwähnte der König, hätten viele „Schiffer noch eine Insel in diesem „Oceane gefunden, die **Winland** heiß„se, weil da Weinstöcke, die den herr„lichsten Wein geben, ohne Wartung „wüchsen. Daß sie einen Ueberfluß „an unbestellten Früchten habe, das ist „kein Mährchen, sondern das haben „uns die Dänen sehr zuverläßig ver„sichert. Jenseit dieser Insel aber „liegt in diesem Meere kein wohnba„res Land mehr, sondern alles weitere „ist in Eis und Finsterniß begraben. „Dies hat neulich der sonst sehr er„fahrne Norwegische Prinz **Harold** „zwar versucht, um die Breite des „mitternächtlichen Oceans zu erfor„schen, hat sich aber, da er am Ende „der Erde kein Licht mehr antraf, aus „diesem fürchterlichen Abgrunde kaum „zurück retten können.„

Man wird vermuthlich hier erst etwas mehr von dem **Win-** oder **Weinlande** wissen wollen, und ich will eine zwar umständlichere, aber doch möglichst zusammengezogene Erzählung davon aus dem **Cranz** k) einschalten: „Als der Isländer **Biörn** im Jahr 1001 von Norwegen aus seinem Vater nach Grönland hin folgen wolte, wurde er durch einen Sturm nach Südwesten getrieben, wo er ein flaches, ebenes und mit Wald bewachsenes Land entdeckte, und auf dem Rückwege eine Insel. Er hielt sich nun zwar diesmal nicht dabei auf, ging aber doch bald mit einem gewissen **Leif** zur weitern Untersuchung wieder in See. Das erste Land, das sie entdeckten, war steinigt und unfruchtbar. Das nannten sie **Helleland**, d. i. Flachland. Sie entdeckten darauf ein niedriges Land mit weißem Sande und einiger Waldung bedeckt. Das nennten sie **Markland**, d. i. ebenes Land. Nach zween Tagen sahen sie wieder Land, dessen mitternächtliche Küste durch eine Insel bedeckt war. Sie fanden daselbst Pflanzen mit süßen Beeren, und fuhren mit der Fluth in einen Fluß bis in einen See, aus welchem der Fluß herkam. Die Luft war mil-

 de,

k) Man sehe Herrn Dav. Cranz Historie von Grönland, in der Bibliotheck der neuesten Reisebeschreibungen, 1ten Bändchen, S. 294. ff.

de, der Boden fruchtbar, und im Flusse fanden sie eine Menge von allerlei Fischen, und besonders sehr große Lachse. Die Sonne ging am kürzesten Tage (denn sie blieben den Winter da,) um 8 Uhr auf, welches ungefähr in den 40sten Grad, oder auf die Höhe von **Terre neuve**, und dem **Laurenzfluß** in **Canada** trift. Nachdem sie sich daselbst einige Hütten aufgebauet hatten, vermißten sie einen deutschen Matrosen, Namens **Tyrker**, welchen sie nach vielem Suchen im Walde lustig und hüpfend antrafen. Auf Befragen der Ursach dieser Lustbarkeit, antwortete er, daß er solche Trauben gegessen, daraus in seinem Vaterlande Wein gemacht würde. Nachdem **Leif** die Trauben selber gesehen und gekostet, nannte er sein neues Land **Vinland**, d. i. **Weinland** l). **Leifs** Bruder **Thorwald** wolte die Entdeckung weiter treiben, und untersuchte das Land west- und ostwärts. Hier trafen sie drei kleine Boote mit Fellen überzogen, und in jedem drei Männer an, die sie, bis auf einen, griffen, und aus Muthwillen ums Leben brachten, worauf sie aber von einer Menge dieser Wilden, die sie aus Verachtung **Skrällinger** nannten, angegriffen wurden. Sie schlugen sie zwar zurück, **Thorwald** blieb aber an einer Pfeilwunde. Darauf begab sich sein Bruder **Thorstein** nach diesem **Weinlande**, und nach ihm **Thorfin**, der allerlei Arten von Vieh und Werkzeuge mit nahm, sich da anbauete, und mit den sogenannten **Skrällingern** handelte. Als nicht lange nachher eine gewisse **Freidis** einen Aufruhr in der neuen Colonie angerichtet hatte, in welchem 30 Personen umkamen, so haben sich vermuthlich die übrigen Colonisten im Lande zerstreuet; wenigstens findet man seitdem keine zusammenhängende Nachricht von dieser Colonie, außer daß im J. 1121 und also 100 Jahre nach der Entdeckung, ein Bischof aus Grönland, Namens **Erich**, dahin gereiset seyn soll, seine verlornen Landesleute, die meistens noch Heiden waren, zu bekehren, von welchen wahrscheinlich die jetzigen Wilden in der Gegend von **Terre neuve**, die sich an Gestalt und Lebensart so sehr von andern Amerikanern unterscheiden, herstammen mögen.„ So weit Herr **Cranz**.

Dies so genannte **Weinland** ist nun ohne Zweifel der Theil von Canada an dem südlichen Ufer des Laurenzflusses m), und also abermals nicht Insel, sondern höchstens Halbinsel! Es wäre demnach schon dreimal hinter einander Insel genannt, was doch nur von einigen Seiten so heißen konte.

Daß nach dieser Erzählung den nordischen Völkern ein Theil von Amerika vor dem **Columbus** bekannt gewesen, würde denen, die dies zum erstenmale lesen,

l) Man weiß, daß in den Wäldern von Canada wilde Weintrauben wachsen, und wohl schmeckend sind, aber keinen guten Wein geben.

m) Ich weiß wohl, daß es andere nordwärts dieses Flusses in **Labrador** setzen; meine Meinung könte ich wohl rechtfertigen, es ist nur hier der Ort nicht dazu.

lesen, von selbst beigefallen seyn. Uns darf das hier nicht aufhalten, wir sehen das **Weinland** nur so im Vorbeigehen mit an, wie es **Adam** als eine neuere Entdeckung im mitternächtlichen Meere nur kurz erwähnt, bei welcher ihm die andere, welche wir genauer ansehen wollen, die folgende, eingefallen zu seyn scheint:

„Auch hat uns der selige Bischof **Adalbert** erzählt, es hätten zur Zeit seines Vorgängers einige Friesische von Adel eine nördliche Untersuchungsreise unternommen, weil ihre Landesleute behaupteten, vom Ausflusse der **Weser** gerade nach dem Nordpole hinauf sey kein Land, sey nichts als das Meer **Liberse** n) genannt. Um dies, was ihnen so neu war, zu untersuchen, verbunden sie sich eidlich, fuhren mit einem Freudengeschreie vom Friesländischen Ufer ab, zwischen Dännemark und Britannien auf die Orchadischen Inseln zu, ließen sie links, Norwegen rechts, und kamen endlich in Island an. Von da segelten sie weiter dem Nordpole zu, über achte der Inseln, die ich oben genannt habe, hinaus, empfohlen dem Allmächtigen und dem heiligen Bekenner **Willehad** ihren kühnen Weg, und geriethen nun unvermuthet in die undurchsichtliche Finsterniß des Eismeers. Und siehe, hier ergrif die unglücklichen und nun gleich muthlos werdenden Schiffer ein unaufhaltbarer Meerstrudel, der eben das Wasser verschlang, und zog sie mit Ungestüm in den Abgrund. Dies ist der Strudel, von welchem man sagt, daß er die Ebbe verursache, wenn er das Wasser einzieht, und die Fluth, wenn er es wieder herausstößt. Indem sie nun blos die Barmherzigkeit Gottes anfleheten ihre Seelen aufzunehmen, warf die wiederkommende Fluth, die einige Schiffe ihres Geschwaders hingerissen hatte, die andern weit von den übrigen heraus und zurück o). So noch zur rechten Zeit mit göttlicher Hülfe aus der augenscheinlichsten Gefahr errettet, entkamen sie vollends durch unaufhörliches Rudern."

„Nachdem sie nun aus der Gefahr der Finsterniß und aus der kalten Zone heraus waren, landeten sie unvermuthet an einer Insel, die, wie eine Stadt, mit den höchsten Felsen befestiget war, stiegen aus, sich zu besehen, und fanden ihre Einwohner am hellen Mittage in unterirdischen Höhlen liegen. Vor ihren Thüren lag eine unendliche Menge Gefäße

n) Ich hätte aus **Liberse** mare liberum gemacht, wo kein Land mehr ist, keine Herrschaft verlangt, sondern jedem die freye Fahrt gelassen wird, wenn nicht im 31ten Theil der Allgem. **Welthist.** S. 14. Not. L. aus dem Bougainville bemerkt wäre, daß die Norweger noch jetzo das Eismeer die **Leebersee** nennen. Ohne Zweifel ist dies und **Liberse** ein Wort.

o) Ich zweifle, ob ich hier genau, oder nur recht übersetzt habe. Im Lateinischen heißts: impetus ille recurrentis pelagi quasdam Sociorum naves abripuit, cæteras autem revomens ex cursu longo ab alteris post terga repulit. Wer mit Fassung und Glück im **Maelstrome** gewesen wäre, könte am treffendsten übersetzen.

fäße von Golde und solchen Metallen, die bei den Sterblichen für seltene und kostbare gelten; und unsere Schiffer unterließen nicht, von diesen Schätzen so viel als sie fortbringen konten, zu nehmen, und mit froher Eile zu ihren Schiffen zu entfliehen. Sie sahen sich aber bald von erstaunlich großen Menschen, dergleichen bei uns Cyklopen heißen, verfolgt, welche ungewöhnlich große Hunde vor sich her hetzten. Diese ergriffen auch einen von der Gesellschaft, und zerrissen ihn gleich vor ihren Augen, die übrigen aber retteten sich auf die Schiffe, und die vorgeblichen Riesen schrien ihnen bis aufs Meer nach. Mit solchem Glücke kamen diese Friesen in Bremen wieder an, erzählten dem Erzbischofe Alebrand alles umständlich, und brachten Christo und dem Bekenner **Willehad** für ihre glückliche Rückkehr Opfer.„ So weit unser **Adam**.

Verdient diese Erzählung Glauben? Und wenn sie den verdient, welches ist das reiche Land, das unsere neugierigen und kühnen Friesen fanden? Ich will etwas auf diese Fragen antworten, um vielleicht bessere Antworten zu veranlassen. Mich freuet der deutsche Muth und Untersuchungsgeist, darum mache ich diese Erzählung denen bekant, die sie beim Adam von Bremen nicht selbst lesen würden, hier aber hoffentlich gern gelesen. Ich mache sie blos mit einigen zufälligen Gedanken darüber bekant, ohne sie gegen richtigere streitsüchtig vertheidigen zu wollen.

Verdient diese Erzählung Glauben? Der Erzähler ist außer Verdacht, sie erfunden zu haben, er gilt, wie schon in der Note bemerkt ist, für einen ehrlichen Geschichtschreiber, und wie leicht konte er, wenn er schon so etwas seinen Zeitgenossen aufbinden wolte, getroffen werden, da sich der Vorfall erst vor 40 oder 50 Jahren zugetragen haben solte! Wie gefährlich war es für ihn, so etwas zu lügen, da er ein Paar Erzbischöfe zu Aussagern macht! Und ziemlich unglaublich wird es über dem, daß ein der See unkundiger Canonicus die Gegend um den Nordpol erträumen, und diesen Traum mit Umständen andern für Wahrheit verkaufen will. Unsern Adam halte ich also mit Recht für den Erfinder nicht, auch den Erzbischof **Adalbert** nicht, ob er gleich sonst manche Schwachheiten hatte. Dieser war zu seines Vorgängers Zeiten schon Subdiakonus in Bremen, und vermuthlich gegenwärtig, als die Friesen zurückkamen; wie ganz unwürdig war es seiner, dem Adam etwas zu erzählen, wozu ganz Bremen Nein sagte! Mir scheints beleidigend zu seyn, den Erzbischof und seinen Chorherrn ohne Grund zu Lügnern zu machen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

p) *Adami* Brem. Hist. ecclesiast. L. II. c. 50. p. m. 75.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 2ten September 1782.

Eine alte Untersuchungsreise nach dem Nordpole.

(Fortsetzung.)

Muß man demnach glauben, daß unsere Frisischen Naturforscher obige Erzählung von ihrer Reise würklich gemacht haben: so kommt es nun auf den Glauben an, den sie verdienen. Es ist freilich möglich, daß sie, um groß mit ihren Entdeckungen und Gefahren zu thun, gelogen oder vergrößert haben, wie die gemeinen Seefahrer leiden müssen, und möglich, daß sie die köstbaren Gefäße, ohne deren Vorzeigung ihnen vermuthlich Niemand glaubte, durch Seeräuberei erlangt haben; aber, thue es wer da will, ich kan deutsche Edelleute, die aus edler Neubegierde zur Untersuchung des unbekannten Nordpols, wo nichts zu rauben erwartet werden kan, Leben und Kosten wagen, die mit schönen Gefäßen zurück kommen, und wahrscheinlich deren etliche der Kathedralkirche zu Bremen schenken, und die sie aus einem sonst nicht gesehenen Lande genommen zu haben erzählen, solche Leute kan ich durchaus nicht gleich so kurz ab Großsprecher und Lügner schelten. Es ist wahr, man hatte der Zeit noch keinen Compaß, vermuthlich noch keine Seekarten, und das Land, welches sie gefunden haben wollen, kennen **wir**, mit allen unsern Vorzügen in der Schiffahrt, noch nicht; allein so kühn, wie der alte Nordische Seefahrer und der untersuchende Deutsche, schift auch wohl kein **Forbischer** und kein **Cabot**, kein **Smith** und kein **Phips**, kaum ein **Cook**; jene sahen keine Gefahren und keine Unmöglichkeit, wenn sie etwas der Untersuchung oder der Eroberung werth sahen; wer wieß die Normänner und die Sachsen nach Britannien und nach Grönland, nach Amerika und nach Constantinopel? Ohne ihre Kühnheit und ohne ihren Kopf erkläre man sich ihre unleugbaren Reisen, Entdeckungen und Eroberungen! Bei ihrer Kühnheit und ihrem Kopfe staune ich; aber widerspreche ich nicht, wenn sie erzählen den Nordpol beschift zu haben. Wagte es nicht der große Normann **Harold** schon einige hundert Jahre früher? — Wir kennen das Land nicht, wo sie ge-

gewesen seyn wollen! — Kennen wir auch schon unsere ganze Erde? haben wir unsern Nachkommen kein plus ultra übrig gelassen? Waren unsere Vorfahren nicht ächte Deutsche, Brüder oder Abkömmlinge der Normänner? Und sie sollen nichts untersucht, nichts gewagt, nichts gethan, nichts entdeckt haben? Das sage wer kein deutscher Mann ist; ich nehme eine Karte vom Nordpole, und sehe mich nach dem Lande um, das die Friesen fanden.

Die Absicht ihrer unternommenen Reise war nicht, um zu erobern, Beute zu machen, sich anzubauen, sondern blos, um zu untersuchen, ob vom Ausflusse der Weser gerade nach Mitternacht hinauf, ab ostio Wirrahæ fluminis directo cursu in aquilonem, durchaus kein Land mehr befindlich sey. Sie steuerten also gerades Weges auf den Nordpol zu, wie die Erzählung beweist, daß sie zwischen Dännemark und Britannien, zwischen Norwegen und den Orchadischen Inseln auf Island zu, über Halagland und Grönland hinaus gefahren wären. Des viel südlicher und westlicher, und auf diesem Wege gar nicht liegenden **Weinlandes** erwähnte **Adam** ohne Zweifel nur überhaupt als eines in der Nordsee befindlichen bisher unbekant gewesenen Landes, und keinesweges als eines Landes, an welchem unsere Schiffer auf dem Wege zum Nordpole hätten her fahren müssen. Ihren Strich giebt er, meine ich, so deutlich an, daß sie an der Ostseite von Grönland hinauf gesegelt, als er deutlich sagt, daß ihre Richtung auf den Nordpol, in ultimum septentrionis axem, gewesen wäre, und daß sie die vorher erwähnten sogenannten Inseln, worunter hauptsächlich Grönland war, hinter sich gesehen hätten, retro se omnes, de quibus supra dictum est, insulas viderunt. Wie hoch solten sie denn nun jenseit Grönland wohl gewesen seyn? Ich denke doch wenigstens auf den 80ten bis 85ten Grad. Meines Wissens ist das nordliche Ende von Grönland uns nicht bekant, und man kan also nicht sagen, wie weit Jemand ist, der, mit dem Auge gegen den Pol gerichtet, Grönland hinter sich hat. Hier verloren sie unvermuthet das Sonnenlicht, subito collapsi sunt in illam tenebrosam rigentis oceani caliginem, quæ vix oculis penetrari valeret. Kamen sie also nicht zu einer Zeit hieher, da die Sonne nicht mehr aufging? Wer kan den Erzähler anders verstehen? Seine Reisenden sind also mehr verwegene als erfahrne und astronomische Schiffer, oder sie sind der dortigen hellern Nacht wegen ganz unbesorgt gewesen. Und sie kamen doch, auch in der Dunkelheit, nicht um? Audacem fortuna juvat, wird man hiebei denken, und glauben, daß bei der Vorsicht, von dem unaufhörlichen Tage zu profitiren, eine Reise hieher noch sicherer und glücklicher zu unternehmen stehe.

Ohne Zweifel geschahe es indeß durch die Dunkelheit, in welcher sie schiften, daß sie in den Meerstrudel geriethen. Dies kan der **Maelstrom** bei

bei Norwegen nicht gewesen seyn, wenn anders unser **Adam** in guter Ordnung erzählt. Denn er hat uns mit unsern Reisenden schon über Grönland, 15 und mehr Grade über denselben hinauf geführt, und er macht sonst den Fehler nicht, seine Erzählungen durch ein ander zu werfen, daß man sich darin verliert. Kan also hier von dem so viel südlicher liegenden **Maſkoeſtrome** die Rede nicht mehr seyn, so würde ja folgen, daß es, ich weiß nicht, wie nahe an den Nordpol hin einen nicht minder großen Meerstrudel gebe? Das folgt freilich, und ich muß es so seyn lassen, habe auch für meine Wenigkeit nichts dabei zu erinnern, weil ich mich erinnere, in des Herrn **Engels** schon gerühmtem zweiten Theile der Nachrichten und Anmerkungen über die Lage der nördlichen Gegenden eine Karte von demselben nach **Gerhardus Mercator** gesehen zu haben, worin sich ein, wo nicht mehr Strudel, ich meine, in der südwestlichen Nähe des Pols fänden, glaube auch noch mehr von Strudeln in dieser Gegend gelesen zu haben. Es scheint zwar, als wenn **Adam** schon mehr hievon gehört habe, da er wissen will, daß dieser Strudel Ebbe und Fluth verursache, er kan es aber, seinen Worten nach, (hanc dicunt esse voraginem abyssi &c.) blos von unsern Friesen gehört haben, ob ich gleich denen nicht widersprechen will, welche behaupten, daß man damals den Nordpol weiter, wie wir jetzt, gekannt, und von seinen Strudeln schon früher als durch unsere Friesen Nachricht gehabt haben möge. Gottlob! daß diese wackern Leute nicht darin umkamen! Unsere größern Schiffer werden sie doch bei nicht untergehender Sonne vermeiden können?

Nun wurde es wieder Tag und wieder wärmer, periculum caliginis evaserant & provinciam frigoris. Solte man wohl dem Geschichtschreiber Gewalt anthun, oder Gedanken unterschieben, wenn man ihn mit dem Ausdrucke, aus dem Lande der Kälte seyn, provinciam frigoris evasisse, sagen liesse: aus der kalten Zone heraus; in die gemäßigte gekommen seyn? Ich glaube es doch nicht, und darf, bis ich widerlegt werde, unsere glücklich dreisten Landesleute indeß in Gottes Namen aus dem kalten Erdgürtel oder Striche, Zona Frigida, in den gemäßigten, temperata, reisen lassen. Aber, wohl verstanden, nicht rückwärts, wo sie hergekommen waren, nicht auf unsere Erdhälfte zurück, sondern vorwärts in das Gebiet unserer Gegenfüßler. Denn von dieser in der gemäßigten Zone vorgefundenen Insel kehrten sie erst nach Hause. Hätte die in dieser Zone, unserer Erdhälfte gelegen, so müßte sie zwischen Island und Norwegen, oder noch mehr südlich belegen gewesen, und es müßte nothwendig gesagt seyn, daß sie sie auf der Rückreise in der Nordsee angetroffen hätten. Diese Insel wird aber offenbar zum äußersten Ende ihrer Reise gemacht, und mithin kan man nicht anders, als sie in der gemäßigten Zone

der gegenseitigen Erdhälfte suchen. Ich kan es leiden, daß man bei dieser Stelle mich für einen zu kühnen Ausleger, oder den **Adam** für einen zu kühnen Erzähler, oder die Friesen für zu kühne Schiffer ausruft, das ganze Blatt wegwirft, und uns mit einander seyn läßt wo wir wollen; ohne Zweifel behalte ich doch noch Leser, die uns in jenen unbekannten Erdtheil folgen, wenns auch nur wäre, um zu sehen, wo ich ungefähr meine Friesen landen lasse.

Man kan nicht sagen, wie nahe oder fern, östlich oder westlich sie am Nordpole her gefahren sind, also auch nicht genau angeben, wo ihre reiche Insel gelegen. Sind wir befugt, seinen Ausdruck, aus dem Lande der Kälte kommen, vom Ausgange aus der kalten und dem Eingange in die gemässigte Zone zu verstehen: so wissen wir ungefähr, wo wir sie suchen müssen. Rußlands nördliche Ufer, die noch alle im kalten Striche liegen, sind es nicht: aber Amerika's nördliche Ufer? Ja, wer sie kennte! Gehen sie bis in die kalte Zone, so sind sie es auch nicht. In der Gegend, wo die **Tschuktschi** wohnen, und etwa das **Anadirsche** Meer angeht, wo dieser Theil von Rußland vielleicht nur durch eine mässige Meerenge von Amerika geschieden wird, hier fängt sich die gemäßigte Zone an, hier und etwa an der einen Seite bis **Kamtscharka** herunter, und an der andern? die kennen wir noch nicht, hier ungefähr kan die Insel gelegen haben, wo unsere Friesen landeten. Das Wort Insel haben wir nun zwar nicht nöthig in dem eigentlichen gewöhnlichen Verstande zu nennen, **Adam** erlaubt uns, wie wir gehört haben, ein Land darunter zu verstehen, das, so weit wir sehen und wissen, mit Wasser umflossen ist, jede Halbinsel; ich dürfte also der Lage nach so wohl die östliche **Tschuktschische** Erdspitze, als die Halbinsel **Kamtscharka** für die Insel der Friesen annehmen, ob es gleich im **Anadirschen** und **Kamtscharkaischen** Meere auch an würklichen Inseln nicht fehlt. Wenn dies aber nun so weit seine Richtigkeit hat, daß der angenommenen Lage nach das Land, welches wir suchen, hier belegen gewesen seyn könne; mehr habe ich nicht behauptet: so wird man auch von dieser eingeschränkten Behauptung doch erst den halben Beweis empfangen zu haben angeben, und die andere Hälfte noch fodern zu können behaupten. Hier, wird man sagen, wo ihr uns hingewiesen, kan der *angenommenen Lage nach* das Land der Friesen liegen, aber beweist nun auch, daß sich eben so gut die übrige und vornehmste Erzählung des **Adam** auf diese Gegend passe.

Dieser Foderung könte ich nun füglich ausweichen, und das gefundene Land nur an die noch größtentheils unbekannte Küste von Amerika legen; ich könte auf die Entdeckungen verweisen, die wir hier noch zu hoffen haben, und, wenn ich dreist genug zu so etwas wäre, einige Wahrscheinlichkeit

aus

aus Amerika's und seiner Einwohner übrigen Beschaffenheit aufsuchen, daß es in dem Theile desselben, wo die Friesen landeten, wohl so stehen möge, wie sie es gefunden haben sollen. Ich will aber mit Erlaubniß der Leser, die ich noch habe, so kurz nicht abbrechen, sondern erst noch zeigen, daß auch in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Landes und der Einwohner das gesundene Land hier belegen gewesen seyn könne.

Adam nennt es eine mit sehr hohen Bergen umgebene Insel, deren Bewohner am hellen Mittage, meridiano tempore, in Höhlen unter der Erde lagen, sehr ansehnliche Leute waren, viel kostbares Metall besaßen, und große Hunde hielten. Wenn es jezt in oder bei Sibirien, so heißt diese Gegend jezt mit einem allgemeinen Namen, ziemlich verändert wäre: so gäbe das noch keine starke Einwendung, weil unsere Seefahrer nicht Zeit hatten viel und genau zu beobachten, und weil sich seit dem eilften Jahrhunderte manches geändert haben könte. Wir treffen es inzwischen in diesen Gegenden noch ziemlich so an, wie es die Friesen gefunden haben wollen. Die Insel können wir fahren lassen, wenn wir auf den vorgeschlagenen Halbinseln nur felsigte Ufer finden. Ich nehme die Nachrichten, welche hieher gehören, aus der fürtreflichen Büschingschen Erdbeschreibung, wo man den Kern ächter Nachrichten bei einander zu finden pflegt, und ein Neugieriger leicht selbst nachsehen und mehr Aehnlichkeiten aufsuchen kan. Nach derselben und nach den Karten fehlt es nun hier an gebirgigten Ufern weder dem festen Lande noch den Inseln. Den Friesen kamen die Leute, bei welchen sie landeten, von sehr ansehnlicher Größe vor, Cyklopisch, sagt Adam, Patagonisch, hätten wir vor einiger Zeit gesagt. Sie sahen sie aber nur, als sie von ihnen verfolgt wurden, und in der Ferne mögen sie sie leicht für größer als gewöhnlich gehalten, und wer weiß ob nicht auch, zur Rechtfertigung ihrer Flucht, etwas größer als gewöhnlich gemacht haben. Und die Tungusen, eine große und weit ausgebreitete alte einheimische Nation in Sibirien, die auch damals an den Ufern und auf den Inseln gewohnt haben kan, sind noch stark von Gliedern und tapfere Leute. Von den alten nordischen Völkern heißt es auch überhaupt, daß sie sehr ansehnlich gewesen. Von ihrer Lebensart, sagt unsere Erzählung nichts weiter, als daß sie um Mittagszeit sich in Höhlen unter der Erde aufhielten. Ich weiß nicht, warum hier ausdrücklich die Tageszeit angegeben ist, unwahrscheinlich ist es wenigstens nicht, daß dieser Zusaß eine Trägheit anzeigen solte; wer zur besten Arbeitszeit in nördlichen Gegenden in eine unterirdische Höhle kriecht, oder überhaupt, in seiner Wohnung ruht, der scheint den Müßiggang lieber als die Arbeit zu haben. Und es ist noch die herrschende Mode der Einwohner in ganz Sibirien, müßig zu gehen. Die unter-

irdischen Höhlen waren ohne Zweifel ihre eigentlichen Wohnungen, wie denn in den kältern Gegenden und in den ältern Zeiten die natürliche Wohnung in einer Höhle vorgezogen ward, und vielleicht nur aus Nachahmung nachher etwas über die Erde gebauet ist. Noch jetzt wohnt man hier höchstens in Hütten, und die **Buräten**, eins der hier wohnenden tatarischen Völker, halten sich noch mehrentheils in Hütten unter der Erde auf a). Aber nun ihre Schätze! Sibirien hat Silber und Gold, und an Kupfer- und Eisenerzen ist das Land sehr reich. Man findet da Topasen, Agathe, Carniole, Jaspis und sehr vieles Marienglas. Auch verstehen die schon genannten **Buräten** oder **Buratten** das Eisen so schön mit Zinn oder Silber auszulegen, daß es wie damascirte Arbeit aussieht. Daß endlich die Sibirischen Völker viele Hunde halten, ist wohl schon so bekant, daß nichts weiter davon zu sagen nöthig ist. Besonders vertreten sie bei den **Kamtschadalen** die Stelle des Lastviehes, ja sie machen ihren vornehmsten Reichthum aus, indem sie alle mit Hunden fahren, die also auch nicht klein seyn können.

Wem es inzwischen durchaus bis hieher zu weit vorkommen will, dem ist's unverwehrt, das Land der Friesen innerhalb des Polarkreises zu suchen, und für den Ausdruck: jenseit des Landes der Kälte, einen andern Sinn anzunehmen und zu rechtfertigen. Wo will er aber bei, oder jenseit des Pols ein bewohntes Land finden? Läßt er sie, wie ich, gerade zu fahren, wie **Adam** ihre Absicht eigentlich angiebt: so kommen sie dahin, wo ich glaube, daß sie gewesen sind. Läßt er sie aber vor dem Pole, oder von demselben, oder gleich jenseit desselben sich rechts wenden: so landen sie an das Asiatische Rußland, da wo jetzt etwa die **Jakuten**, oder **Jukagirn** wohnen; hier muß er sie aber, ohne den Geschichtschreiber, zu einer Zeit herführen, da sich das Eis verloren hat, und uns erst die Insel oder Halbinsel anweisen, wo sie ans Land gegangen sind. Ohne Zweifel hat dieser südöstliche Strich mehr Schwierigkeit, als der ganz südliche, den ich sie nehmen lasse. Sollen sie sich endlich vom Pole ab links gewandt haben: so muß das Land, welches sie **Adam** finden läßt, erst wieder gefunden werden; wie es südwestlich vom Pole ab aussieht, das wissen wir noch nicht, und wissen also auch noch nicht, ob je ein solches Land, wie es hier beschrieben wird, da zum Vorscheine kommen werde.

Es ist freilich nur, so viel ich weiß, der einzige **Adam**, der uns eine Reise erzählt, welche, wie ich vermuthe, manchem meiner Leser überaus unglaublich vorkommen wird. Er ist indeß ein Geschichtschreiber, der sich durch

a) Dies bestätiget neuerlich das in den vom Herrn H. Meusel heraus gegebenen **Beiträgen zur Erweiterung der Geschichtkunde**, 1ten Theile befindliche 6te Stück, das eine Beschreibung der **Buräten** enthält.

durch bloße Schwierigkeiten, die wir uns bei seiner Erzählung machen, gewiß nicht gleich über Bord werfen läßt. Ich kans kaum glauben, — das ist eine zu leichte Einwendung gegen unsern **Adam**. Und was kan man denn kaum glauben? Daß gerade über Norwegen hinauf noch bewohntes Land sey? Daß man damals schon Schiffahrtskunde genug gehabt habe, um so eine Reise anzutreten und glücklich zu endigen? Daß man sich auf einen so weiten Weg mit hinlänglichen Lebensmitteln werde versorgt haben, oder versorgen können? Daß man durch das Eis, welches im achtzehnten Jahrhunderte die Durchfahrt weigert, schon im eilften habe kommen können? Dies? Mehr doch wohl kaum! Und hierauf läßt sich antworten:

Warum solte mitternächtlich über Norwegen hinauf kein bewohntes Land mehr seyn? Weil **Spitzbergen** und die noch höher liegenden sieben Inseln u. s. w. nicht bewohnt sind? Ich gehe weiter, den Pol vorbei, und wenn man mich böse macht, den ganzen Polarkreis durch bis in die gemäßigte Zone; ist dies nicht gerade mitternächtlich über Norwegen hinauf? Ist hier nicht unstreitig bewohntes Land? Das Russische Asia gewiß, u. ein Stück von Amerika vermuthlich. Ja, noch mehr! Daß hier noch bewohntes Land sey, das wußte man im zwölften, und vermuthlich in einem frühern Jahrhunderte schon, das berichtet **Saxo Grammaticus** b) gleich in der Vorrede zu seiner Dänischen Geschichte als eine bekannte und auf Erfahrung gegründete Sache. Hier sind seine Worte deutsch: „Nordlich über Norwegen liegt ein Land, dessen eigentliche Lage so unbekannt ist als sein Name; ein unermeßliches Meer hat es von dem gegen über liegenden Norwegen getrennt. Es ist noch ganz unangebauet, aber mit ungewöhnlich verschiedenen Völkern angefüllt, monstrosæ novitatis populis abundans. Da die Schiffahrt dahin so unsicher ist, so sind von denen, die da gewesen, nur sehr wenige glücklich wieder nach Haus gekommen.„ Was ist dies für ein Land? **Grönland** gewiß nicht, denn das war ja schon hundert Jahre früher dem **Adam** von Bremen, als ein mit Leuten, die nach Isländischer Weise leben, besetztes und vielleicht schon zum Christenthume gebrachtes Land, ja im neunten Jahrhunderte schon zu Rom bekannt, und so weit liegt es auch nicht mitternächtlich über Norwegen, wie es die Beschreibung hier angiebt; in fünf oder sieben Tagen,

b) Saxo, von seinem zierlichen und reinen lateinschen Ausdrucke der Grammatiker genannt, war des Lundischen Erzbischofs Absalon Secretair. Cave sagt: Patria Selandus, equestri familia ortus, cathedralis ecclesiæ Roeschildensis præpositus, claruit anno 1170. Ueber dem Schmucke des Stils und der möglichsten Erhebung seiner Nation vergißt er zuweilen den ächten Geschichtschreiber, und mag oft mehr nach Einkleidungen als nach Urkunden haschen. Man sehe **Allgem. Welthist. Th. 32, S. 26. der Vorr.**

gen, sagt Adam, fährt man von hier aus dahin; und sein Name endlich, wie lange war der schon bekannt gewesen! Von Spitzbergen, auf welches man weiter der Lage nach rathen könte, weiß man nicht anders, als daß es nie bewohnt gewesen. Solte es demnach mit dieser Nachricht vor Augen, welche sich von Leuten, die da gewesen sind, herschreibt, wohl zu keck seyn, ein jenseit des Pols von Norwegen aus belegenes bewohntes Land anzunehmen? Nun erzählt ein anderer alles Beifalls würdiger Geschichtschreiber, daß eine hieher auf Entdeckungen ausgegangene Gesellschaft hier ungefähr bewohntes Land gefunden; wo ist nun der gute Grund, dies für unglaublich zu erklären? Zumal, da wir gewiß wissen, daß man, wenn man gerade von Norwegen in die Höhe am Pole weg schifte, auf das Asiatische Rußland zu käme und kennten wir da noch kein Land, so dürfte man zweifeln, aber noch nicht läugnen, alten Geschichtschreibern noch nicht ins Angesicht widersprechen; nun wirs kennen, ists uns kaum erlaubt, an der Wahrheit dieser Erzählungen einmal zu zweifeln.

Hat man aber damals schon Schiffahrtskunde genug gehabt, um eine Reise nach dem Nordpole wagen und glücklich zurück legen zu können? Ich könte kurz antworten: so lange die Würklichkeit dieser Reise nicht widerlegt ist, braucht die Möglichkeit nicht vertheidiget zu werden. Man hatte freilich noch unsern Compaß nicht, vermuthlich unsere Himmelskunde auch unsere Seekarten nicht; — also reisete man nicht weiter, als das Ufer vor Augen? — Um Vergebung; man kan im 31sten Theile der Allgem. Weltbist. S. 541. ff. ein großes Capitel von den Reisen der Skandinavier finden; sie fuhren hinten aus ihrem Norden her in die Kreuz und in die Quer, nicht bloß zu einander und zu ihren nähern Nachbaren, sondern seit dem neunten Jahrhunderte schon nach Rom, nach Griechenland, nach Constantinopel. Besonders hatten die Isländer einen außerordentlichen Trieb zum Reisen, wenigstens wissen wir aus ihren Sagen das meiste von ihnen. Sie reiseten als Kaufleute und als Gelehrte, als Hofleute und als Heilige, um zu sehen und um gesehen zu werden, um zu dienen, und um zu erobern, um zu gewinnen und um zu verzehren, — fast wie wir. — Folglich mußten sie mit ihren damaligen Hülfsmitteln auch weite Reisen sicher unternehmen und vollenden können. Unsere mögen immerhin die bessern seyn, mit welchen jene kühnen Seefahrer vielleicht lange schon jeden Winkel der Erde besucht hätten, es ist historisch gewiß, daß sie Schiffahrtskunde genug hatten, um auch einen langen und neuen Weg versuchen und glücklich zurücklegen zu können. Ja bei dem auf die große Völkerwanderungen folgenden Enthusiasmus weit und breit umher zu schiffen, (sey er auch ursprünglich aus der Seeräuberei entstanden,) ist nicht bloß ein Weg wie der, von welchem wir reden, glaublich, und nicht zu lang, nicht zu dunkel, nicht zu gefährlich, sondern, man könte nichts dagegen haben, wenn von diesen muthigen, erfahrnen, und immer auf der See schwärmenden Nationen irgendwo erzählt würde, daß sie die Welt umsegelt hätten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 6ten September 1782.

Eine alte Untersuchungsreise nach dem Nordpole.

(Schluß.)

Der Weg von der Weser bis nach Kamtschatka sey zu weit, als daß sie sich auf denselben hin und her mit Lebensmitteln hinlänglich hätten versorgen können? Diese Schwierigkeit halte ich für gesucht, nicht für entgegen kommend. Es waren einige Schiffe, ich weiß nicht wie viele, bei einander, und die sie ausrüsteten, verbanden sich eidlich, ohne Zweifel einander allen möglichen Beistand zu leisten. Sie rüsteten sie aus, um zu untersuchen, ob man von der Weser gerade auf den Nordpol zu fahren könne, oder, ob noch Land in dieser Linie befindlich sey. Da das letzte von ihren Landesleuten geläugnet, und dadurch hauptsächlich ihr Untersuchungstrieb geregt wurde: so versteht es sich von vernünftigen Leuten von selbst, daß sie sich auf eine Reise dahin, wo kein Land mehr seyn soll, ganz hinlänglich mit Proviant werden versehen haben. Sie fuhren auf Island zu, und nahmen vermuthlich da wieder ein, oder von da noch mit, was sie bedurften; und sie fuhren an Grönland her, an dessen östliches, jetzt durch Eis unzugänglich gemachtes Ufer man damals noch kommen konnte, und das damals noch reich an Lebensmitteln war a). Sie reiseten in einem Klima, dessen helle Kälte und helle Wärme so leicht, als die oft feuchte Hitze unter der Linie, keine Speise verderben läßt, und dessen Eis, so weit es reicht, den Abgang an süssem Wasser leicht wieder ersetzen kan. Bei der Lust zu beobachten, die unsere Reisenden nach dem Nordpole lockte, ist mir in Wahrheit nicht einen Augenblick bange gewesen, daß sie es sich hätten an Lebensmitteln fehlen lassen sollen, und einige Schiffe bei einander können sich auf diesem nicht eigentlich gar weiten Wege leicht gegen allen Mangel in Sicherheit setzen.

Aber nun das Eis! Ja freilich ist das Eis, wo es steht, ein Hinderniß weiter zu schiffen, wie das Land; aber tra-

a) Man sehe Dav. Cranz Geschichte von Grönland. S. 287. u. a. a. O.

trafen denn auch unsere Reisenden hier Eis an, das sie aufhielt? Unser Geschichtschreiber erwähnt nichts davon. Er sagt zwar, sie wären in die undurchsichtliche Finsterniß rigentis oceani, das ich Eismeer übersetzt habe, gerathen, allein, hier stand das Eis nicht, denn hier war ein Meerstrudel, der aus Seeströmen, die gegen einander fließen, entsteht, und kein Eis zuläßt. Rigens oceanus ist also kein mit Eis ganz bedecktes Meer, sondern überhaupt das mitternächtliche Polmeer, das man, weil oft Eis darauf fließt und sich an den Ufern des in einer gewissen Höhe befindlichen Landes ansetzt, das Eismeer zu nennen pflegt. Wie Adam ihrer Gefahr im Strudel erwähnt, so hätte er ohne Zweifel einer andern zwischen Eisfeldern gedacht, wenn seine Reisenden in diese Gefahr gerathen wären. Und wie mogte es zugehen, daß sie in keine der Art, daß die Schiffe zwischen den Eisschollen fest, oder von ihnen zertrümmert, oder umgeworfen worden, fielen? Ich glaube, freilich von dem Herrn **Engel** belehrt, daß ihre gerade Richtung auf den Pol, die der Geschichtschreiber ausdrücklich anführt, sie vor allen Gefahren vom Eise bewahrte. Was ich hierüber Lesern, die dies nicht verstehen können, noch zu sagen habe, das spreche ich fürnemlich mehr gerühmtem Herrn **Engel** nach, ohne es in der Folge nun weiter zu erwähnen. Das Eis dieser Gegend entsteht nicht hier, ein so tiefes und so sehr gesalzenes Meer kan nicht zufrieren, sondern es entsteht auf den großen Strömen in dem Russischen Asia, und in dem wahrscheinlich hier belegenen Theile von Amerika, denn zur Erzeugung des Eises gehört nothwendig süsses Wasser, und ein Ufer, wo sich Eis anlegen kan. Von diesen Ufern macht es die Frühlingssonne los, und die östlichen Seeströme treiben es stückweise gegen Westen; an den Ufern der hier liegenden Länder und bloßen Felsen, die aus der See ragen, muß es sich demnach unausbleiblich fest setzen, das später kommende sich durch die Gewalt, welche es treibt, unter oder über das frühere herschieben, oder, wenn das nicht mehr geht, daran drängen, und daher so wohl hohe und seltsam aussehende Eisberge bilden, als die Ufer, an welchen viel altes Eis sitzt, ganz unzugänglich machen. Wer also auf einer Fahrt nach dem Nordpole sich an den Ufern hält, der kan und muß in das theils fest sitzende, theils neu zufließende Eis unvermeidlich gerathen, und erfahren, daß er entweder damit umgeben, oder dadurch in seiner Fahrt aufgehalten wird. Unsere Reisebeschreibung aber enthält nichts von diesen Gefahren, und ich glaube gewiß, deswegen nichts, weil ihr Plan war, gerade auf den Nordpol zuzufahren, und sich also weder zu weit östlich nach Spitzbergen, noch zu weit westlich nach Grönland zu halten. Dies scheint mir der sicherste Weg dahin, und ich bekenne, noch sicherer, als der von dem Herrn **Engel** vorgezogene zwischen Neu-Sembla und Spitzbergen durch, zu seyn. Denn, wenn

das Eis östlich her treibt, so muß es unstreitig in diesem Striche überaus häufig seyn, und die Schiffahrt hier gefährlich machen, weil es sich noch nirgend als an Neu-Sembla hat festsetzen können, an der Westseite von Spitzbergen aber muß sich ungleich weniger finden, theils, weil sich bereits eine erstaunliche Menge an Spitzbergen und den da herum liegenden Inseln angelegt, und theils, weil das zwischen allen diesen Ufern durch bis hieher geflossene auf seinem langen Wege von dem Wasser und der nun immer scheinenden Sonne schon sehr muß aufgelößt und gemindert worden seyn. Die gewählte Nordpolsfahrt zwischen Grönland und Spitzbergen hinauf kommt mir also als die Ursach vor, daß der Reisebeschreiber keiner Gefahr und Hindernisse vom Eise erwähnt, und ich müßte daher, wenn ich hierin mit zu sprechen befugt wäre, bei einem etwa gefälligen neuen Versuche diese Straße vorzüglich empfehlen. Unser Geschichtschreiber gedenkt keines Eises, und bestätiget also gleichfalls des Herrn **Engels** Behauptung, die sich auf Gründe und Erfahrungen stützt, daß über Spitzbergen eine offene See, und wenig oder gar kein Treibeis mehr sey, weil hier kein Eis entstehen, und das in Asien und Amerika erzeugte nicht leicht so hoch hinauf fließen könne. Das Eis macht demnach die erzählte Fahrt unserer Reisenden gleicherweise nicht unglaublich.

Es geschieht keiner Gefahr, als der einzigen im Strudel, Meldung. Ich vermuthe daher nicht, daß es hier einen Magnetberg gebe, der vermögend wäre ein ganzes Schif wegen seines Eisens an sich zu ziehen. Ist es wahr, daß schon drei Schiffer bis auf den 89sten Grad gekommen seyn wollen: so wird diese Besorgniß bereits sehr gering; ich will indeß Niemanden, wenn mich auch Jemand hören solte, die Vorsicht widerrathen, die Herr **Engel** von dieser Seite empfiehlt.

Läßt sich übrigens gegen die Glaubwürdigkeit dieser muthigen Naturforscher nichts aufbringen; muß man den Erzähler ihrer Reise für einen aufrichtigen Mann gelten lassen, und ist in der Geschichte selbst nichts, was sie zu den Hirngespinsten verwiese: so verdiente sie wenigstens Deutschen deutsch erzählt zu werden, wenn sie auch sonst keine Beachtung verdient.

Die vom **Adam** im Vorbeigehn berührte Untersuchungsreise des Prinzen **Harold**, habe ich umständlicher beschrieben nicht finden können. Sie beweist auch in ihrer Kürze den damaligen feurigen Untersuchungsgeist auch bei großen Herren. Zur weitern Bestätigung will ich nur noch eine Erzählung dieser Art aus dem **Saxo Grammaticus** b) aufs kürzeste zusamengezogen hier mittheilen. Gorm, König in Südjüdland, Harals Sohn, war mehr Naturforscher als Krieger; wie seine Vorfahren durch das

b) Historia Danica, L. VIII. p. 144. 4. Ed. d. Francofurt. 1576.

Schlachtfeld lebendig wurden, so brannte er vor Verlangen, die Wunder und Seltenheiten der Natur, wovon er hörte, zu sehen. Nun erhoben die Tilenser c) den ganz unglaublichen Reichthum in dem Lande eines gewissen Geruth, wohin man durch Byarmien d) gelangte, so sehr, als sie den Weg dahin gefährlich, und fast ganz ungebahnt für Sterbliche machten. Hier ist die Originalbeschreibung des Weges zum reichen Geruth: Ambitorem terrarum oceanum navigandum, solem post ponendum ac sidera, sub chao peregrinandum, ac demum in loca lucis experta jugibusque tenebris obnoxia transeundum, expertorum assertione constabat. Warum ich das nicht deutsch sage? — Da doch schon Leute nach Geruths Lande gewesen und nicht umgekommen waren: so mußte die Reise doch zu wagen stehen. Saxo macht in seinen Beschreibungen zuweilen den Dichter, und durchwebt seine Geschichte mit recht vielen Versen. Daß er hier die Fahrt nach Byarmien ein bischen zu gefährlich vorgestellt, gesteht er dadurch selbst, daß er gleich hinzusetzt, der junge König Gorm hätte sich keine Gefahr schrecken lassen, hätte leicht noch drei hundert muthige Männer zu Reisegefährten gefunden, und leicht den Thorkill, der schon da gewesen war, beredet, ihr Anführer zu seyn. Dieser ließ nun zwar billig die Schiffe gegen die Gewalt der Stürme und Wellen recht fest machen und verwahren, auch mit Lebensmitteln anfüllen; da sich indeß der König, nicht um Geruths Schätze willen, sondern bloß, um Ehre von einer so gefährlich beschriebenen Fahrt zu haben, persönlich dazu entschloß, und nur drei Schiffe, jedes nur mit ein Hundert jener Freiwilligen besetzt, mitnahm: so muß er doch wohl die Gefahr sogar groß nicht gehalten haben. Jenseits Halogia e) wurde die See stürmisch, brachte sie von der nächsten Fahrt ab, und ihre Lebensmittel giengen darüber zu Ende. Zum Glücke aber merkten sie bald darauf aus den Brandungen nahes Land, und

c) Von diesen Leuten sagt Saxo in der Vorrede: Nec Tylensium industria silentio obliteranda: qui cum ob nativam soli sterilitatem luxuriæ nutrimentis carentis officia continuæ sobrietatis exerceant, omniaque vitæ momenta ad excolendam alienorum operum notitiam conferre soleant, inopiam ingenio pensant. Cunctarum quippe nationum res gestas cognosse, memoriæque mandare voluptatis loco reputant, non minoris gloriæ judicantes alienas virtutes disserere, quam proprias exhibere. Quorum thesauros historicarum rerum pignoribus refertos curiosius consulens, haud parvam præsentis operis partem ex eorum relationis imitatione contexui. Er meint ohne Zweifel die Isländer, deren Vaterland so wohl Thule, als Thyle, Tile und Tille geschrieben wird.

d) Byarmien, oder Biarmeland, Bjarmeland, Permien hieß die Gegend am weißen Meere und um die Dwina herum. Allgem. Welthist. Th. 31. S. 439.

e) Es ist ohne Zweifel das oben untersuchte Halagland, oder Helgeland, der äusserste nördliche Theil von Norwegen.

und sahen auch gleich eine steile Insel, wo sie landeten, aber nicht lange blieben, sondern bald wieder ab, und nach Byarmien vollends hinfuhren. Von diesem Lande sagt Saxo, es sey stets kalt und mit tiefem Schnee bedeckt, aller Sommerwärme beraubt, unfruchtbar, voll unwegsamer Waldungen und unbekannter Thiere, die Flüsse wären voller Felsen und schäumender Strudel, die Einwohner hätten fürchterliche Hunde vor den Thüren liegen, und die kostbarsten Geräthe wären in Geruths sonderbarem Pallaste im Ueberflusse gefunden worden. Die übrige Erzählung enthält so viel Zauberei, Verwandelungen und unglaubliche Seltsamkeiten, als ich noch zu erzählen nicht willens bin.

Ueberhaupt will ich mit dieser Erzählung nur eins und das andere in der, die wir vom Adam gehört haben, bestätigen. Die Neugier war bei den nordischen Völkern so groß, daß auch ein König keine Gefahr scheuet, um zu sehen, was für sehenswürdig ausgegeben wird. Man ließ sich nicht abschrecken auch zu der Zeit nördlich zu schiffen, wenn die Sonne gar nicht aufging, und muß also mit den hellern Nächten ziemlich bekannt gewesen seyn. Es findet sich auch hier keine Gefahr von Eise, ob gleich die Fahrt über das Nordiax wegging, und der Sturm sie vermuthlich noch weiter nördlich trieb; selbst in der übertriebenen Beschreibung von den Gefahren dieser Reise kommt die vom Eise nicht vor. Man vergaß bei einer mislichen Untersuchungsreise das Nöthigste, die Schiffe nemlich möglichst dicht zu machen und mit Lebensmitteln anzufüllen, gewiß nicht. Wenn sie auch durch Sturm von der eigentlichen Fahrt abgekommen waren: so wußten sie sie doch wieder zu finden, und müssen demnach mit Hülfsmitteln, die rechte Straße zu treffen und wieder zu finden, versehen gewesen seyn. Sie schlossen schon ganz richtig aus wohl beobachteten Brandungen auf ein nahes hohes Ufer. Es gab schon damals in dem jetzigen nördlichen Rußlande reiche und besonders an kostbaren Geräthen reiche Leute, und besondere Liebhaber großer Hunde. Es hat folglich nichts Unglaubliches, sondern es ist vielmehr höchst glaubwürdig, daß es 300 Jahre ungefähr später unter dem nordlichen deutschen Adel Naturforscher gegeben habe, die Muth genug besaßen, den Nordpol zu bereisen, und für seinen langen Nächten nicht erschracken, die eine solche kühne Reise gehörig vorzubereiten, weislich und nach Erfahrung einzuleiten und glücklich zu endigen wußten; und es, hat nichts Unglaubliches, daß sie das Land, das Adam sie finden läßt, fanden. Und wir solten sieben hundert Jahre nachher ihren Weg nicht wieder finden können, nicht wagen wollen? Wir mit unserer so sehr verbesserten Schiffahrtskunde, mit der Aussicht auf so große Vortheile nicht? **Wir nicht?** R.

Naturgeschichte der Insel Tabago.

(Aus dem Englischen. *)

Die Insel Tabago streitet mit allen übrigen caribischen Inseln um den Vorzug. Sie liegt 11 Grad 30 Minuten Norderbreite, gegen Westen von **Lizard**, und ungefähr 40 Meilen von den blühenden barbadischen Inseln, wie der Capitain **Lloyd** in seinem kurzen Bericht versichert, welcher gleichfalls sagt, daß sie die beste, bequemste und gesundeste von allen caribischen Inseln sey.

Und das ist sie auch in der That, weil sie durch die gelinden und allgemeinen Winde gemäßiget wird, welche des Tages die Einwohner erfrischen und des Nachts die Luft reinigen. Des Tages entstehn diese Winde von der See, und erheben sich mit dem Aufgange der Sonne, so wie diese Gegend durch die nächtlichen Winde mit sanftern Kühlungen erfrischet wird, die von den Felsen und Gebirgen herkommen.

Man hat niemals gehört, das die Wuth eines Ungewitters die Einwohner in Schrecken gesetzt, und man weiß nicht, daß sie von dem Wüthen eines Orkans jemals wären überfallen worden, welches für die übrigen caribischen Inseln um so viel schrecklicher, und folglich um so viel unglücklicher ist.

Südwärts liegt die Insel Tabago am nächsten an den spanischen Küsten. Sie ist nicht über dreißig Meilen lang, und nicht mehr als eilf Meilen breit, welche Ungleichheit doch aber ziemlichermaßen durch die natürliche Lage der Busen und Haven für die Schiffe wieder ersetzt wird, wohin die Flüsse, kleinen Bäche und größern Oefnungen gehören, die für Chalouppen und kleine Fahrzeuge sehr bequem sind, welches denn den Einwohnern sowohl zur Erlangung ihrer Nothwendigkeiten, als auch zu ihrer Vertheidigung sehr vortheilhaft ist.

Das Erdreich dieser Insel ist ohne Kunst und Bearbeitung so fruchtbar, daß einige sie für das indianische Paradies gehalten.

Ihr Boden hat eine fürtrefliche Farbe, die an einigen Orten eine angenehme Röthe, an andern aber eine schöne Schwärze zeigt. Er ist von einer sehr fetten Beschaffenheit, und diese Fettigkeit erstrecket sich sehr tief in die Erde hinein.

Die Einwohner der Insel Tabago haben es weit besser, als die, so weiter hin nach Norden wohnen, und zwar wegen der so gemäßigten Hitze, die, wie schon gedacht ist, von den beständig kühlenden Winden verursachet wird. Sie bringen keinen Sommer damit zu, sich Vorrath auf den Winter zu sammeln, denn die Kräuter und Früchte

*) Ein Capitain, Namens **John Poynz**, der für sich selbst und seine Gesellschaft im Jahre 1683 von dem Herzoge von Curland, als damaligen Besitzer der Insel, 120,000 Acker Landes kaufte, ist der Verfasser dieser Beschreibung.

te wachsen und schießen das ganze Jahr herdurch, als in einem beständigen Frühlinge hervor.

Das hiesige **indianische Korn** ist eben so als das, welches in Virginien, Neu-York, Carolina, u. s. w. wächst. Es wächst mit kleinen Stengeln auf starken Halmen, die man in den barbadischen Inseln zur Zeit der Ernte unter den Zuckerkesseln verbrennet. Es hat eine sehr zäserigte Wurzel. Einiges davon bringt eine, anderes zwo, und noch anders drei Aehren. Die grünen Blätter desselben werden in den meisten caribischen Inseln abgestreist, und dem Vieh gegeben. Man hat von diesem Korn jährlich zwo, wo nicht gar drei reiche Ernten zu gewärtigen. Es wird gutes Brod, wie auch mit keiner sonderlichen Kunst ein sehr wohl schmekkendes Getränke daraus gemacht wird.

Das **guinceische Korn** kommt an Gestalt und Beschaffenheit dem Reis ziemlich nahe, ausgenommen, daß der Reis dünnere Stengel und kleinere Aehren hat, und nicht anders, als auf feuchtem Boden wächst. Dies Korn hingegen wächst auch oben auf den Felsen, und trägt auf jedem Erdreich Frucht. Die Halme sind stark, dick und lang, und das Korn wächst an der Spitze des Halmes hervor. Es hat eine zäserigte Wurzel, und vermehrt sich ganz unglaublich. Denn aus einem einzigen Korne entstehen von Natur, ohne die geringsten Hülfsmittel der Kunst, viele tausend. Man macht Brod, Klöße und Würste davon; einige machen es auch aus den Hülsen, wie den Reis, und kochen es mit Milch.

Die sogenannten **Bonivis** sehen aus wie Erbsen, wiewohl sie etwas länger sind. Wenn diese Frucht einmal in die Erde gebracht ist, so ist keine menschliche Kunst fähig, dieselbe auszurotten. Sie schießet beständig hervor, blühet, und versorget den, der sie gepflanzet, das ganze Jahr hindurch mit grünen und reifen Erbsen. Sie giebt den besten türkischen Bohnen nichts nach, wenn sie nur einigermaassen gut gekocht, und mit frischer Butter gegessen wird. Dies muß aber geschehen, wenn sie noch grün und zart ist. Ist sie reif geworden, so werden ihre Hülsen weiß, und alsdenn trocknet man sie, und ißt sie gekocht, wie andere Hülsenfrüchte zum Schweinefleisch.

Auch giebt es hier **türkische Erbsen**, die eine gesunde und nahrhafte Speise sind. Sie sind sehr fruchtbar, und tragen das ganze Jahr hindurch.

Eben so ist es auch mit den **jamaika-** oder **fünf Wochenerbsen** beschaffen. Wenn die Einwohner nur einigen Fleiß anwenden, so können sie keinen Mangel daran haben.

Die hiesigen **welschen Erbsen** und **schwarzäugigten Erbsen**, die fast einerlei Natur und Eigenschaften haben, werden von einigen für eine Arzenei gehalten.

Tauben- oder **Felderbsen** wachsen hier gleichfalls und sind ein angenehmes Essen; sie müssen aber, wenn sie noch jung und ihre Schalen noch zart sind, mit frischer Butter gegessen werden.

Ueber dieses bringt die Insel noch andere besondere Arten von Hülsenfrüchten

früchten hervor, die gleichsam von Natur über die ganze Insel ausgestreuet sind, und das ganze Jahr durch hervorschießen.

Wenn Sommerkorn in dieses fruchtbare Erdreich gebracht wird, so fehlt es demselben niemals an einem reichlichen Wachsthum.

Unter den Früchten dieses Landes verdient der **Küssenapfel** zuerst angeführt zu werden, der Essen und Trinken zugleich verschaft, aber auf eine besondere Art gekocht werden muß. Wenn die Nüsse davon aufgehoben werden, so kan man sie essen; und aus der Rinde kan man, wenn sie noch grün ist, ein fürtrefliches Lampenöl machen.

Die Frucht, welche **Bonano** heißt, und die Gestalt eines Kreuzes hat, kan roh gegessen werden; sie schmeckt aber besser, wenn sie gelinde gekocht wird.

Man hat hier auch **Feigenbäume** von eben der Art als in Spanien, Portugal, und verschiedenen andern Orten in Amerika.

Der **Stachelapfel** ist von einem herben und starken Geschmacke. Die Indianer gebrauchen ihn wie ein Mittel wider den Blutfluß. Er läßt sich gut mit Zucker einmachen; man kan ihn auch zum Färben gebrauchen.

Die **Stachelbirn** ist eine von den allerschönsten Früchte in ganz Indien.

Granatäpfel sind hier in großer Menge. Sie sind restringirend und kühlend. Die Einwohner bedienen sich derselben bei Fiebern und Flüssen.

Der **Fichtenapfel** ist eine fürtrefliche Frucht. Einige haben eine Krone, und die, so drei Kronen haben, werden von dem abergläubischen Volke fast angebetet. Die Frucht an sich selbst ist sehr angenehm, und der Saft in Bouteillen aufbehalten, ist ein herrliches Getränk.

Es fehlt hier auch nicht an **Zitronen**. Von **Orangen** giebt es hier dreierlei Arten. Die sauren gebraucht man zu Saucen. Von der andern Art lassen sich allerlei Essenzen machen, und die süssen werden zur Erfrischung gegessen.

Von **Limonien** giebt es hier zwo Arten; die sauren werden zu Limonaden gebraucht, u. die süssen werden gegessen.

Guavers sind eine Frucht, die sehr steinigt ist. Es giebt weiße und rothe. Sie sind aber in Ansehung ihrer Würkung unterschieden. Wenn sie grün gebacken oder gekocht werden, so können beide Arten wie ein gutes Mittel wider den Durchlauf dienen. Wenn man sie von den Steinen reiniget, so lassen sie sich gut mit Zucker einmachen.

Tamarinden wachsen hier ohne Kultur von selbst.

Der **Plantainbaum** bringet diejenige Frucht hervor, die den Schwarzen am angenehmsten, und sehr nahrhaft und heilsam ist. Einige essen sie roh, andere braten sie, ehe sie reif wird; noch andere kochen sie. Gebraten giebt sie Brod; gekocht kan sie zu einer Sauce, wie auch zum Einmachen dienen. Wenn sie in der Sonne gedörret wird, so kan man ein schönes Mehl daraus machen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 9ten September 1782.

Naturgeschichte der Insel Tabago.

(Schluß.)

Trauben sind hier in großer Menge. Sie werden so, wie sie wachsen, aufgegessen. Man denkt hier nicht daran, Wein zu machen.

Der Custardapfel ist einer der angenehmsten von Geschmack.

Der Sowre-Sop wird von einigen zum Essen, von andern zum Trinken gebraucht.

Der Papawapfel ist sehr angenehm, wenn er zu einer Sauce gebraucht, und mit gesalzenem Rindfleisch gekocht wird.

Der Mammeapfel wächst hier so groß als eine Pfundbirne. Er hat eine gelbe Farbe, und wird eingemacht gegessen. Es giebt noch eine andere Art davon, die eben so beschaffen ist, als die erste, blos mit dem Unterschiede, daß sie zween Steine, die andere aber nur einen hat.

Gelbe Pflaumen wachsen hier allenthalben. Sie sind sehr süß, es ist aber wenig daran zu genießen, weil sie große Steine und eine sehr dicke Schale haben.

Die hiesigen Kirschbäume tragen das ganze Jahr hindurch. Die Kirschen haben einen etwas scharfen Geschmack. Die Art Kirschen, welche die Spanier Purgas nennen, und die, wenn sie reif geworden sehr süß schmekken und kühlend sind, trift man hier auch an.

Den Cacaobaum und seine Frucht beten die Indier fast an. Sie nennen ihn Gottesbaum, weil er ihnen Essen, Trinken und Kleidung verschaft. Die Nuß an und für sich selbst ist süsser als die süsseste Mandel, und der Saft, der sich mitten in dieser Frucht findet, gehet den Florentiner Wein über. Die Schale dienet zu Bechern, Löffeln und Gefäßen. Die Rinde, so die Schale umgiebt, gebrauchen die Indier zu ihrer Bedeckung. Mit den Blättern dekken sie ihre Häuser und machen Körbe daraus; noch andere wissen sich Stricke und Netze zum Fischen daraus zu bereiten.

Von der Schale der Maccawnuß machen die Indier die Köpfe ihrer Tabackspfeifen. Der Kern läßt sich essen, ist aber nicht sonderlich von Geschmack.

Die Nuß überhaupt giebt ein gutes Lampenöl.

Man hat hier zwo Arten von **Melonen**. Die eine wird **Musk** und die andere **Wassermelone** genannt. Die erste schmeckt unvergleichlich, und die andere giebt Essen und Trinken zugleich.

Von dem Baume, worauf die sogenannte **medicinische Nuß** wächst, werden Zäune gemacht. Die Nuß ist ein starkes Emeticum und Catharticum. Wenn sie ganz in Wasser geweicht und gekocht wird, so giebt sie ein schönes Lampenöl.

Penguins sind eine herbe und scharfe Frucht. Die Indier loben sie wegen ihrer guten Würkung bei Fiebern.

Man trift hier zweierlei Arten **Gurken** an, davon die eine roh gegessen, die andere aber eingepöckelt wird.

Auch giebt es ungeheure **Kürbis**, daraus man einen Gallert macht, der bei gesalzenem Rindsfleisch ungemein gut schmeckt.

Man hat hier noch zwo Arten von **Kürbis**, die süssen, die gekocht werden, und deren Brühe man als eine Arzenei gebraucht, und die wilden Kürbis, woraus man allerlei Werkzeuge und Gefäße macht.

Zu den Wurzeln dieses Landes gehört die **Patatoes** oder **Patatas**. Sie ist von dreierlei Art, die weiße, die gelbe und die rothe.

Die weißen und rothen werden zur Speise gekocht, und sind ein allgemeines Essen in ganz Indien. Von der gelben Art wird vermittelst eines Zusatzes von der rothen ein angenehmer Saft gemacht, der, wenn er mit Zucker versüßt worden, und vier und zwanzig Stunden in Bouteillen gestanden, getrunken werden kan. Dieser Saft heißt Mobby, und ist das allgemeine Getränk auf der Insel Tabago.

Die hiesigen **Eddieswurzeln** sind ganz unvergleichlich.

Yames ist eine gesunde und nahrhafte Wurzel. Diese und die Patatoes essen die Einwohner statt des Brods.

Man hat auch **Rüben**, **Pastinatwurzeln**, **Zwiebeln** und **rothe Rüben**. Die leztern werden durch die Kunst hervorgebracht, und gehören eigentlich nicht zu den natürlichen Früchten des Landes.

Der Saft der **Cassadowurzel** ist giftig und tödtlich. Das Brod aber, so man davon macht, ist, wenn es gehörig und mit Fleiß verfertigt wird, so gesund als das Brod von dem feinsten englischen Mehl, und das Getränke, das man nachgehends aus dem Brode macht, ist sehr stark. Man nennet es **Pereno**.

Es giebt hier eine Rinde, die den Namen **Tabagozimmet** führt, und auf einer Staude wächst. Hiernächst hat man **langen Pfeffer**, der allenthalben hervorschießt, **Hülsenpfeffer**, **Glokkenpfeffer** und **runden Pfeffer**, theils roth und theils grün.

Auch das berühmte amerikanische Gewürz, der **Jamaicapfeffer** wächst hier. Er hat den Geruch, die Farbe und den Geschmack von Gewürznägelein und Zimmet.

Wilde Schweine trift man auf dieser Insel in unzähliger Menge an. Es werden jährlich viele tausend gefället,

let, und doch vermehren sie sich so unglaublich, daß es unmöglich seyn würde, sie gänzlich zu vertilgen. Die Einwohner der barbadischen Inseln fällen einige davon, und von den übrigen caribischen Inseln kommen täglich Leute herüber, die sie erlegen und an der Sonne dörren oder einpöckeln.

Der Pickery kömmt dem Schweine ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß er vermittelst des Magens Athem holet, der sich mehrentheils in der Mitte seines Rückens zusammen ziehet. Dieses Thier ist geschwinder zu Fuß, als ein Schwein, sein Fleisch ist aber auch magerer, und schmeckt mehr nach Wildpret, als nach Schweinfleisch. Es ist auch nicht so leicht zu jagen, als die Schweine, weil es geschwinder, und den Hunden sehr gefährlich ist. Man kan sich seiner selten anders als vermittelst Flinten oder Pfeile bemächtigen, denn es hat sehr große Hauer, die es auf- und niederwärts bewegen kan. So fürchterlich es aber auch zu seyn scheinet, so hat man doch noch niemals gehört, daß es auf Menschen losgegangen wäre.

Man findet hieselbst eine große Menge von Armadillen, die die Holländer Tattoos nennen, und die auf ihrem Rücken mit einem Harnisch versehen sind. Die größesten unter ihnen sind nicht über einen Fuß hoch. Sie ernähren sich gemeiniglich von Kräutern und Warzeln. Wenn sie gebraten werden, schmecken sie natürlich wie Ferkeln; das Fleisch aber ist viel gesünder.

Kühe, Schafe, Pferde, Esel, Hirsche, Rehe, Schweine, Ziegen, Kaninichen, u. s. w. haben hier die beste Weide, und es ist auch kein Mangel an selbigen.

Man trift auf dieser Insel auch zwo Arten von Guanos an. Die eine Art ist grün, die andere grau. Die graue ist fast wie eine Eidexe gebildet, und gleichet einigermaßen dem Alligator. Einige davon sind 4 bis 5 Fuß lang. Sie leben von Kräutern, Insekten und Früchten, und graben in den Sand wie die Kaninichen. Die Indier rühmen sie, daß sie gut zu essen sind. Der grüne Guano ist eine zartere und nahrhaftere Speise, wie der graue. Er lebt blos von Früchten und Fliegen, ist nicht so groß als der graue, und gleicht dem Camäleon. Er hält sich auf Bäumen und nicht in Felslöchern auf; läßt sich auch nicht auf fettem Erdreiche finden.

Das indische Kaninichen ist ein zärtliches Thier, aber viel länger, größer und dicker als das unsrige. Sie sind angenehm, gesund und zart zu essen, und ihre Häute riechen stark nach Muskus, daher sie auch, wiewohl uneigentlich, von einigen Reisenden Zibetkatzen genennet werden. Ihre Felle dienen indessen, zumal wegen ihres angenehmen Geruchs, zu gutem Pelzwerke.

Auch hat man hier ein Thier, welches Apossum genennet wird, und das an Beschaffenheit und Gestalt, den englischen Dachsen ziemlich ähnlich ist, außer daß seine Beine gerade sind. Dem Racone ist es am aller ähnlichsten. Es hat eine natürliche Zuneigung zum Menschen, kömmt zu ihm, geht ihm nach, und scheint ein Vergnügen daran zu finden ihn anzusehen; daher es auch mit sehr leichter Mühe zahm gemacht werdē kan.

An **Fischen** besitzt die Insel einen reichen Segen.

Der **Grooper** ist ein Fisch, der viel größer als ein Lachs ist. Sein Kopf ist noch viel besser, als der Kopf eines Stockfisches.

Nächst dem Grooper ist der graue **Porgo** zu bemerken, der zwar kleiner, aber eben so angenehm zu essen ist, imgleichen der rothe Porgo, der eben sowohl als der graue Porgo und der Grooper, Schuppen hat. Dieser letztere Fisch ist sehr schmackhaft, und läßt sich leicht an einem Angel fangen.

Von **Cavallas** sind hier zwo Arten, grüne und graue. Die letzten nennen die Engländer **Pferdeaugen**. Sie sind so groß wie ein Lachs, und haben auch eben solche Schuppen. Der grüne Cavalla ist kleiner als ein Grooper, er wird demselben aber weit vorgezogen, weil er besser schmeckt, und auch viel nahrhafter ist.

Mullets sind hier in großer Menge, und von verschiedener Größe, von der Größe einer Makrele an, bis zur Größe eines kleinen Lachses. Sie haben einen fürtreflichen Geschmack.

Der **Seestint** ist gleichfalls fürtreflich. Er muß aber ganz frisch seyn, sonst taugt er nichts, und ist ungesund.

Die **Manatee** oder **Seekuh** ist ein Amphibion. Sie frißt Gras wie ein Ochse, und schwimmt wie eine Otter. Dieses Thier wird sehr groß. Einige davon wiegen über 1000 bis 1200 Pfund. Sie werden mit Wurfspießen oder andern dergleichen Instrumenten erlegt. Ihr Fleisch ist blos zur Zeit der Noth gut; ihre Haut aber giebt, wenn sie gut bereitet wird, ein starkes Leder.

Von dem Fische, der **Turtle** genennet wird, giebt es verschiedene Arten, als der **Habichtsschnabel**, der **Vandora**, der **Loggerhead** und der grüne **Turtle**, welchen letztern die Indier für heilig halten. Der **Turtle** ist ein Amphibion. Der grüne legt Eyer in den Sand wie ein Vogel. Sein Fleisch schmeckt bald wie Kalb- bald wie Rindfleisch. Das Fett ist grün und läßt sich wie Mark essen. Die Eyer kan man von Hünereyern nicht unterscheiden. Der **Vandoraturtle** kömmt dem grünen **Turtle** zwar ziemlich nahe, allein sein Fett ist nicht halb so süß, und ist auch gelber von Farbe. Der **Habichtsschnabel** ist kleiner, und lange nicht so gut. Seine Schale ist aber fester. Es werden Kämme daraus gemacht, wie aus Schildkrötenschalen. Sie legen ihre Eyer gleichfalls in den Sand. Der **Loggerhead** aber ist ein viel größerer Fisch. Er findet sich hier in so großer Menge, daß in einer Nacht so viel gefangen werden, die für mehr denn 1000 Leute auf 2 mal 24 Stunden zureichen.

Von Fischen, die den Namen **Baracooto** führen, giebt es hier zwo Arten. Einige sind über zween Fuß lang. Sie haben einen langen Rachen voller Zähne. Will man sie mit einem Angel fangen, so muß man selbigen an einem eisernen Drathe befestigen.

Der weißmäuligte **Baracooto** ist der gesundeste Fisch; des schwarzmäuligten Zähne, und sein Fleisch gegen den Rückgrad zu sind giftig.

Der

Der große **Garr**, den die Spanier den **Nadelfisch** nennen, ist ungefähr zwei Fuß lang, und hat einen spitzigen Schnabel. Er ist gesund zu essen. Der kleine Garr hat gleichfalls einen langen spitzigen Schnabel, ist selten über zwölf Zoll lang, und ist, wenn er gut zubereitet wird, ein gutes Essen.

Man hat hier auch **Sardellen**, die aber kleiner sind, wie die englischen. Diese Fische laufen in die Meerbusen, um dadurch der Verfolgung größerer Fische zu entgehen, so, daß öfters ganze Haufen davon ans Ufer getrieben, und in großer Menge mit Netzen gefangen werden.

Auch giebt es hier die sogenannten **Anchoves**, die viel kleiner sind als die Sardellen, aber eben so aussehen, und die sich, wenn sie zu rechter Zeit gefangen und eingesalzen werden, sehr gut essen lassen.

Der **Igelfisch** ist mit großen Stacheln bewaffnet; er übertrift an Größe und Dicke den Landigel.

Der **Kaninichenfisch** ist kleiner, und hat seinen Namen von der Gestalt seines Mundes bekommen. Er wird sehr selten gegessen. Sein Fleisch wird auf eine besondere Art zubereitet, und als eine Seltenheit in auswärtige Länder versendet.

Der **indische Stöhr** hält sich in den Meerbusen auf. Einige davon sind 5 bis 6 Fuß lang. Sie lassen sich nicht wohl in entlegene Länder verführen, frisch aber sind sie ein gutes Essen. Man fängt sie zu allen Jahrszeiten an Angeln und mit Netzen.

Fliegende Fische trift man hier in Menge an. Ihre ärgsten Feinde, die ihnen nachjagen, sind die **Delphine**.

Es ist der **fliegende Fisch** nicht völlig so groß, als ein Hering, hat auch lange nicht so viele Gräten, und schmeckt sehr zart. Bei einer Windkühlung breitet er seine Floßfedern aus, die ihm die Natur anstatt der Flügel gegeben, und die ihn öfters so weit als ein halbes Stück Feldweges bringen. Alsdenn tunkt er seine Flügel wieder ins Meer, und macht sich zu einem andern Fluge bereit. Wenn ihn die Raubfische verfolgen, so nimt er oft seine Zuflucht auf die Schiffe.

Der **Boneto**, der auch ein Verfolger des fliegenden Fisches ist, wird theils mit dem Angel, theils auf andere Art gefangen. Einige davon sind dreißig Zoll lang. Wenn sie mit frischer Butter und Zitronensaft gegessen werden, schmecken sie fürtreflich.

Der **Albacore** siehet eben so aus, als der **Boneto**, ist von eben der Beschaffenheit und Geschmack, aber grösser. Er verfolget auch die fliegenden Fische.

Der **Amberfisch** ist ein herrliches Essen, imgleichen der Engelfisch und der grüne Schwalbenschwanz, welcher letztere nicht viel größer als ein Hering ist. Sie lassen sich alle gut am Angel fangen.

Der **Papageifisch**, dessen Schuppen einen grünen und gelben Glanz von sich geben, hat einen Kopf, der dem Kopf eines Papageien sehr ähnlich kommt. Er ist von treflichem Geschmack, eben so wie der Goldfisch, welchen die Spanier **Dorado** nennen,

dessen Schuppen wie Gold glänzen. Beide sind ungefähr so groß als eine Makrele.

Die **Hummer** oder **Meerkrebse** sind hier von ungeheurer Größe, und schmecken fürtreflich.

Die **Tabagokrebse** sind ungleich besser als die englischen.

Man hat hier auch **grüne Krebse**, die den englischen an Gestalt vollkommen gleich, aber viel größer sind, und unvergleichlich schmecken.

Der **Seesoldat** gleichet dem Krebs in Ansehung seiner kleinen und großen Klauen. Seine Schale ist der Schale einer Schnecke ähnlich, und siehet aus, wie eine dunkelfarbigte Perle.

Der **Cunk** ist ein wohl schmeckender Schalenfisch, den man hier in Menge antrift. Seine Schale ist perlenfarbigt, gelb und weiß.

An **Meerschnecken, Austern, Felsenaustern**, u. s. w. ist hier gleichfalls kein Mangel.

Unter den **Vögeln** dieser Insel, verdienen zwo Arten von **Amseln** bemerkt zu werden. Eine große Art, deren Fleisch wie Taubenfleisch schmeckt, und eine kleinere, die den Amseln in England gleichet, ausgenommen, daß sie einen längern Schnabel haben. Ihr Fleisch gleichet am Geschmack den englischen Staaren. Man muß ihnen aber die Haut abziehen, sonst schmecken sie bitter.

Der **blauköpfigte Papagei** ist ein sehr schöner Vogel. Er ist etwas kleiner, als die grüne Art, und lernt alles nachsprechen. Man isset ihn hier so wohl gebraten, als auch gekocht.

Von **Parrakatoes** giebt es zwo Arten; eine davon ist so groß wie eine Drossel, und gleichet einem Papagei an Federn. Die kleinere Art ist nicht größer als ein Sperling, und lernt gleichfalls wie die grünen Papageien reden.

Der hiesige sogenannte **große Papagei**, dessen Kopf und Brust gelb ist, redet am besten, ist auch viel gelehriger als die übrigen.

Der **Macaw** hat einen Papagaienkopf, er ist aber viermal so groß wie der Papagei, und hat blaue, rothe und grüne Federn, die ihm ein recht schönes Ansehn geben.

Enten, Seegänse, Seemeven, zwo Arten **Wasserhühner, Turteltauben**, u. d. gl. findet man hier in Menge.

Der sogenannte **Kriegsschifvogel**, der seinen Namen daher bekommen, weil er sich weit vom Ufer zu den Flotten begiebt, ist ungefähr so groß, als ein welscher Hahn. Er stellet den Fischen nach, und hat auch einen fischichten Geschmack. Seine Federn sind schwarzgrau, sein Kopf aber ist roth, wie der Kopf eines welschen Hahns.

Außerdem halten sich hier auch noch **Paradiesvögel, Pelikane, Phasanen** und **Holztauben** auf.

Es fehlt der Insel Tabago gar nicht an allerlei Holzarten, denn es wachsen hier **Cedern**, die 2 bis 5 Fuß im Durchmesser halten, und von deren Holze gemeiniglich die Häuser und Schiffe gebauet werden.

Der **grüne Hirsch** (the green hart) ist der Herkules unter den Bäumen. Aus seinem Holze werden allerlei Arten von

von Instrumenten verfertiget, und man gebraucht es auch zu eingelegter und Drechslerarbeit.

Der **weiße und rothe Locust**, oder die *amerikanische Acacia*, ist ein Baum von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser, so sich zum Haus- Mühlen- und Schifbau sehr gut gebrauchen läßt.

Der **Mastikbaum** hat so feine Adern, daß dessen Holz so glatt polirt werden kan, wie Buchsbaumholz. Einige davon halten 3 bis 4 Fuß im Durchmesser. Es ist zu allerlei Gebrauch bequem, und so dauerhaft, daß die caribischen Kolonisten es auch ewiges Holz nennen.

Mahagony oder **Mahogany** ist ein Baum, dessen Holz den Cedern an Farbe gleicht. Es ist fürtreflich zum Schifbau. Die indischen Spanier brauchen es sehr stark, weil es unter dem Wasser selten vom Wurme angegriffen wird.

Der **Mangrove**, so von einigen roth Holz genennet wird, ist gut zum Färben. Die Rinde davon würde auch, wenn man es weiter untersuchen wolte, sehr gut zum Gerben seyn.

Vom weißen **Mangrove** werden gute Tauen gemacht.

Der **Weißholzbaum** hat die besondere Tugend, daß der Wurm ihn selten anfrißt. Die Engländer in Amerika bauen daher ihre Schiffe von diesem Holze.

Der **gelbe Sandelbaum** hält 2 bis 5 Fuß im Durchmesser. Das Holz davon ist zu allerlei Gebrauche sehr gut.

Der hiesige **Lorbeerbaum** ist so fürtreflich, daß er von jedermann bewundert wird. Seine Rinde ist wie Zimmetrinde, und seine Beeren schmekken und riechen wie Nägelein und Zimmet.

Der **Buchsbaum** hat hier ein starkes und festes Holz, es wächst aber selten so groß, daß es zum Bauen könte gebraucht werden.

Der sogenannte **Geigenbaum** hat eine angenehme Blüte, und wächst so groß, daß man ihn zum Bauen brauchen kan.

Der **Brasilienbaum** ist gut zum Färben. Eine kleinere Art davon ist der **Brasiletto**, der auch zum Färben gut ist.

Das Holz des **Bullybaums** ist so schwer und dicht, daß es im Wasser untersinkt. Auf den barbadischen Inseln wird es zu Walzen, Mühlenrädern, Spindeln und Schaften in den Windmühlen, u. s. w. gebraucht.

Der **Calabasch-** oder **Kürbsbaum** hat ein zähes Holz, das man zu Pumpen und kleinen Fahrzeugen gebraucht. Aus der Schale der Frucht dieses Baums, machen einige Trinkgefäße, die Calabassen heißen.

Lignum vitæ ist ein dichtes und schweres Holz; es ist gut zu Mörsern und Punschgefäßen. Das Gummi, die Blüte und die Rinde davon werden in den Apotheken gebraucht.

Manchioneel ist eine Art von Holz, so zu Planken und Dielen sehr bequem ist, und von Natur einen so bittern Geschmack hat, daß kein Wurm es berührt.

Der **Kohlbaum** wächst zu einer außerordentlichen Größe, so daß einige 100 Fuß lang werden. Er hat eine sehr zäserigte Wurzel, und giebt wegen des vielen Marks, das er in sich enthält, kein gutes Bauholz. Indeß ist er doch gut zu Pallisaden, Pumpen, Dachrinnen, Trögen, Eimern, u. d. gl. Aus der harten und äußersten Rinde bereiten die Indier durch Hülfe des Feuers die Spizzen ihrer Pfeile. Der Kohl an sich selbst, der

der an den äußersten Enden des Baumes wächst, ist fürtreflich zu essen.

Ebenholz bringt die Natur hier gleichfalls hervor.

Vom Cacao kan ein Acker Landes, wenn man nur eine mäßige Rechnung machen will, dem Inhaber jährlich 400 Stück von Achten einbringen, welches in den barbadischen Inseln auf 100 Pfund Sterling gerechnet wird, nachdem die Bäume sechs Jahre sind gepflanzet worden.

Das Zuckerrohr, welches die Holländer allhier gepflanzet, hat so zugenommen, daß ein Acker Landes von Zuckerrohr bis 6000 Pfund Zucker bringt, ohne den Rum und Mollasoes zu gedenken.

Der Taback, so auf dieser Insel wächst, giebt dem spanischen von Trinidada nichts nach, das ungefähr sieben Meilen davon, und nicht über 20 Meilen nordwärts von den Verinischen Inseln abliegt.

Es giebt zwo Sorten von Cottun, wovon ein fleißiger Pflanzer jährlich bei 200 Pfund machen kan.

Ingwer, der hier so gut wächst, als in einem Theile der Welt, kan auf zwo Arten verbessert werden. Einige schälen und trocknen, andere aber schaben ihn. Die letzte Art ist die beste, und verdoppelt den Preis davon. Mit der ersten Art kan ein Mann jährlich 7000 Pfund machen.

Von der Sarsaparilla kan ein Mann alle Jahr so viel sammeln und trocknen, daß es sich auf 80 bis 100 Pf. Sterling beläuft.

Semper vivum ist eine gewisse saftige Pflanze mit stachelichten Blättern, wovon so gute Aloe kan gemacht werden, als von Succotrina kommt.

Die Vinillios wachsen in Hülsen, wie die türkischen Bohnen, und sind etwas flacher und dünner, und voll kleiner Saamenkörner. Sie wachsen gemeiniglich auf Büschen an den Felsen. Wenn sie blühen geben sie einen sehr angenehmen Geruch von sich, und bei ihrer Reifung werden sie erst grün, hernach braun, und endlich immer dunkler. Einige gebrauchen sie die Chokolade oder Kleider damit zu parfümiren. Die Spanier aber salzen sie ein zum Verschicken. Sie brühen sie in einer Pöckel, die aus Salz und Leimwasser besteht, hernach trocknen sie selbige, und binden sie in Bündel in deren jedes 100 gehen. Ein fleißiger Mann kan jährlich 10000 Bündel davon sammeln.

Der sogenannte natürliche Balsam ist ein gewisser Saft, der aus dem Balsambaume hervorquillt, wenn man ein Loch darin macht. Die Blätter dieses Baums sind von den Feigenblättern nicht viel unterschieden. Es giebt noch einen andern Balsam, der dem Balsam von Gilead an Tugend vollkommen gleich ist. Er kommt von der Blume des Balsambaums. Ihre Blätter sind gelb und goldfarbig. Sie ist so groß als eine Rose. In dieser gelben Rose zeigen sich nur 3 oder 4 Blasen oder Tropfen von einer Ambrafarbe in der Größe einer Erbse, welche aus der Rose kommen, und den fürtreflichen Balsam ausmachen.

Das hiesige Seidengras ist eine Pflanze, die mehrentheils auf feuchtem Boden wächst. Sie hat ein großes breites und langes Blatt, das allenthalben mit Stacheln, gleich den Zähnen einer Säge, versehen ist. Aus dem mittelsten Theile dieser Blätter wächst ein Stengel heraus, der 12 bis 14 Fuß hoch ist, und unten am Boden 4 bis 5 Zoll im Durchmesser hält. Wenn dieser Stengel anfängt trocken zu werden, so werden die Blätter abgeschnitten, und ins Wasser gelegt, so wie man es mit dem Hanf macht. Nachher trocknet man sie an der Sonne, sondert das verfaulte Mark davon ab, das an den reinern Theilen des Seidengrases hängt, welches so fein als Seide kan gesponnen werden. Man kan es zu Tapeten, Kleidern und allerlei Gebrauche anwenden, gemeiniglich aber werden Seile daraus gemacht, die außerordentlich stark sind.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 13ten September 1782.

Geschichte des Bergs Sankt Michael in Frankreich.

(Aus Wraxall's letzterer Reise durch Frankreich vom J. 1775. übersetzt.)

Der Berg Sankt Michael ist von Granville ungefähr zwölf Meilen entfernt; der Weg geht längst dem Ufer hin, welches ihn sehr angenehm macht.

Ich kam Vormittags zu einem Dörfchen, Namens Gent, das vom Berge noch eine Stunde entfernt ist, und weil er mitten unter Sandbänken liegt, die man nur bei Ebbe passiren kan, so muß man sich hier nothwendig mit einem Wegweiser versehen. Ein wunderbarer Felsen!

Die Natur hat ihn von der einen Seite durch jähe und fast senkrechte Abhänge auf das beste befestigt, so, daß weder Muth noch Geschicklichkeit hier was auszurichten vermögen, und der ganze übrige Theil ist mit Wällen umgeben, die durch Thürme, in Gestalt eines halben Monds, vertheidigt werden, die zwar altvätrisch, aber doch durch ihre Lage so fest sind, daß sie jedem Angriffe Troß bieten können.

Am Fuße des Berges fängt eine Gasse, oder vielmehr ein kleines Dorf an, das sich um den Berg bis zu einer beträchtlichen Höhe fortschlängelt. Oberhalb dieses Berges sieht man die Behältnisse für die Staatsgefangnen und noch andere Wohnungen. Auf dem Gipfel selbst erhebt sich die Abtei, die einen ungeheuren Raum einnimt, und eben so merkwürdig durch die Festigkeit ihrer Bauart, als durch ihren Umfang ist. In dieser hohen und blos gestellten Lage widerstand sie nun schon viele Jahrhunderte den Stürmen. Ich brachte den ganzen Nachmittag mit Besichtigung der verschiedenen Theile dieses Gebäudes zu, und da die Person, die mich herumführte, meine Neugier nicht genug befriedigen zu können glaubte, so ist fast kein Zimmer oder anderes Gemach, das ich nicht gesehen haben solte.

Der Rittersaal erinnerte mich an den zu Marienburg in Preussen: er ist eben so geräumlich, aber in einem noch weit wildern und barbarischern Geschmack, weil er viele Jahrhunderte vor jenem gebauet worden ist. Hier pflegten die Ritter des heiligen Michaels sich bei wichtigen Gelegenhei-

ten feierlich zu versammeln. Sie waren die Vertheidiger und Bewohner dieses Bergs und dieser Abtei, so wie die Tempelherrn und St. Johanniter Ritter die Beschützer des heiligen Grabes waren. In der einen Ecke ist der Erzengel Michael, der Patron des Ordens abgebildet.

Ludwig XI. schlug in diesem Saal die ersten Ritter des heiligen Michaels, und bekleidete sie mit dem Zeichen der Ritterwürde.

Wir gingen durch viele kleine Kammern in eine lange Gallerie, wo mein Führer eine kleine Pforte aufschloß, und mich durch eine schmale und sehr dunkle Oefnung und eine zweite Thüre, in ein Zimmer oder vielmehr Kerker brachte; denn diese letzte Benennung schickte sich besser für das Loch, als die erste. In der Mitte war ein Käfig von sehr starken hölzernen Latten: die Thür hatte zehn oder zwölf Fuß in der Dicke. Ich begab mich hinein; er hielt zwölf bis vierzehn Fuß ins Gevierte, und war beinahe dreißig Fuß hoch. Hier wurden in den ersten Jahrhunderten viele Unglückliche eingesperrt, deren Namen nunmehr vergessen sind. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts hatte ein holländischer Zeitungsschreiber die Verwegenheit, einige Satyren auf die Maintenon und Ludwig XIV. drucken zu lassen. Er wurde aufgehoben, und hieher gebracht. Man schloß ihn in diesen Käfig ein, wo er noch 23 Jahr lebte, und starb. Man verstattete ihm nicht das geringste Instrument, womit er sich hätte schaden können; endlich fand er Mittel, einen Nagel aus dem Holzwerke zu ziehen, womit er auf die Latten seines Käfigs gewisse Lilien und Wappen grub, worin sein ganzer Zeitvertreib bestand. Ich habe sie gesehen, und ob sie gleich mit einem so groben Werkzeuge verfertiget sind, so waren sie doch recht gut gezeichnet.

Die unterirdischen Behältnisse, sagte mein Führer, sind in so großer Menge, daß wir sie selbst nicht kennen. Es giebt gewisse Gefängnisse, die man die **Vergessenen** nennt, worin man vor diesem die Uebelthäter zu sperren pflegte, die sich sehr grober Verbrechen schuldig gemacht hatten. Man gab ihnen ein Brod und etwas Wein mit, und vergaß sie hernach völlig; sie starben für Hunger in den tiefen und finstern Gewölben des Felsen. Diese unmenschliche Strafe ist jedoch seit dem letzten Jahrhundert nicht wieder ausgeübt worden.

Wir setzten unsern Weg in der Abtei fort; ich kam in ein anderes Zimmer. In der Erde war eine Art von Fenster, und zwischen diesem Fenster und der Mauer des Gebäudes eine Oefnung oder Loch, fast hundert Fuß in schnurgrader Linie tief, und unten ein anderes Fenster, das nach dem Meere zu ging. Man nennet es das Loch des **Montgommery**. Die Geschichte davon ist folgende: Heinrich II. König von Frankreich, wurde 1559 unglücklicher Weise in einem Turnier durch den Grafen von **Montgommery** getödtet. Es war des Grafen

Absicht nicht gewesen, die Lanze gegen seinen Herrn zu heben; allein er wurde wider seinen Willen, durch einen ausdrücklichen Befehl des Königs, dazu gezwungen. Er war ein Hugonotte, und dem Pariser Blutbad entgangen. Man schickte ihn gegen das königliche Heer in der Normandie, und die Königin Elisabeth von England unterstüzte ihn mit Geld und Waffen. Nachdem er seine Burg in dieser lezten Provinz verloren hatte, so flüchtete er sich auf den Felsen **Tombelaine**. Dies ist ein anderer Berg, der dem Berge **St. Michael** gleich kommt, fast eben so hoch, und nur drei Viertel Meilen von jenem entfernt ist. Damals stand eine Feste darauf, die man nachher verwüstete, so, daß man jezt nicht die geringste Spur mehr davon wahrnimt. Aus diesem Schloß, dem man nicht anders, als wenn sich das Meer zurück zog, beikommen konte, that er unaufhörliche Einfälle ins flache Land, und streifte auf den Feind, der ihn nicht anzugreifen wagte. Er schlug Geld, brandschazte die ganze Gegend, und machte sich überall furchtbar. Es kam ihm auch im Sinn, sich des St. Michael Bergs zu bemeistern, und er fand würklich Mittel, einen Mönch der Abtei auf seine Seite zu bringen, der ihm versprach, ein Tuch zum Zeichen des Angrifs fliegen zu lassen. Der Mönch gab auch das Signal, verrieth ihn aber, und bewafnete alle seine Kameraden, die **Montgommery's** Ankunft erwarteten. Dieser erschien mit funfzig auserlesenen Soldaten, und voll Verzweiflung nichts ausrichten zu können, gingen sie über die Sandbänke, legten Leitern an, und stiegen einer nach dem andern hinauf; so wie einer hinauf kam, stürzte man ihn stillschweigend in die Tiefe. **Montgommery**, welcher der lezte war, entdeckte endlich die Treulosigkeit, und rettete sich mit zwei der Seinigen nach **Tombelaine**. Man hebt die Leitern und eisernen Haken noch mit großer Sorgfalt auf, deren man sich bei dieser Gelegenheit bediente.

Im J. 1574 wurde dieser Graf **Montgommery** vom Marschall von **Matignon** belagert, und gefangen nach **Domfront** in der Normandie geführt. Catharine von Medicis, die ihn haßte, weil er die unschuldige Ursache des Todes ihres Mannes gewesen war, ließ ihn auf der Stelle hinrichten.

Ich habe mich lange in der Kirche aufgehalten, und sie voller Merkwürdigkeiten gefunden. Sie wird von neun, ungeheuer dicken Pfeilern getragen. Ich habe sie nicht gemessen, allein so viel mir die Dunkelheit des Ortes zu bemerken verstattete, mogte jeder fünf und zwanzig Fuß im Umfang haben. Außer diesen giebt es noch zwei andere, weit kleinere, welche die Mitte der Kirche stüzen, auf der der Thurm steht. Wenn man seine entsezliche Masse, und die Natur seiner Lage betrachtet, so muß man gestehen, daß alles so massiv seyn mußte, um dies gewaltige Gebäude halten zu kön-

können. Man solte schwören, daß sie gemacht wären, um die Verheerungen der Zeit, und den Einsturz der Natur zu überleben. Aber, ehe ich die Kirche beschreibe, muß ich erst erzählen, was zu ihrer Erbauung Anlaß gab.

Unter der Regierung **Childebert** II. lebte ein Bischof von Avranches, der heilige **Aubert** genannt, den der Erzengel Sankt Michael mit einer Erscheinung beehrte, und ihm befahl, auf dem Gipfel dieses Felsen eine Kirche zu bauen. St. **Aubert** hielt die Erscheinung anfangs für einen Traum, allein der Engel kam zum zweiten mal wieder, und da ihm eben so wenig Gehorsam geleistet wurde, stellte er sich zum dritten mal ein und machte mit seinem Daumen ein Loch in den Hirnschädel des Bischofs, um ein Andenken davon in sein Gedächtniß zu geben.

Ich habe diesen Schädel im Kirchenschaz gesehen; er ist in einem kleinen goldenen Reliquienkästchen eingefaßt: oben ist ein Glas, wodurch man den Schädel nach Belieben betrachten kan. Das Loch hat just die Größe des Daumen, der ihn gemacht haben soll. Bei diesem empfindlichen Zeichen des göttlichen Willens stand der Bischof nicht länger an, und ließ auf der Spiße des Felsen die kleine Kirche bauen, die ihm anbefohlen worden.

Die Geschichte sagt, daß es **Richard** III. Herzog von Normandie war, der 966 an der Abtei anfing, und daß sie unter **Wilhelm** dem Großen 1070 fertig geworden, ungeachtet die verschiedenen, auf einander gefolgten Aebte sehr viele andere Veränderungen darin vorgenommen hätten.

Der Schaz besizt einen Ueberfluß an Reliquien, worunter es welche von sehr hohem Werth giebt. Man sieht hier einen schönen kristallenen Kopf von **Karl** VI. von Frankreich, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie haben auch einen Arm von **Eduard, dem Bekenner,** und noch einen andern vom heiligen **Richard,** König von England; eine dicke goldene Muschel die viele Pfunde wiegt, und die ein Geschenk des Herzogs **Richards** bei Stiftung der Abtei ist, verdient auch bemerkt zu werden.

In der Mitte des Chors hängt ein Stein, der **Ludwig** XI. bei der Belagerung von Besançon auf den Kopf fiel, ohne ihm den mindesten Schaden zuzufügen. Der Stein wiegt wenigstens zehn Pfund.

Ludwig XI. war sehr andächtig, und that öfters Wallfahrten nach St. Michael. Er ließ den Stein im Chor an einer Kette aufhängen, und wieß gewisse Einkünfte auf Ländereien an, um Messen dafür zum Andenken der großen Gefahr zu lesen, der er entgangen war.

Das Refektorium, die Säle und Zellen fand ich alle sehr räumlich, und sie müssen ehemals auch recht schön gewesen seyn. Es würde aber eine große Geldsumme kosten, um alles im Stande zu erhalten, oder auszubessern, was durch die Länge der Zeit schadhaft geworden

worden ist. Einer der stärksten Thürme ist geborsten, und drohet einzustürzen.

Der König hat über die ansehnlichen Einkünfte der Abtei disponirt. Ein Prior ist an die Stelle des Abts gekommen, und die Anzahl der Mönche ist von dreißigen auf vierzehn herab gesezt worden. Man betrachtet es jezt als ein Staatsgefängniß. Erst vor sechs Tagen hatte es einem Gefangenen, der bereits zehn Monate gesessen, geglückt, zu entwischen. Man zeigte mir die Stelle, wo er sich an einem Seil herunter gelassen hatte; es war eine schnurgrade Höhe von beinahe hundert Fuß; er passirte bei niedrigem Wasser die Sandbänke, und schifte sich wahrscheinlich nach Jersey oder England ein, denn man hat seit dem nichts weiter von ihm gehört.

Einige Zimmer sind für Unglückliche, von einer noch bedauernswürdigern Klasse, ich meine für Wahnsinnige, bestimmt. Es giebt ihrer verschiedene von vornehmen Range in der Abtei, und einer von ihnen redete mich mit vielem Anstande und vieler Höflichkeit an. Er schien über funfzig hinaus zu seyn. Er trug ein ziemlich unsauberes Kleid, und an einem von den Knöpfen hing ein St. Michaelskreuz, das sehr wunderlich mit Bändern angeknüpft war. Seine ob wohl bleiche und schwermüthige Gestalt hatte doch etwas Edles, Auffallendes und Interessantes: seine Haare waren sehr schwarz, hier und da vom Alter grau, und wallten über die Schultern herab; und doch herrschte in seiner ganzen Person eine gewisse Würde. Er ist ganz still, und richtet sich genau nach der hier eingeführten Art zu leben. Man nimt hier blos Wahnsinnige vom Stande auf.

Ich bildete mir ein, daß die Zeit der Wallfahrten in Europa vorüber wäre, und daß man sich begnügte, die Heiligen seiner Heimath zu verehren, allein ich kan versichern, daß die Anzahl der Pilgrimme die jährlich ihre Gelübden auf dem Sankt Michaelsberge erfüllen, sich auf die acht oder zehntausend beläuft. Es sind meistens Bauern, Handwerker oder Arbeiter von niedrigen Professionen, allein es giebt selbst viele von Adel, die diese Wallfahrt aus Andacht thun. Ich habe wenigstens sechse von diesen Herrn gesehen, als ich mich hier befand. Das kleine Dorf ist manchmal so voll Menschen, daß man kein Bette bekommen kan. Der Anzug dieser Pilger stimmt vollkommen mit der Vorstellung überein, die uns unsere alten Balladen davon geben. Ihre Hüte sind ganz mit Muscheln bedeckt und eingefaßt, und auf dem Deckel tragen sie eine kleine goldene Krone, mit einem Kreuz darauf. Ihre Kleider sind ganz mit kleinen Bildchen besäet, die den heiligen Michael vorstellen wie er über den Teufel siegt.

Am Fuß des Berges, ganz nahe an den Wellen ist eine sehr schöne Quelle süssen Wassers, da aber der Feind, im Fall einer Belagerung, sich derselben sehr leicht bemächtigen

 könte,

könte, so hat man in den Felsen eine Cisterne gegraben, die das ganze Gebäude mit Wasser versehen kan, und bei zwölf hundert Tonnen halten soll.

Das Dorf selbst ist eben so merkwürdig, als die übrigen Theile des Berges. Ich bin überzeugt, daß man hier Häuser antrift, die fünf oder sechs hundert Jahr stehen; ich habe nicht eins gesehen, das nicht unter **Ludwig** XI. gebauet seyn solte. Zu Friedenszeiten wohnen in der Abtei und im Dorfe nicht über 180 Menschen. Eine aus der Bürgerschaft ausgezogene Miliz versieht die Wache, und hat Acht, daß kein Gefangener entwische. Zu Kriegszeiten besteht die Besatzung aus fünf bis sechs hundert Soldaten, und man hat mich versichern wollen, daß an verschiedenen Orten die Zimmer so weitläuftig und so zahlreich wären, daß hier bis 13000 Mann beherberget werden könten.

Man handelt in dem Dörfchen mit kleinen Legendenbüchern die ich alle in der vergeblichen Hofnung kaufte, einige historische Anekdoten von den hauptsächlichsten Begebenheiten, und beträchtlichsten ausgehaltenen Belagerungen darin zu finden; allein der heilige Michael und heilige Aubert sind die einzigen Helden dieser Chroniken. Gern hätte ich in den Archiven der Abtei gestört, allein es ist nicht erlaubt; sonst müßte man hier Nachrichten die Menge antreffen.

Ueber die Sanftmuth. Ein Gespräch.

Uranie. Tullie. Octavie.

Uranie. Sie scheinen ein wenig aufgebracht zu seyn. Ist Ihnen etwas verdrießliches begegnet?

Tullie. Nein, aber eben gehet eine Gesellschaft weg, in der man sich recht gestritten hat. Einige behaupteten, daß Julie sanftmüthig sey; andere daß sie es ganz und gar nicht wäre.

Octavie. Wie kan man sich doch über dergleichen Dinge zanken! Meinem Bedünken nach ist die Sanftmuth eine von den sichtbarsten und unverkennbarsten Eigenschaften.

Uranie. Ich glaub es. Es giebt Personen die weniger empfindlich, weniger lebhaft sind, denen ist die Sanftmuth beinahe ganz natürlich. Bei andern ist die erste Bewegung lebhaft, und ihr Herz nichts destoweniger doch sanftmüthig.

Tullie. Sehr wahr; aber worin besteht denn die wahre Sanftmuth?

Uranie. Ich denke, in einer Lage und Beschaffenheit des Herzens, die uns alles was uns mißfallen kan, und was sich uns widersetzt, ohne Mühe und Bitterkeit ertragen lehrt.

Tullie. Ich bin also nicht sanftmüthig, denn ich ärgere mich, wenn man mir widerspricht.

Octavie. Und ich — verachte diejenigen, die nicht meiner Meinung sind, ohne mich über sie zu ärgern.

Uranie.

Uranie. Das nennen Sie sanftmüthig seyn?

Octavie. So bin ichs doch immer noch mehr als Tullie, die sich ärgert, wenn man ihr widerspricht.

Uranie. Da bin ich nicht Ihrer Meinung. Ich glaube, daß Tullie sanftmüthiger ist, und daß Verachtung mehr Bitterkeit des Herzens, mehr Lieblosigkeit und Eigendünkel verräth, als streiten und ärgerlich werden. Hieraus sehen Sie zugleich, daß es mehr als eine Gattung von Sanftmuth giebt.

Octavie. Ich für mein Theil mögte das Widersprechen gern aus der Unterredung und dem Umgange verbannen.

Uranie. Dadurch würden beide weniger angenehm werden. Und erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß dieser Wunsch einer Person die so sanftmüthig ist, wie Sie es zu seyn vorgeben, eben nicht angemessen ist. Ein kleiner Streit verdirbt nichts, nur muß er mit Bescheidenheit und Sanftmuth verbunden seyn.

Octavie. Ich bekenne, daß ich das nicht begreife.

Uranie. Und warum können Sie nicht begreifen, daß man anders als Sie denkt? Wollen Sie nicht überführt seyn, wenn Sie Unrecht haben, und überführen, wenn Sie Recht haben?

Octavie. Ich könte immerhin von der Meinung der andern überführt seyn, und doch würde ich mich niemals ergeben, wenn ich mich einmal ins Widerstreiten eingelassen hätte.

Uranie. Sehen Sie, das heißt eben nicht sanftmüthig seyn. Man muß sich der Wahrheit und der Vernunft ergeben, so bald man sie einsieht, und niemals wider besser Wissen und Gewissen streiten, besonders nicht in Sachen von Wichtigkeit.

Octavie. Ich kan nicht läugnen, daß es mir Mühe kosten würde, Ihren Worten gemäß zu handeln.

Uranie. Ich habe diesen Rath von einem Frauenzimmer befolgen gesehn, die sich viel Verstand theils durch das Lesen ausgesuchter Bücher, theils durch den aufmerksamen, beobachtenden Blick erworben hatte, der sie allenthalben begleitete und der ihr auch die erbärmlichste, langweiligste Gesellschaft unbemerkt von andern zu einer Quelle nützlicher Kenntnisse machte. Dieses Frauenzimmer besaß zugleich eine nicht geringe Liebe zu ihren Meinungen und vertheidigte dieselben mit einer ihr natürlichen Lebhaftigkeit. Eitelkeit und Lust zu überwinden blickten aus allem was sie sagte, hervor, sie schien an ihren gewissen Singen gar nicht zu Zweifeln, und doch hielt sie mit einmal bei einem Grunde ein der sie überzeugte und bekannte, daß sie Unrecht gehabt hätte. Sie glauben nicht was ihr dies für Ehre machte, wie jeder seine Hochachtung für sie verdoppelte. Und gewiß! es ist nichts schätzbarer als eine solche Stimmung des Geistes, als eine solche Beschaffenheit des Herzens, die uns der Wahrheit und Vernunft unterwürfig macht.

Tullie. Und ich finde eine gewisse Niederträchtigkeit darin, und es scheint mir eine Feigheit zu seyn, deren ich mich schämen müßte.

Uranie.

Uranie. Verhüte der Himmel, daß wir Großmuth und Hartnäckigkeit vermengen solten! Bei der angeführten Gelegenheit urtheilte man nicht wie wir davon. Man wurde von der Person bezaubert und bewunderte an ihr mehr das was sie that, als tausend gute Eigenschaften, die ihr Niemand streitig macht. Ja alle stimmten in dem Urtheile überein, daß diese Huldigung der Wahrheit, diese bereitwillige Unterwerfung unter den Scepter dieser himmlischen Königin, sobald man nur das Rauschen ihres Fußtrits gewahr wird, weit entfernt, Feigheit zu heißen, eine Großmuth sey, deren wenige fähig sind.

Tullie. Ich habe aber doch beständig sagen gehört, daß es Muth sey, bei demjenigen, was man zu vertheidigen angefangen, fest zu beharren.

Uranie. Es ist freilich Muth, wenn man durch Schwierigkeiten nicht überdrüßig gemacht wird, wenn man die Hindernisse, die uns theils unser eignes Herz, theils die Dinge außer uns in den Weg legen, übersteigt, wenn man alle Mühe erträgt, die einem die glückliche Vollendung eines Unternehmens macht, – aber dieses alles muß sich auf Gerechtigkeit und Vernunft gründen.

Tullie. Das ist alles wahr; aber ich glaube, wir kommen ein wenig von der Sanftmuth ab, die den Stof unserer Unterredung war.

Uranie. Wir können leicht wieder davon anfangen. Um aber auf das, was wir von den verschiedenen Gattungen der Sanftmuth sprachen, wieder zurück zu kommen: so giebt es eine Sanftmuth der Laune, die uns alles ohne Bitterkeit und Widerwillen aufnehmen läßt; eine Sanftmuth der Aufführung die uns geneigt macht, uns den Aussprüchen der Vernunft zu unterwerfen; und — eine Sanftmuth des Herzens, die uns friedfertig mit Leuten, mit denen wir leben müssen, umgehen lehrt, und diese letzte ist die nothwendigste.

Octavie. Und zugleich die seltenste.

Uranie. Vielleicht — wenn man sie in ihrem ganzen Umfange betrachtet. Indessen giebts viele, deren Aeußerliches etwas rauhes an sich hat, und deren Herz nichts destoweniger sanft ist, gleichwie bei andern sich viel verdrießliches unter dem Mantel der Sanftmuth verbirgt.

Tullie. Giebt es denn kein Mittel, diese uns selbst so heiter und froh, und durch uns auch andere so glücklich machende Tugend zu erlernen? wenn man eine natürliche Abneigung dafür hat?

Uranie. Alle Tugenden, mögen sie gleich im Anfang uns schwer scheinen, kan man durch den Beistand des Himmels erlangen, und ich bin für mein Theil versichert, daß man durch öftere Ausübung sanftmüthiger Handlungen, in kurzem sanftmüthiger werden kan, als diejenigen, welche es von Natur sind. Man muß sich nur ein wenig Gewalt anthun. — Kan man aber auch eine so liebenswürdige Tugend, die sich unter allen andern am schönsten für unser Geschlecht schickt, zu theuer bezahlen? Wir wollen uns nicht schmeicheln: die Schönheit währt nur eine gewisse Zeit, die Sanftmuth bleibt in allen Altern und erwirbt uns Wohlgefallen bei Gott und den Menschen.

Göttingen. W = h = d.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 16ten September 1782.

Erste Antwort auf die Anfrage im 59sten Stück des Magazins was bedeutet das *Octo* in der Unterschrift unter dem vor kurzen herausgekommenen Kupferstiche, der das Bildniß des jetzigen Pabstes vorstellet?

Dem Stesichorus, einem fürtreflichen Dichter des Alterthums, welchen einige für den Sohn des Hesiodus und der Clymene ausgeben, und der zu Catanea in Sicilien starb, ward ein köstliches Grabmal errichtet, welches acht Säulen, acht Stufen und acht Ecken hatte. Die Schönheit dieses Monuments erzeugte das Sprüchwort: Omnia octo, das etwas vollkommnes bedeutete. Daher heißt felix eris ut octo, du wirst vollkommen glücklich seyn. Hiebei ist anzumerken, daß in dem Verse, das Wort ut, nach dem Sylbenmaße überflüßig stehet. Wenn aber die Worte des Verses dergestalt versetzt werden: aurea Saec a fluent: felix erit orbis ut octo, so hat derselbe seine Richtigkeit. Wahrscheinlich ist es ein Versehen des Kupferstechers.

J - - e. M - - e.

* * *

Zweite Antwort.

Um den richtigen Sinn dieses Worts zu treffen, glaube ich, muß man auf eine bei den Griechen und Römern sprüchwörtliche Redensart Rücksicht nehmen, πάντα ὀκτω, omnia octo, welcher man sich bediente, um anzuzeigen, daß eine Sache ganz vollkommen sey.

Diese Art zu reden entstand aber daher. Ein sehr berühmter lyrischer Dichter Stesichorus war vor der Stadt Catanea begraben, und sein Begräbniß soll acht Winkel, acht Säulen und acht Schritte gehabt haben; da nun dieses Gebäude sehr schön und vollkommen war, und sich aller Orten die Zahl achte befand, so entstand daher die Gewohnheit, etwas, das man als recht vollkommen beschreiben wolte, mit der Zahl octo zu vergleichen. Es heißt also hier orbis erit felix ut octo wahrscheinlich nichts anders, als die Welt wird ganz vollkommen glücklich seyn.

O.

Dritte Antwort.

Erstlich muß ich bemerken, daß der Kupferstecher ganz offenbar einen Fehler gemacht hat: denn er hat in der **dritten** Zeile ein Wort zu viel, wie die Skansion ausweiset; und dieses ist das Wörtchen *dt*, welches jeder Lateiner einsehen muß. Die Interpunctation ist auch unrichtig.

Der Vers muß so heißen:

Aurea sæcla fluent, orbis felix erit, Octo:

so ist er richtig. Das Colon muß nicht nach *fluent*, sondern nach *Octo* gesetzt werden: denn die folgende Conjunction si, als das Zeichen des Nachsatzes, zeigt es zur Genüge an.

Der Verfasser dieser Verse aber muß gewiß ein geschickter Historiker seyn, und die kurzen Worte sagen sehr viel. Aus der Kirchengeschichte müssen sie erklärt werden.

Zweitens bemerke ich erst zum voraus: daß der Dichter sæcula ferrea, & aurea einander entgegen setzt. Er sieht also auf einen Zeitpunkt hin, wo diese eisernen Zeiten angehen. Der Beiname *Sextus* giebt den Fingerzeig zum Aufschlusse des Räthsels, und das Zahlwort *Octo* führet weiter auf den richtigen Verstand.

Irre ich nicht, so ist der Sinn folgender.

Der Verfasser siehet zurück, auf die letzten verflossenen **acht** Sæcula. Diese fangen mit dem zehnten Jahrhunderte an. Von dem elenden Zustande, der sich in der occidentalischen Kirche damals recht anfing, müssen wir die Geschichte nunmehr zur Hand nehmen.

Heinsius in seiner Kirchengeschichte macht aus dem Platina in Bened. IV. und Bononius ad An. Chr. 908. n. 3. folgende Anmerkung a).

„Nunmehro (nemlich mit dem „Anfange des zehnten Seculums) „gingen die **elenden Zeiten** im „Pabstthum an, darüber die päbstischen Scribenten treflich kläglich „thun: indem dieses Seculum solche Monstra auf dem römischen „Stuhle zeigte, welche ihn durch „Ehrgeiz, Bestechungen, und andere böse Künste eingenommen. „Daher immer ein Pabst den andern verdrang, und desselben Acten „vernichtete.„

Aus dem Grunde, fängt das Epigramma mit den Worten ferrea tempora *quondam &c.* sogleich an.

In diesen **acht** Jahrhunderten, vom zehnten an gerechnet, haben 8 **Päbste** das Beiwort *Sextus* geführet.

Der **Erste** A. C. 904. nennete sich **Leo** VI. der von Johann dem XII., einem unächten Sohne des Pabsts Sergius von der Marozia ins Gefängniß geworfen wurde.

Der **Zweite** war **Benedictus** VI. der gleichfalls von seinem Nachfolger Bonifacius VII. im Gefängniß erwürgt wurde.

Der **Dritte** ist **Clemens** VI. im vierzehnten

a) Siehe Heinsii Kirchengeschichte in 4. S. 1105.

zehnten Seculum, der sich die Herrschaft über alle Majestäten arrogirte.

Der Vierte Innocentius VI., im vierzehnten Seculum, welcher die Zehnten durch die ganze Welt ausschrieb, und einheben ließ.

Der Fünfte Urbanus VI. im vierzehnten Seculum, ein scandalöser Mann, der zuerst die dreifache Krone gebrauchte.

Der Sechste Alexander VI. im funfzehnten Seculum, von dessen lasterhaftigkeit die Geschichtschreiber kaum genug erzählen können.

Der Siebende Adrianus VI. im sechszehnten Seculum, war sonst gut, eiferte erst wider den Ablaß, ließ aber nachher in seinem Eifer sehr nach; und wurde deswegen vom seligen Doctor Luther sehr hart angegriffen b).

Der Achte ist nun Pius VI.

Wie viel Unruhen, Verfolgungen, welcher große Verfall in der Religion, und Litteratur, und wie viel Unglück in den acht verflossenen Jahrhunderten entstanden, das ist hier mein Geschäft nicht, weitläuftig zu erzählen. Dahin aber sieht der Verfasser im ersten Verse

Ferrea sub *Sextis* fluxerunt tempora quondam.

Nach meiner geringen Meinung also, die ich aber Niemand aufdringe, ist erstlich dieses Epigramma folgendermaaßen zu interpunktiren:

Ferrea sub *Sextis* fluxerunt tempora quondam,
Ast nunc, sub *Sexto* (nomine reque pio)
Aurea Sæcla fluent, orbis felix erit, *Octo*:
Si tamen, ut pastor, grex velit esse pius.

Ich nehme also die Worte so zusammen, wie sie der Verfasser vermuthlich genommen haben will:

Octo Sæcla ferrea fluxerunt quondam sub *Sextis*
Ast nunc, sub Sexto, nomine reque pio, octo aurea
Sæcla fluent, orbis erit felix: si tamen
Grex velit esse pius, ut pastor.

Nächstdem ist der Sinn:

Vordem sind achthundert eiserne Secula verflossen, in welchen acht Päbste auf dem römischen Stuhle saßen, die sich *Sextus* nannten. Aber jetzt, da Pius der VI. der dem Namen und der That nach fromm ist, Pabst heißt, werden künftig acht goldene Secula hinfließen, und die Welt wird beglückt seyn: wenn anders die Schafe, (die Glieder der Kirche,) so fromm sind, als ihr Hirte (der Pabst).

b) In den Tom. Altenb. S. 781.

Nordhausen. Albert, Rektor.

* * *
* * * * * *

Vierte Antwort.

Ich habe zwar noch nicht Gelegenheit gehabt, dieses Bildniß mit der Unterschrift zu sehen, daß ich hätte untersuchen können, ob auch würklich

also geschrieben wäre, wie es hier angegeben wird: gleichwohl ließ sich so viel einsehen, daß solches Octo sammt seinem vorhergehenden ut gar nicht in den Vers gehöre, und folglich von keiner Bedeutung sey.

Es ist nemlich dieser Vers, darin das verdächtige Wort stehet, ein sogenannter Hexameter, der bekanntermaassen nicht mehr, noch weniger, als 6 Füße haben darf: es würde aber in diesem Verse:

> Aurea | sæcla flu | ent: or | bis fe | lix erit | ut o | cto,

eine Sylbe hinten herabhangen, und den Vers überzählig machen. Vielleicht aber hat man so skandirt, ohne auf die Quantität der Sylben zu sehen:

> Aurea | sæcla flu | ent: or | bis felix | erit ut | octo. ||

Und so hätten die Füße wohl ihre Zahl, aber nicht ihre Richtigkeit; weil sich felix mit seinen zwo langen, und erit mit seinen zwo kurzen Sylben nicht in das Maaß schicken, oder sich theils verkürzen, theils verlängern lassen wollen. Ich glaube also, wenn die Leseart sich würklich in dem Verse unter dem Bilde findet, daß entweder von dem Abschreiber der Verse, oder dem Kupferstecher, mit den Worten ut octo ein Irrthum vorgegangen sey.

Vielleicht hat der Poet diese halbe Zeile, aber undeutlich geschrieben, so hingesetzt: orbis felix erit *olim*: nemlich dieses letzte Wort in zwo Sylben, deren erste lang seyn, und hier mit einem Vocal anfangen mußte, um die vorhergehende Sylbe nicht zu verlängern. Und solches nehme ich deshalb an, weil sich kein einsylbiges Wort finden will, welches hinter dem ut, statt des Octo, einen guten Verstand gäbe, und dazu mit einem Consonant anfinge, um das ut lang zu machen; welches sonst, wider das Herkommen, kurz wäre. Ich habe zwar auch auf das Wort ultro gedacht, das statt olim stehen könnte; und welches mit seinen Buchstabenzügen zu dem unglücklichen ut octo, das gar keinen Sinn giebt, könnte Anlaß gegeben haben: doch scheinet sich olim zu dem Zusammenhange und dem vorhergehenden quondam besser zu passen, als dieses u tro, welches hier **freiwillig** heißen müßte. Judicium sit penes acutiores.

Nach meiner geringen Meinung würden die Verse also stehen:

> Ferrea sub Sextis fluxerunt tempora quondam:
> Ast nunc sub Sexto, nomine re que, Pio
> Aurea sæcla fluent. Orbis felix erit olim; (ultro)
> Si tamen, ut pastor, grex velit esse pius.

Die Sechsten mögen indeß nach dem **Platina**, **Panvini**, und andern katholischen Schriftstellern, Clemens VI. Urbanus VI. und fürnemlich Alexander VI. seyn, welcher letztere im Jahre 1503, und zwar an Gift, nebst einigen Cardinälen soll gestorben seyn, das er und sein Sohn **Cäsar Borgia** nur für andere bereitet hatten, aber ihm aus Irrthum auch gereichet worden. Auf ihn und seine Tochter **Lucretia** hat **Sannazarius** Epigrammen

men gemacht, welche die eisernen Zeiten, wovon unsere Verse melden, nachdrücklich abschildern, die ich aber, um Anstoß zu vermeiden, nicht abschreiben mag.

Hannover. C. Winter.

* * * * * * * * *

Fünfte Antwort.

Ich zweifle durchaus, daß das Wort Octo hier irgend einen leidlichen Sinn empfangen könne, so witzig und gelehrt auch die Versuche es beizubehalten gemacht werden mögen. Meines Erachtens hat sich der Verfasser oder der Kupferstecher dabei verschrieben. Das vorhergehende Wortspiel mit Sextus brachte unausbleiblich Zahlen in den Kopf, und daß bei dem Gedanken an Zahlen leicht octo für ein anderes ähnliches Wort gesetzt werden konnte, das wird Niemand unglaublich finden, der sich jemals verschrieben, und nachher untersucht hat, wie er auf den Fehlstrich gekommen seyn möge. Ohne Zweifel ist der Vers im Magazine abgedruckt, wie er auf dem Kupferstiche steht; ich habe ihn nicht gesehen. Wie er im Magazine gelesen wird, hat er offenbar keine Skansion; soll er die erhalten, so muß man entweder ut weglassen.

Aurea Sæcla fluent: orbis felix erit octo,

und denn stehts noch viel mißlicher mit dem Sinne aus, oder man muß einige Wörter auf folgende Weise versetzen:

AureaSæcla fluent: felix erit orbis ut octo.

Der Fall mag seyn wie er will, lautet der Vers auf dem Kupferstiche wie hier:

AureaSæcla fluent: orbis felix erit ut octo:

so ist unstreitig ein Schreibfehler dabei vorgegangen. Und nun wirds noch wahrscheinlicher, daß sich auch einer in das Wort octo geschlichen haben könne. Mir kommts wenigstens ganz so vor, daß man opto gedacht, und octo geschrieben habe. So schwer, oder vielleicht unmöglich octo den Sinn macht: so leicht macht ihn opto, man lasse das ut aus.

Aurea Sæcla fluent: orbis felix erit, opto,

oder behalte es mit der vorgeschlagenen Versetzung bei

Aurea Sæcla fluent: felix erit orbis, ut opto,
Si tamen, ut pastor, grex velit esse pius.

W. K.

* * * * * * * * *

Sechste Antwort.

Meines Erachtens ist, nach einer poetischen Freiheit, statt des ordinalis octavo, der cardinalis octo, um des Verses willen, gesetzt. Denn, ich getraue mich nicht zu behaupten, daß, wie man Deorum in Deum contrahirt, also auch octavo in octo zusammenziehen dürfe. Und so scheint der Verfasser ein Liebhaber des, wiewohl irrigen Lehrbegrifs vom tausendjährigen Reiche zu seyn, und darauf eine Anspielung gemacht zu haben; da erst eine Periode von 6 Jahrtausenden unter Mühe und Arbeit der Menschen auf Erden verstreicht;

streicht; das siebende Jahrtausend sodann das tausendjährige Reich auf dieser Welt, als einen Sabbath oder Stand der Ruhe in sich schließet, und darauf endlich in dem achten Jahrtausend die völlige Freude im Himmel ihren Anfang nehmen und beständig fortdauren wird. Wenn aber dieses zu weit hergeholt scheinen mögte; so kan man sich die ganze Unterschrift aus 3 Buch Mose 25, v. 21. 22. aufklären. Da werden v. 21. aurea sæcula sub Sexto auf eine ähnliche Art, wie die, unter dem Saturn der Heiden, abgebildet, wie denn die Vorstellung der letzteren von den griechischen und römischen Dichtern aus der heiligen Geschichte erborgt; aber sehr verunstaltet ist. Nächstdem wird v. 22. das achte Jahr so beschrieben; und so segenreich angegeben, daß in der Unterschrift mit den Worten ganz wohl darauf gezielt werden kan, „orbis felix erit ut octo für octavo.„ Allem Vermuthen nach, hat der Verfasser bei seinem Gegenstande die vornehmsten Bilder lieber aus der Bibel, als aus den Fabeln der Heiden, entlehnen wollen.

H = g. R.

* * * * * * * * *

Siebende Antwort.

Vor diesem anstößigen Octo stehet in dem Abdrucke die particula: ut, und meines Dafürhaltens, machet eben diese den ganzen Vers nach der Skansion fehlerhaft und den Satz unvernehmlich;

Man skandire aber diese Strophe nur recht, so hat der Hexameter nach den behörigen Sylbenmaas eine zu viel, und diese trift eben das besagte ut. Nimt man solches also weg, wie es billig weg muß; so wird der Verstand von dem Worte Octo sich aufklären, und der Vers nach dessen wörtlicher Uebersezzung so lauten:

Die goldene Jahrhunderte werden hereindringen; die Welt wird acht (scil. Sæcula) glücklich seyn.

Einen andern Verstand wird dieses Octo schwerlich annehmen können, weil es sich auf nirgends anders, als die vorhin darin angeführten aurea Sæcula beziehen läßt.

Ob, und wie aber der Verfasser der Ueberschrift mit seinem Octo die Dauer dieser Glückseligkeit eben auf 8 Sæcula bestimmen, und sodann etwa eine neue Revolution vorher sagen können, stehet wohl nicht zu errathen, wofern er von seinen eigenen Gedanken selbst keine Erklärung giebet; und müssen wir also den Erfolg hievon lediglich der Nachwelt überlassen, oder man müßte es pro licentia poetica als eine figürliche Redensart annehmen; wann dieses Octo etwa als ein numerus certus pro incerto angesehen werden solte oder könte.

Salvis tamen melioribus.

L. B.

Von dem Einflusse der Musik auf die Tugend.

Die schönen Wissenschaften und Künste stehen mit der moralischen Natur des Menschen im genauesten Verhältniß. Wenn man auch keine erfahrungsmäßige Beweise davon hätte: so wäre schon dies Eine genug, daß in der Moral und in den Künsten sich alles zuletzt auf das einzige Gesetz der Ordnung und Harmonie auflösen läßt. D. Luther glaubte besonders, daß diejenigen, die sich an der Musik vergnügen könnten, eine geheime Anlage zur Tugend in sich haben müßten. Man muß diesen Ausspruch, so wie viele andere dieses großen Mannes nicht ganz ohne Einschränkung verstehen. Zu Luthers Zeit bestand die Musik höchstens in einer erträglichen Melodie zu einem Kirchenliede. Wie natürlich mußte ihm daher nicht von einem Menschen, der sich die Mühe nahm, ein Lied zu singen, oder spielen zu hören, die Muthmaßung seyn, daß er noch weit von der Freigeisterei entfernt sey, und daß sich bei ihm die Gewissenstriebe regten, die ihn fähig machen würden, gute Eindrücke anzunehmen.

Er mag nun aber seinen Gedanken verstanden haben, wie er will, so können wir ihm doch eine Erklärung geben, die der Natur der Sache angemessen ist. Die Tonkunst, besonders wie sie jetzt ihr Reich anbauet und ausbessert, hat es gewiß nicht mit unserm Ohr allein zu thun. Wir würden diese Tochter des Himmels beleidigen, wenn wir sie bloß für die Sinne geschaffen glaubten. Nein, sie regt Affekten, Freude, Betrübniß, sanftere Melancholie, erhabene Ruhe, tiefe Stille, Aufmerksamkeit, Zorn, Wuth, Liebe, alles ist ihr möglich in uns hervorzubringen. Es versteht sich hierbei wohl von selbst, daß hier nicht von den gewöhnlichen Musiken in den Wirthshäusern oder bei Hochzeiten, sondern von dem was zusammengesetzte, vereinigte Mächte durch die Bezauberungen der Bache, Grauen, und anderer großen Meister vermögen, die Rede sey.

Wenn nun die Tonkunst schon auf die Affekten würkt, so ist es eine natürliche Folge, daß die Seele, die die Beherrscherin der Affekten ist, unmittelbar mit von den Affekten angeregt werden müsse. Es kommt alsdann auf ihre eigene Aufmerksamkeit an, wozu sie die Gewalt der Harmonie, und die neuen, in ihr rege gewordenen Affekten brauchen will. Ist ihre Denkungsart edel, so wird sie sich dadurch zu demjenigen Sentiment bestimmen, welches ein Erweckungsmittel einer oder der andern Tugend ist. Sie wird, indem sie sinnlich empfindet, zugleich vernünftig denken, und die freudigen oder betrübten Eindrücke bei dem jetzt vorkommenden Falle zu Handlungen anwenden. Die lebhaft gewordene Freude während einem Concert wird ihren widrigen Gram, ein gewisses mürrisches Wesen, eine gehabte Aergerniß überwinden lehren. Die erhabene Stille wird sie gleichfalls zur Erhabenheit in Gesinnungen bringen, und indem sie doch von einem von Himmel herabgeholten Feuer, dergleichen die Musik ist, entzündet wird, so ist es unmöglich, daß sie nicht auch in Handlungen ausbreche. Wie viel Thränen der Dankbarkeit, wie viel reine Gefühle von der unendlichen Kunst der göttlichen Allmacht, durch welche auch die Musik ihr Daseyn erhalten hat, werden nicht in ihr hervorströmen, wenn sie das majestätische der Töne empfindet. Da wird sie eine Demonstration vom Daseyn Gottes in articulirten Tönen hören, und kräftiger davon überzeugt seyn, als wenn sie zehn andere Demonstrationen lesen würde. Da wird das weich geschmolzene Herz sich den Trieben der Menschenhuld und des Wohlwollens öfnen, und ich glaube, daß, wenn zwo Feinde in einem künstlich betriebenen Concert, die Macht der Tonsprache empfinden könten, sie in gewissen Augenblicken, wo der Künstler die Töne weinen, bitten, um Erbarmung schreien läßt, den Andrang zur Versöhnlichkeit und brüderlichen Umarmung unmöglich verläugnen können. Wie viel die wahre, tugendhafte Liebe Nahrung, Zuwachs und reines Feuer

aus verhaltungsmäßigen Tonstücken hernehmen kan, wird einem jeden sein eigenes Gefühl sagen, wenn er anders bei einem fühlenden Herzen in Umständen gewesen ist, wo er dieses an sich selbst hat erfahren können.

Ich traue meinen Lesern so viel Scharfsinn zu, einzusehen, daß ich alles auf das eigene Wollen der Seele und auf ihre Anwendungskraft ankommen lasse, indem ich behaupte, daß die Musik der Tugend zu Hülfe komme. Dies ist eine sehr nöthige Voraussetzung, weil man nun gleich daraus beweisen kan, woher so viele Tonkünstler lasterhafte Leute gewesen sind? Woher kam es denn, daß die Kunst, die gleichsam in ihrem Hause und in ihren Händen wohnte, sie selbst nicht besserte? Sie trieben sie nur mechanisch. Sie wolten eben nicht durch sie gebessert seyn, kurz, sie dachten nicht indem sie spielten, sie empfanden nicht was gespielt wurde.

Phantasie und lebhafter Eindruck, nebst unmittelbar bestrebter Zueignung der Gewalt der Töne, müssen sich vereinigen, wenn wir unsere sittlichen Neigungen durch sie reinigen, erhöhen, verschönern, oder wenigstens, so wie sie sind, anstoßen wollen, daß sie in ihren guten Bewegungen fortrollen. Es bleibt freilich alles, was dadurch angerichtet wird, nur Temperamentstugend. Aber wie glücklich sind wir zu unsern Zeiten, wenn auch nur unser starkes Temperament durch die Tonkunst in eine Lage gesetzt wird, wodurch es der unähnlichen Erniedrigung zu schändlichen Wollüsten ausweichen kan.

Es hat mich immer betrübt, daß die Römer ehmals, wie Nepos erzählt, nicht viel von Musik hielten, und die Attische Artigkeit, auf der Flöte zu spielen, bleibt immer der entscheidende Schluß, daß Athen damals sittlicher dachte, als Rom. Die grossen Progressen, welche die Musikschulen in unserm Vaterlande gemacht haben, geben immer einen Beweiß ab, daß die deutsche Nation heutiger Tage reeller als ehemals denkt, und daß sie die alten Lustbarkeiten, die Possen bei den Trinkgläsern, und die Harlequinaden mit edleren Vergnügungen zu vertauschen gewußt hat. Und eben diese Anmerkung ist ein neuer Beweiß, daß die Tonkunst mit den Sitten in Verbindung stehe. Wir müssen es daher noch immer unter die Räthsel der Natur setzen, wenn wir bei dem allen, Leute, die nicht zum Pöbel gehören, die sonst vernünftig denken, und wohl gar Gelehrte sind, gleichgültig gegen die Freuden der Tonkunst, kalt und verschlossen gegen die Empfindungen die sie einhaucht, bleiben sehen, oder wenn wir sie wohl gar mit stolzer Verachtung von dieser Kunst reden hören. Wir überlassen sie ihrer Harthörigkeit, und freuen uns, daß uns der Schöpfer ein zärteres Gefühl gegeben hat. Wir sagen es daher zum Preise der Tonkunst, daß sie uns schon manche schwermüthige Stunde überwinden half, daß sie uns oft milde Triebe zur Gütigkeit, zur Gefälligkeit eingeflößt, manchen edlen, beherzten Entschluß in uns geweckt, manche Vorempfindung des Himmels in uns erregt, und eben dadurch manche Stunde, die vielleicht ohne sie in leeren kalten Gesellschaften oder auf andere Weise ohne großen Nutzen für uns vertändelt wäre, auf eine gute Art ausgefüllet hat. — Aeltern! die ihr dieses leset, urtheilet selbst, ob es sich wohl der Kosten verlohne, seine Kinder, und besonders seine Töchter in dieser edlen Kunst unterrichten zu lassen?

Göttingen. W = h = d.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 20ten September 1782.

Erklärung des Phänomens der Elephantenknochen, die in unsern Gegenden begraben sind *).

Aus der großen Revolution, davon ich E. M. schon so viele Spuren gezeigt habe, ist leicht zu begreifen: **warum wir so viel Knochen von Landthieren in unsern festen Ländern finden, wo sie durch das Meer selbst in tiefen Sandbetten, und sogar unter Hügeln begraben zu seyn scheinen.** Es gab feste Länder, die heutiges Tages zerstört sind, aus welchen diese Knochen, nebst den Ueberbleibseln der Vegetabilien, durch Flüsse ins Meer geführt wurden; und dieses Meer, welches damals unsere festen Länder noch bedeckte, führte diesen Raub der alten festen Länder, wie seine eigenen Produkte auf seinem Grunde fort, und begrub sie beide auf dieselbe Weise.

Wir sehen weiter aus aller dieser Revolution, wie es möglich seyn könne, „**daß verschiedene von diesen Gebeinen, die wir in unserm Erdreiche finden, keinem heut zu Tage bekannten Landthiere zukommen.**„ Sie lebten auf diesen alten festen Ländern, und bei der Revolution, rettete sich kein einziges Individuum ihrer Art auf die neuen Länder, oder konte darauf nicht fortkommen; oder wenn es sich rettete, so geschah dies auf solche Länder, die bisher noch unbekannt geblieben sind; oder vielleicht hat auch eine sehr große Veränderung in den Umständen, worin sie von der Zeit an gelebt haben, ihren äußerlichen Bau so sehr verändert, daß wir sie jetzt nicht mehr erkennen können. Wir kennen die Veränderungen noch viel zu wenig, welche eine große Verschiedenheit der Umstände in dem äußerlichen Bau der Thiere hervorbringen kan, als daß sich etwas entscheidendes über die Natur einer solchen Würkung sagen ließe: aber immer muß sie das Resultat einer großen Ursach gewesen seyn; und eine solche war die Revolution.

Aber die Ueberreste der in unsern Ge-

*) Aus des Herrn de Lüc Lettres Physiques & Morales sur l'Histoire de la Terre & de l'Homme. Tom. V. Part. II. Lettre CXLV.

Gegenden gefundenen Thiere und Vegetabilien, deren heut zu Tage bekannte Gattungen nur in ganz unterschiedlichen Himmelsstrichen leben, stimmen nicht unmittelbar mit der Idee von jener Revolution überein, wenn wir solche nur von derjenigen Seite betrachten, die ich bisher E. M. vorgelegt habe. Ich muß jezt also einige neue Umstände von dieser Veränderung ins Licht sezen, um sie mit diesem merkwürdigen Phänomen zu vereinigen.

Hier nun wende ich einige vorausgeschickte Anmerkungen über die Wärme an: zwar nicht das darauf gebauete System; (davon werde ich hier keinen Gebrauch machen,) sondern nur die Phänomene, die sich auf folgende vier Klassen bringen lassen: 1) **die Wärme nimt ab, in dem Maaße, wie die Höhe der Atmosphäre zunimt. 2) Die Sonnenstralen erwärmen die Atmosphäre mehr oder weniger, zufolge gewisser Umstände, die von der Beschaffenheit der Luft herrühren. 3) Die Beschaffenheit der Luft selbst richtet sich nach Localumständen. 4) Die Wärme kan auch sehr in gewissen Gegenden zunehmen, nachdem die Berge in Rücksicht ihrer diese oder jene neue Lage haben.** Dies sind die allgemeinen Phänomene, welche, verbunden mit der Revolution, das vorliegende besondere Phänomen erklären werden.

Durch diese Revolution entstand eine sehr große Veränderung auf der Oberfläche unserer Erdkugel, welche nothwendig wieder eine sehr große Veränderung in der Beschaffenheit der Atmosphäre hervorbringen mußte, weil diese leztere von der Beschaffenheit des Bodens abhängt. Denn weitläuftige Länder der Vorwelt wurden unter dem Wasser begraben, und unsere heutigen festen Länder wurden trocken. Durch diesen einzigen Umstand konten die Sonnenstralen, und alle jene irdischen Ursachen, (causes terrestres,) welche Wärme hervorbringen, in dieser Rücksicht eine sehr verschiedene Würksamkeit auf die Oberfläche der Erde beweisen, so wohl überhaupt, als in besondern Gegenden.

Einige Gegenden der alten festen Länder konten auch in Absicht auf die Wärme, durch gewisse Lagen der Berge, wodurch den Nordwinden der Weg versperrt, und die Würkung der Sonnenstralen verstärkt und dauerhafter wurde, begünstiget werden. Wenn man die Nachricht liest, die uns Herr Pallas von seiner interessanten Reise in die nördlichen Theile von Asien gegeben hat, so solte man bisweilen kaum glauben, er rede nur von einerlei Klima, so sehr sind daselbst oft, seinen Nachrichten zufolge, die Würkungen der Wärme verschieden. Dieselben Verschiedenheiten treffen wir auch in den Gegenden großer Berge an; man glaubt auf einmal 10 Grade der Breite fortgerückt zu seyn, wenn man aus Savoyen und der Schweiz in das Piemontesische oder Mailändische trit; und ich habe E. M. ein auffallendes Beispiel von dieser Würkung gegeben,

in meiner Beschreibung von den umliegenden Gegenden von Hiera, wo die bloße Lage der Berge in einem kleinen Distrikt das Klima von Neapel macht.

Hier sind also drei Ursachen, die, ohne im geringsten auf die Veränderungen zu sehen, welche die höhere Lage des Bodens, oder seine Breite hervorbringen, in den Gegenden, worin die Elephanten, davon wir Ueberbleibsel finden, lebten, diese **Temperatur** hervorbringen konten, die, wie wir sehen, ihrer Gattung angemessen ist. Diese Ursachen sind: 1) Eine gewisse **Fähigkeit** (Disposition) der Oberfläche der Erde und ihrer Atmosphäre erwärmt zu werden. 2) Günstige Umstände, welche diese Wärme an gewissen Orten befördern. 3) Der Schutz der Berge. Aber auch Veränderungen in der Höhe und Breite der Oerter mußten dadurch entstehen, daß das Meer seinen Platz veränderte, und hier sind die Ursachen.

Die Trägheit, (Inertie) ein bei jedem in Bewegung sich befindenden Körper allgemein anerkanntes Gesetz, bringt diese besondere Würkung auf unserer Erdkugel hervor: daß alle auf ihrer Oberfläche befindliche Körper genau dieselbe Bewegung empfangen, die sie selbst hat, und ihr, vermöge dieses ersten Stosses, (Impulsion) beständig folgen, bis die Umstände sich verändern. Daher kommt es, daß ein Stein, der sich von der Spitze eines Thurms losmacht, gerade am Fuße desselben niederfällt; daß der Fuß eines Seiltänzers das Ziel nicht verfehlt, daß die Vögel nicht alle in der Luft bleiben müssen; so bald sie ihren Flug in die Höhe genommen haben. Daher entstehet ferner ein minder in die Augen fallendes Phänomen, das aber meiner Absicht noch näher kommt, ich meine die Nordwest- und Südwestwinde, die ihren Grund in der Bewegung der Luft haben, ohne diese Ursach aber gerade Nord- oder Südwinde seyn würden. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, dies E. M. zu erklären, und ich will es jezt wiederholen.

Die ganze Atmosphäre, abstrahirt von den besondern Ursachen, die sie in Bewegung sezen, drehet sich mit der Erde zugleich herum, weil ein jeder ihrer Theile einmal zu eben der Erdmasse gehört hat; und er also, indem er sich von ihr losmachte, die Bewegung behielt, die er von ihr empfangen hatte. Die Luft ist ruhig, wenn diese erste Bewegung bleibt, das heißt: wenn sich die Atmosphäre gerade so bewegt, wie die Oberfläche der Erde. Sie bewegt sich alsdenn schnell unter der Mittellinie, wo die Bewegung der Erdfläche sehr schnell ist; sie bewegt sich immer weniger und weniger, je näher es nach den Polen zugehet, und überall ist Ruhe. Aber wenn irgend eine Ursach Luft von Norden nach Süden zu treibt, und diese Luft zu unserer Breite gelangt, wo die Erde schneller als im Norden sich umdrehet, so bleibt sie, da sie noch nicht die Geschwindigkeit derjenigen, deren Stelle sie einnimt, erlangt hat, in Vergleichung gegen die

Oberfläche der Erde zurück; und alsdenn stoßen wir auf sie, indem wir uns nach Westen drehen, und so scheint sie uns aus Nordwesten herzublasen, und wird uns fühlbar, weil wir in Rücksicht ihrer keine Bewegung haben. Treibt im Gegentheil eine Ursach Luft von Süden nach Norden zu, so hat diese Luft, wenn sie zu uns gelangt, mehr Bewegung nach Westen, als unser Theil der Erdfläche; alsdenn kommt sie uns vor, und trift uns von der Westseite; es ist also ein Westwind, und trift uns mehr oder weniger südlich.

Es folgt hieraus noch eine sonderbare Bemerkung. Ich gedenke mir eine belagerte Stadt, die in einer solchen Breite liegt, wo die Oberfläche der Erde sich gerade mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel umdrehet, und auf deren Morgen- und Abendseite Batterien errichtet sind. Anfänglich wird man es aus einerlei Ursachen herleiten, warum die Kugeln die Mauern treffen, und dennoch geschieht dies aus sehr verschiedenen und gewissermaaßen entgegenstehenden Gründen. Alle Kugeln der beiden Batterien haben auf gleiche Art die Geschwindigkeit der Erde; daher bewegen sie sich mit ihr zugleich fort. Diese gleiche Geschwindigkeit behalten sie so lange, bis daß das Pulver seine Würkung thut. So bald dies geschieht, so befinden sie sich in dieser Rücksicht in zwei sehr verschiedenen Umständen, die jedoch eine gleiche Würkung auf die Stadtmauern hervorbringen. Die Batterie auf der Abendseite, die nach Morgen schießt, verdoppelt die Geschwindigkeit ihrer Kugeln, indem sie ihnen außer der Bewegung, die sie mit der Erde gemein haben, noch eine andere von gleicher Schnelligkeit beibringt; mit dieser verdoppelten Geschwindigkeit verfolgen sie nun die Mauern, die bloß mit der Geschwindigkeit der Erdfläche vor ihnen fliehen, und wenn sie sie daher einholen, so würken sie nur mit der Hälfte ihrer Geschwindigkeit darauf. Die Batterie auf der Morgenseite, die nach Abend schießt, bringt ihren Kugeln, aber in einem ganz andern Sinne, einen Grad der Geschwindigkeit bei, welcher demjenigen gleich ist, den sie mit der Erde zugleich hatten. Im Grunde sind sie nun also gänzlich ohne alle Bewegung; die Batterie fliehet mit der Erdfläche nach Morgen, die Mauern hinter ihr her, und so begegnen sie den unbeweglichen Kugeln, gegen welche sie mit einer Gewalt anstoßen, welche genau den Stößen, die sie von der andern Seite empfingen, gleich ist: denn das Zusammenstoßen geschieht mit denselben Massen, welche die Kugeln sind, und mit derselben Geschwindigkeit, welches die Geschwindigkeit der Erde ist. Also beschießt der Constable eine Stadt, gerade wie wir es alle in so manchen Fällen zu machen pflegen, ohne zu wissen: **Wie?**

Es ist also gewiß, daß ein jeder Körper, der aus einer gewissen Breite in eine andere fortgetrieben wird, von seiner Bewegung nach Westen zu entweder verlieren oder gewinnen müsse, um ins Gleichgewicht mit der Bewegung

gung der Erde in dieser neuen Breite zu kommen. Die Luft, das Wasser, die Schiffe, die von Süden nach Norden, und von Norden nach Süden gehen, sind in diesem Falle, und, mathematisch zu reden, würken auf die Erdaxe, das heißt, auf diese gerade Linie, welche von einem Pole oder unbeweglichen Punkte bis zum andern, und durch die Mittelpunkte aller mehr oder minder großen Kreise gehet, welche alle Punkte der Erdfläche bei ihrer sich herumwälzenden Bewegung beschreiben.

Diese Axe hat sich also sehr merklich verändern müssen, wenn das Meer, welches aus seinem alten Bette in sein gegenwärtiges trat, merklich seine Breite verändert hat. Denn diese Masse, die dem zufolge, was wir von ihr wissen, schon sehr groß ist, und die vielleicht noch weit größer seyn mag, als wir uns vorstellen, hat ein merkliches Verhältniß zu derjenigen Masse unserer Erdkugel, welche an meisten in Bewegung ist, das heißt, zu den Theilen, die sich merklich von der Axe entfernen.

Dies war nicht die einzige Veränderung, die dadurch, daß sich das Meer ein neues Bette suchte, hervorgebracht wurde. Denn es entstand daraus auch noch ferner eine Veränderung des Schwerpunktes, (dieses Punkts in welchem ein Körper, der sich einmal darin befände, unbeweglich bleiben würde, weil er in allen diametrisch entgegen gesetzten Richtungen auf gleiche Weise würde angezogen werden.) (attiré.) Die Gleichheit der Attraktion, (man erlaube mir diesen bequemen Ausdruck) welche dieser Mittelpunkt (centre) bestimmt, hat seinen Grund in der Gleichheit der Massen, und in den dazu passenden Entfernungen.

Nun aber kam das Meer, welches eine Masse, mit einem gewissen Theil der Oberfläche der Erde ausgemacht hatte, aus dieser bisherigen Verbindung heraus, und bedeckte einen andern Theil dieser Fläche. Nothwendig mußte dadurch der Schwerpunkt verändert werden. Aber dieser Schwerpunkt trägt dazu bei, die Höhe der Oberfläche des Meers auf der ganzen Erdkugel, und folglich auch seine Höhe in Beziehung auf das Land zu bestimmen. Ein gewisser Theil des alten Meergrundes also, welcher jetzt verhältnißweise zu der gegenwärtigen Oberfläche des Meers ein hohes oder niedriges Land ist, konte eine merklich verschiedene Lage haben, in Beziehung auf die Oberfläche des alten Meers und des damals vom Meere entblößten Erdreichs. Nun aber sind Veränderungen der Höhe in Beziehung auf das Meer, Veränderungen der Atmosphäre, und daraus entstehen wieder merkliche Veränderungen in der Wärme.

Ich hätte vielleicht, wenn ich alle Phänomene hätte sammeln, und die Frage von allen Seiten betrachten wollen, die Größe der Masse des Meers, seine ehemalige Lage, und die Lage der alten festen Länder, den Ort und die Größe seiner Höhlen näher bestimmen, und daraus folgern können, wie alle die-

diese Umstände nothwendig eine merkliche Veränderung der Breiten, der Lage der Erdaxe in Verhältniß zu ihrer Kugelfläche, und der verhältnißmäßigen Höhe der Länder und des Meers hervorbringen mußten; und wenn ich noch ferner mit diesen Veränderungen die, so in der Beschaffenheit der Atmosphäre vorging, verbunden hätte, so hätte ich mich vielleicht in ein weitläuftigers Detail einlassen, und mich über mehrere Umstände verbreiten können. Aber das wäre doch nur eine unnütze Arbeit gewesen, weil diese nähere Umstände selbst nicht bekannt genug sind. Nur eine vollständigere Sammlung der Thatsachen, (faits,) mit richtiger Anwendung der geometrischen Regeln, der Gesetze der Schwere und der Bewegung, und Beobachtungen über die Wärme unter verschiedenen Umständen, können uns allmählig in den Stand setzen, diese Landkarte der alten Welt zu entwerfen.

Unterdessen fehlt es uns nicht an einer Menge ins Gebiet der Statik und Physik gehöriger Ursachen, die in der strengsten Theorie gegründet sind; auch nicht an Erfahrungsbeweisen in ganz analogischen Fakten lauter Ursachen, die in ihren Würkungen klar und bedeutend sind, und sich alle in einem Punkt, nemlich in unserm Phänomen vereinigen. Mich dünkt daher, daß ein besonderer Zweig eines Systems, der sich auf einen solchen Grund stützt, und hiernächst mit der ganzen Naturgeschichte übereinstimt, alle Bedingungen erfülle, denen sich ein jeder in dieser Wissenschaft unterwerfen muß. Und die Uebereinstimmung dieses Theils des Systems mit allen seinen übrigen Theilen, beweißt die Wahrheit desselben um so viel stärker, da dies ein Phänomen ist, dessen Erklärung bisher so schwer geschienen hatte, daß selbst große Denker nur sehr schwankende Hypothesen zu dessen Erklärung angenommen haben.

Aus allen diesen vereinigten Gründen halte ich mich also berechtigt zu schließen: daß Thiere und Vegetabilien, die zufolge ihrer Natur nur in einer beständigen Wärme, als der Wärme unserer Himmelsstriche, leben konten, nichts destoweniger vor der Revolution auf gewissen Theilen des festen Landes leben konten; welche Länder eine solche Lage hatten, daß die Flüsse, und hierauf die Ströme im Meere, diese ausgeworfenen Produkte, an den Oertern, wo wir sie jetzt finden, begraben konten. — Aber laßt uns sehen, wie das Phänomen dieser übrig gebliebenen alten Naturprodukte sich in der That mit allen übrigen Phänomenen durch unsere Revolution vereinigen lasse.

Diese Ueberbleibsel sind vorzüglich Elephanten- und RhinoceroskDochen; und folgende Umstände begleiten sie. Diese Knochen sind tief unter der Erde begraben; und wenn man alle Beobachtungen über selbige und die versteinerten Pflanzentheile (Vegetaux fossiles;) (denn dies ist eben dieselbe Erscheinung,) zusammen nimt,

nimt, so sind sie durch Erdlagen, die das Meer aus seinem Grunde herbeigespült hat, (par les depôts de la mêr) begraben worden. Diese Thiere haben also nicht an den Orten, wo wir sie finden, gelebt: ihre Gattungen haben sich nicht allmählig nach wärmern Himmelsstrichen hingezogen, haben keine Auswanderungen nach südlichern Gegenden des heutigen festen Landes vorgenommen. Sondern **das Meer war ehemals da, wo sich jetzt diese Ueberreste finden**, und eben damals legte es seinen Raub daselbst nieder. Dies ist das ganze Phänomen, und ich habe es allemal sorgfältig E. M. bemerken lassen, so oft ich Beispiele davon auf meinen Reisen gefunden habe.

Aber hier sind auch einige sehr charakteristische Umstände, welche von der Revolution nicht allein an und für sich selbst zeugen, sondern auch ihre eigentliche Beschaffenheit und ihre bemerkte Zeit kenntlich machen. 1) Diese Gebeine haben sich noch so wohl erhalten, daß wir sie recht gut erkennen können. 2) Es lassen sich verschiedene Grade dieser Erhaltung (Conservation) bemerken; die schwammichten Knochen sind schon sehr selten; fürnemlich sind uns noch die Zähne übrig: und nach den Materien in welchen sie begraben wurden, oder vielleicht nach dem Datum des Todes dieser Thiere, zerfallen diese Zähne zuweilen, so bald man sie nur berührt, in Staub. 3) Es giebt noch einige die völlig unversehrt geblieben sind, und Herr Pallas erzählt uns sogar von dem Cadaver eines Rhinoceros, wovon sich noch ein Theil der Haut mit den Haaren darauf erhalten hatte. Ich kan also zuförderst aus diesem Umständen schließen, daß diese Gebeine in ihre Zerstörung gehen. Eben dies beobachten wir auch an einigen Vegetabilien und Seekörpern. Ich habe die Ehre gehabt, E. M. von einigen Versteinerungen zu erzählen, die ich selbst in jenen Piemontesischen Sandhügeln gefunden habe, welche durch die leztern Würkungen des Meers auf seinen alten Grund entstanden waren. Ich fand deren, worin das Thier noch weich war, Muscheln, deren Fugen (charnières) noch biegsam waren, eine Menge Schnecken, die noch ihre Farbe hatten, und unter andern eine nur dem indischen Meere eigene Art Hornmuschel, die eben ihre Farbe verlieren zu wollen schien, ein Stück Holz, das auf einer Seite schon agatisirt war, da es an der andern noch brannte.

Um aus diesen allen die Folge zu ziehen, die natürlicher Weise daraus herfließt, will ich die eignen Ausdrücke des Herrn von Bailly gebrauchen. „Es ist, sagt er, eine sehr unwahrscheinliche Voraussetzung, anzunehmen, daß die Gestalten (formes) der Materie, daß die Reste „eines gestorbenen Thiers sich unverändert solten erhalten haben, und „noch nach Tausenden von Jahrhunderten kenntlich seyn können.„

Nun wissen wir aber, wenn wir die

die Naturgeschichte fragen, wie wir die Zeit nach dem System von der Erkältung der Erde (eben der Grund der Berechnung, als welchen man für die Entfernung der Fixsterne annimt,) zu berechnen haben. Die ganze Dauer des menschlichen Geschlechts so weit die Geschichte desselben reicht, hat noch nicht die geringste bemerkliche Verminderung in der Wärme der Erdkugel (eher noch eine Vermehrung) hervorgebracht. Also ist dieser ganze Zeitraum der Dauer der Erde, nur ein ganz unmerklicher Theil der Zeit, die erfodert wurde, wenn diese Erkältung die Temperatur unserer Himmelsstriche, von dem Grabe der Wärme herab, worin diese Thiere, denen diese Knochen gehört haben, wie in ihrem natürlichen Klima leben konnten, bis zu dem gegenwärtigen Grade herunter sezen solte. Und will man bis zu dem erfoderlichen Zeitpunkt zurück rechnen, so weiß man nicht mehr, wie ich schon oben gesagt habe, ob man Tausende oder Millionen von Jahrhunderten in Rechnung bringen solle.

Aus dieser einzigen Betrachtung, wären keine andere Gegengründe, würde folgen, daß man nicht in einer allmähligen **Erkältung** unserer Erdkugel die Erklärung dieser Phänomene suchen müsse; weil sie uns deutlich anzeigen; „daß das Meer diese Ueberreste von Thieren und Pflanzen begraben habe, und das der größte Theil derselben nicht seit einer sehr großen Anzahl von Jahrhunderten begraben ist.„ Dennoch bedeckt das Meer diese Erdreiche nicht mehr. — Es ist also keine sehr große Anzahl von Jahrhunderten verflossen, seitdem es sich davon zurückgezogen hat.

Dies Madam, ist die große Folgerung, worauf so wohl meine Untersuchungen, als der ganze physische Theil dieses langen Werkes abzielen. Ich habe meinen Fleiß nach seiner Wichtigkeit abgemessen; ich habe so wohl die anhaltende Arbeit als auch die Strenge der Untersuchung darnach abgemessen. Dies ist kein Gegenstand der bloßen speculativischen Naturgeschichte, sondern er interessiret alle Menschen gleich nahe. Ich durfte ihn anfänglich nur als Naturkündiger, der seine Schlüsse aus bloßen Naturveränderungen her nimt, behandeln. Ich legte mir auch selbst dies Gesetz auf, und ich habe mich genau darnach gerichtet. Aber als ich vor mehr als 40 Jahren mit seiner Erklärung den Anfang machte, so sagte ich in voraus, daß ich endlich auf die Theologie zurück kommen würde, und diese Untersuchung bleibt mir also noch anzustellen übrig.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 23ten September 1782.

Fragment einer Beurtheilung über die jetzige Modeschreiberei und Verbesserung der deutschen Sprache. *)

Wir irren allesammt, nur jeder irret anderst.
Haller.

Mir, und jedem rechtschaffenen Deutschen, ist es allezeit eine besondere Freude, Männer zu sehen, denen die Ehre ihrer Nation so sehr am Herzen liegt, daß sie sich es oft zu ihrem eigenen Geschäfte machen, zu Beförderung derselben mit allem Ernst das ihrige beizutragen, und die in ihrem Vaterlande mit treuem Eifer, dasjenige zur Ausbreitung nützlicher Wissenschaften und Einführung guter Sitten thun, was dort schon in ihrem Vaterlande jene großen Männer thaten, die Griechenland und Rom durch weise Lehren und kluge Behandlung aus ihrem Staube empor huben; sie zu dem Sitze der Wissenschaften und feinen Sitten, zu glückseligen Staaten und Beherrschern der Erde machten. Was jene Männer thaten, sage ich, deren Ruhm bis auf uns gekommen, und deren Namen noch lange nach unsern Zeiten (und sie verdienen diesen Lohn) mit Ehren gedacht werden wird. Ohne sie würde Griechenland nie geworden seyn, was es damals war, als es Rom lehrte weise seyn: Und ohne sie, ohne diese verdienstvollen Väter ihres Vaterlandes, würde Rom nie auf den hohen Gipfel, auf die glänzende Stuffe seiner Hoheit gestiegen seyn, auf welcher es zur Bewunderung der Welt da stand. Ihr Geist schien gemacht zu seyn, sich von den Ketten der Sklaverei einer dunkeln Unwissenheit loszureißen, und ih-

*) Dieser Aufsatz ist durch das 60te Stück des Magazins vom Jahr 1777 veranlasset, auch bereits in solchem Jahre eingeschickt, jedoch zufälliger Weise bishero zurück geblieben. Vielleicht würde dessen Mittheilung damals mehr zutreffend gewesen seyn. Als jedoch der Inhalt noch jetzo vielen Lesern dieser Blätter nützlich und angenehm seyn kan, so wird nicht undienlich erachtet werden, denselben zum Abdruck zu befördern.

rer angebornen Würde der Menschheit nachzuspüren. Sie kamen endlich nach vielen Umwegen zu einer Quelle der Weisheit, die ihnen die Natur eröfnete, aus der sie immer schöpfen, und mehr als eine halb bewohnte Welt verfeinern konten, da sie die rauhen Sitten milderten, Mißbräuchen sich entgegen setzten, den gesellschaftlichen Umgang feiner machten, und durch Ausarbeitung der Wissenschaften die Sprachen selbst verbesserten, deren Anmuth und Schönheit wir noch jetzt bewundern. — Alles dies waren große und löbliche Thaten, deren vortheilhafte Folgen auch wir noch jetzt genießen. Aber auch Deutschland hat solche große Männer aufzuweisen, deren Namen ihm, so oft sie genennet werden, Ehre machen. Männer deren unermüdetes Geschäft es ist, Wissenschaften immer mehr auszubreiten; die Sitten ihrer Nation zu verfeinern, Tugend und Glückseligkeit, kurz, einen allgemeinen Wohlstand über ihr Vaterland auszubreiten. Es ist meine Absicht nicht, eine Geschichte hierüber in diesen Blättern mitzutheilen; sondern es soll mir dieses nur Gelegenheit geben, meinen herzlichen Wunsch zu äußern, daß solche große Männer, deren wir uns jetzt zu rühmen haben, ihr Ansehen und Würde einigen Mißbräuchen und schädlichen Moden in unserer Schönheits-Litteratur entgegen stellen mögen, die unsern Sitten und der Ehre unserer Nation Nachtheil bringen. Ich rechne dahin zuerst und besonders den übermäßigen Schwarm von solchen Schriften, die aus England, Frankreich, und ich weiß nicht, wo alle her, zu uns geschleppet, übersetzet und gezieret, die Modelektüre Deutschlandes geworden sind.

Ganze Bibliotheken von dergleichen schönen Schriften finden wir in den saubersten Bänden in den Zimmern, nicht allein unserer süßen jungen Herren, denen bei ernsthaften Büchern zu bald der Kopf wehe thut, sondern bei dem andern schönen Geschlecht treffen wir sie schon in ganzen Sammlungen an. Wir hören dasselbe oft in Gesellschaften daher seine Gespräche nehmen, und schon nicht selten entscheidende Urtheile über die Nettigkeit, Schönheit und Fürtreflichkeit dieses oder jenes Romans fällen. Und denn sey demjenigen der Himmel gnädig, dem von uns es etwa Beruf schiene, für die Wahrheit zu reden, ihm bescheiden zu widersprechen, und der durch Gründe ihrer Schädlichkeit dergleichen Bücher zu verdrengen, versuchen würde. Ein solcher würde gewiß allen weiblichen Zorn solcher beleidigten romanen gelehrter Damen zu erwarten haben. Und wer schweigt wohl nicht herzlich gern, diesem mit allen seinen Aeußerungen zu entgehen? Hier übertrift mich ihr persönlicher Eifer nicht, und ich wage es daher, öffentlich zu sagen, daß der Schade, den solche Schriften stiften, unersetzlich sey, denn sie verderben Herz und Sitten. Ich bin zwar der Meinung nicht, daß alle dergleichen Schriften, die unter dem Titel Romane zu befassen

sen sind, als an und für sich selbst verderblich gänzlich zu verwerfen wären, wie z. B. Richardson, Pamela, Clarisse, und die Unterhaltungen für Frauenzimmer. Das sind sie an und für sich selbst nicht, denn ihre Absicht ist Tugend anzupreisen und Laster zu bestreiten, und ihre Verfasser verdienen auch hiefür Dank, wenn sie gleich nicht so oft ihren Zweck erreichen, als sie wünschen. Aber eben dieser Ursach wegen wünschte ich, daß sie nicht so oft und von allerlei Personen gelesen werden mögten. Denn für Personen, schwach an Kenntniß und Tugend, bleiben sie dennoch gefährlich, da diese nicht immer fähig sind, Laster, in dem Kleide der Tugend, von ihr selbst zu unterscheiden, und zwischen der Wahrheit und Falschheit die richtigen Grenzen zu finden. Besonders gefährlich sind sie für die Jugend. Eine blühend beschriebene Geschichte einer keuschen Liebe, eine einnehmende Schilderung aller ihrer Reize, die häufigen unerwarteten vortheilhaften Wendungen dieser oder jener Vorfälle der Geschichte, machen gar zu tiefen Eindruck auf die jungen Gemüther ihrer Leser, als daß solcher ohne Folgen seyn solte. Ohnehin schon zarte Gemüther sind gar zu leicht noch zärtlicher zu machen, und allzu zärtliche Herzen zerschmelzen gar bald in Liebe, Wollust und Entzücken und gehen endlich gar in Rauch und Flammen auf. Stehen aber dergleichen übele Folgen schon von solchen gesitteten und gut geschriebenen Schriften zu erwarten, was haben wir denn nicht von den schlechten niederträchtigen Schreibereien zu befürchten, die man jetzt so häufig siehet? Sie sind fast unter der Beurtheilung eines ehrlichen Mannes, seine Meinung darüber zu sagen. Schande aber sey es solchen unächten Bürgern unsers deutschen Vaterlandes, die würklich in der Absicht Bücher schmieren, deutschen Verstand und Sitten zu verderben. Deutschland sehe doch mit Verachtung auf sie herab, auf diese unglücklichen Witzlinge, und erkläre sie öffentlich für seine mißrathenen Kinder, sie seyn auch wer sie wollen; sie mögen von Freuden oder von Leiden schreiben; von Liebe, Wollust, Trunkenheit, Anbetung, Entzücken, oder gar von Verzweiselung. Ihr verliebter Ritter mag endlich Erbarmung bei seiner Lotte finden, und seine Liebesgeschichte mag durch mancherlei Wendungen endlich einen glücklichen Ausgang nehmen, oder seine Schöne mag ihn schmachten, und aus Verzweiflung sich endlich selbst das Leben nehmen lassen. — Das ist alles gleich, und verdienet von keinem ernsthaften Deutschen gelesen zu werden. Was denkt doch ein vernünftig kluger Mensch bei einem Buche, das der Welt einen philosophischen Helden aufstellt, einen Jüngling von den vortheilhaftesten Eigenschaften, guten Grundsätzen und edlem Gemüth, kurz, einen Jüngling, der der Welt viel verspricht, und mit einem zärtlichen Herzen begabt, nun anfängt die Welt zu sehen. Er ist

von aller Thorheit frei und handelt immer nur nach Gründen. — Aber dieser gute Ritter, nur einmal, von ungefähr, siehet er ein weißes Kleid und eine weiße Schürze mit rothen Bändern, und so gleich fühlt er ungewohnte Triebe. — Kurz, der Geck wird verliebt. Er nähert sich der Schönen; bewundert ihre Reitze, kan sich nicht enthalten: Er drücket ihre weiße Hand, und sie, empfindsam die Sprache seines Herzens zu verstehen, erwiedert sie mit einem sanften Blick. Das reißet ihn nun völlig hin. — Er schmecket Wonne, Trunkenheit, (Niemand frage mich, was das nach deutschem Sprachgebrauch heißen könne,) und überläßt sich nun den Ausgüssen seines Herzens. Aber welchen Donnerschlag hört er aus der Schönen Munde. Getchen, — Lottchen, — oder wie sie heißt, hat kein Herz mehr für ihn. Dies sanfte, dies zarte Herz hat sie schon verschenket, und — läßt ihm keine Möglichkeit, je dessen Besitz zu hoffen. — Das verbreitet Kummer über seine philosophische Seele. Sein Leben ist ihm eine Last. Er zürnet mit dem Geschick, selbst mit der Vorsehung, die ihm ohne den Besitz jenes weiblichen Herzens sein Leben gegeben hat. — Er wird dessen überdrüßig, glaubt sich berechtigt, dasselbe eigenmächtig wegzuwerfen, überzeugt sich davon als starker Geist mit schwachen Gründen, denkt lange nach über die Großmuth seiner Schwäche — bestimt die Art, wie er Märtyrer für die Liebe eines Thoren werden will, und nun — da er seinen Entschluß auszuführen schon begriffen ist, hat er das wichtigste noch nicht gelernet. — Der Poltron kan noch nicht schießen. Was soll ein kluger Mensch bei dergleichen erzählten Geschichten denken? Sie seyn erdichtet oder wahr, das thut zur Sache nichts. — Und denn die Schreibart, die Einkleidung, und das Deutsche, worin sie verfasset werden, machen sie in ihrer Art vollkommen. Bei mir wird, so oft mir dergleichen unbedeutende Schriften in die Hände kommen, keine andere Empfindung rege, als herzliches Bedauren, denn es kommt mir immer vor, als sähe ich das Mitleiden erzwingende und sehr demüthige Bekänntniß solcher armseligen Schriftstellerchen mit großen Buchstaben über ihre sinnlose Geburten in der ihnen eigenen Sprache gesetzet: „'S ist m'r so, wär's in mei n'm Kopf nicht recht richtig. Will's m'r ausg'beth'n hab'n, daß m'n auch mir güt'ge Nachsicht für ein'n im Haupt Verr : : : : ang'dei'n lasse.„ Ich denke: Ja, eine Bitte mit Grunde! Wir wollen es thun. Nur meine junge übergespannte Herren! solten Sie sich zu Zeiten einiger heitern Zwischenräume bei ihrem unheilbaren Kopfschaden zu erfreuen haben; so lassen Sie doch auch uns Gesunde die Gerechtigkeit wiederfahren, und verlangen nicht, daß wir ihr sinnloses Geschwätze, die Würkungen ihres geschwächten Gehirns, lesen sollen. Ach wüßten Sie nur, wie bange einem vernünf-

nünftigen und gefühlvollen Menschen wird, wenn er die Ausbrüche eines verlornen Verstandes und sogar geraubter Sinnen siehet, und wie viel er da von innigstem Mitleiden eingenommen, und herzlicher Theilnehmung gerühret, bei dem traurigen Zustande solches bejammernswerthen fühlet, so würden Sie uns vielleicht Ihre Schriften nicht so sehr aufdringen. —

Diese Herren also einigermaaßen zu bessern, hielte ich für das beste, wenn man sie mit der verdienten Strafe züchtigte, und ihre Schriften ganz und gar nicht läse. Finden sich keine Leser mehr, so sind auch keine Verleger da, und dann würde dergleichen hirnloses Zeug frühe in der Geburt erstikket werden. Ich wende mich also an Sie alle meine theuren Leser! Gelehrte und Ungelehrte, und besonders an Sie meine schönen Leserinnen! helfen Sie doch dergleichen thörigte unartige Schriften aus unserm Vaterlande ganz verbannen. Ich weiß wie viel Ihr entscheidendes Urtheil und richterlicher Ausspruch vermag. Lassen Sie ihn hier in vollem Ernste aus. Gewiß liegt Ihnen das Wohl Ihrer artigen Söhne und noch artigern Töchter recht sehr am Herzen, und Sie thun für die Beförderung desselben was nur in Ihren Kräften stehet. Thun Sie auch dies dazu, und benehmen ihnen mit vereinigten Kräften die Gelegenheit, dergleichen Bücher zu lesen dadurch, daß Sie eine allgemeine Verachtung über sie verbreiten, und eben dadurch dieselben zu Makulatur verdammen. Das ist das einzige sichere Mittel sie ihnen zu entreißen. Glauben Sie es, und wenn Sie ihnen das Lesen derselben noch so wohlmeinend, gründlich und ernstlich verbieten, sie finden doch Gelegenheit in der Stille gegen Ihre wohlgemeinte Warnung zu handeln, und solte Ihre artige achtzehnjährige Tochter, und so manches andere wackere Mädchen, ein solches Buch auch an einem Orte lesen, wohin ihr Niemand folget, und wo sie für eine halbe Stunde längern Aufenthalt, die gelesene interessante Mordgeschichte völlig schadlos hält.

Auf diese Art könten und würden wir mit den schlechten läppischen und verderblichen Romanen bald zu Ende kommen, und ich würde Deutschland überhaupt, jedem Jüngling und Ihnen insbesondere meine artige Schönen! von rechtem aufrichtigen Herzen Glück wünschen, zu der Verminderung der Gefahr, ein unschuldiges und tugendhaftes Herz zu verlieren, das ihre fürnehmste Zierde ist und bleiben muß. Meine Klage aber, die bis hieher hoffentlich sehr gerecht ist, gehet noch etwas weiter. Jene läppische Schreibart, und das ekelhafte verstümmelte Deutsche, dessen sich jene Romanenschreiber bedienen, bleibt darauf jetzt nicht allein mehr eingeschränket, sondern es schleichet sich dasselbe auch schon in ernsthaften Schriften ein, und wir treffen es schon hie und da in Aufsätzen und wissenschaftlichen Büchern an. Wie steuern wir diesem Un-

Unwesen am füglichsten? Das Ansehen und öffentliche Urtheil unserer großen Männer über die Thorheit dieser unwürdigen Mode, würde vieles darin ändern können. Die thörigte Gewohnheit deutsche Briefe französich zu bezeichnen, war in der Maaße zu einem herrschenden Vorurtheil geworden, daß man deutsche Aufschriften für eine Beleidigung und Geringschäzung dessen hielt, an den man schrieb. Mancher hatte die thörigte Mode schon längst eingesehen, unterstand sich aber nicht es zu sagen, noch weniger aber diesen unnatürlichen Misbrauch zu reformiren. Da aber nur **einmal** ein bekannter rechtschaffener Gelehrter, den jeder öffentlich und in der Stille verehren muß, seinen Landesleuten die Thorheit dieser Mode zeigte, so pflichtete jeder seiner Meinung bei, jeder folgete ihm und jeder nahm seinen Vorschlag an, so daß seit dieser Zeit jeder Deutscher, Gelehrte und Ungelehrte, auf deutsche Briefe deutsche Aufschriften macht. Ja, es ist schon zu einer Beurtheilungsregel geworden, daß der Mann, der nahe bei seiner veralteten französischen Aufschrift bleibt, wenig Welt, und noch weniger Kenntniß von dem, was darin vorgehet, haben müsse. — Eben so, glaube ich, würde es wohl mit unserm neuen Mode-Deutschen gehen, wenn ein solcher angesehener Mann oder mehrere derselben, denen ein jeder, ohne sich etwas zu vergeben, folgen kan, es für wichtig genug hielten, öffentlich sich dagegen so oft zu erklären als die Gelegenheit es verstatten wolte. Und welchem Mann von Einsicht, Gründlichkeit und Ernst solte es nicht wichtig genug seyn, seine deutsche Muttersprache, die einen Ausdruck des Ernstes und der Würde hat, von einer Zerstümmelung zu retten, die sie zu einer Stammelei der Kinder macht. Ich kan mich nie genug verwundern, daß es Leute giebt, die die Verwegenheit haben können, durch vorgegebene Verbesserung unsere sonst gute Sprache so sehr zu verderben. Eine Sprache die ihr ganz eigenthümliches Gute, eben so viel Feinheit und Artigkeit des Ausdrukkes, nur nicht so viel Tändelndes, als eine andere Sprache, dagegen aber ungleich mehr Ernst hat. Es ist wahr, es ist lange schon daran gebessert, wie an allen Sprachen zu bessern ist, und es ist nicht zu läugnen, daß auch jezt noch manches, ja vieles verbessert werden könte, — aber ja doch nicht wie die neuen Herren wollen! Seit Gottscheds Zeiten hat sie allerdings viel gewonnen. Sie ist zu der Gründlichkeit gekommen, deren sie sich mit gleichem Rechte, wie viele andere Sprachen rühmen kan. Und nun, da wir kaum anfangen deutsch richtig und gut zu reden und zu schreiben, nun kommen deutsche Pedanten und lehren uns wieder stolpern, stottern und holpern, und warum? bloß um nachzuahmen. Die Grimassen und Handlungen der sinnreichen afrikanischen Thiere aber, denen man den Trieb der Nachahmung zuzuschreiben pflegt,

pflegt, sind bei weitem in der Maaße nicht so lächerlich, als die sinnlose ausländische Nachäffung dieser all zu feinen deutschen Stutzer. Ist in ihrer Umschmelzung der deutschen Sprache wohl der geringste andere Grund, als sie der französischen ähnlicher zu machen? Liegt aber die Schönheit der französischen Sprache darin, daß sie unter gewissen Umständen Buchstaben wegwirft, und unter Veränderung derselben sie wieder zusetzt? Wird andern Sprachen durch eben diese Veränderung die eigenthümliche Art, das Genie derjenigen mitgetheilt, der man dies nachahmet? Hat nicht jede Sprache ihr ganz Eigenthümliches, und das besonders unsre deutsche Muttersprache? Ich glaube alle andere Sprachen unsers Welttheils lassen sich eher miteinander verbinden und ineinander schmelzen als Deutsch und Französisch. Es fehlet unserer Sprache allerdings noch vieles. So haben wir z. B. jetzt schon mehrere Begriffe als Wörter. Bei den sogenannten Kunstwörtern suchen wir uns damit zu helfen, daß wir die fremden Ausdrücke, womit man sie Anfangs bezeichnet hat, in unsere Sprache aufgenommen. Aber das will man jetzt auch nicht mehr durchgängig gelten lassen, und das vielleicht auch mit einigem Rechte. Man übersetzet sie in unserer Sprache angemessenere Ausdrücke, und macht bei immer weitern Ausbauung der Wissenschaften für die daher entstehenden neuen Begriffe neue Wörter. Solche Verbesserungen lassen wir uns gerne gefallen, und wünschen sie als Freunde der Wissenschaften. Aber nur keine Stolperei und Stammelei, es mag dieser Mode auch ein Anstrich gegeben werden, er sey welcher er wolle. Halbe Franzosen wollen wir auch nicht werden. Was erlangen wir dadurch für Ehre? Nein, wir können gewiß eben so stolz auf unsere Nation seyn, ich bin es wenigstens, als immer ein alter Bürger in Rom, ein Franzose, oder gar ein Britte immer nur seyn kan.

Wir dürfen uns unserer graubärtigten Vorfahren nicht schämen. Ehre ist es für uns, wann ihr tapferes, redliches und ernsthaftes Blut, geerbt von ihnen, noch in unsern Adern fließt. Und dieser Ehre sollen wir muthwillig entsagen, und uns ernsthafte gesetzte, ich will sagen, gründliche Deutsche zu flüchtigen Flattergeistern, ich mögte wohl sagen zu Wind = = machen? Nein alle meine theuren Landesleute! des Vorwurfs wollen wir uns nicht schuldig machen. Ein jeder, der Gelegenheit dazu hat, arbeite dagegen, und befördere dadurch die allgemeine Ehre der Deutschen, woran ein jeder seinen nicht geringen Antheil hat.

Der Schluß folgt künftig.

Beant=

Beantwortung der 1ten und 4ten ökonomischen Anfrage im 52ten St. des Hannoverischen Magazins von diesem Jahre.

Der Durchfall der Kälber ist ansteckend. Verschiedene Jahre starben alle meine Kälber am Durchfall ehe sie acht Tage alt wurden. Ich ließ den Kälberstall in den ich sie jedesmal bringen ließ, rein machen und ausweissen, und dadurch blieben die Kälber von dieser Plage frei. Hat ein Kalb den Durchfall, (hier nennet man solches den Glender,) so nehme man etwas Laff, (Laff ist das Käsel in eines gesunden Kalbes Magen,) welches man beim Schlächter bekommen kan, rühre ein oder zweimal etwas davon mit süsser Milch an, und gebe es dem kranken Kalbe zu saufen, so fängt die süsse Milch wieder bei ihm an zu käsen, welches bei dem Durchfall nicht geschieht, da es doch bei einem gesunden Kalbe geschehen muß.

Solte man aber dieses Laff nicht jederzeit haben können, so kan man es auf folgende Art aufbewahren: man lasse es mit einer Hand voll Salz durchkneten, thue es in einen losen linnenen Beutel und hänge es in gelinden Rauch; so bleibt es lange zum Gebrauch gut.

Was die 4te Anfrage anbetrift, so rührt der Schade den die Mäuse dem Korn zufügen, hauptsächlich vom losen legen desselben her, wenn man es nemlich in der Ernte nicht recht feste banset. Meinen Rocken zerfressen niemals die Mäuse, da ich doch gemeiniglich späte dreschen, und kurz vor Jacobi den letzten Rocken, den ich für die Pferde zu Heckerling schneide, aus der Scheuer holen lasse. Der geschickteste Knecht oder Tagelöhner den ich habe, muß mein Korn legen, weil am gutem legen viel gelegen ist; und zwar muß er in der Mitte auf dem Boden, wo der Diemen geleget werden soll, zwei Garben ins Kreuz legen, denn immer rund um, und die Aehren oben ungefähr 2½ Fuß hoch, und sie allemal von der Seite mit der Hand und dem Knie feste andrücken. Wenn die unterste Legge voll ist, fängt man forne oder hinten an, das Sturzende kommt auswärts 3 oder 4 Garben hoch, die Aehren wieder oben auf das Sturzende, und dann werden selbige immer oben jedesmal mit einer Garbe feste neben einander von einer Dachseite zur andern hingepackt. Von oben braucht man nicht darauf zu drükken, weil die ganze Last genug niederdrückt, nur muß man immer feste von der Seite drücken. Die Aehren schliessen alsdenn oben alle Lücken zu. Ist die zweite Legge von forne angefangen, und ganz über geleget, so muß die dritte von hinten angefangen, und wenn solche voll, wieder von forne und so damit fortgefahren werden, bis die Dieme voll ist. Auf diese Art habe ich mein Korn vor Mäusefraß in Sicherheit gestellet, und oft Mäuse, die vom Felde mit herein gebracht waren, todt darin angetroffen, weil sie, wegen des guten legen, nicht wieder heraus kommen konten.

Walsrode. Conrad Meyer.

Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 27ten September 1782.

Fragment einer Beurtheilung über die jetzige Modeschreiberei und Verbesserung der deutschen Sprache.

(Schluß.)

Nun mögte ich noch wohl einige Worte über verschiedene Unrichtigkeiten, deren sich mancher in der deutschen Sprache unwissend schuldig macht, und über den unrichtigen Gebrauch verschiedener Wörter und Ausdrücke reden. Ich habe darüber mit Vergnügen ein wohl aufgesetztes Urtheil in dem oben in der Note angezeigten Stück dieser Blätter gelesen. Ich bin beinahe völlig der wohl gegründeten Meinung des Herrn Verfassers desselben. Allein, es sey mir doch erlaubt, hier einige Zweifel dagegen äußern zu dürfen. Gleich zuerst finde ich unter dem Verzeichniß der Wörter, die einem unnatürlichen Gebrauch unterworfen seyn sollen, das neue Wort **Entsprechen**, und der Herr Verfasser glaubt einen schlechten Ursprung desselben vermuthen zu können. Allein, hier muß ich sagen, daß dies Wort wohl nicht zuerst einem schönen Geiste, in der Entzückung über seine Doris, entfallen ist, wie der Verfasser meinet, sondern es ist dasselbe, so viel ich weiß, von einem unserer jetzigen ansehnlichsten Gelehrten, den die Ehrerbietung mir aber zu nennen verbietet, in seinem Lehrbuche, das kurz vor dem J. 1770 heraus gekommen, zuerst gebrauchet worden. Es hat also in Ansehung seines Ursprunges schon vieles für sich, und in Rücksicht dessen brauchen wir uns dessen nicht zu schämen. Die geäußerte Meinung aber, daß die natürliche Bedeutung dieses Wortes mit dem Begrif den es anzeigen solle, in gar keinem Verhältniß stehe, indem es seiner Natur nach ganz und gar nicht den Begrif einer Uebereinstimmung gewähre, weiß ich nicht, ob selbige hinlänglich geprüfet sey. Sie wird zwar durch einige Beispiele erläutert, und geschlossen: daß, da **sagen** und **sprechen** in der Hauptsache gleichgültige Wörter wären, **entsprechen** nichts anders als entsagen heißen könne, weil die Vorsetzungssilbe **Ent** das eine mal so wohl verneinend sey, als das andere mal. Ist das aber allgemein gegründet, so muß dasselbe auch von allen den Wörtern gelten, die sich mit der

gleich verneinenden Silbe **Ver** anfangen. Ist denn nun aber **Versagen** und **Versprechen** einerlei? Ich will zwar nicht läugnen, daß auch bei diesem ein verneinender Begrif könne herausgedrehet werden Im Sprachgebrauch wird aber die ganze deutsche Welt einen bejahenden Begrif damit verbinden. Doch, ich will deutlichere Wörter hersetzen. Z. E. **Verdienen**. Ich sage der Mann **verdienet** eine starke Belohnung. Ist das verneinend? So: **Verheißen**, mit **Versprechen** ein gleich bedeutendes Wort. Der Prophet Jeremias sagt Cap. 17, v. 7. gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn **verlässet**. Liegt hierin ein verneinender Begrif? Ferner Ps. 119, v. 174. Herr, mich **verlanget** nach deinem Heil. So sage ich, durch Wohlthaten **Verbinden**, **Verpflichten** wir uns die Herzen der Menschen. Ferner: **Verklagen**, **Verfassen**, **Verfertigen**, **Vergelten**, **Vergleichen**, **Vergnügen**, **Vergönnen**, **Verlängern**, **Verbleiben** ꝛc. **Verdeutschen**, heißt das undeutsch machen? **Verehren**, heißt das Jemanden die Ehre rauben? **Vereinigen**, uneins machen, die Einigkeit trennen? Unser Heiland wurde auf Tabor **verkläret**, zeigte er da den Glanz seiner Herrlichkeit, oder überzog er seine Klarheit vor den Augen seiner Jünger mit Dunkelheit? Nach jener allgemeinen Regel müßte dies ja wohl der Sinn des Wortes **Verklären** seyn? Eben die Beschaffenheit hat es mit den Wörtern die sich mit **Ent** anfangen. Man sagt in bejahender Bedeutung z. E. ich **entbiethe** euch meinen Gruß. Der Zorn Gottes **entbrennet**. — Der Vernünftige läßt keine Beleidigung dem Unschuldigen **entgelten**. Durch **Eine** unbedachtsame That **Entstehet** oft eine unaufhörliche Unruhe unsers ganzen Lebens. Der Vorsichtige fängt keine wichtige Unternehmung an, bevor er nicht einen Plan dazu **Entworfen** hat, u. d. gl. m. Hieraus wird klar werden, daß die Wörter, die mit **Ver** und **Ent** anfangen, nicht allgemein verneinend sind, und daß die Wörter Entsagen und Entsprechen, ihrer Natur nach nicht einerlei Bedeutung zu haben brauchen. Ohne dem gelten die Wörter nach dem ihnen beigelegten Werthe, und bezeichnen die Begriffe, die mit ihnen sind verbunden worden. (Verba valent ficut nummi.) Cicero war nicht von dem römischen Senat dazu bestellet, neue Wörter seiner Sprache zu machen, sondern als Schriftsteller gebrauchte er das ihm zukommende Recht, für die Begriffe, die er ausdrücken wolte, und wozu seine Sprache noch keine schickliche Ausdrükke hatte, ein neues Wort zu machen. Eben das Recht haben wir in unserer Sprache, und am wenigsten wird man dasselbe einem Gelehrten, einem Schriftsteller absprechen können. Hatte nun ein solcher einen Begrif von der Art, wofür er noch kein deutsches Wort fand, so konte er eins machen. Und fand er nun **Entsprechen** geschickt genug, seinen Begrif auszudrücken; so konte er dies Wort wählen, und brauchte nicht für den nachmaligen unrichtigen Gebrauch desselben einzustehen. Es soll demnach dies Wort etwas mehreres bedeuten als über-

übereinstimmen, übereinkommen. Ich sage z. E. der und der Erfolg entspricht meiner Erwartung völlig, das heißt so viel, der Erfolg spricht die Uebereinstimmung mit meiner Erwartung mir gleichsam schon entgegen. Das ist, gerade das, was ich erwartete, trift auf das allervollkommenste ein. Dies so kurz mit Einem Worte auszudrücken, sage man mir ein anderes. Zwo entfernte Personen treffen eher zusammen, wenn sie sich entgegen gehen und auf dem Mittelpunkte zusammen kommen, als wenn der eine zu der andern auf ihrem Standorte durch einen weitern Umweg gelangen muß. Dieser uneigentliche Begrif liegt in dem Wort Entsprechen. Man übersetze mir doch mit den aller eigentlichsten deutschen Worten, die lateinischen Wörter, da man sagt, dieses respondiret, oder correspondiret auf das allergenaueste. Uebereinstimmen ist hier nicht das eigentliche Wort. Dies ist schon eine entferntere Bedeutung, und faßt den eigentlichsten Begrif dieser Wörter nicht in sich.

So mögte auch wohl manchem das Wort Auffallen etwas zu scharf beurtheilet zu seyn scheinen, und vielleicht rechtfertiget selbiges wohl in etwas folgendes. Es ist bekannt, daß uns nichts deutlicher ist, als was uns in die Sinne fällt, und durch die Empfindung derselben zu unserm Verstande kommt. Ein Fall der uns betrift und andere Glieder rühret, pflegt unsern Sinnen wohl etwas empfinden zu lassen, und einen desto tiefern Eindruck auf uns zu machen, je unerwarteter und heftiger selbiger uns begegnet. Hievon ist der figürliche Ausdruck Auffallen hergenommen, in der Bedeutung des Unerwarteten, das uns sehr rühret, und heißet so viel: diese unerwartete Erscheinung rühret mich so sehr als eine sinnliche Empfindung immer thun könte. — So sagt man auch dieses oder jenes ist auffallend deutlich, das heißt denn: die Sache ist so deutlich, als ob sie in die Sinne fiele, ohne über ihre Deutlichkeit lange nachzudenken. Ich gebe zu, daß dieser Ausdruck in mancher andern Bedeutung hart und unnatürlich sey. Ob aber in dieser angeführten Verbindungen eben so? da mögte ich wohl selbst ein wenig anderer Meinung seyn, da mir kein Wort bekannt ist, das den Begrif so nachdrücklich und angemessen ausdrücket. — Doch es kan seyn, daß ich mich irre, und in dem Fall werde ich demjenigen öffentlich danken, dem es der Mühe werth scheinen solte, mich und meine Landesleute durch unumstößliche Gründe eines anderen zu belehren.

Ueber verschiedene Unrichtigkeiten im Ausdruck und Worten muß ich hier noch einen kleinen Verdruß gegen verschiedene meiner niedersächsischen Landesleute äußern, und mögte ich wünschen, dieselben mit der Zeit verbessert zu sehen, und zwar nicht allein bei Ungelehrten, sondern auch selbst bei sogenannten Studirten. Neulich kam ein Bekannter, der sich zu den letzteren mit einer ziemlichen Würde rechnet, zu mir, mich zu besuchen. Ich fand ihn ausserordentlich heiter, aufgemuntert und vergnügt. Ich erkundigte mich daher, nach dem angenehmen, ihn so erheitern-

den Vorfall, um Theil daran nehmen zu können. Ich komme eben von einem angenehmen Geschäfte her, war seine Antwort. Und darf ich es nicht wissen? fragte ich weiter. O ja! sagte er endlich. Ich habe diesen ganzen Tag an **meiner** Braut geschrieben. — Ach die arme Braut! dachte ich, was für eine geduldige Seele muß sie seyn, wenn sie den ganzen Tag an sich hat schreiben lassen. Wie bunt muß sie seyn, und wie gefährlich sie anzurühren.

So kommt die Verwechselung mit **Mir** und **Mich** und mit Sie und **Ihnen** bis zum Eckel vor. So höre ich z. E. von einem zu seinen Herrn sagen: Ein guter Freund hat **Mir** zu sich gebeten, weil er glaubt: **Mich** zu sagen, sey pöbelhaft. Eben so hört man fast nicht anders als so reden. Ihr guter Freund lässet **Ihnen** grüßen, und **Ihnen** bitten ꝛc. und ein Frauenzimmer würde es vielleicht übel nehmen, wenn ich es **Sie** nennete, da jede Kammerjungfer und gemeine Aufwärterin so angeredet wird. Sondern ich soll sagen: darf ich mir die Ehre ausbitten, **Ihnen** zu führen. Aber das ist thörigt, und nicht besser, als wenn ich sage: Ich führe **meiner** Frau. Beides ist der Dativ, der ohne grobe Sprachfehler mit dem Accusativ nicht verwechselt werden kan.

Eben so eine häufige Verwechselung findet man unter den Vorsetzungswörtern **Für** und **Vor**. Letzteres halten einige für platt Deutsch, und sprechen, da sie recht zierlich seyn wollen, immer **Für**, ohne zu sorgen, ob es dahin gehöre oder nicht. Z. B. Ich sitze für dem Tische, und stehe für dem Fenster. So nennen sie auch unterweilen ein Vorsetzungswort, oder den Artikel der, die, das, ein **Fürwort**.

Mit **Wie** und **Wo** gehet eben die Verwechselung vor, da ich im gemeinen Leben öfters habe fragen hören: **Wo** heisset denn das?

Einzelne Worte leiden auch öfters sehr. Z. E. Ich höre oft sagen: Ich **fenge an**, statt **fange an**. **Hengen**, statt hangen, und **Ligen**, statt Lügen. Dergleichen Fehler, Unrichtigkeiten, Verzerrung und Verstümmelung der Wörter ist einem deutschen Ohre eben so unangenehm und widerlich, als ein Schnitzer gegen den Priscianum das Ohr eines lateinischen Sprachlehrers entrüsten kan. Alle diese Fehler wünschte ich in unserer Sprache abgeschaffet, und bin versichert, daß, wenn ein jeder meiner geliebten Landesleute das seinige dazu beitrüge, wir in kurzer Zeit eine Sprache haben könten, die so rein, so zierlich, ernsthaft, und dabei so nett seyn würde, als immer die beugsame Sprache der Franzosen seyn kan.

Demophilus.

Ritter Linnäus.

(Aus dem Englischen.)

Carl **Linnäus** war in dem Dorfe Röshult in Schmaland den 24ten Mai 1707 geboren. Sein Vater, damals Vicar dieses Orts, wurde nachher

her Pfarrer zu Stenbrohult. Auf dem Meyerhofe, wo er geboren ist, steht noch jetzt ein großer Lindenbaum, von welchem seine Voraltern den Beinamen Tiliander, Lindelius und Linnäus bekommen haben. Eine gewöhnliche Sache in Schweden, daß Beinamen von dergleichen natürlichen Gegenständen hergenommen werden. Vielleicht wäre daraus zu schließen, daß der Geschmack an Naturkenntniß daselbst sehr alt ist. Carl Linnäus sein Vater, ein großer Blumiste, beschenkte seine Frau, während ihrer Schwangerschaft mit diesem ihrem ersten Sohne, mit den ausgesuchtesten Blumen. Seine Wiege wurde mit Blumen bestreut, und man gab ihm Blumen statt Spielzeug. Der kleine Linné war kaum groß genug, seinem Vater nachzulaufen, so machte er sich schon Gärtnerei zu seinen vorzüglichsten Zeitvertreib. Er lernte bald Gartengewächse kennen, und sammelte immer diejenigen, die in der benachbarten Gegend wild wuchsen. Bessere Gelegenheit fand sich dazu, als er 1717 nach Wexjö auf die Schule geschickt wurde. Im J. 1727 ging er auf die Akademie Lund, wo der berühmte Kilian Stobäus sein Genie für Naturkenntniß vervollkommnete. Schon auf dem Meyerhofe, seinem Geburtsorte, hatte er nach Insekten gejagt, und nie verlor er diesen Geschmack, ob er gleich einmal zu Lund von der Furia infernalis gestochen wurde, und kaum das Leben davon brachte. Von Lund ging er nach Upsal, und setzte immer seine Lieblingswissenschaft fort. In weniger als einem Jahre war er aber wegen seines Tisches und Kleidung in Schulden gerathen, konte auf keine Hülfe von seinen armen Aeltern rechnen. Es ereignete sich, daß ihn der berühmte Olof Cassius, der Autor des Hierobatamicum, einstmalen in dem botanischen Garten antraf, wo er sich mit Beschreibung einiger Pflanzen beschäftigte. Er wunderte sich, daß er von jeder den Namen wußte, und wurde so von ihm eingenommen, daß er ihm in seinem Hause seine Bibliothek und seinen Tisch anbot. Durch dergleichen glückliche Zufälle wurde Linnäus in den Stand gesetzt, die Erlernung der Wissenschaften fortzusetzen. Schon im 25sten Jahre hatte er einen ansehnlichen Theil seines Systems entworfen. Nach der Zeit wurde er von den jüngern Rudbeck beschützet, der ihm wegen seines Alters seine botanischen Vorlesungen anvertraute, die er mit großem Eifer und gutem Erfolg besorgte. In dem J. 1732 machte Linné auf Kosten der Gesellschaft zu Upsal, eine Reise nach Lapland, wo er mit Hunger und Kälte streiten und eine Menge Gefahr ausstehen mußte. Die Pflanzen, die er auf dieser Reise gefunden hatte, machte er in den Memoirs dieser Gesellschaft, noch in dem nemlichen Jahre, bekannt, und klassificirte sie schon nach seinem eigenen System. Hier hatte er auch Gelegenheit, die Probierkunst des Erzes zu erlernen, worüber er sowohl als über die Mineralogie bei seiner Zurückkunft nach Upsal, Vorlesungen hielt. Aus eben dem Grunde reisete er nach den vorzüglichsten Schwedischen Berg-

werken, und wurde dabei von der Freigebigkeit des Herrn von Reuterholm unterstützet. Nachdem er sich auf diese Art mit dem Zustande seines Vaterlandes hinlänglich bekannt gemacht hatte, so fing er seine Reisen in fremde Länder an. Er besuchte Hamburg, Amsterdam, und die hohe Schule zu Harderwyk, wo er Doctor der Arzneikunst wurde, und dann eilte er nach Leiden zu Börhave, der ihn dem Hrn. Clifford empfohl, dessen Naturaliensammlung er beschreiben solte. Im J. 1736 gab er auf Zureden des Gronovius die Originalausgabe seines Systems der Natur in Holland heraus, und nach diesem noch viele seiner Werke in dem nemlichen Lande. Zu eben der Zeit kam auch Linnäus nach England herüber. Sein System der Kräuterkunde wurde zuerst von Gronovius in seiner virginischen Flora angenommen, und seine Namen der Pflanzen in dem Prodromus des van Royen. Ob er gleich in Holland glücklich lebte, so ging er doch nach Frankreich, und stiftetete daselbst mit Bernhard Jussieu die genaueste Freundschaft. Er kam 1738 nach Stockholm zurück, wo er die Arzneikunst zu treiben anfing, und zum Professor der Mineralogie und Arzt der Admiralität ernennet wurde. Im J. 1739 heirathete er die Tochter eines Arztes aus der Provinz, der Moräus hieß, mit welcher er schon vor seiner Abreise aus Schweden versprochen war. Sein Eifer wurde nun immer durch Belohnungen ermuntert.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften, die in diesem Jahre zu Stockholm errichtet wurde, ernennte ihn zu ihrem ersten Redner. Er machte, auf Kosten des Staats, Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs, um ihre Produkte zu erforschen. Im J. 1741 starb der Professor Roberg zu Upsal, und er folgte ihm in dem Lehrstuhl der Arzneiwissenschaft. Da er den berühmten Herrn von Rosenstein zu seinem Mitarbeiter hatte, so wurde die medicinische Facultät auf dieser hohen Schule außerordentlich blühend.

Der botanische Garten, der lange vorher von dem ältern Rudbeck angelegt, aber 1702 durch eine Feuersbrunst wieder zerstöret und nachher vernachläßiget worden war, wurde bald von Linnäus hergestellt, und zu einer solchen Stuffe der Vollkommenheit gebracht, als nur je ein botanischer Garten erreichen kan.

In dem neuen Gewächshause wurde eine eigene Stube zu einer Sammlung natürlicher Seltenheiten bestimmt. Auch die andern Theile der Naturgeschichte wurden vom Linné nicht unverbessert gelassen. Sein Vortrag war außerordentlich lebhaft, und voll einer ihm angebornen Beredsamkeit. Vorlesungen hielt er nicht aus Eigennuß, bloß aus Liebe für seine Zuhörer. So lange seine Gesundheit und sein Geist bei Kräften blieben, so war sein Hörsaal immer voller als der übrigen Professoren ihre. Es wird kaum ein Lehrer seyn, der so viele Schüler aufweisen kan, die hauptsächlich auf seine Ueberredung Reisen zu den entferntsten Theilen unserer Erde gethan haben, um seine Lieblingswissenschaft zu erweitern. Die be-

berühmten Namen eines Kalm, Hassel-quist, Ternström, Toren, Osbeck, Ro-lander, Löfling, Beolin, Forskal, So-lander, Thunberg, Sparrmann, Roth-mann, Clas, Alströmer, Kähler, und anderer mögen Zeugen seyn. Er un-terhielt den ausgebreitesten Briefwech-sel; ein jeder bemühete sich, ihm von einer gemachten Entdeckung Nachricht zu geben, und seine Sammlung zu ver-mehren. Viele Fürsten trugen dazu bei. Von dem lezten König, der ver-wittweten Königin und dem jetzigen Beherrscher Schwedens empfing er die ausgezeichnetesten Beweise einer vor-züglichen Achtung. Er war zu groß-müthig, um seinen Gegnern zu antwor-ten oder sie zu widerlegen, und auch ist kein System je allgemeiner angenom-men worden, als das seinige.

Im J. 1747 wurde er zum Leibarzt des Königes ernennt, 1753 wurde er Ritter des Nordsterns, und 1757 wur-de er in den Adelstand erhoben. In dem J. 1776 entsagte er mit Erlaubniß des Königs seinem Platze, der ihm ein dop-peltes Jahrgeld gab, und zwei Güter für ihn und seine Kinder. Der nemli-che edelmüthige Monarch ließ auch nach seinem Tode eine Gedächtnißmünze schlagen, auf deren eine Seite das Brustbild des Linnäus und sein Name steht. Auf der andern Seite ist Cybele in einer niedergeschlagenen Attitude mit einem Schlüssel in der Hand, und von Thieren und Pflanzen umgeben, mit der Umschrift: Deum luctus augit amis-si, und darunter Post obitum Upsaliæ d. X. Jan. MDCCLXXVIII. Rege ju-bente. Allein, außer dieser war seinem Gedächtniß noch eine Ehre vorbehal-ten, die noch keinem Gelehrten wieder-fahren ist. Der König bedauerte in sei-ner Rede an die lezte Versammlung der Stände den Verlust Schwedens, den es durch den Tod des Linné erlit-ten hat. Man kan sich leicht vorstellen, daß keine Gesellschaft der Wissenschaf-ten gewesen ist, so zahlreich sie auch sind, die ihn nicht zu ihrem Mitgliede auf-genommen hätte. Sowohl in seinen jüngern Jahren als gegen das Ende sei-nes Lebens, war er verschiedenen Leibes-schwachheiten unterworfen. Er bekam 1776 einen Schlagfluß, dem eine Läh-mung und ein allgemeiner Verfall sei-ner Seelenkräfte folgte. Nach vielen andern heftigen Anfällen starb er in ei-nem Alter von 70 Jahren und 8 Mo-naten. Er hinterläßt eine Witwe, ei-nen Sohn, der auch Karl heißt, und 4 Töchter. Seine Statur war klein und unansehnlich; der Kopf war breit, und der hintere Theil sehr hoch. Sein Blick feurig, durchdringend, und geschickt, Furcht einzujagen. Sein Ohr war nicht für Musik gebauet. Er war lebhaft, und hatte ein starkes Gedächtniß, ob es ihn gleich in dem leztern Zeitpunkt seines Lebens zuweilen verließ. Seine Sprach-kenntniß war eingeschränkt, und doch blieb ihm keine Entdeckung unbekannt. Im Sommer schlief er von 10 bis 3, im Winter von 9 bis 6 Uhr. Er ging gleich von seiner Arbeit, wenn er nicht ganz aufgeräumt war. In Gesellschaft war er angenehm, allein von einer außeror-dentlichen Empfindlichkeit: er war aber eben so leicht zu besänftigen. Um das J. 1746 war sein Motto, Laudatur & al-get, nachher vertauschte er es gegen Fa-mam extendere factis.

* * * * * * * * *

Die Stammtafel von Karl von Linné, wird, um die hier von ihm gegebene Biographie desto vollständiger zu machen, zu Ende dieser kurzen Abhandlung nicht am unrechten Orte stehen. Sie ist in Herrn Schlözers Briefwechsel Theil 4. Heft 19. Nov. 1778. S. 40. aus Collectio Gjörwelliana, Stockholm 1778. S. 197. übersetzt, befindlich, und lautet so:

I. **Bengt Ingemarsson**, ein Bauer zu Stegaryd, im Kirchspiel Hvitaryd, in Schmäland heirathete die **Ingård**, Tochter des Bauern Anders zu Jomsboda in eben diesem Kirchspiele. Die Brüder dieser **Ingård**, **Ambern** und **Lars**, wurden beide Geistliche, und nahmen den Namen Lindelius an, von einer sehr großen **Linde**, die noch jetzo zwischen Jomsboda und Linnhult steht. Sie starben im J. 1684 und 1672. Ihr Mannsstamm ist ausgegangen.

II. **Ingemar Bengtsson**, ein Sohn vom erstgemeldeten **Bengt**; geb. 1633. wurde Arrendator von dem adlichen Gute Erikstad, und heirathete 1661 die **Ingård**, Tochter des Bauern Ingemar Svensson zu Jomsboda. Die Brüder dieser Ingård, Karl und Seven, wurden beide Geistliche. Sie starben im J. 1697 und 1712. Auch diese nahmen von erst bemeldeter großen **Linde** den Namen Tiliander an. Der letztere, Sven Tiliander, der Hausprediger bei dem Grafen Horn in Bremen gewesen war, war ein großer Liebhaber von Baumzucht und Gewächsen, und legte bei seinem Pfarrhause einen hübschen Garten an, der aber nachher eingegangen ist. Seine beiden Söhne und sein Enkel waren alle Geistliche: seine Urenkel leben noch, der eine ist Adjunctus Gymnasii in Werjö, der andere ist Fähndrich.

III. **Nils Linnäus**, ein Sohn von erstgemeldetem Ingemar, geboren zu Jomsboda 1674, gestorben 1748 als Pastor in Stenbrohult. Dieser nahm zuerst den Namen Linnäus von oft bemeldeter großen **Linde** an. Er war ein Freund, und für sein Zeitalter auch ein Kenner der Botanik, und legte in seinem Pastorat einen Garten an, indem er über 400 Arten fremder Gewächse hatte. Er hatte 3 Töchter, wovon 2 an Geistliche und eine an einen Krons-Befalningsman, verheirathet worden; und 2 Söhne. Der jüngere Sohn, Samuel Linnäus, geboren 1718, lebt noch als Pastor in Stenbrohult seit 1749, ist Verfasser einer Schrift von der Bienenzucht 1768, und hat keine Söhne. Der ältere Sohn ist

IV. **Karl Linnäus** geboren zu Rößhult (der Kaplanei von Stenbrohult,) den $\frac{12}{23}$ten Mai 1707, kam nach Werjö in die Schule 1717, in das dortige Gymnasium 1724, studirte in Lund 1727, und in Upsala 1728, ward hier Vicarius in der Botanik für den Archiater Rudbeck 1731, wurde Doctor in Harderwyk 1735, Prof. Med. Ord. in Upsala 1741, Archiater 1747, Ritter vom Nordstern 1753, geadelt 1756, nannte sich seitdem von Linné, und starb den 10ten Jan. 1778 am Schlag. Sein einziger Sohn

V. **Karl von Linné**, geboren in Fahlun 1741, wurde Demonstrator in Upsala 1759, designirter Prof Medic. & Botan. 1763, Doct. 1765, und folgte seinem Vater 1777. Von seinen 4 Schwestern ist eine an den Rittmeister Bergencranz verheirathet.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 30ten September 1782.

Vom Lachen und Weinen.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Das Lachen ist keines der geringsten unter den Eigenschaften und Handlungen, die dem Menschen eigenthümlich zugehören.

Man findet unter den Thieren kein einziges, das im eigentlichen Verstande lachte. Selbst die Lachtaube, deren Ton dem Lachen am ähnlichsten kömmt, schreiet nur auf Art des Lachens, aber sie lacht nicht würklich. Man kan mit Gewißheit sagen, daß eben das, wodurch ein Mensch ist, der Grund seines Lachens sey. Nun macht die Verbindung eines vernünftigen Geistes mit einem Körper einen Menschen aus, daher ist der Grund des Lachens darin zu suchen, daß wir eine vernünftige Seele besitzen. Hier wird nur der geistische Theil des Lachens betrachtet, der körperliche Theil desselben aber den Physikern und Aerzten überlassen; und das um so vielmehr, weil es eine Art von Lachen giebt, die man nur bei verstandlosen Personen und im Tollhause suchen muß.

Zu dem Lachen, davon gegenwärtig gehandelt wird, gehört Vernunft, und noch überdies die Fertigkeit unsers Geistes, welche wir Witz nennen.

Zu erklären, was das Lachen sey, ist eine sehr schwere Sache, und dieses deswegen, weil es etwas sinnliches ist, und weil alles sinnliche nur in dunkeln Vorstellungen bestehet.

Es giebt zweierlei Lachen, ein wahres, und ein verstelltes. Der Gegenstand des wahren und ächten Lachens ist niemals etwas wichtiges. Bei demselben ist unser Gemüth zu gesetzt, und die Leidenschaften werden zu stark angegriffen, als daß man lachen könte. Wichtige Dinge haben einen starken Einfluß auf uns, und sind entweder angenehm oder unangenehm. Bei den unangenehmen findet das Lachen ohnedem nicht statt, bei den erfreulichen aber sind wir zu heftig gerührt, als daß wir lachen könten. Wir können uns wohl freuen, wir können frohlocken, und wohl gar jauchzen; aber das wird niemand ein Lachen nennen. Und, wenn wir aus einer plötzlichen Gefahr befreiet werden, oder selbst von unserm Todfeind in der größten Armuth die

reichste Erbschaft und den größten Wohlstand erhielten: so wird bei diesen Empfindungen wohl Trost, Vergnügen, Ruhe und Freude seyn; aber das, warum wir lachen, ist von diesem allen noch unterschieden, ob es wohl nahe mit der Freude verwandt seyn mag.

Wir lachen über etwas abgeschmacktes, oder abgeschmackt scheinendes, das wir plötzlich gewahr werden; und das Unnatürliche gehöret hieher. Ein Scherz, eine Antwort, ein witziger Einfall, wenn sie fein, passend und unvermuthet sind, bewegen uns zum Lachen: denn sie entdecken uns eine unförmliche Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit. Wenn ein Mensch auf freier und gerader Straße einen unschädlichen Fall thut, so wird er ausgelacht; nicht aber, wenn er an einem gefährlichen Orte fällt, oder einigen Schaden nimt. Das Auslachen bei einem solchen unschädlichen Fall zeigt uns schnell etwas ungeschicktes an einem großen Menschen, der jetzt aufrecht sich zeigt, und den Augenblick darauf die Beine in die Höhe kehrt: er erschrickt stark, und die Schuld ist seine Unvorsichtigkeit, die Würkung ist auch eines solchen Schrekkens nicht werth. Also zeiget sich hier was abgeschmacktes und nicht übereinstimmendes. Dagegen lachen wir nicht, wenn wir ein Kind fallen sehen, weil selbigem die Unachtsamkeit und Ungeschicklichkeit natürlich ist.

Sehen wir Jemand eine sehr kleine Handlung mit außerordentlichem Ernst verrichten; so sehen wir, daß sich die Art der Handlung nicht zur Sache schickt: daher entsteht ein Lachen. Und auf diese Art sind die meisten Scherze, die uns zum lachen machen, beschaffen; wie denn alle große und außerordentliche Zurüstungen zu einer Kleinigkeit, die derselben nicht bedarf, eben deswegen lächerlich seyn, weil wir etwas ungereimtes und widersprechendes wahrnehmen; weil wir etwas wichtiges mit gutem Grunde erwarteten, und mit einmal einen großen Abfall wahrnehmen.

Horatz nennet daher die Maus, die von den kreissenden Bergen geboren wird, eine **lächerliche Maus**; und in seiner Dichtkunst setzt er das Lächerliche in dem Widersinnischen.

Läßt man Jemanden, der uns mit einem Spott anfällt, mit einer schnellen sinnreichen Antwort, die aus dem Spott selbst hergenommen ist, ablaufen, so entstehet ein Lachen, weil er wider seine Absicht, Gelegenheit giebt, ihn zu besiegen; und dieses Lächerliche erhält eine größere Stärke, wenn es mit einem ernsthaften Gesicht vorgebracht wird.

Untersucht man den Grund des Lachens recht, so wird man finden, daß er theils in einem Wohlgefallen über die gemachte Entdeckung, vermöge welcher wir uns freuen, daß wir schnell eine Einsicht erhalten, liege, theils aber liegt er in unserer Selbstliebe, da wir uns freuen, klüger und besser zu seyn, als ein Thor. Es vergnügt uns, daß Jemand abgeführt wird, und wir gefallen uns selbst. Dieses Vergnügen übereilt uns so schnell, daß dadurch ein ausbrechendes Lachen entsteht. Es ist daher das Lachen *ein ausbrechendes*

Ver-

Vergnügen über eine unvermuthet entdeckte Thorheit, Ungereimtheit und Unförmlichkeit. Nach dieser Erklärung sehen wir, daß nur der Mensch im eigentlichen Verstande lachen könne, weil er wegen der Kräfte seiner Seele, insbesondere des Witzes, die lächerliche Entdeckung machen kan; und vermöge des Körpers sein Vergnügen durch Verziehung der Muskeln, und durch den Ton der Stimme ausbrechen zu lassen im Stande ist; wie er denn auch, vermöge seiner Selbstliebe, dieses Vergnügens fähig ist, und es suchet, oder wenn es ihm dargeboten wird, es mit Eifer annimt.

Das Lachen hat große Macht über den Menschen. Höret man etwas lächerliches, so würkt es mit solcher Gewalt, daß man ihm nicht widerstehen kan. Ja, wenn wir wegen gewisser Umstände gezwungen werden, das Lachen zu verbeißen, so wird es uns sauer, und oft unmöglich. Die Lust zum Lachen wird durch den Zwang nur stärker, und bricht oft durch, wie ein Strom einen Damm durchbricht; alsdenn wird das Lachen desto stärker.

Das Lachen ist auch etwas ansteckendes, weil wir alle eine Neigung zum Lachen besitzen; und es greift desto mehr um sich, je herzlicher man andere lachen siehet.

Diese ansteckende Kraft des Lachens gehet so weit, daß man siehet, wie andere mitlachen, ohne die Ursach zu wissen, und selbst in solchem Mitlachen entdecken die Lachenden neue Unförmlichkeiten, welche das Lachen vermehren.

Folgende Arten des Lachens, verdienen eigentlich diesen Namen nicht; wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem wahren Lachen aber zeigen sie deutlich, daß die Eigenliebe die Quelle derselben ist.

Es giebt ein nichts bedeutendes Lachen, welches sich sehr viele angewöhnt haben, um nur eine Freundlichkeit an den Tag zu legen; und dieses wird größtentheils auf solche Worte gelegt, die in der Erzählung eine Antwort des Lachenden bedeuten, welche dadurch merkwürdig gemacht werden soll. Mit diesem ist das dumme Lachen solcher Personen, die über alles lachen, sehr nahe verwandt. Es entstehet daher, weil solche Lacher sich wollen bemerken und hören lassen. Dieses Lachen ist ein Kennzeichen eines ungezogenen Menschen.

Es giebt ein Hohnlachen, wodurch man dem Gegentheil seine Verachtung bezeiget; und dieses ist eine der empfindlichsten Beleidigungen, die man nur erdenken kan, und solte unter wohlgesitteten Menschen nicht statt finden, außer in der Satyre gegen einen unheilbaren Thoren, den man züchtiget, nicht weil man Hofnung hat ihn zu bessern, sondern damit man andere warne.

Das zornige Lachen ist mit dem Hohnlachen nahe verwandt, weil es eine Geringschätzung und Verachtung des Gegners anzeiget, zuweilen auch einen eingebildeten Triumph bedeutet, und nicht selten aus einer Freude entsteht, die ein grimmiges Gemüth an Zorn und Beleidigungen hat, da man mit rechtem Vergnügen zürnet.

Das rechthaberische Lachen entstehet

aus einem Frohlocken darüber, daß man Recht behalten hat, und ist den ewigen Zänkern und Widersprechern eigen. Der Ton, mit welchem es hervorgebracht wird, unterscheidet sich von allen andern Arten des Lachens durch etwas superkluges, so dadurch angezeiget wird. Oft bleibt es nur im Unterleibe, erschüttert denselben, und kömmt durch den Hals, einem Husten etwas ähnlich, hervor. Der Hauptgrund ist nicht so wohl eine Freude, daß man Recht behalten hat, sondern vielmehr eine Freude, daß der Gegentheil unrecht gehabt hat.

Das schadenfrohe Lachen ist ein Lachen des Satans, und so unmenschlich, daß es nur bei dem niederträchtigsten Pöbel und den boshaftesten Gemüthern angetreffen wird, die dadurch ein Zeichen geben, daß man sich für ihnen auf die möglichste Art hüten soll.

Mit dem Lachen ist das **Lächeln** verwandt, welches theils ein freundschaftliches, theils ein gefälliges ist, und welches einem jeden Gesichte so wohl anstehet, daß ein alltägliches dadurch angenehm, ein hübsches schön, und ein schönes recht himmlisch wird.

Es ist ein Kennzeichen der Stärke und Schwäche eines Menschen, wenn er zur rechten Zeit oder zur Unzeit lacht.

Das laute Gelächter ist fast niemals zu entschuldigen, denn es ist niederträchtig, und beleidigt die Hochachtung, die ein Mensch dem andern schuldig ist.

Das Lachen macht eine Art von Bekanntschaft, und Personen, die mit einander über eine Sache gelacht haben, sind in eine gewisse Bekanntschaft mit einander gerathen, die ihnen einen nähern Zugang zu einander eröfnet. Es ist elend und abgeschmackt, wenn man seine Stärke darin setzt, daß man andere zu lachen machen kan.

Die Lehre vom Lachen erläutert die Natur der Scherze, Lustigkeiten, witzigen Einfälle und der bons mots.

Das **Weinen** ist eben so wohl, wie das **Lachen**, ein besonderer Vorzug des Menschen, ja im eigentlichen Verstande etwas ungemein menschliches, das dem Menschen Ehre bringt; und wie kein Thier außer dem Menschen ist, das eigentlich lachte, so ist auch keins, das eigentlich weinte.

Man muß das **Weinen** von der **Vergießung der Thränen** unterscheiden; dieses ist eine physikalische, und jenes eine moralische Handlung.

Die Erklärung, die **Campanella** in seinem Buche de sensu rerum vom Weinen gegeben hat, ist so eingerichtet, daß man selbst nicht weiß, ob man bei selbiger weinen oder lachen mögte.

Er sagt, das Weinen ist die Zusammenziehung der Geister in ihre Zellen. (Spirituum in cellas collectio.)

Das Weinen entsteht gewöhnlich aus dunkeln Vorstellungen eines gewissen Uebels. Es ist also etwas sinnliches, und eben deswegen wird es, wie bei dem Lachen schwer, mit Deutlichkeit davon zu reden.

Wenn man weint, so erfährt man, daß in der Seele gewöhnlich eine Menge dunkler und verwirrter Vorstellungen sind, von einem Uebel, das uns einen Schmerz verursacht, und unser Herz

in eine gewisse Bangigkeit versetzt, die endlich in Thränen ausbricht.

Das Weinen ist also nach dieser Erfahrung gemeiniglich ein merklicher Ausbruch eines Schmerzes, durch Vergießung der Thränen über ein Uebel, oder vielmehr über einen gewissen Grad eines Uebels.

Mit gutem Vorbedacht ist gesagt, daß das Weinen **gewöhnlich** aus einer dunkeln Vorstellung eines Uebels entstehe, denn es soll gleich bei dem Weinen aus Freude, eine Gattung von solchem Weinen angemerkt werden, bei welchem die Empfindung des reinsten Vergnügens, ohne die Mischung des geringsten Uebels, angetroffen wird.

Der höchste Grad des Uebels läßt keine Thränen zu; allein auch nicht ein sehr geringer, weil der der Thränen nicht werth ist, deswegen ist in der Erklärung ein gewisser Grad eines Uebels gesetzt.

Es giebt wahre und falsche Thränen, und also ein wahres und falsches Weinen. Hier wird nur das ächte Weinen, welches der Menschheit zur Ehre gereicht, erklärt.

Man kan das ächte Weinen, oder die wahren Thränen, in zwei Klassen bringen; denn man weinet aus Freude, man weinet auch aus Traurigkeit.

Das Weinen aus Traurigkeit läßt sich mit der gegebenen Erklärung vom Weinen überhaupt verbinden, imgleichen auch die Freudenthränen, wenn man nur von letztern die eine Gattung ausnimt, bei welcher die Empfindung des reinsten Vergnügens ohne Mischung des geringsten Uebels angetroffen wird, und die ihren Grund in der Zärtlichkeit haben. So wären z. B. die Thränen einer zärtlichen Mutter, welche der Dichter also beschrieben hat:

> O welche Wollust meiner Augen!
> Ich seh den kleinen Hylas saugen,
> Die Mutter siehts mit stiller Lust.
> Sie schlägt die holden Augenlieder
> Auf ihren Säugling thränend nieder,
> Und drückt ihn lächelnd an die Brust, u. s. w.

Die Gemüthsempfindungen, welche sich hier durch Thränen sichtbar gemacht haben, haben nichts vom Widrigen; allein sie sind höchst zärtlich, und diese Zärtlichkeit ist die Mutter dieser Thränen gewesen.

Die übrigen Gattungen der Freudenthränen, lassen sich recht gut, so widersprechend es auch scheinen mögte, mit der oben gegebenen Erklärung, daß sie nemlich aus einer dunkeln Vorstellung eines Uebels entstehen, verbinden. Die Beispiele aus der Geschichte und täglichen Erfahrung zeugen, daß uns eine unvermuthete große Freude eben so wohl Thränen auspressen kan, als ein Uebel. Allein so widersinnisch es zu seyn scheint, daß man aus Freuden weine, wenn doch das Weinen ein merklicher Ausbruch eines Schmerzes durch Vergießung der Thränen über ein gewisses Uebel seyn soll, so läßt es sich doch auf folgende Art gut erklären: Alles Uebel ist entweder ein vergangenes, oder gegenwärtiges, oder zukünftiges. Ich weine, wenn in meiner Seele viele dunkle Vorstellungen von einem gegenwärtigen Uebel sind; und, weil die Vorstellungen meines gegenwärtigen Zustandes eigentlich Empfindungen sind, so weine ich denn recht

aus Empfindungen. Oft weint auch ein zärtliches Herz aus einer bloßen Ahndung, wenn es ein zukünftiges Uebel vermuthet, oder auch, wenn es dasselbe gewiß vorherzusehen glaubet; so kan man nun auch weinen, wenn ein gewisses Uebel vorbei, und man unvermuthet daraus errettet worden ist.

Dieses letzte sind eigentlich die Thränen der Freude, und man vergießt sie nur im Verhältnisse auf das Uebel, das vorüber gegangen ist. Wenn man die Erfahrung solcher Fälle zu Rathe zieht, so wird man klar sehen, daß man nicht weint, weil man ein besonderes Vergnügen erfährt, oder, daß man über die Freude selbst Thränen vergießt; sondern es sind eigentlich zu der Zeit in der Seele eine Menge dunkler Vorstellungen, die uns das Uebel, in welchem wir uns befanden, so zu sagen noch einmal anschauend darstellen, zugleich aber auch die große Wohlthat zeigen, durch welche wir errettet sind; und die Größe des Uebels, die wir, nach einer weisen Veranstaltung des Schöpfers, erst denn ganz fühlen, wenn es vorüber ist, erpresset eigentlich die Thränen.

Ein reicher und begüterter Mensch, wird über die Nachricht einer reichen Erbschaft nicht in Freudenthränen ausbrechen; allein, man setze dagegen einen blutarmen Menschen, der sein Leben in den kümmerlichsten Umständen hinbringen muß, dieser erhält unverhoft die Nachricht von einer reichen Erbschaft: was für Bewegungen müssen da in seiner Seele vorgehen? Er wird gewiß, wenn er anders eine fühlbare und zärtliche Seele hat, in Freudenthränen ausbrechen. Woher entstehen diese Thränen? Sie sind nicht eigentlich um des Guten willen entstanden, denn das wiederfuhr beiden. Wir können auch annehmen, beide haben ungefähr gleich fühlbare und zärtliche Seelen, so müßte der Begüterte eben so wohl geweint haben, als der Arme. Das Weinen des letztern muß also aus den dunkeln Vorstellungen von der Größe des vergangenen Uebels entstanden seyn, wenigstens muß diese Größe des Uebels das Uebergewicht zu den Thränen geben.

Bei dem Weinen aus Traurigkeit schließen sich wieder neue Betrachtungen auf. Wenn ich aus Schmerz weine, nemlich aus den Vorstellungen eines gegenwärtigen, oder auch vielleicht zukünftigen Uebels, so muß es nicht den höchsten Grad haben, den es in Absicht auf mich haben kan, sonst kan ich nicht weinen. So wenig ein sehr hoher Grad der Traurigkeit mir die Worte zuläßt, so wenig läßt er auch die Thränen zu; und kan ich erst gebrochene Worte stammeln, und findet sich erst das Weinen, so hat die Vorstellung des Uebels schon etwas von dem ersten heftigsten Eindrucke verloren.

Erhält Jemand die Nachricht von dem Tode seines Vaters, den er recht kindlich und zärtlich liebte, so wird er bei der ersten Botschaft keine Thränen vergießen; warum? Der Schmerz ist zu groß, er hemmet die Sprache, und verstopfet die Quelle der Thränen. Allein, wenn der erste heftige Eindruck vorüber ist, dann wird die Stimme in gebro-

brochenen Klagen ausbrechen, und dann werden sich auch die Thränen finden.

Bei einem sehr großen Schmerze hat man allemal halb gewonnen, wenn man erst weinen kan; selbst mit den Thränen verlieren sich nach und nach die schwarzen Vorstellungen, und fließen so zu sagen, mit ihnen die Wangen herunter.

So wie der Gegenstand des Lachens niemals etwas wichtiges ist, so ist auch der Gegenstand des Weinens niemals ein sehr hoher oder der höchste Grad der Traurigkeit, denn wenn man Thränen vergießt, so hat sich die Vorstellung des Uebels schon etwas gemindert.

Bei den Thränen der Freude scheint es gerade umgekehrt zu seyn. Wenn ich aus Freuden weinen soll, so muß einmal das Uebel sehr groß gewesen seyn, in welchem ich mich befunden habe; zum andern, das, was mich herausreißt, muß mit einem male und unvermuthet das ganze Uebel aufheben, und also einen sehr hohen, wo nicht den höchsten Grad der Freude, in Absicht auf mich hervor bringen. Man setze, daß mir ein Stockband fehlet, wo ich in Umständen bin, da ich es mir eben nicht kaufen kan; man setze auch, daß es mir in eben der Zeit geschenket wird, ja man setze noch mehr, es wird mir von einem liebenswürdigen Mädchen geschenkt; ich werde einiges Vergnügen empfinden, aber so lange ich vernünftig bin, werde ich nimmermehr weinen: denn das Uebel und die Freude waren beide zu klein, mich zu Thränen zu bringen.

Allein, man setze die Grade des Uebels und der Freude immer höher, so wird mein ganzer Zustand dem Weinen auch immer näher kommen.

Wenn mir zur Bezahlung einer grossen Schuld, da ich gänzlich verlassen schien, von einem Freunde unvermuthet, wo ich es nicht hoffen konte, alles überschickt wird, so werde ich nicht mehr weit von den Thränen seyn. Freilich kommt es hier wieder auf das besondere Gefühl einzelner Personen an, nachdem ein jeder die Größe der Noth mehr oder weniger fühlt, und nachdem er auch zugleich die Größe der Hülfe mit einer mehr oder weniger zärtlichen Seele empfindet. Allein, die Hülfe muß doch unvermuthet kommen, es muß nicht nach und nach damit zugehen, so, daß ich immer nach und nach Wahrscheinlichkeiten zur Errettung bekomme, sonst verliert die Freude ihre Stärke, und der Affekt, der zu den Thränen erfordert wird, wird nicht hervorgebracht. Das ist auch ferner nothwendig, daß sie mich ganz aus dem Uebel reißt, worin ich mich befinde. Wenn Jemand in sehr kümmerlichen Umständen, noch dazu bei einigen hundert Thalern Schulden, unverhoft einen Thaler bekommt, so wird er, da seine Noth nur wenig vermindert wird, nicht weinen. Die Traurigkeit kan vielmehr tiefer werden, weil er zu finden glaubt, daß keine gänzliche Hülfe für ihn mehr sey. Aber man reiße einen solchen Menschen ganz aus seinen Schulden, und gebe ihm noch so viel, als er braucht, sein Leben bequem zu führen, er wird weinen. Die dunkeln Vorstellungen von der Größe des Uebels, dem man ent-

entgangen ist, und das man jetzt erst recht fühlt, vermischen sich mit dem Gefühl des Guten, das einem wiederfährt, und erzeugen Thränen. Diese Vorstellungen bleiben also eigentlich die Väter aller Thränen.

Es giebt auch falsche Thränen, und ein falsches Weinen. Dieses falsche Weinen leidet verschiedene Untereintheilungen. Man findet Leute, die weinen können, so oft es andere haben wollen, und wenn sie selbst wollen. Es giebt gedungene und eigennützige Thränen. Dahin gehören die Thränen der Klagweiber bei den Alten, und die Thränen des Gesindes in unsern Zeiten. Wenn eine Herrschaft begraben wird, so weinen sich besonders die Bedienten weiblichen Geschlechts die Augen roth. Das sind Thränen, die die Anverwandten bezahlen sollen, so wie Thränen des Dichters, mit welchen er seinen Bogen benetzt.

Es giebt auch dumme Thränen, und ein dummes Weinen. Dahin gehören alle Greiner, die alle Augenblicke weinen, ohne zu wissen warum. Sonderlich gehören die Thränen der alten Weiber hieher, die bei jeder Kleinigkeit weinen.

Es giebt kindische Thränen. Dahin gehören die Thränen der jungen Doris, wenn ihr die Mama nicht eben ein solches Kleid kaufen will, wie Phyllis trägt.

Es giebt Bosheitsthränen. Man kennet Leute, die, wenn sie mit ihren Begierden nicht zum Zweck kommen, den Augenblick weinen.

Ferner giebt es betriegerische Thränen, die mit den Thränen der Bosheit sehr nahe verwandt sind. Man weinet, um das, was man erduldet, größer zu machen, als es ist, und, um zum Schaden des andern desto leichter zum Zwecke zu kommen.

Es giebt endlich auch Schwachheitsthränen, oder ein Weinen aus Ungedult, wo man ein gewisses Uebel stärker empfindet, als man es empfinden solte. Diese Thränen verdienen oft Strafe, oft Mitleiden.

Das Geheule ist ein sehr hoher Grad des Weinens, auf welches das sogenannte Schluchsen folgt. Beides gehört nicht mehr zu den wahren und beruhigenden Thränen. Es wird auch mehrentheils bei Leuten angetroffen, die eine gar zu große Fertigkeit im Weinen haben, und unter eine von den Klassen der falschen Weiner gehören.

Noch giebt es eine Gattung von Thränen, die bloß mechanisch sind, und die man kein Weinen nennen kan. Man siehet Leute, die so herzlich lachen, daß ihnen mitten im Lachen die Thränen recht häufig aus den Augen dringen. Die Ursach derselben liegt bloß in der Zusammenpressung der Muskeln.

Ein recht herzliches Weinen greift den Körper ungemein an, und macht ihn matt, denn durch die häufigen und lange fließenden Thränen entgeht dem Körper etwas von dem, was zu seiner Erhaltung gehört.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 4ten October 1782.

Geschichte der Goldminen in Brasilien, und von der Art, sie zu bearbeiten; imgleichen der Diamantenminen, die man daselbst entdeckt hat. Betrachtungen über die Beschaffenheit dieses Edelsteines *).

Die Goldminen in diesem Theil der neuen Welt sind schon weit länger bekannt, als man gewöhnlich glaubt. Schon im J. 1577 entdeckten die Paulisten eine nahe am Berge Jaguara; aber der tragische Tod des Königs Sebastians veranlaßte, daß man bald eine Quelle des Reichsthums vergaß, aus der bisher weder der Staat noch die Bürger Vortheil geschöpft hatten.

Um 1588 entdeckte man mit eben so wenig Nutzen neue Minen in dem Gebürge Jacobina, in dem Distrikt Rio das Velhas. Philipp der II., welcher entschlossen war, ein Volk durch das Elend in der spanischen Unterwürfigkeit zu erhalten, die es so ungeduldig ertrug, verbot sie zu bearbeiten; und als er 1603 es zu erlauben schien, war es doch mit dem Vorsatz, die Arbeit zu hintertreiben; und diese tyrannische Politik wurde von seinen feigen Nachfolgern angenommen. Die glückliche Revolution, welche 1640 Portugal von der Sklaverei befreite, veranlaßte lange und hartnäckige Kriege. Während derselben beschäftigte sie die Nation nur ihre Freiheit zu vertheidigen, und das Ministerium war bloß darauf bedacht, Hülfsmittel aufzusuchen, an denen es ihm beständig gebrach.

Man fing nachher an die Wunden des Staats zu untersuchen und auf seine Besserung zu denken, als der Zufall einigen unternehmenden Männern im J. 1699 große Schätze in der Provinz Minas Geraes in die Hände warf. Diese Geschenke der freigebigen Natur würden nicht länger verworfen; und drei Jahre nachher veranstaltete der Hof zu Lissabon die nöthigen Niederlassungen, um sie zu benutzen. Nach und nach hat man in diesem Gouvernement zu Sabara, Rio das Mortes, Cachoeira, Rio Doce, und Ouro Preto Gold gefunden, und es wird noch heut zu Tage dort gesammelt.

*) Aus des Abbé Raynal verbesserten Ausgabe der Geschichte der Europäer in beiden Indien übersetzt.

Die Minen in Goyas wurden erst 1726 entdeckt. Sie liegen in den Distrikten Sanfelix Meja-Ponta, O Fanado, Mocambo und Natividade.

1735 entdeckte man noch andere in der Provinz Matto Großo, bei St. Vincent, Chapada, St. Anne, Cuiaba und Araes.

Außer diesen dreien Ländern, welche vorzugsweise die Bergwerkgegenden genannt werden, bearbeitet man auch im Gouvernement Bahia die Minen zu Jacobina und Rio das Contas: und im Gouvernement St. Paul, die von Parnagua und Tybogy. Aber weder diese noch jene sind reich.

Das Ausgraben des Goldes in diesem Theil der neuen Welt kostet wenig Mühe und Gefahr. Zuweilen findet man es gleich auf der Oberfläche des Erdbodens, und dann ist es am reinsten; zuweilen muß man drei oder vier Klafter tief graben, aber selten weiter. Eine Schichte sandigter Erde, welche man im Lande Saibro nennet, ist den Bergleuten gewöhnlich ein Zeichen, daß es unnütz sey, weiter zu arbeiten. Obgleich sonst gemeiniglich die fortlaufenden Adern, welche eine gewisse Richtung haben, die reichsten sind, so hat man doch bemerkt, daß die Stellen, deren Oberfläche am mehrsten mit Kristallen bedeckt waren, den größten Ueberfluß an Gold haben. Man findet es in größeren Massen auf den Gebürgen und felsichten unfruchtbaren Hügeln, als in den Thälern, oder an den Ufern der Flüsse. Aber an jedem Ort, wo Gold gegraben wird, findet man es drei und zwanzig ein halb Karat schwer, es sey denn, daß es mit Schwefel, Silber, Eisen, oder Quecksilber vermischt wäre, dergleichen man nur in Goyas und Araes findet.

Ein jeder, der eine Mine entdeckt, ist verbunden, sie der Regierung anzuzeigen. Die Ader wird sodann von hiezu geschickten Leuten untersucht, und wenn sie von geringem Werthe befunden wird, dem Publikum überlassen. Ist sie aber reich, so behält sich die Regierung einen Antheil vor. Der Gouverneur bekömmt auch einen, und der Intendant einen dritten; zwei Antheile werden dem Entdecker versichert; und das übrige wird unter die Bergleute des Distrikts nach der Zahl ihrer arbeitenden Sklaven, vertheilt. Die Streitigkeiten, welche aus dieser Art von Eigenthum entstehen können, gehören vor die Gerichtsbarkeit des Intendanten; man kan aber von seinem Urtheil an das oberste Gericht zu Lissabon oder den Rath für die Provinzen jenseit des Meers appelliren.

Die Bergleute sind verpflichtet, dem Könige den fünften Theil des Goldes, das sie durch ihre mehr oder weniger glücklichen Bemühungen erhalten, zu liefern. Dieser fünfte Theil war vormals sehr ansehnlich, und betrug jährlich von 1728 bis 1734 mehr als 9,000,000 Livres. Seitdem hat es allmählig abgenommen. Der gegenwärtige ganze jährliche Ertrag der Goldbergwerke von Minas Geraes beläuft sich nur auf 18,750,000 Livres; von Goyas auf 4,687,500 Livres; von Matto Großo auf 1,312,500 Liv.; und von Bahia und St. Paul zusammen

men genommen nur auf 1,561,500 Liv. Dieses macht in allen 25,302,500 Livres, wovon die Königl. Schatzkammer 5,062,500 Liv. erhält. Von dem Recht, das Gold zu münzen, fallen ihr 1,647,500 Liv. zu, und noch zieht sie 393,000 Liv., nemlich zwei pro Cent, die alles Gold im ganzen Handel für den Transport nach Portugal auf Königl. Schiffen zahlen muß. Also bekömmt die Regierung von 25,312,500 Liv., die die Minen liefern, 7,103,000 Liv., und sie würde noch etwas mehr erhalten, wenn nicht jährlich ungefähr 600,000 Liv. heimlich ausgeführt würden, von welchen die beiden letztgenannten Auflagen nicht entrichtet werden.

Man glaubt, daß alle Metalle, die gewöhnlich in Brasilien circuliren, sich nur auf 20,000,000 Liv. belaufen.

Die ersten politischen Schriftsteller, die ihr Augenmerk auf die Entdeckungen in diesem Theile des neuen Welttheils richteten, prophezeihten lange schon, daß der Werth des Goldes und Silbers einander näher kommen würde. Die Erfahrung aller Länder und aller Zeiten hatte ihnen gezeigt, daß, ob man gleich immer mehrere Unzen Silber gegen eine Unze Gold rechnete, weil die Silberminen bisher häufiger gefunden wurden, als die Goldminen, das Verhältniß beider Metalle gegen einander dennoch nach ihrem beiderseitigen Mangel oder Ueberfluß wieder in jedem Lande verschieden war.

In Japan ist das Verhältniß des Goldes gegen Silber, wie eins zu acht, in China wie eins zu zehn; in den andern Theilen von Indien, wie eins zu eilf, zwölf, dreizehn und vierzehn, nachdem sie weiter nach Westen liegen.

In Europa giebt es ähnliche Abweichungen. Im alten Griechenland war der Werth des Goldes, wie eins zu dreizehn. Damals, als der Ertrag aller Bergwerke in der bekannten Welt nach Rom, der Beherrscherin aller Reiche, geführt wurde, war das Verhältniß von eins zu zehn das gewöhnlichste. Unter Tiberius stieg es von eins zu dreizehn. In den Zeiten der Barbarei findet man unzähliche Abweichungen und Veränderungen. Endlich als Columbus die neue Welt entdeckte, war das Verhältniß des Goldes gegen das Silber weniger als eins zu zwölfe.

Die Menge dieser Metalle, die man von Mexico nach Peru brachte, machte sie nicht nur gemeiner, sondern sie erhöhte auch noch den Werth des Goldes gegen das Silber, weil man letzteres häufiger in diesen Ländern fand. Spanien, welches damals der natürliche Richter des Verhältnisses war, setzte es wie eins zu sechzehn in seinen Münzen fest; und sein System ist mit einigen geringen Veränderungen in ganz Europa angenommen worden.

Und dieses System besteht noch, ohne daß man deswegen berechtiget sey, diejenigen zu tadeln, die seinen Untergang weissagten. Wenn das Gold, seitdem man so viel aus Brasilien erhalten hat, im Handel nur wenig, und in der Münze gar nicht gefallen ist, so rührt dies bloß von besondern Umständen her, und der Grundsatz bleibt nichts destoweniger richtig. Aus einer neuen Art von Luxus hat man seitdem viel Gold zu

Juwelen, Vergoldungen und verschiedenen Putzwerken verbraucht, zu denen sonst Silber genommen ward, daher hat das Gold weniger von seinem Werth verloren, als es ohne diese Veränderung in unserer Lebensart hätte verlieren müssen. Eben derselbe Luxus hat nebst der gestiegenen Ausfuhr nach Ostindien, auch den Werth der Diamanten erhalten, obgleich sie häufiger geworden sind.

Zu allen Zeiten haben die Menschen gerne ihre Reichthümer zur Schau gestellt: es sey nun, daß diese ursprünglich der Lohn der Tapferkeit, oder ein Zeichen der Gewalt gewesen; oder weil sie ihnen Achtung und Ansehn erwarben, welche eigentlich nur den Talenten oder der Tugend gebühren. Das Verlangen aller Augen auf sich zu ziehen, reizet den Menschen sich mit allem, was die Natur glänzendes und seltnes darbietet, zu schmücken. Gesittete und wilde Völker haben in diesem Stücke eine gleiche Eitelkeit. Von allen Dingen, die den Ueberfluß des Reichthums anzeigen, ist der Diamant das kostbarste. Es hat noch nie etwas gegeben, welches von so hohem Werth im Handel, oder eine so große Zierde in der Gesellschaft gewesen wäre. Unsere Weiber sind zuweilen ganz stralend von diesem Putz, man solte glauben, sie wünschten mehr für reich als schön gehalten zu werden. Denn solte es ihnen unbekannt seyn, daß ein schöner Hals, daß schöne Arme bloß unendlich reizender sind, als von Edelsteinen bedeckt; daß die Schwere ihrer Ohrgehenke ihre Ohren verunstaltet; daß der Glanz der Diamanten nur dazu dient, die Stralen ihrer Augen zu verdunkeln; daß dieser kostbare Putz eher eine Satyre auf ihre Ehemänner oder Liebhaber als eine Erhöhung ihrer Reize ist; daß die mediceische Venus nur mit einem einzigen Armbande geziert ist; und daß derjenige, der an einem schönen Frauenzimmer nur den Werth ihres Schmuckes sieht, ein Mensch ohne Geschmack ist?

Man findet Diamanten von allen Farben, und allen Farbenschattirungen. Es giebt einige von der Röthe des Rubins, der Pomeranzenfarbe, des Hyacinths, dem Blau des Saphirs und dem Grün des Smaragden. Die von der leztern Farbe, wenn sie schön ist, sind die seltensten und theuersten. Nachher kommen die rosenfarbenen, blauen und gelben. Die halbrothen und schwärzlichten werden am wenigsten geschäzt. Die Durchsichtigkeit und Klarheit sind die natürlichen und wesentlichen Eigenschaften des Diamanten. Die Kunst giebt ihm noch den Glanz und Wiederschein.

Der Diamant ist ein kristallisirter Stein, dessen Gestalt acht mehr oder weniger vollkommene Triangel (Octaedre) vorstellt. Seine Seiten bilden eine länglichte oder zusammengedrückte Pyramide. Aber selten sind dessen körperliche Winkel so deutlich und scharf ausgedrückt, als man sie bei andern kristallisirten Steinen, fürnemlich dem Bergkristall findet.

Deswegen ist seine innere Kristallisation nicht weniger regelmäßig. Der ganze Stein besteht aus sehr dünnen Blätterchen, welche so dicht zusammen gesezt sind, daß sie eine ebene, glänzende Ober=

Oberfläche selbst an der Stelle des Bruchs darstellen. Ungeachtet der genauesten Verbindung seiner kristallisirten Theile, kan man den Diamant doch nur mit äußerster Mühe schleifen, und man muß dabei auf die äußern Verbindungen der verschiedenen Blätterchen Acht haben; die Diamantschleifer vergleichen diese mit den in einem Ast oder anderm Holzauswuchs zusammenlaufenden Holzfibern.

Der Diamant übertrift alle andere Steine an Glanz, Feuer und Härte. Er ist überdem elektrischer, nimt eine größere Menge Licht an, wenn man ihn sanft beim Feuer reibt, oder eine Zeitlang den Sonnenstralen aussetzt, und behält dieses Licht so lange, als andre Körper, wenn man ihn wieder ins Dunkle trägt. Aus diesen würklichen, und vielleicht einigen eingebildeten Eigenschaften, haben einige Naturforscher behauptet, der Diamant sey aus einem reineren Stoffe als andere Steine gebildet. Viele haben sogar geglaubt, er enthalte die ursprüngliche adamitische Erde, die so lange der Gegenstand so vieler mühsamen Nachforschungen und lächerlicher Spekulationen gewesen ist.

Man glaubte vormals, daß der Diamant wegen seiner Härte, selbst im heftigsten Feuer unzerstörbar sey, und diese Meinung schien vollkommen gut gegründet, und doch war keine Analogie, welche man von andern quarzartigen, im Feuer unverändert bleibenden Steinen zog, je so unrichtig, als diese.

Vor den Jahren 1694 und 1695 hat man keinen Versuch gemacht, diesen Edelstein durch die Hitze zu schmelzen; bis um diese Zeit der berühmte Averani zum Unterricht seines Zöglings Johann Gaston von Medicis, zuerst einen Diamant unter den Brennpunkt eines Brennspiegels brachte. Die berühmten Naturforscher der damaligen Zeit, welche bei diesem Versuch zugegen waren, sahen mit Erstaunen den Diamant in Dünsten verfliegen, und zulezt ganz verschwinden; dahingegen ein Rubin, der weniger hart als der Diamant ist, bloß weich ward, und einige andere weiche Steine viel weniger litten. Dieser sonderbare Versuch wurde mit immer gleichem Erfolge, bei verschiedenen andern Diamanten wiederholt. Die Heftigkeit des Feuers, das man aber hiezu gebrauchte, veranlaßte die Meinung, daß man durch kein ander Mittel zu diesem Zwecke gelangen könte. Diese ersten Versuche blieben bis zur Regierung des Kaisers Franz des I. unbekannt, der sie zu Wien wiederholte, und verschiedene Diamanten nebst andern Edelsteinen dem heftigsten Feuer eines Ofens aussezte. Das Resultat bestätigte, daß der Diamant sich im Feuer sehr leicht auflösete, indessen einige andere Edelsteine, selbst von der weichsten Art, nur eine geringe Veränderung erfahren.

So gut auch diese Facta bestätiget waren, so schienen sie doch so außerordentlich, und waren den angenommenen Vorurtheilen so sehr zuwider, daß

sie noch einmal gänzlich in die Vergessenheit geriethen. Sie wurden zwar in gleichzeitigen Schriften bekräftiget, blieben aber doch unbekannt, oder wurden von denen, die nicht Zeugen gewesen waren, geläugnet.

Endlich unternahm es Hr. Darcet in Frankreich 1768 den Diamant dem Porcellanfeuer auszusetzen. Nachdem er sich von der Zuverlässigkeit der in Deutschland gemachten Erfahrungen versichert hatte, theilte er solche der Akademie der Wissenschaften mit, und gab ihnen nachher mitten in Paris die möglichste Glaubwürdigkeit. Da dieser große Naturforscher seine Versuche seitdem vielfältig abgeändert hat, und andere nach ihm eben dasselbe wiederholt haben, so erhellet daraus sehr deutlich, daß der Diamant ziemlich schnell im Feuer und in der offnen Luft verfliegt und brennt; und daß seine gänzliche Auflösung, weit entfernt, den heftigen Grad des Feuers zu bedürfen, womit er anfangs angegriffen ward, kaum so viel Hitze bedarf, als nöthig ist, feines Silber flüßig zu erhalten.

Herr Darcet hat seitdem gezeiget, daß sich der Diamant nicht allein bei freier Luft, sondern auch in Schmelztiegeln vom besten gebrannten Porcellan, hermetisch versiegelt, auflöset; nur muß man sie in der Hitze der großen Glasöfen, oder einem lange fortgesetzten starken Porcellanfeuer erhalten.

Die stärksten Auflösungsmittel, als die flüßigen alkalischen Salze, und die andern concentrirtesten Mineralien mit der Würkung des Feuers verbunden, greifen den Diamant gar nicht an. Er entgeht ihren Würkungen: er vermischt sich mit keinem Glase in der Vitrification; und leidet keine Verbindung mit irgend einem bishero bekannten Stoffe; und diese Eigenschaften besitzen gemeiniglich die indianischen und brasilischen, die weißen, schwarzen und farbichten, die vollkommnen und natürlichen Diamanten, die man nicht bearbeiten kan.

Dies ist der besondere Charakter dieses Stoffes, bis jetzt der einzige in seiner Art, da er mit dem äußern Ansehen andrer Steine, ihnen in seiner Natur in keinem Stücke gleicht, und bei der größten Härte der einzige in dieser Art ist, der durch ein so mäßiges Feuer aufgelöset werden kan. So spielt die Natur in allen Reichen mit einer unzähligen Menge bewundernswürdiger Anomalien und ungewöhnlichen Abweichungen. Zuweilen scheint sie sich in der Kette der Wesen, an die Regel der unmerklichen Abweichungen zu binden; zuweilen hingegen vergißt sie alle Ordnung, thut einen unerwarteten Sprung, läßt einen unermeßlichen leeren Raum hinter sich, und macht zwei entfernte Linien, wo es unmöglich ist, den Zwischenraum auszufüllen. Auf diese Art genießen einige Gewächse schon einige Vortheile des Thierreichs. Eben dies ist der Fall mit dem Golde, dem Quecksilber und Schwefel, wenn man sie mit andern mineralischen und metallischen Substanzen vergleicht; und dies ist selbst der Fall des Menschen, der alle Thiere so weit hinter sich läßt.

Es giebt sehr wenige Diamantenminen; bis zu diesen letztern Zeiten kannte man nur die in Ostindien; die allerälteste liegt am Flusse Gouel, welcher auf den Gebürgen entspringt, und sich in den Ganges verliert. Man nennt sie die Mine von Solempour, von dem Namen eines Fleckens, der nahe an dem Theile des Flusses erbauet ist, wo man die Diamanten findet. Aber diese Mine ist nicht reichhaltig, eben so wenig als die, so man in der Nähe des Succadan, welcher in der Insel Borneo fließt, bearbeitet. Die Kette von Gebürgen, die sich vom Cap Comorin bis nach Bengalen erstreckt, liefert weit mehrere.

Das Erdreich, in welchem man die Diamanten findet, ist sehr verschieden. Einige dieser Minen sind 6, 8 bis 12 Fuß tief in einem sandigen steinigten Erdreich. Man durchsucht andere in einem eisenartigen Boden, wo man die Diamanten auf 50 Faden tief findet. Aber überall ist dieser sonderbare Stein ganz abgesondert, und an keinem Felsen oder andern Boden befestiget. Er ist von allen Seiten mit einem dünnen etwas trüben Häutchen von derselben Natur als der Kern umgeben, dieses Häutchen ist gewöhnlich mit einer weichen Rinde bedeckt, die aus dem

San-

Sande oder der Erde besteht, die den Stein umgiebt.

Außer einigen wißbegierigen Reisenden giebt es keine Europäer, die die indostanischen Minen besuchen. Sie werden von den Eingebornen des Landes bearbeitet, welche die Diamanten an reiche Banianen liefern, die sie vormals nach Madras brachten, und seitdem man neue Heerstraßen angelegt hat, jetzt damit nach Calcutta gehen. Dieser ganze Handel ist schon seit langer Zeit in die Hände einiger Engländer gefallen, die für ihre eigene Rechnung handeln, denn die ostindische Compagnie ist in diesem Handel nicht interessirt. Sie vertheilen die Steine nach ihrem Gewicht und besondern Eigenschaften, in dazu bestimmte Beutel, die in London versiegelt verkauft werden. Wenn man die zehn letzten Jahre zusammen rechnet, so beträgt der Werth dieser jährlich nach England gehenden Diamanten 3,420,000 Livres. So viel wird in den Büchern der Compagnie eingetragen. Was nicht angegeben wird, der Auflage von zwei und drei Viertel pro Cent zu entgehen, die man der indischen Gesellschaft bezahlen muß, kan man nicht genau bestimmen.

Unter diesen Diamanten fand sich einer von einer sehr regelmäßigen Figur, welcher ganz geschliffen 193 Karat wog *) Er gehörte einem Armenier, der ihn der Kaiserin von Rußland nicht einmal für 2,500,000 Livres, und eine Pension auf Lebenszeit von 25,000 Livres überlassen wolte. Nachher fand sich kein Käufer wieder; und dieser Kaufmann schätzte sich glücklich, da Graf Orlof einige Zeit nachher dies Anerbieten von 2,500,000 Livres ohne Pension wiederholte, und 1772, nahm Catharina an ihrem Geburtstage dieses kostbare Geschenk von den Händen ihres Günstlings an.

Man befürchtete mit Grunde, daß die Revolutionen, die Indostan so häufig erschüttern, zuletzt die Diamanten seltner machen würden. Aber eine Entdeckung, die man 1728 in Brasilien, auf den Ufern einiger Zweige des Flusses das Caravelas, und zu Seero de Frio in der Provinz Minas-Geraes, machte, zerstreuten diese Besorgnisse.

Einige Sklaven, die dort Gold suchen mußten, fanden kleine glänzende Steine darunter, welche sie nebst dem Sande und der Erde als unnütz verwarfen. Antonio Rodrigues Banha, argwöhnte ihren wahren Werth, und theile seine Vermuthungen Pedro d'Almeida dem Gouverneur der Provinz mit. Einige dieser glänzenden Kiesel wurden nach dem lissabonischen Hofe gesandt, welcher 1730 seinem Gesandten d'Alcimha in Holland auftrug, sie untersuchen zu lassen. Nach vielfältigen Versuchen erklärten die Kunstverständigen, daß es sehr schöne Diamanten wären.

Sogleich sammelten sie die Portugiesen mit solchem Fleiße, daß die Flotte von Rio-Janeiro 1146 Unzen mitbrachte. Diese ungeheure Menge machte, daß ihr Preis sogleich um ein beträchtliches fiel. Das Ministerium aber nahm so gute Maasregeln, daß sie bald wieder ihren vorigen Werth erlangten. Es überließ einigen reichen Privatpersonen das ausschließliche Recht, Diamanten zu suchen. Aber um selbst die Gewinnsucht dieser Gesellschaft im Zaum zu halten, erlaubte man ihnen nur sechshundert Sklaven bei dieser Arbeit zu gebrauchen. Nachher durften sie diese Zahl nach ihrem Gutdünken vermehren, dagegen aber mußten sie eine Abgabe von zehn Sous täglich für jeden Arbeiter entrichten.

Um der Gesellschaft dieses Privilegium zu versichern, wurden alle Goldbergwerke, die man in der Nachbarschaft bearbeitete, verschüttet; und diejenigen, die die Hofnung ihres Glücks auf diesen oft betrüglichen Grund gebauet hatten, mußten ihr Heil anderswo versuchen. Den andern Bürgern wurde erlaubt, auf ihrem Erbtheil zu bleiben, daß Gesetz erkannte aber denen, die gegen die Rechte der Monopolisten handeln würden, schwere Strafen zu. Seitdem der König an die Stelle der Compagnie getreten ist, haben alle Colonisten die Freiheit, Diamanten suchen zu las-

*) Die Juwelirer theilen ein Pfund Troygewicht in 2400 Karat, und ein Loth in 75 Karat, ein Karat enthält 4 Gran.

lassen, nur müssen sie solche den Agenten der Krone um einen bestimmten Preis überlassen, und außerdem vom Werthe derselben zwanzig, von hundert bezahlen.

Die Diamanten, welche aus dem neuen Welttheile in den alten geschickt werden, sind in einem Kästchen mit drei Schlössern verwahrt, zu welchem die verschiedenen Mitglieder der Administration jeder einen besondern Schlüssel haben; und diese Schlüssel werden in einem andern Kästchen bewahrt, welchen der Vice-König versiegeln muß. Zur Zeit des ausschließlichen Monopoliums, wurde dieser kostbare Schatz bei seiner Ankunft in Europa der Regierung anvertraut, welche sich nach einer bestimmten Taxe die äußerst seltnen Diamanten über 20 Karat vorbehielt, und zum Besten der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten jährlich 40,000 Karat auslieferte, um einen Preis der gelegentlich verändert ward. Man war dahin überein gekommen, auf der einen Seite diese Quantität zu nehmen, und auf der andern nicht mehr zu vertheilen; und so verschieden auch der Ertrag der Minen zu verschiedenen Zeiten gewesen ist, hat man doch immer treulich diesen Contract beobachtet.

Jetzt verhandelt der Hof jährlich sechzig tausend Karat an Diamanten. Ein einziger Kaufmann kauft sie alle, und zahlt dafür 3,120,000 Liv., den Karat zu 25 Liv. Wenn der Schleichhandel, wie sehr wohl unterrichtete Personen glauben, den zehnten Theil beträgt, muß man zu der angeführten Summe jährlich noch etwa 312,000 Livres rechnen. Hieraus erfolgt, daß der Ertrag dieser Minen, die man für so unschätzbar ausgegeben, sich nur auf 3,432,000 Liv. jährlich beläuft. England und Holland kaufen diese rohen Diamanten, und überlassen sie nachher mehr oder weniger geschliffen an andere Nationen.

Die Diamanten in Brasilien werden nicht in einem ordentlichen Steinbruch gefunden, sondern die mehrsten sind in den Flüssen zerstreut, die man zuweilen zum Besten der Diamantsammler ableiten muß. Ob sie hier gebildet werden, oder ob sie das Wasser, daß sich dorthin stürzt, hingeführt hat, kan man noch nicht entscheiden. Doch ist wahrscheinlicher, daß sie die Ströme von den Bergen und Felsen losgespült und hieher geführt haben, weil man zur Regenzeit und nach heftigen Stürmen sie in größerer Anzahl findet.

In beiden Indien findet man die Diamanten in geringer Entfernung von der Linie; einige in den ersten Graden nördlicher Breite, und andere in den gleich entfernten Graden südlicher Breite. Die Rinde, welche die rohen Diamanten in Brasilien umgiebt, ist dicker, als in Indostan; und es ist leicht oder wenigstens möglich, sie unter dieser Gestalt zu unterscheiden.

Wenn sie aber einmal geschliffen sind, so können die geschicktesten Juwelierer sich in diesem Stücke irren. Daher ist auch ihr Werth im Handel völlig gleich. Die Gleichheit erstreckt sich aber bloß auf die kleinen Diamanten. Denn die amerikanischen, welche über 4 oder 5 Karat haben, haben gewöhnlich Unvollkommenheiten; die man selten bei den asiatischen trift; und alsdenn ist der Unterschied des Preises unendlich groß. Einige Künstler gestehen auch den letztern größere Härte und mehr Glanz zu, als den erstern. Diese Meinung ist aber nicht durchgängig angenommen.

In dem Gold- und Diamantenlande findet man auch Amethyste, sehr unvollkommne Topasen, und schöne Chrysoliten. Diese Steine sind nie mit im Monopolio begriffen worden; und diejenigen, welche sie entdecken, können sie nach ihrem Gutdünken verkaufen. Dennoch beträgt ihre jährliche Ausfuhr nicht mehr als 150,000 Liv., und die Regierung bekömmt als Abgabe nur ein pro Cent 1500 Livres.

Diese reichen Gegenden enthalten auch Eisen, Schwefel, Antimonium, Zinn, Blei und Quecksilber, welches man auch in einigen andern Provinzen von Brasilien findet, ohne daß man noch daran gedacht hätte, sie zu bearbeiten. Die Natur scheint dieser ungeheuren fruchtbaren Strecke des neuen Welttheils nur das Kupfer versagt zu haben.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 7ten October 1782.

Schreiben aus Paris über die deutsche Dichtkunst, an die Verfasser des Journal encyclopédique, zu Ende vorigen Jahres. *)

Meine Herren,

Nun sind wir also in der Jahreszeit, da Kalender, oder Almanache ankommen. Schon kündigen uns sowohl Zeitungen als Journale tausend Arten dieser vergänglichen und flüchtigen Waare an. Alle Arten von Künsten und Wissenschaften, Dichtkunst, Historie und Politik, haben bereits ihre besondere Kalender, und ich zweifle keinesweges, man werde auch noch den ganzen Inbegrif alles menschlichen Wissens, in einen Almanach bringen, so bald nur die jetzt noch grassirende Lexicomanie ihre Endschaft erreichet. Bis dahin nun, meine Herren, daß zum Ruhme unsers Jahrhunderts und unserer Nation, es sich irgend ein gelehrter Schmetterling einfallen läßt, die Encyclopedie in die Form eines Kalenders zu zwingen, erlauben Sie mir, Ihnen den Entwurf zu einem historisch kritischen Musen-Almanach mitzutheilen, der unserer Litteratur noch fehlet.

Da ich in Paris schreibe, d. i. im Mittelpunkte eines Landes, wo man groß damit thut, in einer gänzlichen Unwissenheit mit dem Zustande und Fortgange fremder Sprachen und Wis-

 sen-

*) Da wenigstens öffentliche Bekenntnisse eines Franzosen, in welchen er den Deutschen über Litteratur und Sprache, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, nun einmal mit unter die sehr seltenen Erscheinungen gehören, und man nicht leicht eins finden wird, in welchem dabei redlicher und offenherziger zu Werke gegangen worden, als eben in diesem Briefe; so habe ich solchen zu übersetzen für nicht ganz überflüßig angesehen; nicht etwa, als wenn nicht jeder auch solchen in seiner Ursprache lesen könne, sondern nur, weil das Journal encyclopédique nicht jedem unter uns in die Hände kömmt, und die Einrichtung und Absicht dieses gemeinnützigen Magazins, nur deutsche Aufsätze zuläßt.

Man wird übrigens hierin finden, daß selbst unser so verehrungswürdige Herr Vice-Präsident Jerusalem, in seiner berühmten Schrift: sur la litterature allemande &c. seinen Landesleuten nicht mehrere Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen können.

senschaften zu leben, würde es nur von mir abhängen, mir die Ehre dieser Erfindung zuzueignen. Aber ich bin noch viel zu sehr ein Neuling unter Schriftstellern, als daß ich nicht erröthen sollte, mich mit fremden Federn zu schmükken. Diese kunstlose oder einfältige Scham (Sie mögen sie nun nennen wie Sie wollen,) wird sich ohne Zweifel schon verlieren, so wie ich in meiner Laufbahn weiter komme; inzwischen bitte ich Sie überzeugt zu seyn, daß ich mich nie bis zu dem niedrigen Rang der gelehrten Diebe herunter lassen, sondern nur höchstens darauf ausgehen werde, wie ich meinen gelehrten Mitbrüdern so viel von ihrem Eigenthume entziehen könne, als nöthig ist, meine Unsterblichkeit darauf zu gründen.

Si violandum est jus, regnandi causa violandum est; in cæteris, pietatem colas.

Nun komme ich auf meinen Gegenstand zurück.

Deutschland, meine Herren, hat seine Musen-Almanache so gut wie wir: viere oder fünfe kenne ich davon, die gemeiniglich eine Menge überaus artiger Gedichte enthalten, nur hin und wieder mit mehr oder wenigeren mittelmäßigen und schlechten vermischt. Also auch dies nach gerade, so wie bei uns. Zehn Jahre sind es etwa, als der Herausgeber des Göttingischen Musen-Almanachs eine auffallende Unschicklichkeit zu entdecken glaubte, zwischen dem Titel seines den neun Göttinnen geheiligten Almanachs, und der Namensliste aller der Heiligen beiderlei Geschlechts, deren jährliche Feier dies kleine Werk ankündigte. Diese wohl überdachte Bemerkung war der Keim eines herrlichen Gedanken: er unterdrückte nun in seinem Kalender die Namen aller Heiligen, und stellte an deren Statt so viele Namen deutscher Dichter, indem er dabei dahin sahe, einem jeden derselben in seinem neuen Tagebuche solchen Rang anzuweisen, als derselbe verhältnißmäßig auf dem Nationalparnaß einnahm. Sie werden leicht von selbst urtheilen, meine Herren, daß die **Haller**, die **Cramer**, die **Klopstock**, die **Rammler**, die **Gellert**, die **Gesner** und die **Wieland**, Ehrenvoll zur Stelle der ersten und größesten jährlichen Feiertage gesetzt worden; Dichter vom zweiten Range glänzen neben den Sonntagen; die vom dritten nehmen die Werkeltage ein; der ganze dichterische Troß unterm 28sten des Wintermonats vereiniget, stellt den unschuldigen Kindertag vor; und todtgeborne Dichter haben zum Eigenthum den Tag Allerseelen. Zwo oder drei weibliche Dichter, die eines billig verdienten Ruhms genießen, haben gleichen Rang mit den Männern; aber die feilen Musen der Dichterlinge, deren Name Legion ist, nehmen den Platz der eilftausend Jungfrauen ein.

Dieser Gedanke hat mir überaus lustig und sinnreich geschienen, werth in Frankreich durch einen unpartheyischen und erleuchteten Kunstrichter nachgeahmt zu werden. Aber o! wie

viele

viele zeitgenossene Dichter, deren kleine Geburten, geschmückt mit dem Bilde ihres Verfassers (Dank sey es den lieblichen Zierathen, womit sie behangen sind,) jetzt theuer verkauft werden, würden nicht alsdann Gefahr laufen, kaum einen Sonntag zu erhaschen (à se faire endimancher,) und wie viel andere, die sich fein zierlich nach dem schöngeisterischen Jahrhundert Ludewigs des XIV. ordnen, würden nicht alsdann eben vor den Sonn- und Festtagen umdrehen müssen!

Mir fällt hiebei sehr natürlich ein Gedanke auf, der gewiß in jedem Betrachte wohl werth wäre, von unseren französischen Litteratoren näher beherziget zu werden. Täglich sehen wir die Meinung und den Dünkel gehegt, weiter ausgestreuet und angenommen, daß die Deutschen, so gutmüthige Leute sie auch sonst sind, so vielen Unterricht sie auch sonst haben mögen, und so vielen Fleiß sie auch anwenden, dennoch keinesweges zu Werken des Geistes und Witzes aufgelegt sind. Ja ein Autor unter uns hat sich schon gefunden, der mit dem treuherzigsten und besten Anstande von der Welt behauptet, daß sich den Deutschen aufs höchste nur erst seit dreißig Jahren, die dichterischen Gefilde geöfnet haben. Inzwischen macht uns der Göttingsche Musen-Almanach, richtig gerechnet, mit nicht wenigern denn 362 Dichtern dieser Nation bekannt, deren Arbeiten seit 1770 gedruckt worden, ohne die drei weitläuftigen Sammlungen von Reimschmieden, die nicht bekannt zu seyn verdienten.

Hätten wir nöthig unsere Nachbaren zu erniedrigen, um uns zu erheben; wäre ihr Ruhm unserm Glanze entgegen, so könte man freilich sich damit behelfen, diese gewagte Voraussetzungen und Angaben, für eine übertriebene Ruhm- und Eifersucht auszugeben; aber da unsere national Reichthümer uns glücklicherweise von der Beneidung eines andern Eigenthums befreien, so vermag ich auch diesen ungerechten Irrthum nur einem lächerlichen Vorurtheile zuzuschreiben, das der P. Bouhours schon beinahe vor einem Jahrhunderte erzeugt, und das sich nachher durch eine nothwendige Folge der Unwissenheit in der deutschen Sprache, bis auf unsere Litteratoren fortgepflanzet hat. Wie solten sie auch Werke kennen, die in einer Sprache geschrieben worden, welche sie sich nie die Mühe gegeben haben zu lernen, und die Herr Huber zu übersetzen nicht die Muße gehabt hat.

Inzwischen setzen uns unsere Machtsprüche und Entscheidungen dem Gelächter anderer Nationen aus. Glücklich genug, wenn sie, zufrieden, sich auf Kosten unsers Leichtsinnes und unserer voreiligen Urtheile zu belustigen, nicht überdem auch noch die bitteren Vorwürfe unsers Eigendünkels und unserer Thorheiten erneuern, die aufrichtig zu reden viele unserer Litteratoren, nur gar zu oft verdienen!

Ja, meine Herren, Deutschland hat in jedem Jahrhunderte nicht allein eben so viele, sondern auch noch mehrere Dichter hervorgebracht, als Frank-

reich deren je in seinem Schooße gehe-get. Ist's aber jenen nicht gelungen, im Rufe und Ruhme einigen von den Unsrigen gleich zu kommen, so würde es nicht schwer fallen, die Ursachen davon anzugeben, welche aber nicht anders denn die hohe Meinung vermehren können, die wir von diesen Nachbaren zu haben, schuldig sind.

Lange noch war die französische Sprache nichts als ein elendes Gemische und Gewäsche, ohne Bearbeitung und Ausdruck, als Deutschland schon Dichter aufzuweisen hatte. Wir kennen deren daselbst verschiedene die bereits im neunten Jahrhunderte blüheten. Ohne einmal eines Otfrieds von Weissenburg zu gedenken, der eine gereimte Uebersetzung der vier Evangelisten unter Ludewig dem Gütigen heraus gab, könnte man hier ein gewisses **Epinicium**, oder Siegeslied anführen, das ein namenloser Dichter auf den Sieg unsers Königs Ludwig den III. über die Normänner, abfaßte. Ich werde mich schon hüten, hier alle die Namen der alten Minne- und Bänkelsänger herzusetzen, und der übrigen altdeutschen Dichter, die in den folgenden Jahrhunderten blüheten. Wollen Sie sie aber gerne kennen lernen, so brauchen Sie nur den kritischen Catalogum des gelehrten Morhofs nachzuschlagen, und Sie werden daselbst eine gute Anzahl davon finden. Ich bemerke hier nur noch, daß die Regierung Friedrichs II. welcher 1250 starb, fürs mittlere Alter Deutschlands eben das gewesen ist, was die Regierung des Augusts dem alten Rom, und diejenige Ludewigs XIV. für Frankreich war. Von der Zeit her sind uns noch verschiedene Heldengedichte, unter andern eine **Rolandiane**, aufgehoben; eine Sammlung recht artiger Fabeln, die zum Theil der Professor **Scherz** von Strasburg herausgegeben, und deren unbekannter Verfasser, sich mit einem Witze, mit einer Laune und Leichtigkeit ausdrückt, die des guten *la Fontaine* würdig ist; endlich einen großmächtigen Band von lauter Liebesgedichten, die auf der Königl. Bibliothek aufbewahret werden, und beweisen, daß Deutschland, so gut wie wir, seine Thibaut von Champagne, und seine galanten Sänger gehabt hat.

Aber ich würde die Gränzen eines Briefes überschreiten, wenn ich Sie, meine Herren, hier auf alle die Verwirrungen, Veränderungen und Fortgänge der deutschen Sprache unter die Nachfolger Friedrichs II. zurück führen wolte. Es wird hinreichend seyn zu bemerken, daß sie sich bereits seit dem funfzehnten Jahrhunderte alle den Reichthum, den genauen Ausdruck und Nachdruck erworben hatte, welcher sie noch jetzt unterscheidet, und daß sich dabei der national Geschmack formete und vervollkommete, je nachdem daselbst das Studium guter Vorbilder der alten Griechen und Römer, mehr und mehr allgemeiner ward. Kenner werden jederzeit das berühmte satyrische Heldengedicht bewundern, welches Alkmaer unterm Titel **Reineke Fuchs** heraus gab. Ich will ihm

ihm nur noch ein anderes von eben dem Schlage und Alter beifügen, nemlich den sogenannten **Fröschmäusler**, Gedichte des Sebastian Brandts, u. a. m.

Als im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Clemens Marot die Psalme in französische Verse übertrug, gab Luther in Deutschland eine poetische Uebersetzung davon heraus, unendlich mehr werth als jene. Und was für ein Unterscheid ist nicht auch sonst noch zwischen dem dichterischen Feuer, der Schreibart, und der Reinigkeit der Sprache eines Lopau, eines deutschen Dichters und Zeitgenossens des Clements Marot, und derjenigen eines Dichters Franz I.

Während der Zeit, daß Malherbe das glänzende Alter der französischen Dichtkunst anfing, stellte Opitz die deutsche wieder her, vielleicht mit eben so vielem und noch mehrerm Fleiß und Eifer, obgleich freilich nicht mit eben so glücklichem Erfolg.

Bemerken Sie auch im Vorbeigehen, meine Herren, daß Deutschland eine gelehrte deutsche Gesellschaft, zur Bearbeitung und Reinigung der deutschen Sprache, zum wenigsten 20 Jahre noch früher gehabt hat, als es dem Cardinal Richelieu zuerst einfiel, die französische Akademie zu errichten; und daß jene deutsche Gesellschaft, durchaus frei und willkührlich, gänzlich ohne mächtige Unterstützungen, ohne Jahrgelder und sonstige Ermunterungen, sich so bloß und allein selbst überlassen, dennoch in gar weniger Zeit unendlich mehrere gute Werke hervor gebracht, als unsere großmächtige Akademie mit allen ihren Vorzügen, deren in den ersteren 30 Jahren ihres Daseyns nicht bekannt gemacht hat. Aber sie unterlag freilich dem schrecklichen Gewichte des Elends von demjenigen berühmten Kriege, der ganzer 30 Jahre Deutschland verwüstete.

Der endlich im J. 1648 geschlossene Friede desselben, war in gewissem Betracht den Wissenschaften und der deutschen Dichtkunst noch verderblicher als es selbst der vorher gegangene Krieg nicht gewesen. Da das Italiänische die eigenthümliche und Lieblingssprache des kaiserlichen Hofes geworden, so wetteiferten die Höfe der Chur- und anderen Fürsten, sie gleichfalls auf- und anzunehmen. Von Stunde an würden die Minister, die Höflinge, die Bediente des Hofes allerlei Art, sich selbst zu entehren geglaubt haben, wenn sie eben die Sprache der Bürger und schlichten Privatpersonen geführet hätten; und der Herr würde geglaubt haben sich viel zu nahe zu thun, wenn er sich so wie sein Bedienter hätte hören lassen sollen. Diejenigen, welche die herrschende Sprache gar nicht verstanden, bemüheten sich doch wenigstens in ihren Unterredungen allenthalben einige Brocken aus der fremden Sprache mit einzuflicken, die sie nur irgendwo hatten auffangen können. Diese Raserei ging sogar bis zu den angesehensten Schriftstellern über. Die mehrsten deut-

deutschen Bücher dieser Zeit bieten eine ungeheure buntscheckige Sammlung allerhand deutscher, italiänischer, spanischer, französischer und lateinischer Ausdrücke dar, zusammengestoppelt mit einer eben so lächerlichen als unbegreiflichen Ziererei, und mit keinem geringen Dünkel. Dieser Mißbrauch ward so weit getrieben, daß ein über dem Pöbel erhabener Mann, wenn er dreiste genug war seine Muttersprache zu reden, ganz unabbittlich mit dem Beinamen der **deutsche Michel** beleget wurde, und daß, wenn ein deutscher Dichter es würde gewaget haben, seine Leier vor einem großen Herrn hören zu lassen, er schon im Vorzimmer desselben sicherlich würde ausgepfiffen worden seyn. Ja, meine Herren, diese Raserei hat sich auch noch bis zu unsern Tagen erhalten. Verschiedene Jahre habe ich an einem der ersten Höfe Deutschlands zugebracht, welcher Hof sehr ansehnliche Jahrgelder einem italiänischen Reimschmid dafür reichte, daß er ihn nach gewissen Sonetten und ähnlichen Stücken gleichsam abrichtete, mitlerweile daß ein unglücklicher deutscher Dichter, dem es gleichwohl an Talenten nicht gebrach, nach einer alten Hofordnung, eben daselbst den ersten Hofnarren vorstellte.

Die deutsche Mundart an katholischen Höfen also verhöhnet, verstellet und aus der Art geschlagen, erhielt sich nur noch mit genauer Noth in dem Gebiete protestantischer Fürsten, als die Aufhebung des Edikts von Nantes, die letzteren mit den französischen Flüchtlingen bevölkerte. Da war der Zeitpunkt der Einführung der französischen Sprache in diese so sehr ausgebreitete Länder. Nachdem die Menge der fürtreflichen Werke, welche in dieser Sprache geschrieben wurden, ihr gar bald den Vorzug vor der italiänischen gaben, so drehete sich der National-Geschmack gänzlich auf diese Seite, und man sah, unglaublich in der That, aber dennoch sehr wahr, daß die sogenannten wohl erzogenen Personen in der größten Vollkommenheit und Fertigkeit die französische Sprache redeten, sich in der italiänischen leicht und zierlich ausdrückten, ohne daß sie auch nur vier Worte aus ihrer eigenen Muttersprache zusammen zu bringen vermogten.

Wenn dies unter uns das Schicksal der französischen Sprache gewesen wäre; wenn man ihr nicht allein alle Arten von Aufmunterung versagt gehabt, sondern sie auch noch überdem zum beständigen Gegenstand der Verachtung der Großen, der Verschmähung der Gelehrten und der Verhöhnung der Petits-Maitres gemacht hätte, wenn das schöne Geschlecht sich ein Gesetz daraus gemacht gehabt hätte, nie einer ganzen Redensart sich daraus zu bedienen; und wenn gar der Landesherr, nach dem Exempel Kaiser Carls des V., gedrohet gehabt hätte, nur mit seinen Pferden französisch zu sprechen: können Sie sich vorstellen, meine Herren, daß auch

auch wir alsdann unsere Boileau, unsere Racine, unsere Voltaire gehabt hätten? Wohlan, die Deutschen, weniger Sklaven der Mode wie wir, haben es gewagt, sich dem Strome entgegen zu stellen. Die Canitze, die Besser haben es gegen das Ende des letzteren Jahrhunderts gewagt, mitten am Hofe zu Berlin, deutsche Gedichte zu verfertigen, sie bekannt zu machen, und öffentlich als ihr Eigenthum zu bekennen; andere sehr schätzbare Dichter haben ihre Stimmen in Sachsen, in Franken, in der Schweitz erhoben: die deutsche Sprache ist bearbeitet, verschönert und bereichert worden, mitten in der unglaublichen Verfolgung, welche sie von Seiten der Häupter der Nation ausstehen mußte; und kaum war der Aberwitz verscheucht, welcher seine Tyrannei vom Sund bis zu den Alpen, von der Oder bis zum Rhein ausübte, so sahe man eben diese Sprache, welche wir in Frankreich als eben aus der Kindheit und Barbarei ausgehend betrachteten, plötzlich in aller ihrer natürlichen Stärke und Reife, alle die Schönheit zeigen, welche die französische Sprache unter unserm vierzehnten Ludewig erworben hatte.

Da das Studium der Griechen und Lateiner einen sehr wesentlichen Theil deutscher Erziehung, selbst der gewöhnlichsten mit einnimt; so machen sich auch die Litteratoren dieser Nation sehr frühzeitig mit den großen Mustern der Alten bekannt, und nehmen davon unvermerkt den Geschmack und Anstrich an. Zwar läugne ich nicht, daß verschiedene unter ihnen sehr schwerfällig, ja maschinenmäßig, den Gang ihrer Lehrer nachgehen, und daß sie sich eher dabei wie sklavische Nachahmer, denn als Nachfolger zeigen. Aber, wie viele unter ihnen haben sich nicht dagegen neue Laufbahnen eröfnet; wie viele andere, durchdrungen von dem Geiste des Horatzes und Virgils, erheben sich nicht in ihrem Flug auf eigenen Fittichen!

Vielleicht, meine Herren, unternehme ich es, Ihnen in einem andern Briefe, eine wenigstens ungefähre Zeichnung des gegenwärtigen Zustandes, der Vollkommenheiten und Mängel der deutschen Dichtkunst zu entwerfen: Das Unternehmen wird nicht leicht seyn; aber ich werde meine daran zu wendende Muße nicht bereuen, wenn ich dazu beitragen kan, die Vorurtheile zu vertreiben, welche tausendmal erniedrigender für uns sind, da wir uns ihnen blindlings überlassen, als für unsere Nachbaren, denen unsere Unwissenheit bisher allein, denjenigen gerechten Zoll des Ruhms abzutragen uns behindert hat, den Kenner, von welcher Nation sie auch immer seyn mögen, sich weiter nicht unterstehen werden, ihnen zu versagen.

Harburg. N. Beckmann.

Be=

Beschreibung der spanischen Kanonenboote, die zu Algesiras gebauet, und auf den Vorschlag des Chevaliers d'Arcon zur Belagerung von Gibraltar gebraucht werden sollen.

(Aus dem Englischen.)

Die spanischen Kanonenboote, deren Anzahl bis auf zwanzig vermehrt werden soll, die alle zur Belagerung von Gibraltar bestimmt sind, sind folgendergestalt beschaffen:

Es sind starke Fahrzeuge von sechzig bis achtzig Fuß im Kiel lang. Vorder- und Hintertheil sind beide ziemlich erhaben, und völlig gleichförmig gebauet, damit sie gleich, nachdem es nöthig ist, vorwärts und rückwärts gebracht werden können ohne zu wenden. Auf dem Vordertheile, und dem Hintertheile eines jeden Boots stehen, auf jedem zwei lange Kanonen, die sechs und vierzig Pfund schießen, von denen man glaubt, daß sie auf eine sehr große Entfernung tragen werden. Sie liegen auf Lavetten, die mit Hülfe eines beweglichen Hebels auf jede Höhe gerichtet werden können. Einige haben in der Mitte noch Bettungen für Mörser.

Sie rudern mit achtzehn bis sechs und zwanzig Rudern, (Riemen,) die bloß von Sklaven regiert werden, welche eben so, wie auf den Corsaren der Barbarei, an die Ruderbänke angeschlossen sind.

Der Mast steht in der Mitte, ist sehr lang, und führt nur ein einziges viereckiges Segel, welches aber nur sehr selten gebraucht wird, weil die Kanonenboote selbst bloß bei Windstillen gebraucht werden können, in welchen allein ihre Riemen, auf welche bei ihnen alles ankömmt, von Nutzen sind.

Außer einer Anzahl von etwa vierzig Ruderern, haben sie einen Capitain, einen Ingenieur, und ungefähr zwanzig Artilleristen am Bord. Sie sind so leise, und machen so wenig Geräusch bei ihrer Regierung, daß sie oft den Werken, gegen welche sie gebraucht werden sollen, schon auf der Seite sind, und sie zu beschießen anfangen, ehe sie einmal entdeckt sind. Auf kurze Entfernungen denken sie mit Hagelbüchsen zu schießen, das heißt, statt der Kugel, wird eine dünne blecherne Büchse, vom Caliber der Kanonen, mit kleinen Kugeln (für die Kanone dieser Boote, sollen über fünf hundert in einer Büchse seyn,) gefüllt, und eingeladen.

Die größte Schwierigkeit, welche selbst die französischen Ingenieurs eingestehen, wird sich bei ihrem Gebrauch darin finden, sie gehörig zu legen und unbeweglich zu vertheilen, oder zwischen mehreren Ankern zu befestigen.

S. - - r.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 11ten October 1782.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Jlfeld von Michael 1782 bis Ostern 1783 gegeben werden sollen.

Der Direktor Mag. **Meißner**, wird im Vortrage der **allgemeinen Weltgeschichte** nach dem Schröckhischen Lehrbuche, den sechsten Zeitraum des zweiten Haupttheils, oder die neueste Geschichte, seit dem sechszehnten Jahrhundert beschließen, und alsdenn die Geschichte von neuen wieder anfangen, Dienstags in der ersten Nachmittagsstunde, und Mittwochens und Donnerstags in den ersten Frühstunden.

Die **neue Erdbeschreibung**, welche geendiget worden ist, wird von forne wieder angefangen werden, nach dem Schatzischen Lehrbuch Atlas Homannianus illustratus, Dienstags in der zwoten Frühstunde, und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Den Zuhörern der Classis supremæ, wird er die **Vernunftlehre**, nach der **Federschen Logik und Metaphysik** Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde erklären.

Der **ersten mathematischen Ordnung** wird er die **reine Mathematik** nach den von **Segnerschen Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie** Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde: und der zwoten, Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde, den **kurzen Entwurf der Geographie, Astronomie und Chronologie** des seligen **Sulzers** erklären, und ihnen dadurch von diesen im gemeinen Leben unentbehrlichen Kenntnissen, die ersten Begriffe beizubringen suchen.

In den Mittwochens und Sonnabends Nachmittagsstunden, welche der **deutschen Lektüre** gewidmet sind, wird er theils von dem zweiten und dritten Theil, der **Sulzerschen Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens**, den zweckmäßigen Gebrauch zu machen, theils durch cursorisches Lesen, klassischer deutscher Schriften, die Lust zum Lesen nützlicher und lehrreicher Bücher zu erwecken suchen.

Mit der *Classe suprema* wird der **Livius** ferner vom dreißigsten Buche an gelesen, und ohne ins Deutsche zu über-

übersetzen, durch nöthige lateinisch hinzugefügte Erklärungen und Erläuterungen verständlich, und zugleich Gelegenheit gemacht werden, daß die Scholaren sich im Lateinsprechen üben können. Zu dieser Privatlektion, sind die letzten Vormittagsstunden des Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends bestimmt.

Uebrigens wird er auch denen, die in den Wissenschaften und Schriften, über welche er lehret, besondere Anweisungen verlangen, durch ganz besondere Unterweisungen gerne hierin behülflich seyn.

Der Rektor Pätz wird im Vortrage der **christlichen Glaubenslehren**, mit welchen die **theologische Sittenlehre** zugleich verbunden wird, nach Dommerichs theologischem Handbuche, fortfahren, und im bevorstehenden Winter, die Artikel vom Ursprung der Dinge, dem Fall der Menschen und der Sünde, und der Erlösung durch Christum, abhandeln, Montags und Donnerstags von 9 bis 10.

In seinen **lateinischen Lektionen**, die insgesammt **statarisch** sind, und worin er allen drei Klassen der Scholaren stuffenweise Unterricht giebt, wird er, wie gewöhnlich,

Der **Vorbereitungsklasse** nicht nur nach **Schellers kurzgefaßten lateinischen Sprachlehre**, die Grundsätze und vornehmsten Regeln der Sprache sorgfältig erklären, Dienstags und Freitags in der letzten Frühstunde; sondern auch mit denselben **Gedickens lateinisches Lesebuch**, an eben diesen Tagen Abends von 5 bis 6. also lesen, daß durch die genaueste Interpretation, die Anwendung der grammatischen Grundsätze und Regeln gezeigt, und den Untergebnen geläufig gemacht wird. Mit diesem Unterrichte ist zugleich einige **Uebung im Lateinschreiben**, nach den erklärten Regeln, verbunden.

Mit der **mittlern Klasse** wird der **Rektor** die zwote Hälfte von **Cicero's Briefen an Verschiedene**, nach der Zeitfolge, in der sie geschrieben worden, in vier Stunden wöchentlich lesen: Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11. Auch in dieser Lektion wird der Schriftsteller mit größester Genauigkeit, und beständiger Anwendung des in der Vorbereitungsklasse gegebnen grammatischen Unterrichts, erklärt; so wie auch die dort angefangene **Uebung im Lateinschreiben**, in zwo andern Stunden Montags und Donnerstags von 3 bis 4 fortgesetzt und erweitert wird.

Der **obern Klasse** endlich wird eben dieser Lehrer, in drei Stunden, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags von 3 bis 4 **Cicero's Tusculanische Streitfragen**, im Auszuge, so, daß diese Bücher in der Zeit eines halben Jahrs geendigt werden, in Absicht der Sachen und der Sprache, erklären; und mit eben derselben, in drei andern Stunden, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9 die **Briefe des Horaz**, die sogenannte

Dicht-

Dichtkunst mit eingeschlossen, durchgehen.

Außerdem wird diese Klasse noch, am Dienstage von 9 bis 10, im lateinischen Stil geübt, so, daß sie nicht bloß lateinische Uebersezungen macht, sondern allerlei Aufsäze, als Briefe, Erzählungen, kleine Abhandlungen über das, was sie in den Auctoren gelesen, und dergleichen, sogleich lateinisch zu verfertigen, angeführt wird.

Auf der öffentlichen Bibliothek wird die im vergangenen Sommer angefangene Beschäftigung fortgesezt und geendigt werden, die Jugend nemlich mit der römischen Litteratur, und insonderheit der Folge der lateinischen Klassiker bekannt zu machen: Mittwochens von 1 bis 3.

Der Subconrektor Leopold sezt den Unterricht in der hebräischen Sprache in den dazu bestimmten Stunden, Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 auf die Art fort, daß er diejenigen von den Zuhörern, welche schon etwas weiter sind, mit dem Lesen leichter Stücke aus den historischen Büchern des alten Testaments beschäftiget, und sie dabei in der grammatischen Analyse übet; mit den übrigen aber die Anfangsgründe der Sprache treibet, wobei er die Nederichische Grammatik für Anfänger zum Grunde legt.

Mit der griechischen poetischen Klasse fährt er in der Iliade des Homer fort, und erklärt dies Gedichte von der zwölften Rhapsodie an, auszugsweise, doch immer in Rücksicht auf den Inhalt und den Zusammenhang des Ganzen, Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr.

Der ersten griechischen Ordnung erklärt er Plutarchs Leben in der Baumannischen Ausgabe, Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Der lateinischen Vorbereitungsklasse ertheilt er Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und in den ersten Frühstunden Dienstags und Freitags, öffentlichen Unterricht, und lieset mit den Zuhörern den Julius Cäsar vom gallischen Kriege mit beständiger Hinweisung auf die Regeln der Grammatik, welche er auch durch allerhand Uebungen, die sowohl mündlich als schriftlich angestellet werden, einzuschärfen sucht.

Zu Uebungen in allerhand Arten deutscher Aufsäze, giebt er einem Theil der Untergebnen Anleitung, Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4. Die Aufsäze bestehen in Briefen, Erzählungen, Schilderungen, Ausführungen leichter moralischer Säze, u. s. w. und sie werden auf die Art beurtheilt, daß selbst die Zuhörer aufgefordert werden, ihre Gedanken, sowohl über Sachen, als über Ausdrücke zu sagen. Künftig wird er mit diesen Beschäftigungen beständig Uebungen in der Declamation verbinden.

Statt der alten Geographie wird er in den lezten Frühstunden, Dienstags und Freitags, die alten römischen

schen Alterthümer wieder vortragen, und dabei das sonst gewöhnliche Grunersche Handbuch zum Grunde legen.

Der Sprachmeister Meißler wird, in der ersten Klasse, fortfahren die Henriade des Voltaire zu erklären, Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zwoten Ordnung wird er in den Briefen des Milleran weiter gehen, Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der dritten Klasse wird er in dem Leben Carls des XII. von Voltaire, fortrücken, Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der vierten und fünften Klasse wird er fortfahren außer den Grundsätzen der Grammatik die kleinen Historien der Peplierischen Sprachlehre durchzugehen, Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zwei mal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften, geübet werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl im Französischen als im Italiänischen.

Der Collaborator Köppen erklärt der mittlern Ordnung Ovids Metamorphosen, Montags und Donnerstags um 4. Dienstags und Freitags um 5. und übt zugleich die Prosodie.

Der mittlern griechischen Ordnung erklärt er, Xenophons griechische Geschichte, Dienstags und Freitags um 4. Mittwochens und Sonnabends um 9.

Der letztern griechischen Ordnung trägt er die Anfangsgründe dieser Sprache vor, und fährt in der Erklärung des griechischen Lesebuchs des Herrn Gedicken fort, Dienstags um 3, und Mittwochens und Donnerstags um 8 Uhr.

Der Collaborator Mitscherlich wird mit der mittlern lateinischen Klasse in Erklärung der ersten Decade des Livius vom vierten Buche an fortfahren, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Dienstags und Freitags von 8 bis 9. Eben derselben wird er Sonnabends von 8 bis 9 Anleitung zum lateinischen Stil durch Verfertigung lateinischer Aufsätze geben.

Die Vorbereitungsklasse wird er mit Phädri Fabeln beschäftigen, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, und Montags und Donnerstags von 3 bis 4.

Eben derselbe wird fortfahren, im Englischen besondern Unterricht zu ertheilen, wozu er den Geübtern Thomsons Seasons, oder Miltons Paradise lost auszugsweise vorschlägt.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl um richtig, als schön schreiben zu lernen; und in der praktischen Rechenkunst vom Cantor Liebau öffentliche Uebungen gehalten.

ten. Jene Montags und Donnerstags, und diese Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in beiden Stücken, und übt auch einige in der **Vokalmusik**, Montags und Donnerstags gleich nach Tische.

Im **Tanzen** unterrichtet der Tanzmeister **Rudolph**; auch in der **Instrumentalmusik** auf der Geige, **Violoncello** und **Flöte**. Der Cantor **Liebau** giebt Unterricht auf der **Davidsharfe**. Der Organist **Zimmermann** auf dem **Clavier**. Der Zeichenmeister **Ritter** lehrt das Zeichnen. Diese Lehr- und Uebungsstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freitags nach Tische **Collegium Musicum** gehalten.

Ueber das Wort: entsprechen.

Patrioten und Geschäftsmänner führen seit zehn Jahren große Klagen gegen die jetzige Modeschreiberei; und zumal gegen das Wörtlein **entsprechen**.

Auch ein Patriot nimmt indeß im **Hannoverischen Magazin** vom 27ten September 1782 das Wörtlein **entsprechen** in seinen Schutz. „Dies „Wort, sagt Er, ist wohl nicht zuerst „einem schönen Geiste, in der Entzückung über seine Doris entfallen, „sondern es ist dasselbe, so viel ich „weiß, von einem unserer jetzigen ansehnlichsten Gelehrten, den die „**Ehrerbietung mir aber zu nennen verbietet**, in seinem **Lehrbuche**, das kurz vor dem Jahre 1770 „**heraus gekommen, zuerst gebraucht** „worden. Es hat also in Ansehung „seines **Ursprunges** schon **vieles** „für sich, und in **Rücksicht dessen** „brauchen wir uns **dessen** nicht zu „schämen.„

So viel ich weiß, irret aber auch dieser Patriot. Zum Beweise will ich mir eine Stelle aus dem ersten Theile *) der Berlinischen **Briefe die neueste Litteratur betreffend** vom 1ten Februar 1759 hieher setzen, wo **Lessing** sagt: „Wenn Herr **Wieland**, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem „schweitzerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. „Allein es scheint nicht, daß er sich in „diesem Felde mit critischen Augen „umgesehen. Das einzige Wort **entsprechen** habe ich ein oder zweimal, „mit Vergnügen, bei ihm gebraucht „gefunden. Es ist schwer, sagt er „einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten **entsprechen** (repondem). Dieses **entsprechen** ist itzt „den

*) S. 75. 76.

„den Schweitzern eigen, und nichts „weniger als ein neugemachtes Wort. „Denn Frisch führet bereits eine „Stelle aus **Kayserbergers** Postille „an, wo es heisset: **die Getät und „der Nom sollen einander ent„sprechen.**„

Nachtrag zu den S. 1169. u. f. dieses Magazins befindlichen Antworten wegen des Worts Octo.

Achte Beantwortung.

Ich setze, dünkt mich, billig voraus 1. daß derjenige, der das bewußte Epigramm im 59ten Stück dieses Magazins einrücken lassen, dasselbe gerade so, wie er es auf dem Kupferstiche gefunden und gelesen hat, ohne alle Abänderung abgeschrieben und mitgetheilet habe;

2. Daß es gar nicht wahrscheinlich sey, daß der Kupferstecher ein Wort hinzu gesetzt habe, das er im Originalconcept nicht angetroffen.

Jenes erlaubt mir nicht octo in olim, ultro, opto, zu verwandlen: und dieses hindert mich, denen beizupflichten, welche ut aus dem Epigramm wegwerfen wollen.

In den mittlern Zeiten hätte ein unwissender Mönch wohl so scandiren mögen

Felix erit ut octo;

denn haben wir nicht viele Verse aus jenen Zeiten übrig, die nichts besser scandiret sind? Allein heut zu Tage ist das von Niemanden, der einige Kenntniß vom lateinischen Versbau hat, zu erwarten.

Es ist sehr vermuthlich, daß der Kupferstecher einen Irrthum begangen habe. Nach fluent fiel sein Auge aus Nachläßigkeit oder Eilfertigkeit, auf das Wort orbis. Da er dies gegraben, oder geätzet hatte, wurde er seines Versehens inne, konte es aber nicht verbessern, ohne seine ganze Platte zu verwerfen, welches er doch nicht wolte, hatte von der Oekonomie eines lateinischen Hexameters keine Kenntniß; glaubte, es sey genug, wenn die Worte nur alle da wären, obgleich nicht eben in der vorgeschriebenen Ordnung; holete nach orbis die beiden übersehenen Wörter, felix erit, nach, und so kam orbis felix erit ut octo heraus.

Ohne allen Zweifel hat der Verfasser des Epigramm, geschrieben: Felix erit orbis ut octo.

Aber nun fragt es sich: was heißen die Wörter: ut octo? Man beliebe sich zu erinnern, daß in eben dieser Zeile das Wort Sæcla vorkommt. Was hindert uns, dasselbe allhie zu suppliren ut octo - - sc. Sæcla.

Aurea Sæcla fluent, felix erit orbis; ut octo — Sæcla. Oder ohne die Distinction nach Orbis

Aurea

Aurea Sæcla fluent, felix erit orbis ut octo, — Sæclis.

Es werden hier die ersten acht Jahrhunderte der christlichen Kirche verstanden. Zwar in dem letzten derselben lebte auch schon ein Sextus, nemlich Pabst Johannes Sextus. Aber außer dem, daß er nur kurze Zeit regierete, bemerkte die Geschichte an ihm mehr Gutes, als Böses. Der Verfasser hat ihn also wohl nicht mit in Anschlag bringen wollen. Aber im neunten Seculo gingen die bösen Sexti mit Stephano dem VI., welchen andere auch den VII. nennen, an. Und selbst vernünftige Catholiken gestehen es, daß der Verfall der Kirche und Laster der Päbste, fürnemlich vom neunten Jahrhunderte an, recht sichtbar geworden. Der Verfasser des Epigramms theilt die Zeit seiner Kirche in drei Perioden. Die erste begreifet die acht ersten Secula; die zweite gehet vom neunten Seculo bis zu dem jetzigen Pabst Pius den VI.; die dritte aber fängt von ihm an: Und da wünscht er, daß die dritte Periode der ersten gleich werden möge.

Sr. Pr.

* * * * * * * * *

Neunte Beantwortung.

Obgleich das übrige von den Versen im 59ten Stück leicht zu verstehen ist, so sey es mir des Zusammenhangs wegen erlaubt, meine Uebersetzung aller Verse mitzutheilen. Sie ist diese:

Wenn sonst Päbste mit dem Beinamen Sextus regierten, da waren's schlechte Zeiten, aber jetzt, unter der Regierung des Pabstes, der mit Recht Pius (der Fromme,) Sextus genannt wird, werden glückliche Zeiten kommen. Das ganze menschliche Geschlecht, wird des göttlichen Beifalls so gewiß versichert, und folglich so glücklich seyn können, wie jene Acht Menschen, die Gott zum Beweise seines Wohlgefallens in der Sündfluth erhielt, (und die damals das ganze menschliche Geschlecht ausmachten.) Nur die Bedingung ist nicht zu vergessen; die Heerde muß so fromm seyn wollen, wie ihr Hirte es würklich ist.

Nach dieser Uebersetzung paßt sich, wie ich dafür halte, das Wort orbis und octo recht gut auf einander.

Daß ich die Worte orbis felix erit ut octo kürzer hätte geben können, brauche ich nicht zu erinnern; ich umschrieb sie aber deswegen so weitläuftig, um nicht nöthig zu haben, eine weitläuftige Erklärung darunter zu setzen.

F. H.

Aus-

Auszug aus Meteorologischen Beobachtungen, die zu Lissabon im Jahr 1781 in der Nachbarschaft des Königl. Pallasts Nossa Sonhora das Necessidades angestellt sind, von dem Herrn Jacob Chrysostomus Prätorius, Hauptmann von der Artillerie und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon.

(Aus dem Portugiesischen.)

Die gröste Hitze war 99 Grad Fahrenheitsche Abmessung, am 11ten Julius. Die gröste Kälte den 10ten Januar 34 Grad. Das Mittel aus der Summe aller beobachteten Thermometerhöhen im ganzen Jahre war 63 Grad.

Der niedrigste Stand des Barometers war am 9ten December 27 Zoll 5 Linien; der höchste Stand desselben den 29ten December 28 Zoll 8 Linien. Das Mittel aus der Summe aller beobachteten Barometerhöhen war 28 Zoll 2 Linien.

Die ganze Höhe des gefallenen Regenwassers war 23 Zoll 7 Linien. Vom Anfang des Jahrs bis zum 23ten März regnete es wenig, allein von der Zeit an bis zum 19ten Mai wurde dieser Mangel überflüßig wieder ersetzt. Es folgte wieder eine große Dürre, allein im Monat December fiel eine so außerordentliche Menge Regen, daß allein vom 6ten bis zum 27ten 9½ Zoll Wasser gefallen war, und in der Nacht vom 18ten zum 19ten allein 18 Linien.

Das Hygrometer nach Herrn Lamberts Methode in 24 Theile getheilt, gab ein Mittel von 11½; also war es ein trocknes Jahr.

Der regierende Wind war Nordnordost, und man kan die mittlere proportional Zahl der Geschwindigkeit des Windes in diesem Jahre auf 11½ Spanne (von 9 Zoll) in einer Secunde annehmen. Bei heftigen Stürmen ist nicht gemessen.

Nahe Gewitter waren den 14ten Januar, den 16ten April, den 3ten September, den 7ten und 9ten December; und noch acht in der Ferne. Die Verhältniß der Zahl der ganz heiteren Tage, der Tage, an welchen der Himmel wolkig war, und derer, wo er ganz bezogen war, ist nach der Ordnung 200, 88, 77 gewesen.

Ein schwaches Nordlicht ist mehrere mal gesehen, am 27ten Februar, vom 10ten bis 25ten Mai, den 17ten April, den 13ten und 25ten Mai, und am 8ten October.

S. — r.

Druckfehler. Im 77ten Stück Seite 1226. Z. 6. von oben herunter, lies Olof Celsius, der Autor des Hierobotanicon.

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 14ten October 1782.

Etwas von den Schlangen in Nordamerika. *)

Sie dringen darauf, daß ich etwas von unsern Schlangen sagen soll; ich werde, zwei Fälle ausgenommen, deren einen ich selbst sah, und den andern von einem Augenzeugen erfahren habe, nur sehr weniges, von dem was ich weiß, berichten können. Die südlichen Provinzen sind die Länder, in welchen die Natur die größte Mannigfaltigkeit von Alligators, (kleine Crocodille,) Schlangen und Nattern hervorgebracht hat; auch Skorpionen von der kleinsten Art bis zum Pine-barren, der größten hier bekanten. Wir haben nur zwei Arten Schlangen, deren Stich tödtlich ist, welche einer Anführung werth sind; denn die schwarzen sind nur wegen ihres Fleißes, Thätigkeit, Schönheit, und der Kunst die Vögel durch die Kraft ihrer Augen anzulocken, merkwürdig. Ich habe sie sehr gerne, und tödte sie nie, obgleich ihr Ansehen und ihre beträchtliche Länge, oft die Philosophie mancher Leute, besonders unter den Europäern, zu Schanden macht.

Die gefährlichste von allen ist der **Loots**, (Pilot,) oder der **Kupferkopf**, (Copperhead,) gegen deren Gift noch gar kein Rettungsmittel bekant ist. Den ersten Namen führt sie deswegen, weil sie allemal vor der Klapperschlange kömt; das heißt, ihren schlafenden Zustand, im Frühjahr, ohngefähr eine Woche früher verläßt als diese. Den zweiten Namen hat sie von den vielen kupferfarbenen Flecken, mit welchen ihr Kopf geziert ist. Sie versteckt sich in Felsen nahe beim Wasser, ist äußerst thätig und gefährlich. Jeder hüte sich für ihr. Mir ist nur ein Fall bekant, daß Jemand in diesen Ländern von einer solchen Schlange gestochen war. Der arme Mensch schwoll augenblicklich auf die entsetz-

*) Diese Abhandlung ist eine freie Uebersetzung eines Briefes aus folgendem ganz neuerlich herausgekommenen Buche: Letters from an American Farmer, describing certain provincial situations manners and customs, not generally known; and conveying some Idea of the late and present interior circumstances of the British Colonies in North-America &c. by Hector St. John a farmer in Pensilvania.

lichste Weise, eine Menge Flecken von verschiedenen Farben entstanden und verschwunden wechselsweise an mehreren Theilen seines Leibes, seine Augen waren voll Raserei und Wuth, er schlug sie auf alle Gegenwärtige mit wüthenden Blicken, steckte die Zunge heraus wie Schlangen zu thun pflegen, zischte zwischen den Zähnen unbegreiflich stark, und wurde dadurch ein Gegenstand des Entsetzens aller Umstehenden. Bei einer schwarzgelben Todtenfarbe war er so stark wie ein Rasender; man war kaum im Stande ihn fest zu machen, und sich gegen seine Anfälle zu sichern. Doch erlöste eine Zeit von zwei Stunden, den armen Menschen von seinen Kämpfen, und die Zuschauer von ihren Besorgnissen.

Das Gift der Klapperschlange ist in so kurzer Zeit nicht so tödtlich, und daher hat man mehr Zeit Hülfe zu suchen. Wir kennen verschiedene Mittel dagegen, mit denen beinahe jede Familie versehen ist. Sie sind sehr unthätig, und wenn sie nicht beleidigt werden, völlig unschädlich. Auf einer Reise fand ich ihrer einmal eine ganze Klippe voll, ich nahm verschiedene in die Hand, und sie schienen wie todt. Sie waren alle um einander herumgewickelt, und so bleiben sie bis der Sommer zurückkehrt. Ich entdeckte sie, indem ich der Spur einiger wilden Schweine folgte, welche davon gefressen hatten. Selbst die Indier essen sie. Wenn sie sie schlafend finden, stecken sie ihnen eine kleine hölzerne Gabel über das Genick, wodurch sie unbeweglich fast an den Boden geheftet werden, halten ihnen denn ein Stück Leder vor, lassen sie hinein beissen, und entreißen es ihnen einige mal mit Heftigkeit, bis sie sehen, daß die beiden Giftzähne dadurch ausgebrochen sind. Denn schneiden sie ihr den Kopf ab, häuten sie, und bereiten sie übrigens, wie die Engländer Aale bereiten. Ihr Fleisch ist sehr süß und weiß.

Ich habe einmal eine zahme gesehen, die so geschickt war als ein kriechendes Ungeziefer nur seyn kan. Sie ging ins Wasser, schwamm wohin sie wolte, folgte aber augenblicklich dem Zuruf der Kinder, welchen sie gehörte, wenn sie sie zurückriefen. Die Giftzähne waren ihr auf die angezeigte Weise genommen. Sie bürsteten sie oft mit einer sanften Bürste, und dieses Bürsten schien ihr überaus angenehme Empfindungen zu verursachen; denn sie drehete und wendete ihren Rücken um an die Bürste zu kommen, wie sich eine Katze beim Feuer windet.

Eine Klapperschlange war vor einigen Jahren die Ursach einer sehr betrübten Geschichte, welche ich Ihnen so erzählen will, wie ich sie von der Witwe und Mutter derer die dadurch aufgeopfert wurden, empfangen habe.

Ein holländischer Pächter mähete mit seinen Schwarzen eine Wiese. Aus Vorsicht, um nicht gestochen zu werden, hatte er Stiefel angezogen. Unvermerkt trat er eine Klapperschlange,

ge, welche ihm gleich in die Beine flog; wie sie aber zurück sprang, um ihren Biß zu wiederholen, wurde sie von einem Schwarzen mit der Sense mitten durchgehauen. Sie sezten ihre Arbeit fort. Am Abend zog der Pächter seine Stiefel aus, und legte sich zu Bette. Gleich darauf wurde er von einem ihm unbekanten Magenweh befallen, er schwoll auf, und ehe ein Arzt geholt werden konte, war er schon todt. Der schleunige Tod dieses Mannes veranlaßte keine weitere Untersuchung, und der Leichnam wurde, ohne daß man sich weiter darum bekümmerte, begraben.

Wenige Tage nachher zog der Sohn des Vaters hinterlassene Stiefel an, ging zur Wiese, zog sie des Abends wieder aus, legte sich zu Bette, wurde gegen dieselbige Zeit mit denselbigen Zufällen befallen, und starb am Morgen. Kurz vorher ehe er starb kam ein Arzt, konte aber den Grund einer so sonderbaren Krankheit nicht entdecken, um jedoch vor den Leuten nicht ganz blank und baar zu scheinen, that er den Ausspruch, beide Vater und Sohn, wären — **behext.**

Einige Wochen nach diesem verkaufte die Witwe zum Besten ihrer jüngern Kinder alle ihre Meublen, und das Gut wurde anderweit verpachtet. Einer der Nachbarn kaufte die Stiefel, zog sie gleich an, und wurde mit gleichen Zufällen wie die beiden andern befallen. Allein, dieses Mannes Frau, aufmerksam gemacht durch die Vorfälle, die in der ersten Familie sich ereignet hatten, schickte gleich einen ihrer Schwarzen zu einem berühmten Arzt, welcher zum Glück auch etwas von dem vorigen Vorfall gehört hatte, die Ursach errieth, Oel verordnete, und den Mann rettete.

Die so gefährlichen Stiefel wurden sorgfältig untersucht; und man fand, daß die beiden Giftzähne der Klapperschlange im Leder stacken, die von der Gewalt, mit welcher sie den Kopf zurück gezogen hatte, ausgebrochen waren. Die Giftblasen, und verschiedene kleine Nerven die am Stiefel hingen, waren noch ganz frisch. Der unglückliche Vater und Sohn waren vergiftet worden, indem sie sich beim Ausziehen der Stiefel unmerklich an diesen Zähnen geritzt hatten, durch deren Höhlung etwas von diesem entsezlichen Gift in die Wunde gekommen seyn mogte.

Sie haben ohne Zweifel von ihren Klappern gehört, wenn Sie sie nicht gar selbst gesehn haben; die einzige Bemerkung, die ich bei diesen zu machen wünsche, ist, daß das Klappern laut und vernemlich ist, wenn sie böse sind, hingegen ganz leise, und nur wie ein entferntes Schnurren, wenn sie fröhlich sind.

Wo das Land stark angebauet ist, sind sie jezt sehr selten geworden, denn sie werden heftig bekriegt, wo man sie nur findet, so, daß in wenig Jahren, außer unsern Gebürgen, wenige mehr werden angetroffen werden.

Die schwarzen Schlangen im Gegentheil, machen mir viel Vergnügen,

 weil

weil sie gar keinen Gedanken an Gefahr veranlassen. Ihre Geschwindigkeit ist erstaunenswürdig, oft so groß, als die Geschwindigkeit eines Pferdes; sie ersteigen oft Bäume um unsere Baumkröten zu fangen, oder schlüpfen nach ihrer ganzen Länge auf der Erde hin; bei andern Gelegenheiten bewegen sie sich halb aufgerichtet, halb kriechend. Ihre Augen und Köpfe sehen sehr schön aus, wenn sie aufgerichtet sind; die erstern glänzen mit einem Feuer, das ich oft bewundert habe, und sie sind im Stande Vögel und Eichhörnchen ganz damit zu bezaubern. Wenn sie ihre Augen auf irgend ein Thier gerichtet haben, so bleiben sie ganz unbeweglich, drehen nur bisweilen den Kopf rechts und links, doch den Blick immer unverwendet auf den Gegenstand gerichtet. Das erschrockene Opfer, anstatt seinem Feinde zu entfliehen, scheint durch eine unüberwindliche Kraft festgehalten, es schreiet, nähert sich, weicht zurück, und nachdem es ein wenig mit ganz unbeschreiblich heftigen Bewegungen herumgelaufen ist, fliegt es endlich in den Rachen der Schlange, von welchem es sogleich verschlungen wird, so bald es mit einer zähen Feuchtigkeit oder einem Schleim bedeckt ist, vermöge welcher es leicht durch den Schlund seines Verschlingers durchglitschen kan.

Eine Anekdote muß ich noch erzählen, deren Umstände so wahr als sonderbar sind.

Einer meiner beständigen Spaziergänge, wenn ich müßig bin, ist in meine niedrige Weiden, wo ich das Vergnügen habe, mein Vieh, Pferde und Füllen zu sehen. Fettes Gras bedeckt alle meine Felder; die beste Vorstellung unsers Wohlstandes. In der Mitte dieser Flur, habe ich einen acht Fuß breiten Graben gezogen, dessen Ufer die Natur jeden Frühling mit wilden Blumen bedeckt, welche auf diesen geilen Gründen zu außerordentlichen Höhen anwachsen. Ueber diesen Graben habe ich in der Mitte eine Brücke von der Stärke angelegt, daß sie einen beladenen Wagen trägt, an welcher zu beiden Seiten ich jährlich mit vielem Fleiß einige Hanfkörner säe, die zu einer Höhe von funfzehn Fuß aufschießen, so stark und bezweigt, daß sie wie junge Bäume aussehen; an einem derselben bin ich einmal vier Fuß von der Erde hinauf geklettert. Diese Bäume werden noch oft durch eine wilde kriechende Pflanze, die wir Vine nennen, dichter gemacht, die nie ausbleibt, sich um die Zweige windet, und einen erwünschten Schatten verursacht. In dieser angenehmen Laube habe ich mich wohl hundert mal an den schönen Summvögeln (humming bird, der folgenden Beschreibung nach sind es Colibri's) ergötzt, von denen dieses Land einen so großen Ueberfluß hat. Wilde Blüten aller Art ziehen die Aufmerksamkeit dieser Vögel auf sich, welche sich gleich den Bienen bloß durch das Aussaugen derselben nähren. Aus diesem Hinterhalt beobachte ich sie in allen ihren Handlungen; doch ist ihr Flug so schnell, daß die

Bewegung ihrer Flügel sich nicht unterscheiden läßt. Die Natur hat an diesem kleinen Vogel ihre glänzendsten Farben vermalt; das vollkommenste Azurblau, das schönste Gold, das brennendste Roth, sind alle miteinander im Contrast, und helfen die schönen Federn seines majestätischen Kopfs zieren. Das reichste Farbenbrett, des wollüstigsten Malers, wird nie etwas erfinden, das sich mit den veränderlichen Tinten vergleichen ließe, mit denen dieses Vogelinsekt bestralt ist. Sein Schnabel ist so lang und so spitzig, wie eine gewöhnliche Nähenadel. Gleich den Bienen hat ihn die Natur gelehrt, in den Kelchen der Blumen und Blüten Honigtheile zu finden, die ihm hinreichendes Futter geben, dennoch scheint es, als ob sie die Blumen unangerührt verließen, wenigstens unberaubt solcher Dinge, die wir mit unsern Augen unterscheiden können. Wenn sie fressen, scheinen sie unbeweglich, ob sie gleich beständig im Fluge bleiben, und bisweilen, warum, weiß ich nicht, zerreissen und zerpflücken sie die Blumen in kleine Stücken, denn, es ist sonderbar, sie sind die jähzornigsten unter allem Geflügel. Wie können doch Leidenschaften in einem so kleinen Körper Raum haben? — Sie fechten oft mit Löwengrimm, bis einer der streitenden als Schlachtopfer fällt und stirbt. Ermüdet haben sie sich oft, ganz nahe auf wenige Fuße von mir, auf Zweige gesetzt; bei solchen günstigen Gelegenheiten habe ich sie mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit betrachtet. Ihre kleinen Augen glänzen wie Diamanten, und brechen das Licht nach allen Seiten zurück. In allen, auch den kleinsten Theilen völlig ausgeführt, sind sie Miniaturstücke unsers großen Vaters, welcher, wie es scheint, das kleinste und zugleich das schönste aller geflügelten Geschöpfe machen wolte.

Ich saß eines Tages einsam und gedankenvoll in der eben beschriebenen Laube, als meine Aufmerksamkeit, durch ein sonderbares rauschendes Getöse, das nur auf wenig Schritte von mir entfernt war, gereizt wurde. Ich sah herum, ohne etwas wahrzunehmen, bis ich eine meiner großen Hauptstauden erstieg, als ich zu meinem Erstaunen zwei Schlangen von beträchtlicher Länge sah, von welchen eine die andere mit großer Geschwindigkeit durch ein Feld von Hanfstoppeln verfolgte. Die Angreifende war eine von den schwarzen, ohngefähr sechs Fuß lang; die fliehende war eine Wasserschlange von ohngefähr gleicher Größe. Sie erreichten einander bald; im Eifer des ersten Angrifs schienen sie in einem Augenblick fest um einander geflochten, und während ihre zusammengeflochtenen Schwänze die Erde schlugen, trachteten sie beiderseits mit offenem Rachen einander zu verwunden. Wie abscheulich das aussah! ihre Köpfe waren sehr klein zusammen gezogen, ihre Augen schossen Feuer.

Nachdem dieses Gefecht ohngefähr fünf Minuten gedauert hatte, fand die leztere Mittel sich von der erstern los-

zuwinden, worauf sie dem Graben zueilte. Ihr Gegner nahm in dem Augenblick eine neue Stellung an, halb aufrecht halb kriechend, mit einer majestätischen Mine überfiel und grif sie die andere noch einmal an, welche sich in dieselbige Stellung setzte, und zur Gegenwehr bereitete. Die Scene war nicht gemein und schön, denn so fochten sie miteinander, indem sie sich mit der äußersten Wuth bissen; allein, ungeachtet des Anscheins von gleichmässiger Herzhaftigkeit und Wuth, schien doch die Wasserschlange immer Lust zu haben, sich nach dem Graben, ihrem natürlichen Element, zurück zu ziehen. Die schwarze mit den glänzenden Augen, bemerkte dieses nicht so bald, als sie ihren Schwanz zweimal um den Stamm eines Hanfstrunks wand, und sich ihres Gegners bei der Kehle versicherte; nicht mit dem Rachen, sondern dadurch, daß sie ihren eigenen Hals zweimal um den Nacken der Wasserschlange wand, und sie vom Graben ab nach sich zog. Zu Vermeidung einer gänzlichen Niederlage, befestigte sich die zweite gleichfalls auf eben die Weise an einem Stamm, und wurde durch Erlangung dieser Strebe, ihrem frechen Gegner etwas gleicher in Ansehung des Gefechts. Sonderbar war es anzusehen, zwei große Schlangen, fest am Boden hängend, beide an einander fest durch Windungen mit denen eine die andere umflochten hatte, nach ihrer größten Länge ausgestreckt; so zogen sie, aber sie zogen vergeblich; in den Augenblicken der größten Anstrengung schienen die um einander geschlungenen Theile ihrer Körper sehr zusammen gezogen, unterdessen daß das übrige ganz geschwollen schien, und von Zeit zu Zeit mit starken Wallungen, die sehr geschwind auf einander folgten, sich heftig bewegte. Ihre Augen schienen zu brennen, und jeden Augenblick aus den Köpfen springen zu wollen.

Einmal schien der Streit entschieden, die Wasserschlange schlang sich in zwei Falten, und reckte die andere dadurch mehr als gewöhnlich aus; in der folgenden Minute erhielt die schwarze unerwartet eine große Überlegenheit, durch eine heftige Anstrengung, nach welcher sie sich auch in zwei Falten legen konte, wodurch denn nothwendig die Wasserschlange so viel mehr als gewöhnlich ausgereckt werden mußte, als diese ihren eigenen Körper dadurch zusammen zog. Diese Bemühungen waren wechselsweise, der Sieg schien zweifelhaft, und neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, bis zulezt der Hanfstengel, an welchem die schwarze hing, nachgab, und in Gefolg dieses Zufalls beide in den Graben schleuderten. Die Wasserschlange ließ von ihrer rächenden Wuth nicht nach, denn nach ihren heftigen Bewegungen konte ich den Strich den sie hielten, verfolgen, nicht aber ihre wechselseitigen Angriffe unterscheiden. Bald erschienen sie aber wieder auf der Oberfläche, um einander geflochten wie bei dem ersten Angrif, aber die schwarze schien

schien noch immer ihre Uebermacht zu behaupten, denn ihr Kopf war über dem Kopf der andern fest, welche sie unaufhörlich unter das Wasser drückte, bis sie erstickt war und sank. Die siegende spürte nicht so bald ihren Feind unfähig zu fernerm Widerstande, als sie ihr den Strom überließ, an's Land zurück kam und verschwand.

S. — r.

Geschichte eines Gefechts zweier englischen Kauffahrteischiffe mit der türkischen Flotte 1638.

(Aus dem Englischen.)

Im Jahr 1638 traf der Capitain Pascha der Ottomannischen Pforte, eben wie er im Begrif war mit der ganzen türkischen Flotte unter seinem Befehl, Cairo und einige andere türkische Häfen zu besuchen, um die in denselben für Constantinopel geladenen Schiffe nach dem Ort ihrer Bestimmung zu geleiten, zwei englische Schiffe den **Hektor** und **William und Ralph** an, die in dem Golfo von Mola Korn einnahmen. Die Ausfuhr des Korns war untersagt, und bei Strafe der Confiscirung des Schiffes nebst der Ladung, und dem Verlust der Freiheit des ganzen Schifsvolkes, verboten; der Bassa durch die Hofnung einer so schönen Beute eingeladen, gab Befehl die Schiffe wegzunehmen, indem er es für gar keine Frage hielt, weil dieser Schiffe nur zwei wären, daß sie sich auf die erste Aufforderung ergeben würden. Allein, er irrte diesmal; er hatte mit Leuten zu thun, die ihre Lage kannten, denen alle Furcht fremd war, und im Gegentheil den festen Entschluß gefaßt hatten, Gut, Freiheit und Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die englischen Schiffe kappten gleich ihre Ankertaue, und legten nach der See aus, wo sie von der ganzen türkischen Seemacht angegriffen wurden, und von Zeit zu Zeit eine, auch zwei Galeeren an Bord hatten, von denen sie geentert wurden; weil sie aber ihr Geschütz mit Trauben ladeten, und sich mit ihren halben Piken fürtreflich vertheidigten, so waren sie oft so glücklich, ihre Verdecke ganz von Feinden zu reinigen, und dieselben mit grossem Verlust abzuschlagen. Der Capitain Pascha, beschämt und aufgebracht, daß seine ganze Flotte eine solche Widersetzung von solchen Fahrzeugen erfahren solte, entschloß sich die Mannschaft seiner eigenen Galeere durch die Pforten der Constabelkammer entern zu lassen, und jagte den Schnabel (die Proa,) seiner eigenen Galeere hinten durch den Spie-

gel

gel eines der beiden Schiffe. Die tapfere Bemannung desselben steckte unmittelbar darauf einen starken eisernen Bolzen durch ein Loch des forn als Schnabel vorstehenden Balkens der Galeere, so, daß dadurch die Galeere eine Befestigung am Gebäude des Schiffes erhielt, drehete ihr Geschütz nach hinten, ladete dasselbe mit Stücken Eisen und Traubenhagel, und beschoß die Galeere nach der Länge, tödtete den Capitain Bassa selbst, und beinahe dreihundert Mann in dieser Galeere. Endlich, wie sie alle ihre Kugeln, und was als dergleichen dienen konte, verschossen hatten, ladeten sie die Kanonen mit Stücken von Achten, allein, sie wurden endlich doch von der Zahl ihrer Feinde übermannt, und dadurch unfähig zu längerm Widerstande. Doch hatten sie dies ungleiche Gefecht über drei Stunden ausgehalten. Endlich setzten sie ihre Schiffe in Brand, und ruinirten dadurch noch wie sie aufflogen, zwei bis drei Galeeren, die ihnen auf der Seite lagen, deren Besatzung mit den Engländern auf dem Verdeck Mann gegen Mann focht, so daß keiner von diesen nicht zu überwältigenden Leuten gefangen wurde, als etwa drei oder vier, die man aus der See wieder auffischte.

So endigte sich dieses außerordentliche Gefecht. Die Türken, welche den Sieg behielten, hatten zwölfhundert Sklaven todt und verwundet, außer dem Capitain Bassa, einigen vornehmen Officieren der Flotte, und fünfhundert todten und verwundeten Türken. Die Galeeren waren gezwungen den Hafen zu suchen, wo sie einen ganzen Monat lang mit Ausbesserung zubrachten. Dies Gefecht erfüllte die ganze Pforte mit Erstaunen über die Tapferkeit, oder den Steifsinn, wie sie es nannten, der Engländer; und noch bis auf den heutigen Tag ist die Sache in Constantinopel nicht ganz vergessen.

Anmerkung des Uebersetzers. Wenn auch die Sache nur zur Hälfte buchstäblich wahr ist, so bleibt sie doch noch immer sehr groß.

S. — r.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 17ten October 1782.

Kan feucht eingebrachtes Heu sich bis zur Flamme entzünden?

Unter den alten Landwirthen nimt es Columella a) für bekant und ausgemacht an, daß sich feuchtes Heu entzünden und das Haus in Brand stecken könne. „Man muß „das Heu, sagt er, weder ganz ausge„trocknet, noch ganz grün einbringen, „jenes ist, wenn es allen Saft verlo„ren hat, nicht besser als Stroh, und „dieses fault, wenn es noch zu frisch „ist, auf dem Boden, ja, wenn es sich „erhitzt hat, fängt es vielfältig gar an „zu brennen und zündet das Haus an.„ Der Mann spricht so zuverläßig, als die Erfahrung zu sprechen berechtiget; für bloße Vermuthung und Besorgniß spräche er zu dreist. Plinius b) hält die Entzündung für eben so entschieden, giebt aber eine äußere Ursach davon an: „Das gemähete Gras, sagt „er, muß gewandt, und erst hinläng„lich trocken in Haufen gebracht wer„den; wird das nicht sorgfältig beob„achtet, so fängt es früh morgens an „zu dampfen, und dann werden die „Haufen von der Sonne angezündet „und brennen auf.„ Man legt das Heu entweder oben in die Gebäude, auf den Boden, in tabulato, oder in einen Schober, Fimme auf dem Hofe oder im Garten, welches das meta des Plinius ist, errichtet auch wohl auf den Wiesen einen Schuppen, ein schlechtes hölzernes Gebäude mit einem Dache, worin man es bis zum Gebrauch im Winter aufbewahrt. Plinius hatte den Columella gelesen, wie allen Kennern dieser Bücher bekant ist, auch die angeführte Stelle gelesen, denn er spricht bald nachher ganz mit dessen Worten. Eben so bekant ist es, daß er möglichst gern, aus einer uns unbekanten, vielleicht persönlichen Veranlassung, dem Columella widerspricht,

a) *De re rust.* II, 19. 1. Est modus in siccando, ut neque peraridum, neque rursus viride colligatur: alterum, quod omnem succum si amisit, stramenti vicem obtinet, alterum, quod si nimium retinuerit, in tabulato putrescit, ac sæpe, cum concaluit, ignem creat & incendium.

b) *Nat. hist.* XVIII, 67, 5. f. 28. Sectum verti ad solem, nec nisi siccum construi oportet: nisi fuerit hoc observatum diligenter, exhalare matutino nebulam quandam, metasque mox sole accendi & conflagrare certum est.

oder ihn reformiren will. Hier scheint mir der Fall auch zu seyn. Dieser spricht von einer innern aus der Fäulniß entstehenden Entzündung des Heues auf dem Boden, also unter dem Dache, wohin die Sonnenstralen nicht unmittelbar reichen, Plinius geht dies vorbei, redet vom Heue im freien Hausen, das die Sonnenstralen unmittelbar berühren können, und läßt die den Hausen anzünden. Ich weiß nicht, wie andern Lesern ist, mir scheint Plinius den Columella verbessern, und erklären zu wollen, wie es mit der Entzündung des Heues zugehe, scheint mir aber zugleich das Schicksal der Reformatoren zu erfahren, die es mehr aus Einbildung als aus Beruf, mehr aus Empfindlichkeit als Ueberzeugung sind, und sich daher verrathen. Ließe er sehr trockenes Heu von der Sonne in Brand setzen, so trauete man seinen Versicherungen mehr, als wenn er feuchtes davon anzünden läßt. Die Sache selber, daß nemlich feuchtes Heu in Brand gerathe, bestreitet er nicht, mußte also bei seiner so ausgebreiteten Belesenheit wohl mehr davon gelesen haben, bestätiget sie also vielmehr, die Art, wie es zugehe, bestreitet er bloß, oder meint sie vielmehr besser erklären zu können.

Daß übrigens Columella das Unglück und seine Ursach richtiger einsehe als Plinius, dies bestätiget ein Mann, der wegen seiner fleißigen Untersuchungen in diesem Theile der Naturkunde befugter Richter hierüber ist. Ich meine den Wirtenbergschen Herrn General Superintendenten Balth. Sprenger c), der bei Erklärung der würkenden Ursachen der Fäulung sagt: „die innerliche Wärme fängt in „der Mitte der Masse, wo diese am „meisten zusammen gedruckt, und von „woher die Wärme am wenigsten und „langsamsten sich in die umstehende „äußere Luft zerstreuet, an, da man „äußerlich um diese Zeit noch keine „Wärme merkt. Sie nimt hernach „täglich zu, bereitet sich allmählich „durch die ganze Masse aus, und wird „bisweilen so stark, daß die Masse, „wenn sie aus leicht entzündlichen Materien besteht, Feuer fängt. In dem „letzten Falle bläset sich alles, was inwendig zusammen faul wird, auf, „geräth in lichte Flammen, und in „Brand, und wird eben so verwandelt, als wenn es in einem Ofen verbrannt würde. Wie man es an dem „Heu und Grummt oder Oehmd bisweilen erfährt, besonders wenn die „Kräuter frisch abgehauen, halb trokken, und ihre natürliche Säfte annoch besitzen, die bei a) gemeldten Umständen eintreffen, und etwa noch gar „ein Stück Eisen in der Masse liegt, „mit welchem die saure ausschwitzende „Dünste der Masse aufbrausen, und die „innerliche Bewegung erregen oder verstärken. Erhitzet sich aber eine dergleichen Masse nur stark, doch nicht so, „daß sie in Brand ausbricht, so faulet „sie

c) Man sehe dessen vollständige Abhandlung des gesamten Weinbaues, 1ten Band S. 640. f.

„sie vollkommen und wird zu einem „Brei. Wie dieser innerlichen Erhiz„zung, die an sich zur Fäulung nöthig „ist und sie sehr befordert, zu begegnen, „daß sie nicht allzugroß werde, u. s. w.„ das wird bei den Hindernissen der Fäulung §. 96. vorkommen. Es gehört zu sehr zur Untersuchung, die wir anstellen, als daß sich die bei a) gemeldeten Umstände überschlagen ließen, hier sind sie: „Man findet a) bei den Fäu„lungen der festern und dichtern Körper, „als die flüßigen Materien, z. E. Was„ser, Wein ꝛc. sind, eine große innerli„che Wärme, und zwar desto größer, „je mehr aa) die Masse theils durch ihre „eigene Schwere und dichtes Aufeinan„derliegen, wann z. E. ein großer Haufe „der Materie und zwar nicht locker, so „daß die freie Luft zwischen den holen „Räumen nicht durchstreichen kan, über „ein ander liegt, theils durch ein über „die Masse gelegtes schweres Gewicht „zusammen gedrückt wird;„

bb) „je mehr die Masse vor dem „freien Zugange der Luft, fürnemlich „des Windes gesichert wird;

cc) „je wenigern Abwechslungen der „Kälte und Wärme die äußere Luft, wel„che die Masse umgiebt, unterworfen ist;

dd) „je weniger wässerig und dünne „die Masse ist, die aber auch nicht all„zutrocken seyn darf, indem die Theile „des faulenden Körpers nicht dürr, „hart und ganz ausgetrocknet, sondern „mit zugegossenem Wasser oder aus der „feuchten Luft eingesogenen Dünsten, „oder durch die Beschwerung aus den „nicht ganz dürren Theilen der Masse „ausgepreßten Säften also angefeuch„tet seyn müssen, daß sie völlig naß und „erweicht werden.„

Aus dem gleichfalls angeführten §. 96. gehört hier von S. 644. her: „Wenn ein sich erhitzender Haufe von „Kräutern aus einander geworfen und „also gelüftet wird, so hört die Fäu„lung gleich auf. Wenn Heu und „Grummet locker auf einander liegt, „und deswegen z. E. auf eine Lage Heu „eine Lage Stroh wechselsweise gelegt „wird, so kan die freie Luft durchstrei„chen, abkühlen, und die Fäulung wird „sammt der Erhitzung verhütet. Und „von S. 645. Die sauren Salze über„haupt, Kochsalz und Alaun widerste„hen der Fäulniß. Man streue auf eine „jede Lage nicht ganz trocken heimge„führten Heues, oder Oehmdes Koch„salz herum, so wird sich dies Heu und „Oehmd sicher nicht entzünden und „nicht verderben.„

Wie also Herr Sprenger die völlige Entzündung eines feuchten Heubodens bis zu lichten Flammen, die alles umher in Brand setzen können, zugiebt: so leitet er sie auch mit Columella bloß aus der entstandenen Fäulniß her, und braucht also die Sonne zum Anstecken nicht.

Daß sich feucht eingebrachtes Heu bald genug erwärme, und wenn es nicht aus einander komt, sehr erhitze und fürchterlich dampfe, davon hat fast jeder Landwirth Erfahrung, gegen welche sich nichts einwenden läßt d). Fast jeder

d) Man sehe unter andern die in diesem Jahre im Magazine gelesene Abhandlung des

jeder Landwirth glaubt, daß durch die ungehindert fortgehende Erhitzung nicht allein sein Heu verderben, sondern auch Haus und Habe in Feuer aufgehen werde, daher thut er ihr, so bald er sie merkt, Einhalt durch Zerstreuen des Haufens, und wenn sich ein unglücklicher Brand aus einer Scheure, worin bereits Heu liegt, her ausbreitet, so wird, zur Entdeckung des Ursprungs, nach der Beschaffenheit des Heues geforscht und also gleich Verdacht darauf geworfen. Es scheint also ein allgemeiner Glaube des Landmanns zu seyn, daß sich feuchtes Heu bis zur Flamme entzünden könne.

Dem setzt man nun den Mangel von Erfahrungen entgegen; Gottlob! sagt man, wir haben weder gehört noch gelesen, daß jemals der Heustall Feuer ausgebracht habe, heiß genug mag er immer werden können, das wollen wir denen, die es gefühlt haben, einräumen, aber inneres Feuer aus dem bloßen Heue läßt sich kaum glauben. Denn man bedenke die wohl alle Jahre während der Heuernte in diesem oder jenem Striche vorfallende Regen, man sehe die oft so engen Behältnisse an, worin mancher Bauer sein Heu stopfen muß, und stelle sich die Menge der Landleute vor, die alle Jahre Heu einscheuern: müßten unter diesen Umständen nicht häufige Unglücksfälle dieser Art vorfallen? Wie unbekümmert handelt nicht mancher Bauer, und was muß nicht der eine aus Noth, und der andere aus Unwissenheit thun! Dem Regen kan man nicht wehren, und das Heu nicht missen, feucht muß es also unabwendlich einkommen, und nie Gottlob! thut es Schaden, selten verdirbt es noch im Hause, selten erkranket davon das Vieh, u. s. w.

Die Einwendung ist stark; laßt uns antworten! Die Erhitzung* des feuchten Heues in dem Grade, daß sie die Hand nicht mehr vertragen kan, läßt sich nicht bezweifeln, ist zugegeben, was wird entstehen, wenn diese Erhitzung ungestört fortgeht und leicht entzündliche Dinge einen hohen Grad derselben leiden? Sie werden anfangen zu brennen, Flamme geben und anstecken. Das thut nach bekanten Erfahrungen scharf geriebenes Holz, warum nicht auch, warum nicht vielmehr Gras, wenn das so viele Feuchtigkeit, Wärme und Luft hat, als zur Hervorbringung einer innerlichen Bewegung nöthig ist! Ohne alle Erfahrung läßt sich also aus Gründen und ähnlichen Fällen schon die völlige und schädliche Entzündung, wovon die Rede ist, erwarten und fürchten. Die Alten, wie wir gehört haben, warnten dafür, aus physischen Gründen, oder aus unglücklichen Vorfällen? Ich denke, ihre Naturkunde reichte so weit noch nicht, daß sie aus halb trocknem, auf einander liegendem Grase das Entstehen einer Flamme hätten demonstriren können, sie mußten sie, meine ich, haben entstehen sehen, sonst hätten sie sie nicht besorgt. Pflegen wir, die wir weiter

des Herrn Joh. Christ. von Rettberg von der Behandlung des Hornviehes nach Schweizer Art; besonders St. 5. S. 67. ff. Ich darf nichts daraus wiederholen, weil die Abhandlung so neu ist, um noch im Gedächtnisse und den Händen aufmerksamer Landwirthe zu seyn.

ter in der Kenntniß der Natur sind, aus bloßen Demonstrationen Erfahrungen zu weißagen? Oder suchen wir nicht vielmehr zu den gehabten Erfahrungen die Demonstration erst nachher auf? Mir scheints keinen Zweifel zu leiden, daß Columella und Plinius müssen feuchte Heuhaufen haben in Feuer aufgehen sehen, da sie für dies Unglück warnen. Unser gemeine Landmann hält es, so weit meine Nachrichten gehen, durchaus für möglich, woher? Es ist ihm beschwerlich genug, daß er in nasser Witterung sich so viele Arbeit mit dem Heue machen, und es zuweilen doch noch verlieren muß, solte er nicht selbst so klug seyn, es einzubringen so gut man es haben kan, ehe es draussen ganz verdirbt? Warum läßt er es aber doch lieber gar liegen, ehe er es naß einfährt? Er muß ohne Zweifel Erfahrungen, die ihn sonst zu leiten pflegen, davon haben, daß zu feuchtes Heu größtentheils im Hause noch verdirbt; und das ganze Haus dazu verderben kan. Wie könte er dies ohne Erfahrungen so steif behaupten, so ängstlich fürchten? Es wäre ihm aufgebunden? Zu einem so weiten Wege, als diese Besorgniß bereits gegangen ist, haben Unwahrheiten zu kurze Füße. Er muß Vortheils halber wünschen, daß die Furcht, sein feuchtes Heu mögte sich entzünden, ungegründet wäre, solte er sich nicht schon frei davon gemacht haben, wenn er gegen die Erfahrung, die er gehabt hat oder glaubt, könte?

Wir hören, Dank sey Gotte! in unsern Tagen nichts gewisses von einem Unglücksfalle dieser Art; was läßt sich hieraus schließen? Er kan sich entweder nicht begeben, oder der Landmann ist so vorsichtig ihn zu verhüten, oder es bleibt unerweißlich, daß das Feuer vom Heustalle ausgebrochen sey. Gewöhnlich erfährt freilich Niemand den ersten Funken, der einen fatalen Brand verursacht, und wer ihn weiß, spricht selten davon, aus dieser Unwissenheit, wo das Feuer entstanden, darf aber nicht geschlossen werden, daß es sich auf dem Heuboden nicht habe entzünden können, wenn die Möglichkeit davon bereits erwiesen ist, sondern man wird vielmehr so schließen müssen: kan sich erweißlich feuchtes Heu bis zur Flamme erhitzen, und Feuersbrunst hervorbringen, hören wir doch aber von diesem Unglücke nie, mit Gewißheit: so muß der Landmann doch würklich vorsichtiger seyn, als man von ihm zu glauben geneigt war. Und recht sehr, mit empfindlichem Nachtheile von dieser Seite vorsichtig habe ich ihn gesehen. Er wendet das durchgenäßte Gras lieber zwei Tage länger, läßt es lieber gar draussen verderben, kauft zu oder behilft sich kümmerlich mit seinem Viehe, ehe er nur zweifelhaft trocknes Heu einbringt. Solte ein hinlänglich trockenes Fuder unterweges beregnen, so läßt er es unter einem Schauer erst wieder trocken werden, ehe er es abladet, und es trocknet da leicht völlig ab, weil es wohl niemals durchaus, sondern nur an ein Paar Seiten naß zu werden pflegt, wäre ja die Nässe durchgedrungen und die Witterung dem gänzlichen Abtrocknen durchaus ungünstig: so stößt er sein Heu, so nöthig er es auch haben mag, doch lieber in den Mist, ehe er es nicht

trocken genug ins Haus legt. Gesetzt aber, es stünde nicht zu ändern, das ganz unentbehrliche Heu könne nicht anders als verdächtig trocken, oder wie ers wohl nennt, reutergahr gemacht werden, oder der große Landwirth könne es auf der Wiese nicht selber untersuchen, und halte seine Leute nicht bedächtlich genug: so sieht er entweder selber darnach, oder trägt es einem zuverläßigen Domestiken auf, sorgfältig acht zu haben, ob es sich erwärmt, und so bald das gemerkt wird, läßt er es gleich aus einander reißen und der Gefahr dadurch vorbeugen. Aus diesen, wie es scheint, allgemeinen Vorkehrungen mag es herrühren, daß man mir keinen Fall von nur dampfendem Heue auf alles Fragen nur glaublich hat angeben können. Denn was würde geschehen, wenn auf einem Hofe der Heustall anfinge zu dampfen? Das Dorf würde ängstlich zusammen laufen, das rauchende Heu de facto auseinander reißen, es auf den Hof werfen, wenn kein anderer Raum wäre, dem Hauswirthe Dummheit oder Unvorsichtigkeit vorwerfen und ihn verklagen. So läßt sich aber auch der gemeinste Landmann nicht gern behandeln, und daher glaube ich, ist er würklich so behutsam, daß er Schaden und Unglück von dieser Seite abwendet. Wie man ihn darüber loben, und diese seine Sorgfalt nicht schwächen, sondern sie ihm noch immer dringender empfehlen muß, so lange er nemlich das Heu in seinen Gebäuden zu verwahren nöthig hat: so stünde ihm doch anheim zu geben, ob er nicht besser, als es andere können, auf ein früheres Einbringen des Heues, ehe es brechend dürr ist, auf eine sichere Niederlage des noch nicht genug getrockneten, und auf eine unschröckhafte, unnachtheilige, ja vortheilhafte Gährung in demselben Bedacht nehmen wolte? Um ihn zu befördern, schlage ich etwas vor, dessen Verwerfung vielleicht die Erfindung des Thunlichen zur Folge hat.

Die Vorstellung, das Heu müsse bis zum Brechen dürre seyn, ehe man es mit Sicherheit in seinem Winkel des Hauses zusammen treten dürfe, ist wahr, in dieser Beschaffenheit kan man es ohne alle Gefahr des Entzündens hinknäten wohin man will. Allein, diese Vorstellung kostet bei unbeständiger Witterung ungemein viel Tagelohn, und setzt den Landwirth noch dazu in Gefahr sein Heu ganz zu verlieren. So genannt reutergahr, gröstentheils trocken, läßt es sich noch bei ziemlich unbeständigem Wetter einscheuern; wer es knochendürre jetzt haben will, muß sichs beinahe so viel als das Heu werth ist, kosten, und nun doch noch gefallen lassen, daß es draussen verdirbt. Am leichtesten macht man es dürre wie Stroh, wenn man das Gras auf dem Halme gröstentheils trocken werden läßt. Was kan aber dann noch für Nahrung für das Vieh darin stecken! Daß vertrocknetes Gras nahrloses Gras sey, glaubt billig jeder Landwirth, auch der Alte glaubte es mit Recht. Vom *Columella* haben wir es oben schon gehört, und vor ihm sagt es schon *Cato* e): „mähe das Gras zur „rech-

e) Fœnum, ubi tempus erit, secato, cavetoque ne sero seces. Priusquam semen maturum sit, secato. *De re rust.* c. 53.

„rechten Zeit, ja nicht zu spät, ehe der „Saame reif wird, mähe es,„ und Plinius f) führt zum Beweise seines Beifalls diese Worte an. Solte aber grün zwar abgemähetes und nun bis zum Brechen gedörrtes Gras noch wohl vielmehr Kraft haben, als das auf dem Halme vertrocknete? Kan es die schwerlich haben, so würde es dem Viehe hülfreicher seyn, dem Eigenthümer weniger Taglohn kosten, und die Gefahr, das Heu zu verlieren, sehr mindern, wenn man es draussen nicht gar zu trocken werden, sondern zu Haus in eine unbedenkliche und bessernde Gährung gehen ließe g). Da es sich inzwischen, beim Mangel genauer Aussicht, hierin nicht allein verbrennen und unbrauchbar machen, sondern bis zur Flamme entzünden und großes Unglück anrichten kan: so giebt man mit diesem Rathe doch bei nahe ein Messer in die Hand eines Kindes, und das mögte ich nicht wagen. Hier sind andere Vorschläge.

Was macht man da, wo die Wiesen erhabene, aus tiefem Wasser oder Moraste hervorragende Pläße sind, wo kein Fuder Heu im Sommer durchgebracht werden kan? Und da, wo man das ganze Winterfutter in den Gebäuden nicht beherbergen kan h). Hier muß man doch das Heu draussen lassen, und entweder in trocknen unkostbaren Behältnissen, oder in Fimmen, die man mit Stroh, oder bei dessen Mangel mit Zweigen behängt, aufbewahren. Alles, was sich gegen diese Aufbewahrungsart sagen läßt, lasse man sich da, wo sie gebräuchlich ist, beantworten, ich brauche mich nicht dabei aufzuhalten, und nur kurz zu bemerken, daß sich bei dieser Verfahrungsart dem Heue ohne alle Gefahr und mit den geringsten Kosten die bestmöglichste Beschaffenheit geben lasse. Die Nachahmung guter Einrichtungen solte Niemand erschweren, jedermann erleichtern, und mancher Versuch hat schon oft in der würklichen Natur weniger Schwierigkeiten als in unserer Einbildung gefunden.

Wo indeß die Heuernte so gering ist, daß sie die Mühe, es draussen zu verwahren durchaus nicht bezahlt, und wo man aus Mangel an Weide die abgeernteten Wiesen früher mit dem Viehe betreiben muß, als sich die Heuschober gegen dessen Anlauf in Sicherheit setzen lassen, wo man also fortfahren muß das Heu in die Häuser zu legen, da wendet man die Gefahr, die unvöllig trockenes Heu verursachen kan, hoffentlich ab, wenn man den vom Herrn Sprenger ertheilten und schon angeführten Rath befolgt, und auf eine Lage Heu wechselsweise eine Lage Stroh legt, damit die freie Luft durchstreichen, abkühlen und die Fäulung sammt der Erhitzung verhüten könne. Nachdem man die Heulagen dick oder

f) loc. cit. §. 4.

g) Man sehe die schon gerühmte Abhandlung des Herrn von Rettberg von der Behandlung des Hornviehes nach Schweizer Art. St. 4. des Hannov. Magazins, S. 63. ff.

h) Joh. Colerus hat in seiner bekannten œconomia rur. & domeest. B. 5. Cap. 22. diese Fälle schon.

oder dünne macht, wird eine Gährung stark oder schwach erfolgen. Bei fast trockenem Heue, oder in beständig warmer Witterung, würde man also die Schichten größer machen dürfen, und zur Beförderung einer nöthigen Gährung machen müssen, je weniger aber das Heu seiner saftigern Beschaffenheit oder der ungünstigen Witterung wegen draussen abgetrocknet wäre, desto kleiner würde man die Lagen machen dürfen, um die zu große Erhitzung und Gefahr abzuwenden. Gemeiniglich ist da, wo man vieles Heu gewinnt, Strohmangel, aber kein Holzmangel, wenigstens nicht leicht Mangel an Unterholze. Man könte also in diesem Falle trockene Reiser zwischen das Heu legen, und ihm damit den Grad der Erwärmung, den man dem Viehe vorträglich, und dem Hause unschädlich fände, gleichsam vorschreiben. Die Bestreuung der Heulagen mit Kochsalze mögte dem ärmern Landmanne wohl zu theuer seyn, ob sie gleich dem Viehe das Futter desto wohlschmeckender machen würde.

Ich setze noch die Verfahrungsart der Alten, wenn ihnen das Heu nicht trocken genug vorkam, hinzu. Columella i) sagt: „Man verwahrt das Heu dadurch, (daß „man es nemlich, so bald es nur etwas ab„getrocknet ist, in möglichst spitze Schober „oder Haufen bringt,) am bequemsten gegen „den Regen. Fällt inzwischen auch keiner, so „ist es doch nicht übel dergleichen Heuscho„ber zu machen, damit darin die noch übri„ge Feuchtigkeit ausdünste und abtrockne. „Vorsichtige Landwirthe lassen daher das „schon eingefahrne Heu nicht gleich fest tre„ten, sondern erst einige Tage locker liegen „und die innere Gährung erst vorüber ge„hen.„ Er will also sein Heu in irgend eine unschädliche Gährung gerathen lassen, entweder draussen im Haufen, oder auf dem Boden, in einer eben so lockern Lage als es im Haufen hat. Und dies letztere scheint mir die allersicherste und vortheilhafteste Art zu seyn, das Heu mit der wenigsten Arbeit zu retten, ihm die möglichste Güte zu geben, und es für Haus und Habe durchaus unschädlich zu machen, wenn man nemlich voraussetzen dürfte, daß der Landmann den Raum in seinen Gebäuden haben, das Heu, wie es nach und nach einkomt, erst einige Tage locker, in welcher Lage ein starkes Fuder einen großen Raum einnimt, liegen und sich erwärmen zu lassen. Hat es draussen die Sonne an beiden Seiten so lange gefühlt, daß es trocken anzugreifen und anzusehen ist, und denn hat es noch nicht viel Arbeit, nicht viel Tagelohn gekostet: so kan es eingefahren werden, wenn nemlich der Platz vorhanden ist es so locker hinzuwerfen, daß es sich, wie draussen im Haufen, erwärmen, aber nicht entzünden, dem Viehe nützlicher, dem Hausvater aber unschädlich machen könne. Wenn es wieder kalt geworden ist, wird es auf dem Platze, den es behalten soll, zusammen getreten. Nach wahrer Oekonomie aber solten die Gebäude dazu so weitläuftig und so eingerichtet seyn, daß sie eine einmal außerordentlich große, und vorzüglich eine nasse Ernte fassen und möglichst verbessern könten.

i) II, 19. 3. Sic commodissime fœnum defenditur a pluviis, quæ etiam si non sint, non alienum tamen est prædictas metas facere, ut si quis humor herbis inest, exudet atque excoquatur in acervis, propter quod prudentes agricolæ, quamvis jam illatum tecto, non ante componunt, quam per paucos dies temere congestum, in se concoqui & defervescere patiantur.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 21ten October 1782.

Einige alte Behauptungen von der Wartung und einigen Heilmitteln des Viehes.

Man mag ganz Recht haben, unsere Vorgänger in der Landwirthschaft für unbekanter mit den Kräften der Natur, und also für abergläubiger, als wir sind, zu halten; ist aber durchaus alles gleich Aberglaube, wovon wir den Zusammenhang noch nicht einsehen können? Sie waren wohl so aufmerksame Wirthe als wir, und wenn ich dreist genug wäre große Männer zu vergleichen, oder den einen auf Kosten des andern zu loben, so ließen sich neben unsere besten neuen ökonomischen Schriftsteller, die alle Aufklärung aus der Naturkunde haben, alte stellen, die sie in ihrer Reihe dulden müßten, Männer stellen, die wußten, was man zu ihrer Zeit wissen konte, versuchten und Vermögen hatten zu versuchen, was den meisten von uns fehlt. Ich halte mich indeß hier dabei nicht auf, sondern gebe lieber zu, daß sich noch mancher Aberglaube bei den Alten findet, frage aber doch billig, woher mag er entstanden seyn? Man irrt sich in der Ursache, wenn man abergläubig wird, und kan es also leicht werden, weil man leicht auf eine Ursach räth, wenn man sie, wie oft der Fall ist, gern wissen mögte. Wer nun eben auf diese Ursache nicht fällt, sondern auf eine andere, beschuldiget jenen des Aberglaubens, und jener diesen wieder, bis ein langsam scharfer Beobachter, oder ein Zufall die wahre Ursach einer gewissen Würkung ans Licht bringt, und damit den Aberglauben tödtet. Man sieht eine Würkung, will gern die Ursache davon wissen, glaubt sie gefunden zu haben; es wird für Aberglauben gehalten; wie gerieth aber der Mann, der sonst scharf zusieht und manche wahre Ursache getroffen hat, auf diese, die so falsch als entfernt, so unerwartet als lächerlich seyn soll? Je deutlicher wir die Irrgänge anderer sehen, desto glücklicher werden wir sie vermeiden; hier sind einige! Wie kamen die Alten auf diese Behauptungen? Können wir darthun, daß sie falsch sind?

Die erste.

Palladius sagt a): „die Ochsen „werden besser zunehmen, wenn sie den „Heerd nahe haben, und ins Feuer se„hen.„ In Niedersachsen und Westphalen, und vermuthlich in mehr Ländern, sind die Häuser auf den Dörfern häufig so eingerichtet, daß das Hornvieh an beiden Seiten der Dröschdiele steht, und am Ende derselben der Feuerheerd, den also das Vieh immer vor Augen hat. Hier sind die Römer mehrmals und zuweilen lange genug gewesen, unsere Vorfahren haben vieles von ihnen angenommen, welches zu wissen oft ganz erheblich ist; haben sie diese Bauart von den Römern gelernt, oder ist sie ältere deutsche Sitte? Hat man so gebauet, damit das Vieh ins Feuer sehen solte, oder kam es bei dieser aus andern Ursachen beliebten Einrichtung des Hauses nur zufälliger Weise so? Da sie so ausgebreitet, und wie es scheint, sehr alt ist, so muß man doch diese Stellung des Viehes, wenigstens für nachtheilig nicht gefunden haben. Die gefährlichste ist sie ohne Zweifel, das Stroh komt dem Feuer unvermeidlich gar sehr nahe, der Rauch vom Heerde, den kein Schornstein auffängt und ausführt, verbreitet sich durchs ganze Gebäude und macht nach und nach alles Holzwerk so feuerfangend, daß es beinahe ein Funke anzünden kan, und jedem Kinde, das allein ist, steht es frei mit dem Feuerbrande zu spielen und das Haus in Brand zu setzen, an welchem Ende es will; solte man ohne wichtige Ursachen so gefährlich gebauet, und so lange fortgefahren haben so zu bauen? Wenn nun würklich unsere Bauart mit der Behauptung des Palladius, die ihm so dreist als eine Ueberzeugung aus der Feder geflossen ist, Verbindung haben solte, wer klärt uns die auf? Ist es die Wärme vom nahen Heerde, die das Gedeihen des Viehes befördern soll? Rindvieh, das satt gefüttert und stark gestreuet wird, erwärmt sich sonst auch ohne Heerd so hinlänglich, daß man zuweilen kalte Luft einzulassen gut hält. Oder soll etwa das Licht der Flamme den Thieren angenehm seyn, und eine Munterkeit geben, bei welcher sie schärfer fressen und besser verdauen? Daß sie leicht in ein unglückliches Feuer laufen und sich verbrennen, wird versichert, sie thun es aber vielleicht nur bei der Nacht, in der Confusion; durch das sogenannte Nothfeuer gehen sie wenigstens nicht anders als gezwungen; sehen sie es vielleicht nur gern? Oder soll es etwa nur der Rauch vom Feuer seyn, der dem Viehe bekomt, Unreinigkeiten der Haut verhütet, oder durch sein Salz die Eßlust stärkt, die Verdauung befördert? Oder gehört die ganze Behauptung zu den Hirngespinsten und Aberglauben? Wie mag man denn aber auf die sonderbare Grille,

a) *De re rust.* I, 21. 2. boves nitidiores fient, si focum proxime habeant, & (ignis) lumen intendant.

Grille, daß die Nachbarschaft des Heerdes das Vieh fetter mache, gefallen seyn? Ich habe genug gefragt, und mögte nun lieber andere sprechen hören.

Die zweite.

Columella beschreibt weitläuftig die beste Einrichtung eines Hühnerhauses. Es soll aus drei Abtheilungen bestehen, in die mittelste geht man von aussen hinein, und aus derselben rechts und links in die beiden Abtheilungen, worin die Hühner sitzen, legen und brüten. In der mittelsten b) soll der Thür gegen über, also an der hintern Wand, ein Heerd von der Länge angebracht werden, daß man noch eben in die Seitenabtheilungen, wo die Hühner sitzen, kommen, und der Rauch desselben dahinein dringen könne. Seine Hühner sollen also im Rauche sitzen, er bauet ihren Stall darnach, daß ein eigener Heerd dazu vorgerichtet werden kan, und läßt bloß hiezu Holz verbrennen. Denn den Kochheerd wird niemand im Hühnerstalle suchen, der stand in der Küche, und die Familie versammelte sich hier und aß hier. Ich habe nie gehört, daß man in Deutschland einen eigenen Heerd für die Hühner angelegt und Rauch darauf gemacht habe. In den alten Bauerhäusern aber, besonders in denen, wo der Ochse das Feuer auf dem Heerde brennen sieht, trifft man gewöhnlich die Hühner in der Gegend des Heerds auf Stangen sitzend an, und findet hier ihre Körbe, worin sie legen; in den neuern pflegen sie schon ein eigenes Behältniß fern vom Heerde zu haben. Der Alte sagt nicht, warum das Huhn im Rauche sitzen müsse, sondern erwähnt es nur beiläufig, und setzt es als eine seinen nächsten Lesern bekante Sache voraus, daß es gut oder gar nothwendig sey. Unser alte Landmann, bei welchem das Huhn auf römische Weise, wenn ich so sagen darf, wohnt, hat mir keinen Grund angeben können, als man habe es so gefunden, habe keinen bessern Platz für dies Vieh, und finde gut, daß es warm sitze. Was können nun die Römer für Ursache gehabt haben, ihren Hühnern einen eigenen Heerd zu bauen, und so viel Holz zu verbrennen? Was nutzt der Rauch dem Viehe? Bei Tage hält es sich, es müßte denn draussen Schnee liegen, sehr wenig in seinem Behältnisse, auf seiner Stange auf; die Brutzeit dauert etwa ein Vierteljahr, und das Eyer legen thun sie gleichfalls möglichst kurz ab; wurde also nur etwa auf den Abend Rauch gemacht? Und was solte der bloß erwärmen? So war er in Italien nur auf eine kurze Zeit nöthig, und ein eigener Heerd dazu scheint ein unnützer Aufwand zu seyn. Der Rauch soll, sagt man, die Federn des Viehes er-

b) *Columella de re rust.* VIII, 3. 2. Huic (parieti, qui est intrantibus adversus,) focus applicetur tam longus, ut nec impediat prædictos aditus, & ab eo fumus perveniat in utramque cellam.

erhalten. Mag seyn, wir brauchen aber die Hühnerfedern nicht, wozu suchen wir sie mit Kosten zu erhalten? Wenn die Rede noch von den Gänsen wäre, und die Erfahrung lehrte, daß die die Federn leicht verlören? Soll der Rauch etwa die Gesundheit, das Gedeihen, und die Fruchtbarkeit des Huhns befördern? Wie aber, wer erklärt uns das? Läßt sichs nicht erklären, ists Aberglaube, so ist es der verwerflichsten einer, denn er kostet Holz, erfodert einen theurern Bau, und ein nächtliches gefährlicheres Feuer. Das alte Bauerhaus, wo das Huhn im Rauche, der vom Abendbrode aufsteigt, sitzt, und wozu die Römer vielleicht den ersten Riß gemacht haben, wird ihn allein kaum schützen, und doch ist der Alte ein recht vernünftiger Mann und spricht von dem Rauche, als von einer Sache, die zur Hühnerzucht so nothwendig, als ein sicherer Stall gehöre. Mir fallen die **Rauchhühner** ein, die mancher Bauer als einen Zins geben muß, woher diese Benennung c)? Sie werden nicht geräuchert, ehe man sie abliefert, und auch nachher nicht. Es sollen, so viel ich weiß, gesunde Hühner seyn, wie sie der Meier auf dem Hofe hat; heißen sie nun deswegen **Rauchhühner**, so läßts doch bald so, als wenn ein **Rauchhuhn** so viel als ein gesundes, gemeines Hofhuhn bedeuten solle, und der Deutsche diese Benennung von der Erfahrung oder dem Aberglauben, der Römer, daß der Rauch die Hühner gesund erhalte und nützlicher mache, entlehnt habe. Doch ich komme über meine Grenzen, ließe mich aber gern von dem Einflusse des Rauchs in eine vortheilhafte Hühnerzucht weiter belehren.

Die dritte.

Von den jungen Gänsen sagt **Varro** d): „sie sind von Natur gefräßig; „man muß sie daher zurück halten, weil „sie sich oft aus Heißhunger auf der „Weide, wenn sie eine Wurzel aus der „Erde ziehen wollen, den Hals verdre„hen, denn der ist sehr schwach, wie „der Kopf weich ist.„ **Columella** e) drückt, deucht mich, was er haben will, etwas deutlicher aus: „man muß ver„hüten, daß die junge Gans nicht von „der Brennnessel gestochen, oder hun„gerig auf die Weide getrieben werde, „sondern man muß erst mit gescherbten

c) „Sie sind von den Rauchfängen herzuleiten, und dünken uns eine Leistung derer „zu seyn, welche mit ihrem Feuer und Heerd der Herrschaft unterworfen waren,„ so meint's Herr **Joh. Aug. Hellfeld** in repertorio practico juris. Ich mag nicht weiter nachsehen, der Ursprung der Benennung scheint verloren zu seyn.

d) *De re rust.* III, 10. 5. voraces sunt natura, quo temperandum iis, qui propter cupiditatem sæpe in pascendo, si radicem prenderunt, quam educere velint e terra, abrumpunt collum, perimbecillum enim id, ut caput molle.

e) VIII, 14 8. cavendum est, ne aut aculeis urticæ compungatur, aut esuriens mittatur in pascuum: sed ante concisis intubis vel lactucæ foliis saturetur, nam si adhuc parum firmus & indigens ciborum pervenit in pascuum, fruticibus aut solidioribus herbis obluctatur ita pertinaciter, ut collum abrumpat.

„ten Endivien oder Lattuckenblättern „füttern, denn wenn sie noch schwach, „oder hungerig auf den Anger komt, „strengt sie sich so sehr an, Stauden „oder harte Gewächse abzureißen, daß „sie sich den Hals darüber verdreht.„ Ich setze noch dieselbe Behauptung des Plinius hinzu f): „die jungen „Gänse, sagt er, sterben, wenn sie von „der Nessel gebrannt werden, und vom „Heißhunger, worüber sie bald zu viel „auf einmal fressen, bald sich selbst „Gewalt thun, wenn sie nemlich, bei „der Anstrengung eine angebissene „Wurzel abzubeißen sich vielfältig „darüber den Hals verdrehen.„ Ich gestehe zuvorderst, daß diese Behauptung der Alten nicht eigentlich zu dem Aberglauben, und also nicht genau zu meiner Sammlung gehört, zu eben so unglaublichen Dingen aber, als der Aberglaube ist, mögten sie vielleicht mehrere als Geßner rechnen, ich will sie also, wie ich sie verstehe, unsern Hauswirthen, deren Aufmerksamkeit auch die Gans nicht entgeht, zur Beurtheilung vorlegen. Gesner g) will beides nicht glauben, nicht, daß die Nessel der jungen Gans schaden, und nicht, daß sie sich den Hals verdrehen könne, jenes nicht, weil man sie wohl mit gescherbter Nessel füttere, und dieses nicht, weil es Landwirthe, die er darum befragt, für falsch erklärt hätten. Bei dem ersten, das ich überhaupt nur des Zusammenhanges wegen mitgenommen habe, will ich mich nicht aufhalten, weil man ohne mich weiß und sieht, daß zerhackte und mit gekochten Erbsen, oder Gerstenschrote, oder Weizenkleie, u. d. gl. vermischte Brennnesseln ein gar unschädliches, gutes Futter für die junge Gans seyn, eben diese Brennnesseln aber auf dem Halme ihr die Füße so verbrennen, und solchen Schmerz daran verursachen können, daß sie nicht mehr Lust hat aufzustehen, mit zu laufen und mit zu fressen, mithin gewöhnlich umkomt.

Die angeführte zweite Behauptung der Alten aber verdient eine nähere Ansicht. Sie ist freilich unglaublich,

f) *Nat. hist* X, 79. f. 59. pullis urtica contactu mortifera, nec minus aviditas, nunc satietate nimia, nunc suamet vi, quando apprehensa radice, morsu sæpe conantes avellere, ante colla sua abrumpunt.

g) Der berühmte **Joh. Matth. Gesner**, der so verdiente Herausgeber der scriptorum rei rusticæ, sagt über des **Columella** a. a. O. §. 7. vorkommenden Worte: anserculos enecant urticæ, si teneros pupugerint, in der Note: at nostræ rusticæ in primis cibis urticas concisas anserculis objiciunt. Und über seine Worte: ut collum abrumpat, bemerkt er: etiam hoc ita mirum videtur, quos interrogavi, rerum peritis, ut mendacii postulare Columellam non vereantur. Forte alia ingenia anserculis Italicis. Eadem certe Plin. 10, 59 f. 79. & Varro 3, 10 5. Der deutsche Uebersetzer des Columella Herr **Mich. Conr. Curtius** hat über eben diese Worte gleichfalls die Anmerkung: die Erfahrung zeiget, daß es hiemit keine Noth habe.

lich, wenn abrumpere collum übersetzt wird, sich den Hals vom Leibe reißen, daß er beizufällt, es ist aber Beleidigung für so große Männer, wie Varro, Columella und Plinius, sie so etwas sagen zu lassen. Alle drei gebrauchen sie diese beiden Wörter, und denen geschieht keine Gewalt, wenn man ihnen den Sinn giebt: den Hals aus den Gelenken reißen, die Fugen so weit ausdehnen, daß sie nicht wieder zusammen treten, und die junge Gans also den Hals nicht mehr wie im natürlichen Zustande brauchen, ihr Futter nicht abbeissen, nicht verschlucken kan, für Ungemach auch nicht will, und also umkommen muß. Das Sterben der jungen Gänse ist so häufig als empfindlich, meines Wissens aber die Ursache davon noch so wenig entdeckt, daß sie bei einer neuen Untersuchung abermals verfehlen, weniger Schande ist, als sie gar nicht weiter aufsuchen wollen. Mir ist es immer sehr aufgefallen, daß die erkrankte junge Gans vielfältig den Hals auf den Rücken mit einer Bewegung wirft, die man an gesunden Thieren nicht sieht, zuweilen mit solcher Heftigkeit oder Ungleichheit wirft, daß sie ganz rücküber schlägt. Warum gerade diese Bewegung, warum, so viel ich weiß, stets diese Bewegung als ein Vorbote des gewissen Todes? Hundert Vermuthungen hat man über das Sterben der jungen Gänse schon, meines Wissens aber diese noch nicht, daß sie sich vielleicht den Hals verrenkt oder verdreht, und damit selbst getödtet haben mögten. Sie darf sich indeß zu den vorigen gesellen, weil so große Männer sie für Wahrheit ausgeben, und die sterbende Gans gleichsam selbst mit ihrem Maneuvre auf den Sitz ihres Todes weist. Die gewöhnliche Zeit des Gänsesterbens ist bekantlich der Rosenmonat, wenn sie das Kreutz legen, wie man es nennt, oder die großen Spulen, welche die Flügel tragen, wachsen. Ohne Zweifel fühlt die junge Gans bei dieser Arbeit der Natur den schärfsten Hunger. Unsere Landwirthe scheinen es alle zu glauben, weil sie jetzt ihr Vieh am stärksten und besten füttern. Allein, die Alten haben Recht, die Gans ist gefräßig, die halbe Hand voll Gerste, die eine jede auf dem Hofe bekomt, kan sie so viel nicht sättigen, daß sie nicht auf der vielleicht abgelegenen, auch wohl schon ziemlich abgehüteten Weide mit Heißhunger nach den gröbern, härtern Kräutern griffe, und sich anstrengte sie früher abzubeissen, als sie ihr von einer eben so hungrig herzueilenden entrissen werden mögten. Die Einwendung, wir füttern unsere Gänse, ehe wir sie austreiben, steht also der Behauptung, welcher ich mich annehme, nicht sehr entgegen, mehr aber die: wenn eine aus Heißhunger erfolgte Beschädigung des Halses, die jungen Gänse tödtet, warum sterben sie nicht alle Jahr? So frägt man mit Recht.

Aber,

Aber, ein Jahr wächst mehr Futter draussen wie das andere; diesmal kan die Weide weniger übertrieben werden als sonst; heute kan dieser Hause auf eine Gegend des Angers kommen, wo das weiche Gras fehlt, und nur noch das harte Kraut steht, wobei sich die Gans den Hals abreißen kan; und morgen ein anderer; heute geht einmal der Hause ungefüttert von diesem Hofe, morgen von jenem; heute kommen einmal hier, morgen dort die Schweine dazu und fressen den Gänsen ihr Morgenbrod auf, und was sich sonst zutragen kan; und die Gans braucht nur einmal so hungrig zu seyn, daß sie alles Grüne angreift und abreißen will, sich nur einmal den Hals zu verdrehen; traut man sich zu behaupten, daß sie nicht ein einziges mal begierig nach dem ersten besten Grünen geschnappt und sich dabei geschadet hätte, wenn sie stirbt, kan sie nicht, wenn sie nicht stirbt, hinlängliches Futter auf dem Hofe und draussen gehabt haben? Mir scheint demnach die Behauptung der Alten so unglaublich nicht zu seyn, ich muß aber hören, was andere dazu sagen.

Die vierte.

Nach dem Vegetius h), legt sich das Bauchweh bei dem Hornviehe, so bald es schwimmende Gänse, und besonders Enten angesehen hat. Denn es werden auch Maulthiere und Pferde geschwind davon besser, wenn sie Enten zu sehen bekommen. Eben das versichert fast mit denselben Worten Columella i), oder es hat vielmehr, was dieser Mann sagt, jener nach vier hundert Jahren wiederholt und bestätiget. Etwas anders trägt Plinius k) dies Heilmittel vor. „Das „wunderbarste Heilmittel gegen das „Bauchweh, sagt er, ist dies, daß „es von einer auf den Bauch gelegten „Ente aufhören, und die Ente sterben solle.„ Dieser scheint nur nachzusprechen, selbst etwas ungläubig zu seyn, und das Mittel verbessern und begreiflicher machen zu wollen. Nach ihm soll das Bauchgrimmen des Thiers, welches mit der Kolik der Menschen übereinzukommen scheint, in die auf den Leib gesetzte Ente übergehen, diese tödten, und dadurch jenes retten. Das dürfte uns nun so unglaublich nicht vorkommen, die wir Heilung unserer Krankheiten durch Fort-

h) *Art veterinar.* III, 3. 6. ventris & intestinorum dolor sedatur, si anseres natantes, & maxime anates animal aspexerit. Nam anas mulos, etiam equinum genus conspectu sui celeriter sanat.

i) *De re rust.* VI, 7. 1. ventris & intestinorum dolor sedatur visu nantium, & maxime anatis, quam si conspexerit, cui intestinum dolet, celeriter tormento liberatur. Eadem anas majore profectu mulos & equinum genus conspectu suo sanat.

k) XXX, 20. f. 7. Quod præterea traditur in torminibus, mirum est: anate apposita ventri transire morbum, anatemque emori.

Fortpflanzung oder Uebertragung auf gewisse Thiere für möglich, und für Erfahrung halten. Aber sperren werden wir uns, die Befreiung des Hornviehs, der Maulesel und Pferde von Leibschmerzen durch die bloße Ansicht der Gänse und besonders der Enten auf dem Wasser glaublich zu finden. Bei den Römern waren damals die Enten noch kein Hausthier, noch mußten sie eingefangen und auf ihrem Hofe durch Netze eingesperrt werden l). Ohne Zweifel mußte man also das kranke Stück Vieh hin auf den Entenhof bringen, und so stellen, daß es die scheue Ente auf dem Wasser fladdern sah, was läßt sich nun davon für eine Würkung auf seine Leibschmerzen denken? Erschrickt das kranke Thier? Und heilt der Schrecken? Die zahme Gans wird ruhiger bleiben, wenn eine Kuh an ihr Wasser komt, und sie ansieht, von ihr wird die Kranke keinen Schrecken haben, und sie soll doch auch gesund machen! Das leidende Thier soll doch wohl nicht gar sein Uebel durch den bloßen Blick auf eine Gans oder Ente übertragen? Oder diese es jenem durch die sogenannte Sympathie abnehmen? Ich höre auf zu rathen, Columella, Plinius und Vegetius sind mir große Namen, ich spreche ihnen gern nach, von der Kraft dieses so leichten und so unschädlichen Mittels, aber mögte ich doch wohl Erfahrungen glaubwürdiger Männer unserer Zeit haben, als womit ich jene Alten, deren Sympathien nicht sehr viel mehr gelten, nicht zu beleidigen meine. Sagen meine Zeitgenossen, es hilft m), so glaube ich's, wenn wir auch mit einander nicht begreifen, wie es hilft.

Es finden sich der sonderbaren Pflegen und Kuren des Viehes bei den Alten mehr, ich will aber erst abwarten, wie diese bestritten, erklärt, oder bestätiget werden.

l) Man sehe den Columella, VIII, 15.

m) Pastor Joh. Wilh. Hönert im Bremischen, wo der Versuch auf allerlei Weise am leichtsten zu machen ist, schlägt in seinen Beiträgen zur Landwirthschaft, zweite Sammlung, S. 26. und 86. andere Mittel gegen die Leibschmerzen des Hornviehes vor, und das macht mir den Vorschlag der Alten ziemlich verdächtig.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 25ten October 1782.

Beweis, daß in jährlich terminlichen Zahlungen das abgezogene gedoppelte Interusurium durch einfache Zinsen ersetzet werde.

Zur ferneren Erläuterung des 31ten Stücks dieser Blätter.

Dieser Fall, welcher im gemeinen Leben vielfältig vorkomt, wird von wenigen verstanden, daher es dann nicht fehlen kan, daß in Praxi vielfältig darin angestoßen werde, und einer den andern übervortheile, ohne daß beide Contrahenten es wissen. Ich könte vier mir vorgekommene würkliche Fälle davon anführen, deren Bekantmachung ich aber für überflüßig halte.

In allen Anticipationsfällen, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, wenn die Zeit sich über 1 Jahr erstrekket, werden Zinsen von Zinsen rabatirt. Wie aber wird dieser Abzug ersetzet? oder welches ist der Rückweg des gedoppelten Interusuriums? Hierauf muß ich nach Beschaffenheit der Fälle mit Unterscheid antworten.

Erster Fall, da würklich Zinseszinsen auf unverbotene Art genommen werden.

Titius bittet Marcus, er wolle ihm zu einem gewissen Vorhaben 6000 Rthl. leihen, und verspricht, innerhalb 6 Jahren das Capital nebst gewöhnlichen Zinsen in einzelnen Posten wieder abzutragen. Nein, antwortet Marcus, diese einzelne Posten werden dich allemal in Verlegenheit setzen und an der glücklichen Ausführung deines Vorhabens verhindern. Wilt du mir aber nach Ablauf von 6 Jahren 8040½ Rthlr. in einer Summe zahlen und darüber eine Handschrift ausstellen, so will ich dir die verlangten 6000 Rthl. vorschießen; er spricht aber nichts von Zinsen. Es komt zum Schluß, und stillschweigend wird ein Handel zu 5 pro Cent Zinseszinsen geschlossen. Kurz darauf braucht der Gläubiger sein Geld selber, findet aber Gelegenheit, seine Obligation an einen Dritten zu verkaufen. Was wird nun diese Handschrift kosten? Antwort: 6000 Rthl.

Zweiter Fall.

Cajus hat in einem Concurse 1000 Rthl. zu fodern. Vermöge der Erstigkeitsurthel aber können sie nicht eher, als in 10 Jahren ausgezahlt werden. Er verkauft demnach seine Anwartschaft;

schaft; der Käufer ziehet Zinsen von Zinsen ab, und verdient in diesen 10 Jahren würkliche Zinsen auf Zinsen. Was muß nun der Verkäufer verdienen, wenn er in 10 Jahren mit dem verkürzten Capital eben so weit kommen will, als der Käufer?

In diesen beiden Fällen ist kein anderer Rückweg zu finden als durch Zinseszinsen: denn der Käufer hat in dieser Zeit keine Gelegenheit, sich von den Zinsen loszumachen, und ist vielmehr verbunden, sie auffsummen zu lassen; er darf also das discontirt erhaltene Capital nicht anders als ein Anlehn betrachten, wovon er in andern Fällen die laufenden Zinsen jährlich hätte abtragen können, die er nun aber zu seinem Nutzen in Händen behält. Sind nun aber deswegen Zinseszinsen allemal a) der Rückweg des gedoppelten Interusuriums? Gewiß, in solchen Fällen, wo die Zahlung in einigen Terminen geschehen soll, findet sich eine felsenfeste Ausnahme. Wenn in jedem Termin die currenten Zinsen völlig weggegeben werden, so, daß keine Retardatzinsen entstehen können, so verrichten die einfachen Zinsen den völligen Dienst, und wo die Zinsen nicht aufgesummet werden, da läßt sich die Entstehung der Zinseszinsen gar nicht denken, sondern sie streiten wider die Möglichkeit, Vernunft und Erfahrung. Der Satz, daß in terminlichen Fällen einfache Zinsen die gedopelt discontirte Summe wieder herstellen, ist nach dem 31ten Stück dieser Blätter viel zu klar, die Erscheinung viel zu sonderbar, und überdem sind diese Fälle viel zu häufig und viel zu wichtig, als daß ichs für überflüßig halten solte, mich weiter darüber zu erklären, und dieses werde ich am besten durch Widerlegung einiger Einwürfe, die ich mir selbst machen will, verrichten können.

Wenn man S. 486. und 487. des 31ten Stück die Zinsen zusammen addirt, so betragen alle 10 Zinsposten 1889.105 Rthl. Diese sind der Summe des gedoppelten Interusuriums, welches ich in der ersten Tabelle S. 485. abgezogen habe, völlig gleich. Aus dieser Gleichheit mögte man schließen, daß zwei gleiche Sachen auch einen gleichen Namen haben müßten, mithin in der zweiten Tabelle sowohl als in der ersten gedoppelte Zinsen stecken. Aus der Vernunft, Erfahrung und Rechnungsart behaupte ich das Gegentheil, und halte die Zinsen der zweiten Tabelle, ungeachtet deren großen Gleichheit mit

a) Im 31ten Stück S. 482. habe ich behauptet, daß gemeine Zinsen oftmals für gedoppelte angesehen werden. Imgleichen 484. daß der Einwurf: Wo Zinseszinsen abgezogen werden sollen, da müssen auch Zinseszinsen verdient werden, in den mehrsten Fällen nichtig sey, und S. 487. daß Zinsen auf oder von Zinsen nicht einmal das sind, wofür sie angesehen werden. Ich hoffe nicht, daß vernünftige Leser aus diesen klaren Worten werden verstanden haben, als ginge der Rückweg des gedoppelten Interusuriums niemals durch Zinsen auf Zinsen: ich hoffe vielmehr, daß sie sich nur eine starke Ausnahme von einer abgedroschenen Meinung werden bemerket haben.

mit der ersten, für einfach, und gründe mich hauptsächlich darauf, weil nach dieser Methode die Zinsen nicht aufsummen. Daß aber der Schuldner mit einfachen Zinsen die Lücke der gedoppelten Zinsen völlig wieder ausfüllen könne, ist weder ein Irrthum noch ein unrichtiger Schluß, und zwar noch viel weniger nach der Vernunft, als nach der Erfahrung, sondern die wahre Ursache steckt in der Disposition des Capitals und der Zeit. In solcher steckt ein Vortheil für den Schuldner, der ihn schadlos hält, und der durchaus nicht zugiebt, daß er mehr als einfache Zinsen gebe.

Zu Aufklärung des Vortheils, der in der Disposition des Capitals und der Zeit steckt, will ich einige Fehler anführen, die der Käufer begehen kan.

Er empfängt 8110.895 Rthl., davon soll er in 10 Terminen 10000 Rthl. ausgeben. Er hat vernommen, daß wenn er 4 pro Cent einfache Zinsen rechne, so würde er auskommen: er begehet aber folgende Fehler:

Erster Fehler. Er giebt jährlich den zehnten Theil des Capitals weg, solcher beträgt 811.0895 Rthl. Er legt jedesmal von den Zinsen 188.9105 Rthl. dabei, damit 1000 Rthl. Ausgabe voll werden. Uebrigens berechnet er jährlich die einfachen Zinsen auf die Größe des noch nicht zurück gezahlten Capitals, so hat er in der ersten Hälfte der Zeit von den Zinsen einen Ueberfluß, und in der andern Hälfte einen Mangel. Er glaubt, beides werde sich heben. Nun hierüber mag folgende Tabelle sprechen, welche seine Rechnung darstellet.

Jahre.	Es sollen verzinset werden Rthl.	mit Rthl.	Bleiben Rthl.	
1	8110. 8950	324. 4358	135. 5253	Ueberschuß
2	7299. 7655	291. 9906	103. 0801	
3	6488. 7160	259. 5486	70. 6381	
4	5677. 6265	227. 1051	38. 1946	
5	4866. 5370	194. 6615	5. 7510	
6	4055. 4475	162. 2179	26. 6926	Mangel
7	3244. 3580	129. 7743	59. 1362	
8	2433. 2685	97. 3307	91. 5798	
9	1622. 1790	64. 8872	124. 0233	
10	811. 0895	32. 4436	156. 4669	
		Summa Mangel —	457. 8988	
		Summa Ueberschuß	353. 1891	
		Bleibt Mangel —	104. 7097	

Er findet also einen Verlust von 104.7097 Rthl. oder 104 Rthl. 25½ mgr. Vielleicht sind dieses Zinseszinsen? Aber Geduld! Er verfällt in einen andern Fehler.

Zweiter Fehler. Er theilet abermals

mals die Summe der 8110.895 Rthl. in 10 Theile, und will, wie vorhin in jedem Jahre 811.0895 Rthl. Capital abtragen. So oft er eins dieser Capitale abträgt, will er die auf selbiges fälligen und rückständigen oder Retardatzinsen in Rechnung bringen, und in den ersten Jahren aus seinem Beutel so viel vor- und zuschießen, in den letzteren 5 Jahren so viel abziehen, daß jedesmal richtig 1000 Rthl. heraus kommen. Nun wie wird sich dieses heben? Er findet abermals den Verlust von 104 Rthl. 25½ mgr. Er will wissen, wo dieser Verlust herrühe, und verfällt auf Zinseszinsen. Dieses ist der

Dritte Fehler. Er findet, daß wenn er im ersten Falle auf die Retardatzinsen, im andern aber auf seine Vorschüsse Zinzeszinsen gerechnet hätte, so würde die Summe von 10000 Rthl. richtig heraus kommen, und sie komt. Sind es nun nicht Zinseszinsen? Nein. Es ist zwar richtig gerechnet, aber falsch geschlossen. Denn

1) Wer hat dem Schuldner geheissen, daß er Geld, welches ihm mit Wucher zugezählt worden, nach seiner ersten Methode müßig in die Ecke stecken und Retardatzinsen formiren solle?

2) Wer hat ihm geheißen, daß er nach seiner zweiten Methode zu den Zinsen des ersten Capitals vorschießen, und von 9 Theilen der Summe die Zinsen zurück behalten soll? Kan ich wohl sagen, daß ich 2 Thaler vorgeschossen habe, wenn ich 3 schuldig bleibe?

3) Kan ich wohl Geld vorschießen, und mir noch Zinsen überhin zur Last rechnen?

4) Wo ist es in der Welt gebräuchlich, daß ich alsdenn erst, wenn ich nach einigen Jahren ein Capital reluire, die Zinsen von allen vorhergehenden Jahren in Rechnung und Ausgabe bringe, wenn es nicht mit dem Gläubiger besonders ausgemacht ist?

5) Sind es nun Zinsen, die der Schuldner in die Ecke steckt, oder ist es Capital? Sind es Zinsen, warum giebt sie der Schuldner nicht zur gehörigen Zeit weg? Ist es aber Capital, warum soll es nicht verzinset werden? Und warum schmälert er durch Retardaten das zinsbare Capital?

6) Wenn Jemand, der 1000 Rthl. Capital und 50 Rthl. Zinsen schuldig ist, zu der Zeit, da die Zinsen fällig sind, 300 Rthl anzuschaffen weiß, und damit seine Schuld vermindern will, welcher Rechnungsführer oder Buchhalter wird sodann diese 300 Rthl. abschreiben, die Zinsen aber im Schuldbuche offen lassen? Müssen nicht erst die Zinsen getilget, und das Uebrige am Capital abgesetzet werden? Wem ist dieses unbekant?

7) Wenn der Käufer eines anticipirten Capitals die einfachen Zinsen zur gehörigen Zeit abträgt, und von dem Capital so viel dazu legt, daß das stipulirte Quantum voll wird, können sich sodann die Zinsen wohl häufen?

8) Können da, wo die Zinsen nicht gehäufet, sondern jedesmal frisch weggegeben werden, wohl Zinseszinsen entstehen?

9) Ich finde nicht nöthig, meinen Beweiß bloß auf discontirte Capitale und

und terminliche Zahlungen einzuschränken, will also dem Fall im oft erwähnten 31ten Stück S. 486. mal eine andere Wendung geben.

Germanus trit eine Erbschaft an, muß aber seinem Bruder 8110. 895 Rthl. baar heraus geben, bittet aber um eine jährige Frist, und verspricht für dieses Jahr 4 pro Cent Zinsen, womit der Bruder zufrieden. Uebers Jahr zahlt Germanus das ganze Capital nebst 324. 436 Rthl. Zinsen. Diese Zinsen steckt der Bruder bei, und nimt noch 674. 564 Rthl. vom Capital, und bietet ersterem den Rest desselben unter voriger Bedingung von neuen an, und so macht er es 9 Jahr nach einander, nemlich er ziehet jährlich seine Zinsen, und nimt so viel vom Capital, daß er jedesmal 1000 Rthl. bekomt. Nach 10 Jahren hat er 10000 Rthl. gezogen. Ist dieses nicht eben die Rechnung wie in meiner zweiten Tabelle? Ist wohl die geringste Spur von Zinseszinsen darin zu finden? Macht nicht diese Rechnung den Anfang mit dem in der ersten Tabelle discontirten Capital? Ist nun die zweite Tabelle nicht der Rückweg der ersten? Sollen einerlei Zinsen zweierlei Namen führen? Sind es für den Beneficiaten gedoppelte und für Germanus einfache? Was sind es nun für Zinsen, die im 31ten Stück das gedoppelte Interusurium ersetzen? Vernunft, Erfahrung und die Rechnungsart sagen einhellig: einfache.

Man mögte noch einen Einwurf machen, und damit er recht derbe nach mir ausschlage, will ich ihn so verwikkelt anführen, als es möglich ist.

Livius kauft von jemand einen Garten für 1000 Rthl.; von einem andern ein Haus für 2000, und von einem dritten eine gewisse Anzahl Morgen Erbland für 3000 Rthl. Um seine Baarschaft stehet es so, daß er jetzt, ohne einen Dritten zu kränken, nicht gleich bezahlen kan, deshalben verspricht er dem ersten in einem, dem andern in zwei, und dem dritten in drei Jahren Zahlung zu leisten; zugleich aber rüstet er sich auf baare Zahlung. Die ganze Sache bestehet in 6000 Rthl. zu 5 pro Cent nach einem jedermann bekanten Ausdruck à Disconto. Hieraus entstehen zwei Hauptfragen:

1) Wenn Livius discontiren will, wie viel muß er baar bezahlen?
2) Wenn er aber nach Beschaffenheit der Umstände die Zeit bis zu jedem Termine verstreichen lassen will, wie viel kan er mit der discontirten Summe und einfachen Zinsen derselben bezahlen?

Die Vernunft, welche, wenn sie taumelt, sich nicht gern gefangen giebt, hat etwas dagegen; sie spricht: Es sind 3 einzelne Summen, 3 besondere Gläubiger, 3 ungleiche Zeiten, dieses ließe sich nicht in eine Summe bringen. Aber warum nicht? Muß nicht ein jeder Kaufmann, wenn er 100 Debitores und 100 Creditores à Disconto im Buche hat, die Kunst verstehen, alles baar zu machen, wenn er auf einen gewissen Tag im Jahre wissen will, wie es um seine Sachen stehet? Warum solte es dann in andern Fällen nicht möglich seyn?

Livius will nichts mehr wissen, als was er bezahlen müsse, wenn er baar bezahlen will und kan. Er discontirt einen jeden Posten besonders, und befindet nach Abzug des gedoppelten Interusuriums, daß er baar bezahlen müsse

Für den Garten	952. 381	Rthl.
Für das Haus	1814. 059	:
Für die Länderei	2591. 513	:
Summa baar —	5357. 953	:

Dieses ist die wahre Summe, womit alle 3 Gläubiger baar befriediget werden; es ist der natürliche Fall, da drei nicht zusammen gehörende Capitalien in einen Beutel geworfen und aus einem Beutel wieder ausgezahlet werden; es ist die wahre Zeit, zu bestimmen, an welchem Tage 3 oder einige tausend ungleiche Termine baar und auf einmal abzuführen sind. Außerdem mag jeder Rechnungsverständiger einen Tag erwählen, und solchen so früh oder so spät hinaus setzen, wie er will, er wird allemal die wahre Summe zur richtigen Auseinandersetzung des Schuldners mit seinen Gläubigern finden.

Aber wenn nun Livius nach Beschaffenheit der Umstände sich gemüßiget sähe, diese discontirte Summe von 5357. 953 Rthl. in gemeiner Verzinsung stehen zu lassen, und jährlich das ausgelobte Capital heraus zu nehmen, solte er mit einfachen Zinsen wohl auskommen? Allerdings: denn das Capital ist

im 1sten Jahre	5357. 953	Rthl.
† Zinsen	267. 898	:
Summa	5625. 851	:
Abgang	1000. 000	:
im 2ten Jahr	4625. 851	:
† Zinsen	231. 292	:
Summa	4857. 143	:
Abgang	2000. 000	:
im 3ten Jahr	2857. 143	:
† Zinsen	142. 857	:
Summa	3000. 000	:
Abgang	3000. 000	:

Aequal.

Zu noch mehrerer Bestärkung meines Satzes will ich dieses Gemisch umkehren: Der erste Termin soll in 3000, der andere in 2000, und der dritte in 1000 Rthl. bestehen. Wie ist dieses in eins zu bringen? Gewiß eben so, wie obiges, denn

3000 rthl. betragē baar	2857. 143	thl.
2000 : — —	1814. 059	:
1000 : — —	863. 837	:
Summa baar —	5535. 039	:
Hierzu die Zinsen des 1sten Jahrs	276. 752	:
Summa —	5811. 791	:
Abgang —	3000. 000	:
des 2ten Jahrs —	2811. 791	:
† Zinsen —	140. 590	:
Summa —	2952. 381	:
Abgang —	2000. 000	:
des 3ten Jahrs —	952. 381	:
† Zinsen —	47. 619	:
Summa —	1000. 000	:
Abgang —	1000. 000	:

Aequal.

Es beträgt also im 1ten Falle

Das Capital —	5357. 953	Rthl.
Die einfachen Zinsen	642. 047	:
Summa —	6000. 000	:

Im

Im 2ten Falle : :

Das Capital — 5535. 039 Rthl.
Die einfachen Zinsen 464. 961 :

Summa — 6000. 000 :

Was will ich denn mehr, als dieses Gemisch auf eine richtige Art in eins bringen, richtig wieder auseinander sezzen, und jedem das Seinige richtig bestimmen? Wenn sich jemand bemühen will, tausend Fälle von dieser Art auf die Probe zu setzen, so wird er vorstehende Theorie bewährt finden, wo nicht, so muß ich dabei erinnern, nicht eher zu richten, bis er überzeuget ist, daß er richtig gerechnet habe.

Wer gewohnt ist, selbst Regeln zu machen, der wird selten an Regeln denken, noch viel weniger sich darum bekümmern, unter was für eine Rubrik, oder was für ein Capital eine ihm vorkommende Aufgabe gehöre. Er wird oftmals die Operation auf einem Wege vornehmen, den niemand dazu angewiesen hat, und damit ich ein leichtes Beispiel anführe, so sey es dieses: Wenn ich eine Distribution oder Repartition machen soll, so wähle ich oftmals einen falschen Salz. Frägt man mich aber, was das sey? so antworte ich nicht, es sey die Regula Falsi, sondern ich nenne es unter seinem rechten Namen, eine Theilung. Eben so lassen sich zwar alle Fälle vom Disconto und Zinseszinsen vor- und rückwärts nach den Regeln von gedoppelten Zinsen rechnen, indessen bleibt doch ein jedes Ding, was es würklich ist. Um hiervon einen ausführlichen Fall anzugeben, so sey es folgender:

1000 Rthl. sind solchergestalt zu 5 pro Cent ausgeliehen, daß das Capital nebst Zinsen in 5 Terminen, jährlich mit einer gleich großen Summe zurück gezahlt werden soll; wie viel beträgt die jährliche Summe? Antwort $230\frac{861820}{884101}$ Rthl.

Rechnet man nun gedoppelte Zinsen, nemlich, daß jeder Post einen Theil des ausgeliehenen Capitals enthalte, und die Zinsen und Zinseszinsen auf eben diesen Theil des Capitals von der Zeit an, da es ausgeliehen, bis dahin, daß der Theil des Capitals abgetragen wird, so empfängt der Gläubiger

im Termine	Capital		Zinsen und Zinseszinsen		in allem jährlich	
—	—					
1ten	219. 862881	Rthl.	10. 883040	Rthl.	230. 861820	Rthl. b)
2ten	209. 442891	:	21. 418929	:	— —	—
3ten	199. 463901	:	31. 397919	:	— —	—
4ten	190. 020810	:	40. 841010	:	— —	—
5ten	180. 861820	:	50. —	:	— —	—
Summa	1000	Rthl.	154. 772696	Rthl.	1154. 772696	Rthl.

Rech-

b) Der Generalnenner zu allen diesen Brüchen ist 884101.

Rechnet man aber einfache Zinsen, neinlich, daß jeder Post einen Theil des ausgeliehenen Capitals, in so weit es noch nicht wieder abgetragen worden, enthalte, so empfängt der Creditor

im Termine	Capital	einfache Zinsen	in allem jährlich
1ten	180. 861820 Rthl.	50. — — Rthl.	230. 861820 Rthl.
2ten	190. 020810 ʒ	40. 841019 ʒ	— — ʒ
3ten	199. 463901 ʒ	31. 397919 ʒ	— — ʒ
4ten	209. 442891 ʒ	21. 418929 ʒ	— — ʒ
5ten	219. 862881 ʒ	10. 883040 ʒ	— — ʒ
Summa	1000 Rthl.	154. 772696 Rthl.	1154. 772696 Rthl.

Welches Schema soll man nun erwählen, da die Resultate gleich sind? Darüber wird nun wohl nimmermehr Streit entstehen. Eine andere Frage aber: Sind es Zinsen, oder ist es Capital, was ich verzinse? ist von größerer Erheblichkeit. Gebe ich das erste zu, so schlage ich Knoten in die Rechte, und gebe Anlaß zu unrichtigen Auslegungen, es sey dann, daß ich die Rechtmäßigkeit der Zinzeszinsen bewiese. Nehme ich aber an, daß es Capital sey, wie es denn solches würklich ist, so bekomt die Rechtmäßigkeit der Zinseszinsen einen weit größern Umfang, als nach der Meinung vieler Juristen.

So wie ich vorhin angeführt habe, in was für Fällen der Rückweg des gedoppelten Interusuriums bloß durch gedoppelte Zinsen gehe, finde ich auch nöthig anzumerken, daß einzig und allein in solchen Fällen, da die Termine nicht weiter als Jahr nach Jahr hinaus gesetzt sind, und wo man sich also jährlich von den laufenden Zinsen erledigen kan, die gemeinen Zinsen das gedoppelte Interusurium ersetzen. Es komt aber noch ein drittes Gemisch, dessen Verwickelung die vorigen überwiegt. Ohne besondere Beschreibung wird man es aus folgendem Falle erkennen.

Lucas soll 1000 Rthl. in 4 Terminen, und zwar in folgender Ordnung bezahlen: 400 Rthl. in 1 Jahre, 300 Rthl. in 3 Jahren, 200 Rthl. in 6 Jahren, und 100 Rthl. in 10 Jahren. Nach einem halben Jahre erbietet er sich, mit $4\frac{1}{2}$ pro Cent zu discontiren, und die Summe auf einmal zu bezahlen.

Hieraus entstehen 2 Fragen:

1) Wie groß bleibt die discontirte Summe?
2) Was hat dieses Interusurium für einen Rückweg?

Das erste Resultat ist leicht zu finden; das andere wird den, der es findet, vergnügen.

Hannover. Dies.

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 28ten October 1782.

Iwan Al = z, eines russischen Edelmanns Besuch bei dem Quaker John Bertram, einem berühmten Pensylvanischen Botanisten. *)

(Aus einem Briefe desselben.)

Sie mögen das blühende Pensylvanien betrachten von welcher Seite Sie wollen, ein europäischer Reisender findet hier eben so viel Vergnügen für's Auge als für die Seele. Allenthalben blickt Ueberfluß und Glückseligkeit hervor: Glückseligkeit, die auf den festesten Grund gebauet ist. Lykurgs und Solons Weisheit gaben nie den Menschen die Hälfte des Segens und ununterbrochenen Glückes deren die Pensylvanier jetzo genießen. — Penn, dieser simple und große Mann macht der englischen Nation mehr Ehre als mancher berühmte Engländer.

Um Sie zu überzeugen, daß in meinen vorigen Briefen meine Lobsprüche auf diese glückliche Regierungsform nicht übertrieben waren, und daß entweder Mutter Natur selbst, oder das Klima hier den Künsten und Wissenschaften günstiger zu seyn scheint, als irgend einer andern Provinz in Amerika, so lassen Sie uns zusammen bei Herrn J. Bertram einen Besuch machen, der, wie Sie wissen, der erste Botanist in dieser neuen Halbkugel ist, und das bloß durch eigenen Antrieb und natürliche Anlage wurde. Amerika verdankt diesem wackern Manne viele nützliche Entdeckungen und die Kenntniß vieler neuen Pflanzen. Ich war, schon ehe ich ihn kennen lernte, sehr zu seinem Vortheil eingenommen. Ich wußte, daß er mit den größten Botanikern in Schottland und Frankreich in sehr genauem Briefwechsel stünde; und daß sogar die Königin Ulrika von Schweden ihn mit ihren Briefen beehret hatte.

Sein Haus ist klein, aber artig. Gleich beim ersten Anblick fiel mir etwas daran auf, das es von den benachbarten Häusern unterschied; ein kleiner Thurm in der Mitte desselben, der ihm nicht allein mehr Festigkeit giebt, sondern auch zu einem beque-

*) Aus Letters from an American Farmer &c. by Hector St. John.

men Plaze für die Treppen dient. Aus der ganzen Anordnung der Felder, Zäune und Baumpflanzungen blickte sogleich die vollkommenste Ordnung und Regelmäßigkeit hervor, welche in landwirthschaftlichen Dingen allezeit Beweise von Industrie und Wohlstand sind.

Ich ward an der Thür von einer sehr nett und simpel gekleideten Frau empfangen, die ohne Verbeugung oder irgend ein anderes Compliment mich mit einer liebreichen Miene fragte wen ich suchte? ich antwortete ihr, daß ich Herrn Bertram zu sprechen wünschte. — „Wenn du hereinkommen und dich unterdessen sezen willst, so will ich nach ihm schicken.„ — Nein, sagte ich, ich will mir lieber das Vergnügen machen, selbst durch seine Meierei zu gehen, ich werde ihn da mit Hülfe ihrer Anweisung leicht finden. Bald darauf bemerkte ich die Schuylkill, die sich dorten durch die anmuthigsten Wiesen schlängelt, und gleich nachher sahe ich einen frisch gemachten Damm an derselben, welcher den Fluß einzufassen schien. Nachdem ich eine ziemliche Strecke auf demselben fortgegangen war, so erreichte ich endlich eine Stelle, wo etwa zehn Leute arbeiteten. Ich fragte sie, ob sie mir nicht sagen könten, wo Herr Bertram wäre? Ein etwas ältlicher Mann mit weiten Pumphosen und einem Schurzfell antwortete: „ich heiße Bertram, suchst du mich?„ Mein Herr, versezte ich, ich komme mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten, wenn Sie sich von Ihrer Arbeit abmüßigen können. „Sehr gut, erwiederte er, ich ordne mehr nur die Arbeit an, als daß ich selbst arbeite.„ Wir gingen also mit einander nach dem Hause zurück, wo er mir einen Stuhl anbot, und hinausging sich umzukleiden, worauf er sich zu mir hinsezte. Der Ruf Ihrer großen Kenntniß in der amerikanischen Kräuterkunde, sagte ich, hat mich verleitet Ihnen einen Besuch zu machen, der, wie ich hoffe, Ihnen nicht beschwerlich seyn wird. Es würde mir sehr angenehm seyn, ein Paar Stunden in Ihrem Garten zuzubringen. — „Der größte Vortheil, erwiederte er, welchen ich von dem erhalte, was du meinen botanischen Ruf nennst, ist das Vergnügen, welches er mir durch öftere Besuche von Freunden und Fremden, verschaft: es wird schon zu Tische geläutet, wir müssen also unsern Gang in den Garten bis nachher verschieben.„ — Wir traten in einen großen Saal, wo das Essen bereits aufgetragen war. An dem untersten Ende eines sehr langen Tisches saßen seine Negern, dann folgten die Arbeitsleute, welche er nur zur Miethe hatte, darauf seine Familie, und ich, und oben an sezte sich der ehrwürdige Hausvater mit seiner Frau. Ein jeder neigte sein Haupt und verrichtete leise sein Gebet, ohne langweiliges Singen, oder demüthig stolzes Geschwäz. — „Auf alle die Ueppigkeiten unserer Städte, fing Herr B. an, wird dir diese einfache Kost nicht sonderlich schmecken.„ — Nichts we=

weniger; im Gegentheil diese ländliche Mahlzeit beweiset mir, daß Sie mich wie einen Freund und alten Bekannten ansehen. — „Das soll mir lieb seyn, denn du bist mir herzlich willkommen. Ich habe nie gewußt viele Umstände zu machen. Alle diese Complimente sind nichts weniger als Beweise von Aufrichtigkeit; überdies ist alles, was die Welt feine Höflichkeit nennt, unserer Gesellschaft fremde. Wir sind gegen andere wie gegen uns selbst. Ich erhielt gestern einen Brief von Philadelphia, woraus ich gesehen habe, daß du ein Russe bist; was hast du dann für Bewegungsgründe gehabt, dein Vaterland zu verlassen, und so weit herzukommen, Kenntnisse zu sammeln oder Vergnügen zu suchen? du machst in der That unserer jungen Provinz ein großes Compliment, wenn du glaubst, daß sie irgend etwas enthielte, das deiner Aufmerksamkeit werth wäre.„ — Die Beschwerlichkeit der Reise ist mir reichlich belohnt worden. Ich betrachte die Amerikaner als den Saamen künftiger Nationen, die dieses ungeheure Continent anfüllen werden. Die Russen können in manchem Betracht mit ihnen verglichen werden. Auch wir sind ein neues Volk; ich meine neu in Kenntnissen, Künsten und Wissenschaften. Wer weiß, was für Revolutionen Rußland und Amerika einmal bewürken werden! Wir sind vielleicht nähere Nachbarn als wir glauben. Ich betrachte mit besonderer Aufmerksamkeit Ihre Städte, ich untersuche ihre Lage, ihre politische Verfassung, wodurch einige derselben sich sogar schon berühmt gemacht haben. Obgleich ihre Stiftungen noch so neu und jedermann bekant sind, so wird ihr Ursprung doch einst die Nachwelt eben so verlegen machen, als wir jetzt sind den Ursprung solcher Städte zu entdecken, welche die Zeit schon gewissermaßen zerstört hat. Ihre neuen Gebäude, Ihre Gassen erinnern mich an die berühmte Stadt Pompeja, wo ich vor ein Paar Jahren war; ich untersuchte jedes Ding mit großer Aufmerksamkeit, unter andern auch die Fußsteige die längst den Häusern hinunter gingen. Sie schienen mir durch die große Menge Volks, die einst darüber gewandert waren, ungemein abgenutzt. Aber nun, — welch eine Zwischenzeit! Weder Erbauer noch Eigenthümer sind mehr übrig! Alles ist unbekant! — „Wie! Du bist viel gereiset, für einen Mann von deinen Jahren?„ — Man kan in wenig Jahren eine große Strecke Landes bereisen, aber es wird ein sehr hoher Grad von Kenntnissen erfordert, in eben dem Maaße zu ernten als wir reisen.

Sagen Sie mir doch, Herr Bertram, was sind das für Dämme, die sie dort machen, und zu welchem Endzwecke wenden Sie dabei so große Kosten und Arbeit an? — „Freund Iwan, keine Art von Industrie war jemals dem Lande sowohl als den Eigenthümern vortheilhafter als diese: die Schuylkill nahm vordem durch ihre vielen Krümmungen einen großen

Strich Landes weg; obgleich nun ihr Wasser, selbst, wenn sie hoch steht, sehr seicht ist, und obgleich einige Stellen sogar ganz trocken sind, so war doch diese ganze große Strecke nichts als ein fauler schlammigter Boden, auf dem man weder säen noch ernten konte. Die Eigenthümer dieser Grundstücke sind nun in eine Gesellschaft zusammen getreten; wir bezahlen jährlich eine gewisse Summe, welche den Schaden, den die gewöhnlichen Ueberschwemmungen verursachen, übersteigt, wir ziehen Dämme an den Ufern des Flusses, und machen das Land urbar, und durch diese glückliche Erfindung, werden der Schuylkill so viele tausend Morgen Wiesengrundes abgewonnen, welche nun einen so großen Theil der Nachbarschaft um unsere Stadt bereichern und verschönern. Unsere Brüder zu Salem in Neu-Jersey haben die Kunst, solche Dämme zu ziehen, zu einem noch höhern Grade von Vollkommenheit gebracht.„ — Das ist in der That eine bewundernswürdige Erfindung, die den Interessenten ungemein viel Ehre macht, und viele Penetration und Beharrlichkeit verräth, die alles Lob verdienen: Wenn die Virginier ihrem Beispiele folgen wolten, so würden sie ihren Feldbau ansehnlich verbessern. Ich habe in keiner andern Provinz des festen Landes von einer solchen Association gehört. Pensylvanien scheint bis jetzt noch immer allein als die unerreichbare Königin dieser schönen Provinzen zu herrschen. Sagen Sie mir doch, mein Herr, wie stark sind wohl Ihre Ausgaben, ehe Sie von diesem Lande ernten können? — „Die Ausgaben sind in der That beträchtlich, insonderheit, wenn wir Bäche abzuleiten und Bäume und Buschwerk wegzuräumen haben. Allein das Erdreich ist so fürtreflich, und das Gras so gut zur Mästung des Viehes, daß das Produkt von drei Jahren alle Vorschüsse bezahlt macht.„ — Glücklich, rief ich aus, glücklich das Land, dem die Natur solche Reichthümer schenkte, Schätze, die alle Goldminen überwiegen! Wenn diese ganze schöne Provinz so kultivirt wird, so ist es kein Wunder, wenn sie wegen ihres Wohlstandes und der Industrie ihrer Bewohner in so großem Rufe steht. —

Unterdessen hatte der arbeitende Theil der Familie seine Mahlzeit geendigt, und war mit einem Anstande und einer Stille weggegangen, die mir ungemein gefielen. Bald darauf hörte ich, wie mir's schien, in der Ferne ein Instrumentalconcert. — So ländlich und einfach auch Ihre Mahlzeit war, Herr Bertram, so ist das doch wahrlich der Nachtisch eines Fürsten; sagen Sie mir, was ist das? — „Du mußt dich nicht wundern, es ist ein Stückchen von dem Reste deiner Bewirthung, Freund Iwan.„ — Ich folgte sehr aufmerksam dem Schalle, und wie ich die Treppe hinauf ging, fand ich, daß es die Würkung des Windes an den Saiten einer äolischen Harfe war, ein Instrument, welches ich

ich zuvor nie gesehen hatte. Nach Tische leerten wir noch eine gute Bouteille Maderawein, ohne die mühsame Arbeit des Gesundheittrinken, und gingen dann auf seine Studierstube.

So wie ich hinein trat, fiel mir sogleich ein großes gemaltes Wapenschild, in einem vergoldeten Rahmen, mit der Unterschrift: **John Bertram**, in die Augen. Die Neuheit einer solchen Dekoration, an einem solchen Orte fiel mir auf; ich konte nicht umhin, ihn zu fragen: Setzt die Gesellschaft von Freunden einigen Werth auf solche Dinge, die zuweilen nur zum Unterschiede zwischen Familien dienen, und auf die sich noch öfterer Stolz und Pralerei gründen? — „Du mußt wissen, sagte er, mein Vater war ein Franzose; er brachte dieses Bild mit herüber, und ich hebe es bloß als ein Familienstück und als ein Andenken von ihm, auf.„ — Von seinem Studierzimmer gingen wir in den Garten, der eine große Menge schöner Pflanzen und Sträucher enthält; einige derselben waren in einem Gewächshause, über dessen Thüre die Worte standen:

> Sey keiner Sekte Sklav, wähl keinen Weg für dich:
> Blick auf, durch die Natur, zu ihrem Schöpfer hin!

Er erzählte mir, daß er oft botanisirens halber, den General Bouquet nach Pittsburgh begleitet habe, daß er sehr nützliche Sammlungen in Virginien gemacht hätte, und daß er vom Könige von England gebraucht worden wäre, beide Floridas zu besuchen.

Unsere Spatziergänge und botanischen Untersuchungen nahmen uns viel Zeit weg, daß die Sonne schon beinahe untergegangen war, ehe ich an meine Rückkehr nach Philadelphia dachte. Ich bedauerte, daß der Tag so kurz war, da ich in langer Zeit keinen auf eine so vernünftige Art erlebt hatte. Ich hatte große Lust zu bleiben, allein ich war zweifelhaft, ob es nicht unschicklich seyn würde, da ich kein genauer Freund des Herrn B. war. Da ich aber wußte, daß ich mit den uncerimoniösesten Leuten von der Welt zu thun hatte, so sagte ich ihm frei heraus, wie viel Vergnügen er mir gemacht hätte, und daß ich wünschte ein Paar Tage bei ihm zu bleiben. — „Du bist mir willkommen, als ob du mein Sohn wärest; du bist kein Fremder; deine Begierde nach Kenntnissen, da du überdies ein Ausländer bist, giebt dir ein Recht, mein Haus als das deinige anzusehen, so lange du willst. Nutze deine Zeit, wie es dir gefällt, ich werde es eben so machen.„ — Mit dem herzlichsten Danke nahm ich dieses freundliche Anerbieten an.

Wir gingen zusammen nach seinem lieben Damme; er zeigte mir die Grundsätze und die Methode, nach welchen derselbe aufgeführet worden, und wanderten nun über die Grundstücke die bereits ausgetrocknet waren. Der ganze Vorrath der liebreichen Natur, schien mit Verschwendung über diese schönen Wiesen ausgegossen zu seyn; er rechnete mir die erstaunliche Anzahl von Vieh und Pferden

vor, die nun auf festem Boden weiden könten, welcher noch vor wenig Jahren unter Wasser stand. Von da durchstreiften wir seine Felder, wo die regelmäßigen Zäune, und der blühende Klee die beste Haushaltung und eine anhaltende Aufmerksamkeit verkündigten. Seine Kühe kamen nun zu Hause, mit hängenden Bäuchen, kurzen Füßen, und Eutern, die im Begrif schienen zu plaßen, und mit anscheinender Unruhe ihres großen Ueberflusses entledigt zu werden wünschten. Er zeigte mir darauf seinen Obstgarten, der vordem auf einem sandigten Boden gepflanzet worden, welcher nun aber schon seit langer Zeit in einen der besten und fruchtbarsten in der ganzen Nachbarschaft verwandelt worden war.

„Dieses, sagte er, ist die Frucht meiner eigenen Erfindung. Ich kaufte vor einigen Jahren das Eigenthum einer kleinen Quelle, ungefähr anderthalb (englische) Meilen von hier, an mich, welche ich mit beträchtlichen Unkosten in jenen Behälter geleitet habe. In diesen Behälter lasse ich allen Schlamm, Asche, Pferdemist, u. d. gl. werfen, und das mit solchen Düngetheilchen geschwängerte Wasser wöchentlich zweimal über das Erdreich laufen, auf welches ich gewöhnlich altes Heu, Stroh, und was ich sonst von verderbenem Futter in meiner Scheure habe, ausstreuen lasse. Durch dieses einfache Mittel erute ich nun, ein Jahr ins andere gerechnet, auf einem Boden, auf welchem vorher kaum Fünffingerkraut wuchs, drei und funfzig Centner fürtrefliches Heu vom Morgen.„ — In der That, Herr Bertram, das ist ein Wunder von Oekonomie. Wie glücklich ist nicht ein Land, das von einer Gesellschaft Männer kultivirt wird, deren Neigung und Geschmack sie zu Ausführung nüzlicher Unternehmungen anreizen. — „Ich bin nicht der einzige, erwiederte er, der solche Dinge unternimt. Wo man nur irgend Wasser haben kan, wird es immer zu diesem wichtigen Zwecke angewandt. Wenn ein Pächter seine Wiesen wässern kan, so wird er durch die reichste Ernte von dem besten Heu und fürtreflichen Grummet unfehlbar für seine Mühe belohnt. Durch die Dämme um meine feuchten Wiesen habe ich meine höher gelegenen Saatfelder ansehnlich verbessert. Diejenigen, welche ich ein Paar Jahre will brach liegen lassen, besäe ich allezeit mit rothem Klee, der das Land bei uns am meisten verbessert, denn drei Jahre nachher tragen sie desto stärker. Wenn ich meine Kleefelder wieder aufbrechen muß, so lasse ich sie mit Schlamm bedecken, der drei oder vier Winter hindurch jeder Witterung ausgesezt gewesen ist. Daher rührt es, daß ich gewöhnlich von jedem Morgen Landes 28 bis 36 Scheffel Weizen ernte. In eben dem Verhältniß steht auch mein Flachs, Haber und türkischer Weizen. Sage mir doch, ob man in deinem Lande sich eben derselben Methode in der Landwirthschaft bedient?„ — Nein, mein Herr! in der Nähe unserer Städte sind

sind freilich einige verständige Landwirthe, die mit Aufmerksamkeit und Fleiß ihren Ackerbau treiben; allein, wir würden ein zu zahlreiches, glückliches und mächtiges Volk werden, wenn es möglich wäre, daß das ganze russische Reich so kultivirt werden könte wie die Provinz Pensylvanien. Unser Land ist sehr ungleich vertheilt, und so wenige unserer Landwirthe sind Eigenthümer des Landes, welches sie bebauen, daß sie unmöglich ökonomische Plane mit eben dem Eifer verfolgen können, als Sie, die Sie das ihrige frei und ohne Schulden besizzen, als ob Sie es von dem Herrn der Schöpfung selbst empfangen hätten.

„Freund Iwan, ich zweifle nicht, daß du Latein verstehst, lies einmal diesen freundlichen Brief, welchen mir die gute Königin von Schweden Ulrika vor einigen Jahren schickte. Die gute Frau! Es kam mir würklich sehr sonderbar vor, daß sie in ihrem Pallast zu Stockholm an den armen John Bertram an dem Ufer der Schuylkill gedacht hat.„ — Ganz und gar nicht, lieber Herr Bertram, Sie sind der erste der als Botanist Amerika Ehre macht; natürlicher Weise muß auch ein so großes Stück Landes viele sonderbare Gewächse hervorbringen; ist das also wohl bei einer nach Kenntnissen begierigen Fürstin zu verwundern, die zuweilen vom Throne herabsteigt Linné's Garten zu durchwandern? „Den Anweisungen dieses gelehrten Mannes, sagte Herr B. habe ich die Methode zu danken, die mir meine jezige Kenntniß verschaft hat. Die Botanik ist eine so weitläuftige Wissenschaft, daß ein Anfänger irgend einige Anleitung gar nicht entbehren kan.„ — Sagen Sie mir, wann fingen Sie an, sich zuerst auf die Botanik zu legen? Wurden Sie in Philadelphia darin ordentlich unterrichtet? — „Man hat mich in meiner Jugend nichts als schreiben und lesen gelehrt. Dieser kleine Meierhof ist das ganze Erbtheil, welches mir mein Vater hinterließ. Schulden und der Mangel an Wiesen machten mir meinen Anfang sehr sauer. Mein Weib brachte mir kein Heirathsgut mit; alle ihre Reichthümer bestanden in ihrem guten Charakter, und ihrer großen Kenntniß in der Hauswirthschaft. Es würde mir in der That schwer fallen, die ersten Schritte auf meiner botanischen Laufbahn anzugeben. Alles kömt mir jezt vor wie ein Traum: aber vielleicht kannst du es aus dem, was ich dir jezt erzählen will, selbst hervorsuchen, obgleich ich wohl weiß, daß einige unserer Freunde darüber gelacht haben.„ — Ich bin keiner von den Leuten, Herr Bertram, die sich alle ersinnliche Mühe geben, bei guten und zuverläßigen Dingen die lächerliche Seite ausfindig zu machen. — „Wohlan denn! ich war einmal eines Tages sehr mit meinem Pfluge beschäftigt, (denn, wie du siehst, bin ich nur ein Ackersmann,) und da ich müde war, ging ich unter den Schatten eines Baums mich auszuruhen. Ich fiel auf eine Zeitlose und brach sie mechanisch

nisch ab. Ich betrachtete sie mit grössserer Neugier als gemeine Landwirthe zu thun pflegen, und bemerkte viele besondere Theile an derselben; einige lagen perpendicular, andere horizontal. „Das ist doch eine Schande, sagte meine Seele, oder irgend etwas das es ihr eingab. So manche Jahre hast du nun die Erde gebauet und Blumen und Pflanzen vernichtet, und kennst nicht einmal ihren Bau und ihren Nutzen!„ Diese anscheinende Inspiration erweckte meine Neugier, denn dergleichen Ideen waren mir sonst eben nicht gewöhnlich. Ich ging zu meinem Pfluge zurück, aber diese neue Begierde verließ mich nicht. Ich erzählte es meiner Frau, die mich eifrigst von meinem neuen Entwurfe, wie sie es nannte, abzubringen suchte. Sie meinte, ich wäre nicht reich genug, viel von meiner Zeit auf Studien und Arbeiten zu wenden, die mir denjenigen Theil derselben rauben könten, von dem allein das Auskommen und der Wohlstand eines amerikanischen Landmanns abhängt. Ihre kluge Vorsorge schreckte mich indessen nicht ab; ich dachte unaufhörlich daran; bei Tische, im Bette, und wo ich ging und stund. Zulezt konte ich dem Antriebe nicht mehr widerstehen; denn einige Tage darauf nahm ich einen Taglöhner der für mich pflügte und ging nach Philadelphia. Ich wußte nicht, was für Bücher ich fordern solte, ich bekannte also ganz offenherzig dem Buchhändler meine Unwissenheit, der mir daher solche Bücher gab, die er für die besten hielt, und außerdem noch eine lateinische Grammatik. Ich wandte mich darauf an einen benachbarten Schulmeister, der mich in drei Monaten Latein genug lehrte den Linné zu verstehen, welchen ich auch nachher kaufte. Nun fing ich an auf meinem Gütchen zu botanisiren; in kurzer Zeit lernte ich jede Pflanze kennen, die in meiner Nachbarschaft wuchs; ich ging darauf nach Maryland, wo ich unter unsern Freunden lebte. So wie ich an Kenntnissen zugenommen zu haben glaubte, ging ich weiter vorwärts, und auf die Art habe ich durch eine anhaltende Bemühung eine ziemlich allgemeine Kenntniß aller Pflanzen und Bäume erhalten, die man in unserm Continent findet. Mit der Zeit wandte man sich von Europa aus, an mich, wohin ich alle Jahre mehrere Sammlungen schickte. Da sich nun meine häuslichen Umstände geändert haben, und ich jezt gemächlicher leben kan, so habe ich aufgehört zu arbeiten, und bin nie vergnügter, als wenn ich mich mit meinen Freunden unterhalten kan. Wenn du von den vielen Pflanzen und Bäumen, welche ich kenne, einige nach deinem Vaterlande schicken willst, so will ich sie dir gerne verschaffen, und dir überdies jede Anleitung geben, die du verlangen wirst.„ — —

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 1ten November 1782.

Iwan Al⸗⸗z, eines russischen Edelmanns Besuch bei dem Quaker John Bertram, einem berühmten Pensylvanischen Botanisten.

(Schluß.)

Auf solche Art brachte ich verschiedene Tage bei diesem guten Manne äußerst vergnügt zu. Ich bemerkte bei allen Geschäften sowohl, als auch in dem gegenseitigen Umgange zwischen dem Herrn und den geringern Mitgliedern der Familie den größten Anstand, und zugleich die vollkommenste Freimüthigkeit. Kein Befehl überschritt den Ton einer bloßen Bitte. Die Negern selbst, was ich nie zuvor gesehen hatte, schienen Theil an diesem anständigen und bescheidenen Betragen zu nehmen. Durch was für Mittel, sagte ich, haben Sie Ihre Sklaven dahin gebracht, ihre Arbeit mit eben dem frohen Muthe zu thun wie die Weißen? — „Obgleich unsere Vorurtheile und irrigen Meinungen uns verleitet haben, sie als Leute zu betrachten, die nur zur Sklaverei gemacht wären, obgleich eine alte Gewohnheit uns unglücklicher Weise gelehrt hat, sie in der Knechtschaft zu erhalten, so werden sie doch von unserer Gesellschaft, auf die Vorstellungen verschiedener Freunde und guter Bücher, die zu dem Endzwecke bekant gemacht worden, ganz anders behandelt. Bei uns sind sie nun völlig frei. Ich gebe denen, die du an meinem Tische gesehen hast, jährlich achtzehn Pfund, nebst Unterhalt und Kleidung und allen andern Vortheilen deren die Weissen genießen. Unsere Gesellschaft behandelt sie wie die Gefährten unserer Arbeit, und sowohl durch dieses Mittel, als auch durch die Erziehung, die wir ihnen gegeben haben, sind sie, im Ganzen genommen, ganz andere Menschen geworden. Diejenigen, welche an meinen Tisch kommen, sind gute, treue, brave Leute. Wenn sie aber nicht thun, was wir glauben, daß sie thun müssen, so geben wir ihnen ihren Abschied. Das ist die einzige Strafe, die wir ihnen auflegen. Andere christliche Gesellschaften erhalten sie noch in der Sklaverei, ohne ihnen irgend einige Religionsprincipien beizubringen:

 was

was können sie also wohl für andere Bewegungsgründe haben ihre Schuldigkeit zu thun, als die Furcht? Bei dem ersten Etablissement in dieser Provinz brauchten auch wir freilich sie wie Sklaven; allein, so bald wir fanden, daß gutes Beispiel, freundliche Ermahnungen und Religionsgründe im Stande waren, sie mäßig zu machen, und unter eine gewisse Subordination zu bringen, so verließen wir eine Methode, die den Bekennern des Christenthums so unanständig ist. Wir gaben ihnen Freiheit, und gleichwohl haben nur wenige ihre alten Herren verlassen. Sie breiten sich in unseren Familien aus, und wir bekommen Achtung und Liebe für einander. Ich habe die meinigen schreiben und lesen gelehrt; sie lieben Gott und fürchten seine Gerichte. Der älteste unter ihnen besorgt meine Geschäfte in Philadelphia mit einer Pünktlichkeit, die er nie aus den Augen gesetzt hat. Sie sind immer bei unsern Zusammenkünften zugegen. In kranken und in gesunden Tagen, in der Kindheit und im Alter haben sie Theil an den Vortheilen, welche unsere Gesellschaft gewährt. Dieses sind die Mittel, deren wir uns bedient haben, sie von der Knechtschaft und Unwissenheit zu befreien, in der sie vordem gehalten wurden. Du wirst dich vielleicht gewundert haben, sie an meinem Tische zu sehen, aber indem wir sie zu dem Range freier Menschen erhoben, so gaben wir ihnen natürlicher Weise auch jenen Ehrgeiz, ohne welchen wir selbst in Verderbniß fallen und auf verkehrte Wege gerathen würden.„ — Herr Bertram, das ist wahrhaftig die philosophischeste Behandlung der Negern die ich kenne; es wäre ein Glück für Amerika, wenn die andern christlichen Sekten eben diese Grundsätze annehmen, und solche fürtrefliche Maaßregeln befolgen wolten. Wie viele tausend Menschen würden dadurch von den grausamen Fesseln befreiet werden, unter denen sie jetzo seufzen! Der Eindruck, den dieses auf mich macht, hält mich ab längere Zeit in den südlichen Provinzen zuzubringen. Die Art, wie sie dorten behandelt werden, ihre elende Nahrung, und die sauren Arbeiten die man ihnen mit aller nur möglichen Strenge auflegt, das alles ist für mich ein Schauspiel, bei dem sich meine ganze Seele empört. — „Es freuet mich, so viel Menschlichkeit bei dir zu finden; giebt es in deinem Lande keine Sklaven ?„ — Leider! Ja wohl. Aber sie sind eigentlich mehr Sklaven des Staats als des Privatmannes; sie sind an die Gegend gebunden, in welcher sie leben. Es ist noch ein Ueberbleibsel alter barbarischer Gewohnheiten, das von den Zeiten der größten Unwissenheit und Wildheit der Sitten herrühret, und ungeachtet aller Thränen der Menschlichkeit, ungeachtet des lauten Geschreis der Policei und den Vorschriften der Religion dennoch beibehalten wird. Der Stolz der Großen und die Habsucht der Gouverneurs machen, daß sie diese Klasse als ein nothwendiges Werkzeug

der Landhaushaltung betrachten, als ob freie Leute nicht auch die Erde bauen könten. — „Ist das würklich so, Freund Iwan? Arm, unglücklich und ein Sklave seyn, ist in der That hart; unter solchen Bedingungen hat man nicht Ursache sich über sein Daseyn zu freuen. Ich fürchte, dein Vaterland wird unter einer so unpolitischen Regierung nie emporkommen.„ — Ich bin sehr Ihrer Meinung, Herr Bertram, doch hoffe ich, daß die gegenwärtige Regierung, die sich schon durch so manche fürtrefliche Handlungen ausgezeichnet hat, nicht verlöschen wird, ohne diese armen Sklaven frei zu machen: eine Handlung, die das ganze russische Reich mit Thränen der Dankbarkeit anfüllen würde. — —

Auf diese Weise wandte ich also meine Zeit an bei diesem erleuchteten Botanisten, — diesem guten Bürger, der alle Simplicität ländlicher Sitten mit den nützlichsten Kenntnissen vereinigt. Unsere Unterhaltungen während meines Besuchs waren sehr mannigfaltig und weit ausgebreitet. Ich begleitete ihn aufs Feld, in die Scheuer, nach dem Damme, in den Garten, in sein Studierzimmer, und zuletzt auch noch nach der Zusammenkunft der Gesellschaft am nächsten Sonntage. Die ganze Familie fuhr auf zwei Wägen nach der Stadt Chester, Herr B. und ich waren zu Pferde. Als ich in das Haus trat, in welchem die Freunde versammelt waren, deren Anzahl, Weiber und Männer, sich etwa auf zweihundert belaufen mogte, nahm ich unserer Gewohnheit zufolge, maschinenmäßig den Hut ab. Ich besann mich aber gleich wieder, und setzte mich, den Hut auf dem Kopfe, an dem Ende einer Bank nieder. Das Versammlungshaus war ein viereckigtes Gebäude ohne irgend einige Zierrath. Die weiße Wand, die Sitze, ein grosser Ofen, der bei kaltem Wetter das ganze Haus heizet, waren die einzigen wesentlichen Dinge, welche ich darin bemerken konte. Hier sahe man keinen Altar, kein Pult, keinen Taufstein, keine Orgel; es ist nichts als ein großes geräumiges Zimmer, in welchem diese guten Leute alle Sonntage zusammen kommen. Ein tiefes Stillschweigen folgte, das ungefähr eine halbe Stunde dauerte. Jeder hatte sein Haupt geneigt, und schien in tiefen Betrachtungen versunken zu seyn, als ein weiblicher Freund aufstand, und mit einer allerliebsten Bescheidenheit erklärte, daß der heilige Geist sie antriebe zu der Versammlung zu reden. Sie handelte ihren Gegenstand in einer guten moralischen Rede auf eine sehr passende Art ab, und endigte sie ohne theologischen Schmuck, und ohne praleriſche Gelehrsamkeit. Entweder mußte sie sehr viel Fertigkeit darin gehabt haben, oder sie hatte sich darauf vorbereitet, welches man doch nicht wohl annehmen kan, da es einen Hauptpunkt ihrer Profession ausmacht, nichts vorzubringen, was nicht die Frucht des Antriebes in demselbigen Augenblicke ist: oder der große Geist der Schöpfung dessen Huld und

Mitwürkung sie alle anzuflehen gekommen waren, mußte ihr die gesundeste, vernünftigste Moral eingehaucht haben. Ihre Rede dauerte drei Viertelstunden. Niemand sahe sie während derselben an, und überhaupt habe ich niemals eine Versammlung mit mehrerer Aufmerksamkeit einer Rede zuhören sehen. In ihrem Gesicht, ihrem Styl, ihrer Gesticulation fand ich weder Contorsionen des Körpers, noch irgend sonst einige Affektation; alles war natürlich und gefiel um deswillen, und noch dazu muß ich Ihnen sagen, daß sie eine hübsche Frau war, obgleich sie wohl an vierzig Jahre alt seyn mogte. Sobald sie ihre Rede geschlossen hatte, schien jeder wieder in seine vorigen Betrachtungen versunken zu seyn. Eine Viertelstunde nachher stunden sie alle auf, und nach einigen allgemeinen Gesprächen gingen sie aus einander. — —

An der Thüre des Versammlungshauses, ward ich von einigen ehrwürdigen Landwirthen aus der Nachbarschaft gebeten, einige Tage bei ihnen zuzubringen. Die gute Aufnahme, die ich allenthalben fand, verleitete mich nach und nach zwei Monate unter diesen guten Leuten zu bleiben, und ich muß gestehen, es waren die goldenen Tage meines reifern Alters. Nie werde ich vergessen, wie vielen Dank ich ihnen für die unzähligen Gütigkeiten schuldig bin, mit denen sie mich überhäuft haben. Ihrem Briefe, mein Freund, verdanke ich meine jetzige ausgebreitete Bekanntschaft in Pensylvanien. Aber meinen Dank selbst muß ich verschieben bis wir uns wiedersehen. Leben Sie wohl!

Ueber die ehemalige Freundschaft zwischen Pope und Swift.

Die Denkmale guter Schriftsteller für die Nachwelt scheinen mir alsdenn die dauerhafteste und gemeinnützigsten zu seyn, wenn sie ihren moralischen Charakter mehr als ihre Werke angehen. Sie veredlen die Hochachtung, die wir gegen solche Leute haben, und wir haben auch mehr Ursache, dem Andenken ihrer Tugenden, als dem Andenken ihrer schönen Werke, die durch ihre innere Güte sich ohnedem unauslöschlich erhalten, aufzuhelfen.

In dieser Absicht sind mir die Nachrichten von der zärtlichsten Freundschaft zweier der größten schönen Geister in England allemal sehr rührend gewesen. Da ich sie, als Leser, in Absicht ihres Witzes und ihrer Wissenschaften bewunderte, so lernte ich sie fast anbeten, als ich in den Schriftstellern die Menschen, in den Menschen die tugendhaften Bürger, in diesen die ergebensten Freunde fand, und mit allen diesen Charaktern ein heiliges Gehege umschließen konte, welches in seinem Mittelpunkt die Ehre der Gelehrsamkeit auf den Thron stellt.

Pope und Swift schienen aus mehr als einer Rücksicht nie zu Freunden

den gemacht zu seyn. Religion, Genie und Alter, waren bei ihnen in einer sehr weit abstechenden Ungleichheit, und man solte glauben, daß gerade nur eben diese Dinge, wenn sie bei zwo Personen gleich sind, die Empfänglichkeit einer wahren Freundschaft enthalten. Swift war mehr als 20 Jahre älter wie Pope. Pope war mehr Poet und Weltweiser, wie Swift und Swifts Lieblingsneigung war die Satyre. Pope schien wenigstens ein Catholik zu seyn, und Swift war ein Abendtheuer eines Gottesgelehrten der englischen Kirche. Swift lebte in Irrland, Pope in England, beides Provinzen, die sich damals, ich weiß nicht, aus was für besondern Nationalprincipien, wo nicht unterdrückten, so doch antipodisch genug zankten und beneideten. Und eben diese zwo so unterschiedene Geister trieben ihre Freundschaft auf einen Grad der Platonischen Liebe und des Enthusiasmus, wie man ihn unter gewöhnlichen Menschen nicht suchen darf. Länger als zwanzig Jahre liebten sie sich, und in dieser Zeit wechselten sie diejenige Sammlung von Briefen, aus welchen man die Geschichte ihrer Freundschaft zusammen setzen kan. Es ist wahr, der standhafte Geist der Britten ist eher zu einer vieljährigen Freundschaft gebildet, als der flüchtige Geist eines andern Erdenbewohners. Dem ungeachtet aber scheinen die schönen Wissenschaften bei beiden Männern die natürliche Hartnäckigkeit ihrer Neigung mehr erreicht und genießbarer gemacht zu haben, so daß sie also ihre Quelle mehr im Herzen als in dem Eigensinn der Nationaltriebe hatten. Durch eine Reihe von so vielen Jahren wurden sie niemals müde nach ihrem Umgange sich zu sehnen, und nur selten ward ihnen ihr Wunsch gewährt. Als Swift einst Popen besucht hatte, und von ihm reisete, drückte sich der letztere über diese Abreise mit einer Art von Melancholie aus, die man eher von einem Liebhaber, als von einem Freunde erwarten solte. Ich habe aus den öftern Briefen, worin Pope sein Beileid gegen Swifts schlechte Glücksumstände und beschwerliches Alter bezeigt, immer einerlei Herz, einerlei warme Zärtlichkeit abnehmen können, und wenn man wissen will, ob in solchen Bezeigungen der Theilnehmung an dem Unglück des andern, der Schmerz eine bloß affektirte Sprache, oder brüderliche Ergießung gleich empfindender Seelen sey: so darf man nur darauf sehen, ob die Gelegenheiten dazu oft wiederkommen, und die Sprache des Mitleids, die der Freund führet, nicht allein sich immer gleich sey, sondern auch darauf, ob sie dem Witze, einer wort- und bilderreichen Phantasie, oder der Religion und Tugend ihre Wendungen und ihre reellen Tröstungen zu verdanken habe. In Popens Tröstungen redet das Herz, wo man vermuthen solte, er werde dem Witz kein Gebiß an den Mund legen können. Seine Liebe gegen Swift ging so weit, daß er ihn fast in allen Briefen bat, aus Irrland zu ihm zu kommen, und sein Haus, seine Güter, seine Zärt-

lichkeiten als das Seinige zu gebrauchen, obgleich Swift diese Anerbietungen ausschlug.

Was das Bemerkenswürdigste ist, so waren beide Freunde nicht immer mit ihren Meinungen und Werken zufrieden. Sie richteten und verdammten sich zuweilen schärfer, als es die Welt that, und sie allein waren auch sinnreich und zugleich redlich genug, ihre gegenseitigen Fehler aufzuspüren, und zur Verbesserung anzuwenden. Swift hatte einst an **Bolingbrocke** sehr viel auszusetzen. Pope war so dreist, ihm ins Gesicht zu schreiben: „**Sie solten vorsichtiger seyn, den Lord zu tadeln. Wäre sein Fehler wahr, so solte man ihn verheelen, er ist aber bis auf jeden Umstand falsch. Ist's möglich, daß Sie denken können, der Lord habe Sie vergessen? Wenn Ihnen diese Thorheit einfällt, so muß Ihr Verstand gelitten haben.**„ Und dennoch konte Swift, als ein älterer Mann, solche freundschaftliche Dreistigkeiten vertragen.

Beide Freunde litten zusammen: denn sie wurden oft zum Vorwurf einer einzigen Schmähschrift gemacht, so daß die kriechenden Verfasser solcher Schriftchen immer glaubten, Pope ohne Swift sey nur der halbe Pope, und eben so umgekehrt. Desto stärker war aber auch ihr beiderseitiger Eifer, sich selbst zu verewigen, und der Nachwelt nicht sowohl um ihrer Werke, als um ihres Herzens willen sich zu empfelen. Pope sagt an einem Ort zu Swift: „Wenn ich denken kan, daß Sie mich nicht verachten, so ist dies eine größere Ehre für mich, als wenn das ganze Oberhaus Verse zu meinem Lobe schriebe. Sie wissen nicht, was für Aufsehen Ihr Name in künftigen Zeiten machen wird. Ich hebe alle Denkmale sorgfältig auf, welche zeigen, daß ich in vertrauter Freundschaft mit Ihnen gestanden habe.„ —

Man kan sich leicht vorstellen, was Pope bei dem jämmerlichen Gemüthszustande des Swifts in seinen letzten Jahren ausgestanden habe, wenn man nur die Art siehet, mit welcher Pope über den Tod des Gay sich ausdrückt. Ohne Zweifel war der Graf **Orrery** bei Swiften nur der Spiegel, oder die Copie von Popen. Pope blieb, obgleich abwesend, das Original, oder der Mittelpunkt der Zärtlichkeit gegen den alten, armen Mann!

Ich habe diese Nachrichten nur deshalb gesammelt, um die Seltenheit der Freundschaften unter unsern deutschen Gelehrten ein wenig sichtbar zu machen. Es scheint mir die Ursache davon in dem einzigen, erfahrungsreichen Satze zu liegen, daß Schriftsteller, die keine Originale, und zwar ein jeder von einer andern Art liefern, sich in der mittelmäßigen und gleichen Laufbahn ihrer Arbeiten eher zu beneiden als zu lieben gemüßigt sehen. So lange sie sich gleich sind, so lange sie keinen Scheideweg betreten können, dessen gemeinschaftliches Ziel eine Ehre ist, die einem jeden für sich, ohne Eifersucht und Buhlerei zu Theil wird, so lange sie sich nur auf

dem

dem Fuße folgen, sich unter einander nachbeten, und nur um einerlei Lohn willen arbeiten: so ists unmöglich, daß sie mehr Liebe gegen sich fassen können, als zwo Nebenbuhler, oder zwo Handwerksleute von ganz gleicher Kunst und Glück gegen sich empfinden. Daher komt es auch im Gegentheil, daß, weil **Rabner** und **Gellert** in verschiedenen Laufbahnen die größte Höhe des Genies besaßen und entwickelten, ihre Freundschaft zärtlich und dauerhaft wurde. Man sage doch nichts von Sympathie oder akademischer Freundschaft. Diese gründet sich bloß auf Eindrücke der Jugend, aber es fehlt ihr in der Folge an männlicher Stärke, weil das männliche Alter nicht mehr von der Milch der Kindheit und Jugend sich nähren kan. Der Neid, diese Erbsünde der Gelehrten, kan durch nichts so sehr unterdrückt werden, als wenn der eine der guten Erfolge seiner Arbeiten und seines Genies so versichert ist, daß sie in die gleich rühmlichen Absichten des andern keinen Einfall wagen dürfen, um sich zu erheben. Aber wie selten findet man solche große Geister, die diese Versicherung haben. —

Gemeinhin bestehen alle Freundschaften der Gelehrten, zusamt ihren Briefwechseln in Mittheilung von Meinungen, — in erbetenen Nachrichten, — in armseligen Lobeserhebungen, um wieder gelobt zu werden, und in der kalten Unterschrift eines ergebensten Dieners. Die Sprache der Zärtlichkeit wird man da selten antreffen, und noch seltner werden sie so viel Empfindung athmen, daß man **Oreste** und **Pylades**, oder um nicht mythologisch zu reden, **Pope** und **Swifte**, **Klopstocke**, **Cramer** und **Schlegel**, **Rabner** und **Gellert**, **Jacobis** und **Gleime** darunter abgebildet sehen könte.

H. D.

Tägliche Beschäftigungen eines englischen Gentlemans in Bengalen.

(Aus dem Englischen.)

Ungefähr um 7 Uhr des Morgens öfnet sein **Durvan** (Thürsteher, Pförtner,) das Thor. Die **Viranda**, (Diele, Vorhaus,) steht alsdenn seinen **Circars**, **Peons**, (Lakaien,) **Harcarrahs**, (Boten, Spionen, Geschäftsbedienten, (**Chubdars**,) einer Art Oberaufseher, (**Huckabadars** und **Consumas**,) Haushofmeister und Kellermeister,) seinen Schreibern und Sachwaltern offen. Der Kammerdiener und **Jemmadar** kommen ins Vorzimmer, und gegen 8 Uhr ins Schlafzimmer. Eine Dame verläßt seine Seite, und wird durch eine geheime Treppe entweder in ihr eigenes Zimmer oder zum Hause hinaus geführt. In dem Augenblick, daß der Herr seine Füße aus dem Bette setzt, rauscht der ganze wartende Haufe ins Zimmer, von welchem jeder drei **Salams** macht, bei denen er Kopf und Leib tief niederbeugt, die Stirn mit dem innern Theil der Finger und die Erde mit den äußeren Theilen derselben berührt. Er läßt sich vielleicht zu einem

Kopf-

Kopfnicken herab, oder schlägt ein Auge auf die, welche seine Gnade u. Protection suchen.

In ungefähr einer halben Stunde, nachdem er seine langen Schlafhosen ausgezogen hat, werden sein Leib, Schenkel, Beine und Füße, mit einem reinen Hemde, Unterhosen, Strümpfen und Pantoffeln bekleidet, ohne die geringste größere Anstrengung von seiner Seite, als wenn er eine Bildsäule wäre. Der Barbier trit herein, rasirt ihn, beschneidet seine Nägel und reinigt ihm die Ohren. Das Chillunjen und Ewer wird durch einen Bedienten gebracht, dessen Beschäftigung dieses ist, welcher alsdenn Wasser auf seine Hände gießt, ihm Hand und Gesicht wäscht, und ein Handtuch überreicht.

Der Herr geht denn im Staat, in seiner Weste, zum Frühstückzimmer, läßt sich nieder; der Consuma macht Thee, schenket ein, und überreicht ihn nebst einem Teller mit frischem oder geröstetem Brod. Der Friseur kömt von hinten, fängt seine Arbeit an, unterdessen daß der Huckabadar das obere Ende eines Pfeifenrohrs, oder die Röhre des Huckas ihm sanft in die Hand steckt *). Während der Friseur sein Amt verrichtet, ißt, trinkt und raucht der Herr eins ums andere. Allmählich erscheint sein Banian mit unterthänigen Salams, und nähert sich etwas mehr als die übrigen die ihm aufwarten. Wenn einer von denen, die was bei ihm zu suchen haben, von besonderer Eminenz ist, so wird er mit einem Stuhl beehrt.

Diese Ceremonien dauern bis gegen 10 Uhr, alsdenn wird er von seinem ganzen Gefolge zu seinem Palankin geführt, vor welchem 8 bis 12 Chubdars, Harcarrahs, und Peons hergehen, die alle die Insignien ihrer Handwerker tragen, und in ihrer Livree durch die Farben ihrer Turbans und nesseltuchenen Scherfen unterschieden sind. Sie gehen alle mit einem geschwinden Schritt. Die, welche den Palankin tragen, gewöhnlich sind ihrer acht, lösen sich mit viel Geschicklichkeit ab, ohne dem Herrn im geringsten dadurch beschwerlich zu werden.

Wenn er einen Besuch abzulegen hat, so leiten und führen die Peons die Träger des Palankins; wenn aber Geschäfte seine Gegenwart erfordern, so zeigt er sich selbst und wartet seine übrigen Besuche ab bis gegen 2 Uhr, um welche Zeit er sich mit seiner Gesellschaft, alles in der Gesellschaft bis auf die Kleider, zu großer Bequemlichkeit eingerichtet, zu einem guten Mittagsmahl niedersetzt, bei welchem jeder von seinen eignen Bedienten bedient wird. In dem Augenblick, daß die Gläser anfangen fleißig herum zu gehen, kommen ohne Rücksicht ob Frauenzimmer in der Gesellschaft ist, die Huckabadars herein, jeder mit einem Hucka, überreicht die Röhre seinem Herrn, wartet hinter demselben auf und bläst immer das Feuer an. Weil die Gesellschaft gewöhnlich des Abends wieder zusammen kömt, so entfernt sich gegen 4 Uhr ein jeder ohne Umstände, und geht zu seinem Palankin, so, daß in wenigen Minuten der Herr allein gelassen ist; worauf er denn auch in sein Schlafzimmer geht, im Augenblick bis aufs Hemde ausgezogen, und wieder mit seinen langen Schlafhosen bekleidet ist. Er legt sich darauf nieder, und schläft bis gegen 7 oder 8 Uhr; denn wird die Ceremonie so wie des Morgens wiederholt. Er wird wieder ganz in reine Wäsche gekleidet wie am Morgen. Sein Huckabadar überreicht ihm wieder das Rohr des Hucka, er wird an den Theetisch gesetzt, und der Friseur verrichtet sein Amt wie am Morgen. Nach dem Thee zieht er ein hübsches Kleid an, legt bei Frauenzimmer Ceremonien Besuche ab, und kömt kurz vor 10 Uhr nach Hause, um welche Zeit das Abendessen bereit ist. Die Gesellschaft bleibt bis 1 oder 2 Uhr des Morgens bei einander, und beträgt sich sehr anständig und mäßig. Wenn die Gesellschaft aus einander geht, wird der Herr zum Schlafzimmer geführt, wo ein Frauenzimmer auf ihn wartet, ihm bis gegen 7 oder 8 Uhr des andern Morgens Gesellschaft zu leisten.

Mit keinen größern Anstrengungen erwerben sich die Bedienten der ostindischen Compagnie die allerglänzendsten Vermögensumstände. S. — r.

*) Hucka ist der Name einer Maschine, durch welche der Rauch des Tabacks und anderer aromatischen Dinge eingezogen werden, dies geschieht durch ein Rohr von mehreren Füßen oder Ellen Länge, welches sie auch die Schlange (Snake) nennen.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 4ten November 1782.

Beantwortung der von Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegten Aufgabe auf den December 1781. Welches Verhältniß zwischen Pflanzenbau, und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, in Niedersachsen, sowohl für den Staat, als für den Landwirth, das vortheilhafteste sey.

Eine gekrönte Preisschrift des Hrn. J. C. von Rettberg zu Wustrow.

Rerum natura sacra sua non simul tradit, habet sua initiamenta, suos profectus, & complementum. Seneca. Quæst. Nat.

In dem Fall, daß unsere Staaten und ihre jetzigen Einrichtungen, die Abgaben und der im Haushalt zu machende Aufwand, so bleiben wie sie gegenwärtig sind; ist es, ohne fortgehende Vermehrung des baaren Geldes, pur unmöglich, den Landescassen das ihrige zu entrichten; Pflanzenbau und Viehzucht glücklich zu betreiben, und auch nur, irgend den kleinsten noch wilden Distrikt, urbar zu machen.

Die Erwerbung des Geldes ist noch immer der Hauptzweck aller menschlichen Bemühungen, und Ersinnungen; weil es eben das Geld allein in der Welt ist, welches das Glück des gesellschaftlichen Lebens, sowohl hervorbringt als unterhält. Wo es mangelt, seufzt der Landwirth; bedecken sich die Höfe mit Gras und Kletten; und die Furchen mit Heide und Dornen. Der Staat empfindet dies. Seine Blüten und Kräfte verwelken, und verschwinden.

Je mehr baares Geld hingegen nach der Entrichtung, sowohl der allgemeinen, als besondern Abgaben, auf vortheilhafte Einrichtungen, und Verbesserungen der Landgüter, und insbesondere solcher verwendet wird, deren mögliche Vollkommenheit noch in der Knospe liegt, zu einem desto höheren Flor und Ertrag sieht man sie steigen.

England und Brandenburg geben, seit den Zeiten der weisen Königin,

und des großen Churfürsten, sehr evidente Beweise hievon. Aus der von ihnen begründeten fortgehenden Vermehrung des Geldes und der Anwendung desselben zu der Vervollkommung des Landwirthschaftsbetriebs, keimte und erwuchs beider Staaten jetzt bewunderte Größe.

Der Augenschein zeigt es, daß diejenigen Staaten, die sich durch so große Beispiele am wenigsten zur Nachahmung haben anreitzen lassen, noch am weitesten zurück stehen; und ich nehme demnach ohne weitern Beweis an: Daß kein Verhältniß zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, für Staat und Landwirth am vortheilhaftesten seyn könne, das nicht in gerader Richtung, auf die fortgehende möglich größte Vermehrung des baaren Geldes, gehe.

Ist ein Staat so weit urbar, daß seine Einwohner den Wildnissen genug Weiden, Aecker und Wiesen entrissen haben; so besitzen beide ergiebige und unerschöpfliche Quellen von Reichthümern. Aber die Größe der baaren Einkünfte aus denselben hängt noch

Von dem Grad der Kultur des Bodens; von den Arten der gewonnenen Produkte; von der Menge einer jeden derselben zu den übrigen; und von der Größe ihres Werthes ab.

Die Beantwortung der von hochpreislicher Königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegten Frage, verbindet mich jetzt noch nicht, auf die Kultur des Bodens in Niedersachsen, in sofern sie jenes Verhältniß begründet, zu sehen. Die drei letzten Punkte aber dürfen in dieser Hinsicht nicht aus den Augen gelassen werden; vorausgesetzt, wie hieraus gewiesen ist, daß die fortgehende Vermehrung des baaren Geldes der Zweck des Pflanzenbaues und der Viehzucht seyn müsse; und daß man also, um jenes Verhältniß zu finden, davon ausgehen müsse, wie Niedersachsen, zu möglichst vergrößerter Einnahme und Ersparung des baaren Geldes, durch seine vom Pflanzenbau und Viehzucht zu gewinnenden Produkte gelangen möge. Allerdings sind alle landwirthschaftliche Produkte Geldes werthe Dinge, nur das ist eine Erfahrung, daß manche Arten derselben nicht unter allen Umständen, und auch nicht mit Vortheil abgesetzt werden können, wenn sie auch selbst noch so fürtreflich in ihrer Art wären. Mehrere Gegenden versinken ohne Unterlaß einmal in ihren in zu großer Menge gewonnenen Produkten gewisser Arten, weil ganz Europa diese zugleich mit ihnen gewinnt, oder der Handelsmann solche in andern Staaten oder Provinzen, entweder in Rücksicht auf Preis und Handelsmasse, wohlfeiler einkauft; oder sie doch kürzer, sicherer, bequemer, und mit geringern Unkosten abholet als von ihnen. Die Einwohner haben alsdenn diese Arten der Produkte im Ueberfluß, aber ohne Nachfrage; und dasjenige, wovon sie dem Staat

die Abgaben entrichten, ihre Güter verbessern, und sich die Bedürfnisse verschaffen sollen, die ihnen mangeln, komt nicht in ihre Hände.

Die Sache ist schlimmer, wenn ihre Produkte zugleich von schlechter Handelsgüte sind, und also an sich selbst wenig Nachfrage haben. Noch ärger ist es, wenn ihnen selbst ganze Reihen unentbehrlicher Bedürfnisse gänzlich, oder doch größtentheils fehlen, die auf inländischem Boden gewonnen werden könten. Am ärgsten aber ist alles, wenn selbst die fehlerhafte Beschaffenheit ihrer gewonnenen Produkte die Ursache ist, daß der einheimische Consument und Fabrikant und Handwerker sie zum Verbrauch untüchtig finden, und ausländische, die besser sind, in ihre Stelle kaufen.

Diese Gegenden, deren Einnahme mit ihrer Ausgabe in einem sehr unvortheilhaften Verhältniß steht, müssen alsdann mit der Zeit nothwendig verarmen, und immer schwächer und öder werden.

Also nur dasjenige Verhältniß zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, ist in Niedersachsen für Staat und Landwirth das vortheilhafteste:

Durch welches sowohl diejenigen Produkte, welche mehreren Völkern beständig unentbehrlich sind, als auch insbesondere diejenigen Reihen derselben von inländischem Boden, und durch eignem Fleiß gewonnen werden, die den Einwohnern selbst, nicht nur zur Unterhaltung, Bequemlichkeit und Freude des Lebens, sondern auch zur vortheilhaftesten Vermehrung, und Ausdehnung ihrer Gewerbe unentbehrlich sind; und welches eine solche Beschaffenheit hat, daß in der den Landgütern angemessenen Qualität, und Quantität dieser zu gewinnenden Produkte, der Grund zu der fortgehenden möglich größten Vermehrung des baaren Geldes anzutreffen ist.

Dieses Verhältniß unterscheidet sich durch seine großen und dauerhaften Vortheile ganz unendlich von einer unbestimmten Gewinnung landwirthschaftlicher Produkte. Indessen scheint es, man könne nicht sehr irren, wenn man glaubte, daß Niedersachsen diesseits der Elbe, auf welches ich mich ein für allemal einschränke, noch nicht genug Hinsicht darauf nehme, und weder auf die vortheilhaftesten Arten der Produkte, noch auch auf die erforderliche Qualität, und Quantität derselben genug sehe.

Solte dies Mangelhafte berichtiget werden, so würden viele Gegenden zuerst beinahe ihr gesammtes Vieh und alle ihre Pflanzen mit edlern, stärkern, und ergiebigern Nebenarten verwechseln müssen.

Das Hornvieh ist, überhaupt geredet, durch eine vernachläßigte Zuzucht und unschickliche Wartung und Pflege von einer ansehnlichen und ergiebigen Milchart sehr ausgeartet; nicht in Geest- und Moorgegenden allein; sondern auch da, wo gute und hinlängliche Weide ist, wovon jedoch die Kühe

in der Grafschaft Hoya, und weiter in Marschgegenden, von der Weser zur Elbe hinauf, und an dieser entlang, ausgenommen werden; da diese hie und da selbst ganz furtreflich sind.

Es scheint nicht allgemein genug bekant zu seyn, wie überaus viel darauf ankomme, daß der Stammochse von guter Art und Race sey; und wie ein Kalb, das zur Zuzucht aufgenommen zu werden verdienen soll, sowohl was Stärke und Bau, oder Leist anbetrift, beschaffen seyn müsse.

In jenen Gegenden, und in den Provinzen jenseits der Elbe, ist der Landwirth in diesem Stücke viel aufgeklärter. Die Kuh, die an der Eider weidet, eine Art von Mittelgröße, aber von einem großen und ganz besonders gebaueten Euter, erhält dort vor allen übrigen Arten mit Recht den Vorzug. Sie giebt in einem Tage 16, 20 bis 26 Quartier der besten Milch; und obgleich der Boden der Cellischen und Lüneburgischen Geest, sich sehr gut mit der Grafschaft Pinneberg aufnehmen kan; so sieht man doch hier in gut unterhaltenen, und ein Jahr ums andere gedüngten Koppeln, deren Boden größtentheils Sand ist, Kühe dieser Art, die nicht weniger Milch, wie dort an jenen fetten Ufern geben.

Auch die Schafe in Niedersachsen sind von einer zu geringen Art, in Vergleichung ihrer körperlichen Größe und hornartigen Wolle, mit edlern Arten. Die Heidschnucken, die in ganz öden und unberaseten Heiden, ihre Vertheidiger gefunden haben, werden hier nicht gemeint.

Die besten Schafe aus dem Göttingischen und Grubenhagischen, gehören noch immer zu sehr mittelmäßigen. In einer Gegend, die von unsern nördlichen Gränzen noch nicht 20 Meilen entfernt liegt, befindet sich eine Schafart, wovon das bloße Fell, das in Niedersachsen mit 3 höchstens 4 Ggr. bezahlt wird, nicht selten 1 Rthlr. gilt.

Diese Gegend ist ungebirgigt, und von unsern fetten Weiden an der Weser wohl nicht viel unterschieden. Dreißig bis 40 Meilen von dieser Gegend höher gegen Norden hinauf, befindet sich eben diese Schafart minder auf einem Distrikt, dessen Boden hoch, hüglicht, in seinen Gründen größtentheils mit Torf ausgewachsen, und auf seinen noch nicht urbaren Strichen, mit Heide und Rohweide überzogen ist. Es ist hier gar keine Seltenheit 16 Pfund Talg aus einem fetten Hammel zu nehmen.

Als ich Gelegenheit fand die Wolle dieser Schafe mit verschiedenen der besten Arten europäischer Wolle zu vergleichen; so zeigte es sich, daß sie den Vorzug der höchsten Feinigkeit und Seidenweiche allen abgewann. Selbst die Spanische kam ihr an obigen Eigenschaften nur nahe; ordnete sie aber doch was Länge, Glanz und elastische Stärke anbetraf, unter sich.

Diese Schafart, und die beiden wie Berg und Thal ganz verschiedene Weideboden, die gleichwohl die Wolle, wie jedem gezeigt werden kan, unverändert lassen, müssen mich ewig überzeugt halten, daß bei den Thieren, das be-

besondere des inneren Baues der Race oder Varietät, mehr wie Boden, Lage und Klima thun.

Wenn eine Verbesserung der niedersächsischen Schafzucht durch Böcke aus diesen Gegenden, die erwünschtesten Einflüsse in die vortheilhaftere Verarbeitung der Wolle, zu selbst im Lande zu verbrauchenden Zeugen hätte, was würde bei der Consumtion durch das vergrößerte Fleisch- und Talggewicht ersparet werden; und wie viel größer könten dann auch nicht in einem Lande, wo das Recht der gemeinen Weide, die Stückzahl des zu weidenden Viehs unglücklicher Weise bestimmt, die Einnahme für ausgeführte Wolle, fette Hammel und Felle werden?

Die Pferde von inländischer Zucht, sind bekantlich äußerst mittelmäßig. Von herrschaftlichen Stutereien ist hier freilich nicht die Rede. Die herrschaftlichen Beschäler die aufs Land gehen, thun hier alles mögliche; nur eben deswegen desto weniger. Nur der Sprung eines bis zur Unbändigkeit muthig gewordenen Hengstes, zeugt ein fürtrefliches Pferd. Wenn er von Herkulmäßiger Arbeit bald entkräftet, nur Dienste eines Stutzers leistet; so ist das ohne Folgen, oder seine Nachkommenschaft besteht doch nur aus schwachen und elenden Geschöpfen. Aber selbst die mehrsten Landstuten sind zu klein, und zu schlecht gebauet, als für eine schöne Race empfänglich zu seyn. Zwei gute und starke Pferde, würden dem Landwirth eben so viel und bessere Arbeit leisten, als jetzt drei und viere nicht können. Diese drei und viere fressen aber, und verursachen einen guten Theil Unkosten mehr, und befördern das vortheilhafteste Verhältniß, das wir vor uns haben, gewiß sehr wenig.

In einigen Gegenden, fürnemlich zwischen den beiden Mündungen der Weser und Elbe, findet sich eine empfelungswürdige Schweineart. In vielen andern Gegenden hat sie den Fehler, daß sie zu kurzstreckigt, und nicht fruchtbar genug ist. Jene langgestreckte Art, die sich durch zwei am Halse befindliche sogenannte Klocken, und durch elephantenmäßige Ohren, unterscheidet, bezeigt sich in der Mast, nach Art des chinesischen oder kleinen englischen Schweins, so gut, daß ein Stück bloß von Buchweizen zu einem Gewichte von 300 bis 400 Pfund komt, und giebt eben durch diese größere Fettigkeit und Schwere die offenbarsten Vortheile.

Wegen ihrer im Handel sehr gesuchten Federn zu Betten und Schreibspulen: und wenn sie geschickt gemästet ist, wegen ihres vielen und feinen Fettes, womit sie in der gemeinen Küche und bei Tisch, den Verbrauch der Butter und Oele beträchtlich vermindern hilft, ist die Gans kein unerhebliches Thier in Ländern, die wie Niedersachsen viele kleine Grasänger und Wasserriñen haben. Man kan sagen, daß sie hier zu den Reichthümern gehöre.

Niedersachsen hat in Vergleichung mit der Gans in Pommern, Mecklenburg und Holstein, die kleinste; und in

in Rücksicht auf die Flügel, die keinen verwerflichen Handelsartikel für sich allein geben, die schlechteste Art. Eben deswegen aber kauft Niedersachsen noch Bettfedern zu, und bezahlt alle Schreibspulen den Ausländern.

Noch kan man nicht glauben, daß Niedersachsen die frugaleste und härteste Bienenart hätte, die den mehrsten und feinsten Honig bereitete. Weßwegen giebt es noch so manche blütenreiche Jahre, wo es, wie man sagt, nicht honigt? Und warum ist der dänische Honig so viel fürtreflicher, da doch die niedersächsische Flora, die wir nun bald zu erwarten haben, der Dänischen gewiß nicht weichen wird? Oben in Dännemark steht eine Bienenart das ganze Jahr hindurch ohne Zaun und Futter, unter offenem Himmel.

Von Seidenwürmerarten sag ich nichts. Aber diejenige Varietät, die Sulzer auf seiner Reise im südlichen Frankreich antraf, und zu beschreiben vergaß, scheint Aufmerksamkeit zu verdienen.

Hält der niedersächsische Landwirth diejenige Art von Hühnern, welche die mehrsten und größten Eyer legen, und am frühesten und besten brüten?

Sind die Arten des Leichs, womit er seine Teiche besetzt, solche, die am geschwindesten wachsen, am größten werden, und den besten Geschmack haben?

Ich bin überzeugt, daß diese hier nur berührte Küste, der Landwirthschaft überaus viel wichtige Entdeckungen öfnet.

Die Getreidearten in Niedersachsen sind in mancher Gegend zu kleinkörnicht, zu dickschalicht und ungleich. Diese Mängel entstehen aus der Kultur; aber weit mehr noch sind sie Folgen der Ausartung. Diese verursacht auch den nachtheiligen Fehler, der den reinen Ertrag der Aussaat, auf weniger Körner, als die Aecker tragen könten, einschränkt. Zugesehene Versuche mit neuer Rockensaat, auf einem leichten und gewöhnlich zubereiteten Boden, zeichneten sich in Rücksicht, sowohl auf Qualität als Quantität sehr vortheilhaft aus. Bei unpartheiischer Nachforschung, worin der Grund dieser unweit besseren Ernte lag, hätten die unterschiedene Gestalt der Aehren, die längeren und stärkeren Halme, und die silberglänzendere merklich unterschiedene Farbe des Strohes, jedermann überzeugen müssen, eine ganz andere Varietät des Rockens, als die hier gewöhnliche, vorzufinden. Es zeigte sich aber auch nun zugleich, daß die Ursache, warum eine ohne Wahl von fremden Orten genommene Einsaat, bald gewünscht, bald nicht so ausfällt, nicht in der Beschaffenheit des Bodens; sondern einzig in der getroffenen besseren oder schlechteren Species, oder wenn man will Varietät, zu finden sey.

Niedersachsen bauet allein die rothe Art von Weizen. Die weiße weit edlere, und im Handel theurere und beliebtere, scheint es nicht zu kennen. Niedersachsen bauet die mißlichste Art von Buchweizen, und zum Theil die allerschlechteste Art von Haber.

Unter den Kartoffelarten besitzt Nie-

Niedersachsen einige der allervorzüglichsten. Die frühe Sommerkartoffel, ist für den geringeren Mann ein wahrer Schatz. Aber die große Englische, die bei uns weder so gut zuträgt, noch so wohlschmeckend, noch auch dem Vieh so hülfreich ist, mögte nur nicht allgemeiner werden.

Der niedersächsische Landwirth, der irgend einige Thaler hat sammeln können, kauft gern, weil der Flachs aus inländischem Klang zu kurz ist, und ein zu grobes Bast hat, Rigaischen Leinsaamen zu seiner Aussaat. Wenn dieser unverfälscht, oder kein Dorsch ist, (Tonnenhüst) so zeigt der Augenschein die großen Vorzüge des Marienburgischen Flachses, an Weiße und Feinheit. Aber eben sehr oft ist er unächt; und hierin sowohl, als daß unsere Landwirthe die übele Gewohnheit haben, die Knoten, theils nicht vor innerer Erhitzung, durch augenblicklich vorgenommenes dünnes Ausbreiten, und oft wiederholtes Wenden, zu bewahren; theils sie in dem glühendsten Sonnenschein zu dürren; liegt fürnemlich seine leichte vorgegebene Wiederausartung, oder richtiger, seine verursachte Verderbung; und Niedersachsen empfindet auf diese Weise den Mangel eines selbst gewonnenen guten Leinsaamens, durch eigene Schuld noch sehr zu seinem Nachtheil.

Niedersachsen hat viele Hofnung dazu, seine hagere Tabackspflanze mit der großen langblättrigen und fetten Virginischen, theils auch mit großen rundblättrigen Asiatischen, und die bislang gebrauchte unvollkommene Kultur, mit der neuen verbesserten, zu verwechseln.

Reiche Wintersaamenernten, die zuweilen in Niedersachsen, fürnemlich im alten Lande fallen, würden den Anbau längst allgemeiner gemacht haben, wenn nicht die weit österer geschehene Mißrathung davon abschreckte, die ihren Grund fürnemlich in der ausgearteten Steckrübenart hat. Versuche werden jeden überzeugen, daß die Schnitkohlart, bei weit ergiebigeren Ernten, die großen Vorzüge hat, daß sie nicht leicht von den Erdflöhen, die jene oft sehr beschädigen; nicht leicht von der Schnecke, die jene oft verwüstet; nicht leicht von der Winternässe, die jene oft auswintert; nicht leicht von späteren Frühlingsfrösten, die jene in manchem Jahre in der Blüte noch verderben; nicht leicht von dem sogenannten Pfeifer, der von jener oft nichts übrig läßt, angefallen wird. Man wird aber auch finden, daß sie mit einem weit geringern Boden, mit kärgerer Düngung, und leichterer Zubereitung vorlieb nimt; wenn ihr aber alles dies besser gegeben wird, daß sie alsdenn zur Fütterung des Milchviehs im Herbst die Sichel, im Frühling aber das Abbladen ohne Nachtheil der Ernte erlaubt. Im Cellischen kennt der Landwirth die großen Vorzüge dieser Art des Rapsaamens. Es ist nur Schade, daß er mit dem Anbau derselben nicht außer dem Bezirk der Gärten gehen kan.

Es wird sich errathen lassen, warum

die

die übrigen Handelskräuter hier übergangen werden. Vom Obst ist in mancher Gegend der Borstorferapfel der einzige edle; die Volkmarsche Birne die einzige schmelzende; und die Herzkirsche die einzige liebliche. Doch muß man aber auch zugleich sagen, daß im alten Lande und weiter dort herum, der Obstbau zu einer Größe und Fürtreflichkeit gestiegen ist, die man nur selten anderswo finden wird. Auch dem Merrettig dieser Gegenden, den meist ganz Norden schön findet, gebührt hier Lob.

Ich lasse die wilde Baumzucht unberührt. Nicht, als wenn Niedersachsen die besten Holzarten besäße. Ihm fehlt die Tanne gänzlich, und kauft deswegen alles Sieb- und Schachtelngut von Ausländern; da die wenigen Schachtelnblöcke, die in der Herzbergischen Forst und da herum fallen, für nichts zu rechnen sind. Die Fichten Varietät am Harz erwächst nicht zu der Höhe und Stärke der größeren und jetzt so kostbaren Schifmasten; doch vielleicht nur, weil sie dort in den umlaufenden Gehauen selten über 100 Jahr alt wird. Die Före im Cellischen ist hie und da ganz fürtreflich; aber sie erreicht eben auch ein nur zu kurzes Alter. Die Sommereiche hingegen scheint überhaupt mit der Wintereiche eine Menglingsart hervorgebracht zu haben, die sich zu der Höhe Stettiner Balken nicht mehr hinauf schwingen kan. Es ist wohl gewiß, daß unter jeder Species der Bäume, gewisse Varietäten sind, die sich durch Höhe und Dicke, Schnellwüchsigkeit, Feinringigkeit, Spaltbarkeit, u. d. gl. Besonderheiten, vor anderen sehr kenntlich auszeichnen; aber das goldene Tschudische Weltalter liegt wohl noch mehrere Jahrhunderte vor uns.

Nähere Vortheile ließen sich vielleicht für Niedersachsen von seinen Steinkohlen hoffen, wenn es diejenigen Lagen der Bänke, die in einer Tiefe von nur 20 und einigen Ellen unter der Oberfläche der Erde liegen, nicht achtete; sondern auf bergmäßige Art mit standhaften Vorbauungen, da nur Gruben einsenkte, wo die besseren viel tiefer inLagen von 2½ bis 4 Ellen Mächtigkeit und ohne Ende, gewöhnlich unter einer mächtigen, und sehr festen Steinkruste liegen; und auf welche man, angerechnet wo sie zu Tage gehn, nach der Berechnung ihres Fallendes da wieder trift, wo sie sich 40 bis 50 Ellen unter der Oberfläche der Erde befinden.

Die Benutzung der niedersächsischen Steinkohlenbänke im Bückeburgischen, an der südlichen Seite von Stadthagen, die vermuthlich eben diejenigen sind, die bei Lauenau auf der nördlichen Seite des Deisters zu Tage gehen, und sich, wer weiß wie weit, erstrecken, ist, so viel sich an dem äußerlichen Betrieb, und an der Menge und Schönheit der gewonnenen Kohlen abnehmen läßt, meisterhaft; aber auch mit so viel Eifersucht begleitet, die genugsam zu verrathen scheint, mit wie vielmehr Grund man Nebenbuhler fürchtet.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 8ten November 1782.

Beantwortung der von Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegten Aufgabe auf den December 1781. Welches Verhältniß zwischen Pflanzenbau, und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, in Niedersachsen, sowohl für den Staat, als für den Landwirth, das vortheilhafteste sey.

(Fortsetzung.)

Ist es Niedersachsen unvortheilhaft, daß in mancher Gegend nicht solche Species oder Varietäten von Thieren und Pflanzen gewonnen werden, welche im Handel und Gebrauch die vorzüglichsten sind; so vergrößert sich dieser Nachtheil dadurch noch mehr, daß manche derjenigen Produkte, die in den Landwirthschaften durch künstliche Bearbeitungen und Verwandelungen hervorgebracht werden, diejenige Güte nicht erreichen, die sie in anderen Gegenden haben.

Wenn die Horneburgschen, Lüneburgischen, Göttingischen, u. a. Biere zum Theil sehr gut, und selbst berühmt sind; so wäre es doch zu wünschen, daß manche andere, die diejenigen Fehler haben, die von einer unvollkommenen Zubereitung des Malzes und Hopfens, und daß sie selten gahr genug gesotten werden, entstehen, und die vielleicht den Saamen der Ruhren in sich haben, oder ihm wurzeln helfen, eben so gut seyn mögten, als sie in jenen Zeiten waren, da Niedersachsen noch fürtrefliche Biere ausführte.

Diejenigen Branteweine, die fürnemlich in den größeren Städten abgezogen werden, sind zum Theil vielleicht so gut wie Nordhäuser und Quedlinburger. Mehrere andere sind übelriechend, leicht und herbe; theils weil sie bloß von Rocken, und noch dazu von ungemülztem gemacht, theils aus dem unrechten Grade der weingeistigen Gährung distillirt, und überhaupt zu geschwind, und mit zu heftigem und ungleichem Feuer übergetrieben werden.

Die trockenen Kornwaaren an feinerem Mehle, Graupen, Gries, u. d. gl. sind nicht nur nicht so fein, wie sie seyn müßten bearbeitet; sie versäuren auch, und werden mietrig und mulstrig,

strig, und schicken sich daher zu keiner Waare im großen Handel. Die Beschaffenheit des Getreides hat hieran vielleicht selbst Antheil, wenigstens was Feinheit, Weiße, und das gute Zutragen im Gebrauch (das Deyen) anbetrift. Würde aber der niedersächsische Landwirth benannte Kornwaaren im Handel bringen wollen; (und aus wie vielen Ursachen wäre dies nicht zu wünschen und zu rathen,) so müßte ganz anders, wie bislang, damit zu Werke gegangen werden. Es ist unmöglich, daß gute Waaren dieser Art hervorgebracht werden können, wenn nicht das dazu zu bearbeitende Getreide, entweder auf Darrtüchern bei gelinder Wärme, oder auf Steinfliesen in fortdauerndem Sonnenschein auf das höchste ausgedörret ist; wenn nicht die Waaren selbst schon in der Mühle vor dem warm werden bewahrt bleiben; noch mehr aber nachher durch augenblickliches dünnes ausbreiten, und mehrere Tage hindurch fortgesetztes und oft wiederholtes hin und her wenden in reiner und trockener Luft, und so lange bis keine innere Erhitzung mehr möglich ist; und wenn nicht endlich diese so zubereiteten Waaren in die allerausgedörrtesten Gefäße so dicht und fest, als selbst mit Hülfe mechanischer Kräfte nur geschehen kan, eingestampft und eingepreßt werden.

Die natürliche Säure, die alle Gräser und Kräuter bei sich haben, ist in dieser oder jener Gegend, was ihre Menge und Stärke anbetrift, unter sich freilich verschieden. Hievon hängt der Unterschied der Milch allerdings ab, und von ihm rührt es her, daß die Butter dieser oder jener Gegend, unzusammenhängender, öligter und weicher, oder aber auch fester, härter, und zum Versenden tüchtiger seyn kan. Aus diesem nemlichen Grunde schickt sich auch die eine Milch besser zur Butter, die andere besser zu Käsen; so daß eben die Milch, welche die fettesten Käse giebt, am wenigsten eine gute dauerhafte Butter hervorbringt, u. s. w. aber nur bloße Vorstellungen können die Mängel der niedersächsischen Butter in dem Fehler der Weiden finden. Wenn diejenigen Ausländer, deren Butter wir theuer bezahlen, ihrer in sehr weite, und nur flache Geschirre gesiedeten Milch eine kühle, reine, und beständig sich erneuernde Luft geben; wenn sie keinen Rohm zur Butter älter als 24 Stunden werden lassen; wenn sie durchaus kein Wasser, sondern nichts wie Arme, Salz, und eine Nacht Zwischenzeit zur gänzlichen Befreiung der Butter von Milch und Molke anwenden; wenn sie eben das allerreinste und stärkste Salz zu dieser Reinigung gebrauchen, und nicht weiter salzen, als was die Butter bei dieser Bearbeitung von selbst annimt; so ist dieses bessere Verfahren von dem in Niedersachsen allgemein gebräuchlichen so weit verschieden, als die ächte und nicht untergeschobene Butter dieser Ausländer wesentliche Vorzüge vor der einheimischen hat. Wo im Grubenhagischen, in der Gegend von Hameln, im Dannenbergischen, u. s. w. die Behandlung

handlung des Molkenwerks, entweder nach schweitzerischer oder holländischer Art, auf einzelnen großen Landwirthschaften versucht ist, hat es sich genug gezeigt, daß von der niedersächsischen Milch in so verschiedenen Gegenden so wohl Käse der dem besten schweitzer Käse nicht viel nachgiebt, als auch Butter von ausnehmender Schönheit hervorgebracht werden könne. Man hat freilich dort auch die Viehart verbessert, wovon die Güte und Vollkommenheit der Milch, allerdings besonders mit abhängt.

Es ist ein Vorwurf für manche Gegend in Niedersachsen, daß das Garn zu keiner vollkommenen Weiße gebracht werden könne, weil man vielleicht die Aussaat des Dorsches, der leicht einen grünlichen und schwärzlichen Flachs giebt, nicht genug vermeidet. Vielleicht wird der gezogene Flachs auch nicht so geschickt geröstet, gespródet und gedörret, daß die künftige Farbe durchgehends in jenes schimmernde Lichtgrau fällt, welches in der Bleiche in die Weiße des Schnees übergeht. Vielleicht daß der Flachs nachgehends nicht mit der Sorgfalt und Genauigkeit gebrochen, gerieben, ausgemunstert und gehechelt wird, daß nichts von Schale, Unreinigkeit und falscher Farbe übrig bleibt, die dem Garne nächstdem gern Ungleichheit und Unbleichbarkeit mittheilen, und die gebleichte Leinewand solchergestalt mit tausend unscheinbaren Pünktchen durchdüpfeln.

Doch ich breche ab. Wann würde ich das Ende finden? Wem aber wird es nun Wunder nehmen, daß Niedersachsen weniger im allgemeinen Handel absetzt, als andere Gegenden die gleiche Gewerbe treiben, und daß es auch weniger als diese für seine Waaren bezahlt kriegt? Bessere Waaren haben jederzeit mehr Nachfrage als geringere. Wenn alle Landwirthe nichts absetzen; so haben diejenigen noch Einnahmen, deren Produkte von besonderer Güte sind. Und so kan ein Staat, dessen vorzüglichster Erwerb durch Pflanzenbau und Viehzucht geschieht, nicht gleichgültig dabei seyn, welche bessere oder geringere Species oder Varietät es ist, die er zuzieht, oder bauet; und von welcher Güte seine landwirthschaftlichen Kunstprodukte sind, im Fall ihm an dem für ihn, und Landwirth vortheilhaftesten Verhältniß, zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelen Theilen von beiden, gelegen ist.

Das Gesetz der Ordnung führt mich nunmehr zu der zweiten Haupteigenschaft dieses Verhältnisses; nemlich der dem niedersächsischen Staat und Landwirthe vortheilhaftesten Menge jeder Art der zu gewinnenden Produkte zu den übrigen. Ich soll diese zuerst in Rücksicht auf diejenigen Arten, welche mehreren Völkern beständig unentbehrlich sind, und nächstdem in Rücksicht auf diejenigen Reihen derselben, die den Einwohnern selbst nicht nur zur Unterhaltung, Bequemlichkeit, und Freude des Lebens; sondern auch zur vortheilhaftesten Vermehrung und Ausdehnung ihrer Gewerbe unentbehrlich

 sind,

sind, anzeigen. Ich will thun was ich kan; denn Tantas nostra nequit mensura absolvere lites.

Um also wenigstens zuerst einen Grund zu legen, worauf sich's stehn und gehen läßt; so setze ich fest, daß die Viehzucht eines ökonomischen Staats, dessen Bevölkerung noch schwach ist, und dessen mehrste Aecker dem Schweiß, und der Hofnung des Landwirths, noch Ungeschlechtheit, und die wuchernden Pflanzen ihrer vorigen Wildniß entgegen setzen, überhaupt nie zu groß werden könne.

In der Zunahme der Viehzucht begründet sich hier einzig und allein die Zunahme, sowohl der Ausbreitung des Pflanzenbaues in seinen mannigfaltigen Zweigen oder Theilen, als des reinen Ertrages von demselben. Man kan mit Gewißheit sagen, daß diese hier so lange unbegrenzt sey, als jene noch ausgedehnt werden kan. Aber überdies sind alle Vieharten, und die von denselben durch Abfall, oder Kunst entstehende Waarenartikel, theils die kostbarsten, theils courrentesten Waaren im europäischen allgemeinen Handel; und Niedersachsen kauft selbst, zum größten Nachtheil der fortgehenden Vermehrung seines baaren Geldes, von denselben beträchtlich zu; wenn etwa beim Schafvieh überhaupt, und in Ansehung des Hornviehes, da eine Ausnahme statt findet, wo in einigen fetteren Marschdistrikten, die Anzahl des weidenden Viehes, der Größe des urbaren Bodens angemessener, und entweder wegen der großen natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, oder des zum Düngen hinlänglichen Schlammes der gereinigten Wassergraben, der Mist entbehrlicher ist; fettes Vieh aber von der Weide komt.

Zuerst also ist es die Viehzucht in Niedersachsen überhaupt, die sowohl gegen die Fläche des Bodens, und die Anzahl der sie bebauenden Einwohner; als auch insbesondere gegen den zu düngenden Boden, und die Benutzung desselben; und auch in Rücksicht auf die, selbst von ihr zu gewinnenden eigenen Vortheile, bei weitem viel zu eingeschränkt und gering ist.

Freilich hält sich der mehrste Landwirth in Niedersachsen, sowohl durch das Weiderecht, als auch durch die Beschaffenheit der Weide selbst, eingeschränkt; weil jenes ihm nicht erlaubt, mehr als eine gewisse nahmhafte Stückzahl von dieser oder jener Vieharth, auf die Weide zu treiben; diese aber ihn verhindert, einen größeren und schwereren Schlag von Vieh zu halten, als sie nach ihrer Güte leidet. Auch scheint ihm sein jährlicher Vorrath von gewonnener Winterfütterung, der Vermehrung und Verbesserung seines Viehstapels, auf der andern Seite Grenzen zu setzen. Aber hier ist es eben, wo es ihm entweder an Kenntniß, oder an Muth sich zu helfen, zu mangeln scheint.

Die Geschicklichkeit gute Futterkräuter, sowohl zur grünen, als dürren Fütterung zu gewinnen, und das mehr zugezogene und größerartige Vieh damit, im Sommer und Winter, auf eine der

Natur und Gesundheit desselben angemessene Art, mäßig und räthlich zu pflegen, hebt jene Schwierigkeiten auf einmal.

Der spanische oder türkische Klee, wovon die einsicht- und erfahrungsreichsten Landwirthe einmüthig behaupten, daß sein Ertrag die Vortheile der besten Weizenäcker übersteige, ist die Pflanze und die einzige, deren Anbau von der gütigen Natur recht dazu bestimt ist, in Gegenden wie Niedersachsen, einen Grund zu legen, worauf sich eine vermehrte und verbesserte Viehzucht, mit unfehlbarem glücklichen Erfolg setzen, und gegen obenberegte Einschränkungen dennoch ausbreiten läßt.

Dieser Klee wächst nicht nur in einem fetten und schweren Boden; er geräth auch unglaublich gut auf der Geest, deren Fruchtbarkeit zum Getreide- und Flachsbau er zugleich bloß durch seinen Stand auf das merklichste verbessert. Er ist nicht nur als Milch- sondern auch als Mastfutter betrachtet, sowohl grün als zu Heu gemacht, eines der vorzüglichsten in der Welt. Ja das schönste junge Vieh wird dabei aufgezogen; fürnemlich mit großen Vortheilen angekaufte Füllen, wenn der Landwirth keine von eigenem Gestüte hat. Wenn alles Heu und Gromt, in ununterbrochener Regenzeit, verdirbt; nimt die Heuwindung des Klees noch keinen Schaden; und man wird keine Art von Futterkräutern kennen, die sich mit weniger Gefahr, und mit minderen Arbeiten und Kosten, zum Wintergebrauch bereiten und einbringen läßt.

Die höheren Hegewiesen, die entweder leicht von dürrer Zeit leiden, oder Alters halber an sich nur noch dünne beraset sind, bieten sich zu diesem nie genug zu empfehlenden Anbau, zu allererst an, und versprechen mehr als das Vierfache des sonst gewonnenen Heues, auch in den allergraßwüchsigsten Jahrgängen; in dem mit ausgesäeten Haber aber (denn die Aussaat mit der Gerste ist viel zu spät,) die Ersetzung der ersten Kosten. Da auch der Klee seinen Stand immer selbst verbessert; so trägt sich kein Boden desselben müde, nachdem er wieder umgebrochen, und von neuem besäet worden.

Würde der Klee ins besömmerte Brachfeld gesäet, und im Herbst mit dem Vieh geschonet, das sich, da es den jungen Klee zu begierig verschlingt, ohnehin sehr leicht den Tod daran frißt; so würde dies das leichteste Mittel werden den Anbau ins Große zu treiben. Die Policei hat schon im Fürstenthum Göttingen zu Gunst der Esparcette Befehle zu dergleichen Schonung ergehen lassen; und das Churfürstenthum Trier hat sogar die merkwürdige Verfügung dieserwegen getroffen, daß nicht der Hirte, sondern die Gemeine die den Hirten hält, für jeden durch abhüten entstandenen Schaden haften soll.

Da auf den herrschaftlichen Aemtern, und adelichen Landgütern, die Grundstücke gewöhnlich arrondirt sind; der Zehnte von denselben nicht gezogen wird; und es beiden weder an privativen Aengern, noch an Händen, die füglich noch mehr beschäftigt werden kön-

könten, zu mangeln pflegt; Niedersachsen aber jährlich ein großes Stück Geld für eingeführtes fettes Vieh, Pferde, Butter und Käse, u. s. w. verliert; so könte die, auf einen ausgebreiteten Kleebau vermehrte, und verbesserte Viehzucht, mit allen ihren einzelnen Theilen, hier besonders am leichtesten und geschwindesten Fuß fassen; und alle ihre großen Vortheile über ihre Besitzer, und den Staat zugleich verbreiten.

Aber auch die Bürger der kleineren Städte und Flecken, die sich bekantlich größtentheils nur von Viehzucht und Pflanzenbau ernähren, und durch ihre von der Kultur der Gärten erlangten Kenntnisse, die besten Fähigkeiten zu einem glücklichen Anbau, der sowohl Fremden, als Einheimischen unentbehrlichen Handelspflanzen, besitzen, würden, durch einen so viel als möglich ausgebreiteten Anbau des Klees, in Stand gesetzt werden, größeres und schwereres Vieh mit vortheilhafterer Benutzung, entweder zuzuziehen, oder zu mästen; und zugleich den für die Handelspflanzenäcker benöthigten Dünger, ausnehmend zu vermehren, und zu verbessern. Dies würde die gute Würkung haben, daß dem Bürger der grösseren Städte, Handelsartikel und Arbeitsstof, sowohl zum auswärtigen, als inneren Absatz und Verbrauch in die Hände kämen; und daß der kleinere Landwirth Gelegenheit fände, einen Theil seines Getreides nun selbst bei seinem vorigen Nebenbuhler abzusetzen. Er selbst aber würde, durch den so viel ihm möglich erweiterten Kleebau, nicht nur sein Vieh besser durch den Winter bringen und schöneres Zuchtvieh aufziehen; sondern auch die Anzahl desselben vermehren; und jährlich ein oder ein Paar Füllen, zu angehenden Pferden, eine Waare, die zu allen Zeiten Absatz findet, aufziehen.

Und auf diese Weise würde der erweiterte Kleebau, nicht nur das Fehlerhafte in dem Verhältniß zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, verbessern; sondern auch den Erwerb des Bürgers, Kleinstädters und Landwirths, auf das glücklichste aneinander ketten, so, daß sich Ordnung, Zusammenhang und Uebereinstimmung, dabei im Ganzen zeigten.

Was das Verhältniß des Kleebaues zu den übrigen Theilen des Pflanzenbaues, in Niedersachsen anbetrift, so würde sich derselbe da am wenigsten ausbreiten, wo die Weide schön; das Wachsthum der Pflanzen ohne Düngung fürtreflich, und an guter Winterfourage kein Mangel ist.

In anderen, von der Natur nicht so gesegneten Gegenden, wird sich die Entscheidung erleichtern, wenn man genau prüft, wie viel Stück einer, oder mehrerer solcher Vieharten, die im Winter von Fourage leben, mehr auf die Sommerweide mit Nutzen zu bringen stehn, als bislang im Winter ausgefüttert werden konten. Oder wenn man, nach den Lokalumständen, und der Convenienz des Haushalts untersucht, wie viel Stück im Sommer mit

Vor-

Vortheil im Stall gefüttert werden können, die nächstdem durchgewintert werden müssen. Und wenn man mit Augen der Vergleichung zugleich darauf blickt, was an aufgezogenem Arbeitsvieh, oder gemästetem Schlachtvieh, mit Gewißheit, und mit Vortheil, abgesezt werden könne.

Nach dem, was in verschiedenen Gegenden von verschiedenem Boden und Lokalumständen, mit entschiedenen Vortheilen im Großen versucht ist, scheint es, daß nicht sehr zu irren stehe, wenn angenommen wird, man könne in Gegenden von gutem Boden, den 8ten bis 10ten Theil; in Gegenden von geringerem und leichteren Boden aber den 4ten bis 6ten Theil der ganzen Feldmark, zum Kleebau auslegen. In jenen Gegenden nemlich, sind immer wenigere und kleinere Kornäcker, als in diesen; und auch hier kan immer zuerst für den Anbau des Klees, mehr Dünger entübrigt werden, wie dort; so paradox dies Unerfahrnen scheinen mag; wobei ich jedoch freilich nur den einzelnen Landwirth in Gedanken habe. Bei diesem Verhältniß vermindern sich die Vortheile der übrigen Aeste des Pflanzenbaues nicht; indem die durch den Klee verminderten Aecker nun desto besser bearbeitet, bemergelt, und zugleich mit mehrerem und hülfreicheren Dünger belegt werden können. Wie aber werden nun zu diesem Verhältniß des Kleebaues zu dem übrigen Pflanzenbau, sich die Viehzucht und die einzelnen Theile derselben überhaupt verhalten müssen?

Ich sage: nicht anders als vorher; da das, was jezt grünes oder trockenes Kleefutter seyn würde, Gras oder Heu, Mengkorn oder Stroh war. War von lezteren mehr geerntet; so konte natürlicher Weise mehr Vieh von allerlei Gattung, das von Fourage lebt, gehalten, und durchgewintert werden, als wenn weniger geerntet war. Und so verhält es sich nun auch mit dem Klee nicht anders bis auf den einzigen Punkt, aber der ist in der That von sehr großer Erheblichkeit, daß bei ihm die jährliche Quantität, des dem Vieh zureichenden grünen und trockenen Futters, auf einem weit bestimteren und festeren Fuß steht; da der Klee, bekantlich von allen übrigen Pflanzen, seine jährlichen Ernten am gewissesten und richtigsten giebt; eine, insbesondere für Niedersachsen über alle maaße sehr glückliche Eigenschaft!

Es ist oben schon berührt, worauf die Untersuchung gehen müsse, wenn man die Grenzen genauer kennen will, bis wohin sich die Viehzucht und die einzelnen Theile derselben, mit Vortheil erweitern lassen. Bei dem hier angenommenen Verhältniß des Kleebaues zu dem übrigen Pflanzenbau, kan dem Landwirth die Untersuchung allerdings nun auch nüzlich seyn, wie viel Stück jeder Gattung von Vieh, dabei durchgewintert werden können. Er wird sich alsdann jene Aufschlüsse desto richtiger und leichter machen, indem natürlicher Weise eins dem andern die Hand bietet.

In dieser Untersuchung glücklich zu seyn,

seyn, richtet der Landwirth seinen Blick auf den Hauptviehstapel. Dieser ist aus hundert Ursachen, in ganz Niedersachsen, der Hornviehstapel, Dieser muß so durchgewintert werden, daß die Benutzung desselben die möglich größte sey; jedoch ohne Beeinträchtigung der von den übrigen Viehgattungen zu ziehenden Vortheile der Benutzung. Seine Größe schränkt also nicht die Menge von diesen unbestimt ein; sondern nur so weit, als seine Vortheile, die Vortheile von diesen, im Ganzen überwiegen; oder als diese sie mit Verlust im Ganzen schmälern würden.

Ich nehme an, der Landwirth habe dies genau berechnet, und nach dem gefundenen Resultat die Zahl der übrigen Viehgattungen bestimt; was diese zur Winterfütterung an Heu, und Gromt und Stroh bedürfen, zum Vortheil des Hornviehstapels, durch Unterlegung anderer Futterarten, z. B. Wicken, Bohnen, u. d. gl., so viel als möglich vermindert; und sich nun von der für das Hornvieh vorräthigen Quantität an Winterfourage genau unterrichtet. Wie viel Stück Hornvieh kan er nun solchergestalt durchwintern, daß die Benutzung desselben die möglich größte sey. Das heißt, daß es gut bei Leibe bleibe; Lust und Kräfte habe zu rechter Zeit zu ochsen; und gleich mit dem Anfang der neuen Frühlingsweide in die volle Grasmilch komme; ohne sich dabei im Winter so kostbar gemacht zu haben, daß die Vortheile des Sommers darüber, wie man sagt, in die Kritze gehen.

Der Landwirth sieht hiebei zuerst auf dem Zwischenraum der beiden Jahrszeiten, von der Aufstallung des Hornviehs an, bis zum Frühjahr, da es sich an grüner Weide oder Stallfütterung, hinlänglich wieder sättigen kan. Im Ganzen schickt sich der Niedersachse darauf, dasselbe mit dem Anfang des Novembers in den Stall zu bringen; und er hoft nicht eher es wieder auf die Weide zu lassen, bis zu Ende des Aprils; mit Klee im Stall zu füttern aber nicht vor der letzten Hälfte des Maies.

Für seine Zuchtkälber rechnet er auf keine Weide vor Johannistag. Weil sich im Sommer gewöhnlich solche Tage einstellen, wo sich sowohl das Milch- als Zuchtvieh, es sey auf der Weide, oder im Stall, an dem von Regen stets nassen Futter müde frist, und zu gedeien aufhört; so legt er auf diese Zeiten einen hinreichenden Vorrath von dem besten Heu und Gromt und Stroh zurück, um sein Vieh, wenn es nöthig wird, daß dasselbe damit im Stall gefüttert werde, bei guter Lust zum fressen, und bei ununterbrochener guter Benutzung, oder fortdauerndem guten Wachsthum (denn auch den Zuchtkälbern ist eine anhaltende Nässe des Futters nachtheilig,) zu erhalten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 11ten November 1782.

Beantwortung der von Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegten Aufgabe auf den December 1781. Welches Verhältniß zwischen Pflanzenbau, und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, in Niedersachsen, sowohl für den Staat, als für den Landwirth, das vortheilhafteste sey.

(Fortsetzung.)

Hat der Landwirth, in Rücksicht auf eben beregte Umstände, die Länge der Zeit gefunden, durch welche sein Hornvieh mit Winterfourage gefüttert werden muß; so komt es nun noch darauf an zu wissen, wie viel es täglich an Stroh und Heu, oder Gromt, zu seinem Unterhalt erfordert, wenn es sich so verhalten soll, wie oben erwähnt ist.

Hiebei ist zuerst darauf Rücksicht zu nehmen, daß jede Viehgattung eine gewisse Pfundezahl zu seiner jedesmaligen Sättigung und Ausfüllung zu sich nimt. Das Hornvieh frißt ohne Unterschied eine gleiche Pfundezahl von Klee, Wiesenheu, Gromt und Stroh. Eine jede dieser Futterarten, wenn sie nur unverdorben ist, verhält sich beim Hornvieh, was Lebensunterhalt und Lebenskräfte anbetrift, gleichmäßig; mit nichten aber, was Milch, Fett und gutes Wachsthum anlangt. Hier zeichnet sich Klee vor Gromt, diese vor Heu, und dieses vor Stroh beträchtlich aus. Was nach den Umständen und der Convenienz des Haushalts von diesen Futterarten dem Vieh gereichet werden kan, so richtet sich das davon zu gebende Gewicht, zuerst nach der verschiedenen Größe und Schwere des Viehschlages. Nächstdem aber nun auch noch nach dem besonderen Appetit eines jeden einzelnen Stücks. Eine fränkische oder ostfriesische Kuh, bedarf zu ihrer Unterhaltung natürlicher Weise mehr, als die Kuh die auf der lüneburgischen Heide geht; wovon jede wieder ihren eigenen Appetit hat.

Wenn überhaupt zum Grunde gelegt wird, daß das Hornvieh, in 24 Stunden nur zweimal gefüttert werde; nemlich genau von 12 Stunden zu 12 Stunden, und alsdann jedesmal so viel be-

bekomme, daß es zwar noch etwas, aber nicht viel mehr, mit Lust fressen würde, welches die allervortheilhafteste Pflege desselben ist; so bedarf, nach genau angestellten Versuchen, ein Stück Hornvieh, das, wenn es geschlachtet würde, 600, oder 400, oder 300 Pfund wiegen würde, zu seinem täglichen Unterhalt, in mittlerem Durchschnitt, auf den besonderen Appetit mit gesehen, es sey Klee, oder Gromt, oder Heu, oder auch nur bloßes Stroh

Nr. 1. Der größte Schlag à 600 Pfund	—	—	20 bis 21 Pfund.
Nr. 2. Der mittlere Schlag à 400 Pfund	—	—	17 bis 18 Pfund.
Nr. 3. Der kleinere Schlag à 300 Pfund	—	—	15 bis 16 Pfund.
Zweijährige Rinder von Nr. 1.	—	—	13 bis 14 Pfund.
Jährige — — —	—	—	9 bis 10 Pfund.
Zweijährige Rinder von Nr. 2.	—	—	12 bis 13 Pfund.
Jährige — — —	—	—	8 bis 9 Pfund.
Zweijährige Rinder von Nr. 3.	—	—	11 bis 12 Pfund.
Jährige — — —	—	—	8 bis $8\frac{1}{2}$ Pfund.

Für das Milch- und Zuchtvieh wenigstens, ist $\frac{1}{4}$ von diesem respectiven Gewichte jederzeit Klee, oder Heu und Gromt. Können aber die Schiebochsen, Güstlinge und Beutlinge, wegen der Umstände, oder der Convenienz des Haushalts, nichts als bloßes Stroh bekommen; so ist das angezeigte respective Gewicht dennoch hinreichend, sie in gutem Stande zu erhalten; im Fall das Stroh nur unverdorben ist; denn wo nicht, so wird vieles liegen bleiben, das mit neuem ersetzt werden muß; oder das Vieh komt um.

Und wenn denmach der Landwirth solchergestalt die Menge, oder das Gewicht seiner gesamten für das Hornvieh bestimten Winterfourage, zugleich mit der Zahl der Tage, an welchen es damit gefüttert werden muß, genau kennet; und nun in anhaltender Rücksicht auf die Verschiedenheit, sowohl der Größe und Schwere des Viehes, als auch seines Alters, einen richtigen Ueberschlag macht, so wird er die Stückzahl, die ihm mit möglich größter Benutzung durchzuwintern möglich bleibt, ziemlich genau bestimmen; und seine Viehzucht zu seinem Pflanzenbau, in das ihm vortheilhafteste Verhältniß setzen können.

Wenn in Niedersachsen der Kleebau zum Getreidebau, und die Hornviehzucht zu der übrigen Viehzucht, auf erwähnte Weise in das vortheilhafteste Verhältniß gesetzt wäre; so würde es sich zeigen, daß beides, Pflanzenbau und Viehzucht, in allen ihren Theilen immer noch erweitert und verbessert werden würden. Klee und Getreide würden gleichsam mit einander wetteifern, an dichtestem, höchsten und vollkommensten zu wachsen; und Scheuern und Boden am meisten auszufüllen. Sommerstallfütterung und Handelspflanzenbau, würden sich von selbst einführen;

führen; da zu jener und zu diesem eine nie gesehene Menge von Futter und Düngung sich darböte. Die gemeinen Aenger aber würden, für andere nutzbare Viehgattungen, geräumiger werden; und wie sich der Ertrag der Klee- und Korn- und Handelspflanzenäcker, und der nun auch gedüngten Wiesen vergrößerte, und mehrere Abfälle zum Winter- oder Mastfutter abwürfe; so würden ihre Zucht, und Benutzung sich erweitern und verbessern lassen.

Ich besorge nicht, daß dies Vorgetragene, einer Erlauchten Gesellschaft der Wissenschaft, die an Kenntniß von wahrhaften Thatsachen, worauf es in der Oekonomie hauptsächlich ankomt, eben so reich, als an Wissen, und Kraft zu denken ist, Traumbild, oder Täuschung einer überspannten Vorstellung scheine; und so wird es mir auch nur noch allein möglich, mich in der obliegenden Untersuchung ein wenig weiter fort zu wagen, um ins Detail der einzelnen Theile der Viehzucht, und des Pflanzenbaues zu gehen.

In den einzelnen Theilen der Viehzucht, mangelt es Niedersachsen hauptsächlich an gutem gemästeten Hornvieh. Diesen Mangel lassen alle Gegenden immer stärker spüren, je mehr sie sich von den Ufern, und der Zusammenkunft der Elbe und Weser entfernen. Die Städte sind genöthiget, den größten Theil des Bedürftigen, aus Frankenland, und von den Ausländern jenseits der Weser kommen zu lassen; im Herbst aber versorgen sich die Haushaltungen, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, mit demjenigen Schlachtvieh, das alsdann auf verschiedenen großen Viehmärkten, aus allen Ecken von Fremden, zusammengetrieben wird.

Dieser Mangel ist keineswegs nothwendig und unvermeidlich. Die mehrsten kleinen Landwirthe halten durchaus zu viele Ackerpferde, die ihre Ernten aufzehren; und sehen zu wenig auf zugezogene Ochsen, die ihnen, wenn sie solche nach geleisteten Diensten geschickt mästen lernten, jährlich ein gewisses Stück Geld in die Hände bringen würden, das jetzt Ausländern zu Theil wird. Ueberhaupt wird in Niedersachsen viel zu wenig auf die Zuzucht der Ochsen zum mästen gehalten. Was etwa von Branteweinspühl, hier oder dort fett gemacht; oder auf Fettweiden getrieben wird, bedeutet gegen die jährliche inländische Consumtion im Ganzen nichts.

Es ist schon gesagt, welch ein fürtrefliches Mastfutter der Klee, er sey grün, oder zu Heu gemacht, für das Hornvieh ist. In manchen Gegenden die keinen Mangel an Wiesen haben, würde eine zweijährige Düngung derselben, eine hinlängliche Güte des Grases zur Fettweide daselbst hervorbringen. Selbst die niedrigen Wiesen, deren Gras jetzt zur Mast zu grob und sauer ist, würden sich zum Theil, durch hinlängliche Wasserabzüge, und Bemergelung, auch Düngung mit Seifensieder- auch Holz- und Torfasche, und Ueberstreuung mit Klee- und gutem Gräsersaamen, in herrliche Fettweiden verwandeln lassen.

In Irrland, das alle landwirthschaftliche Produkte im Ueberfluß hat, ja sogar ganze Schifsladungen von Kartoffeln nach Holland und nach dem Norden ausführt, ist dennoch die Ochsenzucht so groß, daß in Cork Handelshäuser sind, wovon ein einziges in einem Jahre nicht weniger, wie 70- bis 80,000 Tonnen gesalzenes Fleisch versendet.

Jütland ist bekantlich die Kornkammer von Norwegen; es gewinnt Flachs, Hanf, Taback und Hopfen; seine Wolle ist berühmt, und unterhält große Tuch- und Hutfabriken, und Strumpfweber zu Tausenden; es führt Butter und Käse in Menge aus; und hält einen sehr ansehnlichen Rang des großen dänischen Pferdehandels; und dennoch trieb es über die Brücke zu Coldingen wohl eher 20,000 der allerschönsten Ochsen Fremden zu. Ich habe diese Brücke oft mit Vergnügen angeblickt; aber auch mit derjenigen Betrübniß, die sich unser bemeistert, wenn wir uns erinnern, daß wir das Gute, das andere glücklich macht, nicht besitzen, da wir es doch eben so wohl besitzen könten.

Aber Irrland und Jütland, dort die fetten Thäler von Meath und Westmeath, hier einige, vom Rückzug der Ostsee, entstandene trockene Meerbusen, die mit mineralischem Torf, just wie ich ihn in Nordholland gefunden habe, ausgefüllt, und mit eben einem solchen herrlichen Rasen bedeckt sind, erheben sich, an natürlicher Güte der Weiden, nicht über Niedersachsen; ja an der Elbe und Weser giebt es gewiß Weiden, die sich selbst mit jenen besten dort aufnehmen können.

In Irrland sind oft vier Acres, jeder von 20 Yards Länge und 8 Yards Breite, oder von 70,560 Fuß Quadrat erst hinreichend, einen Ochsen fett zu weiden. Ja es giebt dort sogar Fettweiden, wovon der Acre selbst nicht mehr als 5 Schill. Sterl. Pacht thut. In Jütland aber ist der mehrste Boden hoch und hüglicht; und ob es gleich in der That auf manchen Strichen sehr graswüchsigt ist; so besteht es doch größtentheils aus Grand, und Sand, und Torf; und ganze Gegenden sind bloß mit Heide, und Rehweide bedeckt.

Die gute Düngung der Weiden, giebt dem Grase in beiden Ländern, einzig und allein die zur Mast erforderliche Dicht- und Schnellwüchsigkeit, Ausharrlichkeit, und Kraft; so wie sie in der Grafschaft Pinneberg, einen bloßen groben Sandboden, so graswüchsig macht, daß die Kuh von der Eider darauf weidet, und eben so viele und gute Milch daselbst giebt, als auf jenen natürlich fetten Weiden, wie schon erwähnt ist.

Auch wird sowohl in Irrland, als in allen dänischen Provinzen, nie versäumt, daß der auf die Weide gefallene Auswurf des Viehs, wöchentlich einige mal aus einander gezogen, und weiter ausgestreuet werde; weil es Erfahrung ist, daß kein Stück Vieh, auch noch nach dem zweiten Jahre, da etwas frißt, wo die Fladen unausgestreuet vermodert sind; wodurch der Weideraum in seiner beständigen Größe erhalten wird, der sich sonst von Tage zu Tage im-

immer mehr verkleinert; ein Verfahren, das überhaupt in Niedersachsen Aufmerksamkeit verdient; insbesondere aber in Ansehung solcher Weiden, die dicht betrieben werden; bei welchen es kein Wunder mehr bleibt, daß sich der Ertrag des Molkenwerks so bald vermindert, und das Vieh, je weiter im Sommer hin, desto hungriger zu Hause komt.

In den einzelnen Theilen der Viehzucht mangelt es in Niedersachsen ferner an selbst zugezogenen Pferden. Vorurtheil kan es nicht mehr seyn, daß in Niedersachsen kein schönes Pferd falle und aufwachse. Dem sey aber wie ihm wolle, Niedersachsen verliert jährlich dem vortheilhaftesten Verhältniß zwischen Pflanzenbau und Viehzucht entgegen, große Summen für benöthigte Remonte- Kutsch- Reit- ja selbst Ackerpferde; die neuerlich verbesserten Stutereien mögen auch noch so schön seyn wie sie wollen.

Hat Niedersachsen nur erst einen zu seiner Viehzucht verhältnißmäßigen Kleebau; so wird eine allgemeine Erweiterung und Verbesserung der Pferdezucht, auch kein so unmögliches Unternehmen mehr seyn.

Wenn Dännemark jährlich, in verschiedenen Sorten, mehrere tausend Stück Pferde ausführt, die überhaupt an Schönheit und Güte, große Vorzüge vor den niedersächsischen Pferden haben; so liegt der Grund hievon weder in der vorzüglicheren Größe, noch Beschaffenheit der Weide, (denn eben just das hohe und hüglichte Jütland, hat weit geringere Pferde, wie das ebene und weiche Schleswig und Hollstein,) Der einzige Grund liegt darin, daß ehedem in diesen Provinzen gar kein Pferd von schlechter Race existirte; und daß, nachdem entweder die guten Racen, durch die Länge der Zeit, oder durch Vernachläßigungen bei der Zuzucht, auszuarten anfingen, oder mit fremden Pferden aus Deutschland, zu Krieges- und Kolonistenzeiten vermischt wurden, und so von ihrer vorigen Schönheit fielen, wie fürnemlich in Jütland der Fall seyn mag, jeder Besitzer eines Hauptguts, (Hoved Geard,) durch Landesgesetze verbunden wurde, Pferdezucht zu treiben, und für die Stuten der Unterthanen, wenigstens einen, einer Königl. Commission präsentirten, und approbirten Beschäler von Race zu halten; wofür die Krone etwas vergütet.

Dies war ohne Zweifel ein ganz furtrefliches Mittel, eine in Verfall gerathene Pferdezucht, wieder zu ihrer vorigen Größe und Schönheit zu bringen; indem es fast unmöglich gemacht wurde, daß ein Füllen einer schlechten Race fernerhin im ganzen Lande fallen konte. Der Bauer zieht nunmehr, wie auch der Boden seiner Gegend und Weide beschaffen seyn mag, Pferde von edler Race zu; und da diese eine Waare sind, wornach immer Nachfrage ist, und die immer gut bezahlt wird; so ist es kein Wunder, daß er zur Pferdezucht aufgeweckt und aufgelegt ist, und wie auch die Umstände seines Hofes beschaffen seyn mögen, darnach ringet, ein, oder ein Paar Füllen, oder angehende Pferde zuzuziehen.

Solte Niedersachsen das, was dort Gesetze ausrichteten, nicht von den patriotischen Gesinnungen der Stände, und insbesondere der begüterten Ritterschaft, erwarten dürfen? Und liegt nicht etwa in Niedersachsen die Ursache von den vermißten Vortheilen der Stutereien in der übertriebenen und unnöthigen Kostbarkeit der Anstalten und Pflege und Wartung; und in der Unordnung bei denselben? Nur Unwissenheit, und Treulosigkeit machen alles, bei allen Unternehmungen, fürnemlich in der Landwirthschaft, schwer, kostbar und mühsam; aber unter den Händen rechtschaffener, und durch Einsicht und Erfahrung geschickt gewordener Leute, kommen ungeglaubte Vortheile ans Licht. Ich beziehe mich dieserwegen in Gedanken auf die in Niedersachsen mit vielem Glück und Vortheil, im Großen schon versuchte Behandlung des Hornviehes nach Schweizer- und Holländerart; wovon die erstere im Begrif steht allgemeiner zu werden, da die Beschreibung derselben schon jetzt gedruckt ist; woraus ich, mit Erlaubniß des Verfassers, zu diesem Aufsatz manches entlehnt habe. Wenn dem niedersächsischen Landwirth nichts übrig bliebe; so könte er doch wenigstens Zuchtfüllen von guter hollsteinscher Race kaufen, und sie bei grünem und trockenem Klee, wovon sie ganz fürtreflich werden, aufziehen. Der Mangel an guten Pferden würde hiedurch weniger nachtheilig bleiben, und der Landwirth würde sich auch jährlich zu einem ansehnlichen Stück Geldes verhelfen. Der stärkste Handel mit denselben ist in Horsum oder Husum, wo auch die besten, die Dännemark hat, aus den Aemtern Thye, Vendsyssel, Harsyssel, Salling, Kolding und Hadersleben, zugleich mit den geringeren Arten aus Jütland und Schleswig, und von Fyen, bei mehreren Hunderten zusammen kommen, und als eine Waare, die aus der ersten Hand geht, noch ziemlich wohlfeil sind.

Was die Schafzucht anlangt; so hat Niedersachsen an Wolle und gutem Schlachtvieh, keinen Mangel; es führt selbst noch Wolle und fette Hammel aus; und so ist es leicht, auf den Gedanken zu gerathen, daß dieser Theil der Viehzucht wenigstens in einem sehr guten Verhältniß mit den übrigen, und mit dem Pflanzenbau stehe. Zählt England aber 12 Millionen Schafe; und weiden oft nur in dem Bezirk der Grundstücke von einer einzigen Stadt, Einhunderttausend Stück; so belohnt es kaum der Mühe, die niedersächsische Schafzucht zu nennen; und die Würkungen des Anbaues der Futterkräuter auf eingehegtem Boden, erscheinen dort in dem bewundernswürdigsten Gesichtskreis.

Es ist kein Zweifel, daß nicht Niedersachsen für mehrere hunderttausend Schafe noch Weide genug hat; und wenn es unmöglich wäre die Gemeinheiten aufzuheben; so wäre es nur zu wünschen, daß denn doch in denjenigen Gegenden, wo der Augenschein offenbar keinen Mangel an Weide zeigt, ein jeder Interessent die Freiheit hätte,

so

so viele Schafe zu weiden, als er durchwintern könte. Mancher Landwirth hält freilich nicht einmal diejenige Stückzahl, wozu er berechtiget ist; weil er zu der Winterfütterung nicht rathen zu können glaubt; aber einmal zugegeben, daß die Ursache hievon weder in ihm, noch in seinen Kenntnissen und Einsichten allein liege; so würde ein erweiterter Kleebau ihm bald Rath schaffen. Ich halte mich indessen überzeugt, daß es nur ein einziges Mittel gebe, die Schafzucht in Niedersachsen in ein vortheilhafteres Verhältniß, als das gegenwärtige, zu setzen; nemlich ihre Verbesserung durch Böcke von edleren Arten. Sie würde sich alsdann sehr bald von einem ganz anderen Ertrag als dem gegenwärtigen, zeigen; und dieser bessere Ertrag würde den Landwirth sehr bald aufmuntern, auf Mittel zu ihrer Vermehrung und Ausdehnung ernstlicheren Bedacht zu nehmen; welches er jetzt wohl unterläßt, da ihre jetzige geringe Benutzung, ich rede allgemein, ihm die Mühe nicht zu belohnen scheint.

Wird sich einmal in Niedersachsen der Kleebau ausbreiten, und Getreide, und Molkenwerk sich mit ihm vermehren; so ist alle Hofnung dazu, daß der Landwirth so viele Schweine zuziehe, als die Consumtion im Lande erfordert. Westphalen und Sachsen, wenn ich mich nicht irre, treiben jährlich noch Tausende magere herein. Wegen der vielen und ansehnlichen Eichen- und Büchengehölze, die Niedersachsen in seinem Schooß hegt, verdiente die Schweinezucht allerdings viel mehr Aufmerksamkeit. Sehr oft kostet ein Paar jährige Schweine, die so schmal wie Bretter sind, 10 Rthlr., wofür man in anderen Ländern ein Paar Schweine, die mit Buttermilch, oder Molke, oder Klee, oder Färberötheabfall gemästet sind, und die wenigstens 300 Pfund wiegen, zu jederzeit kaufen kan. Wenn aber die Mast in den Gehölzen gut ist, kauft man in Niedersachsen eben ein Paar solcher Schweine für 10 bis 12 Rthlr., woraus die geringe Benutzung der Mast, die aus dem theuren Einkauf der mageren Schweine entsteht, sich einsehen läßt.

So schön die Bienenzucht in Niedersachsen ist; so kan sie ohne Zweifel doch noch sehr ansehnlich erweitert werden, da es noch immer die wenigsten Dörfer sind, die sie mit zum Nebengewerbe machen. Ich rede hier nicht insbesondere von großen Bienenlagern. Die jetzige Menge des gewonnenen Honigs und Wachses, würde ausnehmend vermehrt werden, wenn der mehrste Landwirth, nach der Convenienz seines Haushalts, nur einige gute Stöcke zur Nutzung zöge. An Blüten hiezu scheint es nicht zu mangeln. Große Imker ziehen mit ihren Bienen in die blütenreichsten Gegenden; und die kleineren Distrikte bleiben daher noch völlig ungenutzt.

Die jährliche Consumtion verarbeiteter Seide ist unermeßlich groß in der Welt. Die jährliche Ausgabe für selbige steigt in Niedersachsen zu großen Summen auf. Wenn Niedersachsen auch

auch nie Hofnung hätte, seidene Zeuge und Stoffe selbst hervorzubringen; so würde doch die Gewinnung der rohen Seide, aus dem Grunde zu empfehlen seyn, daß man die Maulbeeren überaus glücklich fortkommen sieht, und daß man genug Aenger und Grasplätze findet, die eben unter dem nicht zu dichten Schatten dieser Bäume graswüchsiger werden würden. Die Summen, die in Preussen und Oesterreich für rohe Seide schon jährlich gewonnen werden, sind überaus beträchtlich; und wenn auch Niedersachsen wegen seiner weit geringeren Bevölkerung, es nie so weit damit bringen könte; so würde doch das Verhältniß zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, sowohl für den Staat, als für die Einwohner, viel vortheilhafter werden, wenn es denn nur so viele rohe Seide, als nach den Lokalumständen, und der Convenienz der einzelnen Landwirthschaften möglich seyn könte, gewönne; um damit in den jährlichen Ausgaben für seidene Zeuge, wie man im gemeinen Leben sagt, ein Loch damit auszustopfen.

Fürs erste freilich scheint sich diese Gewinnung nur in den Bezirk der größeren Städte zu schicken. Hier giebt es Familien, die Zeit genug haben, um sie abzuwarten. Eine große Menge Gartenleute, die recht dazu bestimt zu seyn scheinet, ihre Grundstücke, sowohl mit Hecken von Maulbeeren zu umziehen, als auch selbst mit Bäumen sehr weitläuftig zu bepflanzen, wohnet hier. Mehrere Hunderttausende von Bäumen könten hier angezogen werden. Die Blätter würden auf den Wochenmärkten bald, in Gestalt eines neuen Waarenartikels, der vielen Stadtfamilien willkommen wäre, erscheinen; und wegen der bald entstehenden Concurrenz von Verkäufern, würden sie zu billigen Preisen gehen, bis diese Gartenleute bald einsehen würden, daß es vortheilhafter sey, sich und ihre Kinder mit der Gewinnung der Seide selbst mit zu beschäftigen, rc.

Niedersachsen gewinnet bei weitem nicht genug Weitzen. Ganze Distrikte von gutem Boden stehen in dem Wahn, ihre Aecker würden denselben nicht so vortheilhaft tragen, als Rokken. Wo aber auch nur Versuche angestellt werden, sieht man das Gegentheil; und diejenigen Oekonomen, die uns versichern, der Rocken verlange zu einer guten Ernte einen besseren Boden wie der Weitzen, irren sich nicht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 15ten November 1782.

Beantwortung der von Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegten Aufgabe auf den December 1781. Welches Verhältniß zwischen Pflanzenbau, und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, in Niedersachsen, sowohl für den Staat, als für den Landwirth, das vortheilhafteste sey.

(Fortsetzung.)

Der eigentliche Sandboden, ist freilich für den Winterweitzen unwirthbar; aber wenn er nur nicht der ganz leichte und vernachläßigte ist, so belohnt er eine Einsaat von Sommerweitzen, bei guter Düngung gar nicht schlecht. Dinkel, Spelz und Himmelkorn gehören hier her.

Weitzen giebt unstreitig ein fetteres, lieblicheres und gesünderes Bier, als die Gerste; und einen feineren und kräftigeren Brantewein als der Rokken. Sein mannigfaltiger Gebrauch zu Mehl, Gries, Graupen, Amidom, Puder, giebt ihm die größten Vorzüge vor allen übrigen Getreidearten. Das Stroh füttert alles Vieh besser als Rockenstroh; und der Dünger von demselben, ist der aushaltendste von allem. Der Weitzen leidet das abbladen, und abhüten zum Vortheil der Viehfütterung ohne Nachtheil seiner Ernte; und er ist gegen alle Arten von Wetterschäden härter als alle übrige Kornarten. Die Erweiterung seines Anbaues in Niedersachsen, mit dessen Pflanzenbau und Viehzucht er in einem sehr unvortheilhaften Verhältniß steht, wäre sehr zu wünschen. Ein ausgedehnter Kleebau läßt dies fürnemlich hoffen; indem diese Pflanze, in ihrem dreijähren Stand, den Boden für ihn vorzüglich bereitet. Niedersachsen würde an den, auf diese Weise verminderten Rockenernten, von denen es oft desto weniger absetzen kan, je häufiger und beständiger die Einfuhr von Hildesheim, Magdeburg, Nordhausen und über Lüneburg, mit reinerem und schwererem Korn, geschieht, nichts verlieren.

Eben dieser ausgedehntere Kleebau, würde auch das sogenannte Wickenzeug, das Niedersachsen mit größtem Nachtheil zum Viehfutter in unglaublicher Menge bauet, zum Vortheil weit nütz-

nützlicherer und nöthigerer Pflanzen, nach und nach verdrängen; da es Erfahrung ist, daß ein Acker mit Klee wenigstens das Vierfache des Gewichts an Futter giebt, das ein Acker mit Wickenzeug, wenn er am besten gerathen ist, und wie oft geräth er, nicht abwerfen kan. Nichts von dem bekanten Unterschied der inneren Güte beider Futterarten, hier zu gedenken.

Eben dies würde dem Rauhaber wiederfahren, der auf der Geest in so großer Menge zum Pferdefutter gebauet wird, so oft mißräth, und sogar nicht selten gedünget wird. Der Klee, er sey grün oder zu Heu gemacht, füttert weit stärker, als diese zu Hexel geschnittene Habergarben; und das Gewicht, des hier auf einem Acker zu gewinnenden Kleeheues, würde wenigstens noch einmal so groß seyn, als das Gewicht der davon geernten Habergarben. Aber um wie viel würde der Boden selbst durch diesen Kleebau, für die Getreidearten fruchtbarer werden?

Der Moorbuchweitzen breitet sich in Niedersachsen, zum Vortheil des Handels und der Bienenzucht, immer noch mehr aus. Die Grütze von allem Buchweitzen ist eine courrente Waare im nördlicheren Europa; und die Ernten von diesem Korn sind zuweilen ausnehmend. Da in den Gegenden, wo es gebauet wird, die Feldmark zum Mitanbau des Klees groß genug ist, so wäre nur zu wünschen, daß Niedersachsen die härtere sibirische Art, die Schweden bauet, haben mögte; oder daß der Landwirth zu demselben ein wenig düngte; da er alsdann mit der Aussaat noch 8 bis 14 Tage verzögern, und so die Hofnung seiner Mühe, gegen die noch späteren Nachtfröste, mehr sichern könte.

Immer scheint es mir, daß es sich mit dem noch stets weiter ausbreitenden Flachsbau ganz anders verhalte. Immer scheint es, daß Niedersachsen in Rücksicht auf die Bevölkerung, auf die Größe des schon urbaren Bodens, auf den zum übrigen Pflanzenbau erforderlichen Dünger, und auf die Arbeiten und Beschäftigungen, die sowohl dieser, als die Viehzucht erfordert, wenn beide in ihren einzelnen Theilen, das für Staat und Landwirth vortheilhafteste Verhältniß zeigen, und darin blühen sollen, die gehörigen Grenzen überschreite.

Der Flachsbau nimt den besten und mehrsten Dünger für sich vorweg. Er eignet sich die vorzüglichsten Aecker zu. Er richtet den ansehnlichsten Theil der Zeit und Kräfte auf sich. Bringt man dies mit Blicken der Vergleichung in einen richtigen Anschlag, und sieht zurück, wie kraftlos und ausgemergelt der beste Boden des Staats hinter ihm bleibt; so zeigen sich seine Vortheile, wenn hier Vortheile möglich sind, überaus geringe. Ja, wo die Viehzucht blüht, und ein überflüssiger und fetter Dünger, und ein mehrjähriger Stand der Futterkräuter den Boden unerschöpflich für ihn bereichern; wo er nur die, bei einem vollständigen Betrieb des Pflanzenbaues

und

und der Viehzucht überflüßigen Stunden ausfüllet, und wo er alsdenn nur die Hände des Volks beschäftiget, wenn diese keine vortheilhaftere Beschäftigungen finden, da mögen sie größer seyn.

Ist Irrland selbst reicher und glücklicher durch ihn geworden? Indessen bleibt Niedersachsen, unter seinen gegenwärtigen Umständen, dieser übertriebene Anbau des Flachses unentbehrlich. Nur von einem ausgedehnten allgemeinen Kleebau schimmert Hofnung herüber, ihn einmal in seine rechten Grenzen zurück gesetzt zu sehen, und vortheilhafter zu finden.

Eben dies läßt sich von dem Kartoffelbau sagen. Der kleinere und ärmere Mann in Niedersachsen, lebt schon größtentheils bloß von dieser Erdfrucht; von einem Schweine das er dabei fett gemacht hat; und von der Milch einer Kuh, die er damit pflegt. Die Kartoffeln sind in dieser Hinsicht der größte Segen für diese Volkklasse. Aber sind sie es auch nun für den Staat, der diesseits des nördlichen, nicht aber jenseits des südlichen Wendezirkels liegt?

Irrland bauet ungemein viele Kartoffeln; nicht aber um sich, wie Niedersachsen, bei der müßigen Verzehrung derselben, allein glücklich genug zu finden. Es gewinnet selbige als einen beliebten Waarenartikel für Nordholland, und führt ganze Schifladungen davon hieher aus. Zu diesem Zweck, würde auch der ausgebreitetere Anbau in Niedersachsen unschädlicher seyn. Aber wie weit ist Niedersachsen von diesem Zweck entfernt, das dasjenige, was zu einem schmackhaften und gesunden Gemüse, bestimt war, zu einem Hauptnahrungs- und Einschlummerungsmittel macht! Würde der Kleebau die vielen Kartoffelnäcker, bis auf ein Viertel einschmelzen; so würden drei Viertel des Düngers, der Zeit und Arbeit, auf die Gewinnung solcher Produkte fallen können, die in die fortgehende Vermehrung des baaren Geldes, Einnehmungs- oder Ersparungsweise, würkten; und der immer merklicher werdende allgemeine Verfall des Pflanzenbaues und der Viehzucht, den ich mir einbilde, aus dem zwanzigsten Kartoffelnsack hervorkriechen zu sehen, der mit so frölichem Angesicht heimgeführet wird, würde alsdann nicht so viele Spuren des Mangels an Glück und Wohlstand öffentlich zeigen. Oder solte hier ein bloßes Schattenwerk seyn, womit sich nur die Einbildung täuschte?

Ist keine Ursache zu der Verminderung des Wohlstandes einer Volksklasse zu ersinnen, die nicht den Reichthum und die Macht des Staats selbst schwächte; so wie sich diese in eben dem Maaße erhöhen oder verstärken, in welchem sich der Wohlstand von jener vergrößert. Diese unzertrennliche Einheit des gemeinschaftlichen Interesse, zeigt sich nirgends im Mittelpunkt näher beisammen, als in dem Verhältniß zwischen dem Pflanzenbau und der Viehzucht, und der Größe

des Kunstfleißes, der zu der Hervorbringung und Bearbeitung ihrer Produkte würkt. Ist dies aber gegründet, so kan Niedersachsen bei der ferneren Ausdehnung seines Kartoffelbaues nicht länger mehr gleichgültig seyn, im Fall die jetzigen Folgen davon fortdauern. —

Viele Produkte, die zu der Unterhaltung des Wohllebens der ersten und andern Stände nöthig sind, und zu der Vermehrung und Ausdehnung städtischer Gewerbe erfordert werden, fehlen entweder gänzlich, oder werden doch nicht in hinlänglicher Menge hervorgebracht. Ich habe verschiedene derselben, deren Gewinnung dem Landwirth im eigentlichen Verstande zukomt, schon namhaft gemacht; hier will ich nun einige anzeigen, welche insbesondere von den Bewohnern der kleineren Städte und Flecken, in sofern ihre Lebensart in die Beschäftigungen der Landwirthschaft mit verwebt ist, und die eben das allerwichtigste zu thun glauben, wenn sie Kartoffeln bauen, mit ansehnlichen Vortheilen, und zu ihrer gewissen Wiederaufhelfung, gewonnen werden könten.

Es scheint vielleicht eine unbedeutende Summe zu seyn, die Niedersachsen jährlich für junge Stämme von edleren Obstarten, Weinsenker, Blumenzwiebeln, Ableger, und Gesäme nach Hamburg, Nordhausen, und über Bremen nach Holland sendet; aber das ist sie nicht; sie ist in der That sehr ansehnlich. Die Unmöglichkeit aber, alle diese Handelsartikel in Niedersachsen eben so ächt und vollkommen hervorbringen zu können, zu behaupten, würde doch nicht auf Rechnung des Bodens und Klimas gewagt werden können, so lange man die Gärten der Herren von Münchhausen, von Veltheim, von Hinüber, Andräe, u. s. w. kennt. Es würde auch nicht an Absatz fehlen; denn nur jetzt hält die zu große Kostbarkeit dieser Waaren, die ausgebreitetere Nachfrage zurück; und so setzt, was das feine Obst selbst anbetrift, Witzenhausen wenigstens, das Fürstenthum Göttingen jährlich in Contribution; und der mehrste Theil der Einwohner in den übrigen Gegenden entbehret ein Vergnügen, zu dessen Genuß Boden und Klima sie berechtigten.

Auch die übrigen Arten des gemeineren Obstes, sind in Rücksicht sowohl auf den diätetischen als ökonomischen Gebrauch desselben, in viel zu geringer Menge vorhanden. Ein Land, das aus seinem eignen Schooß den Vorstorferapfel und die Volkmarsche Birne hervorbrachte, ist für alle Obstarten, die die schicklichsten zum Zider und Sirup sind, vollkommen wirthbar; und diese Handelsartikel, die in Niedersachsen in großer Menge gewonnen werden könten, wenn es einen verhältnißmäßigen Obstbau in allen Gegenden hätte, mögten wohl so gut seyn, wie die gemeinen Weine und Syrupe, für welche es sein Geld nach Bremen und Lübeck sendet.

Senf kan jedes Land so gut haben als er aus London und Hamburg zu

uns

uns komt. Und wenn der Merrettig, an der Mündung der Elbe, wie schon beregt ist, im Ueberfluß gebauet wird; so würde es besser seyn, diesen dem höheren Norden ganz zuzusenden, als den größten Theil davon selbst zu verzehren; welches am gewissesten bewerkstelliget werden würde, wenn mehrere Gegenden ihn baueten.

Anis und Kümmel werden in Niedersachsen, zum ökonomischen und medicinischen Behuf, sehr häufig verbraucht; aber unser Geld geht für diese Waare nach Thüringen, und Franken. Wunstorf, Münder, Pattensen, Ronnenberg, u. s. w. könten davon eben so reichliche Ernten haben als Erfurt.

Das einzige Amt Rehburg ist meines Wissens dasjenige, was einen ansehnlichen Hopfenbau hat, ihm aber seine Handelsappretur nicht zu geben weiß. Den Hopfen, den Niedersachsen verbraucht, zieht es von jenseits der Elbe; freilich nicht geschenkt.

Nordheim hat einen sehr ansehnlichen Tabacksbau, der sich in dortiger Gegend noch weiter auszubreiten anfängt. Auch um Nienburg scheint er in mehrere Aufnahme zu kommen. Die ganze Quantität, die noch bislang gewonnen wird, ist gegen die inländische Consumtion selbst, noch viel zu klein; und folglich die Ausgabe noch viel zu groß.

Hanf wird zwar im Herzogthum Bremen von einzelnen Landwirthen gezogen; aber nicht weiter, als zum eigenen häuslichen Verbrauch. Niedersachsen giebt für den fehlenden jährlich ein ansehnliches Stück Geld an Ausländer.

Was würde Niedersachsen nicht ersparen, wenn es sein Mohnöl, das eben so fein und lieblich ist, als das aus Pommern, und die zärteste Zunge, selbst des Kenners, hintergeht, wenigstens den gemeineren Baumölarten unterlegte! Was diejenige Volksklasse, die wir Gartenleute nennen, davon zu ihrer eigenen Consumtion bauet, dient nur zur Probe, wie richtig und reichlich die Ernten davon sind.

Die Irrländische, oder wenn man lieber will, die Smyrnaische Färberröthe, deren Abfälle ein gutes Mastfutter für Schweine ist, wurde schon einmal in der Grafschaft Diepholz, durch den seligen Landdrosten von Ompteda, mit ganz gutem Erfolg gebauet, und zu Krap verarbeitet. Jetzt gewinnet Niedersachsen nichts davon.

Der im Herbst blühende Safran, der auf kälterem und rauherem Boden seine natürliche Station hat, gerieth vor Hannover nicht übel. Waidt aber, der in größerer Portion die Stelle des kostbaren Indigo vertrit, versagt in ganz Deutschland seine Vortheile dem nicht, der ihn geschickt bauet. Niedersachsen gewinnt nichts davon.

Doch ich ermüde hochpreißliche Königliche Gesellschaft der Wissenschaften mit Trivialbemerkungen, und mich selbst mit einer Beschäftigung, die so lange wenig Hofnung zum allgemei-

nen Nutzen hat, als nicht die Kultur des Bodens in Niedersachsen dem vortheilhaftesten Verhältniß zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden besser, wie gegenwärtig noch, entspricht.

Wenn die vorgelegte Frage diese Kultur gleich nicht mit umfaßt; so ist sie doch mit der Sache selbst so innigst verwebt, daß sie sich nicht, ohne zerrissene Theile herumzustreuen, davon trennen läßt. Von ihrer Beschaffenheit hängt es ja überhaupt zuerst allein ab, welche Thiere und Pflanzen gewonnen werden können, und in welcher Menge, und Vollkommenheit; und wenn man daher in einem Staat, das vortheilhafteste Verhältniß zwischen der Gewinnung von beiden bestimmen soll, so ist dies unmöglich, ohne auf einen, diesem Verhältniß angemessenen Grad der Kultur zu sehen, der Kultur sowohl des Bodens, als der Thiere und Pflanzen selbst, der sich in diesem Staat entweder schon würklich findet, oder doch in demselben vollkommen möglich zu seyn scheint. In England konte jeder Oekonom mit demjenigen Grad dieser Kultur zufrieden seyn, den er dort findet; und die Entscheidung der vorgelegten Frage, würde sich alsdann dort bloß auf Thatsachen und Berechnungen gründen. In Niedersachsen kan er jenes nicht; und er würde sich eines Hauptverbrechens gegen sein Vaterland schuldig machen, wenn er, indem er dasjenige, was er fände, zum Grunde seiner Untersuchung legte, dasselbe stillschweigend billigte.

Soll Niedersachsen, des für Staat und Landwirth möglichen vortheilhaftesten Verhältnisses zwischen Pflanzenbau und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden fähig werden; so kan dieser Zweck, ohne eine vorhergehende allgemeine Verbesserung der Kultur des Bodens, nicht erreicht werden.

A. Der Felder.

a. Durch ihre Reinigung von Felsenstücken, Gesträuch, Unkraut, und Ungeziefer.

b. Durch ihre zureichende und dauerhafte Befreiung, und Beschützung von und gegen alle schädliche Nässe.

c. Durch ihre standhafte und dauerhafte Befriedigung.

d. Durch fleißige und tüchtige Bearbeitung, Bemergelung und Düngung; worin man selten zu weit gehen kan.

B. Der Wiesen und Weiden.

Wie bei den Feldern von a. bis d. und ferner:

d. Durch das Abtragen der Erhöhungen, und des Ausfüllen der Vertiefungen auf ihrer Oberfläche.

e. Durch das Umbrechen und neue Anblumen der zu dünn berasseten.

f. Durch das zweijährige Düngen, wenigstens der kraftlosen.

g. Durch das Bewässern, wenigstens der trockenen.

Ich nehme einen Augenblick an, der Landwirth in Niedersachen habe diese überaus wichtigen Geschäfte zu der Ver-

Verbesserung der Kultur seines Bodens vollführt; und den Ackerbau zu dem übrigen Pflanzenbau, seine Hornviehzucht aber zu den übrigen Theilen der Viehzucht, nach den oben bemerkten Erfahrungen, und gegebenen Regeln, in das vortheilhafteste Verhältniß gesetzt; so scheint die Vollständigkeit der Beantwortung der vorgelegten Frage, es mir nun noch aufzulegen, dasjenige Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen des Pflanzenbaues näher zu bestimmen, nach welchem der niedersächsische Landwirth die lezt genannten Produkte mit dem Pflanzenreiche unter sich gewinnen müsse, allein der Unterschied der Verschiedenheiten der Lokalumstände und Convenienzen, ist bei den Landgütern in Niedersachsen so mannigfaltig und groß, als hier Person und Ort, Boden, Klima und Lage vielfach sind; und so ist es nicht nur äußerst schwer; sondern es scheint selbst, daß man es nicht genau genug treffen würde, wenn man es auch nur für die einzelnen Distrikte nach allgemeinen Regeln zu bestimmen suchte.

Gewiß ist es, daß jeder einzelne Landwirth auf jeder einzelnen Landwirthschaft, wenn er seine Handthierung versteht, dies Verhältniß erkennen und bestimmen kan; und daher glaube ich, daß es dem Zweck Königl. Gesellschaft der Wissenschaften nicht widerstreben werde, wenn ich mich schließlich noch bemühe, dieses Geschäfte dem niedersächsischen Landwirth, vermittelst allgemeiner Regeln, zu erleichtern.

Der Zweck der Gewinnung landwirthschaftlicher Produkte vermittelst Pflanzenbau und Viehzucht, ist die fortgehende Vermehrung des baaren Geldes. Diese soll jährlich, vermittelst der möglichst vermehrten Einnahme, und der möglichst verminderten Ausgabe, die größte seyn. So kan es denn gar nicht gleichgültig und willkührlich bleiben, welche Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich der Landwirth, seines Orts, hervorbringe; und wie, und in welchem Verhältniß unter sich, und in welcher Menge und Vollkommenheit, er sie daselbst gewinne.

Er muß ohne Zweifel nur diejenigen gewinnen, welche seines Orts, als die nächsten, und gewissesten Mittel, zu der möglichst größten vermehrten Einnahme, und der möglichst größten verminderten Ausgabe von ihm erkant werden können; und die Art ihrer Gewinnung, und die Größe ihrer Menge und Vollkommenheit, müssen hiemit zusammen stimmen.

Wenn der Landwirth, nachdem er seinem Landgute die möglichst höchste Kultur gegeben hat, durch die Kenntniß seines Orts, Boden, Lage und Klima, und der verschiedenen vorzüglicheren Varietäten der Thier- und Pflanzenarten, und der denselben angemessensten Station, Pfleg- und Wartungsart, es nunmehro zu entscheiden vermag:

a) Welche vorzüglichere Arten und Varietäten aus dem Thier- und Pflanzenreiche sich auf seinem Landgute gewinnen lassen.

b) Wel-

b) Welchen Grad der Vollkommenheit, jede nach der ihr angemessensten Art der Pflege und Wartung daselbst erlangen könne. Und

c) In welcher Menge jede auf ihrer Stelle zu gewinnen stehe;

und nun auch im Stande ist, nach diesen Einsichten bei ihrer Hervorbringung zu Werke zu gehen; so krönt er nun das ganze Werk, wenn er weiß A) **Welche von diesen Pflanzen und Thieren ihm insbesondere die allervortheilhaftesten sind**; und nun B) **die Mittel kennt und anwendet, sie solchergestalt neben und bei einander zu gewinnen, daß eben hieraus ihre größte Menge und Vollkommenheit, als Folgen entspringen.**

A) Will der Landwirth diejenigen Pflanzen- und Thierarten kennen lernen, die ihm insbesondere an seinem Ort die allervortheilhaftesten von denjenigen sind, die sich auf seinem Landgute oder Hofe überhaupt mit Vortheil gewinnen lassen; so bemüht er sich, von folgenden Stücken eine genaue Kenntniß sich zu verschaffen.

1) Von denjenigen Umständen seines Orts, und der Nachbarschaft, die ihre eigenen und besonderen Beziehungen, theils auf die Bedürfnisse seines eigenen Haushalts selbst, theils auf die Bedürfnisse anderer Menschen, die um ihn herum wohnen, haben; und hiedurch den Gebrauch gewisser landwirthschaftlicher Produkte, entweder entbehrlicher, oder unentbehrlicher machen.

2) Von der Größe der Menge, und dem Grad der Handelsgüte derjenigen landwirthschaftlichen Produkte, die an seinem Orte, und in seiner Gegend gewonnen werden.

3) Von denjenigen landwirthschaftlichen Produkten insbesondere, welche in den benachbarten Städten, Flecken, Manufakturen und Fabriken, zur Versendung, oder Bearbeitung, oder zum Verbrauch, entweder aus seiner Gegend, oder aus fremden, zum Handel gezogen werden, mit der Bemerkung: ob ihre Zufuhr zureicht oder nicht; ob man mit ihrer Handelsgüte und Handelsgestalt zufrieden ist, oder sie besser zu haben wünscht; und zu welchen Preisen ein gewisser und fortdauernder Absatz der zu versendenden, oder zu verarbeitenden Produkte, statt findet.

4) Von der Entfernung der Absatzörter, der Beschaffenheit der Wege zu denselben in den verschiedenen Jahreszeiten, es sey zu Wasser oder zu Lande, und daraus zu ermäßigenden und zu berechnenden Unterschied, der auf den Transport einer jeden gewissen Waarenmenge zu verwendenden Kräfte, Zeit und Kosten; und der Größe der Sicherheit und Gefahr auf ihrem Transport.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 18ten November 1782.

Nachricht, die Beurtheilung der Schriften: von den besten Mitteln zu Vermeidung des Kindermords, betreffend.

Es ist von mir verlangt worden, daß ich entweder in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, oder dem Hannoverischen Magazin, oder dem Hamburgischen Correspondenten Nachricht geben mögte, ob *man über die Frage, von den besten Mitteln zu Verminderung des Kindermordes noch Erkenntniß zu erwarten habe?* und solches, *wie man vermuthet, nur wegen Menge der eingesandten Abhandlungen sich in die Länge ziehe? oder ob etwa einige Umstände in den Weg gekommen seyn, durch welche die ernannte Richter überall behindert werden, einen Spruch zu geben?* Da in den Göttingischen gelehrten Anzeigen nichts eingesandtes angenommen wird, und aus dem Grunde an diesem sonst natürlichsten Ort meine Antwort keinen Plaz finden würde, so versuche ich es, sie im Hannoverischen Magazin, und dem Hamburgischen Correspondenten zu geben.

Allerdings ist die Menge der Schriften Ursach an dem Aufschub des Urtheils. Blos der zu rechter Zeit und vor Verfluß des Termins eingelaufenen Schriften, waren 385 an der Zahl, und wogen, als des Hrn. Stadthalters Freiherrn von Dalberg Excellenz sie nach gefälletem Urtheil an mich sandten, auf der Post *drei und achtzig Pfund.* Es ist begreiflich, daß das lesen viel Zeit erforderte, auch daß die Lektüre nicht immer angenehm war, indem so oft einerlei, auch manches schwache, oder, das mir noch betrübter ist, despotische, so beim Fürsten eine Gewalt zum voraus sezt, die ein freier Mensch ihm nicht gern einräumt, vorkam: indeß haben nun bereits zwei Richter, des Herrn Stadthalters Excellenz, und ich, ihr Urtheil nach München eingesandt, jeder von dem andern abgesondert, und ohne zu wissen, was der andere geurtheilt hat. Die Schriften sind auch bereits vor geraumer Zeit an den dritten dazu ernannten Richter nach Manheim abgegangen, der aber, wie er mir gemeldet, keine Hofnung hat, vor Ostern

1783 das Durchlesen zu endigen, und sein Urtheil zu fällen.

Mein Urtheil muß ich auch bis auf die Zeit geheim halten, das wird mich aber nicht hindern, vorher einiges Urtheil über gewisse Säße zu äußern, zum Theil in einer Schrift, die eine Art Anhang, zum Mosaischen Recht seyn könnte, und die Frage beantwortet: wie komts, daß Moses in seinen Gesetzen gar des Kindermords nicht gedenkt? Ich glaube: weil bei den damaligen Umständen und Gesetzen zum Kindermord fast gar keine Veranlassung war, wenn nicht ein Pharao ihn befahl.

Göttingen. Johann David Michaelis.

Beantwortung der von Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegten Aufgabe auf den December 1781. Welches Verhältniß zwischen Pflanzenbau, und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden, in Niedersachsen, sowohl für den Staat, als für den Landwirth, das vortheilhafteste sey.

(Schluß.)

(Siehe das 91te Stück.)

Der Landwirth wird ferner mit Vermehrung seiner Kenntnisse so weit fortzugehen suchen, daß er wisse:

1) Ob auch Oerter vorhanden sind, die bei der Durch- oder Ueberfahrt des Transports, über gewisse Waarenartikel die Stapel- oder Marktgerechtigkeit ausüben; und welche Waarenartikel diese sind?

2) Ob die Ausfuhr gewisser Waarenartikel gesetzlich verboten, oder eingeschränkt ist? Welche diese Waarenartikel sind? Wie die Einschränkung ihrer Ausfuhr beschaffen ist, unter welchen Umständen, oder Bedingnissen sie freier oder enger ist, und wie hoch sich die Kosten an Freizetteln, Pässen, u. s. w. belaufen?

3) Ob von dieser oder jener zum Verkauf bereiten landwirthschaftlichen Waare, mittel- oder unmittelbarer Weise, öffentliche Abgaben entrichtet werden müssen? Wo? Wie oft? Wie viel?

Endlich ist auch dem Landwirth nicht weniger zu wissen nöthig:

1) Ob auswärtige Kaufleute gewisse Waarenartikel in seiner Gegend suchen? Wie oft, oder selten? In welchen Quantitäten, und unter welchen Handelsbedingungen? Von welcher Handelsgestalt und Handelsgüte? In welchen Jahrszeiten, u. s. w.

2) Zu welchen Preisen sie dergleichen Waaren bezahlen, und in welchen Münzsorten?

Hat der Landwirth sich diese Kenntnisse

nisse so genau und richtig erworben als möglich ist; so wird er sich nunmehr durch Berechnungen und Vergleichungen, die sichersten Aufschlüsse zur Entscheidung machen, welche von den Produkten, die an seinem Orte überhaupt mit Vortheil zu gewinnen stehen, ihm nun insbesondere *in Rücksicht auf ihren jährlichen Absatz die allervortheilhaftesten* sind, nemlich solche:

a. Deren Verbrauch ihm selbst unentbehrlich ist, und welche er, wenn er sie nicht selbst gewönne, unvermeidlich theurer einkaufen müßte, als er sie selbst gewinnen kan.
b. Auf welche Consumtion und Nachfrage am stärksten und beständigsten fallen; die aber gegen die, auf sie verwendeten Kräfte und Kosten des Transports, den größten baaren Ueberschuß lassen.

Dies ist die eine sehr wichtige Seite. Aber nun ist noch die andere die wenigstens eben so wichtig ist: Er muß nun auch diejenigen Arten dieser Produkte aus dem Pflanzenbau und der Viehzucht kennen, die ihm besonders *in Rücksicht auf ihren jährlichen reinen Ertrag* die allervortheilhaftesten sind. Nemlich:

1) Diejenigen Arten oder Varietäten, welche sich durch
   a. Eine vorzüglichere Handelsgüte, oder Handelsgestalt, oder
   b. Fruchtbarkeit, oder
   c. Härte gegen Beschädigung von Wetterschäden, oder
   d. Sicherheit vor dem Angrif schädlicher Thiere und Insekten, oder
   e. Benutzung an Wolle, Honig, Milch, Federn, u. s. w.

   vor den übrigen davon bekanten und vorhandenen Nebenarten, vortheilhaft auszeichnen.
2) Welche, da sie die größere Fruchtbarkeit des Bodens, zum besten anderer vortheilhafter Produkte, mittel- oder unmittelbar zugleich bewürken, gegen die auf sie verwendeten Arbeiten und Kosten, den größten Ertrag hervorbringen.

B) Die Geschicklichkeit, die auf diese vorbemeldte Weise, als die am vortheilhaftesten erkanten Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreiche solchergestalt neben und mit einander zu gewinnen, daß eben hieraus ihre große Menge, Vollkommenheit und Nutzbarkeit, als Folgen entspringen, ist genau die Geschicklichkeit, Pflanzenbau und Viehzucht in das vortheilhafteste Verhältniß zwischen sich zu setzen.

Diese ganze Geschicklichkeit beruhet darauf:

Daß keine der zu gewinnenden Pflanzen- und Thierarten die andre durch Entziehung oder Schmälerung der benöthigten Kultur, Düngung, Futterung, Wartung und Pflege, an ihrem vollkommensten Gedeien hindere, noch sie aus ihrer erforderlichen Lage in Zeit und Raum dränge, sondern daß jede durch den vollkommensten Genuß der, zu ihrer möglichsten Vermehrung,

rung, Vollkommenheit, und Nutzbarkeit erforderlichen Bedürfnisse, eben dazu auf ihrer Stelle gelange, und indem sie solchergestalt den größten Ertrag an Maaß, oder Zahl, oder Gewicht bringt, ohne eine Ursache zu der Verminderung dieses Ertrags einer andern zu seyn, sie zu dem gemeinschaftlichen Zweck, der möglich größten Geldeinnahme aus den Agregaten ihrer allerseitigen Erträge, auf das vollkommenste concurrire; und seine Erreichung, so viel durch sie möglich ist, befördre, unterstütze, und erhalte.

Nach diesem Sinn

1) Theilt der Landwirth jeder zu gewinnenden Thier- uod Pflanzenart denjenigen Boden, diejenige Lage, und dasjenige Klima zu, welche zusammen der Beschaffenheit ihrer Natur am mehrsten entsprechen; und giebt unter zwei gleich vortheilhaften Thier- und Pflanzenarten, die mit einerlei Boden, Lage und Klima fürlieb nehmen, derjenigen den Vorzug, die sich bei dem wenigsten Futter, oder Dünger, der kleinsten Bodenfläche, und der wenigsten Wartung und Pflege, ihrer besondern Natur wegen, in Rücksicht auf Vermehrung, Vollkommenheit, und Nutzbarkeit, am vortheilhaftesten bezeigt.

2) Dehnt der Landwirth den Anbau derjenigen Pflanzen- und die Zuzucht derjenigen Thierarten, die den Boden angreifen, oder seine Fruchtbarkeit hemmen, nicht weiter aus, als ihre nachtheiligen Würkungen sich entweder selbst wieder heben, oder die Einflüsse derselben auf das übrige unmerklich bleiben; und als er, der erforderlichen Düngung, Futterung, Wartung und Pflege der übrigen, ihm nöthigen oder vortheilhaften Thier- und Pflanzenarten, unbeschadet, der Natur und dem Zweck derselben gemäß, düngen, füttern, warten und pflegen kan.

3) Giebt der Landwirth jeder Thier- und Pflanzenart genau nicht mehr und nicht weniger, nicht besser und nicht schlechter, so viel Nahrung an Futter oder Düngung, als zu ihrer möglichst größten Vermehrung, Vollkommenheit und Nutzbarkeit erforderlich ist. Die Beobachtung dieser Regel, setzt nicht nur die emsigste Sorge für die Vermehrung, Verbesserung, und Zurathhaltung des Futters und des Düngers, und die genaueste Kenntniß ihrer jedesmaligen Quantität und Qualität voraus; sondern sie heischt auch eine eben so genaue Kenntniß, von der Kraft und Stärke des Acker- Wiesen- und Weidebodens, sowohl der natürlichen, als darin vorhandenen künstlichen; und gründet sich nicht weniger auf eben eine solche Kenntniß von dem zuträglichsten Punkt der Sättigung, sowohl jeder Thier- als Pflanzenart, und der hiezu erforderlichen Größe des Bodenraums, in Rücksicht auf seine

Kraft

Kraft und Stärke, der erforderlichen Menge des Futters, und der Düngung in Rücksicht auf ihre Hülfreichigkeit. Ja nach diesen Kenntnissen ist er nur im Stande, das ihm vortheilhafteste Verhältniß zwischen dem Anbau und der Zuzucht der ihm vortheilhaftesten Thier- und Pflanzenarten zu kalculiren, und auf einen festeren Fuß zu setzen; voraus gesetzt, wie hier geschieht, daß sowohl die Kultur des Bodens, als auch die Bestellung und Begattung der Thier- und Pflanzenarten, ihre Aufziehung, Wartung und Pflege, Ernte, und zu Nutze machen, von ihm den möglich höchsten Grad der Vollkommenheit erlanget haben; denn so lange dies nicht ist, muß sich in jenem Verhältniß immer etwas verschieben.

Der helle Abend am 8ten October dieses Jahrs.

Jupiter und Saturn hatten schon seit einer Stunde unsern Horizont in Südwesten verlassen; die Sonne war seit beinahe vier Stunden untergegangen, schon fast 30 Grade tief unter dem Horizonte in Nordnordwesten, der Mond etwas über 20 Grad tief in Westnordwest unter unserm Gesichtskreise, und Dubhe im großen Bären hatte noch ungefähr 9 Grade zu durchlaufen, um in den untern nördlichen Meridian zu kommen, als ein Nordlicht in ungemeiner Schönheit aufblühete. Den Tag über, beim Barometerstande 27′ 11″ 10‴, war es bei nordnordöstlichem Winde bedeckte Luft gewesen, gegen 4 Uhr Abends hellete es auf, und die Sonne ging in vollem Glanze unter. Einige Abende vor diesem war der Nordwesthimmel durch ein Nordlicht erleuchtet gewesen, das aber unter die gewöhnlichen zu zählen. Jetzt aber ward es so stark, daß der ganze Horizont, doch nur wenig die südöstliche Gegend, davon eingenommen ward. Es ward zur Zeit meiner Beobachtung um 9¼ Uhr so helle, daß man eine nicht zu feine Schrift ganz gut dabei lesen konte. Der Wind, der den Tag über ziemlich rauh geblasen, hatte sich auf einmal verloren und standen einige Wolken an der Nordseite des Himmels fast unbeweglich. Sie waren nur leicht, ihr Contour, Blumen- und Laubwerk gleich; so lagen sie auf dem Lichte, das hinter ihnen stand und machten sehr angenehme Verzierungen. Fast aus allen Gegenden stunden vom Horizont ab Stralen in aneinander weglaufenden Streifen nach dem Zenith herauf; nicht anders anzusehen, als wenn die Sonne Wasser zieht, wie man zu sagen pflegt. Zwischen dem Scheat im Pegasus und dem hellen Kopfsterne der Andromeda war der Mittelpunkt, wohin diese Stralen hinauf und wieder herunterschossen; einige 20 Grad vom Zenith nach Südsüdost.

südost. Hier blieb eine Ründung, deren Diameter von 10 Graden seyn mogte, im dunkeln Blau vom Lichte leer; rund um war alles licht, hier der reine Aether. Schön war dieser Anblick! ich weiß ihn nicht besser vorzustellen, als wenn ich ihn mit den Gemälden vergleiche, auf welchen das Jehovah mit einer Glorie umgeben, abgebildet wird. Eine gute halbe Stunde stand dies Phänomenon in dieser vollen Pracht. Licht, nicht anders als ein fließender Strom, floß von allen Seiten, am stärksten aus Südwesten, auf diese Ründung zu. Als ob es oben im Centro einen Widerstand fand, wand es sich in starken schneckenförmigen Krümmungen von da nach der Peripherie wieder zurück; die Ründung blieb lichtleer, von Lichtstralen umfaßt, wie zuvor. Die vom Centro in Krümmungen zurückstürzende Lichtmaterie floß dann in einander, verdickte sich, machte große Helligkeit und spielete bei diesen Stralenbrechungen glänzend und lieblich in allen Farben des Regenbogens. Purpurrothe und seladongrüne Streifen schossen mitlerweile aus Norden und Osten bis zur Peripherie herauf; sie waren aber in ihrer Bewegung von dem Lichte, das bis zum Centro drang, sehr unterschieden. Denn wenn jenes floß und sich in einem ruhigern Laufe schlängelte; so schoß dies schnell in gerader Richtung hervor und überschritt nicht die Gränze des Runds. Die flußähnliche Materie kam seltener, die Streifen aber schossen während der Beobachtung immer, und wenn jene sich in Streifen bildete: so schossen die Lichtstralen immer neu an, und verstärkten das Licht. Eine dritte von diesen unterschiedene Bewegung machten einige länglichte lichtgelbe Wölkchen, die einem Dampfe gleich, aus Nordwesten über die Streifen wegwalleten und unserer Atmosphäre näher zu seyn schienen. Aus Süden und Südsüdosten, wo die Stralen sich zuerst verloren, flogen dergleichen schnell herauf. Es schienen diese auch lange Streifen zu seyn, die aber zehn und mehrmalen auf ihrem Wege unterbrochen wurden, indem es das Ansehen hatte, als wenn geistische Regionen des Himmels ihrer nicht empfänglich waren, oder einen Theil des Lichts plötzlich verschluckten, während der andere vorüber rauschte und auf dem Wege wieder ansetzte. Dies blieb sich so gleichförmig, daß man den Ort beinahe bestimmen konte, wo die Lichtmaterie überspringen, und wo sie wieder aufblitzen würde. Um 9½ Uhr zeigte sich dies Lichtspiel am schönsten, zwar in mannigfaltigen Abwechselungen, die den Blick in alle Gegenden zogen, doch so, daß das Auge stets zu dem von Licht umströmten runden Dunkel zurück geleitet wurde. Eine halbe Stunde dauerte diese himmlische Scene; der Vorhang fing an zu fallen; das Licht zog sich mehr und mehr an den untern nördlichen Horizont zurück, und trat der Nacht, die bei einem so festlichen Gruße vom Licht sich ih-

ihrer Herrschaft schien begeben zu haben, ihre Rechte wieder ab.

Die Sterne, die vor dem Scheine des Lichts erbleichet waren, fingen mit neuem Glanze wieder zu funkeln an. Die Spur der Milchstraße war während des Luftscheines ganz ausgelöscht. Die hellen Sterne Athair und Wega, nebst dem Schwanenkreuße in Westen wurden blaß, entweder zu sehr bedeckt vom Flusse und Stralen des Lichts, oder auch von der Helle geschwächt. Sahe man Wega auch noch; so schienen doch seine beiden helle Begleiter auf der Leier erblasset. Nur mit Mühe entdeckte man mit bloßen Augen die Sterne am Kopfe des Delphin, die Capella in Nordosten spielete noch immer durch, dagegen man die Caßiopeja oft vermißte. Menkar im Wallfische und der Helle am Kopfe des Widders behielten in der südöstlichen Gegend noch die meiste Lebhaftigkeit, dagegen der kleinere Stern von den vieren im großen Bären kaum sichtbar war.

Unter dem Quadrat des Pegasus, sahe ich um 10 Uhr zwo kleine Feuerkugeln aus Norden nach Süden fortschießen, die ich geneigt seyn würde, für sogenannte Sternschnuppen zu halten, wenn sie nicht, ungeachtet der allgemeinen Erleuchtung, sich in einem lebhafteren Feuer, als sie zur dunkeln Nachtzeit zu haben pflegen, gezeiget hätten. Roth und grün war der Glanz, den sie hinter sich aussprudelten. Sie verlöscheten geschwind.

Billig hätte ich die Magnetnadel in der Boussole bei dem allen beobachten sollen; ich gestehe aber, es vergessen zu haben: denn der reizende Anblick des Himmels zog meine Aufmerksamkeit ganz dahin, und meiner Seele schwebete nur der so sehr versinnlichte Gedanke vor: **Licht ist dein Kleid, das du anhast.** Ps. 104, v. 2.

Stade.

A. A. Watermeyer.

Eine englische Preisschrift über die Aufbringung der Kälber ohne Milch.

(Uebersetzt aus den Memoirs of Agriculture publiſhed by order of the Society for the encouragement of Arts, Manufactures and Commerce.)

An die Gesellschaft zur Ausmunterung der Künste, der Manufakturen und des Handels.

Meine Herren,

Ich fand unter Ihren ausgesetzten Preisen, die Anerbietung einer goldenen Denkmünze für eine Nachricht von der besten Art junge Kälber ohne Milch aufzubringen. Weil ich nun

nun in dieser Sache, während der letzten 4 oder 5 Jahre viel Versuche angestellt habe, so verleiten mich diese ein Mitwerber zu werden; ich lege Ihnen daher folgende Methode vor, Kälber ohne Milch zu ernähren *).

Wenn die Kälber zwei oder drei Tage alt sind, nehme ich sie von den Kühen und bringe sie in einen besondern Stall; gebe ihnen eine Art von Welge, die aus ungefähr einem Drittel Gerste und zwei Drittel Haber, die sehr fein miteinander gemahlen werden, gekocht wird. Das Haber- und Gerstenmehl wird durch ein feines Sieb gesiebt, in die gehörige (weiter unten bestimmte) Menge Wasser geschüttet; eine halbe Stunde gekocht, abgenommen, und stehen lassen bis es milchwarm ist.

Jedem Kalbe gebe ich ungefähr ein Quart des Morgens, und eben so viel des Abends, nehme aber in der Folge, wenn das Kalb älter wird, mehr. Es braucht nur wenig Mühe die Kälber dieses trinken zu machen.

Wenn die Kälber bei dieser Nahrung acht oder zehn Tage alt geworden sind, binde ich ein kleines Bund Heu, hänge es in der Mitte des Stalles auf, an diesem fangen sie nach und nach an zu fressen. Auch schütte ich etwas von dem oben erwähnten Mehl in einen kleinen Trog, damit sie gelegentlich davon fressen, welches ich von großem Nutzen für sie gefunden habe. Auf diese Weise halte ich sie, bis sie alt genug sind auf die Weide gehen, wozu sie zum wenigsten zwei Monat alt seyn müssen; daher ist es allezeit desto besser, je früher sie im Frühling gekalbt sind.

Ungefähr ein Quart des obgedachten Mehls mit drei Gallonen Wasser eingerührt, ist hinreichend, für zwölf Kälber des Morgens, und eben so viel des Abends. Ich nehme mehr wie sie älter werden.

Auf diese Weise habe ich zwischen funfzig und sechzig Stück innerhalb dieser vier Jahre aufgezogen; vierzig davon habe ich noch, die übrigen sind, wie sie alt genug waren, verkauft. Nach dieser Anweisung, können also Kälber mit sehr geringen Kosten aufgebracht werden.

Ich bin, meine Herren

Ihr gehorsamster Diener,

Wm. Budd.

*) Diese Nachricht hielt man für genugthuend, die goldene Denkmünze wurde also dem Verfasser dieses Briefes zugesprochen.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 22ten November 1782.

Bemerkungen über die zufällige Verrenkung des Schenkelbeinkopfes durch äußerliche Gewalt, von dem Regimentschirurgus D. J. Evers in Lüchow.

Bekantlich ist die ursprüngliche Verrenkung des Schenkelbeinkopfs durch äußerliche Gewalt von den größten Wundärzten geläugnet, oder auch sehr bezweifelt worden. Sie beweisen aus anatomisch-physiologischen Gründen, daß bei gesunden Menschen der Kopf des Schenkelbeins seiner tiefen und festen Articulation wegen, theils vermöge seiner starken Ligamente oder Bänder, theils in Betracht der sehr starken Muskeln, welche dieses Gelenk gegen äußerliche Gewalt bedecken, nicht leicht, wenigstens nicht auf einmal, sich verrenken könne. Der Hals dieses Beins muß nach ihrer Meinung wegen seiner sehr schwachen schwammichten Substanz viel eher brechen, als daß die starken Ligamente des Kopfes sich so sehr ausdehnen und zerreißen lassen, daß derselbe auf einmal aus der Pfanne fallen, oder sich aussetzen solte. So urtheilen **Paräus**, **Ruysch**, **Rau**, u. a. m. **Cheselden** aber besonders gedenkt dessen in seiner Anatomie, und hat es durch Erfahrungen bewiesen, indem er Gelegenheit hatte, zween Leichname zu untersuchen, an denen er bei ihrem Leben den Schenkelbeinkopf verrenkt zu seyn glaubte, an beiden aber den Hals dieses Beins gebrochen fand.

Sind jedoch die Ligamente, die den Kopf des Schenkelbeins in der Pfanne halten, durch Flüsse und durch metastatisch abgesetzte Krankenmaterie, oder durch andere innerliche Ursachen bereits so sehr geschwächt worden, daß sie sich verlängern lassen, so sind auch von aussen angebrachte gewaltthätige Ursachen vermögend, die Luxation zu bewürken, wie sehr vielfältig ist bemerkt worden.

So wahr und so bekant diese Voraussetzungen sind, so wahr ist es aber auch, daß **Petit** der erste gewesen, der die zufällige Verrenkung des Schenkelbeinkopfs durch äußerliche Gewalt erkant und in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, année 1722 pag. 117. beschrieben hat. „In

„der That, sagt er, ist dies eine Luxa„tion von besonderer Art, die durch „das Fallen, das Stoßen, oder die „äußerliche Gewalt nicht veranlaßt zu „seyn scheint; allein, diese Zufälle sind „doch die gelegentlichen Ursachen der„selben.„ **Petit** selbst erkante dies nicht eher, als bis er durch Irrthum war verführt worden, und so der erste wurde, der davon Anzeige gethan hat.

Die Lehrsätze des Hippokrats, 59 und 60, welche der große **Platner** in seiner gründlichen Einleitung in die Chirurgie, S. 337. anführt, beweisen, daß Hippokrates bloß von solchen Verrenkungen des Schenkelbeinkopfes geredet habe, die als Folgen von der Erschlaffung der Gelenkbänder und von lang anhaltenden Gichtschmerzen herrührten oder innerliche Ursachen, als ursprüngliche, zum nächsten Grunde hatten. Seine Worte im 59ten Lehrsatze sind folgende; „Bei allen de„nen, die von Hüftschmerzen seit lan„ger Zeit geplaget werden, indem der „Schenkelkopf aus seiner Höhle trit, „und sich selbst wieder einrichtet, sam„meln sich schleimigte Feuchtigkeiten.„ — Im 60ten Lehrsatze setzt er noch hinzu: „Denen, die immer lange Zeit „vom Hüftwehe geplagt werden, und „bei welchen der Schenkelbeinkopf aus „seiner Pfanne trit, zehret der Schen„kel ab, und sie hinken, wenn man sie „nicht brennet,„ — von welchen aber hier fürjetzt nicht die Rede ist.

Mein Augenmerk ist allein auf solche Hüftverrenkungen gerichtet, die äußerliche, gewaltthätige, entfernte Ursachen zum würklichen Grunde haben, von welchen man die Möglichkeit nicht eher zu erkennen pflegt, als bis es fast nicht mehr Zeit ist, dem Uebel abzuhelfen. Folgende selten vorfallende Krankengeschichte wird zur Genüge das Weitere davon zeigen.

Am 25ten März 1779, ersuchte mich der Herzoglich-Mecklenburg-Schwerinsche Hofpferdearzt Steinhof, ein Mann von ungefähr 26 Jahren, von munterm Temperamente, und der übrigens gesund zu seyn schien, ihn von einer bereits vierzehn Monate anhaltenden Krankheit zu befreien, welche er durch das Aufheben eines schweren und seine Kräfte weit überwiegenden Gefäßes sich zugezogen hatte. Bei dem Aufheben bemerkte er einen außerordentlich heftigen und krachenden Schmerz im Kreuze, fiel längst der Kellertreppe auf das linke Hüftbein, und mußte mit äußerster Pein rückwärts zum Keller herauskriechen.

Bei Untersuchung der schmerzenden Theile, ist äußerlich an denselben nichts zu bemerken gewesen; auch haben die heftigen Schmerzen nach dem Gebrauche spirituöser Mittel sich anfänglich so weit gemildert, daß er nach dreien Tagen zu reiten vermögend war. Hierauf aber fixirte sich der Schmerz in dem linken Lendenwirbel, in welchem er eine anhaltende Empfindung, gleich dem Drucke einer Kugel verspürte.

Die Schmerzen waren einige Zeit erträglich, aber gänzlich wichen sie nicht; und der Patient hatte sich in so

weit

weit darüber beruhiget, bis er nach und nach erfuhr, daß sein Körper nach der rechten Seite schief, und der linke Schenkel länger zu werden anfinge.

Man verkante vermuthlich in diesem Zeitpunkte die nächste Ursache der Krankheit, und dachte vielleicht nicht an die Möglichkeit der zufälligen Verrenkung des Schenkelbeinkopfs durch äußerliche Gewalt, sonst würden sofort die würksamsten Mittel gewählt worden seyn, die der örtlichen Krankheit angemessen waren.

Wie ich gerufen wurde und die leidenden Theile genau untersuchte, so fand ich den linken Schenkel ungefähr drei Finger breit länger, als den rechten; der große Trochanter stand sehr hervor; die musculi Glutei waren besonders bei ihrer Insertion ungemein gespannt und schienen viel dicker, als an der gesunden Seite zu seyn; der Fuß beschrieb beim Gehen die gehörige Richtung, nur kam die Ferse nicht ohne Mühe an die Erde; die Bewegung des Fußes nach beiden Seiten war sehr beschwerlich, und die Schmerzen nahmen nach und nach überhand; der Leib bog sich immer merklicher von der linken Seite nach der rechten; das rechte Hüftbein war kaum zu fühlen, und wurde von den Bauchmuskeln bedeckt; die rechte Schulter stand sehr hervor, und die Rippen an dieser Seite waren stark gebogen.

Aus diesen Erscheinungen und Zufällen, ließ sich leicht schließen, daß eine starke Contusion der Cartilaginum, der Drüsen und der Ligamente im Acetabulo der Grund davon seyn mußte. Der durch den Fall geschehenen heftigen Quetschung dieser Theile war aus den Gefäßen derselben, besonders aus den Drüsen, die das Gliedwasser absondern, eine starke Ergiessung von Säften nachgefolgt, welche durch die damit unzertrennlich verbundene Entzündung nicht nur vermehrt, sondern auch durch den beständigen Druck des Schenkelbeinkopfs so scharf wurden, daß der Schmerz aufs höchste stieg. So bald nun jene Feuchtigkeiten sich nach und nach anhäuften und verdickten, so mußte der Kopf des Schenkelbeins aus seiner Pfanne getrieben werden, und die Verrenkung desselben war in diesem Falle die nothwendige Folge.

Diese wohl erwogenen Ursachen gaben die richtigen Heilmittel gleichsam von selbst an die Hand; es mußten solche erweichend, aber auch reizend seyn. Diese Eigenschaften fand ich in dem Gumm. Ammoniac. in Acet. vin. zur Pflasterdicke gekocht, das ich siedendheiß und fingerdicke auf Leder gießen und um die leidenden Theile legen ließ. Solches Pflaster blieb zwölf Tage liegen, während dessen sich ein starker Schweiß erzeugte, und durch die zurück führenden Gefäße aufgenommen oder gleichsam verzehret wurde.

Der fortgesetzte Gebrauch dieses Pflasters, bewürkte nach Verlauf von sechs Wochen einen außerordentlich heftigen und drei volle Tage anhaltenden Schmerz, vorzüglich im Acetabulo und in den angränzenden Theilen, wodurch die Auflösung vermuthlich zu Stande kam.

kam. Nach dieser Zeit erhielt der Patient eine große Erleichterung, als ob er ein neues Leben bekommen. Der Geschwulst in den Hüftmuskeln nahm ab; das so sehr verlängerte Schenkelbein ging in die vorher mit verdicktem Gliedwasser angefüllte Pfanne (Acetabulum) zurück, und erhielt dadurch die gehörige Länge; der Leib setzte sich nach und nach wieder in die natürliche Richtung und das rechte Hüftbein konte nunmehr ganz gefühlt werden.

Damit aber auch die innerlichen Säfte verbessert würden, welche durch den vierzehn Monate lang angehaltenen Schmerz verdorben waren, so ließ ich den Patienten bei der ganzen Kur das Serum lactis mit Crem. Tartari bereitet, gebrauchen; und da der Leib durch seine so lange Biegung nach der rechten Seite die Verrichtung der Leber durch den Druck gestört hatte, so ließ ich den Kranken um den zwölften Tag eine Abführung aus der Sal. Sedl. Tinctur. Rhabarb. aq. & Aq. Sambuc. nehmen, wodurch die Würkung jenes Pflasters vermehret, die Entzündung nebst der abgesetzten und verdickten Materie im Acetabulo zertheilt wurde, und der Patient hierauf sich so wohl befand, daß er nach Verlauf der achten Woche völlig geheilet war.

Diese Kur hat das Glück gehabt, der huldreichen Aufmerksamkeit, womit Seine Hochfürstliche Durchlauchten, der regierende Herr Herzog von Mecklenburg-Schwerin über Höchstderoselben Diener und Unterthanen wachen, bekant zu werden, und hat mich zugleich in die ehrenvolle Verschuldung gesetzt, der Gnade dieses erhabenen Fürsten, die sich auf die unerwartetste Weise durch ein höchst schätzbares Geschenk bis zu mir herabgelassen, hier öffentlich, da ich sonst keine Gelegenheit habe, den devotesten Dank darzubringen.

Etwas für ungelehrte Deutsche.

Es ist ungemein schwer, wo nicht gar unmöglich, einen Deutschen, der kein Gelehrter werden will, folglich die wissenschaftlichen Kunstwörter von Jugend auf nicht gelernet hat, dahin zu bringen, daß er seine Muttersprache rein und richtig rede und schreibe. Als Beispiel führe ich meine sechs Kinder, vier Söhne und zwo Töchter an. Es war mein lebhafter Vorsatz, sie alle, nach Verhältniß ihres Geschlechtes gelehrt zu machen, und sie wenigstens so weit zu führen, daß sie rein und richtig deutsch schreiben könten. Bis ins sechzehnte Jahr habe ich sie in solcher Absicht täglich bearbeitet. Nun wußten sie alle Kunstwörter der Sprachlehre; sie kanten die Fragen: Wem? Wen? Sie konten Zeit- und Nennwörter richtig abändern. Gleichwohl sprachen doch die meisten: ich will Dich das geben; ich bitte Ihnen. Alle Augenblicke hatte ich Gelegenheit, ihre Fehler zu strafen und ihnen unwillig zuzurufen: mir, nicht mich; Sie, nicht Ihnen. Aber allezeit

ohne

ohne Nutzen! Sie fühlen, daß sie fehlen, und sprechen aus Furcht in meiner Gegenwart lieber gar nicht. So schwer wird es ihnen, die Fehler zu vermeiden. Wenn nun der älteste Sohn, der bei den Wissenschaften geblieben ist, seiner Muttersprache Ehre macht, und sich in derselben auch nicht den geringsten Fehler verzeihet: so werde ich aus einer so nahen Erfahrung überzeuget, daß die Richtigkeit der deutschen Sprache keine Sache für deutsche Laien sey. Wäre sie es, so mußte es sich an meinen übrigen fünf Kindern zeigen, weil schwerlich eine jugendliche Gesellschaft, in solcher Absicht, so viel väterlichen Unterricht haben kan, als ich der meinigen gegeben habe. Woher aber gleichwohl der Mangel? Bei jenen Kunstwörtern arbeitet nur das Gedächtniß, und der Verstand ruhet. Richtigkeit der Sprache aber erfordert auch den Gebrauch des Verstandes. Nach diesem Lehrsatze bearbeite ich, seit einiger Zeit, meine Kinder, ich gab ihnen sieben Regeln, nach welchen sie ihren Verstand brauchen, und mit demselben besonders das mir und mich richtig bestimmen müssen. Dies war nicht ohne Nutzen. Wenn sie gehörig denken, so kommen diese beiden Wörter, an welchen man sich so oft versündiget, jedesmal an ihrer rechten Stelle.

Indem ich mich mit diesem neuen Unterrichte meiner Kinder beschäftige, lese ich im Hannoverischen Magazin unter dem 27ten September 1782, einen Aufsatz, den ein warmer Verehrer der richtigen deutschen Sprache schon 1777 aus Veranlassung einer Schrift, die ich damals im erst gedachten Wochenblatte über einige unnatürliche Wörter der deutschen Sprache mittheilete, eingeschickt hatte, der aber durch einen Zufall bisher uneingerückt geblieben war. Dieser brave Mann hat meine Schrift mit Vergnügen gelesen. Aber er tadelt sie auch. Jedoch geschiehet dies leztere auf eine so sanfte Art, daß ich ihn unter die seltenen Geister rechne, die ihren Widerspruch mit Bescheidenheit zu äußern wissen. Meine Schrift ist schon verjähret. Wozu würde es nützen, wenn ich seine Erinnerungen dagegen nun noch erwiederte? Hat man schon Beispiele, daß ein Gelehrter seinem Gegner, auch bei den kläresten Beweisen der Wahrheit, mit offenem Herzen Recht gegeben habe? Ich widerspreche keinem Gelehrten, wenn es ihm auch einfallen solte, zu behaupten, daß 2 mal 2 nicht 4, sondern 6 oder gar 100 wären. Genug, der Herr Verfasser ist ein gefühlvoller Freund der reinen deutschen Sprache, und er habe dafür, wenn er noch in diesen untern Hütten wohnen solte, welches ich von ganzem Herzen wünsche, einen gesegneten Tag. Er behalte, was mich betrift, die Sylbe Ent, in Entsprechen, in der bejahenden Bedeutung, ich werde sie nie so brauchen, weil sie mir und allen unpartheiischen deutschen Ohren, in ihrer herrschenden Bedeutung gar zu verneinend klinget. Uebrigens beliebe dieser deutsche Patriot

triot zu wissen, daß gegenwärtiger Aufsatz eine Frucht von seiner Ermunterung sey. Ich mache die Regeln öffentlich bekant, die ich, wie oben gedacht, meinen Kindern, den Unterscheid zwischen mir und mich richtig zu bestimmen, gegeben habe. Eine Anmerkung schicke ich voran: **mir, dir, ihr, ihm, dem** Vater, **der** Mutter, **dem** Kinde, **Ihnen, den** Vätern, rc. haben einerlei Recht. Wo das eine stehet, da findet auch das andere Platz. Ferner: **mich, Dich, ihr, Sie,** (in der einfachen Zahl,) **Sie,** (in der vielfachen Zahl,) **die** Väter rc. haben einerlei Rang. Wo das eine gesetzt wird, da kan ich auch die übrigen brauchen.

Nun die erste Regel: Wenn in einem Ausspruche **vier** unterschiedene Begriffe liegen, so setzet mir und seine vorhin angegebenen Mitgenossen. Z. B. Dies Buch hat mir mein Vater gegeben. Hier kan ein gesunder Menschenverstand sofort **vier** Begriffe aufzählen. 1) Der gebende Vater, 2) das gegebene Buch, 3) die Person der gegeben wird, 4) die Handlung des Gebens.

Anmerkung: Zuweilen sind diese vier Begriffe nicht sogleich sichtbar, liegen aber doch in dem Zusammenhange und Gegenstande der Rede. Z. B. Gib mir. Hier stecket die gebende Person und die Handlung des Gebens in dem einen Worte, Gib; und die Sache, die gegeben werden soll, wird gar nicht genennet; sie wird aber leicht aus der Verwandschaft der Rede, entweder durch die Hand, oder mit den Augen, bestimmet. Z. B. das Buch auf dem Tische, u. s. f.

Die zwote Regel: Wenn in einem Ausspruche nur **drei** Begriffe vorkommen: so brauchet allezeit mich und seines gleichen. Z. B. ich sehe dich, ich sehe Sie und nicht Ihnen. Hier ist 1) die sehende Person, 2) die Person oder Sache, die gesehen wird, 3) die Handlung des Sehens.

Die dritte Regel: Das Wort lassen, scheinet von obigen beiden Regeln abzuweichen. Es habe also eine besondere Anmerkung. Wenn laß und lassen in einer Rede vorkömt, so setzet die Person, die man etwas thun lässet, mit **mich**; und die Person, der zum Besten man etwas thun lassen will, bezeichnet mit **mir**. Z. B. laß **mich** sagen, laß **mich** schreiben; laß **mir** sagen, laß **mir** schreiben. Vielleicht ist diese besondere Regel nicht einst nöthig, weil sie würklich schon in den beiden vorigen stecket. Doch, ich wolte die ungelehrten Deutschen gerne außer allem Zweifel setzen.

Die vierte Regel: Zu den kleinen Wörtern: **mit, aus, von, nach, zu, bei, ausser,** (mehrere wollen mir nicht sofort beifallen,) setzet allezeit: **mir, dir,** und so fort. Die zärtliche artige Mutter muß also zu ihrem Söhnchen, welches laufen lernet, nicht mehr sagen: Liebchen, komm **nach mich, zu mich.** In beiden Fällen muß es **mir** heißen.

Die fünfte Regel: Zu den kleinen Wörtern: **für, ohne, durch, gegen,**

gen, **wider**, und vielleicht noch andern mehr, setzet allemal: **mich**, **dich**, **den** Vater, u. s. f. Aber zwischen die beiden Wörter, neben über, gegen über, setzet: mir und sprechet, gegen mir über, neben mir über.

Die sechste Regel: Wenn die kleinen Wörter: *an*, *in*, *der*, *unter*, *über*, *zwischen*, *auf*, *neben*, *hinter*, und vielleicht noch mehrere, die ich nicht sogleich bedenken kan, vorkommen: so untersuchet, ob der Gegenstand der Rede schon an einem Orte sey, oder erst in einen Ort kommen soll? Im ersteren Falle setzet zu solchen Wörtern: mir und sein Gefolge; im letzteren Falle aber brauchet allezeit: **mich** und seines gleichen. Als: ich stehe. Wo? **Vor dir.** Ich will mich stellen. Wohin? **Vor dich.** Ich bin. Wo? **In dem** Garten. Ich will gehen. Wohin? **In den** Garten.

Die siebende Regel: Wenn die Wörter: **ich bin, du bist, er ist** mit ihrer Folge, wie auch das Wort, **es gereichet**, vorkommen; so brauchet bei ihnen jedesmal: **mir**, u. s. f. und sprechet also: ich bin dir gut, du bist ihm angenehm, es ist mir lieb, ihm ist übel, und nicht: **er ist übel**, wie einige sprechen, das soll so viel heißen, als, er ist krank.

Nun noch einige hierher gehörige Redearten, die sich nicht wohl unter Regeln bringen lassen. Diese müssen die deutschen Laien durch die Reihe weg auswendig lernen, wenn es ihnen ein Ernst ist, ihrer Muttersprache ein kleines Ehrenopfer zu bringen. Es sind nur wenige, als: mir grauet, mir träumet, mir beliebet, nicht **mich** beliebet, wie so viele, auch Gelehrte, sprechen, mir gefället, mir ekelt ꝛc. es dienet mir, es kömt mir vor ꝛc. Ferner: mich dürstet, mich hungert, mich frieret, mich dünket, mich verlanget, mich gereuet, mich verdreußet, es geht mich an, ich versichere dich. Ganz besonders muß ich noch auszeichnen: ich freue mich über dich, ich betrübe mich über dich, ich schäme, scheue, fürchte mich vor dir.

Dies sind sieben Regeln und ein kleiner Anhang. Werden meine gelehrten Landesleute lachen? Werden sie sagen: Regeln sind leichte zu geben, aber schwer anzuwenden? Es ist tausendmal leichter, auf ein Gerathewohl richtig deutsch zu lernen, als solchen Regeln zu folgen? Werden sie dies thun: so weiß ich keinen Rath. Nur so viel will ich bemerken, daß diese Regeln für den deutschen Pöbel nicht gehören, und der bekömt sie ja auch nicht zu Gesichte. Artige Deutsche, die es wissen, daß man seine Muttersprache richtiger und reiner sprechen könne und müsse, als gewöhnlich geschiehet; und folglich wünschen, daß sie es so gut machen mögten, als es möglich ist, diese deutschen Landesleute, der Oficier, der Kaufmann, der feine Bürger, der Künstler, der Verwalter, der Pachter ꝛc. werden gewiß, wenn sie denken wollen, diese Regeln nicht ganz umsonst lesen. Ich habe davon die sichere Probe an meinen Kindern. Und diesen Vortheil mög-

mögte ich gerne weiter verbreiten. Wer so viel Verstand hat, daß er schwarz und weiß nicht für Eins hält, der wird diesen Vortheil, wenn er sich einige Zeit übet, wenigstens einigermaßen, erlangen.

Bei dieser Gelegenheit an meine gelehrten Landesleute eine Frage, die mein philologisches Gewissen schon lange Zeit gedrücket hat: Woher das **t** oder **nt** in der Wortfügung: meine**t**wegen, ihre**nt**halben? **Wegen** und **halben** erfordern doch den Genitivum? Und dieser heißt ja in den Fürwörtern: meine**r**, ihre**r** ꝛc. Es müßte ja also heißen: meine**r**wegen, ihre**r**halben, so, wie wir sprechen: Der Männer wegen ꝛc. Die deutsche Sprache brauchet doch in Zusammensetzungen keine Bandbuchstaben, wie etwa die griechische. Unsere Zunge kan ganz leicht und rein auf **r** ein **w** und **h** angeben und **seiner wegen**, **ihrer halben** ꝛc. sprechen. Ich muthmaße, daß es ein alter und nun verewigter Druckfehler sey? **r** und **t** sind im Drucke wenig unterschieden. Wollen wir diesen Fehler, ob er gleich Jahrhunderte ungestöhrt geblieben ist, nicht abschaffen? Doch die Macht der Vorurtheile ist gar zu groß! Wenn ein weltberühmter **Heine** diesen Buchstaben als Fehler bezeichnen solte: so mögte es ihm schwer werden, seinen erschlichenen Platz lange zu behaupten. Aber ich werde ihn schwerlich verdrängen. Es sey darum! Ich erkläre mich inzwischen, in jenen Stellen, als seinen ewigen Feind.

A. H. L. M.

Ein bequemes Mittel, in warmer Jahrszeit gegorene Getränke versenden zu können, ohne daß sie davon Schaden leiden.

(Aus einem Briefe des Hrn. Pallas zu St. Petersburg an Hrn. Meier in Stetin.)

Die Russischen Fuhrleute, welche im Sommer Wein und englisches Bier von Petersburg nach Moskau und in das Innere des Landes verführen, schlagen die Weinfässer in Stroh und vielfältige Matten ein, durchnetzen diese ganze Emballage mit kaltem Wasser, so sehr sie können, und begießen sie bei jedem Bach oder Brunnen von neuem. Durch die beständige Ausdünstung des Wassers wird, wie bekant, beim heißesten Sommer ein Grad von Kälte verursachet, welcher den Wein so kühl hält, als im Keller. Ich zweifle, ob dieses ganz einfältige Mittel in Deutschland genugsam bekant sey.

Ein Krug Wasser, den man mit einem feuchten Lappen umhüllet, und in der freien Luft im Schatten hinsetzet, (oder aufhänget,) ist (wie man weiß,) bei heißem Sommer so kühl, als ob er aus dem Eiskeller käme.

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 25ten November 1782.

Vom Privatkriege, und insbesondere von der öffentlichen Befehdung. Eine Beilage zum Leben Götzens von Berlichingen.

Unter Privatkrieg verstehen die neuern Philosophen: wenn ein Theil der Nation mit einem Theil der andern Nation im Kriege begriffen ist, ohne daß die ganzen Nationen Theil daran nehmen a); oder wie Grotius will b), Krieg der nicht auf Veranlassung desjenigen, der die oberste Gerichtsbarkeit über die Nation hat, geführt wird. Jene Bestimmung scheint mir nicht genau und passend genug zu seyn. Sie paßt zwar auf eine Art der Privatkriege, nicht aber auf Privatkrieg überhaupt. Dahin gehören zum Beispiel die Kriege, welche die ost- und westindische Compagnie der Holländer und Franzosen zusammen führten; dieses waren Theile zweier Nationen, die, ohne daß die ganzen Nationen Theil daran nahmen, einander bekriegten. Hingegen auf Duell und Befehdung passet diese Bestimmung gar nicht. Ich werde demnach die Definition des Grotius vom Privatkriege, zum Grunde legen, und von der Befehdung eine besondere geben. Fehde ist das von einzelnen Theilen der Nation usurpirte Recht des Krieges der ganzen Nation, das sie gegen Theile ihres eignen Volks und anderer Völker gemißbraucht haben. Wenn ich nun erstlich etwas im allgemeinen vom Ursprunge des Kriegs und seiner Haupttheile werde gesagt haben, so will ich zu der Geschichte der Fehde fortgehen.

Der Mensch in dem rohen Zustande, wie er aus den Händen der Natur kömt, fühlt doch in sich schon einen unwiderstehligen Trieb Beleidigungen, die ihm ein anderer zufügte, zu rächen. Begriffe vom Eigenthum, sind ihm gewissermaßen angeboren, und der Grundsatz, auf den das ganze Naturrecht sich gründet, was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht,„ ist selbst bei dem rohesten Wilden ganz unleugbar. Diesen Sätzen gemäß schlägt der Wilde seinen Beleidiger todt, wo er ihn findet. Raubt ihm Jemand sein Vermögen,

a) Feders Naturrecht, S. 442.
b) H. Grot. de jure bell. & pac. l. I. c. 3. §. I. not. I.

gen, seinen Reichthum, besteht er gleich nur in Waffen und Fellen, so ist ihm alles erlaubt, wenn er sich dadurch rächen und seinen Schaden ersetzen kan. So denkt der Wilde, wenn er noch ausser aller Gesellschaft sich befindet. Er trit in häusliche Verbindung, er wird der Vater einer Familie, und zugleich ihr Oberhaupt. Nun werden Beleidigungen, die einem Gliede dieser Gesellschaft wiederfahren, als Beleidigungen des ganzen Körpers angesehn, und schon ziehen Familien gegen einander zu Felde, das heißt, sie suchen sich allen möglichen Abbruch und Schaden zu thun, bis der Beleidigte Rache genug zu haben glaubt. Die Feindschaften des Vaters erben nun schon auf den Sohn, u. s. w. Das ist der Ursprung vom **Erbkriege**. Eine Familie endlich, zu schwach den Anfällen einer andern zu widerstehn, trit mit ihren Nachbarn in Verbindung, man wählt ein gemeinschaftliches Oberhaupt, und so formirt sich eine Gesellschaft, die zu ihrer Sicherheit sich unter einem gemeinschaftlichen Anführer vereinigte, ein **Staat**. Zu ihrer Sicherheit, sage ich, vereinigte sich die erste Gesellschaft. Jeder wünschte sein Eigenthum, sey es auch nach unsern heutigen Begriffen so unbedeutend als es wolle, in Ruhe zu besitzen. — Kaum aber fühlten sie sich stark genug, sahen, daß andere Familien, die noch einzeln lebten, sich vor ihnen fürchteten; so wurden sie kühn, ihre Habsucht wachte auf, sie griffen um sich und nahmen weg, was sie erreichen konten; anfangs Vieh, Waffen, u. s. w. dann Hütten, endlich Länder, und die Bewohner derselben machten sie zu Sklaven, — so finden wir die ersten Eroberer in ihnen.

So entstanden zuerst die mannigfaltigen Arten der Kriege. So lange der Wilde noch allein lebte, war sein Rachkrieg nach unsern Ideen freilich nur Mord und Diebstal, aber auch diese gehören unter die Stöhrungen der Ruhe und Sicherheit. Da er in Familienverbindung lebte, ward es schon mehr dem Kriege ähnlich, und es entstand Erbkrieg daraus. In bürgerlicher Gesellschaft finden wir ihn als Rächer der Beleidigung im Rachkriege, daran schon ganze Nationen Theil nehmen, und endlich als Eroberer. Hier zeigen sich nun auch die ersten Quellen des eigentlichen Privatkrieges deutlich. Wie? wenn Streitigkeiten unter den Bürgern des Staats selbst entstanden? — ich glaube, man sah frühzeitig ein, daß Gesetze, dergleichen beizulegen, nothwendig wären. Das Oberhaupt der Nation schlichtete die Streitigkeiten nach der natürlichen Billigkeit, und bald nach Vorschriften, die von der ganzen Nation eingeführt wurden, da man den Regenten entweder für zu despotisch oder für zu partheiisch hielt. Wir erblicken hier Gerichte, Volksversammlungen oder Reichstäge, u. s. w. Man kan sich leicht vorstellen, daß bei unkultivirten Nationen sowohl Gesetzgebung als Gerichte sehr schlecht beschaffen waren. Man ließ es anfänglich auf eine göttliche Entscheidung durch gerichtlichen Zweikampf, u. s. w. aukommen.

Diesen folgten bald Befehdungen, weil der abergläubische Haufe sowohl bei diesen als jenen wähnte, die göttliche Gerechtigkeit werde nicht zulassen können, daß der, dessen Sache die gerechte wäre, bei Entscheidung der Waffen unterliegen müßte. Hierzu kam noch bei dem Anwachs der Nationen, daß sich die Großen und Mächtigen nicht immer dem Ausspruch des Oberhaupts unterwarfen. Es hing ihnen die alte väterliche Sitte noch an, selbst ihre Sachen durchs Schwerd auszumachen, sie hielten es für schimpflich nicht ihre eignen Richter seyn zu können; und so entstand diese Art der Privatkriege, — die öffentliche Befehdung c).

So wie nun noch jetzt bei den amerikanischen Wilden diese Gewohnheit herrscht, so war sie nicht weniger ehemals herrschend bei den Barbaren im nördlichen Europa. Sie rächten als kleine Völkerstämme die zugefügten Beleidigungen durch Krieg mit ihren Beleidigern, weil ihr peinliches Recht, wenn man es so nennen kan, es so mit sich brachte d). Da sie in den mittlern Zeiten die großen europäischen Reiche überschwemmten, da folglich durch ihre zunehmende Besitzungen auch ihre Macht und die Gelegenheit zu beleidigen wuchs; so behielten sie auch da, anstatt ihre unvollkommenen Begriffe vom Recht, durch die geläuterten Begriffe der unterjochten Völker zu vervollkommnen, ihre alten Gewohnheiten bei, und führten vor wie nach ihre besondern Kriege. Ein besonderes, den rohen Zeiten eigenthümliches Kennzeichen sind diese Art der Kriege. Je mehr ein Volk sich seiner Kultur nähert, destomehr schwinden natürlicher Weise alle Merkmale von Wildheit; aber eins der letzten ist der Privatkrieg.

Man wird, wenn ich nachher von den Gesetzen der Privatkriege werde Gelegenheit zu reden haben, sehr deutlich einsehn, wie fest diese Gewohnheit im Lehnssystem gegründet war. Da beide sich immer einander unterstützten, und keines von dem andern füglich konte getrennt werden, so brachte die Aufhebung des einen, auch den Verfall des andern mit sich. Die Könige sahen gar bald ein, wie gefährlich und schädlich die Lehnsverfassung ihnen war, darum bemühten sie sich auch auf alle mögliche Art und Weise die großen Vasallen zu schwächen, und nach und nach dieses schädliche System ganz und gar abzuschaffen. Man weiß, wie lange es sich in Frankreich erhielt, und wie viel Unglück für Könige und Nationen es mit sich brachte, bevor sie im Stande waren es abzuschaffen.

Ich gehe nunmehr zu der nähern Beschreibung der Befehdungen fort, und werde zuförderst etwas vom nähern Ursprunge derselben in Frankreich und Deutschland sagen, demnächst aber von ihren Gesetzen und der Art und Weise derselben handeln.

Die häufigen verheerenden Einfälle der Normänner in Frankreich, da sie

c) Robertson's Leben Carl V. I. B.
d) Robertson ebendas.

in der Seine und Loire bis ins Herz dieses Königreichs hinaufdrangen, die Streifereien und Plünderungen der Wenden und Ungarn in Deutschland unter Ludwig des Deutschen, seiner Brüder und ihrer Nachfolger Regierungen, gaben Gelegenheit zur Erbauung der Bergschlösser, oder sogenannten Burgen. Die Verfassung dieser Staaten war nemlich durch die innern Kriege ihrer Könige so zerrüttet, daß man nicht im Stande war, sich thätlich diesen Barbaren zu widersetzen. Carl der Kahle war genöthigt den Normännern Tribut zu bezahlen, und Ludwigs Nachfolger mußten sich zu eben diesem bei den Ungern verstehn. Man dachte also auf eigene Sicherheit. Jeder Privatmann mußte sich aufs beste zu schüzzen suchen. Die Reichen und Mächtigen zogen sich daher aus dem flachen Lande weg und bauten sich auf Bergen Schlösser, um gegen den ersten Ueberfall gedeckt zu seyn, und ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen zu können. Dieses thaten nicht nur Grafen und andere weltliche Herrn, sondern auch geistliche Prälaten, welche ihre Klostergüter, Aebte und Bischöfe, die ihre Schäze den Plünderungen der Barbaren entziehen wolten, baueten in der Nähe ihrer Klöster feste Bergschlösser. Da aber jene weltliche Herrn nicht Leute genug hatten, und die Geistlichen nicht persönlich ihre Burgen vertheidigen konten, ob wir gleich Beispiele sehn werden, daß die Herrn Geistlichen oftmals in den Krieg zogen, so nuzten beide das damals schon in ganz Europa aufblühende Lehnssystem. Sie gaben Aermern gewisse Stücke Landes oder kleinere Güter, unter der Bedingung, die Besazzung der Burgen auszumachen, und im Fall der Noth ihnen zu helfen. Mit einem Worte, sie machten jene zu ihren Vasallen. So kam nun das Recht der Waffen, welches eigentlich nur dem Ganzen der Nation gehört, in die Hände eines jeden Privatmanns. Diese sahen sich nun mächtig. Wenn nunmehr ein Edelmann zum Beispiel hörte, dieses oder jenes Kloster besizt von deinen Vorfahren ein Gut, dazu es nicht rechtmäßig gelangt ist; was hatte er zu thun? Er sagte, entweder gebt mir das Gut wieder heraus, oder — hier sind meine Vasallen, die euch sogleich mit Gewalt dazu nöthigen werden. Dergleichen Fälle kamen häufiger. Gerichte hatte man nicht, und wo man sie hatte, wurden sie nicht geachtet. Man ging weiter, und suchte sich für Verlezungen seiner Ehre zu rächen; kurz, — es entstanden Fehden aller Art. Die Burgen also zogen in Frankreich und Deutschland dieses Elend nach sich, und so lange das Lehnssystem sich erhielt, so lange nicht ernstlichere Mittel und Verbesserungen der Gerichtspflege angewandt und gemacht wurden, erhielt es sich in ganz Europa.

Ich gehe weiter zu einer kurzen Beschreibung der Geseze dieser Art vom Privatkriege. Die hauptsächlichsten Befehdungen unter allen barbarischen Völkern sind, wie ich oben bereits gesagt

sagt habe, Familienfehden. Den Anverwandten war es nicht bloß erlaubt, die Beleidigungen ihrer Familie zu rächen, sondern es war ihre Pflicht. So hielten es z. B. die Söhne Ragner Lodebrogs, der in England gefangen, und von seinen Feinden zu Tode gemartert war, für ihre Pflicht, einen Rachkrieg gegen den König von England anzufangen. Sie zogen nach England, und hörten nicht eher auf, als bis sie den Tod ihres Vaters auf das grausamste gerächt hatten e). In den Gesetzen der Angli und Werni heißt es: ad quemcunque hereditas terræ pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica & ultio proximi & solutio leudis debet pertinere. Tit. VI. §. 5. ap. Lindenbr. leg. Salic. tit. 63. leg. Longobard. lib. II. tit. 14. §. 20. In dem Beichtspiegel des Bischof Burckhard von Worms, ist gleich die zweite Frage: hast du einen Todschlag begangen, um deine Verwandten zu rächen? — S. Schmid Geschichte der Deutschen. 2. Th. S. 158. In Amerika herrscht unter den Wilden noch eben dieses Gesetz, und die meisten ihrer Kriege sind Rachkriege wegen der Ermordung eines Verwandten, oder eines aus ihrem Stamm. Die Rathsversammlungen der indianischen Nationen, halten ein richtiges Verzeichniß derjenigen, die heimlich von einer andern Nation ermordet worden sind; und man erneuert deren Andenken so lange, bis man sich im Stande befindet, eine ausnehmende Genugthuung dafür zu fordern:„ Allgem. Gesch. von Amerika. 1. B. S. 356. Eine Aehnlichkeit mit dieser hat noch heut zu Tage die sogenannte Blutrache bei den Morgenländern. Siehe Irwins Reisen.

Es hatte ferner bei den europäischen Nationen Niemand, als ein Edelmann, oder Personen von hoher Geburt das Recht, Privatkriege zu führen. Streitigkeiten unter geringern Leuten wurden von Schiedsrichtern geschlichtet, und eben so Mishelligkeiten zwischen Edelleuten und Personen von niederer Geburt. Das Recht des Privatkrieges setzte hohe Geburt und Gleichheit des Standes unter den Streitenden voraus. Die Geistlichen hatten ihre Vitzthume, Advocatos, welches gewöhnlich Personen von hohem Range waren, die als Beschützer der Kirchen und Klöster erwählt wurden, und die Händel derselben ausfechten mußten, du Lange Glossar. voc. Advocatus. Oft aber stellten sich Geistliche selbst an die Spitze ihrer Vasallen und fochten ihr Recht persönlich aus. Daher sagt der Abt Guido von Clarevalley, ehemals hatten die Klöster keine Burgen und Festen, auch gingen die Priester nicht im Harnisch. Jetzt aber vertheidigen die Prälaten, wegen Ueberflusses zeitlicher Dinge, mit Feuer, Schwerd und Mord die Besitzungen der Kirche, ap. Baluz. lib. II. miscell. du Lange Glossar. p. 179. edit. Bened. Wir ha-

e) Siehe Dalin's Schwed. Gesch. 1. Th. S. 158.

haben von den Fehden der Geistlichen ein merkwürdiges Beispiel an der Fehde des Bischof Rudolf von Würzburg und seiner Brüder, wider den Graf Adelbert vom Bamberg und dessen Brüder, in den Jahren 904 und 905, welches zugleich die erste Fehde ist, davon in der deutschen Geschichte Meldung geschieht. Auch gehört hieher die Befehdung der Gebrüder Erchangel und Berthold wider den Bischof Salomo von Constanz, unter Conrad I. A. 917. Pfeffinger ad vitr. T. I. pag. 88. 89. Pütters Reichshistorie S. 142. 145.

Die Beleidigungen, welche einem Edelmann zugefügt wurden, waren nicht alle gleich gesetzmäßig fähig zu einer Befehdung. Grobe Mißhandlungen von Gewaltthätigkeit und öffentliche Beschimpfung, waren durch Gesetze bestimmte Ursachen, die Waffen gegen den Beleidiger zu ergreifen f). Alle Verbrechen, die heut zu Tage bei gesitteten Nationen an Leib und Leben gestraft werden, rechtfertigten in jenen Zeiten Privatkriege. Im eilften Jahrhundert gab eine öffentliche Beschimpfung Gelegenheit zum Kriege zwischen Mistavo dem Fürsten der Wenden, und dem Herzog Bernhard von Lüneburg. Denn da jener um die Tochter dieses Herzogs anhielt, bekam er nicht nur eine abschlägige Antwort, sondern auch den Namen Wendischer Hund. Godofred. Chron. edit. fol. p. 502. Ob aber gleich Rache wegen Beleidigungen der einzige Bewegungsgrund war, der eine Fehde gesetzmäßig entschuldigen konte, so waren gleichwohl oft und ursprünglich Streitigkeiten über ein Eigenthum Gelegenheit zu Feindseligkeiten, und diese wurden bloß durch das Schwerd ausgemacht. S. oben.

Wir gehen weiter fort zu den Personen, die in einen solchen Krieg mit verwickelt wurden. Alle die gegenwärtig waren, wenn ein Zank entstand, oder eine Gewaltthätigkeit begangen wurde, mußten einer oder der andern Parthei, in dem daraus entstehenden Privatkriege zu Hülfe kommen, denn man glaubte, es wäre unmöglich, daß ein Mann bei solchen Umständen gleichgültig bleiben könte, und sich nicht einer oder der andern streitenden Parthei annehmen solte. Robertson 1. Th. Anm. 21. Alle Verwandten der beiden Hauptpersonen des Kriegs mußten Theil an demselben nehmen, und waren verbunden, auf der Parthei zu streiten, deren Anführer mit ihnen verwandt war. Es war dieses schon ein alter Grundsatz der Deutschen, sowohl Freundschaft als Feindschaft ihrer Verwandten zu übernehmen g). Da aber natürlicher Weise nahe Verwandten mehr zu diesem Grundsatz verpflichtet waren, als weitläuftige; so waren die Grade der Verwandtschaft bestimmt, innerhalb welchen jeder seinen Verwandten beistehn

f) Robertson a. a. O.
g) Tac. de mor. germ. c. XXI.

stehn mußte. Man war aber bei Bestimmung dieser Grade der Kirche gefolgt, und da diese Ehen unter Personen, die im siebenden Grade miteinander verwandt waren, untersagte, so dehnte man das Gebot der Kriegshülfe auch so weit aus. Als sich die Kirche aber bis auf den vierten Grad einschränkte, so wurde eben diese Einschränkung auch hier eingeführt. Du Lange Dissert. sur Joinville XXIX. p. 332. 333. Ein Privatkrieg konte demnach auch nicht unter zwei leiblichen Brüdern geführt werden, weil diese einerlei Verwandte haben, und folglich hätte keiner von beiden solche Personen gehabt, die ihm in seinem Streite beigestanden hätten. Aber zween Halbbrüder konten wohl Krieg zusammen führen, weil jeder von ihnen verschiedene Verwandten hatte. So bekriegten sich Anno 1450 die beiden Grafen von Schwarzburg in Thüringen, Heinrich und Günther, Gevattern, in welchen Krieg sich die Herzoge von Sachsen Friedrich der Churfürst, und sein Bruder Herzog Wilhelm mischten. Godofr. Chron. p. 666. Die Vasallen beider kriegenden Parteien waren in die Streitigkeiten mit verwickelt, denn nach dem Lehnrecht ist der Vasall seinem Lehnsherrn zu allerlei Dienst verpflichtet, dafern er desselben bedarf. F. II. 28. Da diese Verbindung des Lehnsherrn mit seinem Lehnträger eine künstliche Verwandschaft ist, so standen die Vasallen mit den Verwandten auf einerlei Fuß. Wenn daher ein Edelmann den andern befehdete, so hatte er bald einen großen Haufen beisammen. Daher kam es, daß wenn einer glaubte nur mit einem zu thun zu haben, ihm sogleich bis hundert auf den Hals kamen h). In der Fehde Markgraf Albrechts von Brandenburg gegen die Stadt Nürnberg, im J. 1449, standen dem Markgrafen noch sechs Grafen bei. Godofr. Chron. p. 666. Winrich von Fischnich, hatte in seiner Fehde gegen Speyer im J. 1430 viele Grafen und Herren zu Gehülfen, davon zwölf namhaft gemacht werden i). Wie aber, wenn sich Leute, die in Lehnsverbindung mit einander standen, einander befehdeten? Alsdenn mußte nur der Vasall seinem Lehnsherrn vorher seinen Lehn auffsagen. Aur. Bull. c. XIV. §. 1. eher fand auch kein Frieden statt, bis die aufgesagte Lehn dem Vasallen wieder gegeben war. Daher heißt's in einem Bündnißbrief der Schwäbischen Ritterschaft am Kocher vom J. 1488. „Gefügte es sich auch, daß wir zu Krieg kommen, mit Herrn oder mit andern, von denen etlich unter uns belehnet wären, so sollen dieselbe ihre Lehen auffsagen, und dann keine Richtung uffgenommen werden; man sey dann ihre Lehn wieder worden, und geliehen wie vor.„ Und weil die Fehdankündigung mündlich geschehen mußte, nach dem schwäbischen Lehnrecht

h) Schmid Gesch. d. D. 4. Th. S. 514.
i) Lehmanns Chronik von Speyer. S. 900.

recht c. 150. so war eben darin auch befohlen c. 152. daß, falls der Lehnsherr dem Vasallen das dazu nöthige sichere Geleit versagen würde, so solte er an das dem Lehnherrn zunächst gelegene Haus gehen, und mit lauter Stimme die Ankündigung thun, daß sie von den Bewohnern des Hauses verstanden und dem Lehnsherrn hinterbracht werden könte. Datt de pace publica. p. 119. Einen Fehdebrief von dieser Art finden wir in Schannat vindemiis litterar. p. I. p. 209. und lautet also:

Domini & Comiti de Regenstein H. de Uplingen verbum mihi ad nos, scilicet quia oportunitatem temporis & Loci præsentialiter non habeo, vel quod veniendo ad vos & redeundo periculum mihi in itinere, conspicio, præsenti chartula vos scire volo, quod me in hominis fidelitate non sicut decuit tenuistis, & ideo fidem hominis me ne vobis deinceps velle servare dedico. Wir finden auch ein Beispiel, daß ein Abt dem Bischof von Merseburg, der ihn strafen wolte, einen Fehdebrief zuschickte. S. Ludwig im 4. Th. seiner reliq. mspt. p. 446. S. Pistorii Abhandlung von Fehden. §. IX.

Der Schluß folgt künftig.

Bewährtes Mittel gegen die Lungensucht bei dem Rindviehe.

Rec. Zum Trank.

Schwalbenwurzel, Osterlucey, Entian, kleine Königswurzel, Lungenkraut von jungen Eichen, Geißbartwurzel, kleine Binzenwurzel, Liebstökkel, junges Eichenlaub, Lindenlimpfe, Seidenbast, jedes eine Handvoll, in einem Kessel gesotten mit Wasser, davon giebt man dem Vieh anfangs wenig, und nach und nach immer mehr.

Rec. Zu einem Pulver.

2 Kr. Federweiß, 2 Kr. Bleiweiß, 2 Kr. Lorbeer, 1 Kr. Pfeffer, Gebeine vom Vieh, die man brennet und zu Pulver stoßt, Allermanharnischwurzel, 2 Kr. Allaun, Wermuth und Entian, alles gepülvert; davon giebt man dem Vieh des Tages dreimal, erstlich einige Messerspitzen voll; so alle Tage mehr, und darauf einen Schoppen Menschenharn; dann nimt man das Vieh überall an der Haut, und schüttelt es, so gut man kan.

Alle Nacht giebt man dem Vieh 3 oder 4 Messerspitzen voll Federweiß auf einem Brod mit etwas Salz *).

*) Vorstehendes ist aus des Herrn Pfarrer Meyers zu Kupferzell ökonomischen Schriften extrahiret, und in der Grafschaft Erbach, eingegangener Nachricht zufolge, bewährt befunden, auch deswegen daselbst besonders abgedruckt und den Unterthanen zur Nachricht mitgetheilet.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 29ten November 1782.

Vom Privatkriege, und insbesondere von der öffentlichen Befehdung. Eine Beilage zum Leben Götzens von Berlichingen.

(Schluß.)

Diese Privatkriege waren etliche Jahrhunderte hindurch sehr häufig. Sie waren Ursach, daß die Unordnungen in der Regierung, und die Wildheit der Sitten so lange anhielt, welche in diesem Zeitraum die Völker von Europa in einen so elenden Zustand sezte. Sie waren Schuld an den schlechten Verbesserungen der Justizverfassung; und die Künste des Friedens, Ackerbau und Manufakturen mußten unter ihnen gänzlich erliegen. Man führte die Fehden mit aller zerstöhrenden Wuth, die man von Rachgier, welche die Waffen in den Händen führt, und von den Gesetzen berechtigt ist, befürchten kan. Die Einfälle der Barbaren verwüsteten Deutschland nicht so sehr als diese Befehdungen, und die traurigen Gemälde, welche uns von den damaligen Zeiten gemacht werden, zeugen sattsam von der Grausamkeit derselben a). Die unter Arnulpf im J. 888 zu Mainz versammelten Bischöfe, klagen über die Drangsale, die das Reich unter den Befehdungen erdulden mußte, und sagen unter andern: „Uns zur Seite wüthet ein Haufen Räuber und Schismatiker, die die Armen plagen und umbringen, die sich weder aus Gott, noch einigen Menschen etwas machen. Von diesen, wenn auch die Heiden nicht wären, würde das Land zur Einöde gemacht werden.„ Harzheim Conc. Germ. Tom. II. p. 369. Guibert, Abt von Ragent, sagt in seiner Geschichte der heiligen Kriege: „Das ganze Reich der Franken war damals durch innerliche Befehdungen in die größte Verwirrung gebracht; allenthalben waren häufige Straßenräubereien und Unsicherheit der Landstraßen; man hörte hin und wieder von großen Bränden, und sie geschahen auch würklich. Man lieferte Schlachten aus keinen andern Ursachen, als aus leidiger unbezwinglicher Begierde; und daß ichs kurz fasse: alles unterlag den Schlägen der Gierigen, allenthalben machte man Beute, und frag-

a) Robertson a. a. O.

fragte nirgends, wem es gehörte.„ Gesta Dei per Francos. Vol. I. p. 482. Und ein späterer Schriftsteller sagt: Nun ist es leider so weit gekommen, daß in den Gerichten entweder die größte Verwirrung herrscht, oder daß es gar keine Gerichte giebt. . Man trennt die Ehre vom Recht. So bald es ihnen einfällt zu behaupten, daß ein Besitzer gar kein Recht auf seine Güter habe, so glauben sie ihm dieselben wegnehmen zu können, wenn sie auch noch so beträchtlich sind. Durch die Befehdung allein glauben sie, daß die Ehre gerettet werde, und so bald diese dem andern Theil angekündigt ist, so glauben sie alles demselben, entweder mit Gewalt oder heimlich weggenommene, es mag aus einer erdichteten oder gar keiner Ursache geschehn seyn, behalten zu können. — — Alle Gesetze sind nur von Spinneweben gemacht, in welchen kaum die geringsten Heuschrecken sich fangen, anstatt, daß es sonst weit anders war, da sie schon an den Gränzen der Begierlichkeit als eben so starke Netze, wodurch selbst die wilden Eber können gefangen werden, aufgespannt, alle diejenigen die sich darüber hinauszusetzen unterstanden, aufhielten, und in sich verwickelten.„ Cusanus Concordant. Cathol. lib. III. c. XXXI. ib. XXIX. ap. Schmid G. d. D. 4. B. S. 515. Was für Begriffe von diesen Zeiten müssen wir uns machen, wenn wir nur in Kaiser Friedrich II. Landfrieden, den er im J. 1235 auf dem Reichstage zu Mainz publicirte, die Ueberschrift gleich des ersten Capitels lesen: *da ein Sun mit seinem Vater kriegt*; und dieses wiederholt finden in Kaiser Rudolphs Landfrieden vom J. 1287 u. 1291 b). „Ich zweifle sehr, sagt hier ein neuerer Geschichtschreiber, ob irgend ein Gesetz in der Welt damit anfange, die Strafen gegen einen Sohn festzusetzen, der seinen Vater von seinem Gut verstößt, ihm mit Brennen und Rauben Schaden zufügt, oder zu seinem Gefängniß hilft. Schmid G. d. D. 3. Th. S. 190. Und welches Bild der noch frühern Zeiten, finden wir in Rhegino's Beichtspiegel, wo der Beichtvater seinem Beichtkinde zuerst die Frage thun soll: ob er nicht Jemand umgebracht? Die zweite: ob er Niemand Hände oder Füsse abgehauen, oder die Augen ausgerissen? Die dritte: ob er keinen falschen Eid geschworen? Die vierte: ob er keinen Ehebruch begangen? Schmid G. d. D. 1. Th. S. 580.

Ich gehe nunmehr weiter zu den Mitteln, die von geistlichen und weltlichen Fürsten angewendet wurden, diesem Uebel zu steuern und abzuhelfen. Zuerst entlehnte man aus den Sitten der alten Deutschen ein Mittel, der Privatrache Einhalt zu thun. Bei diesen und noch andern rohen Völkern mußte eine Geldbuße zur Erstattung gegeben werden. Tac. de mor. Germ. c. XXI. man pflegte diese, theils durch einen Vergleich der streitenden Partheien, theils durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch, theils durch den Ausspruch der Obrigkeit zu bestimmen. Die noch vorhandenen Gesetze der Franken, und anderer Nationen der mitlern Zeiten, geben noch davon Beispiele genung an die Hand. So heißt

b) Lehmanns Chron. v. Speyer. S. 628.

heißt es z. B. „wenn Jemand einem andern die Nase abgehauen hat, der soll 800 Denarien, welche 45 Solidos ausmachen, schuldig erkant werden. LL. Sal. c. 33. §. 13. Ein Dienstmann der Kirche zu Bamberg, wenn er ermordet wurde, mußte mit 10 Pfund gut gethan werden, die bloß den Verwandten des Ermordeten anheim fielen. Eben dergleichen Erstattung stand auch auf Diebstälen, und dem Charakter der Nation gemäß, war diese Buße höher als die Strafe wegen einer Mordthat. Denn sie hielten es für schändlicher, sich an einem wehrlosen Dinge zu vergreifen, als an einem Menschen, bei dem sie voraus setzten, daß er sich wehren könte. Ein freier Franke mußte, wenn er ermordet wurde, mit 200 Solidis gut gethan werden, ein freier Römer mit 100, ein zinsbarer Römer mit 45. Nach den sächsischen Gesetzen (T. IV.) wurde derjenige, der ein Pferd gestolen hatte, mit dem Tode gestraft; eine jede Mordthat aber, auch eines Adelichen, (T. II.) konte mit Gelde abgekauft werden. Bei allen übrigen Dingen, war der Nutzen der Maaßstab, wornach man sie schätzte. Ein gestolner Hengst mußte mit 45 Solidis, ein Knecht mit 35 gut gethan werden. LL. Burgund. tit. 2. Marculf. l. I. Form. 18. Von dieser Erstattung, fiel ein Theil dem Beleidigten, und ein Theil der Obrigkeit zu; bisweilen dem Beleidigten alles, und der Obrigkeit gebührte das Fredum, welches die Geldstrafe war, die man für gebrochenen Frieden erlegen mußte c). Goldast. T. II. part. 1. Alemann. rer. Fol. 84. Lehmanns Chronik von Speyer S. 190. Die Absicht bei dieser Einrichtung war, wie Rotharis der Gesetzgeber der Longobarden, der um die Mitte des siebenden Säculums herrschte, sagt: damit die Feindschaft beigelegt werde, die Verfolgung aufhöre, und der Friede wieder hergestellt werde. L. Longobard. L. I. t. 7. §. 10.

Gegen Anfang des neunten Jahrhunderts, suchte Carl der Große dieses Uebel von Grund aus zu heben. Er befahl also, wenn Jemand sich eines Verbrechens schuldig gemacht, oder eine Unthat begangen hätte, so solte er sich sogleich der Strafe unterwerfen, die ihm die Kirche auferlegte, und die Erstattung bezahlen, die ihm das Gesetz vorschriebe; und solte die beleidigte Person, oder ihre Verwandten, sich wegern, die Geldbuße anzunehmen, und sich gelüsten lassen, sich selbst mit gewaffneter Hand zu rächen, so solten sie ihrer Ländereien und ihres Eigenthums dadurch verlustig seyn. Capit. a. d. 802. ap. Baluz Vol. I. p. 371. Ferner gab er den Befehl: wenn einer in einer Fehde ist, so soll man untersuchen, wer von beiden sich nicht zum Ziel legen will, und man soll sie zum Frieden zwingen, wenn sie auch nicht wollen. Wenn es nicht anders seyn kan, soll man sie ihm vorführen. Wenn einer, nach dem von ihm gestifteten Frieden, den andern umbringen wird, so soll er dessen Wehrgeld zahlen, die Hand verlieren, womit er falsch geschworen hat, und zugleich den Königsbann zahlen. Capit. quart. a. 805. c. VI. ap. Heinecc. p. 710.

c) Nach Robertson's Erklärung, der Lohn, der der Obrigkeit, wegen des Schutzes, den sie gegen die Wuth der Rache ertheilte, gegeben ward. 1. Th. Anmerk. 22.

p. 710. Allein Carl ging hierin weiter, als es der Zeit, in der er lebte, angemessen war. Man hatte damals noch viel zu schlechte Begriffe von Regierung, und viel zu wilde Sitten, als daß man sich diesen Gesetzen würde unterworfen haben. Nach seinem Tode wurden also auch die Privatkriege wieder häufiger als jemals; denn seine Thronfolger waren zu ohnmächtig ihnen Einhalt zu thun. Die Kirche war endlich genöthigt, sich hier ins Mittel zu schlagen. Wir finden die ersten Versuche hierin gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Im J. 990 versammelten sich im südlichen Frankreich eine Anzahl Bischöfe, und machten verschiedene Schlüsse den häufigen und gewaltthätigen Befehdungen Gränzen zu setzen; daß, wenn eine Person ihres Sprengels wagen würde, diese Verordnungen zu übertreten, so ordneten sie, daß dieselbe Zeitlebens von allen christlichen Vorrechten ausgeschlossen seyn, und nach ihrem Tode ein christliches Begräbniß ihr versagt werden solte. Dieses waren aber nur Mittel für einige Gegenden. Daher wurde im J. 994 eine Kirchenversammlung zu Limoges gehalten. Man brachte hier die Körper und Reliquien der Heiligen her, und beschwor die Menschen bei diesen Heiligthümern, die Waffen niederzulegen, und sich eidlich zu verpflichten, den öffentlichen Frieden inskünftige nicht durch ihre Befehdungen zu stöhren. Bouquet. recueil des historiens. Vol. X. p. 49. 147. Verschiedene andere Concilien bemühten sich in eben diesen Angelegenheiten, durch ihre Decrete. Du Lange dissertat. p. 343. Man suchte durch vorgegebene Wunder und Erscheinungen den Adel zu bewegen, den Befehlen der Kirchenversammlungen sich zu unterwerfen, und von allen Feindseligkeiten abzustehn. Ein Bischof von Aquitaine gab 1032 eine Erscheinung vor. Ein Engel nemlich habe ihm eine Schrift vom Himmel gebracht, die den Menschen befähle, ihre Streitigkeiten beizulegen, und sich mit einander zu versöhnen. Es war um diese Zeit eben eine Landplage in diesen Gegenden, und also die Gemüther desto williger fromme Eindrücke anzunehmen, um die Strafe Gottes von sich abzuwenden. Es trat demnach ein allgemeiner Friede von 7 Jahren ein. Man faßte den Schluß, daß Jedermann alle drei Tage bei Wasser und Brod fasten, den Sonnabend aber sich des Fleisches enthalten solte, und inskünftige Niemand, während großer Festtage der Kirche, oder vom Donnerstag Abend jeder Woche bis zum Montag Morgen der folgenden Woche, seinen Feind beunruhigen oder angreifen solte. Diese so schleunige Veränderung in den Gesinnungen der Menschen, die man als ein göttliches Wunder betrachtete, wurde treuga domini, Gottes Friede, genannt. Anfänglich war dieses nichts weiter als Abrede in einem Königreiche. Bald aber nahm man ihn in der ganzen Christenheit an, durch die Autorität der Päbste ward er bestätigt, und alle Uebertreter in Bann gethan. Sigebertus ad an. 1032. ap. du Lange Gloss. voce Treuga. Robertson a. a. O. Saintfoix Versuch einer Gesch. der St. Paris. 3. Th. S. 36. Man hätte sich nun wohl von diesen

sen Verträgen den größten Nutzen versprechen sollen, allein, der Adel kehrte sich an die Stillstandszeiten bald nicht mehr, und fuhr ununterbrochen in seinen Fehden fort. „Damals wurden alle Länder so durch eine stete Verheerung beunruhigt, daß man selbst den Eid, den man zur Festhaltung des Friedens Gottes geschworen hatte, nicht hielt.„ Abbas Urspergensis ap. Datt de pace publica. p. 13. no. 35. Weil nun keine Bitten und Drohungen der Geistlichen helfen wolten, so sahen sich die Bischöfe genöthigt, die Besitzungen dieser in Fehde begriffenen Edelleute mit dem Interdict zu belegen, das heißt, sie untersagten den Pfarrherrn solcher Edlen, bei denselben keine heiligen Amtsverrichtungen vorzunehmen. In Deutschland führte Kaiser Conrad II. den Frieden Gottes zuerst ein, davon wir unten mehr hören werden.

Das bedrängte Volk suchte sich aufs neue gegen die Grausamkeit der Privatkriege zu schützen, und man verfiel abermals auf neue himmlische Offenbarungen. Ein Zimmermann gab gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts vor, Jesus Christus und die heilige Jungfrau wären ihm erschienen, und hätten ihm befohlen, das menschliche Geschlecht zum Frieden zu ermahnen. Zum Siegel dieser Erscheinung habe sie ihm ein Bild der heiligen Jungfrau gegeben, die ihren Sohn im Arm hielt, mit der Ueberschrift: Lamm Gottes das du trägest die Sünden der Welt, gieb uns den Frieden. Robertus Abbas ad an. 1182. ap. du Lange Gloff. voce Agnus Dei, und Robertson l. c. Dieses verursachte eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Herrn zu Puy, und man verband sich hier eidlich, nicht allein mit allen eignen Feinden Friede zu machen, sondern auch diejenigen, welche die Waffen nicht niederlegen wolten, mit gewafneter Hand anzugreifen. Diese Verbindung nannten sie die **Brüderschaft Gottes.** Aber auch der Einfluß dieses abergläubischen Schreckens dauerte nicht lange. Doch fing nunmehr die weltliche Obrigkeit an sich zu bemühn, diesem Gebrauch der so viel Unordnung veranlaßte, Einhalt zu thun. Philipp August, oder nach andern der heilige Ludwig, gab im J. 1245 eine Verordnung heraus, daß Niemand gegen die Freunde und Vasallen seines Gegners eher Feindseligkeiten begehen solte, als 40 Tage nach Verübung des Verbrechens oder Beleidigung die zum Krieg Anlaß gäbe. Und wer sich unterstünde diesem Gesetz zuwider zu handeln, solte als ein Friedensstöhrer angesehn, und als ein Verräther von dem ordentlichen Richter verhört und gestraft werden. Ordonnanc. des Rois de France. T. I. p. 56. Robertson a. a. O. Dieses ward der königliche Friede genannt, dessen Folgen so erwünscht waren, daß die nachfolgenden Könige denselben immer bestätigten. Philipp der Schöne gab gegen das Ende dieses Jahrhunderts, 1296 eine andere Verordnung, welche alle Privatkriege verbot, so lange der König selbst gegen die Feinde des Staats beschäftigt wäre. Weil die nachfolgenden Könige jene Verordnung bestätigten, und königl. Gewalt sie unterstützte, so thaten sie den Streitigkeiten des Adels ziemlich Einhalt,

und beide Verordnungen fanden bei andern Nationen bald Nachahmer. Allein, bald nachher fingen die großen Vasallen an, aufs neue sich unter einander zu befehden. Nach Philipp des Schönen Tode, traten sie in verschiedenen Provinzen Frankreichs in Verbindung, und überreichten seinem Nachfolger Ludwig eine schriftliche Vorstellung, in welcher sie auf die Wiederherstellung vieler Vorrechte ihres Ordens, und unter andern auch als eins der wichtigsten und vornehmsten, der Privatkriege drangen. Der König mußte es ihnen gewähren, und zu dem Ende den Frieden Gottes, den königl. Frieden, und die Verordnung vom J. 1296 aufgehoben werden. Die Söhne Philipps vermieden theils die Forderungen, theils mußten sie ihnen nachgeben. Saintfoix Versuch einer Gesch. d. St. Paris. 3. Th. S. 36. Man erfand nachher noch ein neues Mittel, diesen Unruhen einigermaßen abzuhelfen. Die streitenden Partheien nemlich mußten schriftliche Versicherung von sich stellen, einander entweder in einer bestimten Zeit nicht, oder gar nicht zu befehden; die Uebertreter dieser Versicherung, solten einer harten Strafe unterworfen seyn. Die weltliche Obrigkeit erzwang bisweilen diese Scheine, und bisweilen gab man sie sich einander freiwillig. Man hatte aber schon dieses Mittel zu Zeiten des heiligen Ludwigs im Gebrauch. In Bretagne verbanden sich sogar auf die Art, Vasallen gegen ihre Lehnsherrn. Z. B. Olivier de Clisson gegen seinen Souverain den Herzog von Bretagne. Man findet mehrere Beispiele dieser Art in Brussel Usage des Fiefs. T. II. p. 836. d). Auch war gewöhnlich, statt der Scheine, Bürgen zu stellen. Wenn nemlich die schwächere Parthei sich Feindseligkeiten von der stärkern befürchtete, so erklärte sie dieses beim Richter, und dann mußte der Stärkere Bürgen stellen, daß er sich ruhig halten wolte. Diese Bürgen heißen im Schottischen Recht Law burrows. Robertson a. a. O. Ursprünglich waren diese Scheine und Bürgen in den Städten aufgekommen, bald hernach aber fanden sie auch bei dem Adel Anwendung. Die Städte waren von je her auch hauptsächlich den Befehdungen des Adels ausgesetzt gewesen. Eben die Unsicherheit in freien, offnen Oertern, welche den Bürgen ihren Ursprung gab, war auch die Ursache zu ihrer Erbauung. Aber sie gelangten durch ihren ausgebreiteten Handel, durch Anlegung von Manufakturen, durch Privilegien, die ihnen von den Königen nach und nach ertheilt wurden, und durch welche sie viel Menschen lockten in ihnen sich niederzulassen, und Bürger zu werden, zu großer Macht und Reichthum. Weil bei ihnen die Adlichen mehr fanden, was sie reitzen konte, als bei ihres gleichen, nutzten sie alle mögliche Gelegenheit, und drückten sie wo sie konten. Die Städte nahmen darauf zum Theil Adliche in ihre Dienste, um sich gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen, und bisweilen geriethen sie auch mit diesen wieder in Streitigkeiten. Ein merkwürdiges Beispiel davon ist die Fehde Winrichs von Fischnich gegen die Stadt Speyer. A. 1430. Lehmanns Chronik von Speyer. S. 899. 595. Man kan sich also leicht vorstellen, daß die Städte bald auch auf andere Mittel dachten, den Privatkriegen des Adels Einhalt zu thun, weil sie dadurch auf mehr als eine Weise litten. Hieher ist nun auch die Erfindung mit Scheinen und Bürgen zu rechnen.

Der

d) Eine Aehnlichkeit mit diesen Scheinen, haben die Letters of Slanes in den Schottischen Rechten. Robertson Leben Carls des V. 1. Th. Anmerk. XXIII. System. of Siles by Dallas of St. Martins. p. 362.

Der Adel trat endlich, da das Ungemach, welches diese Kriege begleitete, zu sehr Ueberhand nahm, in freiwillige Conföderationen, und man entschloß sich alle Streitigkeiten, so wohl Eigenthum als Ehre betreffend, dem Ausspruch der mehresten Stimmen unter den Verbündeten zu überlassen. Und zuletzt, da alles dieses noch nicht hinreichend war, dem Unwesen zu steuern, gab Carl der VI. im J. 1413 eine Verordnung, durch welche alle Privatkriege ohne Ausnahme verboten wurden; alle Personen sich derselben unterwerfen solten, und die Widerspenstigen und Ungehorsamen durch Gefängniß, Einziehung der Güter und gerichtliche Execution solten bestraft werden. Man wolte ihnen Mangeurs und Gasteurs in die Häuser legen, nach eigenem Gefallen darin zu wirthschaften. Robertson a. a. O. Wolte man die Uebertreter nicht persönlich in Verhaft nehmen, so solte man sich ihrer Freunde und Vasallen so lange bemächtigen, bis sie Bürgschaft gestellt hätten, daß sie den Frieden halten wolten, und schließlich wiederrief man alle Gesetze, Verordnungen, Vorrechte und Gewohnheiten, die gegen diese Verordnung konten angeführt werden. Ordonnanc. T. X p. 138. Und doch mußte Ludwig der XI., noch im J. 1451, durch ein besonders Edict, die Privatkriege in Dauphine abschaffen. Wie langsam ist der Fortgang der Vernunft und der bürgerlichen Ordnung, ruft hier ein neuerer Geschichtschreiber aus. Einrichtungen, die so simpel, so billig, so leicht scheinen, erforderten alle angespannten Kräfte der weltlichen und geistlichen Gewalt, und zwar ganze Jahrhunderte hindurch, dieselben einzuführen und zu befestigen. Robertson I. Th. Anm. 21.

Ich übergehe die vielen Bemühungen anderer Länder, diesem reißenden Strom Dämme entgegen zu setzen. Frankreich fing zuerst an, darüber nachzudenken, und sich dawider zu bestreben. Seine Mittel wandte man in andern Reichen auch an, und fand oft nicht geringe Vortheile davon. Dieses ist die Ursache, warum ich mich so lange bei der Geschichte dieser Kriege in Frankreich, aufgehalten habe. Ich wende mich nunmehr zu den Bemühungen, welche in unserm deutschen Vaterlande angewandt wurden, dem Unwesen zu steuern. Die unglückliche Verfassung in der sich Deutschland durch die Streitigkeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause mit den Päbsten befand, ward durch die häufigen Fehden der kleinern deutschen Fürsten noch unglücklicher. Alle Geschichtschreiber dieser Zeiten, beschreiben sehr pathetisch die traurigen Zerrüttungen, die der Krieg in Deutschland anrichtete. Kaiser Conrad II. führte zuerst in Burgund 1038 die treugam dei ein, von wo sie bald auch nach Deutschland kam. Pütters Reichshist. S. 205. 206. allein ihre Würkungen waren schwach und von kurzer Dauer. Die nachfolgenden Kaiser suchten die öffentliche Sicherheit durch sogenannte Landfrieden wieder herzustellen, wohin besonders Kaiser Friedrichs I. Landfrieden gehört. Er setzte fest, daß wer den andern beschädigen wolle, gehalten seyn solle, ihm wenigstens drei Tage vorher, durch einen sichern Boten die Fehde anzusagen; um nemlich, wenn der Beschädigte vorgeben würde, daß er ungewarnt überfallen worden, es ihm erweisen zu können. Lex pacis Friederici I. imperatoris ap. Schmid Gesch. d. D. 3. B. S. 187. Es war deshalb nöthig, daß derjenige, welcher den andern befehden wolte, ihm einen Fehdebrief zuschikken mußte. War der Beleidiger in gewissen Verbindungen mit seinem Gegner, als Vasall, oder Söldner, u. s. w. so mußte ein Absagebrief vorhergehn.

Folgende Fehdebriefe mögen zur Probe dienen:

Wisset Burgermeistere und Rath der Statt zu Spire, daß ich Winrich von Fischenich uwer Findt sie will umt solche Ansprach, so ich an uch zu sprechen han, und wil, daß mine Ehr gegen uch und den uwern bewahrt han, mit diesem minen offen Brieffe versiegelt, Datum uff Sant Laurentien Tag, Anno Domini M. CCCCXXX Jahr. S. Lehmann. 7. B. 89 Cap. S. 900.

Ferner: Durchlauchtigster, Gnedigister Fürst Fridrich, römischer Kunig, Herzzog zu Oesterreich. Ich Heinrich Meyenberg lass Ewer kunigliche Gnad wissen, daß ich Ewer kunig-

kuniglichen Gnaden zu diesen Zeiten nicht mag dienen, sundern Ewer Lannd und Lewten veindt syn will, und schaden trachten das pest und ich mag, geben auf Yderspewgen, Freytag vor Palmtag.

Kollarii analecta. Vindob. T. II. p. 878. ap. Schmid Gesch. d. D. 4. B. S. 514.

Friedrich sorgt in seinem Landfrieden auch dafür, daß Niemand brennen soll, unter der Strafe der Acht. Er verbietet ausdrücklich die Verwüstung der Obst- und Weingärten, und nimt außer der Reichsacht, auch den Kirchenbann zu Hülfe. Kaiser Friedrich II. publicirte 1235 einen Landfrieden auf dem Reichstage zu Mainz, und erlaubte hierin die Befehdung nur in dem Fall, wenn ihm von dem Richter nicht ist gehörig Recht gesprochen worden, und deshalb gebietet er denn auch bei des Reichshulden, daß alle Fürsten recht richten sollen, als des Landes Sitte und Gewohnheit ist. Wilhelm von Holland, brachte 1255 einen Landfrieden zu Oppenheim zuStande; aber in derAnarchie, nach seinem Tode war an keine Vollstreckung desselben zu denken, und jeder mußte sich selbst so gut schützen als er konte. Um diese Zeit wurden in Deutschland noch immer mehr Burgen erbaut, die ihren adlichen Besitzern bloß zum Rückenthalt dienten, wenn sie ihre Nachbarn befehdeten, oder die Landstraßen plünderten. Die Städte traten endlich mit einem Theil des Adels in Verbindung, und verpflichteten sich, den öffentlichen Landfrieden zu behaupten, und gegen die Friedensstöhrer Krieg anzufangen. Dieses war der Ursprung des rheinischen und schwäbischen Bundes, wie auch noch andrer kleinerer Conföderationen, die aber nicht so wichtig waren als diese. Der rheinische Bund war auf Anrathen des Grafen von Waldeck von ungefähr 70 Städten geschlossen, und der Schwäbische durch einen zehnjährigen Landfrieden Kaiser Friedrichs III. im J. 1487 veranlaßt, und 1488 zwar anfangs nur von einigen wenigen Fürsten und Städten geschlossen, aber bald sehr erweitert und verstärkt. Pütters Reichshist. S. 307. 449. 450. Die Städte machten sich besonders durch den hanseatischen Bund mächtig und furchtbar, der unstreitig eine der wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte ist. Es würde aber zu weitläuftig seyn, mehr hier von ihm zu sagen, da noch vor kurzem seine Geschichte sehr vollkommen beschrieben ist. Alle Ruhe, die man vom Anfang des zwölften Jahrhunderts bis zum Ende des funfzehnten in Deutschland wahrnimt, hatte man diesen Verbindungen zu danken, und die großen Vortheile, die dem deutschen Reich dadurch zuwuchsen, lassen sich schon einigermaßen aus dem Gegentheil einsehn. Doch aber ward so lange die kaiserliche Autorität noch so wenig fest war, das Recht der Privatkriege nicht eher völlig abgeschaft, als im J. 1495. Nemlich Kaiser Maximilian I. arbeitete auf dem Wormser Reichstage, sehr emsig an einem ewigen Landfrieden. Er brachte ihn auch würklich in kurzer Zeit zu Stande, und aller Schwürigkeiten unerachtet, ward er endlich auch allgemein eingeführt, und seitdem 1521 und 1547 erneuert. Zu Abthuung der Zwistigkeiten, ward das kaiserliche Reichscammergericht gestiftet, dessen Ordnung, so wie der ewige Landfrieden, unter des heiligen römischen Reichs Grundgesetze gehört. Es ist dieses unstreitig eine der größten Wohlthaten und der besten Einrichtungen die Deutschland Maxen zu danken hat; denn ihm haben wir öffentliche Ruhe und Sicherheit zu verdanken, und dürfen jetzt froh, ohne alle Furcht den Edelmann auf seiner alten Burg herrschen sehen, ohne Fehde von ihm fürchten zu dürfen. Dem allen unerachtet dauerten unter Maxens Regierung die Fehden noch fort, und erst unter seinem Nachfolger Carl V. konten sie ganz vertilgt werden. Die wichtigsten Beweise davon, sind wohl unstreitig die Fehden Götzens von Berlichingen, Franzens von Sickingen, Hans Selbitzens, und mehrerer Ritter dieser Zeiten, davon die bekante Lebensbeschreibung Götzens Beispiele genug an die Hand giebt.

Göttingen. C. Meißner.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 2ten December 1782.

Einige neuere Nachrichten von der Insel Sky.

(Aus dem Englischen.)

Sky liegt von Westen und Norden her einem weit ausgebreiteten Weltmeer offen, und wird den Sommer über durch unabläßige Erfrischung der Winde abgekühlt, aber auch im Winter durch das Wehen der nemlichen Winde warm erhalten.

Das Wetter in diesen Gegenden ist nicht anmuthig. Die Hälfte des Jahrs ist mit Regen überschwemmt. Von der Tag- und Nachtgleiche im Herbst an, bis zum Frühlingsäquinoctium, weiß man da kaum von einem trocknen Tage, es wäre denn, daß die Regenschauer durch einen Sturmwind aufgehalten würden.

Großen Ueberfluß an Wachsthum darf man in dergleichen Himmelsstrichen nicht erwarten. Der Winter folgt zu schnell auf den Sommer; und die Ernte liegt da mit Regen getränkt auf der Erde. Der Herbst bringt noch am besten einige frühzeitige Früchte zur Reife. Im September kan man noch Johannisbeeren pflücken, aber sie sind klein, und haben ziemlich dicke Schalen.

Der Winter ist da selten so rauh, daß er dem Wachsthum der Pflanzen völlig Einhalt thäte, oder das Vieh nöthigte, einzig und allein vom Ueberschusse des Sommers zu leben.

Der Boden hat, wie in andern Ländern, seine Verschiedenheiten. In manchen Gegenden ist über einen Felsen bloß eine dünne Schicht Erde verbreitet, die weiter nichts trägt, als kurze braune Heide, und die vielleicht auch nicht durchgängig taugt, etwas bessers hervor zu bringen. Es giebt da eine Menge Sümpfe oder Moräste von mehr oder minder großem Umfange, wo es dem Boden, wie man vermuthen kan, nicht an Tiefe mangelt, obgleich derselbe für den Pflug viel zu feucht ist. Wasserpflanzen nimt man aber nicht darin wahr. Die Thäler und die Gebirge sind, eins so gut wie das andere, durch Heide verfinstert; jedoch wächst hier und da einiges Gras; und einige beglücktere Plätze von Erdreich taugen auch wohl zum Feldbau.

Der Ackerbau der Einwohner auf die-

dieser Insel ist mühselig; und vielleicht mangelt es den Leuten nicht so wohl an Erfahrung und Einsicht, als vielmehr an Kräften und Vermögen. Ihr bester Dünger ist Meergras, das ihnen, wenn sie es aufs Feld streuen, und da verfaulen lassen, immer noch eine bessere Ernte verschaft, als man sie in den Hochlanden findet. Sie tragen Auster- und Muschelschalen zu ganzen Haufen auf die Miststätte, die sich mit der Zeit in ein befruchtendes Wesen auflösen. Wenn sie eine Erdader an einem Orte finden, wo sie dieselbe nicht nutzen können; so graben sie solche auf, und schaffen sie weiter, um den fruchtbaren Boden an einem bequemern Orte damit zu verbessern.

Ihre Getreidefelder liegen oftmals so verworren und verwickelt zwischen den Steinklippen, daß gar kein Raum für ein Gespann Ochsen oder Pferde da ist, wo sie mit einem Pfluge würksam seyn könten. In solchem Falle wird das Erdreich durch Menschenhände mit einem Werkzeug umgerissen, das sie einen krummen Spaten nennen, der von solcher Form und von solchem Gewicht ist, daß er einem überaus unbequem vorkomt, und der vielleicht in einem Lande, wo die Arbeiter leicht zu finden und leicht zu bezahlen wären, gar bald verbessert werden würde. Dieser Krummspaten hat eine schmale eiserne Klinge, die an einem langen und schweren Stück Holz befestiget ist, welches ungefähr anderthalb Fuß über dem Eisen ein Knie, oder eine Krümmung mit dem Winkel nach unten zu, haben muß. Trift der Ackersmann auf einen Stein, welcher das große Hinderniß seiner Arbeit ist, so stößt er die Klinge unter denselben hinunter, bringt das Knie oder den Winkel auf den Grund, und hat alsdann an dem langen Heft einen kräftigen Hebel.

Nach den verschiedenen Arten das Feld zu bauen, werden die Pachten in **langes Land** und **kurzes Land** eingetheilt. Langes Land ist dasjenige, welches Raum für einen Pflug läßt; und kurzes Land wird mit dem Krummspaten umgerissen.

Das Getreide, das sie ihren so mühsam gebildeten Furchen anvertrauen, ist Haber oder Gerste. Ohne sehr reichlichen Dünger säen sie keine Gerste ein, und dann erwarten sie davon zehn Körner für eins; ein Zuwachs, der schon der Ernte in bessern Ländern gleich komt.

Allein der Feldbau ist dabei so mühselig, und erfordert so viel Arbeit, daß sie sich gemeiniglich mit Haber begnügen, und bei der Habersaat haben sie nach allem angewandten Fleiße doch keinen größern Zuwachs, als drei Körner für eins zu erwarten. Es wäre Thorheit, wenn man Ueberfluß in einem Lande hoffen wolte, wo ein Drittel von der Ernte zu Saamen aufgehoben werden muß.

Wenn ihr Getreide zu dem Zustande gelanget ist, den sie als dessen Reife betrachten müssen, so schneiden sie die Gerste nicht, sondern rupfen sie aus; bei dem Haber hingegen brauchen

chen sie die Sichel. Wagen mit Rädern haben sie nicht, sondern sie machen ein Gestelle von Bauholze, das von einem Pferde gezogen wird, so, daß die beiden hintern Spitzen den Erdboden berühren. Auf diesem ziehen sie manchmal ihre Garben nach Hause; oftmals aber bringen sie solche in einer Art von offenem Korb, oder in einem Gestelle von Stecken, auf dem Pferde nach Hause.

Von dem, was mit so großer Schwierigkeit erworben wird, solte sicherlich nichts verderbet werden; und doch ist ihre Methode, den Haber von den Hülsen zu säubern, keine andere, als daß sie ihn im Strohe dörren. Auf diese Weise verwüsten sie gerade das Futter, aus dessen Ermangelung ihr Rindvieh umkommen kan. Von diesem Handgrif haben sie indessen zweierlei kleine Vortheile. Sie dörren das Korn dermaßen, daß es hernach gar leicht zu Mehle gemacht ist; und nächstdem sind sie auch der Dieberei der Dröscher überhoben.

Die Bewohner dieser Insel leiden keinen Mangel an den gewöhnlichen grünen Sachen; und es ist zu vermuthen, daß, wenn sie dazu eine vortheilhafte Lage wählen, wo die Sonne gehörig auffält, sie auch die stärkern eßbaren Pflanzen erziehen können. Auf Schönheit oder angenehmen Geruch aus dem Pflanzenreiche sind sie noch nicht beflissen.

Heu ernten sie wenig; das Gras wird spät abgemähet; oft wird es nur halb trocken, und wiederum ganz naß, ehe sie es zu Hause bringen können, so, daß weiter nichts als ein Haufe verwelkter Halmen ohne Geschmack und ohne Geruch daraus wird.

In Sky ist zufälliger Weise eine schwarze Masse aufgelesen, die man sehr geneigt war für Steinkohlen zu halten; allein, zu allem Unglück wolte sie im Kamin nicht brennen.

Gemeine Erze würden hier keinen großen Werth haben; denn was erst Scheidung durchs Feuer erfordert, das müßte, wenn man es ja fände, in seinem mineralischen Zustande weiter geschaft werden, weil hier kein Brennzeug zum Schmelzofen oder zur Schmiedesse zu haben ist.

Durch fleißiges Suchen ließe sich vielleicht, in dieser Welt voll Steinen, eine oder die andere schäzbare Gattung Marmor ausfindig machen; allein, bisher haben weder philosophische Neugier, noch Handelsgeschäftigkeit ihre Wohnung hier aufgeschlagen.

Sie haben neuerlich eine Manufaktur erfunden, welche beträchtlichen Gewinnst einbringt. Ihre Felsen haben reichlichen Vorrath an Kelp, einer Seepflanze, von welcher die Asche zu Glase geschmolzen wird. Sie brennen Kelp in großen Quantitäten, die sie alsdenn auf Schiffen versenden, welche zu gewissen Zeiten kommen, und die Asche aufkaufen. Diese neue Quelle von Reichthum hat Anlaß gegeben, eine Menge Pachtungen am Ufer der See zu erhöhen; allein, die Pachtinhaber tragen, wie alle andere Pächter, den neuerlich auferlegten

Pachtzins mit großer Widerspenstigkeit ab, weil sie die Nutzung des Kelp für die bloße Frucht ihrer persönlichen Arbeit ansehen, wozu der Eigenthumsherr nichts beiträgt.

Das Hornvieh in Sky ist so klein nicht, wie man insgemein glaubt. Die Einwohner haben wahrscheinlicher Weise seit der Zeit, daß sie ihre Mastochsen auf die Viehmärkte in den südlichen Gegenden des Reichs zu schikken angefangen, mehr Fleiß auf ihre Viehzucht gewendet. Zu gesetzten Zeiten wird der jährliche Ausschuß von Vieh durch einen allgemeinen Viehtreiber auf einen Markt getrieben; und mit dem Gelde, das der Viehtreiber dem Pächter zurückbringt, werden die Pachtgelder abgetragen.

Der Preis, auf den man ordentlicher Weise rechnet, ist zwischen zwei bis drei Pfund für das Stück; ein einziges mal ist es für fünf Pfund verkauft worden. Aus den Inseln kommen sie ziemlich mager, und sie werden auch dem Fleischer nicht eher angeboten, als bis sie geraume Zeit auf den englischen Weiden gemästet worden sind.

Manche von ihren Rindern haben keine Hörner, und werden von den Schottländern Hummelkühe genannt; so wie wir eine Biene, die keinen Stachel hat, eine Hummelbiene nennen.

Ihre Pferde sind, wie ihre Kühe, von mäßiger Größe.

Bei der Dürftigkeit dieser unfruchtbaren Gegenden, wird nichts ungenutzt gelassen, was sich zur Nahrung brauchen läßt. Die Ziegen und die Schafe werden da so gut gemolken wie die Kühe. Was eine Ziege jedesmal giebt, beträgt ein Maaß; und was ein Schaf giebt, ist ein Nösel.

Die Hirsche in den Gebirgen sind kleiner als die in unsern Thiergärten, oder Waldungen, und vielleicht um nichts größer, als unsere Damhirsche. Ihr Fleisch hat nichts Thranigtes an sich, und ist auch an Güte nicht geringer, als unser gewöhnliches Wildpret. Zu einer ordentlichen Jagd sind diese Gegenden nicht gemacht. Hirsche und Rehe werden da nicht mit Hunden gejagd, sondern der Jäger lauert mit der Flinte in der Hand dem Thier auf, und wenn er es angeschossen hat, so geht er hernach der Spur seines Blutes nach.

Man hat hier eine Zucht von bunten Windspielen, welche größer und stärker sind, als diejenigen, mit denen wir Hasen jagen; und dies sind die einzigen Hunde, deren man sich hier zur Jagd bedient.

In Sky giebt es weder Ratten, noch Mäuse; aber das Wiesel ist da so häufig, daß man es in den Häusern so gut, wie die Ratten in England, hinter Kasten und Betten rasseln hört. Wahrscheinlich haben es die Einwohner der Menge von Wieseln zu danken, daß sich bei ihnen sonst kein Ungeziefer blicken läßt.

Die Einwohner von Sky sind meistens von mittler Statur, und es finden sich unter ihnen weniger sehr große oder sehr kleine Leute, als man ihrer in

in England sieht: oder da ihre Anzahl überhaupt gering ist, so giebt es der Zufälle von jeder Abweichungsart aus dem gewöhnlichen Maße nothwendiger Weise nur wenig. Die ansehnlichsten Männer finden sich unter Leuten von höherm Stande.

Das Frauenzimmer ist hier eben so schön, als an andern Orten; aber Blüte der Schönheit und zarte Haut sind nicht unter den Leuten von niedrigern Ständen zu erwarten, deren Gesichter dem Einflusse des rauhen Klima bloß gestellt sind, und deren Lineamenten bald durch Mangel zusammen schrumpfen, und bald von rauhen Winden erstarren.

Die Kräfte der Leute sind ihrem Wachsthum angemessen; jedoch sind sie gewohnt, auf dem harten Erdboden zu laufen, und sie können mit großer Behendigkeit über die Sümpfe hüpfen, oder über die Gebirge klettern. Da sie wenig Handarbeit zu verrichten haben, so bezeigen sie auch keine Lust dazu, und sind vielleicht nicht einmal im Stande, eine lange anhaltende Handarbeit auszuhalten, daher sie auch für Müßiggänger von Profession gehalten werden.

Weil sie niemals mit denjenigen Bequemlichkeiten versehen gewesen sind, die ein Leben darbietet, das durch allerlei Handel und Gewerbe im höchsten Grade mannigfaltig und veränderlich gemacht wird; so befriedigen sie ihre Bedürfnisse durch ziemlich unzulängliche Mittel, und erdulden eine Menge Unbequemlichkeiten, die sie sich mit ein wenig angelegentlicher Sorgfalt ohne Schwierigkeit würden erleichtern können.

Ihre Lebensart sichert sie nicht bei beständiger Gesundheit, und setzt sie auch eben nicht besondern Krankheiten aus.

Man glaubt durchgehends, die Menschen brächten ihr Alter in solchen Gegenden am höchsten, wo es wenig Gelegenheiten zur Schwelgerei giebt; allein, hier trift man sehr selten ein Beispiel von einem außerordentlich langen Leben an. Der Bewohner einer Bauerhütte, wird bei seinem Haberkuchen so gut alt, wie der Städter bei seinem Schildkrötengerichte.

Die hiesigen Wohnungen für Menschen, lassen sich in Hütten und Häuser eintheilen. Unter einem Hause ist ein Gebäude zu verstehen, wo ein Stockwerk über das andere gebauet ist; unter einer Hütte aber eine Wohnung, die nur ein Stockwerk auf der Erde hat. Allenthalben, wo ein Haus ist, findet der Ausländer willkommene Aufnahme.

Von den Häusern selbst läßt sich nicht viel sagen; sie sind klein, und da die Leute gezwungen sind, sich große Vorräthe von Victualien anzuschaffen, weil die Gelegenheiten, einen Kauf zu thun, so selten kommen, werden die Zimmer auf eine sehr heterogene Art vollgepfropft. Mangel an Reinlichkeit kan ihnen jedoch nicht zur Last gelegt werden.

Hütten giebt es von vielen stuffenweisen Graden; von dunkeln Höhlen

an bis zu ziemlich bequemen Wohnungen.

Die Mauer einer gemeinen Hütte ist allemal ohne Mörtel, durch geschicktes Einpassen ungebundener Steine errichtet. Manchmal wird eine doppelte Mauer von Steinen gebauet, und der Zwischenraum mit Erde ausgefüllt. Auf diese Art wird der Luft völlig der Zugang versperret. Einige Mauern sind von Rasen aufgeführt, und werden durch ein Gewebe von Ruthen zusammen gehalten.

In den schlechtesten Hütten wird das erste Zimmer durch den Eingang, und das andere durch das Rauchloch erleuchtet. Das Feuer wird insgemein in der Mitte angemacht.

Es giebt auch Wohnungen von nicht mehr als einem Stockwerke, die von vornehmen Leuten bewohnt werden, und die Mauern mit Mörtel verkittet, Glasfenster und gedielte Fußböden haben. Dergleichen Häuser haben allesammt Kamine, und manche Kamine haben auch ihre eiserne Roste.

Haus und Hausgeräthe passen hier nicht immer aufs genaueste zusammen. Zuweilen wird man in eine Schlafkammer gebracht, in der man ein schönes gemachtes Bette von ostindischem Catun mit übergebreiteten sehr feinen Laken antrift; und wenn man sich ins Bette legen will, fühlt man seine Füße im Kothe, weil selbiges gemeiniglich auf der bloßen Erde steht, die durch lange anhaltendes Regenwetter oft bis zur Pfütze weich gemacht wird.

Die kleinen Pächter und arbeitsamen Bauern, wohnen in jämmerlichen Hüttchen, die ihnen nicht vielmehr als ein Obdach vor den Ungewittern gewähren. Der Bauersmann in Norwegen soll sich, wie man sagt, alle sein Werkzeug und Geräthe selber machen. In den **Hebriden**, wenn die Leute auch noch so sinnreich und geschickt wären, läßt ihnen der Mangel an Holzungen nicht einmal die Materialien, etwas zu machen. Sie begnügen sich mit den wenigen Bequemlichkeiten, die ihnen Steine von verschiedener Gestalt und Größe verschaffen können.

Ihre Nahrung ist um nichts besser, als ihre Behausung. Fleisch von Thieren, die auf dem Lande leben, schmekken sie selten; denn es giebt hier keine Märkte. Was ein jeder ißt, nimt er aus seinem eigenen Vorrathe.

An Fischen brauchen sie bei gutem Wetter keinen Mangel zu leiden.

Wassergeflügel ist überall zu haben.

Die Insel Sky hat, wie schon gesagt, Hirsche und Rehe, aber keine Hasen.

Ihr Federvieh komt freilich demjenigen nicht bei, das von den Londoner Hühnerhändlern zum Verkaufe gemästet wird; aber es ist doch so gut, wie man es an andern Orten gemeiniglich findet; ausgenommen, daß die Gänse, weil sie in der See ihre Nahrung suchen, durchgängig einen starken thranigten Geschmack haben.

Die Gänse scheinen von einer besondern Zucht zu seyn, die das Mittel zwischen den wilden und den zahmen Hausgänsen hält. Sie sind so zahm, daß

daß sie eine Heimath haben und kennen, und doch auch dabei so wild, daß sie manchmal gar davon fliegen.

Ihr Brod backen sie von Haber und Gerste. Von Habermehle streichen sie sehr dünne Kuchen auf, die mager und hart sind, und mit denen sich ein ungewohnter Gaumen nicht so leicht vertragen will. Die Gerstenkuchen sind dicker und weicher. Die Schwärze ihrer Farbe erregt zwar einigen Ekel; aber der Geschmack ist nicht unangenehm. In den meisten Häusern giebt es aber auch feines Weizenmehl. Da weder Hefen noch Sauerteig bei ihnen bräuchlich ist, so ist auch alles ihr Brod ungesäuert.

Die Mannspersonen verschlucken, so bald sie früh morgens zum Vorschein kommen, ein Glas Whisky; und doch sind sie eben dem Trunk nicht ergeben, denn man findet nicht leicht Jemand, der übermäßig tränke.

Das Wort Whisky bedeutet Wasser, und wird in vorzüglichem Verstande von starkem Wasser oder gebranntem Liqueur gebraucht. Der Spiritus, der in Norden getrunken wird, ist von der Gerste abgezogen.

Bald nach dem Morgenschlucke (den sie einen Skalk nennen,) kan man sich des Frühstücks versehen; und dies ist eine Mahlzeit, worin es die Schottländer, so wohl in den Niederlanden, als in den Gebirgen, den Engländern zuvor thun. Zum Thee und Kaffee wird nicht nur Butter aufgesetzt, sondern es werden auch Honig, Conserven und Marmeladen dazu gegeben.

Sie verunreinigen den Theetisch mit Tellern, worauf große Schnitten von Chesterkäse über einander gethürmt sind, der seine nicht sogar lieblichen Gerüche mit dem gewürzreichen Geruche des Thees vermischt.

Ihr einziges Brennzeug ist Peat oder Torf. Ihr Holz ist alles schon verbraucht, und Steinkohlen haben sie noch nicht gefunden. Der Peat wird auf sumpfigten Gegenden ausgestochen, und zwar von einem Fuß bis zu sechs Fuß Tiefe. Für den besten hält man denjenigen, der der Oberfläche am nächsten liegt. Er besteht dem Ansehn nach aus einer Masse von schwarzem Erdreiche, die durch Pflanzenfasern zusammen gehalten wird. Die Hitze, welche er giebt, ist weder sehr stark noch von langer Dauer. Die Asche davon ist gelblich, und er giebt deren eine große Quantität. An manchen Orten giebt er einen unangenehmen Geruch, und stinkt wie Holz, das für den Schmidt zu Kohlen gebrannt wird.

In Sky giebt es Wassermühlen; wo dieselben aber zu weit abgelegen sind, da mahlen die Hausmütter ihren Haber mit einer Handmühle, die aus zween Steinen besteht, welche ungefähr anderthalb Fuß im Durchmesser halten. Der untere ist ein wenig erhoben, und zu diesem muß die Aushöhlung des obern passend gemacht werden. In der Mitte des obern Steines ist ein rundes Loch, und auf der einen Seite eine lange Handhabe.

Der Müller (oder die Müllerin) schüttet das Korn allmählig mit einer

Hand

Hand in das Loch, und mit der andern dreht er die Handhabe herum.

Das Korn gleitet über das Erhobene des untern Steines hinab, und wird durch das Umdrehen des obern, im Hinabgleiten zermalmet.

Die Insel bietet Niemanden viel Lustbarkeiten dar, ausgenommen dem abgehärteten Jäger, der durch den Sumpf waten, und die Gebirge hinauf und hinab klettern kan. Die Entfernung einer Familie von der andern macht fleißige Zusammenkünfte in einem Lande ganz unthunlich, wo das Reisen mit so vieler Schwierigkeit verknüpft ist.

Die Besuche dauern verschiedene Tage hinter einander, und werden insgemein zu Wasser gemacht; gleichwohl siehet man in diesen Gegenden kein Bot, das mit Bänken versehen, oder durch irgend einen Zusaz zu dem ursprünglichen Bauwerke bequem gemacht wäre. Wo die Leute niemals Bequemlichkeiten genossen haben, da vermissen sie dieselben auch nicht.

Es giebt hier weder Landstraßen noch sonst Merkmale, wodurch sich ein Fremder auf seinem Wege zurecht finden könte. Der Reiter hat beständig einen Wegweiser aus dem nächsten Orte zur Seite, der entweder durch Verfolgung des Wildprets oder durch Wartung des Viehes, oder dadurch, daß er oftmals zu Botschaften oder zum Wegweisen gebraucht worden ist, erfahren und auswendig gelernt hat, wo der Rücken des Berges so viel Raum habe, daß ein Pferd mit seinem Reiter fortkommen kan, und wo der Sumpf oder Morast noch so fest sey, daß er Pferd und Mann trägt. Den Sümpfen weicht man aus, weil sie, wo nicht unsicher, doch zum wenigsten ermüdend sind; und daher geht die Reise gemeiniglich von einer steilen Höhe zur andern: und wenn von diesen das Auge einen Blick hinunter zu thun wagt, so sieht es unten eine dunkle Kluft, aus der sich zuweilen das Rauschen vom Wasser hören läßt.

Jedoch scheint bei dem allen mehr Lärmen als Gefahr zu seyn. Der Hochländer geht sorgfältig voran; und das Pferd, das des Bodens schon gewohnt ist, folgt ihm nach, ohne viel aus seiner Spur zu weichen. Manchmal ist der Berg zu steil, als daß der Reiter sizen bleiben könte; und manchmal ist auch der Sumpf zu schlüpfrich und unsicher, als daß er die doppelte Last von Mann und Pferd trüge. Alsdann steigt der Reiter ab, und ein jedes hilft sich fort wie es kan.

Das Reisen wird auf diese Weise mehr langwierig, als langweilig. Zu etlichen wenigen englischen Meilen werden oft mehrere Stunden Zeit erfordert.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 6ten December 1782.

Einige neuere Nachrichten von der Insel Sky.

(Schluß.)

Die Freude, welche die Sackpfeife verschaffen kan, haben die Insulaner lange Zeit genossen; aber jetzt fängt sie an in Vergessenheit zu gerathen. Einige der vornehmsten Familien halten sich noch einen Pfeifer, dessen Amt vor alten Zeiten erblich gewesen ist.

Die Stücke, die auf der Sackpfeife gespielt werden, sind von einem Geschlecht aufs andere fortgepflanzt worden. In Sky hat es von undenklichen Zeiten her eine Pfeiferschule gegeben, die auch noch nicht völlig eingegangen ist.

Der gewöhnliche Umgang der Insulaner hat nichts Besonders an sich.

Die fragerische Neugierde, von der man wohl liest, findet man hier nicht, und dieses Urtheil von ihnen ist etwas zu voreilig gefällt worden.

Gegenwärtig giebt es in jedem Kirchspiel dieser Inseln eine Schule, zu deren Unterhaltung der Erbherr von jedwedem Gute ein Gewisses an Gelde bezahlt. Darinnen werden die Kinder im Lesen unterrichtet; aber laut der Vorschrift in ihrer Bestallung, geben sie bloß Unterricht im Englischen, daß also die Landeseingebornen in einer Sprache lesen, die sie nie brauchen, oder nur verstehen können.

In Sky giebt es zwo lateinische Schulen, wo man Kostgänger annimt, daß sie regelmäßig unterrichtet werden. Der Preis für den Tisch ist von drei Pfunden bis zu vier Pfund und zehn Schilling; und die Zahlung für den Unterricht beträgt nur eine halbe Crone für das Quartal. Allein, die Schüler sind Zugvögel, die nur den Sommer über bei der Schule bleiben; denn im Winter ist es nicht möglich, an einem Orte Lebensmittel genug für eine beträchtliche Anzahl Schüler zu schaffen.

Das Frauenzimmer muß es sich hier angelegen seyn lassen, den Männern entweder zu gefallen, oder ihnen nützlich zu seyn. Ihre Mängel werden selten durch gar zu freigebige Mitgaben vergütet. Hundert Pfund ist hier eine Aussteuer, auf die sich nicht leicht ein Mädchen Hofnung machen

darf. Auch selbst Vornehme geben ihren Töchtern nicht oft Geld mit. Die Frage ist hier: wie viel Kühe ein junges Frauenzimmer zu ihrem Manne bringen werde? Ein reiches Mädchen hat ihrer von zehn an bis etwa zu vierzigen; aber ein Paar Kühe sind schon ein anständiges Vermögen für eine, die sich nicht für reich und vornehm ausgeben will.

Die Religion auf den Inseln ist keine andere, als die Religion der **schottländischen Kirche.** Die Leute von Stande sind meist allesammt Freunde von der **englischen** Liturgie; aber sie sind einmal genöthigt, den eingesetzten Geistlichen zu erhalten; und das Land ist viel zu arm, als daß es noch einen besolden könte, der einzig und allein von den Beiträgen seiner Zuhörer leben solte.

Die mancherlei Arten von Aberglauben, die sonst hier so gut, wie in allen andern Ländern der Unwissenheit obwalteten, sind durch die Sorgfalt der Geistlichen, beinahe schon ausgerottet.

Vom **Browny**, dessen **Martin** gedenket, hat man seit vielen Jahren nichts mehr gehört. **Browny** war ein großer Poltergeist, der, wie die Leute sagten, wenn man ihn fütterte, und ihm freundlich begegnete, einen ziemlichen Theil Arbeit zu verrichten pflegte. Jetzt bezahlen sie ihm keinen Lohn mehr, und sind froh, daß sie selber arbeiten können.

In **Troda** wurde noch vor etwa drei und dreißig Jahren alle Sonnabende Milch für **Greogach**, oder **den alten Mann mit dem langen Bart** hingesetzt, aber jetzt geschiehet es auch nicht mehr.

Noch immer haben sie unter sich eine große Menge Zaubereien zu Heilung unterschiedlicher Krankheiten; es sind aber lauter Anrufungen, die bei zunehmender besserer Erkenntniß wohl noch aus der Mode kommen werden.

Sie haben auch Meinungen, die sich nicht zum Aberglauben rechnen lassen, weil sie bloß natürliche Würkungen betreffen. Sie versprechen sich bessere Körner vom Getreide, wenn sie im zunehmenden Mond einsäen, u.s.w.

Der Name der höchsten Würde, ist Laird, (oder Herr,) deren es in der weitläuftigen Insel Sky nicht mehr als drei giebt, **Macdonald, Macleod** und **Mackinnon.**

Dieser Laird, oder Herr, ist der ursprüngliche Eigenthümer des Landes; und seine natürliche Gewalt muß da sehr groß seyn, wo kein Mensch anders lebt, als vom Ackerbau, und wo der Ertrag des Landes nicht durch die Irrgänge des Kaufhandels geschleppt wird, sondern gerades Weges aus den Händen des Einsammlers in den Mund des Zehrers komt.

Der Laird hat alle diejenigen, die von seinen Pachtungen leben, in seiner Gewalt. Er kan nach Belieben ernähren oder hungern lassen, kan Brod geben, oder es entziehn. Noch dazu wurde diese ihm anklebende Gewalt bisher durch die Liebe der Blutsfreundschaft, und durch das ehrwürdi-

ge Ansehen von patriarchalischer Oberherrschaft verstärket.

Der Laird war der Vater des Stammes, und seine Pächter führten insgemein seinen Namen. Zu diesen Principien von ursprünglicher Herrschaft kam nach seit vielen Jahrhunderten ein ausschließendes Recht zu gesetzmäßiger Gerichtsbarkeit.

Diese vielfache und ausgebreitete Verpflichtung würkte mit einer Kraft, die man kaum glauben solte. Jedwede Pflicht, sie mogte moralisch oder politisch seyn, verlor sich in Zuneigung zu dem Oberhaupt, und in Anhänglichkeit an demselben. Es sind noch nicht viele Jahre her, daß die Stämme kein ander Gesetz erkanten, als den Willen ihres Lairds. Er sagte ihnen wessen Freunde und Feinde sie seyn, und zu was für einer Religion sie sich bekennen solten.

Dem Laird, oder Herrn, komt am nächsten in der Würde der **Tacksman**; ein großer Oberpachter, oder Abmiether von Ländereien, von denen er einen Theil, als eine Domaine, selber verwaltet, und einen Theil an Unterpachter austhut. Der Tacksman ist nothwendiger weise ein Mann, der sich im Stande befindet, dem Laird Sicherheit für die ganze Pachtung zu schaffen, und ist gemeiniglich ein Anverwandter von einer Seitenlinie. Dergleichen **Tacks** oder untergeordnete Besitzthümer, sind lange Zeit hindurch als erblich betrachtet worden; und damals wurde der Besitzer derselben durch den Namen des Orts, wo er seinen Wohnsitz hatte, unterschieden. Er machte gleichsam einen Mittelstand aus, durch welchen die höchsten und die niedrigsten Stände verbunden wurden. Er bezahlte dem Laird seinen Pacht und bezeigte ihm seine Ehrerbietung; so wie er wiederum von den Unterthanen seinen Pacht empfing und deren Ehrerbietung genoß.

Diese Verfassung dauert noch jetzt fort, und zwar mit ihrer ursprünglichen Würkung, aber nicht mit ihrer vormaligen unveränderlichen Dauerhaftigkeit. Seitdem sich die Insulaner nicht weiter daran begnügen lassen, daß sie das Leben haben können, seitdem sie die Begierde angekommen ist, reich zu werden; seit der Zeit befindet sich ein alter Vasall in Gefahr, daß er auf Unkosten der häuslichen Würde und angeerbten Gewalt, einem anderen, der ein höher Pachtgebot thut, weichen muß.

Von Pachtern giebt es verschiedene Klassen, je nachdem sie mehr oder weniger Capital haben. Zuweilen wird Land an eine kleine Brüderschaft ausgethan, die in einem Haufen Hütten, den man hier eine **Pachterstadt** nennet, beisammen wohnen, und die sich einer für alle, und alle für einen zur Bezahlung ihres Pachtgeldes verpflichten. Diese brauchen dann zur Wartung ihres Hornviehes, und zur Arbeit beim Feldbau eine noch geringere Art von Pachtern, die etwan eine Hütte, nebst Grase für eine gewisse Anzahl Kühe und Schafe haben, und die

ihren Pacht durch eine verabredete Quantität von Arbeit abtragen.

Der Zustand häuslicher Bedienten, oder der Preis gelegentlicher Arbeiten, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Die Mägde sollen Schafe bekommen, und die Erlaubniß haben, zu ihrer persönlichen Kleidung zu spinnen. Lohn an Gelde bekommen sie vermuthlich gar nicht, oder doch nur bei sehr reichen Familien. Die Verfassung der Lebensart, die bisher bloß hirtenmäßig gewesen ist, fängt jetzt an, durch den Handel ein wenig mannigfaltiger zu werden, aber Neuerungen finden nur nach und nach Platz, und so lange noch nicht eine Lebensart völlig die Oberhand über die andere gewonnen hat, läßt sich hiervon kein fester und bestimmter Begrif bilden.

So ist das Subordinationssystem auf den Inseln beschaffen. Da es wenig Mannigfaltigkeit hat, so kan es weder im Anblick viel Vergnügen gewähren, noch dem Geiste viel Anlaß zu weitläuftigen Betrachtungen geben.

Die Einwohner sind eine lange Zeit hindurch vielleicht nicht unglücklich gewesen; allein, ihre Zufriedenheit war eine verwirrte Mixtur von Stolz und Unwissenheit, eine Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen, die sie nicht kanten, eine blinde Ehrfurcht gegen ihre Oberhäupter, und eine mächtige Ueberzeugung von ihrer eigenen Wichtigkeit.

Da ihre Oberhäupter nunmehr ihrer Gerichtsbarkeit beraubt sind, so haben sie bereits viel von ihrem Einflusse verloren; und da sie aus patriarchalischen Beherrschern allmählich in räuberische Grundherrn ausarten, so werden sie sich selbst um das wenige Ansehn, das sie etwan noch haben, vollends bringen.

Jene Würde, die ihnen vormals die herrschende Meinung von ihrer militarischen Wichtigkeit gab, hat ihnen das Gesetz entrissen, das ihnen die Waffen abnahm. Vor einigen vierzig Jahren, pflegte ein Oberhaupt allemal mit einer Bedeckung von zehn bis zwölf Mann auszugehen, die mit ihren Waffen um ihn herum klirrten. Diese Aufmunterung zu Pöbelrottirungen hat nunmehr aufgehört.

Das Oberhaupt hat seine fürchterliche Begleitung eingebüßt; und nun spatzirt der Hochländer *) unbewaffnet und wehrlos mit friedlicher Demuth auf seiner Heide herum.

Ihre Unwissenheit nimt von Tage zu Tage mehr ab; aber ihre Wissenschaft nützt ihnen zu noch nicht viel weiter, als ihnen begreiflich zu machen, wie viel ihnen mangelt. Sie befinden sich gegenwärtig in der Erziehungsperiode, und empfinden das Unangenehme der Zucht, ohne noch den Nutzen vom Un-

*) Unter der Benennung Hochländer, werden in Schottland alle diejenigen begriffen, die gegenwärtig die Ersische Sprache reden, oder doch noch die alten ursprünglichen Sitten beibehalten, sie mögen übrigens in den Gebirgen oder auf den Inseln wohnen.

Unterricht zu spüren. Das lezte Gesez, durch welches die Hochländer ihrer Waffen beraubt worden, hat mit einer Kraft über alle Erwartung gewürkt. Bei den ehemaligen Verordnungen, die ihnen aus gleicher Absicht ertheilt wurden, war die Vollziehung unkräftig, und der Erfolg unbedeutend gewesen. Ohne allen Zweifel war vieles Gewehr heimlich und künstlich versteckt worden; und vielleicht hatte man dabei oftmals durch die Finger gesehen. Allein, das Gesez, das nach dem Siege bei Culloden eingeführt wurde, kam zu einer Zeit, da die ganze Nation muthlos geworden, und in Furcht gejagt war; es wurden die Berichte ohne Gefahr, und ohne Furcht erstattet, und das Gewehr wurde mit solcher Strenge zusammen gesucht, daß allen Häusern ihre Vertheidigungsmittel entrissen wurden.

Die Hochländer haben zu allen Zeiten bis zulezt, da sie mit ihren Waffen zugleich ihre wilde Unbändigkeit verloren, einer von dem andern alles erlitten, was Bosheit einzugeben, oder Jähzorn auszuführen vermogte. Jede Neckerei wurde mit Blute geahndet, und es konte sich kein Mann, der sich in eine zahlreiche Gesellschaft wagte, (die Gelegenheit, die sie zusammen brachte, mogte auch seyn, welche sie wolte,) versichert halten, daß er wieder nach Hause kommen würde, ohne eine Wunde mitzubringen.

Die Localgerichtsbarkeiten, welche so viel Menschenalter hindurch von den Oberhäuptern ausgeübt worden sind, sind abgeschaft.

Diese Abschaffung hat auch ihre gute und schlimme Seite. Die ehemalige Lehnsverfassung verbreitete sich in lange Aeste und Zweige von untergeordneter Gewalt. Zu dieser allgemeinen Beschaffenheit der Regierungsform, kam noch die eigenthümliche Gestalt des Landes, welches durch Gebirge in eine Menge Unterabtheilungen zerschnitten ist, zu denen außer den Landeseingebornen schwerlich Jemand Zugang finden kan, und die mit engen Pässen verwahrt, und mit krummen verworrenen Wegen verwickelt sind, wohin sich die Nationalgerechtigkeit keinen Weg bahnen konte.

Die Macht, Streitigkeiten zu entscheiden, und Vergehungen zu bestrafen, war, weil doch allemal irgend eine solche Macht da seyn muß, den Lairds, oder Herren des Landes, das ist, denen anvertrauet, die das Volk als seine natürlichen Richter verehrte. Es ist nicht zu vermuthen, daß ein roher Eigenthümer der Felsen, der keine Grundsäze und keine Einsichten hatte, ein gar zu gewissenhafter Schiedsrichter über verwickelte Rechte und Befugnisse gewesen seyn, oder daß er die Strafe jedesmal aufs genaueste nach Maaßgabe der Vergehungen eingerichtet haben werde. Aber je mehr er seinem eigenen Willen Raum gab, destomehr erhielt er seine Lehnleute in der Abhängigkeit. Klugheit und Unschuld verschaften, ohne die Gunst des Oberhauptes, keine Sicherheit; und Uebelthaten brachten auch keine Gefahr mit sich, wenn der Richter einmal ent-

 schlossen

schlossen war den Verbrecher loszusprechen.

Wenn die Oberhäupter Männer von Einsicht und tugendhaften Gesinnungen waren, so war einheimische Gerichtsbarkeit kein geringer Vortheil. Es wurden da keine weite Reisen erfordert, und konten auch keine arglistige Zögerungen Statt finden; der Charakter, die Familienverbindungen, und das Interesse der streitenden Partheien war dem Gerichtshofe schon bekant, und alles erdichtete Vorgeben wurde gar leicht an den Tag gebracht. Dem Urthelsspruche, so bald derselbe einmal ergangen war, konte nicht ausgewichen werden; die Macht des Herrn räumte alle Formalitäten aus dem Wege, und durch Vorspruch oder Ausflüchte konte dem Laufe der Gerechtigkeit nicht Einhalt gethan werden.

Es ist indessen ganz gewiß, daß seit der Zeit, da die ordentlichen Richter ihre Kraisreisen durch das ganze Land gethan haben, Recht und Gerechtigkeit allenthalben weislicher und gesetzmäßiger gehandhabt worden sey; die Klage ist nur, daß das Streiten seitdem lästig geworden ist, daß der obrigkeitlichen Beamten viel zu wenig, und daß sie daher oftmals viel zu entfernt für das allgemeine Wohlbefinden sind.

Viele von den kleinern Inseln haben gar keinen gesetzmäßigen Beamten innerhalb ihres Bezirks. Man warf einstmals die Frage auf: „Wenn ein „Verbrechen begangen werden solte, „auf wessen Befehl der Thäter wohl „könte in Verhaft genommen werden?„

Und die Antwort war: „alsdann „würde der Laird sein Recht versuchen;„ ein Recht, dessen er sich nunmehr, ohne Erlaubniß anmaßen müßte, das aber doch die Nothwendigkeit sicherlich gut heißen muß, und das daher noch immer in geringern Graden von einigen hiesigen Eigenthümern ausgeübt wird, wenn es nicht möglich ist, ein gesetzmäßiges Verfahren zu beobachten.

Unterdessen ist bei allen wichtigern Streitfragen nunmehr glücklicher Weise aller Furcht oder Hofnung vor Abgunst oder vor Zuneigung ein Ende gemacht. Die Landstraßen sind sicher in diesen Gegenden, durch welche noch vor vierzig Jahren kein Reisender kommen konte, wenn er nicht Bedeckung bei sich hatte.

Alle Rechtsbeweise durch den Degen sind vergessen, und der Geringe schwebt hier eben so wenig in Gefahr vor dem Mächtigen, als an andern Orten.

Von den schottischen Tannen.

Von Herrn Jacob Farquharson von Invercauld.

(Aus dem Englischen.)

Gewöhnlich glaubt man, daß es zwei Arten schottischer Tannen gebe, nemlich die rothe, oder ganz harzigte Tanne, die von feinen Koren und har-

hartem festem Holze ist, und die weisse, die nicht so harzigt und von gröbern Koren ist, und außerdem nie so groß wird, und weit eher anfängt zu faulen, als jene. Allein, dieser Unterschied des Holzes, und die Größe des Baumes hängt bloß von dem Klima, dem Stande des Baumes und dem Boden, worauf er wächst ab.

Diese schönen Tannen, werden in den gebirgichten Gegenden der Hochlande, in Thälern und auf Hügeln, die größtentheils gegen Norden liegen, und die einen harten steinichten Boden haben, angetroffen. Ihr beflügelter Saamen wird vom Winde haufenweise aus den Zapfen, die sich im April und Mai öffnen, zerstreut. Die jungen Schößlinge wachsen anfänglich sehr dicht bei einander auf, wodurch sie einen geraden Wuchs erhalten, und frei von Unterzweigen bleiben. Sie wachsen zu einer Höhe von funfzig bis sechszig Fuß auf, ehe sie einen Fuß im Durchmesser erhalten, und selbst ihr Wuchs in die Höhe, geht wegen des schlechten Erdreichs und ihrer großen Menge nur langsam von statten, bis endlich die größern Bäume, die kleinern völlig unterdrücken. Sie werden in dieser engen Stellung häufig vom Winde an einander geschlagen, wodurch sie ihre Seitenzweige verlieren, und das Holz von schädlichen Aesten frei bleibt.

Wenn die größern Bäume nun endlich einen freien Raum um sich her erlangt haben, so fangen sie an, am Gipfel buschichter und dicker zu werden. Einige werden vier Fuß im Durchmesser dick, und sind bis zu einer Höhe von sechzig Fuß zu den schönsten Brettern geschickt. Ihr feiner Kore beweißt, daß ihr Wachsthum noch immer langsam von statten geht. Sägt man einen Baum ganz nahe an der Wurzel ab, so kan man genau sein Alter bestimmen, welches bei diesen alten Fichten oft zu einer ungemein beträchtlichen Zahl von Jahren aufsteigt.

Ich ließ neulich eine Tanne fällen, die drittehalb Fuß im Durchmesser hatte, welches gewöhnlich die Dicke einer funfzig Jahr alten gepflanzten Tanne ist, und zählte nicht weniger als zweihundert und vierzehn Kreise darin, welches ein Beweis war, daß sie über viermal so alt, als eine gepflanzte seyn mußte.

Gepflanzte Fichten, so auf einen zubereiteten Boden anfänglich gesäet, und nach zwei Jahren in ein anderes Feld, worauf sie stehen bleiben sollen, in gehörigen Entfernungen von einander gepflanzt werden, und einen freien Raum um sich haben, in welchem sie ihre Wurzeln und Zweige ausdehnen können, erhalten zu viele Nahrung und Auswüchse, und können außerdem ihre Zweige mehr in einer wagerechten Richtung ausbreiten, wodurch das Zimmerholz daraus durch Aeste verdorben wird. Außerdem setzen sich durch diesen geschwinden Wuchs dicke jährliche Kreise an, die ein weit gröberes und schwammichter Holz geben. Ihr Saft geht nachher nie in eine

hin=

hinreichende Menge von harzigtem Balsam, der zu ihrer Erhaltung dient, über, welches verursacht, daß die Pflanzungen aussterben, ehe der Baum ein seiner Größe gemäßes Alter erhält. Das Bauholz daraus ist weder stark, noch schön, noch dauerhaft.

Das Klima hat wahrscheinlich ebenfalls seinen großen Einfluß auf die Güte des Holzes.

In den nordlichen und höchsten Gegenden der Hochlande, wo die schönsten Tannen angetroffen werden, dauert das jährliche Wachsthum lange nicht so lange, als in den südlichen, ebenen und offenen Gegenden, indem sie oft selbst am Mittage, wegen der hohen umliegenden Gebirge, die Sonne entbehren müssen. Sie bleiben daher daselbst weit länger in einem schwächlichen Zustande, als in andern Gegenden unter der nemlichen Breite.

Dieser gewissermaßen todte Zustand der Natur, der jährlich eine so lange Zeit dauert, scheint mir nothwendig zu seyn, um dieser Art Holz Festigkeit und Dauer zu geben. Es wäre daher denen, die Tannen anpflanzen, zu rathen, sie nicht Reihenweise, sondern unordentlich und dichter, als gewöhnlich geschieht, zu pflanzen, wodurch sie wahrscheinlich eben die Größe und Güte, als die natürlichen erhalten würden.

Aufgabe.

Warum sich die Eggerlinge, woraus eine Fliege entstehet, am häufigsten unter der Haut des verkümmerten Wildprets finden, und sich das Gewürme nicht eher im Holze zeige, bis der Stamm angefangen abzusterben, davon sind mir die Ursachen bekant.

Warum sich aber das Insekt am häufigsten in der Eich- und anderer Baumblüte und auf den Blättern der Bäume erzeuge, wann solche zuvor durch Nachtfröste oder dürre Witterung gelitten haben und schwach sind, wie man unter andern noch in diesem Jahre in verschiedenen Gegenden an den sehr vielen Eichäpfeln auf den schwachen Eichenblättern wahrgenommen hat, davon sind mir die Ursachen noch unbekant. Derjenige, welcher hievon unterrichtet ist, wird ersuchet, die Gründe davon in diesen Blättern bekant zu machen.

A.

Druckfehler. Im 92ten Stück Seite 1468. Zeile 19. lies statt geistische, gewisse.

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 9ten December 1782.

Von der Barriere in den Niederlanden.

Erster Abschnitt.

Vom Anfange der Unterhandlungen darüber bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Die in diesem Jahr geschehene Aufhebung der Barriere in den Oesterreichischen Niederlanden, ist eine so wichtige Staatsbegebenheit unserer Zeiten, daß vermuthlich vielen Lesern des so gemeinnützigen Hannoverischen Magazins ein Gefallen damit geschehen wird, eine Erläuterung über diese, durch so viele Unterhandlungen und Verträge, seit hundert Jahren her und darüber, von der Republik der vereinigten Niederlande zu Stande gebrachte, und nunmehro auf einmal vernichtete Barriere, in diesen Blättern zu lesen. Es finden sich zwar bereits in einer unserer besten Monatsschriften, nemlich im 3ten Stücke des Historischen Portefeuille d. J. Nr. 2. S. 284 bis 303. sehr gründlich abgefaßte Betrachtungen über die Barriere in den Niederlanden; allein außerdem, daß dieses mit Recht, seines Werthes halber, so beliebte Journal nicht in den Händen aller Leser des Hannoverischen Magazins seyn wird, werde ich von dieser Materie noch ein und anderes bemerken können, was der gelehrte Verfasser jenes Aufsatzes nicht angeführt hat, weil er es vielleicht nach seinem Plan für unnöthig hielt.

Ich übergehe also dasjenige, was im Historischen Portefeuille von der Entkräftung der spanischen Monarchie im vorigen Jahrhundert vor dem Münsterischen und Pyrenäischen Frieden, und von der Verlegenheit dieser Monarchie in Ansehung der ihrer Herrschaft unterworfen gewesenen Niederlande, eben so gründlich als richtig gesagt worden, und setze solches als bekant voraus. Hingegen mache ich die Anmerkung, aus welchem Grundsatze ich hernach das weitere ausführen werde, „daß, seitdem man im vorigen „Jahrhundert, an die sogenannte Balance von Europa, oder die Erhaltung eines Gleichgewichtes unter den „europäischen Mächten, gedacht hat; „so lange auch Frankreich seine Neigung zu den spanischen, jetzo österreichischen

„reichischen Niederlanden, oder we„nigstens einem Theil derselben, geäus„sert habe, welchen französischen Ab„sichten aber man sich jederzeit wider„sezt hat.„ Noch vor dem Münsterischen Frieden, da Frankreich und die sieben vereinigten niederländischen Provinzen, als Bundsgenossen, den Krieg gemeinschaftlich gegen Spanien führten, und Frankreich, bei der damaligen Ohnmacht Spaniens, seine Absichten, wegen Eroberung der spanischen Niederlande, um so leichter durchzusezen hofte, schlug jener Krone ihr Vorhaben dennoch fehl, und sie wurde selbst durch ihre Alliirten, die vereinigte Niederlande, unter der Hand daran gehindert, weil dieselben die spanischen Niederlande für ihre Barriere gegen Frankreich ansahen, und diese schon damals das Gleichgewicht überschreitende Krone nicht zu ihrem Nachbar haben wolten. Ja auch Großbritannien wolte es nicht zulassen, daß Frankreich die spanischen Niederlande sich unterwürfe. Als daher der Cardinal **Richelieu K. Karln** dem I. von Großbritannien antrug: Er mögte erlauben, daß Frankreich und die vereinigten sieben Provinzen sich in die spanischen Niederlande theilten; so antwortete K. **Karl**: Er würde solches niemals zugeben, sondern lieber selbst mit 30000 Mann über das Meer gehen, und den Spaniern beistehen, um sich diesem Vorhaben zu widersezen.

Die sieben vereinigten Provinzen sahen daher die Nachbarschaft mit der übermächtigen Krone Frankreich für weit gefährlicher an, als mit der geschwächten Krone Spanien, und aus diesen und andern dazu gekommenen politischen Gründen eilten sie, ihren besondern Frieden mit Spanien, im J. 1648 zu **Münster** zu schließen; durch den sie für einen freien und unabhängigen Staat anerkant wurden, und einen Theil von Brabant, Limburg und Flandern erhielten, der ihnen zu mehrerer Bedeckung ihrer Gränze diente. Frankreich aber sezte den Krieg gegen Spanien noch einige Jahre lang fort, welcher endlich, im J. 1659, durch den Pyrenäischen Frieden geendiget wurde, durch welchen jene Krone, auf der Seite der Niederlande, ganz Artois, bis auf Acre und St. Omer, von Flandern die Städte Grevelingen, Bourbourg und St. Venant, das Fort St. Philippe, Sluys und Halewin, von Hennegau die Städte und Festungen Landrecy, Kuesnoy, Avesnes, Marienburg und Philippeville, und von dem Herzogthume Luxemburg die Städte Diedenhofen, Montmedy, Damvillers, Jvoy, Chavancy und Marville, nebst den zu den vorgedachten Oertern gehörigen Aemtern und Gebieten erhielt. Den größten Vortheil aber, den Frankreich aus dem Pyrenäischen Frieden hatte, gab ihm die Heirath K. **Ludewigs** des XIV. mit der ältesten spanischen Infantin **Maria Theresia**, welche, nach den Entwürfen des Cardinals **Mazarini**, mit der Zeit den Weg zu einer Universalmonarchie bahnen solte.

Es

Es blieb nun also zwar der größte Theil der ehemaligen spanischen Niederlande, durch den Pyrenäischen Frieden der Krone Spanien, und diente ferner den vereinigten Niederlanden zu einer Barriere gegen Frankreich; und man hinderte nunmehro diese Krone um so mehr an der Erlangung der noch übrigen spanischen Niederlande, weil sie durch deren Zuwachs würde in den Stand gesezt worden seyn, die Republik der vereinigten Niederlande unter das Joch zu bringen, und dadurch aus dem Gleichgewichte zu schreiten.

Allein, diese Barriere der Republik Holland, schwebte seit der Vermählung K. **Ludewigs** von Frankreich mit der ältesten Infantin von Spanien in beständiger Gefahr. Es wurde zwar in dem, den 7ten Nov. 1659 geschlossenen Heirathscontracte ausdrücklich stipulirt, daß K. **Philipp** der IV. von Spanien seiner Infantin zum Heirathsgute 500,000 Goldgulden, in drei Terminen, binnen 18 Monaten nach Vollziehung der Heirath, mitgeben, und dagegen die Infantin, für sich und ihre Erben, von allem Anspruche auf die väterliche und mütterliche Erbschaft völlig vergnügt und abgefunden; und daß sowohl sie und ihr Gemal, als auch die aus solcher Ehe zu erzeugenden Kinder auf ewig der Nachfolge in die spanische Monarchie überhaupt, und insonderheit auch in Flandern, der Grafschaft Burgund und Charolois für unfähig und gänzlich davon ausgeschlossen erklärt seyn solten. Ingleichen solte die Infantin, noch vor ihrer würklichen Vermählung, diesen Verzicht, für sich und ihre Erben, schriftlich und eidlich von sich stellen. Und es wurde auch hernach, als die Infantin nach Frankreich abreisete, um die Vermählung zu vollziehen, gedachte Entsagung, unter dem 2ten Jun. 1660 zu Fuenta Rabia, mit nochmaliger Wiederholung und Bestätigung dessen, was in dem Friedens- und Heirathstractat diesfalls war stipulirt worden, auf das feierlichste ausgefertiget und beschworen; wie dann auch K. **Ludewig** der XIV. selbst dieses alles, den 6ten Jun. d. J. auf der Fasaneninsel, gleichfalls beschwor. Aber wenige Jahre nach der vollzogenen Heirath, zeigte es sich, wie wenig es dem König von Frankreich ein Ernst gewesen, der bei seiner Vermählung gethanen eidlichen Entsagung auf die spanische Monarchie, und deren Theile, nachzukommen, und wie fest im Gegentheile derselbe, da er nunmehro nach dem Tode des Cardinals **Mazarin**, die Regierung selbst führte, sich entschlossen habe, nach dieses seines Lehrmeisters Grundsäzen und Entwürfen zu regieren, und mittelst seiner Heirath mit der spanischen Infantin, die Niederlande und mit der Zeit die Erbfolge der ganzen spanischen Monarchie zu erlangen.

Dann, als der damals vorhandene einige Infant von Spanien **Philipp Prosper**, den 1ten Nov. 1661 mit Tode abging, und die Königin von Spanien, bei ihrer abermaligen Schwangerschaft,

gerschaft, sehr unpäßlich war, und wenig Hofnung gab, daß, wenn sie auch einen Prinzen zur Welt bringen würde, solcher lange leben dürfte; so fing man schon am französischen Hofe an, von dem Rechte der Königin von Frankreich auf Spanien, oder wenigstens auf die Niederlande zu reden, und vorzuschützen, daß der Verzicht sie nicht binde, weil ihr noch kein Heirathgut bezahlt worden. Und obgleich wenig Tage hernach wieder ein Infant in Spanien geboren wurde, nemlich der nachmalige K. **Karl** der II. von Spanien; so gab er doch, wegen seiner großen Schwachheit, wenig Vermuthung eines langen Lebens von sich, und hingegen dem König von Frankreich um so mehr Hofnung, seine Entwürfe auszuführen. Die Umstände erweckten billig die Aufmerksamkeit der Republik der sieben vereinigten Provinzen, und Spanien trug derselben, um diese Zeit, eine beständige Defensivallianz der gesammten Niederlande an, weßhalb sich der damalige spanische Gouverneur zu Brüssel Don **Estevan de Gamara**, sehr viele Mühe gab. Allein, Frankreich kam dazwischen, und brachte es zu einer Allianz, welche die Generalstaaten mit dieser Krone zu Paris den 27ten April 1662 schlossen, wozu denn die erste Veranlassung der vor einigen Jahren mit England geführte Krieg, und nachher die an dem neuem Ministerium K. **Karls** des II. von Großbritannien verspürte Abneigung, wie auch die beständige Eifersucht beider Nationen in der Handlung gab.

Man giebt insgemein dem damaligen Rathspensionair von Holland, **Jean de Witt**, Schuld, daß er sowohl in dieser Sache, als in allem andern, was hernach vorgegangen, ein Verräther seines Vaterlandes, und ein eifriger Anhänger von Frankreich gewesen sey. Aber es war diesem grossen und tief einsehenden Staatsminister nicht unbekant, daß der König von Frankreich nach den spanischen Niederlanden, dieser seiner Republik so wichtigen Barriere, strebte. Er sah auch die Gefahr vor Augen, wenn der neugeborne Infant von Spanien sterben, und Frankreich alsdann seine Ansprüche rege machen würde; mithin nahmen er und die übrigen Minister von Holland anfangs großen Anstand: ob sie die Allianz mit Frankreich schliessen, oder die von Spanien angetragene Verbindung eingehen solten, wie man aus einigen, an den **Jean de Witt**, von dem damaligen holländischen Gesandten zu Paris, dem Herrn van **Beuningen** erlassenen Schreiben sehen kan, die in den *Lettres & Negociations de Jean de Witt, T. II. p.* 259. und 287. stehen. Denn in denselben äußert der Herr **van Beuningen** unter andern, daß, bei den Nachrichten von dem schwachen Zustande des spanischen Infanten, eine so genaue Verbindung mit Frankreich sehr widerwärtige Gedanken erwecken könte. Es scheine ihm nemlich ganz gewiß zu seyn, daß der französische Hof, wenn der König von Spanien ohne männliche Erben mit Tode abginge, einen Anspruch auf die

die spanischen Niederlande, und vielleicht auf die ganze Erbfolge von Spanien machen würde. Allein, das wohl gegründete Mißtrauen der Republik Holland gegen das großbritannische Ministerium überwog endlich alle diese Betrachtungen, und kam also die obgedachte Allianz mit Frankreich zu Stande, welche dann, bei den damaligen Umständen mit einer Verbindung mit Spanien, nicht zugleich bestehen konte.

Ungeachtet dieser geschlossenen Allianz, hielt dennoch der Staatskluge **Jean de Witt** die Republik, wegen der spanischen Niederlande nicht gesichert genug. Um also theils die französischen Absichten auf dieselben noch besser auszuforschen, theils allenfalls durch eine Unterhandlung und einen kleinen Theil der Niederlande die gänzliche Eroberung derselben abzuwenden, und den vereinigten Provinzen eine Barriere zu verschaffen, schlug er dem französischen Gesandten im Haag, dem Grafen von **Estrades**, einen neuen Tractat vor, wozu ihm einige kurz vorher angekommene Deputirte etlicher, gegen die spanische Regierung mißvergnügter Stände in Flandern Anlaß gegeben hatten. Vermöge desselben solten die spanischen Niederlande zum Theil unter Frankreich und Holland vertheilt, der Rest aber zu einer freien Republik gemacht, und mit den vereinigten Provinzen auf die Art, wie Graubündten mit den schweitzerischen Cantons, verknüpft werden. Auf den ersten Antrag des Rathspensionairs, gab der französische Gesandte zur Antwort: Er glaubte nicht, daß sein König die Gedanken habe, sich auf der Seite von Flandern zu vergrößern, sondern, daß derselbe mit demjenigen vergnügt sey, was er dermalen besitze. Der König selbst aber schrieb an seinen Gesandten im Haag: Er freue sich, daß der Herr **von Witt** erkenne, daß er nicht der gefährliche Nachbar, noch ein so unmäßig herrschsüchtiger und länderbegieriger Fürst sey, als ihn seine Neider vorbildeten. Er finde sich durch Gottes Hülfe in einem solchen Zustande, daß er weder vor einem auswärtigen Angriffe eine Sorge, noch zur Erweiterung seiner Herrschaft eine Begierde tragen dürfe; und wenn ihm nur seine Feinde nicht schaden könten, so glaube er, Ursache genug zu haben, sich zu begnügen, und mit seinen gegenwärtigen Umständen zufrieden zu seyn.

Allein, der Rathspensionair verstund die Verstellung eben so gut, als der König von Frankreich und dessen Gesandter im Haag, und die Sache wurde in gar kurzer Zeit unter ihnen so weit gebracht, daß sie im Brachmonat 1663 darin einig wurden, daß die spanischen Niederlande entweder sich cantonniren und eine besondere souveraine Republik, unter dem Schutze von Frankreich und den vereinigten Niederlanden, formiren, oder unter diese beide getheilt werden solten. Weil aber das letztere wegen verschiedener Bedenklichkeiten, und insonderheit wegen Antwerpen, nicht für thunlich gehalten wur-

wurde, so erwählte man das erstere, und der Rathspensionair setzte darüber folgenden Entwurf auf: 1) Man solte die Gemüther der Unterthanen der spanischen Niederlande dahin zu lenken suchen, sich zu cantonniren und zu einer freien Republik aufzuwerfen, wobei ihnen Frankreich und die Generalstaaten alle Unterstützung versichern wolten. 2) Falls dieses Projekt, bei Lebzeiten des Königs von Spanien nicht zu Stande gebracht werden könte; so solte es nach dessen Tode mit verdoppeltem Eifer betrieben werden, wenn auch gleich der spanische Infant bei Leben bliebe, ohne jedoch deswegen die Gewalt der Waffen zu gebrauchen, wenn etwa die Magistrate der Städte sich nicht gutwillig dazu verstehen solten, weil Frankreich und die Generalstaaten die Absicht hätten, die mit Spanien geschlossenen Tractaten heilig zu halten. 3) Wofern aber der König und der Infant von Spanien sterben würden, wolte man diese Cantonnirung allenfalls mit gewafneter Hand zu Stande bringen. Und endlich 4) solle man, zur Sicherheit der beiderseitigen Gränzen, sich bemühen, daß Frankreich die Städte Lambray, St. Omer, Acre, Nieuport, Furnes, Wynerberge und Link mit allem Zubehör, die Generalstaaten aber Ostende, Plassendael, Brügge, Damm, Blankenberg, nebst dem, was Spanien dermalen von Geldern und den vier Quartieren von Outremeuse oder jenseits der Maas besitzt, wie auch die Schlösser Navagne und Argentrau mit allem Zubehör, bekommen solten.

Jean de Witt machte gegen den Grafen von **Estrades** kein Geheimniß daraus, daß er zu diesem Entwurfe bloß aus Beisorge wegen der französischen Ansprüche auf die spanischen Niederlande sey bewogen worden. Dagegen machte auch der König von Frankreich gegen den Rathspensionair kein Geheimniß, warum er den Verzicht seiner Gemalin auf die spanische Monarchie nicht für gültig halte, nemlich: 1) weil das Heirathgut nicht bezahlt; und deswegen 2) die Entsagung weder vom König, noch von der Königin ratificirt worden; auch dieselbe 3) an sich ungerecht und unkräftig sey, weil die Rechte der Natur und des Geblütes, durch dergleichen Actus civiles nicht aufgehoben werden könten. Jedoch gab der König seinem Gesandten Befehl, vor der Zeit nicht viel hievon unter die Leute zu bringen, damit nicht etwa Spanien veranlaßt werden mögte, das Heirathgut zu bezahlen. Indessen wurde französischer Seits ein anderer Aufsatz des mit dem Rathspensionair verabredeten Tractats verfaßt, in dessen Eingange die französischen Grundsätze wegen Richtigkeit des Verzichtes der Königin von Frankreich, und der Anspruch derselben nicht allein auf die Niederlande, sondern auch auf die Erbfolge in ganz Spanien für unstreitig ausgegeben wurden und anerkant werden solten. Die übrigen Artikel aber dieses Entwurfes

wurfes giengen dahin: 1) daß der König und die Generalstaaten gesonnen seyen, die lezthin geschlossenen Tractaten mit Spanien genau zu beobachten, und den Krieg nicht in die Niederlande zu bringen, außer in dem Falle, da die Rechte dem König von wegen Dero Gemahlin zufallen würden. Wofern nun 2), ehe die Unterthanen in Flandern sich entschlossen, sich zur freien Republik aufzuwerfen, die Erbfolge in Spanien, zum Besten der Königin von Frankreich eröfnet würde, alsdann welle man zuwege bringen, daß die Provinzen der spanischen Niederlande sich cantonnirten, und eine freie Republik aufrichteten; es wolten auch der König oder die Generalstaaten, im Fall der Noth, die Gewalt der Waffen gebrauchen, um sowohl die Provinzen dazu zu bewegen, als auch gegen andere, die sich dawider sezen würden. Und da 3) dem König und den Generalstaaten, bei dieser Veränderung in den Niederlanden, daran gar sehr gelegen sey, ihre Gränzen gegen die fremden Mächte, die sich darein mengen wolten, zu bedecken, so wolten sie alle Bemühung anwenden, daß dem König die, in dem obigen Wittischen Projekte, benannten Pläze, nebst den Castellaneien Cassel, Bulien und Poperinguen, den Generalstaaten aber die in dem erstgedachten Projekte bereits angeführten Städte und Aemter zu Theil würden.

Dem Rathspensionair kam aber dieser französische Aufsaz, aus den darin geäußerten Grundsäzen von dem unstreitigen Rechte der Königin von Frankreich auf die spanische Monarchie allzu bedenklich vor, indem er dieselben nicht gerne gerade zu einräumen, sondern sie wenigstens für zweifelhaft supponirt haben, auch daneben allen feindlichen Einbruch in die Niederlande gerne abwenden wolte. Er entwarf daher ein anderes Projekt, nach welchem: 1) der König von Frankreich und die Generalstaaten versprächen, daß kein Theil von ihnen den Krieg in die spanischen Niederlande bringen wolle, so lange nicht das Recht der Erbfolge auf diese Länder dem König, wegen seiner Gemalin, zugefallen sey, mithin so lange der König von Spanien oder sein Infant im Leben seyn würde, wenn aber 2) die Erbfolge in Spanien, und folglich auch den gedachten Niederlanden durch das Absterben des Königs von Spanien und seines Infanten, dem König von Frankreich, wegen seiner Gemalin, eröfnet werden würde, ehe die Unterthanen der spanischen Niederlande den Schluß gefaßt und ausgeführt haben solten, sich zu cantonniren und zu einer freien Republik aufzuwerfen; so solle der König von Frankreich sich der Vollkommenheit seiner Rechte, in Ansehung der spanischen Niederlande, nicht bedienen, sondern man wolle zuwege bringen, daß die gedachten Niederlande sich cantonnirten und eine freie Republik auf-

aufrichteten. Würde man auch dieses Cantonnement durch gütliche Wege nicht erhalten können; so wolle man beiderseits die Waffen gebrauchen, um sowohl die besagten niederländischen Provinzen eines Cantonnements fähig zu machen, und besonders alle fremde Besatzungen, die sich dawider setzen mögten, daraus zu vertreiben, als auch dieselben in dem Stande der Freiheit zu erhalten, zu welchem Ende der König und die Generalstaaten mit dieser neuen Republik eine genaue Defensivallianz schließen wolten. Jedoch 3) alles mit der Bedingung, daß alle diejenigen Vortheile, Vorzüge und Versicherungen, welche der König und die Generalstaaten, durch ihre Tractaten mit Spanien, in Ansehung der spanischen Niederlande, erlangt haben, in ihren Kräften blieben; indem es sehr unbillig wäre, daß, da man den gedachten Provinzen einen so großen Nutzen verschafte, man zu seinem eigenen Schaden arbeitete. Endlich der vierte Artikel dieses neuen Projekts ist mit dem dritten des vorhergehenden gleichlautend.

Diesen neuen Entwurf, nebst allem, was in dieser Sache bisher mit dem französischen Gesandten war verhandelt worden, machte der Rathspensionair den Staaten von Holland und Westfrießland, den 3ten October 1663 bekant, und erhielt darüber derselben Genehmigung. Aus allen bisher angeführten aber erhellet deutlich, daß **Jean de Witt**, bei den um diese Zeit schon ausgebrochenen französischen Absichten, fürnemlich um eine Barriere der vereinigten Niederlande, und um die Erhaltung der spanischen Niederlande vor der gänzlichen Unterwerfung von Frankreich besorgt gewesen. Allein, es zeigte sich bald darauf, daß die französischen Absichten nicht auf die Freiheit und das Cantonnement der spanischen Niederlande, sondern vielmehr auf die Eroberung derselben, und zwar nicht nur auf einen kleinen Theil davon, sondern nach und nach auf das Ganze derselben abzielten. Es hielt auch der Graf von **Estrades** dafür, daß der mit dem **Jean de Witt** unterhandelte Tractat diesen Absichten nicht hinderlich, sondern vielmehr sehr beförderlich seyn würde. Weil aber der K. **Ludewig** der XIV. sich nicht so lange gedulden konte, bis nach dem König von Spanien auch dessen Infant mit Tode abgegangen seyn würde; so ergrif er andere Rathschläge.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 13ten December 1782.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Auf ein, obgleich falsches Gerüchte von dem Absterben K. Philipps des IV. von Spanien, fing Frankreich an, öffentlich von den Rechten der Königin auf Brabant und Namur zu sprechen, und zu behaupten, daß nach dem, in diesen Provinzen hergebrachten sogenannten Devolutionsrechte den Töchtern der ersten Ehe, vor den Söhnen der andern Ehe, die Erbfolge gebühre. Der französische Gesandte im Haag mußte auch den Jean de Witt versichern, daß die Rechtsgelehrten zu Paris, bei der darüber angestellte Untersuchung, das Recht des Königs mehr, als man anfangs geglaubt, gegründet gefunden hätten. Dagegen bemühete sich der Rathspensionair vergeblich, das Gegentheil aus der niederländischen Historie zu erweisen; und da er zu verstehen gab, daß Spanien den Generalstaaten eine Ligue zur Sicherheit der Niederlande antrüge, die aus Furcht vor einem Ueberfalle von Frankreich vielleicht zu Stande kommen mögte; so ließ sich dagegen K. Ludewig der XIV. mit harten Bedrohungen vernehmen, daß er solches nicht anders, als für einen Bruch der lezt geschlossenen und obgedachten Allianz ansehen würde. Und hiemit hatten dann alle bisherige Entwürfe einer Cantonnirung der spanischen Niederlande, welche den Vereinigten zu einer Barriere gegen Frankreich dienen solten, ein Ende; und ungeachtet der König von Frankreich, wegen dieser Sache die Unterhandlung noch zum Schein fortsetzen ließ; so geschah es doch nur, um Zeit zu gewinnen, die Ligue mit Spanien zu verhindern, indem er vielmehr darauf bedacht war, wie er das Recht seiner Gemalin auf die Niederlande, nach dem Tode ihres Vaters und seines Schwiegervaters, K. Philipps des IV. von Spanien ausführen mögte. Den Beweis aber von allem, was ich dieses vereitelten Projektes halber, bisher angeführt habe, kan man in den *Lettres Memoires Negociations du Comte d'Estrades*, T. II. von p. 143. bis 341. der Haager Ausgabe vom J. 1709 in 12. finden.

Das damalige Großbritannische Mi-

Ministerium bahnte vollends dem König von Frankreich den Weg zu Erreichung seiner Absichten. Nemlich anstatt einer Allianz gegen dieses französische Vorhaben, warum Spanien unaufhörlich anhielt, ließ es sich vielmehr, durch die französischen Künste, im J. 1664 zu einem Kriege wider die Republik Holland verleiten, welche auch auf der Landseite von dem kriegerischen Bischof von Münster, **Bernhard von Galen**, angegriffen wurde, und diesen Krieg unterhielt Frankreich sorgfältig unter der Hand, damit er ja nicht vor dem Tode K. **Philipps** des IV. geendiget werden mögte. Zum Schein bot zwar K. **Ludewig** der XIV. seine Vermittelung an; aber die meisten Deputirten der holländischen Städte sagten dem Grafen von **Estrades** ins Gesicht, daß es seinem König damit kein Ernst sey, sondern vielmehr sein wahres Interesse dahin gehe, den Krieg zwischen Holland und England zu unterhalten, damit er, nach dem Tode des Königs von Spanien, die Ansprüche seiner Gemalin auf die Niederlande desto ungehinderter ausführen könte. Die Generalstaaten hielten zwar bei Frankreich um den, in der Allianz vom J. 1662 stipulirten Beistand beständig an, konten aber nichts erhalten. Die Ursachen davon gab auch der König seinem Gesandten im Haag, dem Grafen von **Estrades**, in ein Paar Schreiben, die in dessen *Lettres &c. T. II. p.* 447. und 458. stehen, insgeheim zu erkennen, daß er nemlich den Versicherungen der Holländer gar nicht trauen könte, sondern er vielmehr selbst ihnen die Mittel an die Hand geben würde, ihm zu schaden, wenn er ihnen jetzo aus dem Gedränge hülfe. Dann sie würden alsdann gewiß sich mit dem Kaiser und andern Reichsfürsten, auch vielleicht sogar mit dem König von Spanien, wegen der Streitigkeiten in den Niederlanden, in ein Bündniß einlassen, weil sie sich zu stark in den Kopf gesetzt hätten, daß dem Interesse ihres Staats nichts mehr zuwider sey, als seine Progressen in Flandern, und die Nachbarschaft der französischen Armeen. Ferner schrieb der König an seinen vorerwähnten Gesandten: die Holländer wären allzusehr von der widrigen Meinung eingenommen, daß sie ein großes Interesse hätten, daß jederzeit eine Barriere zwischen Frankreich und ihrem Staate sey.

Der Graf von **Estrades** bestärkte auch den König in diesen Gedanken, und äußerte in einem Schreiben vom 25ten Dec. 1664, in dessen *Lettres &c. T. II. p.* 464. daß man sich auf die Generalstaaten nicht verlassen könne, wenn der König seine Rechte auf Flandern würde ausführen wollen. Dann nichts auf der Welt sey vermögend, sie von ihrer falschen Meinung abzubringen, daß ihr Interesse erfordere, jederzeit eine Barriere zwischen Frankreich und ihrem Staate zu haben. Sie wären nicht fähig einige Gründe dieserwegen anzunehmen, und er sey daher der Meinung, daß es dem König vortheilhafter seyn würde, England den Holländern vorzuziehen, weil jene Krone

ne gar zu billige Bedingungen anbiete, und keinen Antheil an den Eroberungen in Flandern begehre; da hingegen die Generalstaaten mit dem König nimmermehr tractiren würden, wenn sie nicht die projectirte Theilung erlangten. Allein, K. **Ludewig** der XIV. hofte noch immer, die Holländer zu hintergehen, daß sie bei seinem vorhabenden Einbruche in die Niederlande ruhig zu sehen, und mit Spanien sich nicht vereinigen würden. Er ließ daher die Unterhandlungen mit ihnen, sowohl durch seinen Gesandten im Haag, als auch durch den holländischen Gesandten zu Paris, den Herrn van **Beuningen** noch immer fortsezen, und suchte sie einzuschläfern, wie man aus den *Lettres & Negociations de Jean de Witt T. III. p.* 32. 39. & 46. und den *Lettres &c. du Comte d'Estrades, T. III. p.* 17. 18. 29. & 41. ersehen kan.

Unter andern schrieb der Herr van **Beuningen**, unter dem 16ten Jenner 1665, an den **Jean de Witt**: der französische Staatsminister Herr von **Lionne** habe zu ihm gesagt: alles Unheil komme von einer üblen Politik her, als wenn eine Barriere zwischen Frankreich und Holland seyn müßte. Ferner schrieb er abermals, unter dem 23ten Jenner 1665 an den Rathspensionair, daß ihm der Herr von **Lionne** wiederholt habe: was die ganze Sache verderbe, sey der Grundsaz der Generalstaaten, daß nemlich eine Barriere zwischen den vereinigten Niederlanden und Frankreich nöthig sey. Aus allem diesem aber ergiebt sich eines Theils, warum **Jean de Witt** bewogen worden, dem König von Frankreich einen Theil der Niederlande anzubieten, um sich hinwiederum eine Barriere gegen Frankreich in denselben zu versichern, als welche er, nach seiner klugen Vorsicht, schon damals für nöthig hielt, andern Theils aber, daß Frankreich weder aus seinen Ansprüchen auf die spanischen Niederlande, noch aus den Ursachen, warum es den Holländern gegen England nicht beistehen, sondern den Krieg gern verlängert sehen wollen, ein großes Geheimniß gemacht habe.

Nach dem im J. 1665 den 17ten Sept. erfolgten Absterben K. **Philipps** des IV. von Spanien, hielt zwar K. **Ludewig** der XIV. mit seinen Ansprüchen noch zurück; aber **Jean de Witt** ließ sich dadurch keineswegs einschläfern. Holland führte damals den Krieg gegen Großbritannien und den Bischof von Münster, jedoch ohne einigen würklichen Beistand von Frankreich, noch immer fort, und sah sich daher genöthiget, anderwärts Hülfe zu suchen, deswegen es auch mit Dännemark und Churbrandenburg in Unterhandlung stund. Es war auch der König von Frankreich zu solchen Allianzen selbst behülflich, um den Krieg desto weitläuftiger zu machen, und sich derselben, zu seiner Zeit, zu seinem eigenen Vortheil zu bedienen. Endlich schickte er den Holländern 6000 Mann, unter dem Herrn von **Pradelle**, gegen den Bischof von Münster zu Hülfe, und kündigte den 26ten Jenner 1666 England den Krieg an; aber

die Folgen aller dieser Maaßregeln dienten mehr zur Verkürzung, als zur Verlängerung des Krieges. Bald darauf, nemlich den 11ten Hornung 1666 kam die Offensivallianz zwischen Dännemark und Holland wider England im Haag zu Stande, und wenige Tage hernach, nemlich den 16ten d. M. u. J. zu Cleve das Bündniß zwischen den Generalstaaten und dem Churfürsten **Friedrich Wilhelm** von Brandenburg. Dieses leztere beförderte fürnemlich den Frieden mit dem Bischof von Münster, welcher zu Cleve den 18ten April 1666 geschlossen wurde. Gegen England wurde zwar der Krieg zur See in diesem Jahr noch fortgesezt, nachdem die französische Flotte sich mit der holländischen vereiniget hatte; aber mitten unter solchen Feindseligkeiten arbeitete man an einem Frieden, und Holland schloß den 28ten Oct. 1666, im Haag mit Dännemark, Chur-Brandenburg und den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg ein neues Bündniß, welches die Quadrupleallianz genannt wurde. Dem Scheine nach ward diese Allianz wider Schweden, zu Erhaltung der Stadt Bremen, errichtet; allein der König von Frankreich erkante sogleich die für ihn gefährlichen Folgen derselben, wie man aus seinem Schreiben an den Grafen von **Estrades**, in dessen Lettres &c. T. IV. p. 481. ersehen kan, als worin er zu erkennen giebt, daß der weit hinaus sehende **Jean de Witt**, bei Schliessung dieses Tractats mehr auf eine eventuelle Vertheidigung der spanischen Niederlande, als auf die bremische Sache gesehen habe.

Mitlerweile war es mit den Friedenshandlungen zwischen England und Holland schon so weit gekommen, daß beide Potenzen die Vermittlung von Schweden angenommen hatten, und sich bald darauf, wegen des Congresses, mit großem Widerwillen von Frankreich, dahin verglichen, daß er im Haag gehalten werden solte. Daß auch bei allem diesen der Rathspensionair **Jean de Witt**, die Sorge vor einem französischen Einbruche in die spanischen Niederlande nicht verloren, sondern daß dieselbe einer der vornehmsten Bewegungsgründe zu den vorgedachten Allianzen und dem Frieden mit England gewesen, giebt ein merkwürdiges Schreiben des Grafen von **Estrades** vom 14ten Hornung 1667 in dessen Lettres &c. T. V. p. 33. an den Herrn von **Lionne** deutlich zu erkennen. Er meldet ihm nemlich: der Herr **von Witt** habe ihm zu verstehen gegeben, daß das gemeine Volk eine große Unruhe über den entstandenen Ruf hege, als ob der König Willens sey, Flandern anzugreifen. Es sey also kein besseres Mittel, den Leuten die Sorge, wegen der französischen Ansprüche auf die spanischen Niederlande, zu benehmen, als daß man das ehemalige Projekt wieder vornähme, vermöge dessen der König die Städte Cambray, Acre, St. Omer rc. haben könte, und man, auf den Fall des Absterbens des Königs von Spanien, den niederländischen Ständen, durch ein Manifest, er-

erklärte, daß, wenn sie sich wolten zur freien Republik machen, der König und die Generalstaaten ihnen dazu behülflich seyn wolten; widrigenfalls man sie feindlich angreifen, und als eine Eroberung behandeln könte. Mit dieser Unterhandlung müßte man sogleich jetzo den Anfang machen, weil es sonst, wenn man den Todesfall des Königs von Spanien erwartete, wegen der Gegenforderungen des Kaisers nicht thunlich seyn mögte.

Hieraus ist offenbar, daß **Jean de Witt** die französischen Absichten habe ausforschen wollen, und besonders, ob solche noch vor, oder nach dem Tode des damaligen Königs von Spanien ausgeführt werden solten. Allein, im Märzmonat 1667 lief vom französischen Hofe die, in den Lettres &c. du C. d'Estrades, T. V. p. 77. befindliche Antwort ein: es sey jetzo sehr unzeitig und unnöthig, auf so weit hinaus Maaßregeln zu nehmen, da der König von Spanien jünger, als der König von Frankreich sey; indessen ließe sich dieser den Vorschlag, wenn sich der Fall ereignete, gerne gefallen, und er würde durch seine Mäßigung zeigen, daß er die großen Absichten nicht habe, alles an sich zu reißen, wie ihm seine Feinde beimäßen.

Zu gleicher Zeit aber, als diese falsche Versicherung geschah, ließ K. **Ludewig** der XIV. eine Schrift *) im Drucke ausgehen, worin die Ansprüche seiner Gemalin nicht allein auf die meisten niederländischen Provinzen, sondern auch, wenn dereinst K. **Karl** der II. von Spanien unbeerbt sterben würde, auf die Erbfolge in der ganzen spanischen Monarchie, der ganzen Welt vor Augen gelegt wurden. Ein jeder sah auch diese Schrift als ein Manifest an, welchem der Krieg auf dem Fuße nachfolgen würde; deswegen England und Holland eilten, ihren Frieden zu Stande zu bringen, und durch ihre nach Breda geschickte Minister, im April 1667, den würklichen Anfang dazu machten, wohin sich auch die französischen Gesandten verfügten. Der Rathspensionair von Holland gab sich zwar alle Mühe, die Spanier zu einer gutwilligen Abtretung einiger Plätze oder Landschaften an Frankreich zu bewegen, um dadurch den Ueberrest zu retten; und es kam diesfalls die Grafschaft Burgund, nebst einigen niederländischen Städten, als Cambray, St. Omer und Acre, in Vorschlag. Aber es war nunmehro viel zu spät, indem der König von Frankreich im Maimonat 1667, mit einer

 Ar-

*) Sie ist öfters und in verschiedenen Sprachen gedruckt worden. Im Französischen führt sie den Titel: Traité des Droits de la Reyne très Chrestienne sur divers Estats de la Monarchie d'Espagne, suivant la Copie de l'Imprimerie Royale à Paris 1667. 12. p. 318; Im Lateinischen: Reginæ Christianissimæ Jura in Ducatum Brabantiæ & alias Ditiones Hispaniæ Principatus; sine loco 1667. 12. p 366. Ich besitze auch eine Ausgabe in spanischer Sprache, unter dem Titel: Tratado de los Derechos de la Reyna Christianissima sobre varios Estados de la Monarquia de Espanne; en Paris, de la Emprenta Real, 1667. 12. p. 410

Armee in die Niederlande eindrang, um von den Ländern, die er wegen seiner Gemalin in Anspruch nahm, Besitz zu nehmen; wobei er jedoch den Generalstaaten die Versicherung gab, daß seine Absicht nicht sey, die gesammten Niederlande zu erobern, sondern daß er sich mit einem mäßigen Aequivalent begnügen wolte. Der König machte auch sogleich im ersten Feldzuge so große Eroberungen in den spanischen Niederlanden, daß ein jeder vor Augen sah, es brauche nur noch einen Feldzug, um sich diese Provinzen gänzlich zu unterwerfen; deswegen beschleunigten England und Holland ihren Frieden, welcher zu Breda, unter schwedischer Vermittelung den 31ten Jul. 1667 geschlossen wurde, und dem auch Frankreich um so mehr beitrat, weil dadurch England und Dännemark entwafnet wurden.

Ganz Europa gerieth in Schrecken über die schleunigen Eroberungen des Königs von Frankreich in den Niederlanden, und der kaiserliche Gesandte, der Baron dell' Isola, gab einige Schriften heraus, worunter sein sogenannter Bouclier d'Estat & de Justice, contre le Dessein manifestement decouvert de la Monarchie universelle, sous le vain prétexte des Pretentions de la Reyne de France; sine loco 1667. 4. p. 223. ohne Titel und Vorrede, einer der vornehmsten war. Derselbe ist vielfältig gedruckt worden, und wird darin der Ungrund der französischen Ansprüche wegen der Rechte der Königin, wie auch zugleich die Absicht K. Ludewigs des XIV. auf eine Universalmonarchie so deutlich vor Augen gelegt, daß sich nun Niemand mehr so leicht von den französischen Vorbildungen blenden ließ. Der König von Frankreich fing also nunmehro selbst an, von einem Vergleiche zu handeln, und erbot sich einen Theil der Niederlande zum Aequivalent für seinen ganzen Anspruch anzunehmen. Jean de Witt gab sich auch unendliche Mühe, denselben dazu zu bewegen; zugleich aber bemühete er sich unter der Hand bei den vornehmsten europäischen Potenzen, sich wider Frankreich zu vereinigen, und den weitern Fortgang von dessen Waffen zu hemmen.

Nach den Lettres &c. du Comte d'Estrades, T. V. p. 342. sqq. verlangte anfangs der König von Frankreich, im Julius 1667, für alle Ansprüche seiner Gemalin, die Franche Comté, das Herzogthum Luxemburg, Cambray, Cambresis, Acre, St. Omer, Bergues, Charleroy, Tournay, Dovay, und die zu solchen Plätzen gehörigen Dependenzen. Der Rathspensionair ließ sich hierauf, nach eben diesen Lettres &c. T. V. p. 384. sqq. vernehmen, daß, wenn der König von Luxenburg abstehen, und Tournay wieder abtreten, Charleroy aber schleifen lassen, und einen drei monatlichen Waffenstillstand eingehen wolte, die Generalstaaten den Kaiser und Spanien zu Einwilligung der übrigen Bedingungen, in der Güte, oder durch Gewalt, bewegen solten. Er bedung sich aber dabei ausdrücklich aus, daß der König allen weitern Ansprüchen auf die Niederlande, auf den unbeerbten

To=

Todesfall des Königs von Spanien entsagen mußte, wobei er das ehemalige Projekt einer Cantonnirung der spanischen Niederlande wieder in Vorschlag brachte, übrigens aber dem König die völlige Freiheit überließ, alsdann der übrigen spanischen Monarchie sich zu bemächtigen. Es schrieb auch hierauf **Jean de Witt** unter dem 4ten Aug. 1667 an den holländischen Gesandten zu Paris: Er halte dafür, daß, nach dem unbeerbten Ableben des Königs von Spanien, das Interesse ihres Staats eher sey, daß die spanischen Niederlande sich zu einer Republik aufwürfen, und daneben der Republik Holland, durch die Räumung der Gränzpläze, dem Projekt vom J. 1663 zufolge, die Sicherheit verschaft würde, als daß die spanischen Niederlande, nebst der ganzen spanischen Monarchie, dem Kaiser zufallen solten; S. Lettres & Negociations de Jean de Witt, T. IV. p. 221. coll. p. 206.

Hierauf that der König von Frankreich, im September 1667, den Generalstaaten, oder eigentlich dem Rathspensionair **de Witt**, durch den Grafen von **Estrades** einen zwiefachen Vorschlag, nemlich ihm entweder alle in diesem Feldzuge eroberten Pläze zu lassen, oder das Herzogthum Luxemburg, Cambray und Cambresis, Dovay, Acre, St. Omer, Burgund und Furnes mit ihren Dependenzen abzutreten, und Charleroy zu schleifen; allenfalls wolte er die Franche Comté statt Luxemburgs annehmen, zu einem Vergleiche, wovon man die weitern Umstände in den Lettres &c. du Comte d'Estrades, T. VI. p. 40. sqq. nachlesen kan. Er ließ aber zugleich, nach eben diesen Lettres &c. Tomo citato, p. 48. dem **Jean de Witt** deutlich zu verstehen geben, daß es gar nicht die Meinung habe, als ob durch den einzugehenden Vergleich der Verzicht der Königin, seiner Gemalin, für gültig erkant und bestätiget, und alle seine künftige Ansprüche, auf den Fall des unbeerbten Absterbens des Königs von Spanien dadurch aufgehoben seyn solten; sondern, daß es am besten wäre, diese ganze Sache gar nicht zu berühren, und das künftige vielleicht der allerspätesten Nachkommenschaft zu überlassen. Jedoch erbiete er sich, auch auf solchen Fall die Generalstaaten zu versichern, und den vorgeschlagenen Tractat gegen Cantonnirung der spanischen Niederlande insbesondere mit ihnen einzugehen. Allein, **Jean de Witt** und der holländische Gesandte zu Paris, der Herr von **Beuningen**, beharreten, wie man aus den mehrgedachten Lettres &c. des Grafen von **Estrades**, T. VI. p. 63. & 70. ersehen kan, sehr eifrig auf dem Punkte der Gültigkeit des Verzichtes der Königin von Frankreich, und beide hielten dafür, daß solche in dem künftigen Tractate, ausdrücklich müßte bestätiget werden, weil sonst der Friede von keiner Dauer, und Holland in beständiger Gefahr seyn würde, daß Frankreich die spanischen Niederlande eroberte. Ja, wofern Frankreich diesen Punkt nicht eingehen wolte, müßte man lieber deswegen eine Ligue mit dem Kaiser, Spanien, England und Schweden stiften.

Es war auch würklich der Rathspensionair um diese Zeit, ernstlich auf dergleichen Bündnisse bedacht, um dem weitern Fortgang der französischen Waffen Einhalt zu thun, die vereinigten Niederlande zu verwahren, und die Gränzen derselben zu bedecken. Eine günstige Gelegenheit zeigte sich dazu, als der spanische Statthalter in den Niederlanden, der Marquis von **Castel Rodrigo** den Generalstaaten zu Anfang des Augustmonats, den Antrag thun ließ: ob sie sich nicht, unter dem Vorwande einige Truppen abzudanken, entschließen wolten, selbige in seine Dienste übergehen zu lassen, und ihm zwei Millionen Gulden vorzuschießen, wofür er ihnen die Zölle auf der Maas und Schelde zum Unterpfande anbot. Bald nachher bot er ihnen Brügge, Ostende und Damm, nebst den Schanzen St. Isabelle und St. Jonas zum Unterpfande an, wofern sie ihm eine Million Gulden vorschießen, und 12000 Mann überlassen wolten. **Jean de Witt** und die Stände von Holland bezeigten auch sogleich eine große Neigung zu diesem Handel und entwarfen einen Vertrag, worin sie, außer den angebotenen Oertern, auch noch Plassendale, Slyp und etliche Schanzen in Flandern zum Unterpfande verlangten. Man suchte auch den andern Provinzen diesen Vorschlag annehmlich zu machen: aber wie bei den Spaniern der erste Schrecken vorüber war, so sprachen sie nicht mehr von der Verpfändung einiger Städte, sondern gaben vor, daß der König von Großbritannien, mit welchem sie davon gesprochen, sich darüber unwillig bezeigt, und verlangt hätte, daß, wenn man den Generalstaaten einige Plätze einzuräumen gedächte, man ihm zu wenigsten Gent, Ypern, Dixmuyden und Nieupoort überliefern müßte. **Jean de Witt** hielt diesen vorgewandten Unwillen des Königs von Großbritannien für eine gänzliche Unwahrheit, und wies die ihm hierauf vorgeschlagene Verpfändung des Landes Waes ab, weil dasselbe, ungeachtet der Einkünfte die jährlich auf vier Tonnen Goldes geschätzt wurden, schon zum Theil von den Franzosen verwüstet war, und leicht durch Streifereien und Brandschatzungen ferner verwüstet und ausgesogen werden konte. Nach einigen Nachrichten soll hierauf der Marquis **Castel Rodrigo** eine Defensivallianz zwischen dem Hause Oesterreich und den Generalstaaten vorgeschlagen haben, in welchem Falle man dem letztern einige Plätze habe überliefern wollen; allein dieser Vorschlag sey aus Furcht vor Frankreich abgelehnet worden. Man kan übrigens von diesen Bemühungen des **Jean de Witt**, seinem Vaterlande eine Barriere in den spanischen Niederlanden zu verschaffen, weiter nachsehen: Die Lettres &c. du Comte d'Estrades, T. VI. p. 35. 55. & 80. Pufendorf de reb. gest. Frid. Wilhelmi M. El. Brandenburg. L. X. §. 40. und die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, T. VI. L. 51. §. 13. & 14. p. 27. & 29.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 16ten December 1782.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Ingleichen ward ein Bündniß mit dem Churfürsten von Brandenburg entworfen, des Inhalts, daß Spanien und Frankreich solten ersucht werden, einen Waffenstillstand auf 6 Monate, vom 1ten Nov. 1667 anzurechnen, zu schließen, indessen vom Churfürsten 12000 und von den Generalstaaten 18000 Mann bereit gehalten, und demjenigen Theil, der den gedachten Stillstand und Frieden einzugehen willig sey, Beistand geleistet, auch alsdann weiter überlegt werden solle, was vorzunehmen seyn mögte. Da auch um diese Zeit die rheinischen Churfürsten, mit dem Bischof von Münster und Pfalzgrafen von Neuburg, wegen des niederländischen Krieges, sich zu Cöln versammelt hatten, um sich, wegen aller daher zu besorgenden Gefahr und Beschwerlichkeiten, in Sicherheit zu setzen; so nahm der Rathspensionair von Witt davon Anlaß, dem König von Frankreich im October 1667, ein neues Projekt zu einem Vergleiche vorzuschlagen. Es gieng dasselbe nach den Lettres &c. du Comte d'Estrades, T. VI. p. 75. dahin, daß man sich beiderseits bemühen solte, die zu Cöln versammelten Reichsfürsten und alle andere Potenzen, welche durch den, dem einen oder andern Theil zu leistenden Beistand den Frieden hindern könten, dahin zu vermögen, daß sie insgesamt bei Frankreich und Spanien bewürkten, an einem neutralen Orte eine Friedenshandlung anzufangen, bis dahin die Sachen, auf den Fuß eines Interim, in dem jetzigen Zustande bleiben solten. Wofern aber der eine oder andere Theil dieses Interim nicht annehmen wolte, solte man denselben durch die Waffen dazu zwingen. Und falls auch der Friede in 6 Monaten nicht erfolgte, solte doch solches Interim bis zum Schlusse des Friedens, den man durch einen oder andern Tausch auf alle Weise zu befördern trachten solte, fortdauern, und wider den halsstarrigen Theil die Waffen gebrauchen, auch nach dem Frieden, zu dessen beständiger Versicherung, von allen Contrahenten, die stärkste Garantie übernommen werden.

Der König von Frankreich bezeugte, nach den erst angeführten Lettres &c. des Grafen von **Estrades**, Tom. VI. p. 103. dem Rathspensionair sein grosses Mißfallen über dieses neue Projekt, und besonders über das auf eine ungewisse lange Zeit hinaus gesetzte Interim, und schickte dagegen den 18ten Nov. 1667, seine letzte Erklärung wegen eines Friedens ein. Laut derselben wolte er einen Termin bis zum letzten März des künftigen Jahrs eingehen, und in solcher Zeit zur Vergütung aller Ansprüche, auf die seiner Gemalin, durch den Tod ihres Vaters zugelassenen Rechte annehmen, entweder die Abtretung aller im letztern Feldzuge von ihm eroberten Plätze, oder statt derselben des Herzogthums Luxemburg, nebst Cambray, Cambresis, Dovay, Acre und St. Omer, Bergues und Furnes, und daß Charleroy geschleift werde. Wenn aber die Spanier, anstatt des Herzogthums Luxemburg, lieber die Grafschaft Burgund hergeben wolten, so sey er damit zufrieden. Falls nun Spanien das eine, oder das andere von diesem Anerbieten annähme, so wolle er seinen oder seiner Gemalin förmlichen Verzicht auf alle ihr, durch den Tod ihres Vaters, angefallene Rechte ausfertigen, und geschehen lassen, daß alle Potenzen, die nur wolten, die Garantie für beide Partheien übernähmen. Allein, die Generalstaaten solten alle nachdrückliche Mittel anwenden, Spanien zu Annehmung dieser Bedingungen, zwischen hier und dem Ende des Märzmonats zu bewegen; oder wenn sie es nicht dahin bringen könten, solten sie, bei Fortsetzung des Krieges, nicht allein Spanien keinen Beistand leisten, sondern vielmehr ihre Macht mit Frankreich vereinigen, um mit gesammter Hand Spanien zu einem Frieden zu zwingen; auch keinem andern Reichsfürsten, der etwa Spanien behülflich seyn wolte, Geldsubsidien geben. Um auch diesen Vorschlägen einen desto mehrern Nachdruck zu geben, und doch zugleich den Holländern alle weitere Unruhe über mehrere Eroberungen auf der Seite der Niederlande zu benehmen, that K. **Ludewig** der XIV. mitten im Winter, einen Einfall in die Grafschaft Burgund, von der er sich auch, wegen der elenden Gegenverfassung der Spanier, in ein Paar Wochen Meister machte. Doch gab er vorher, laut eines Schreibens in den Lettres &c. du Comte d'Estrades, T. VI. p. 203. den Holländern davon Nachricht, mit der Versicherung, daß, wenn seine Waffen auch noch so glücklich seyn würden, er doch keine weitere Vortheile, als die in seiner letzten Erklärung enthalten, begehren wolte.

Mitlerweile hatte der schlaue **Jean de Witt**, unter der Hand, mit solcher Geschicklichkeit und Eilfertigkeit, an einer Verbindung mit England gearbeitet, daß solche, ehe es sich Frankreich versah, den 23ten Jenner 1668 im Haag zu Stande kam, wozu auch Schweden, unter Versprechung großer Subsidien, eingeladen wurde. Es wurde auch noch an eben dem Tage,

ge, in Hofnung der zu erfolgenden Ratification, eine Accessionsacte von dem schwedischen Gesandten im Haag, dem Grafen von Dohna, unterzeichnet, und Schweden trat auch nachher, als Hauptpaciscent, durch einen den 25ten April (den 5ten Mai) 1668 zu Westmünster unterzeichneten feierlichen Tractat, der im Haag verglichenen Triplealliancz bei, nachdem man dieser Krone zu spanischen Subsidiengeldern, wegen der schon bereitgehaltenen Hülfstruppen, durch eine besondere Acte, Hofnung gemacht hatte; S. Du Mont dans son Corps diplomatique, T. VII. P. I. pag. 68 80 & 91 - 96.

Der König von Frankreich willigte bald darauf in einen Waffenstillstand bis zu Ende des Märzmonats. Als aber die Franzosen, vier Tage nach dieser geschehenen Bewilligung, das Schloß zu Genap in Brabant angriffen und eroberten; so erweckte solches ein neues Misvergnügen bei den Spaniern. Dann obgleich das erstgedachte Schloß, auf Befehl des Königs, wieder geräumet wurde; so schrien doch die Spanier, daß Frankreich den Waffenstillstand gebrochen hätte. Der Marquis von Castel Rodrigo und der spanische Gesandte im Haag, Don Estevan de Gamarra, nahmen also die Unterhandlung mit den Generalstaaten, wegen Verpfändung eines Theils der spanischen Niederlande, welcher jetzo auf das Oberquartier von Geldern, Damme, und die Schanzen St. Donas und Isabelle eingeschränkt wurde, wieder zur Hand. Man sprach zuerst von einer Million Gulden, die man auf dieses Unterpfand aufnehmen wolte; aber die beiderseitigen Bevollmächtigten wurden, nach einer Unterhandlung von etlichen Tagen, den 9ten April 1668, im Haag einig, daß die Spanier, unter Bürgschaft der Stände der vereinigten Niederlande, in ihren Provinzen 2 Millionen Gulden entlehnen, und dagegen denselben Argenteau, Navaigne, Stevens-Waerd, Venlo, mit dem Fort auf der andern Seite der Maas, Geldern, und die Schanzen Isabelle und St. Donas, zum Unterpfande geben solten, in welchen Plätzen die Generalstaaten eine bestimmte Anzahl Truppen, auf Kosten Spaniens, zur Besatzung halten, und die Festungswerke, nach Befinden, ausbessern und vermehren könten; S. Du Mout l. c. T. VII. P. I. n. 33. p. 82 - 88. Allein, ehe dieser Vertrag noch ratificirt ward, hatten die holländischen Gesandten zu Paris mit den französischen Staatsministern über die Verlängerung des Waffenstillstandes gehandelt, und den Plan zu einem neuen Vertrage gemacht, worüber, und weil hernach der Friede zur Richtigkeit kam, der vorgedachte Pfandvertrag nicht vollzogen wurde; S. allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, T. VI. L. 51. §. 21. p. 44. sq.

Die vorhin erwähnte Triplealliancz bewog nemlich hauptsächlich den König von Frankreich, daß er, zu Abwendung aller weitern besorglichen Verbindungen, und eines würklichen Bruches, der aus Eifersucht gegen seine so große Ueberlegenheit entstehen mögte,

mit Spanien anfangs, den 15ten April 1668, einen Stillstand bis zum letzten Mai d. J. und auf allen Fall auch noch den Junius und Julius hindurch bewilligte, und hernach in aller Eile, den 2ten Mai d. J. zu Aachen den Frieden schloß; S. Du Mont l. c. T. VII. p. I. n. 34 & 35. p. 88-90. Vermöge des Stillstandes solten England und Holland die Krone Spanien, wenn dieselbe in eine von den vorgeschlagenen zwiefachen Bedingungen zum Frieden, vor Ablauf des Stillstandes, nicht willigen wolte, mit Gewalt der Waffen dazu zwingen helfen, wobei jedoch Frankreich den Krieg nur diesseits der Flüsse und Kanäle an den Städten Argenteau, Mecheln, Rupelmonde, Dendermonde, Gent, Plassendale und Ostende, England und Holland hingegen jenseits der gedachten Flüsse und Kanäle führen solten. In dem Frieden selbst aber trat Spanien an Frankreich, die in dem Feldzuge des vorigen Jahrs, eroberten Pläze, als Charleroy, Binch, Ath, Dovay, mit dem Fort Scarpe, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentieres, Courtray, Bergues oder Mynoxbergen und Furnes, mit allen zugehörigen Aemtern und andern Dependenzen, auf ewig, mit aller Souverainität ab, dagegen aber gab es die eroberte Grafschaft Burgund an Spanien zurück.

Bei diesem Frieden ist, nach unserm Endzwecke, unter andern zu bemerken: 1) daß nirgends in demselben weder von dem Anspruche der Königin von Frankreich an die Niederlande, noch von ihrem Verzichte auf Spanien, etwas gemeldet wird; und 2) daß Spanien, nach langem Bedenken, über die von Frankreich vorgeschlagene, und weiter oben erwähnte Alternativ, dennoch zulezt den allerschlimmsten Theil erwählet habe, womit man auch in Holland sehr übel zufrieden war. Dieser leztere Umstand erläutert gar sehr ein vom englischen Gesandten, dem Ritter Temple, der die Tripleallianz mit hatte schließen helfen, an den damaligen großbritannischen Staatssecretair, den Grafen von Arlington, unter dem 23ten März 1668 aus Brüssel erlassenes Schreiben, in den Lettres du Chevalier Guil. Temple, P. I p. 307. coll. p. 326. sqq. In demselben äußert er nemlich, daß man in England wohl eben so sehr, als zu Brüssel und in Holland, sich wundern werde, daß der spanische Statthalter in den Niederlanden, der Marquis von Castel Rodrigo, kürzlich die von Frankreich angebotene Alternativ angenommen, nachdem er lange genug Bedenkzeit gehabt hätte, eine bessere Wahl zu treffen. Denn, wenn die Spanier die Franche Comté, Cambray, Acre und St. Omer an Frankreich abgetreten hätten, so hätten sie zwar Frankreich eine ziemlich gute Gränze verschaft; aber doch auch eine für sich behalten, und die Niederlande auf zwei Seiten in Sicherheit gesezt. Da sie nun aber Frankreich seine lezte Eroberungen, mit allen weitläuftigen Dependenzen gelassen, so hätten sie ihre Gränzen auf der Seite von Flandern, durch den Verlust von Dovay, Lille und Tournay,

und

und auf der andern Seite durch die Abtretung von Ath zu Charleroy gänzlich entblößt, und bliebe ihnen auf dieser Seite nichts mehr übrig, als Löwen und Brüssel, welches offene Oerter seyen, und auf jener Gent und Brügge, daß also die Franzosen, durch ihre Eroberungen, den Weg mitten in das Land sich dergestalt gebahnet hätten, daß sie nur einen einigen Feldzug gebrauchten, um den Ueberrest nachzuholen, wofern England und Holland die Hand von Spanien abziehen solten.

Bei Schließung der Tripleallianz hätten Holland und Spanien ganz verschiedene Absichten gehabt. Jenes hätte mit Frankreich, als seinem alten Alliirten, nicht brechen wollen, um sich mit Spanien, seinem alten Feinde, und mit England, als einem ganz neuen Freunde einzulassen. Die Holländer hätten den Frieden für ganz gewiß gehalten, wenn eine von den von Frankreich angebotenen Alternativen angenommen würde, und sie wären nur darum besorgt, daß die Niederlande erhalten würden, damit sie ihnen zur Barriere gegen Frankreich dienen könten; sie nähmen sich also des spanischen Interesse nicht anders an, als in sofern sie darunter mit begriffen wären. Uebrigens hätten sie nicht gezweifelt, daß die Spanier die Grafschaft Burgund, Cambray rc. welche weit von Holland entlegen seyen, fahren lassen, und dagegen die verlornen Plätze in den Niederlanden zu erhalten, bedacht seyn würden, wodurch sie wenigstens noch diese Länder, mit Hülfe von England und Holland zu beschützen, im Stande seyn könten.

Allein, Spanien sey äußerst unwillig über Holland, daß dieses mit den guten Neigungen des Königs von England so schlecht übereinstimme, und dem Antrage zu einer Alternativ Gehör gebe, wodurch Spanien ein so großes Stück Landes verloren geben solle anstatt ihnen wieder zum Besitz desselben behülflich zu seyn. Die Spanier hielten es auch für den größten Schimpf, daß Holland sie zwingen wolte, die französischen Propositionen, nach einem so ungerechten Ueberfalle, anzunehmen. Sie wären auch anfangs willens gewesen, die ganze Niederlande an Frankreich gegen ein Aequivalent abzutreten, theils um die großen Kosten zu deren Erhaltung zu ersparen, theils an Holland sich zu rächen, indem diese Republik alsdann der Nachbarschaft von Frankreich ausgesetzt seyn würde; man habe sich doch aber entschlossen, die Alternativ einzugehen, und die Wahl derselben dem Marquis von Castel Rodrigo überlassen. Derselbe wäre zu einem Frieden gar nicht geneigt gewesen, sondern hätte lieber den Krieg, unter Beistand von England und Holland, fortgesetzt, als eine der Alternativen gewählt. Er sähe, daß der König von England auch dazu geneigt sey, und glaubte, daß Holland lieber dazu die Hand bieten, als die Niederlande, durch einen besorglichen Tausch, an Frankreich kommen lassen würde. Er dächte ferner, daß, wenn man Frankreich seine letzten Eroberungen

rungen ließe, Holland in beständiger Sorge, wegen des Ueberrestes der Niederlande seyn, und auch England sich derselben immer mehr und mehr annehmen müßte.

Außerdem hielte der Marquis von Castel Rodrigo dafür, daß die Franzosen den Frieden so, wie man ihn ihnen anböte, nicht annehmen, oder, wenn sie ihn auch annähmen, und dadurch Meister von den Gränzen der Niederlande werden würden, gar bald die Lust zum Ueberreste, so nur ein offenes Land sey, bekommen, und dadurch England und Holland nöthigen würden, Spanien mit allen Kräften beizustehen. Man könne also wohl sagen, daß der erstgedachte spanische Statthalter der Niederlande sich nicht, durch die Begierde nach einem jezo gleich einzugehenden Frieden habe verleiten lassen, die Alternativ anzunehmen, sondern, daß seine Absicht gewesen, den Krieg fortzusetzen, oder doch bald wieder einen neuen, mit Hülfe der Nachbarn, anzufangen. Daraus sey nun auch leicht einzusehen, wie sehr die Holländer sich in ihrer Rechnung betrogen finden, und über die Wahl der Spanier ungehalten seyn. Was aber von einem solchē Frieden zu hoffen sey, den Frankreich und Spanien wider ihren Willen eingehen, und England und Holland auf solche Bedingungen, die ihnen nicht recht angenehm seyn könten, veranlaßt hätten, wolle er nicht entscheiden.

Jean de Witt hatte zwar also, durch seine Unterhandlungen und die geschlossene Tripleallianz den Frieden zwischen Frankreich und Spanien befördert, und dieser lezten Krone den größten Theil der Niederlande erhalten, der aber nicht so beschaffen war, daß er den vereinigten Niederlanden zu einer tüchtigen und hinlänglichen Barriere dienen konte. Da auch wegen der einmal von Frankreich öffentlich kund gemachten Ansprüche auf die spanische Monarchie, durch den Aachner Frieden, nichts war bestimmt und entschieden worden; so mußte Holland immer in Sorgen stehen, daß über kurz oder lang Frankreich sich des übrigen Restes der spanischen Niederlande bemächtigen, oder Spanien einen Tausch derselben mit Frankreich vornehmen mögte, um eines Krieges überhoben zu seyn. Um nun sich in Sicherheit zu sezen, schlossen England, Schweden und die Generalstaaten den 7ten Mai 1669, im Haag eine Convention, wodurch sie insgesammt, und jedes für sich besonders, zufolge des siebenten Artikels des Aachner Friedens, sich verpflichteten, diesen erstgedachten Frieden dergestalt zu garantiren, daß, falls der König von Frankreich solchem in einigen Stükken zuwider handeln, und einige Königreiche, Staaten, Länder und Unterthanen von Spanien, zu Land, oder zur See, überfallen würde, sie alle ihre Kräfte zu Wasser und zu Lande, mit dem äußersten Nachdrucke anwenden wolten, nicht allein demselben sich zu widersezen, sondern ihn auch zu Ersezung alles Schadens anzuhalten; da sie sich dann, auf den Fall eines solchen Angriffes, noch weiter deswegen ver-

vergleichen wolten. Don Gamarra der spanische Gesandte im Haag, trat zwar dieser Convention sogleich durch eine eigene Acte, den 9ten Mai 1669 bei, und versprach an den, der Krone Schweden schuldigen 480,000 Rthlrn. Subsidiengeldern sogleich die Hälfte, und die andere Hälfte in zwei Terminen, jeden von acht Monaten, in Hamburg zu bezahlen. Nichts destoweniger verzog es sich doch noch mit der Ratification dieser Convention, und der Bezahlung des ersten Termins ein ganzes Jahr lang, nemlich bis in den Mai 1670, und wegen des andern Termins sezte es aufs neue so viele Schwierigkeiten, daß ich zweifle, ob dessen Bezahlung jemals geschehen sey; S. Du Mont, l. c. T. P. I. n. 44. p. 107. sq. coll. n. 56. 130. Lettres de Mr. Temple, T. II. p. 236. und allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, T. VI. L. 52, §. 6 p. 71-73.

Bei diesen Umständen war es dem König von Frankreich, der es den Holländern nicht vergessen konte, daß sie ihn, durch die geschlossene Tripleallianz, an der gänzlichen Eroberung der spanischen Niederlande gehindert hatten, nicht schwer, die erstgedachte Triplealliantz als die einige schwache Sicherheit der Niederlande, und damit verknüpften Freiheit von Europa, zu trennen, wozu denn schon im Märzmonat des J. 1669 der Grund gelegt, und das angefangene Werk, durch französische Intriguen und Bestechungen bald ausgeführt wurde. Hierauf schloß Ludewig der XIV. verschiedene Verbindungen, überfiel hernach im J. 1672 die, von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zwar genugsam gewarnete, aber allzusichere vereinigte Niederlande plözlich, und unterwarf sich den größten Theil derselben in kurzer Zeit. Durch diesen Ueberfall erkanten die Holländer noch mehr die Nothwendigkeit von Erhaltung der spanischen Niederlande, damit sie ihnen künftig zur Barriere gegen Frankreich dienen könten. Sie fanden auch Mittel, anfangs den Churfürsten von Brandenburg, und hernach den Kaiser, das deutsche Reich und Spanien in ihr Interesse zu ziehen, daß dieselben an diesem Kriege Theil nahmen; der aber Frankreich den Weg zu neuen Eroberungen in den spanischen Niederlanden bahnte, wo es nemlich, Condé, Bauchain, Acre, Valenziennes, Cambray, St. Omer, und andere Orte mehr eroberte.

Ob nun gleich die Republik der vereinigten Niederlande, in der den 30ten Aug. 1673, im Haag mit Spanien geschlossenen Allianz, sich unter andern anheischig gemacht hatte, mit Frankreich nicht eher einen Frieden zu machen, als bis an Spanien alles zurück gegeben sey, was seit dem Pyrenäischen Frieden von Frankreich weggenommen worden; so vergaßen doch hernach die undankbaren Holländer ihr Versprechen, verließen ihre Bundesgenossen, die bloß zu ihrer Rettung die Waffen gegen Frankreich ergriffen hatten, und schlossen mit Frankreich den 10ten August 1678 zu Niemwegen zuerst den Frie-

Frieden, als ihnen Frankreich gute Bedingungen bewilligte.

Den vereinigten Niederlanden, war es nemlich hauptsächlich darum zu thun, daß Frankreich, wo nicht alle, doch die meisten in diesem Kriege in den spanischen Niederlanden gemachten Eroberungen an Spanien zurückgäbe, damit sie daran eine Barriere haben mögten; allein, Frankreich bezeigte dazu anfangs eine schlechte Lust. Jedoch die Generalstaaten wußten endlich, durch die geheimen Unterhandlungen mit Großbritannien, und den mit dieser Krone, den 16ten Jenner 1678, im Haag geschlossenen Tractat, den man beim Du Mont, l. c. T. VII. P. I. n. 167. p. 341. sq. findet, den König von Frankreich dahin zu bringen, daß er, auf dem Friedenscongreß zu Niemwegen, den 15ten April 1678 den Gesandten der Bundsgenossen, die Bedingungen übergeben ließ, auf welche er einen Frieden machen wolte. In denselben erbietet sich der König unter andern, daß er Charleroy, Limburg, Burch, Ath, Oudenarde, Courtray, Gent und S. Guilain, jedoch nach Schleifung der Festungswerke dieses leztern Ortes, an Spanien zurück geben wolle, an welchen Orten die spanischen Niederlande, seiner Meinung nach, eine gute Barriere haben würden, und worauf Großbritannien und die vereinigten Niederlande so sehr gedrungen hätten, auch besonders die leztern solches für ihre Ruhe so wichtig hielten: Er fügt hinzu, daß auf solche Art künftig die spanischen Gränzen in den Niederlanden vom Meer anzufangen, bis an die Maas seyn würden. Nieuport, Dixmuyden, Countray, Oudenarde, Ath, Mons, Charleroy und Namur. Diese Barriere, auf welche man seit so langer Zeit gedrungen habe, sey auch durch solche Pläze verstärkt, deren Befestigung dem König Millionen gekostet hätte. Und es schrieben auch nachher die französischen Gesandten zu Niemwegen, unter dem 29ten Jun. 1678 an des Königs Gesandten zu London, den Herrn von Barrillon, daß der König den Generalstaaten diese von ihnen verlangte Barriere versichern wolle. S. Actes & Memoires des Negotiations de la Paix de Nimegue, T. II. p. m. 397. sq. und 486.

Die Fortsezung folgt künftig.

Vorsicht einer guten Landwirthin bei befürchtetem Mangel der Fütterung.

Nach einem äußerst trockenen Sommer, betrug die Ernte an Heu und Stroh kaum Zweidrittel der gewöhnlichen Winterfütterung. Eine vorsichtige Landwirthin kürzte bei dem Aufstallen ihrer Kühe denselben vom Anfang an den dritten Theil, der sonst gewöhnlichen Fütterung ab, und hatte das Vergnügen, hierdurch ihr Vieh, bis dahin ohne Verlust zu erhalten, daß solches auf die Weide getrieben werden konte. Viele, die solchen Ueberschlag nicht machten, konten in den lezten Wintermonaten dem Vieh keine Fütterung verschaffen, und litten dadurch großen Verlust. Vielleicht macht dieses Beispiel noch jezt manchen Landwirth aufmerksam!

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 20ten December 1782.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Spanien mußte sich daher nun auch zu einem Frieden bequemen, welcher gleichfalls zu Niemwegen den 17ten Sept. 1678 geschlossen wurde. In demselben bekam es zwar, von den im Aachner Frieden verlornen Orten, Charleroy, Binche, Ath, Oudenarde und Courtray, und einige in diesem Kriege genommene Pläze und Landschaften, als die Stadt und das Herzogthum Limburg, das Land d'Outremeuse, die Stadt Gent, das Fort Rodenhus, das Land Waes, Löwen in Brabant, und St. Guilain, dessen Festungswerke jedoch geschleift werden solten, wieder zurück, dagegen es aber Valenciennes, Beuchain, Conde, Cambray, Acre, St. Omer, Bern, Waswick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, Bavay und Maubeuge, nebst der ganzen Grafschaft Burgund, im Stiche lassen mußte. Beide Friedensschlüsse mit Holland und Spanien, kan man übrigens beim Du Mont. l. c. T. VII. P. I. p. 171 & 176. p. 350-357. und 365-374. nachlesen.

Der vor dem niemwegischen Frieden gewesene Krieg gab die allgemeine Uneinigkeit der europäischen Potenzen, die Schwäche und Ohnmacht derselben, und die große Ueberlegenheit von Frankreich zur Genüge zu erkennen. Der Krieg selbst war mit der größten Uneinigkeit geführt worden, und dem verwirrten Anfange und Fortgange desselben war das Ende gleich, indem ein jeder der Alliirten seinen besondern Frieden für sich schloß, und die andern verließ, ohne auf die allgemeine Sicherheit mit einigem Ernste zu denken; gleichsam als wenn ohne diese die geringen Privatvortheile, welche ein jeder für sich erhalten, einigen Bestand hätten haben können. Ein solcher Friede konte nicht anders, als für ganz Europa schädlich, und Frankreich, von dessen Händen er herkam, vortheilhaft seyn. Die schädlichste Würkung desselben aber war die Trennung der Alliirten, und der aus derselben unter ihnen entstandene Unwillen, Verdruß und Uneinigkeit, welches dann dem herrschsüchtigen

und länderbegierigen K. **Ludewig** dem XIV. von Frankreich Gelegenheit gab, in der darauf gefolgten Friedenszeit noch mehr Länder, als durch den Krieg, zu gewinnen. Um nur bei den spanischen Niederlanden, nach dem Endzwecke dieser Abhandlung zu bleiben, richtete der König von Frankreich zu Metz eine sogenannte Reunionskammer auf, und ließ durch einseitige Urtheile und Sprüche derselben, unter dem Namen der Dependenzen und Lehen des Bisthumes Metz, das Herzogthum Luxemburg, bis auf die Stadt dieses Namens, und etliche zwanzig zu der Probstei Luxemburg gehörige Dörfer sich gänzlich zueignen, sogleich mit bewafneter Hand den Besitz davon nehmen, und die Festung Luxemburg über ein halbes Jahr gleichsam blockirt halten. In Flandern, Hennegau und Namur aber verfuhr er, unter gleichem Vorwande der Dependenzen, der ihm im Frieden abgetretenen Orte, eben so; der Reunionen nicht zu gedenken, welche Frankreich im Elsaße und gegen einige deutsche Reichsstände vornahm.

Den Holländern giengen nunmehro, aber zu spät, die Augen auf, und sie konten die neue Gefahr voraus sehen, die ihnen bevor stund, wenn Frankreich in den spanischen Niederlanden weiter um sich greifen, und diese ihre Barriere sich nach und nach vollends ganz unterwerfen würde. Auch andere europäische Potenzen wurden über dieses, auf eine Universalmonarchie abzielende Verfahren aufmerksam, und hielten eine allgemeine Verbindung für nothwendig, welcher sie den Namen einer Association gaben. Schweden und Holland machten hiezu den Anfang, durch eine im Haag den 30ten Sept. (den 10ten Oct.) 1681 geschlossene Allianz, nach welcher sie einander allen Beistand versprachen, damit der westphälische und niemwegische Friede, von allen Contrahenten beobachtet; alle Verletzung derselben verhindert; und die über deren Sinn und eigentlichen Verstand erwachsende Streitigkeiten gütlich beigelegt werden mögten. Diesem Tractate trat hierauf anfangs der Kaiser bei, und wurde, durch eine im Haag, den 28ten Hornung 1682 unterzeichnete Acte, mit unter die Hauptpaciscenten aufgenommen, wie auch hernach der König von Spanien, unter dem 2ten Mai d. J. gleichfalls im Haag. S. Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 11. 15 & 17. p. 15. sq. 19. sq. & 22. Es erfolgten auch hierauf noch mehrere dergleichen Allianzen, als z. B. die luxemburger zwischen dem Kaiser, den fränkischen und oberrheinischen Kreisen, den 10ten Junius 1682; ferner zwischen dem Kaiser und Schweden zu Stockholm, den 12ten Oct. d. J.; imgleichen zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, den 6ten Hornung 1683, und endlich zwischen den fränkischen und bayerischen Kreisen, den 28ten März d. J. zu Augspurg, u. a. m., die man beim Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 18. 21. 28. 29. 30. 31. 33. p.

p. 22-26. 37-39. 51-62. nachlesen kan.

Allein, der König von Frankreich, ließ sich durch alle diese Verbindungen, wenig schrecken, sondern beharrete auf dem Besitze, der durch die Reunionen an sich gezogenen Städte und Länder. Nur darin gab er nach, daß, da er auf dem deswegen zu Frankfurt am Main angestellten Congresse, deren Abtretung, durch einen förmlichen Frieden, auf ewig begehrt hatte, er nunmehro bei den zu Regenspurg fortgesetzten Unterhandlungen, auf gleiche Bedingungen, einen Stillstand von 20 bis 30 Jahren vorschlug, wodurch er dann auch endlich seinen Zweck erreichte. Denn viele Reichsstände, welche den damaligen elenden Zustand des deutschen Reichs, und dessen Unvermögen tiefer einsahen, hielten dafür, daß man dieses Anerbieten annehmen solte. Es war auch in der That, wegen der großen Ueberlegenheit der Krone Frankreich, wegen der Uneinigkeit und Schwäche der andern Potenzen, da besonders England der gemeinen Sache sich nicht annahm, und fürnemlich auch wegen des Friedensbruches der Türken, die sogar Wien, im J. 1683 belagerten, kein anderes Mittel übrig, die fernern Feindseligkeiten und Conqueten von Frankreich zu hemmen, als den von dieser Krone angebotenen zwanzigjährigen Stillstand anzunehmen. Als aber der Kaiser und Spanien damit verzögerten, nahm der König von Frankreich im J. 1684 Luxemburg weg, und nöthigte dadurch die Generalstaaten, mit ihm einen Tractat den 29ten Jun. 1684 im Haag zu schliessen, den man beim Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 46. p. 79-81 findet.

In demselben wird sogleich im Eingange gemeldet, daß der allerchristlichste König sich habe angelegen seyn lassen, die Ruhe von Europa herzustellen, und der Christenheit zum andernmal den Frieden zu schenken, in welcher Absicht er einen Waffenstillstand von zwanzig Jahren angeboten hätte. Holland aber verband sich durch diesen Tractat, alle gute Dienste anzuwenden, daß Spanien den angebotenen Stillstand auf folgende Bedingungen annehmen möge, daß nemlich Frankreich die Stadt Luxemburg, nebst den dazu gehörigen 14 bis 15 Dörfern, Beaumont mit 3 oder 4 dazu gehörigen Dörfern, Bovines und Chimay, mit den 12 bis 15 Dörfern, die dazu gehören, behalten, hingegen Courtray und Dixmuyden, und zwar mit Niederreißung der Festungswerken, imgleichen alle übrigen, seit dem 20ten August 1683 eingenommenen Oerter an Spanien zurück geben, und ein jeder Theil, während dem Stillstande, sich aller weitern Ansprüche und Reunionen enthalten solle. Besonders aber sind aus diesem Tractate, nach unsrer Absicht, der neunte und zehnte Artikel zu bemerken, in deren erstern die Generalstaaten versprechen, daß, wenn der König von Spanien diesen Stillstand, binnen sechs Wochen nicht annehmen würde, sie alsdann

dann ihre Truppen aus den spanischen Niederlanden zurück ziehen, und so lange der Krieg dauerte, Spanien weder directe, noch indirecte, Beistand leisten wolten. Dagegen versprach der König von Frankreich, sich weiter keines Plazes in den spanischen Niederlanden zu bemächtigen, sogar nicht einmal auf dem platten Lande Krieg zu führen, wenn sich dessen auch die Spanier enthielten, sondern seine Waffen gegen Spanien in andern Gegenden zu gebrauchen. Im zehnten Artikel aber versprach der König von Frankreich, daß, wenn er, bei Fortsezung des Krieges, einige Eroberungen wider Spanien machen solte, er kein Aequivalent dafür in den spanischen Niederlanden annehmen, auch sich keines Plazes in denselben, weder durch Empörung, Tausch, gutwillige Abtretung, oder auf andere Weise bemeistern wolle.

Zur Erläuterung dieser, aus dem neunten Artikel des zwischen Frankreich und Holland geschlossenen Tractats, angeführten Stelle, muß ich bemerken, daß in der weiter oben erwähnten, und zwischen Spanien und Holland, im J. 1673 den 30ten Aug. auf 25 Jahre errichteten Allianz unter andern versehen war, daß zwischen beiden Staaten eine immerwährende Union seyn, und jeder Theil den andern bei dem Besizze seiner Länder schüzen, auch im Falle eines Angrifses und öffentlichen Krieges, einander sogleich 8000 Mann zu Fuße zu Hülfe schicken, und wenn in drei Monaten, durch gütliche Vermittlung, kein Friede zu erhalten wäre, alsdann auch den Krieg gegen den Feind des Alliirten erklären solte. Als nun Frankreich, unter dem Vorwande der vorgedachten Reunionen, die Feindseligkeiten in den spanischen Niederlanden anfing; so hielt der spanische Gesandte im Haag, der de Fuen Major, schon im J. 1682, bei den Generalstaaten um die tractatenmäßigen 8000 Mann an. Der Prinz von Oranien hielt auch dafür, daß man Spanien hierin zu Willen seyn müßte, und drang in der Versammlung der holländischen Stände stark darauf. Aber die meisten derselben waren anderer Meinung, und man stellte also dem spanischen Gesandten vor, daß in der Allianz vom J. 1673 verabredet worden, daß man zuvor gütliche Unterhandlungen versuchen solte, um den angefangenen Feindseligkeiten Einhalt zu thun, ehe man den versprochenen Beistand zu leisten schuldig wäre. Die Generalstaaten wären zu einer solchen Unterhandlung geneigt, und sie würde auch desto wenigere Schwierigkeiten finden, da der König von Frankreich sich erboten hätte, während der Unterhandlung zuzulassen, das blockirte Luxemburg mit allerhand Vorrath zu versehen.

Als aber der König von Frankreich, zu Anfang des Herbstmonats 1683, unter dem Marschall von Humieres, einige Truppen in das spanische Flandern einrücken, und einen großen Theil des platten Landes in Brandschazung sezen ließ; so forderte der spanische Ge-

Gesandte im Haag, der Marquis von Castel Moncajo, von neuem den, im vorigen Jahr, der Krone Spanien eventualiter versprochenen Beistand von 8000 Mann. Man beschloß auch sogleich, diese Truppen abzuschicken, und der Prinz von Oranien, als General-Capitain, wurde ersucht, und ihm aufgetragen, dieses Corps in Marsch zu setzen, obgleich die Städte Leiden, Delft und Amsterdam zuerst einige Schwierigkeiten gemacht hatten, in die Absendung der Hülfe zu willigen. Allein, der Prinz stellte ihnen vor, daß man solches schon im vorigen Jahre beschlossen hätte; deswegen die Sache nicht wieder in Berathschlagung gezogen werden dürfte. Die Generalstaaten gaben auch von dem gefaßten Schlusse dem König von Großbritannien Nachricht, und suchten ihn zu bewegen, sich mit ihnen zu verbinden, wozu sich aber derselbe nicht nur ungeneigt bezeigte, sondern auch diesen Schluß der Stände mißbilligte. Allein, sie rechtfertigten den von ihnen gefaßten Schluß, Spanien zu unterstützen, und führten unter andern in ihrer Antwort an, daß sie zwar keinen Krieg suchen würden, wenn der Friede auf billige Bedingungen gemacht werden könte; aber es wäre ihre Schuldigkeit, ihre Bedingungen zu erfüllen; ihr Staat wäre der Gefahr am nächsten, und für denselben die Erhaltung oder der Verlust der spanischen Niederlande, eine sehr wichtige Sache.

Die Unterhandlungen, welche hierauf, zu Anfang des J. 1684 im Haag, zwischen Spanien und Frankreich, unter englischer und holländischer Vermittelung gehalten wurden, giengen langsam von statten, und während derselben suchte der vorgedachte spanische Gesandte der Marquis von Castel Moncajo, die Stände der vereinigten Niederlande zu bewegen, daß sie Frankreich den Krieg ankündigen, oder zum wenigsten die spanischen Niederlande mit mehrerer Mannschaft unterstützen mögten. Das erste ward schlechterdings abgeschlagen; hingegen beschlossen, die gesammten Stände den 16ten März 1684, ungeachtet Amsterdam sich in der Versammlung von Holland, ernstlich dawider erklärte, noch zwölf Regimenter zu Fuße und 15 bis 1600 Mann zu Pferde, nach den spanischen Niederlanden zu schicken, welches auch ohne Verzug geschah. Und der Prinz von Oranien ließ auch einige Truppen, unter dem Marquis von Mompelian nach den geldrischen Gränzen marschiren, um die Bewegungen des Churfürsten von Cöln zu beobachten.

Es erklärten sich zwar nachher die Stände von Friesland und Gröningen ernstlich gegen den eiligen Schluß, mehrern Beistand nach den spanischen Niederlanden zu schicken, und bezeugten, daß sie an dem Schaden, der daraus zu fürchten wäre, unschuldig seyn wolten. Sie verlangten auch bald hernach, auf die erhaltene Nachricht, daß der König von Frankreich dem Churfürsten von Cöln eine Ar-

mee zu Hülfe schicken würde, daß man ihre Provinzen mit mehrern Truppen versehen, und zu dem Ende die Hülfsvölker aus den spanischen Niederlanden zurückrufen solte. Allein, die gesammten Stände stellten ihnen vor, daß sie die Vormauer des Staats nicht ohne Vertheidigung lassen könten, durch welche Antwort sich jedoch die beiden vorbesagten Provinzen nicht abweisen ließen, und würde, nach aller Wahrscheinlichkeit, der Streit noch heftiger geworden seyn, wofern nicht der Fortgang der Unterhandlungen, wegen eines Stillstandes, die Ursache, woraus er entstanden war, hätte verschwinden lassen. S. allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, T. VI. l. 57. §. 21. p. 381. sq. und L. 53. §. 4. & 21. p. 401-404. & 442. sq. Frankreich nöthigte nemlich die vereinigten Niederlande, den etwas weiter oben erwähnten Tractat, den 29ten Jun. 1684 zu schließen; wodurch hernach Spanien gezwungen wurde, nach Gleichförmigkeit desselben, den zwanzigjährigen Stillstand den 15ten Aug. d. J. zu Regenspurg mit Frankreich einzugehen, nachdem der Kaiser und das Reich dergleichen, an eben diesem Tage unterzeichnet hatten. Beide kan man beim Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 47. 48. p. 81-85. nachlesen.

Es dauerte aber auch dieser zwanzigjährige Stillstand nicht lange. Denn die Ansprüche, welche Frankreich, nach dem im J. 1685 erfolgten unbeerbten Absterben des letzten Churfürsten von der Pfalz aus der Simmernschen Linie, wegen dessen an den Herzog von Orleans vermählten Schwester, an dem größen Theil der Chur-Pfälzischen Länder machte, und noch einige andere Chikanen dieser Krone, wovon man im Pufendorf, l. c. L. 19. §. 12. 13. & 29. nachsehen kan, nebst dem gefährlichen Zustande von England, welches Reich, durch den unzeitigen Religionseifer K. Jacobs des II. und durch französische Anstiftungen, in innerliche Unruhen gesezt worden, veränderten den Zustand der Sachen aufs neue, und verursachten eine nähere Zusammensezung verschiedener Potenzen. Dahin gehören z. E. der im Haag, den 23ten August 1685, zwischen Holland und Chur-Brandenburg errichtete Vergleich; die gleichfalls im Haag den 12ten Jenner 1686 geschehene Erneuerung des Bündnisses zwischen Schweden und Holland, und dessen Verlängerung auf zwanzig Jahre; ferner ein zu Berlin, den 10ten Hornung d. J. geschlossenes Bündniß zwischen Schweden und dem Churfürsten von Brandenburg; imgleichen die zwischen diesem und dem Kaiser, den 8ten April und 7ten Mai d. J. zu Berlin gemachten Verträge; und hauptsächlich die zu Augspurg den 29ten Jun. (9ten Jul.) d. J., zwischen dem Kaiser und seinem ganzen Erzhause, dem König von Spanien, wegen des burgundischen Kreises, dem König von Schweden wegen seiner deutschen Länder, dem Churfürsten von Bayern für sich und den bayerischen Kreis,

Kreis, imgleichen dem fränkischen Kreise, den gesammten Fürstlich-Sächsischen Häusern, und den Ober-Rheinischen, diesseits Rheins gelegenen, auch hiezu concurrirenden westerwäldischen Fürsten und Ständen errichtete große Association oder Allianz, welcher hernach auch noch der Churfürst von der Pfalz, den 2ten Sept., und der Herzog von Hollstein-Gottorp den 7ten d. M. beitraten. Alle diese Tractaten stehen beim Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 59. 65. 66. 69 und 72. p. 111-114. 122 - 125. 127-129 & 131 - 139. Pufendorf, l. c. L. 19. §. 25. p. 1543.

Die Würkung von allen diesen Verbindungen war endlich, daß Frankreich von denselben einen Vorwand, und von dem glücklichen Fortgange der kaiserlichen Waffen in Ungarn, die sich bis auf Belgrad erstreckten, imgleichen von der Revolution in England, wodurch K. **Jacob** der II. vertrieben, und der Prinz **Wilhelm** von Oranien auf den Thron erhoben wurde, eine Ursache nahm, im J. 1688, bei Gelegenheit der streitigen Erzbischofs Wahl zu Cöln, einen neuen Krieg anzufangen.

Dadurch wurde nun die sogenannte große Allianz veranlaßt, und zwar erstlich durch ein Off- und Defensiv-Bündniß zwischen dem Kaiser und Holland zu Wien den 12ten Mai 1689, welchem hernach K. **Wilhelm** der III. von Großbritannien zu Hamptoncourt den 20ten Dec. d. J., und K. **Karl** der II. von Spanien zu Wien, den 6ten Jun. 1690 beitraten. S. Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 112. 120 & 127. p. 229. sq. 241. sq. & 267-269. Kraft dessen wurde stipulirt, daß man mit gemeinschaftlichen Kräften den Krieg wider Frankreich führen, auch keinen besondern Frieden mit dieser Krone eingehen, noch die Waffen niederlegen solte, als bis alles wieder in den Stand des westphälischen und pyrenäischen Friedens hergestellt seyn würde. Zu dessen mehrerer Sicherheit solte auch, nach erlangtem Frieden, allezeit ein beständiges Schutzbündniß zwischen den Contrahenten seyn, und einer dem andern, wenn Frankreich denselben aufs neue angreifen wolte, beistehen, auch die einem jeden zustehenden Rechte wider die Krone Frankreich beschützen, insonderheit aber dem Herzog von Lothringen zur völligen Restitution seiner Lande verhelfen. In einem beigefügten besondern Artikel wurde auch noch festgesetzt, daß man, auf den Fall des unbeerbten Ablebens des Königs von Spanien, dem Kaiser und seinen Erben, zu der ihm von Rechtswegen gebührenden Erbfolge der spanischen Monarchie, wider alle Unternehmungen des Königs von Frankreich, und zur römischen Königs Wahl des Erzherzogs **Josephs**, aus allen Kräften behülflich seyn wolle. Auch der Herzog von Savoyen ließ sich, durch den König **Wilhelm** den III. von England und den Churfürsten von Bayern, zu einem Kriege wider Frankreich bewegen, und schloß deswegen, nach dem von Frankreich geschehenen Ueberfalle, einen Tractat mit Spanien den 3ten Jun. 1690 zu Mayland, und den 4ten d. M. u. J. zu Turin mit dem Kaiser. S. Du Mont, l. c. T. VII. P. I. n. 125. sq. p. 265-267.

Die

Die spanische Erbfolge war damals der vornehmste Punkt, den das Haus Oesterreich sich angelegen seyn ließ. Der schwache Zustand K. **Karls** des II. von Spanien, welcher nicht allein zu keinem Erben, sondern auch zu keinem langen Leben eine weitere Hofnung übrig ließ, gab dazu Anlaß. Eben derselbe setzte auch damals alle Potenzen, besonders die Frankreich am nächsten lagen, und sich gegen diese Krone in die große Allianz einließen, in Sorgen, daß der herrschsüchtige **Ludewig** der XIV. endlich diejenigen Absichten auf die Erbfolge in der spanischen Monarchie, welche er, bereits bei Lebzeiten K. **Philipps** des IV. von Spanien, hin und wieder an den Höfen, und nach dessen Tode, durch öffentlich gedruckte Deductionen, zu erkennen gegeben hatte, ausführen mögte. Weil nun die allgemeine Freiheit von Europa dabei in augenscheinlicher Gefahr war, zumal da man die große Macht und Ueberlegenheit von Frankreich, in den bisherigen Kriegen, mit so großem Schaden empfunden hatte; so war eine allgemeine Verbindung mit dem Hause Oesterreich dißfalls höchst nothwendig. Es würde uns von unserm Endzwecke zu weit entfernen, wenn wir anführen wolten, was während dem Kriege, zum Besten der Nachfolge des Erzherzogs **Carls**, nachmaligen Kaisers, dieses Namens des VI., am spanischen Hofe unterhandelt wurde; und mag daher genug seyn, zu bemerken, daß eine unergründliche Fatalität den Erfolg aller dieser guten Rathschläge gehindert habe.

Da der französische Hof von allem, was am spanischen Hofe vorging, jederzeit genau unterrichtet war, und der kränkliche mit Lebensgefahr verknüpfte, Zustand K. **Karls** des II. von Spanien täglich zunahm; so verdoppelte der König von Frankreich seine Bemühungen, dem Kriege ein Ende zu machen. Die Politik von Frankreich ging damals so weit, daß es seine große Macht und den vortheilhaften Zustand seiner Waffen an allen Orten verstellte, und einem jeden der Alliirten so viele besondere Vortheile anbot, als ob es in die äußerste Noth gebracht wäre. Es beraubte sich freiwillig aller seit langer Zeit her, in Lothringen, am Rheinstrome, in Italien, und in den Niederlanden gemachten Eroberungen, bloß allein um die große Allianz zu trennen, die mit dem Hause Oesterreich, wegen der spanischen Erbfolge, genommenen Maaßregeln fruchtlos zu machen, und hingegen seine Absichten auf dieselbe auszuführen. Mit einem Worte: der König von Frankreich ließ einige kleine Theile fahren, um das ganze desto gewisser zu erlangen. Und die Alliirten begiengen wiederum, wie bei dem niemwegischen Frieden, den Fehler, sich durch einige Privatvortheile, an Beobachtung ihres allgemeinen Interesse, von dem doch die Sicherheit der erstern abhing, verblenden zu lassen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 23ten December 1782.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Schluß.)

Ungeachtet der bisherigen glücklichen Feldzüge und gemachten Eroberungen suchte also der König von Frankreich, schon im J. 1693 zu einem Frieden zu kommen. Er schrieb bereits im Heumonat 1693 an seinen Gesandten zu Stockholm, den Grafen von Avaux, auf welchen Fuß er sich mit allen Mächten, die mit ihm Krieg führten vergleichen wolte. Und hernach bewürkte er bei dem König von Dännemark, daß dessen Gesandter zu London, im Christmonat 1693, dem König von Großbritannien einen Entwurf zu einem allgemeinen Frieden vorlegen mußte. Aus demselben will ich nach unserer Absicht, nur dasjenige anführen, was die Niederlande, und die darin den vereinigten Provinzen zu versichernde Barriere, betrift. Es heißt nemlich in dem gedachten Entwurfe: „um in den „Niederlanden eine Barriere zu errichten, welche dem Staate der vereinigten Niederlande alle Unruhe benehmen könte, solte der König von Frankreich Bergen in Hennegau und Namur in dem Zustande, worin diese „Städte gegenwärtig wären, abtreten, „und Charleroi schleifen lassen. Damit auch die Republik Holland oder „einige andere Mächte nicht befürchten dürften, daß des Königs Absichten wären, die Gränzen seines Gebietes auf der Seite der Niederlande „auszubreiten, so wolte er bewilligen, „daß die Niederlande, falls der König von Spanien ohne Kinder stürbe, dem Churfürsten von Bayern gegeben würden, wofern der Kaiser „hierin gleichfalls willigte.„ Allein, diese Vorschläge fanden keinen Eingang am englischen Hofe; denn K. Wilhelm der III. hielt dafür, daß Frankreich erniedriget werden müßte, um die Ruhe von Europa zu versichern, und es ward daher der Vorschlag des dänischen Gesandten abgewiesen. In den vereinigten Niederlanden würde man demselben mehr Gehör gegeben haben, wenn nicht das Ansehen des K. Wilhelms einen so großen Einfluß auf die Berathschlagungen der Stände gehabt hätte, als

welche gewiß in Frankreichs Anbieten alles fanden, was sie in den gegenwärtigen Umständen verlangen konten, da ihnen nemlich dadurch eine hinlängliche Barriere versichert wurde. S. Actes & Memoirs des Negociations de la Paix de Ryswick T. I. p. 33. sqq. & 40.42. und allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. T. VII. L. 63. §. 6. p. 112. sq.

Der Graf von Avaux übergab einige Zeit nachher, dem schwedischen Hofe ein Memorial, wodurch die Vermittelung von Schweden und die erst angeführten Friedensbedingungen, welche in dem vorgedachten Entwurfe, den der dänische Gesandte in England übergeben hatte, enthalten waren, gleichfalls vorgeschlagen wurden. Es war hinzu gefügt, daß der König, sein Herr, wegen der an den Churfürsten von Bayern zu überlassenden Niederlande, den Verzicht für sich und den Dauphin bestätigen wolle, jedoch nur allein zum Vortheil des Churfürsten von Bayern, und seiner Erben, und sonst keines andern, und daß der Kaiser eine gleiche Erklärung von sich stelle. Der allerchristlichste König zweifle daher nicht, es würde ganz Europa, und insonderheit die Generalstaaten, diesen Verzicht auf die spanischen Niederlande, zum Vortheil des Churfürsten von Bayern, als die allerstärkste Barriere ansehen, die sie nur wünschen könten, und wodurch der Friede ganz unverbrüchlich gemacht werden würde. Nebst diesem Memorial wurde auch noch eine ausführliche Deduction publicirt, und in derselben, in Ansehung der vereinigten Niederlande, sehr scheinbar vorgestellt, daß, da die Generalstaaten bloß deswegen an dem Kriege Antheil genommen hätten, um den Prinzen von Oranien auf den Thron von Großbritannien zu sehen, sie nunmehro, da Frankreich es dabei lassen, und die vorigen Tractaten mit dieser Krone erneuern wolle, und sie hiernächst ihre vorige Barriere von Nieuport und der See an, bis nach Namur und an die Maas wieder bekämen, weiter nichts verlangen könten. Luxemburg bleibe zwar Frankreich; es hätten aber die Generalstaaten solches schon bei dem Stillstande vom J. 1684 genehm gehalten, weil dieser Ort 25 Meilen weit von ihrer Barriere entfernt liege. Noch mehrere Sicherheit aber fänden sie bei der angebotenen Uebergabe der spanischen Niederlande an Churbayern. Weil jedoch dieses Anerbieten übel ausgelegt werden wolle; so wolle man sich gerne gefallen lassen, daß gar nichts davon gemeldet werde. S. Actes & Mem. de la Paix de Ryswick, T. I. p. 47-49. und de Lamberty Memoires pour servir à l'Histoire du XVIII. Siecle, T. I. p. 3-5.

Nachdem nun Frankreich seine Commissarien mit diesen und andern Vorstellungen nach Holland heimlich abgeschickt, und diese Republik, welcher es hauptsächlich um die Einrichtung einer tüchtigen Barriere für ihren Staat in den spanischen Niederlanden zu thun war, zuerst eingenommen,

men, und durch geheime Conferenzen des Marschalls von **Boufleurs** mit dem Grafen von **Portland** die Erkennung K. **Wilhelms** des III. für einen König von Großbritannien, richtig gemacht, auch nachher sogar die Abtretung der wichtigen Festung Luxemburg an Spanien bewilliget hatte; so wurde der allgemeine Friede unter schwedischer Vermittelung, zu Ryswick, mit leichter Mühe traktirt und zur Richtigkeit gebracht, wie er dann den 20ten Sept. 1697, von Spanien, England und Holland, und den 30ten Oct. d. J. vom Kaiser und dem Reiche mit Frankreich geschlossen wurde. Man findet alle diese Friedensschlüsse beim Du Mont, l. c. T. VII. P. II. n. 195. 197. 198 & 200. p. 381-386 & 399-439.

Durch den Frieden mit Spanien trat Frankreich, außer den in Catalonien und Spanien eroberten Plätzen, an diese Krone ab Luxemburg und Chiny, Charleroy, Mons, Ath, Courtray mit allen ihren Dependenzen, und überhaupt alles, was Frankreich, während dem Kriege, Spanien abgenommen hatte. Imgleichen solten auch alle Orte, welche K. **Ludewig** der XIV., seit dem niemwegischen Frieden, in Luxemburg, Namur, Brabant, Flandern, Hennegau, und anderwärts in den spanischen Niederlanden weggenommen und reunirt hatte, wie solche Reunionen, in einer diesem Tractate beigefügten Liste, specificirt seyn, bis auf die in der französischen Ausnahmsliste enthaltenen 82 Orte, an Spanien wieder gegeben werden. Spanien kam also, durch den ryßwickischen Frieden, in einen bessern Zustand, als es durch den niemwegischen Frieden gesetzt war, und die vereinigten Niederlande bekamen eine bessere Barriere in den spanischen Niederlanden, als sie durch den niemwegischen Frieden erhalten hatten, welches für diese Republik Ursache genug war, mit Frankreich zu schließen. Der König von Frankreich trat übrigens desto williger so vieles an Spanien ab, weil man um diese Zeit K. **Karln** dem II. von Spanien kaum zutrauete, daß er noch einen Monat leben könte, und weil nach dessen Tode K. **Ludewig** der XIV. bessere Gelegenheit haben würde, sich eines theils seiner Staaten zu bemächtigen, wenn er mit einigen der Bundsgenossen einen besondern Frieden geschlossen, und dadurch die Macht der großen Allianz getrennet, oder den Kaiser zu einem Frieden, nach seinem Willen gezwungen hätte.

Aus allem bisher gesagten ist zu ersehen, wie sehr den vereinigten Niederlanden darum zu thun gewesen, die spanischen Niederlande unter der spanischen Herrschaft zu erhalten, damit sie an denselben eine Barriere gegen Frankreich hätten. Sie hatten deswegen unsägliche Kosten aufgewandt, theils auf die deshalb geführten Kriege, theils auf Unterhandlungen und Gesandschaften, theils auf die an Schweden und Chur-Brandenburg bezahlten Subsidiengelder, daß daher der berühmte Du Mont in seiner im J. 1701 publicirten Recherche des Causes de la presente Guerre, mit Recht die Anmerkung macht,

daß, wenn man die Totalsumme dieser Kosten zusammen rechnete, selbige sich so hoch belaufen würde, daß die gesammten spanischen Niederlande niemals im Stande seyn würden, selbige zu bezahlen.

Da indessen der schwache K. Karl der II. von Spanien, und sein Ministerium, dem allen ungeachtet, sich wenig Sorge um die niederländischen Festungen gaben, so brachten es die Generalstaaten, obgleich mit vieler Mühe, nach dem ryswicker Frieden dahin, daß ihnen von Spanien das Besatzungsrecht in den Festungen Mons, Namur, Luxemburg, Charleroy, Ath und Oudenarde eingeräumt wurde. Diese Festungen waren also die ersten Plätze, in welchen die Staaten der vereinigten Provinzen ein Besatzungsrecht ausübten, weil nemlich der, weiter oben erwähnte Verpfändungstractat vom 9ten April im J. 1668 nicht zur Vollziehung gekommen war. Ich finde zwar, von jenem, nach dem ryswickischen Frieden, von den Holländern ausgeübten Besatzungsrechte in den benannten Festungen der spanischen Niederlande, bei keinen Schriftstellern, die ich deshalb nachgeschlagen habe, einige Nachricht, noch weniger ist eine darüber errichtete Convention, meines Wissens, bisher zum Vorschein gekommen. Allein, daß Truppen der Generalstaaten, in den gedachten Festungen, bei dem Absterben K. Karls des II. von Spanien, würklich in Besatzung gelegen haben, ist aus demjenigen außer allem Zweifel, was davon in dem zweiten Abschnitte dieser Abhandlung, zu seiner Zeit, wird gemeldet werden.

Nachricht von den Preisaufgaben der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen.

Auf den November d. J. war der Hauptpreis von 50 Dukaten für eine Frage der mathematischen Classe ausgesezt: (s. G. A. 1780. S. 1246. 1781. S. 1209.)

Es ward gewünscht, daß man von den Versuchen, die der Graf von Buffon und andere über die Festigkeit des Holzes angestellt haben, eine nähere und bestimtere Anwendung für die Baukunst zeigen möge, als die Baumeister bisher gezeigt haben. Daß man den mathematischen Theil der Zimmermannskunst auf sie gründe: und den besten Gebrauch, der sich, nach Verschiedenheit der Gebäude, vom Holze machen läßt, aus ihnen herleite. Daß man Anleitung gebe, die Länge, Breite und Dicke, die Anzahl, die Lage, die Zusammenfügung der Zimmerhölzer für jeden Fall gehörig zu bestimmen. Daß man den Widerstand nach der Verhältniß des Antheils der auszustehenden Gewalt, klüglich austheilen

len lehre: damit sowohl das ganze Werk, als jeder einzelne Theil eine seiner Absicht und Verrichtung gemäße Stärke erhalte. Beispiele zur Anwendung der Grundsätze und Rechnungen können von Dächern, Hängewerken, hölzernen geraden und gewölbten Brücken, Bogengerüsten, u. d. gl. hergenommen werden.

Quæ circa lignorum resistentiam, Comitis de Buffon, aliorumque experimenta, docuerunt, ea uberius, quam ab Architectis factum sit, in usus rei ædificatoriæ convertere. Artis tignariæ fundamenta mathematica illis superstruere. Optimum, pro varia ædificii indole, ligni usum inde deducere. Ostendere, quo commissuræ genere, quo situ, qua longitudine & crassitudine, quo numero jungenda sint ligna, ut resistendi viribus frugaliter adhibitis, & pro rata oneris parte sapienter dispensatis, universum opus & singula illius membra muneri suo sufficiant. Cujus rei, inter cetera, a tectis ædium, a pariete pensili, a ponte ligneo sive directo seu arcuato, a pegmate quod fornici imponendo substruitur, exemplum peti & calculo accommodari poterit.

So wichtig und nützlich diese Frage war, so hat die Societät doch keine Beantwortungsschrift erhalten; eben so wenig als über die ökonomische Preisaufgabe: welche die Arbeiten für Zucht- und Werkhäuser in Niedersachsen betraf; sie war folgender maaßen abgefaßt: (S. G. A. 1781. S. 777. u. 8.)

Welches sind die schicklichsten und zugleich einträglichsten Arbeiten für Zucht- und Werkhäuser in Niedersachsen? so daß durch ihren Ertrag wo nicht die Kosten der Anlage und Unterhaltung zusammen, doch die Kosten der Unterhaltung allein, bestritten werden können?

Dagegen hat die Societät aus mehreren bewegenden Ursachen ihr Urtheil über die Schriften bis jetzt noch zurückgehalten, welche über die für den verfloßnen Julius d. J. aufgegebene ökonomische Frage eingelaufen waren. Die Frage (s. G. A. 1780. S. 1249. u. f. 1781. S. 1212.) war:

Da in Jahren, worin die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt und sonst keine andere anscheinende Ursache eintrit, dennoch die Honigärnte oft weit unter der Erwartung ist: ob sich hinlängliche Ursachen und Vorbedeutungszeichen davon anführen lassen? welche vermuthlich in der Auflösung der Frage: woher der Honig entsteht? liegen.

An eingegangenen Schriften zur Beantwortung fehlte es nicht; allein, keine von allen hat, nach dem Urtheile der Societät, selbst mit Zuziehung eines der erfahrensten Bienenwirthes, der Frage eine Genüge gethan; unter achten waren auch drei lang nach dem festgesetzten Termin eingegangen; eigene Beob-

achtungen hat keine, auch nicht neue Schlüsse aus den schon bekanten; überall sind Vermuthungen beigebracht, die aber schon längst bekant waren.

Indessen ist man darin übereingekommen, daß der Preis derjenigen Abhandlung, welche im Verhältniß zu den übrigen gegründete Vorzüge habe, zuerkant werden soll. Diesen Preis der 12 Dukaten erhielt nach der Mehrheit der Stimmen, diejenige Abhandlung, welche die Devise führt: Amant alterna Camenæ *). Der Verfasser lehrt freilich nichts Neues; er nimt die alte unerwiesene Meinung an, daß der Honigthau, der von den ausgeschwitzten Säften der Pflanzen entstehet, ein Grundstof des Honigs sey, und sucht also zu bestimmen, unter welchen Umständen dieser Thau am stärksten und ergiebigsten seyn könne; Seine Richtigkeit hat es, daß auf den Honigthau allein noch kein fettes Honigjahr folget; das Gegentheil erlebt man oft, wenn, wie es oft geschieht, den Bienen eine Krankheit zugezogen wird; etwas wortreich, selbst mit Einmischung fremder Dinge, ist der Verf. auch; endlich spricht er auch nur von der Bienenzucht in Kornländern, führt die vornehmsten Pflanzen an, die in solchen Gegenden wachsen, und glaubt, daß man vor Ende des Maies keine sichere Prognostica haben könne, giebt doch aber auch für die folgende Monate keine oder doch sehr wenige an. Der Honigbau in kornreichen Ländern ist in Betracht der Bienenzucht in Heidegegenden weit geringer und weit weniger einträglich, wird daher auch nie leicht so im Großen getrieben. Selbst die einzelnen Bienenliebhaber, welche noch einigen Vortheil davon ziehen wollen, müssen die Bienen in magere Gegenden bringen lassen, wo der Honig aus den Buchweizen- und Heideblüten erhalten wird. In fruchtbaren Gegenden ist die Zeit der Blüte zu kurz, so daß der Verf. selbst gestehet, daß ein Korb bei der größten Bienenzahl keine Wachsscheiben geben werde, wenn solches nicht gegen das Ende des Julius bereits geschehen sey. In Heidegegenden ist es nichts ungewöhnliches, daß ein Schwarm, der am Ende des Julius, ja bei guter Witterung in der Mitte des Augusts, eingefangen wird, noch eine gute Leibimme wird, welche, den Korb eingeschlossen, 24 bis 30 Pfund wiegt. Eben weil in Getreideländern die Blüte der Rocken- und Weizenfelder zu früh vorüber ist, so gehet die Zehrung der Bienen viel zu früh an, als daß sie dem Bienenvater einen beträchtlichen Ueberschuß leisten könten; hingegen in Heidegegenden gehet die beste Sammlung Anfangs des Julius an, und dauert bis gegen die Mitte, ja bisweilen bis an das Ende des Septembers; folglich fängt die Zehrung der Bienen zwei Monate später an, als in den fruchtbaren Kornländern, und es kan also hier eher im Großen ein beträchtlicher Nutzen erhalten werden.

*) Diese Abhandlung wird im folgenden Stück des Magazins abgedruckt.

den. Bei allen diesen Erinnerungen wird dem Verf. eingestanden, daß seine Schrift sehr gute und gegründete Bemerkungen enthalte; er verdient auch die Aufmunterung, die er an einer Stelle zu erwarten scheint, daß er noch mehrere Bemerkungen und Erfahrungen bekant machen wolle. Aus diesen Gründen schien sie also des zuerkanten Preises nicht unwürdig zu seyn. Nach Eröfnung des versiegelten Zettels fand sich der Name des Verfassers **Theophilus Cälestinus Piper**, Rector der Schule zu Greifswalde.

Der Verf. einer andern Schrift mit dem Motto: Spes in nobis, in deo exitus, lebt in Niedersachsen und kennt die Heidebienen. Er enscheidet gerade zu, daß auf eine günstige Witterung allezeit eine reiche Honigärnte folge; und wenn es nicht geschehe, so sey die Unwissenheit der Honigwärter daran schuld. Indessen wird von den bessern Kenntnissen der verständigern Bienenwärter bloß das Einzige beigebracht, daß das Wetterleuchten bei heiterm Himmel die Blüten verdirbt, wenn nicht Regen darauf erfolget. Dieses weiß jeder Bienenwärter; es ist auch diese Erfahrung in andern unserer Preisschriften noch umständlicher ausgeführt; aber dieses Wetterleuchten gehört eigentlich nicht in den Umfang der Preisfrage: hier ist die Rede, „von Jahren, worin die Witterung dem Wunsche der Bienenwärter gemäß ausfällt, und sonst keine andere anscheinende Ursache des Honigmanaels eintrit;„ hier aber trit eine anscheinende Ursache ein, das Wetterleuchten, das zu der schon bekanten Witterung gehört, welche die reichliche Honigsammlung stöhret. Also hat der Verf. keine Beantwortung auf die vorgelegte Frage gegeben; aber er besitzt sonst von der Bienenwartung praktische Kenntniß. Deswegen ertheilte ihm die Societät das Accessit, und wofern er es gestatten und sich nennen will, so wird ihm die silberne Denkmünze der Societät zugestellt, und seine Schrift abgedruckt werden.

Die Ankündigung neuer **Preisfragen** war diesmal mit einem besondern Vergnügen für die Societät verbunden. Die Königl. Cammer hat eine Prämie von 200 Rthlrn. für denjenigen ausgesetzet,

> **der die bewährtesten Mittel wider die sogenannte Wurmtrockniß am Harze anzugeben im Stande ist,**

und sie hat der Societät das gnädige Vertrauen bezeiget, ihr es aufzutragen, daß sie diese ausserordentliche Preisfrage aufgeben, und die künftig zu erwartenden Preisschriften beurtheilen soll. Die Frage ist nemlich **von den würksamsten Mitteln wider den fliegenden schwarzen Wurm, oder Borkenkäfer** (Dermestes typographus, piniperda, und vielleicht einige verwandte Arten) welcher die Fichte oder Rothtanne (Pinus abies) zerstöhret. S. J. A. Cramers Anleitung zum Forstwesen S. 34. Man erwartet eine vollständige Geschichte des Insekts, also eine ausführliche und zuverläßige Nachricht von Vermehrung, Verwandlung und Nahrung desselben, von dem Schaden, den es in Waldungen verursacht; ferner eine Anzeige derjenigen Umstände, unter welchen das Insekt sich am stärksten vermehrt und am meisten schadet, und derjenigen Mittel, die jemals wider dasselbe mit einigem Nutzen würklich angewendet worden, oder die auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zur gänzlichen Verhütung des Schadens oder zu des-

dessen Vermeidung versucht werden könnten. Der Preis wird in der Novemberversammlung künftigen Jahres 1783 ertheilet werden; die Schriften aber müssen vor Ablauf Septembers eingeschickt seyn.

Die ordentliche Hauptpreisfrage auf den November 1783 ist bereits schon im vorigen Jahre bekant gemacht worden: sie ist die von der historisch-philologischen Classe zum zweitenmale ausgesetzte Frage, (s. G. A. 1780. S. 1247. 1243. 1781. S. 1210.)

Wie waren die Bergwerke bei den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet? und läßt sich nicht, nach angestellter Vergleichung derselben mit den unsrigen; zum Vortheile des Bergbaues und der Hüttenwerke in unsern Zeiten etwas von den Alten lernen?

Ut declaretur, accuratius quam adhuc factum est, veterum res metallica, hoc est, ars & ratio, quam veteres in fodiendis & tractandis metallis sequuti sunt; ut comparetur ea cum re metallica nostri ævi; utque doceatur, si quid inde elici possit quod utilitatem aliquam in re nostra metallica habeat.

Es ist bereits, und also um ein Jahr zu früh, eine gute Schrift mit dem Motto eingegangen: Mein Wissen ist Stückwerk, deren Verfasser also Zeit hat, allenfalls Zusätze und Beobachtungen einzusenden.

Auf den November 1784 ist auch bereits eine Frage, gleichfalls zum zweitenmale von der physischen Classe aufgegeben, (G. A. 1781. S. 1211. und 1203.)

Sind mineralisches Alkali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten unterschieden? Wenn etwa das letzte statt fände, liesse sich nicht durch etwa einen Zusatz Laugensalz in mineralisches Alkali verwandeln? Dieses würde für die Salzsiedereien wichtig seyn, die jetzo nur sogenanntes schmieriges Salz zuwege bringen können.

Alcali minerale & lixiviosum, suntne specie diversa, an sola varietate? Si specie non differunt, quæritur: an possit additamento aliquo lixiviosum mutari in minerale? Quod qui effecerit, plurimum videtur profuturus iis, qui sal humorem ex aëre attrahens coquunt.

Der Preis auf die beste Beantwortung dieser Fragen ist für jede funfzig Dukaten. Die Schriften müssen vor Ablauf des Septembers jedes Jahres eingesandt seyn.

In Rücksicht auf den großen Nutzen, welchen genaue Topographien leisten, hat (G. A. 1781. S. 1212.) die Societät als ökonomischen Preis auf den Julius 1783 demjenigen bestimt, welcher

die vollständigste und gründlichste physische und ökonomische Beschreibung irgend eines beträchtlichen Bezirks der Königl. Churfürstl. deutschen Lande

liefern wird. Weiter wird hiermit zum erstenmale, auf den November 1783 folgende Preisaufgabe bekant gemacht,

Unter welchen Umständen kan es den Niedersächsischen Landwirthen vortheilhaft seyn, ihre gewonnenen Produkte zu verarbeiten, und welche Verarbeitungen sind sowohl in Absicht auf die Landwirthe, als auf das gemeine Beste die zuträglichsten?

und auf den Julius 1784.

Würde es den Landwirthen in Niedersachsen vortheilhaft seyn; ihre Getreidefelder einzuschließen oder zu befriedigen?

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 27ten December 1782.

Beantwortung der Frage: Da in Jahren, worin die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt, und sonst keine andere anscheinende Ursache eintrit, dennoch die Honigernte oft weit unter der Erwartung ist, — ob sich hinlängliche Ursachen und Vorbedeutungszeichen davon anführen lassen? — welche vermuthlich in der Frage: woher der Honig entstehe? liegen.

Eine Preisschrift von dem Herrn Theophilus Cälestinus Piper, Rektor der Schule zu Greifswalde.

Devise: Amant alterna Camœnæ.

* * *

§. 1.

Die vorgelegte Preisfrage halte ich beinahe für einerlei mit der: Warum, auch bei guter Witterung und wenigem Ungeziefer, dennoch die Bäume nicht gleich fruchtbar sind, und warum auch bei einerlei Kultur, das Korn auf dem Felde ein Jahr einträglicher, als das andere lohne? — Wir sind wohl noch nicht tief genug in das Geheimniß der Vegetation eingedrungen. Auch die fruchtbarsten Bäume und Kornfelder verlangen bisweilen ihre Erhohlungszeit, in welcher sie gleichsam ausruhen, um zu einer andern Periode desto mehr Kräfte zum Tragen zu gewinnen. Der eigentliche Grund aber, warum bei gleich starkem Fleiß, und einerlei Bearbeitung und Witterung die Gärten und Felder nicht gleichen Gewinn geben, ist bisher wohl noch zu tief vor dem Blick des Naturforschers versteckt, und hängt von noch nicht genug bemerkten zusammentreffenden Umständen zu sehr ab, als daß sich was ausgemachtes darüber sagen ließe. Könten wir hier mit mehrerer Sicherheit eindringen; so würde sich auch vielleicht manche andere verwandte ökonomische Frage, darunter ich die: Von mehrerer oder minderer Einträglichkeit der Bienenzucht, rechne, glücklicher und leichter auflösen lassen. Die beste Art auf einige Spur zu kommen, wird,

glaube ich, diese seyn: daß man auf die Nahrung der Bienen vom Anfange ihres ersten Fluges an genaue Acht habe, und bemerke, woraus sie von Zeit zu Zeit ihren Honig gewinnen. Man wird sodann von selbst auf diejenige Periode des Jahres geführet werden, wo sich die eigentliche Honigernte anhebt, von welcher der vornehmste Ertrag der Bienenökonomie abhängt, und sodann aus Beobachtungen festsetzen müssen, welche Umstände die Erwartung des Immekers am mehrsten zu begünstigen pflegen.

§. 2. Es ergiebt sich aber auch zugleich, daß die Entscheidung dieser Aufgabe nach den Gegenden, wo die Bienenwärter wohnen, verschieden ausfallen müsse, und daß einseitige Beobachtungen, wo sie nicht vereiniget werden, schwerlich, bei aller angewandten Mühe, völlige Befriedigung leisten können. Ein Land, worin bloßer Kornbau getrieben wird, kan in einem gewissen Jahr viel Honig liefern, und ein anderes, das bloß Heidekraut trägt, eine magere Ausbeute geben, weil beiderseits Bienenväter auf ungleiche Jahrszeiten rechnen, und das Feld im Junius und Julius etwa gut steht, hingegen die Heide im August, September und October wegen Unfruchtbarkeit, oder Mangel an günstiger Witterung, die Erwartung versagt. Eben so kan es auch umgekehrt ausfallen, und immer die eine Gegend klagen, wenn die andere zufrieden ist.

Meine Absicht ist also nur von denen Landschaften zu reden, die vom Ackerbau leben, und da dergleichen Länder, wo Honig gewonnen wird, die gemeinsten und gewöhnlichsten sind; so werden auch die darauf sich beziehenden Beobachtungen ohne Zweifel die gemeinnützigsten seyn. — Zehnjährige angestellte Erfahrungen, haben mich in den Stand gesetzt, einige Anzeige zu geben, wonach der Oekonom in der Bienenzucht seine Erwartungen abmessen könne. Wenn es aber irgend schwer ist, etwas festzusetzen; so ist es hier. Die ältesten Kenner der Sache müssen gestehen, daß ihnen unerwartete Abweichungen und Ausnahmen vom Gewöhnlichen begegnen, und daß sich diese edelsten und wunderbarsten unter den Insekten nicht ausstudiren lassen.

§. 3. Im Anfange des Frühlings nehmen die Bienen ihren ersten Flug zu den Saalweiden (Salix capraea nach dem Linné) aus deren männlichen Kätzchen (amentis) wie auch aus denen, so sich an den Haselsträuchern, Lampertus- und Zellernüssen finden, sie ihr bestes Futter hohlen. Als vor einigen Jahren der Winter schon zu Ende des Januars aufhörte, und sich so frühzeitig das angenehmste Wetter einstellte, habe ich sie in den letzten Tagen des Jenners und im Anfange des Februars hieraus schon führen sehen. Sie mögen nun diese Nahrung bloß zur Speisung der Brut anwenden, oder auch etwas Vorrath davon in den Zellen beilegen, genug, daß die Gegenden, die mit dergleichen Weiden reicher bepflanzt sind, sich durch stärkern Ausflug, durch baldiges Hecken, und frühzeitiges Schwärmen der Bienen vor allen übrigen auszeichnen,

zeichnen, und es ist nichts seltenes, daß schon zu Ende des Mais an solchen Orten das Bienenschwärmen angeht, da andere hingegen um die Mitte des Junius erst so weit kommen. — Wenn es nun sehr viel im Ganzen austrägt, wie viel Zeit man in der besten Nahrungsperiode für alte und junge Körbe gewinne; so ist auch leicht abzunehmen, daß die Anpflanzung dieser Art Weiden, die ohnedem auf den Dörfern ihren anderweitigen Nutzen in der Oekonomie haben könten, für die Aufnahme des Bienenbaues ungemein zuträglich sey. Eben so ergiebig ist im Frühjahr auch die Blüte vom Spricker, einer Art Faulbaum, Rhamnus frangula genannt, den man in kleinen Strauchgebüschen, in Brüchern und Elsenhölzern, auch unter Eichen als aufschiessendes Unterholz antrift.

§. 4. In den ersten warmen Tagen des Aprils, worauf gewöhnlich wegen des Ostwindes im Frühjahr kalte Nächte erfolgen, findet man an den hervortreibenden Fruchtknospen, besonders der Aepfel- und Birnbäume eine süsse, helle, klebrigte, gelbe oder weiße Feuchtigkeit, über welche sich etwa der Unwissende, als über einen frühzeitig gefallenen Honigthau, freuen mag, und glauben, daß die Bienen hieraus die schönste, natürlichste Nahrung ziehen könten. Allein, der Erfolg widerlegt diesen Wahn.

Es ist diese Süßigkeit wohl nichts anders, als der Schweiß aus den saftreichsten Knospen, welchen die erste Wärme herauslockt, und die Kälte der Nacht zu Tropfen verdickt, daher man selbige besonders des Morgens, ehe sie die Sonnenwärme wieder verzehrt, und diese Süßigkeit in der Luft verfliegt, an den Spitzen der Zweige hängen sieht. So nahe dergleichen verführerischer, süsser Saft auf Bäumen den Bienenschauern dargeboten werden mag, habe ich doch keine einzige Biene getroffen, die dies aufgesogen hätte, nicht einmal beim größten Honigmangel, da selbiger sonst den ganzen vom Winter noch übriggebliebenen Schwarm zum Wegziehen bewegen kan. Es scheint dieser Saft also nur zu Gunsten der kleinen Insekten vorhanden zu seyn, indem man bald nachher auf eben diesen Knospen, und deren aufgeschlossenen Spitzen, besonders bei den Aepfelbäumen, eine Menge von Blattläusen gewahr wird, die sich derselben als ihrer ersten und allgemeinen Nahrung bedienen, ja wenn nicht bald ein Regen sie herunter spület, in das Inwendige der sich öfnenden Fruchtknospe dringen, und die ersten gesunden Keime so verderben, daß die zerfressene Blüte nachher gewöhnlich abfällt, und die Hofnung eines glücklichen Obstjahres beim Kernobst (denn auf den Kirschen- und Pflaumenbäumen habe ich weder solche Süßigkeit noch so frühzeitige Blattläuse angetroffen, zumal da das Laub von erstern ihnen zu bitter und zu streng ist,) vereitelt zu seyn pflegt, wenn auch gleich die Baumraupe, die dann ebenfalls aus ihrem Gespinnst kriecht, entweder gar nicht vorhanden, oder noch nicht so mächtig wäre, zur Verwüstung des Laubes und der Frucht das Ihrige beizutragen.

Desgleichen findet man beim Fortgange der Wärme im Mai auf den jungen Blättern ebenfalls eine süsse Feuchtigkeit. Auch dieses ist eine Materie von ähnlicher Art, die nur Ungeziefer verkündiget. Die Blätter werden durch den ätzenden Saft alsbald angegriffen, und verändern ihre Farbe, (als bei den Johannisbeersträuchern,) rollen sich nach wenig Tagen zusammen, und werden Nester für Wickelraupen, für kleine Spinnen und anderes Geschmeiß, das darin lebt und webt, den Bäumen aber, sobald dies Uebel die Oberhand gewinnet, eine kahle und traurige Gestalt giebt.

Nicht viel günstiger ist alle die Süssigkeit, die bei Frühlings- und Sommertagen, wenn helles Wetter ist, entweder in einzelnen Tropfen, oder auch wie feiner Staubregen aus der Luft fällt, sie ist mit lauter Meelthau und Wurmsaamen geschwängert, und z. E. ein Erbsenfeld, das davon getroffen wird, pflegt durch diesen sogenannten Ahm, der die Schoten zerfrißt, wo nicht ein baldiger Regen komt, gar sehr mitgenommen zu werden. — Die Biene aber kan alle diese und vorhin genannten Säfte so wenig gebrauchen, daß vielmehr der unzeitige Genuß derselben, zumal bald nach dem Winter, wo sie ohnedem der Ruhe und andern Krankheiten ausgesetzt sind, große Zerrüttungen in Stöcken anrichtet. Gelähmt und kraftlos kriechen sie umher, und die Plätze nahe um das Schauer sind mit Todten angefüllt. (Man kan sie alsdenn nicht besser, als durch Honig, der mit Brantewein und etwas darin geschabte Muscatennuß vermischt ist, wieder stärken und reinigen.) Bienen, die schon vorgelegen haben, leiden durch dergleichen Giftthau solchen Abgang, daß sie bald genöthiget werden umzukehren, um den Mangel ihres Volks durch neues Hecken wieder zu ersetzen. Es war, wo mir recht ist, im Frühjahr 1774, wo dergleichen giftiger Thau die Bienen in der ganzen umliegenden Gegend des schwedischen und preußischen Vorpommerns so nebst der rauhen Witterung verwüstet hatte, daß sie nachher mitten in der Blüte beim schönsten Wetter so wenig ausflogen, als ob sie todt wären, kaum, daß sie durch Klopfen ein Sausen hören ließen, und sparsam zum Vorschein kamen, ja erst zu Anfange und um die Mitte des Junius fanden sich die ersten Schwärme ein. Der Landmann, der hievon den Grund nicht finden konte, war an vielen Orten bequem und abergläubisch genug, diesen Zufall der gewöhnlichen Zuflucht seiner Unwissenheit, der Zauberei nemlich, zuzuschreiben.

§. 5. Ich komme auf die Blütenzeit der Bäume. Hier scheinet zwar die ganze Natur in den Gärten den Bienen Ueberfluß anzubieten, man hört auch dieses edle und fleißige Insekt aller Orten sausen; allein es ist mehr das gute Wetter, der angenehme Geruch, und der nach dem Winter eintretende Honigmangel, der ihre natürliche Geschäftigkeit und Sorgfalt für die junge Brut stärker einladet, als daß sie durch

den würklichen ergiebigen Ertrag befriediget werden solten.

Aus den blühenden Johannes- und Stachelbeersträuchern, die vorher sich aufschließen, gewinnen sie weit mehr Blumenstaub zu dem sogenannten Bienenbrodte. Doch ist unter den Baumblüten die Apfel- Apricosen- und Pfirschblüte noch immer die nahrhafteste, wenn selbige ihnen nicht durch Kälte, Nässe und Ungeziefer geraubt wird, können sie ein Paar Wochen lang sich zwar damit unterhalten, aber keinen eigentlichen Honig, wie etwa aus der nachherigen Lindenblüte daraus sammeln. Wärmere Länder, die edlere Früchte haben, sind auch hierin glücklicher. So tragen z. E. in Portugall, die Bienen aus denen zu ganzen Waldungen seit hundert Jahren aufgewachsenen Apfelsinbäumen, deren Blüte den lieblichsten Duft verbreitet, den schönsten Honig im Ueberfluß. — Aber bei uns giebt alle Blüte so wenig Nahrung, daß man bei Stöcken, die noch nicht voll gebaut haben, bei allem Geschwirre der Bienen in der Baumblüte, doch nicht den mindesten Anbau der Zellen, oder Vergrößerung derselben gewahr wird. Und die Wirthe irren sich sehr, die dann glauben, daß ihre schwachen Körbe, wenn sie nur diese Zeit erreicht hätten, außer aller Gefahr wären, — kaum, daß sie ihren Jungen, die dann in der Hecke schon weit vorgerückt sind, und viel gebrauchen, den hinlänglichen Unterhalt dadurch verschaffen können. Ja, man hat sie wohl eher, zumal bei kaltem Wetter, mitten in der Blüte kraftlos und tod gefunden. Oft komt es auch darauf an, wie saftreich die Blüte selbst sey, indem bei trocknem Wetter und ausheerenden Winden die Bäume noch weniger von den Bienen besucht werden. In dem Jahr 1781 war gewiß der Flug der Bienen bei der besten Blüte so schläfrig und schlecht, daß auch mehrere sich darüber gewundert haben, und es dem Meelthau zuschreiben wolten.

Bis zu Ende des Mais kan also ein Bienenwirth noch gar nicht beurtheilen, welches Schicksal er haben werde? Er muß zufrieden seyn, daß seine Bienen ihm durch mittelmäßiges Fliegen beweisen, daß sie noch munter sind, und ob sie hecken, kan er bald theils aus dem zunehmenden Haufen, theils aus der hie und da aus dem Stock getragenen verunglückten oder todten Brut, theils aus dem ersten zum Vorschein kommenden Drohnen bemerken. — Nur auf dem Honigertrag ist noch nichts zu rechnen. Die Bienen können fleißig genug führen, das mehreste aber ist Provision für die Brut, und Interimszehrung zur Ersparung des Honigs. Was von ihnen an den Füßen eingebracht wird, ist weder Wachs noch Honig. Wäre es Wachs, so würde es nicht wie Mehl auf den Fingern zerfallen, und würde am Feuer schmelzen, es wird aber vielmehr zu Kohle. Ueberdies wird eigentliches Wachs mehr im Leibe der Biene zubereitet, wo es ihnen zwischen den Ringen des Unterleibes in dünnen Blättchen

chen durchschwitzt a). Dies dauert so lange, als die beste Nahrung währet. Hat ein Korb gegen das Ende des Julius seine Wachsscheiben noch nicht gebauet; so ist, auch bei der größten Bienenzahl, dies nachher schwerlich weiter zu erwarten.

Den Honig aber trägt die Biene ebenfalls inwendig in dem dazu bestimten Behältniß der Honigblase. Das an den Füßen eingetragene ist noch nicht zubereitete rohe Materie, ein gesammelter Blumenstaub (Pollen), wie man sich überzeugen kan, wenn man einer Biene in der Arbeit, im Garten oder auf dem Felde genau zusieht, wie sie das an ihrem Rüssel-Kopf und haarichtem Oberleibe hangende Blumenmehl auf die nächsten beiden Füße zu beiden Seiten, und von da immer weiter bis zu den letzten streift, wo sich dasselbe endlich zu ein Paar Kügelchen ballet. Nach Verschiedenheit der Blume selbst nimt es Farbe und Geschmack an, und im Korbe erhält erst das, was sie bringen, durch Gebrauch und Verarbeitung seinen Werth b).

§. 6.

a) Ich will mich zum Beweise dessen nicht auf die Erfahrung eines gewissen Sachkundigen Oekonomen berufen, der die in einem ganzen Sommer darüber auf dem Lande angestellten Beobachtungen in einer gewissen Recension der allgemeinen deutschen Bibliothek vor einigen Jahren mitgetheilt hat; sondern nur auf jeden neuen Schwarm aufmerksam machen. Wenn ein neuer Schwarm auszieht; so ist in ihrer ganzen Colonie keine Biene, sie müßte sich denn nur im Fluge verirrt haben, die etwas an den Füßen trüge. Dem ungeachtet werden sie, ehe noch eine ausfliegt, in den ersten Stunden, nachdem sie eingeschlagen sind, oder gar noch am Baume, wenn man sie ohne Aufsicht ruhig sitzen läßt, ein Täfelchen Wachs anbauen, welches des andern Morgens, zumal wenn der Schwarm stark und munter ist, und er nicht in einem ganz neuen Stock gar zu viel zu säubern und auszuschroten findet, einer Hand breit zu sehen ist. — Das Wachsmachen verräth sich im Stock, wenn man in ihrer vollen Arbeit daran horcht, durch ein Geknisper, und Geräusch als Krebse in einem Kober machen, oder Mäuse, wenn sie Stroh benagen. — Nähere Beobachtungen muß man mit einem gläsernen Stock anstellen. Damit aber selbiger nicht verklebt oder verdunkelt werde, weil die Bienen kein Licht und keine kalte Luft von aussen leiden können; so mache man ihn etwa so: Man schneide aus einem Strohkorbe die Krone, passe darin einen gläsernen Hafen, und verschmiere ihn rings umher wohl. Man stülpe aber darüber ein gut anschließendes Futteral von Sackleinwand, und verdecke dies mit einem Strohhückfel. Nimt man dann, nachdem die Bienen dies bebauet haben, die Decke weg, so kan man alles darin so genau wie möglich, vor sich sehen, — aber nicht gar lange. — Man wird sich dann von dem Eyerlegen des Weisers, nachdem er vorher die Zelle visitirt, und von vielen andern Dingen durch den Augenschein überzeugen können. —

b) Wachs ist ein durch Säure verdicktes Oel. Der Blumenstaub aber enthält ein Oel, dergleichen sich aus dem von Haseln mit Nutzen auspressen läßt. — Der Honig giebt durch Gähren eine Säure. Daß dieses in einem gewissen Grade auch bei den Bienen vorgehe, läßt schon die Wärme in den Stöcken vermuthen, und

§. 6. Darauf trit nun von der Mitte des Junius an, bis gegen den Ausgang des Julius (ich nehme hier den längsten Zeitraum, gewöhnlich ist er viel kürzer,) die eigentliche Periode ein, welche das ganze Honigjahr, wie einträglich oder schlecht es seyn werde, bestimmen muß. Und da dann die eigentliche Erhohlung und Bereicherung der Stöcke mit dem Feldfluge, recht angeht; so wird verdoppelte Aufmerksamkeit nöthig seyn, um auszumachen, woher sie ihre Schätze hohlen, und warum sie in einem Jahre ergiebiger, als im andern sind. Der Garten giebt wenig. Zwar mancherlei Gartenkräuter, als: Thymian, Lavendel, Senf, Mohn, Bohnen, Zuckererbsen, Gurkenblüte, Blüte vom Kohl, der in Saat schießt, Sonnenblumen, selbst allerlei Unkraut, als: Nesseln, Disteln, Pappel :c. in den botanischen Gärten die Gerania, und mehr dergleichen blühende Gewächse, die man sich aus denen seit zwanzig Jahren herausgekommenen Bienenbüchern bekant machen kan, geben eine gute Nahrung, unter den Bäumen aber die Blüte der sogenannten Goß- oder wilden Kastanie, und am vorzüglichsten die Lindenblüte c).

Allein ein gutes Kornfeld, überwiegt bei weitem alles übrige, und es ist möglich, daß sie alle vorhin gedachte Nahrungsquellen entbehren können, und doch noch genug gewinnen, wenn der Acker nur zuträgt. Voraus gesetzt, daß die Witterung gut sey, wird ein Feld also, je fruchtbarer es ist, einen desto einträglichern Bienenstand verschaffen. Je mehr man es in der Nähe hat, desto vortheilhafter. Denn eine Biene komt in einer Weite von etlichen hundert Schritten zwei bis dreimal beladen zurück, während dessen, daß eine andere weit entfernte kaum einmal anlangen kan, vom Winde zurückgehalten, in den Staub oder ins Wasser geworfen, vom Regen zu schnell übereilt wird, oder den Schwalben und Neuntödtern,

und bekräftiget der saure Geruch der Stöcke aus dem Fluchtloche. — Mag also nicht durch den Beitrit dieser Säure zu dem Oel des Blumenstaubes das Wachs entstehen?

c) Columella hält Linden und Taxus den Bienen schädlich. Auch ein Neuerer hat, wie ich irgendwo gelesen, dies versichern wollen. Vermuthlich schreibt man dies der einschläfernden Kraft und Ausdünstung zu, die man an solchen Bäumen hat bemerken wollen. — Allein, die Erfahrung ganzer Gegenden, wo dies einen beträchtlichen Theil der Nahrung ausmacht, vergewissert uns vom Gegentheil. Auch Plinius, der Naturkündiger, rühmt für die Bienen die Eigenschaft der Linden blüte, im 11ten Buch Cap. 13. In der Pfalz, um Schwetzingen, sind, wie die churpfälzischen Bemerkungen sagen, die Lindenbäume für die Bienenzucht so zuträglich, daß die Stöcke oft in wenig Tagen sich mit dem Honig, der nicht nur aus den Blüten komt, sondern sogar dick auf den Blättern liegen soll, reichlich anfüllen.

tern, und allerlei Freibeutern, die sie unterwegens wegkapern zum Raube dienen muß. Daher schwärmen auch die Stöcke, welche das Feld nahe haben, weit eher, als die entferntern. Hievon hat mich die Erfahrung vieler Jahre belehrt. Die in der Vorstadt haben, so lange ich Bienen gehalten, mir immer es um acht Tage wenigstens, auch bei der besten Beschaffenheit meines Bienenstandes, der die Stadtmauer und Graben noch vor sich hat, zuvorgethan. — Wenn ich gleich dagegen den Vortheil gehabt habe, daß die meinigen mehr vor Winden geschützt gewesen sind, auch, da sie durch die Lage eingeschränkter sind, nie, so wie andere, die freier stehen, wegziehen.

§. 7. So bald auf den Aeckern die gelb blühenden Gewächse, welche Arten des Hedrichs hier zu Lande Küdik genant werden d), nach dem Linne Brassica campestris, sinapis nigra und arvensis, desgleichen Raphanus Raphanistrum, und die blaue Kornblume (centaurea cyanus) aufschießen, nimt auch der stärkere Flug seinen Anfang, das Ausbrüten wird durch die äußre Wärme mehr befördert, die mehrsten Stöcke legen sich wegen Volksmenge, Mangel des Raums und inwendiger Hitze vor, und schwärmen, da denn die junge Colonie sogleich in die beste Nahrung gesetzt wird. Ist gleich das erste Eintragen noch mehrentheils zum Futter für die Jungen bestimt, und zur ersten Aussteuer des Schwarms (denn man muß wissen, daß die Bienen auf drei Tage Proviant, ehe sie ausziehen, mitnehmen, und sich zu guter letzt im alten Stock noch recht satt in Honig saufen; so werden doch die erledigten Zellen, die nach dem ersten Hecken übrig bleiben, alsbald mit dem Vorrath gefüllt, und Körbe, die während des Schwärmens oft noch so leicht waren, daß nichts als die Brut darin etwas wog, haben innerhalb wenig Wochen nicht nur hinlänglich, so viel sie auf den Winter gebrauchen mögten, sondern so gar Ueberfluß. Die Zellen, die von einjährigen Stöcken bisher nur dünne, schmale und kurze Sechsecke ausmachten, werden von ihnen sodann auch dicker, weiter und länger an Wachs gearbeitet, so daß ein zwei- oder dreijähriger Stock, wo die Häute der ausgebrochenen Bienen die Zellen verdickt und geschwärzt haben, beim Ausbringen im Herbst beträchtlich mehr Wachs als ein einjähriger junger Korb liefert; daher auch die Rathstafeln bei der Fortsetzung ihres Baues, und Anfüllung mit Honig so nahe, als nur möglich, zum Durchwandern der Bienen Raum bleiben muß, zusammen zu stoßen anfangen.

Es müßte gar schlechte und ungünstige Witterung seyn, wenn nicht die ersten Schwärme sich dann bald hinreichend versorgen solten. Anno 1771. als die unaufhörliche Nässe alles verdarb, trugen sie fast lauter süße Wäßrigkeit ein, und die jungen Stöcke gingen fast sämtlich zu Grunde. Auch 1780 war ihnen wegen Kälte und Schlaggen der Junius und Julius wenig günstig, und das beste Wetter im August kam zu spät.

Der Schluß folgt künftig.

d) In Sachsen kent man vielleicht diesen Nutzen des Hedrichs für die Bienenzucht nicht so genau. Man schneidet ihn da, wo der Landmann nur ein kleines Feld zu bearbeiten hat, mit der Sichel aus, reiniget dadurch das Korn, und macht ihm zum Wachsthum mehr Luft. Den Hedrich aber giebt man, klein gestoßen, den jungen Gänsen zum Futter.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 30ten December 1782.

Preisfrage: Die Honigernte, und die Ursachen, deren Ergiebigkeit betreffend.

(Schluß.)

§. 8. Die Blumen also, die auf den Getreidefeldern stehen, als Hedrich, Kornblumen, welche hier zu Lande Tramsen heißen, Rade, wilder Mohn, Rübsen, Erbsen, Bohnen, Flachs, Wicken, Linsen, Buchweitzen, und auf den Wiesen und in der Brache der weiße Klee (denn der rothe hat für sie zu tiefe Kelche) diese sind es, worauf in unsern Gegenden, und aller Orten, wo Korn gebauet wird, also am allgemeinsten, der ganze Ertrag der Honigernte beruht. — Mittelmäßiger Acker, wo mancherlei Arten von Blumen aufschlagen, ist ihnen also natürlich zuträglicher, als sandiges, magers und ungedüngtes Land, wo etwa nur Sandrocken, Haber und Buchweitzen die Aussaat belohnt. Doch stehet nicht allemal die Ausbeute des Honigs mit der Fruchtbarkeit der Aecker in gleichmäßigem Verhältniß. Ein Winter, wo viel Schnee gefallen ist, und ein Frühjahr, das sich zeitig mit warmem Regen anfängt, bringen viel Unkraut an flach und niedrig liegenden Oertern, besonders an Kornblumen eine Menge zum Vorschein, deren Saame vorhin lange zu trocken gelegen hat, und deswegen vorhin nicht aufgegangen ist. Aber eben dieses Unkraut, an dessen Stelle sich freilich der Landmann lieber Getreide wünscht, wird ihn doch, wenn er eine Bienenzucht hält, an Honig einigermaßen schadlos halten, dahingegen bei gänzlichem Mangel daran (welches sich nur ein Unverständiger, der das Ganze nicht zu übersehen fähig ist, wünschen mag) eine Nahrung für die Bienen hier zu Lande schlechterdings unmöglich wäre. Könte man mit diesen Kornblumen, die unten genug Süßigkeit verrathen, wenn man sie zerstückt, ganze Stükken unnützes Land, das man nicht besser zu brauchen wüßte, und womit man kein Getreide verdürbe, in der Nähe des Schauers besäen; so würde sichs noch sichtbarer zeigen, wie stark die Bienen hieraus führten, welches, da sie zerstreut stehen, weniger merkbar ist. — So wie aber das Sommerkorn bei weitem nicht den Ueberfluß an Säften und Kraft hat, als das Winterkorn, welches wegen Länge der Zeit, und mehr erhaltener Feuchtigkeit besser Wurzeln schlagen konte; so sind auch mehr gedachte in Gesellschaft mit dem Sommerkorn aufgeschlagene Blumen, theils nicht so häufig, theils weniger einträglich und nahrhaft für die Bienenzucht, als die im Weizen oder Rocken stehen. — Wenn daher der Weizen zu reifen anfängt; so ist der beste Flug der Bienen bereits geschehen, und was das Sommerfeld liefert, ist für

sie nur eine unbeträchtliche Nachlese, die keinen eigentlichen Ausschlag geben kan.

§. 9. Diese 6 Wochen von der Mitte des Junius an, bis gegen den Ausgang des Julius, während welcher Zeit das Korn blühet, ansetzt und reift, entscheiden für das ganze Jahr eigentlich nur das Schicksal der Bienen. Oft ist diese Periode noch viel kürzer. Z. E. in diesem Jahr 1781 dauerte sie nur halb so lange. Die Ursache war der Mangel an Regen, da es seit Ostern nur zwei oder dreimal einigen Strichregen gab, dahingegen eine beständige Trokkenheit und Hitze verursachte, daß die honigreichen Blumen schnell aufschossen, bald ohne Saft vergingen, und alles zeitiger reifte. Es konten daher die Schwärme, die mit dem lezten im Junius und zu Anfange des Julius kamen, bei allem Fleiß weder vollbauen, noch zum Uebersiehen tauglich werden, — und nur diejenigen Wirthe, welche die Einrichtung mit den sogenanten Magazinkörben eingeführt haben, standen sich diesesmal sehr vortheilhaft, aus leicht zu erachtenden Gründen. — Diese beste Zeit ists zugleich, wo die Honigthaue fallen, von deren Mangel der Ueberfluß abhängt. Ein solcher wahrer Honigthau, der sich von dem vorhin genannten falschen Honigthau leicht der Zeit und Beschaffenheit nach unterscheiden läßt, ist nichts anders, als der süße, klebrige Schweiß, den im fruchtbarsten Wachsthum Stengel, Halme und Blumen aussondern. Er verräth sich durch seinen süßen Geruch, und zu der Zeit, da das Korn noch blühet, oder im ersten Ansetzen ist, wird man, um sich von der Würklichkeit zu überführen, diesen klebrigten Saft leicht mit der Hand abstreifen, und seine Süßigkeit schmecken können. Der Landmann sieht ihn aber nicht gern, indem er sich nicht ohne Grund vorstellt, daß der Saamenstaub, oder die dadurch fester sitzende Getreideblüte, alsdann an der Ausbreitung durch den Wind in der natürlichen Freiheit gehindert werde. Nicht alle Gegenden lassen diesen Saft in gleichem Maaß und Ueberfluß spüren. — Vielleicht wird er hie und da mehr unter glücklichen Umständen von der Wärme herausgelockt, und hiezu tragen auch die Windstriche vieles bei, da ein warmer und feuchter Wind, der dabei gelinde wehet, ihn besser auf der Oberfläche zu sammlen und zu halten scheint. Man sagt daher, die Honigthaue fallen ungleich, und es können ein Paar nahe an einander liegende Landwirthe in dem Gewinn ihrer Bienen eine beträchtliche Verschiedenheit bemerken. Der Südwind, Südwest, West und Nordwest scheinen hiezu die günstigsten Witterungen zu seyn.

Hingegen komt der Honigthau bei trockenem Ost- oder Nordost- und Nordwinde entweder gar nicht zum Vorschein, oder verzehret sich schneller, obgleich diese letztern Winde das heiterste Wetter geben. Und daher kan es kommen, daß der Landmann, der diese Temperatur nicht kennt, die zum einträglichen Honig erfordert wird, sich wundert, wie es doch bei so gutem und heitern Himmel, den die Bienen zum Honigtragen hatten, so wenig Beute gegeben habe. Feuchtwarme Sommer sind die zuträglichsten, und schlagen schwerlich fehl. Allein wir haben nur selten solche erwünscht gemischte Witterung, indem, dem natürlichen Zusammenhange nach, Nässe zugleich Kälte und Winde, Hitze aber zugleich Trockenheit mit sich führt. — In diesem Jahr 1781, wo mehr heitere Tage vom Mai bis September gewesen sind, als ich je zu denken weiß, und wo die Bienen sonst übermäßig hätten schaffen können, habe ich keinen Honigthau aus obiger Ursache bemerkt. Doch hat es mir von einem Orte versichert werden wollen, der nicht weit vom Fluß, und von der Ostsee im hohen Revier liegt. — Vielleicht konte diese Gegend mehr Feuchtigkeit an sich ziehen, und hatte daher vor denen, die weiter ins Land liegen, den Vorzug. Es ward aber zugleich versichert, daß es nur wenige Tage gedauert habe.

habe. — Wegen dieses Mangels an Feuchtigkeit scheint der Honig dieses Jahr auch nicht so wie sonst zu süßen.

§. 10. Während dieser Honigthaue kan ein Korb innerhalb 8 bis 14 Tagen angefüllet seyn, wenn er irgend volkreich ist — und dann zeigen besonders die von Johannis an zusammengeschlagenen kleineren Schwärme, wie viel die Kraft einer vereinigten Schaar ausrichten könne. Einfältige Landleute begehen oft den Irrthum, daß sie das Zusammenschlagen entweder gänzlich unterlassen, auch wohl sich damit nicht abgeben wollen, so simpel es auch ist, oder die von ungefähr zusammengezogenen nicht zu Ueberständern nehmen, aus Beisorge, daß viel Volk auch viel verzehre. Sie rechnen aber nicht, daß es noch weit mehr in Gesellschaft arbeite, und daß ein volkreicher Stock, der sich im Winter besser erwärmt, und durch seinen eigenen Wrasen stärkt und nährt, gerade das wenigste nach Verhältniß verzehre. Dahingen wenige Bienen, die mehr von der Kälte leiden, auch desto mehr den stärksten Vorrath auffressen, leichter aus einander kriechen und erstarren, und daher einen weit größern Verlust an Todten haben, wie ich hiervon durch unzähliche Beispiele überzeugt bin.

Je später im Julius die Schwärme kommen, desto mehr kleine Heere muß man vereinigen, damit sie sich in der noch übrigen kurzen Zeit ihrer Ernte mit gesamtem Fleiß beßre Unterstützung leisten können. Ein guter Stock, der etwa 8 bis 10000 Bienen enthalten mag, muß beinahe bis ans Fluchtloch mit dem eingeschlagenen Schwarm alsdann gefüllt seyn. Im Anfange des Junius kan immer ein kleiner Schwarm seinen Rumpf noch voll schaffen, weil er Zeit vor sich hat — nicht aber so am Ende des Monats, oder noch später. — Beiläufig merke ich nur noch an, daß die Zahl der Bienen in andern Büchern viel zu hoch auf 18 bis 20000 angegeben wird. Ich bin auf folgende Art hinter die wahre Anzahl einer guten Schaar gekommen, und habe Ursach, diese Erfahrung allen falschen Berechnungsarten vorzuziehen. Es schwärmten nemlich im Anfange des Julius mit einem mal 3 Nachschwärme und ein Vorschwarm, und zogen sämtlich an einen Baum zusammen. Ich theilte sie glücklich in 2 Körbe, so, daß der Vorschwarm besonders, und die 3 Nachschwärme auch apart eingeschlagen wurden. Der Vorschwarm, der nur einen Weiser hatte, blieb ruhig in seiner neuen Behausung. Die Nachschwärme aber machten Miene, wieder auszuziehen, weil sie sich um die Weiser nicht vertragen konten. Ich gerieth auf den Einfall, ihrem Tumult und Ausziehen durch Verstopfung des Fluchtloches zu steuren, in der Hofnung, daß sie, da es schon Nachmittag war, mit Einbruch des Abends, und durch die Dazwischenkunft der Nacht sich vertragen würden. Allein die schwule Hitze, und der Mangel an Luft in dem dicken Korbe, verursachten, daß sie alle sämtlich in weniger als einer Stunde erstickten. Um für diesen Verlust wenigstens meine Neubegierde zu befriedigen, zählte ich alle beisammenliegenden Todten und fand: 13000 gemeine Arbeitsbienen, 7 Drohnen und 4 Weiser. Nehme ich nun gleich, daß dieser Schwarm ungleich größer war, als ein ordinairer Vorschwarm; so wird doch wenigstens das Resultat herauskommen, daß ein guter Vorschwarm nicht mehr als höchstens 8 bis 10000 Arbeiter fasse, und daß eine größere nach Gutdünken angegebene Zahl viel zu übertrieben angenommen sey.

§. 11. Je kürzer nun die erwünschte Nahrungszeit der Bienen ist, desto mehr Vortheile muß ein kluger Wirth daraus zu ziehen suchen. Hat ein junger Stock bald vollgebaut, und viele Arbeiter, so, daß er anfängt sich vorzulegen, kan man ihm noch einen Strohrand von einigen Ringen unter-

untersetzen Stöcke, die zeitig abgeschwärmt haben, kan man nach dem 18ten bis 20ten Tage sicher ausjagen in ledige Rümpfe, so bekomt man doppelten Vortheil, und den Honig im Sommer. Denn der 18te Tag ist ungefehr der Termin, da die Bienen noch keine neue Brut wieder gesetzt haben. Doch wie man die Bienen abpolakken oder engländern müsse, wie man es nennt, und was bei dem Ablegen für Kunstgriffe zu gebrauchen sind, um dies mit Vortheil thun zu können — dies zu zeigen, würde hier zu ausführlich, und der Absicht dieser Schrift nicht gemäß seyn. Daher ichs bei dem bloßen Wink auf die Anweisungen, die in neuern Zeiten von Kunstverständigen gegeben sind, bewenden lassen kan. Die Einrichtung mit Magazinstökken hat alles dieses nicht nöthig, ich besitze aber noch zu wenig eigene Erfahrung davon, um mitsprechen zu können.

§. 12. Ob die Bienen Honigthau finden, kan man etwa aus folgenden Merkmalen ziemlich richtig beurtheilen: 1) aus ihrem starken Fluge, der früh mit Sonnenaufgang angehet, und noch spät fortgesetzt wird. 2) Aus ihrem stärkern Sausen, aus ihrer mehrern und ungewöhnlichen Wildheit, und der Heftigkeit ihres Stiches; — Gut macht Muth, heißt es auch in ihrer Republik. 3) Aus ihrem dicken erfüllten Unterleibe, der dabei wie bepudert aussieht von dem Blumenstaube, welcher an ihrem von inwendigen und auswendigen Honig klebrigten Körperchen hängen bleibt. — Sie schießen dann schwer und schnell heran, fallen auch vorher wohl, weil sie gar zu sehr beladen sind, auf den ersten besten Gegenstand nieder, um sich ein wenig auszuruhen. Scheint die Sonne dann gegen ihren Leib; so kan man klar sehen, wie er von lauter Honig aufgetrieben ist. Ueberhaupt halten sie sich dann nicht mit vielem Umherfliegen auf, sondern sind so begierig aufs Feld, daß sie auch nicht einmal den ihnen in der Nähe vorgesetzten Honig kosten und auflecken, vielmehr scheinen sie wegen ihres Ueberflusses, der ihnen an andern Orten, wohin sie einmal den Zug genommen haben, geboten wird, und der ihren ganzen Instinkt und Mechanismus in Bewegung gesetzt hat, dergleichen kleine bequemere Geschenke zu verachten. 4) Auch verräth es sich durch andere Merkmale, daß ihre Tracht ergiebig sey. Die Fluchtlöcher der neuen und noch weißen Strohkörbe sehen wie mit Fett beschmiert aus. Desgleichen sind eine Anzeige ihres Ueberflusses die grünlichen Glanz- oder Goldkäfer, die man auch deswegen Honigkäfer zu nennen pflegt, welche, durch den süssen Geruch angelockt, bei den Stöcken herumkriechen und sich dem Fluchtloche nähern. — Des Abends aber gaukeln verschiedene Arten der Schmetterlinge und Nachtvögel, durch den süssen Duft dahin geleitet, um die Gegend des Bienenschauers herum, welche durch diese flüchtigen Besuche ihnen eben keinen Schaden thun, und von den Vorposten der Bienen bald verjagt werden.

Aber die kleinen Motten sind desto schlimmere Gäste. Diese schlüpfen in die Stöcke, und legen zwischen den Strohringen der Körbe ihre Eyer, daraus die Rangmade ausgebrütet wird, die die Wachstafeln zerschrotet, und ein Uebel nach dem andern anrichtet. Schon Columella sucht dem vorzubeugen, und giebt folgenden Rath: man solle eine brennende Lampe nicht weit von den Stöcken, in einem etwas oben zugerundeten ehernen Gefäß setzen, alsdenn würden die Motten, von dem Licht angelockt, an der Spitze der Flamme entweder sich selbst verbrennen, oder dafern sie in das glühend gewordene Gefäß geriethen, wo sie nicht so leicht wieder herausfliehen könnten, ebenfalls umkommen. Doch, was darfs dieser Weitläuftigkeiten und des unnützen Verschwendens des Oels? Wenn nur alte und junge Stöcke an ihrem Standorte fest mit Leim verschmiert sind; so wird sich jeder Korb durch seine am Fluchtloche pa-

patroullirenden Bienen, die des Abends auf die Motten Jagd zu machen pflegen, schon von selbst vor diesem Ungeziefer vertheidigen. Wider die Ameisen aber mag man nur etwas Asche um den Korb streuen. Ueberdem lasse man die Fluchtlöcher nicht zu weit offen, daß wenige Bienen sich vor dem Hineinschlüpfen der Motten, Wespen und Raubbienen desto besser schützen können. Ein nicht gar zu sehr eröfnetes Fluchtloch hat dabei noch den Nutzen, daß die Bienen beim Schwärmen nicht mit einmal sich in die Luft stürzen und wegziehen können. Denn wenn sie nur nach und nach anfänglich hervordringen können (ἔνθα καὶ ἔνθα, wie Homer in seinem malerischen Gleichnisse von ihrem Fluge redet;) so haben sich gewiß die ersten Bienen schon in der Luft müde geflogen, wenn sich die lezten mit ihnen zusammenfinden, und sind daher von selbst geneigt, wenn sie in der Nähe Bäume finden, und nicht ein gar zu freies Feld haben, sich anzusetzen und nicht wegzuziehen. — Mir sind wenigstens hiedurch in diesen zehn Jahren noch keine Bienen weggezogen. — Nicht zu gedenken, daß auch ein wohl verschmierter Stock, der keine Nebenlöcher am Boden hat, das Schwärmen, wegen der im Korbe vermehrten Hitze befördert, welche die Alten nöthiget, ihre Jungen desto eher auszustoßen. — Oft hängen sich die Bienen aus einem Nebenloche hinten traubenförmig herab, um frische Luft zu haben; aber man gestatte ihnen dieses nicht, jage sie mit Rauch weg, und verschmiere ihnen das Schlupfloch mit Leim; so werden sie, dafern nicht inwendig im Stock etwas fehlt, bald bewogen werden, entweder am selbigen Tage noch, oder gleich darauf zu schwärmen. — Doch dies gehört eigentlich in die Theorie vom Schwärmen, und ich bin unvermerkt vom Wege abgekommen durch diesen Nebenumstand.

§. 13. Ein glücklicher Zufall ist es, wenn noch zu der Zeit der besten Tracht der Bienen von der Mitte des Julius an, bis an den Schluß desselben, die Witterung sich gemäßigt erhält. Denn wenn sich gar zu strenge Hitze einstellt; so vertrocknet und verfliegt der süsse Saft der Pflanzen zu bald, geräth, wie alles Süsse, in Gährung und wird sauer, oder das Korn reift zu schnell, und die Säfte verdicken sich zu sehr und werden erschöpft. — Kommt aber ein starker Gewitterregen, der gewöhnlich mehr regnigte und kühle Tage folgen läßt; so spült er den Honig ganz weg, und zwar so merklich, daß die Bienen nachher in der ganzen noch übrigen Sommerzeit nicht so viel, als vorhin in wenigen Tagen, erwerben. — Selten trit der Saft gegen das Ende des Sommers noch einmal in die Pflanzen ein. Dergleichen Beispiele habe ich nur ein einziges (ich weiß nicht gewiß, ob im Jahr 1773 oder 74) erlebt. Denn nachdem der Junius und Julius nur mittelmäßig ausgefallen waren, und die Ernte in hiesiger Gegend schon vollbracht war, fingen die Bienen bei standhaft gutem Wetter vom 24ten August an, so stark zu fliegen, als wenn sie einander ausraubten, und das dauerte bis zum 1ten Sept. eine ganze Woche lang, so daß sie bei mir sowohl, als in der umliegenden Gegend ihren Vorrath noch ungemein zu aller Verwunderung vermehrten. Wenn also eine Gegend so beschaffen ist, daß die Bienen noch nicht genöthiget sind bei dem Anfange der Ernte einzuzehren; so solte man mit dem Abstoßen der Bienen nicht so eilen, weil sich solcher Umstand mit einem späten Honigthau zu gutem Glück noch vor dem 1ten Sept. wieder einmal ereignen könte. Auch ist der August noch nicht ohne alle Nahrung für sie. Herr Damm in Berlin lieferte einmal ein ganzes Verzeichniß von Pflanzen, daraus die Bienen noch in diesem Monat führten. Besonders gehöret der Taback darunter, aus dessen Blüten sie eintragen. Zwar will man am Honig selbst, der daraus gezogen wird, einen strengen Geschmack bemerkt haben,

haben, allein dieses ist in Betracht des grössern Vortheils wol zu übersehen. Freilich richtet sich der Geschmack des Honigs immer sehr nach den Blüten, woraus seine größte Quantität geführt wird, und dies wäre also wohl ein unleugbarer Beweis, daß der Honig nicht eine Substanz sey, die von den vegetabilischen Säften verschieden ist. Der in der Provence wird größtentheils aus den Blüten des Rosmarins, der dort wie hier das Heidekraut stehet, gewonnen. Auch der Sardinische hat seinen Ursprung größtentheils aus den Blüten strenger Kräuter, ist also herber als der, den die liefländischen Lindenbäume liefern. So ist auch der Waldhonig picanter, und süßt auch vielleicht mehr, als der Garten- und Feldhonig.

§. 14. Die beste Fülle der Bienen höret fast durchgängig um Jakobi auf. — Und alsdann verrathen sie auch ihren merkbaren Abgang der Nahrung dadurch, daß sie die Drohnen todtbeissen, die ihnen sonst als unnütze Zehrer nach geschehenem Zeugungsgeschäfte zu lästig werden würden. Sie würden auch ohnedem den Winter nicht überleben, weil sie zärtlicher sind als die Arbeitsbienen, und keine Kälte ausstehen können. — Hat ein Korb gegen das Ende des Augusts noch zu viele Drohnen, und findet man überdem, daß die Bienen nicht so wie andere an den Füssen eintragen; so ist es ein Zeichen, daß er durch einen Zufall weiserlos geworden sey, und dann ist es rathsam, ihn unverzüglich abzustoßen, weil solch ein Korb, dessen Arbeitsbienen sich nach und nach von selbst verlieren, seinen Vorrath an Honig nicht gegen die Raubbienen, die sich seine Schwäche zu Nutze machen, länger vertheidigen kan. Giebt man hierauf nicht Acht; so kan man seinen eigenen Bienen, die bald am Plündern Geschmack bekommen, die Lüsternheit zum Ausrauben angewöhnen, und viele Unordnung im Schauer veranlassen. — Gelegentlich merke ich noch an, daß, wenn die Drohnen einmal im Julius bei warmen Tagen sich mit ungewöhnlichem Lerm und Sausen erlustigen, dies eine Anzeige vom Regenwetter sey, das sich des folgenden Tages einstellen wird. Sehr oft habe ich also, ehe noch das Wetterglas die geringste Veränderung anzeigte, schon den Nachmittag zuvor, dergleichen Katastrophe voraus bestimmen können. — Also kan der Landmann, dem dergleichen Zeichen in der Oekonomie, um sich darnach zu richten, nützlich sind, seinen Bienenstand auch im Sommer, zumal in diesem Monat, zugleich als einen Hygrometer gebrauchen.

§. 15. In der Heide gehet dann erst die beste Nahrung an, wenn die Ernte auf den Feldern zu Ende gehet. — Ob ich nun gleich von dergleichen Gegenden keine Erfahrung habe; so solte ich doch glauben, daß alles, was oben von denen für die Bienen günstigen Umständen bei den Feldblumen gesagt sey, auch hier seine Anwendung finde, und daß zu große Trokkenheit eben so wenig, als zu große Nässe den Bienenwirthen einen Gewinn an Honig verspreche, daß also auch hier obige angezeigte Temperatur, als die zuträglichste zu wünschen sey. — Ehe das Heidekraut eine gewisse Höhe erreicht hat, und so lange es noch niedrig auf der Erde kriecht, hat es eben keinen sonderlichen Einfluß auf das Bienenfutter, wenigstens müßte es wohl die Höhe des blühenden Thymians erreicht haben. Und sollen Bienen ihre Nahrung davon nehmen, versteht es sich von selbst, daß es nicht durch Hütungen des Viehes verstümmelt und zertreten werden müsse. In unserm Lande giebt es verschiedene geräumige Plätze, wo sonst Bienen mit Vortheil den späten Eintrag finden könten, wenn nicht dem Landmann die Schafzucht weit nöthiger wäre, wodurch aber, weil Schafe alles bis zur Wurzel am Boden abnagen, für die Bienen wenig oder nichts zum Fluge übrig bleibt.

bleibt. Es kan aber auch die beste Gegend, wo Heide stehet, wofern sie nicht große Strecken in sich faßt, wie die Lüneburger Heide, mit zu viel Bienen überladen werden. Ein Beispiel habe ich davon an der Warnitzischen Heide in der Neumark gesehen. Vor 24 bis 30 Jahren pflegte mein sel. Vater im Anfange des Augusts junge oder auch abgetrommelte Stöcke mit großem Vortheil dahin zu verfahren, und selbige im October oder zu Anfang des Novembers, reichlich mit Honig erfüllt, wieder zu holen. Damals standen höchstens 200 Körbe da, und nur schlaggigte und windige Herbste schlugen ihm fehl. Als aber die Gegend in Ruf kam, und, wie ich nachher erfahren, mit 500 Stöcken überladen ward, hat niemand mehr die Mühe des Transports bezahlt bekommen, ja gewöhnlich sind die hingefahrnen Körbe nachher wohl gar schlechter befunden worden. — Auch bei der Feldbienenzucht läßt sich diese Observation anwenden, indem eine gar zu große Anzahl der Körbe den Besitzern mehr hinderlich als nutzbar ist, und allerdings geprüft werden muß, in welchem Verhältniß ein Bienenstand mit dem ganzen Distrikt und den Nachbaren stehe.

§. 16. Zuletzt habe ich über die vorgelegte Preisfrage auch die alten Oekonomen unter den Römern, die von der Bienenzucht geschrieben haben, um Rath gefragt, aber ohne eine Spur zu finden, die mich zu einer bestimtern Entscheidung, als ich bisher davon gegeben habe, hätte leiten können. Sowohl Varro als Columella sind in der Bienenzucht noch weit hinter uns zurück. Und dies ist auch keine Wunder, wenn man erwägt, daß, wo die Natur so freigebig ist, als in jenen Ländern, daselbst hat Kunst und Speculation der Beobachter nicht alle Anstrengung nöthig, daher die Wissenschaft es nicht so hoch bringt, als anderer Orten, wo mehr rafinirte Industrie der minder gütigen Natur zu statten kommen muß. Ueberdem glaube ich, daß in Italien und Spanien die Verschiedenheit der Ausbeute von Honig nicht so groß, als bei uns seyn könne. Denn bei einer so standhaften Witterung, als dort herrscht, indem die Einwohner von der Strenge unsers Winters eben so wenig, als von schlaggigten und windigen Jahreszeiten wissen, wo auch in Ermangelung des Regens die Gewächse durch reichern und fruchtbarern Thau, als bei uns erfrischt werden, muß auch nothwendig bei einerlei honigreichen Kräutern der Gewinn, ein Jahr ins andere gerechnet, wenig Verschiedenheit bemerken lassen. Varro hat ein ganzes Verzeichniß von solchen Kräutern und Blumen angegeben, daraus die Bienen sammeln. Die mehresten sind von mir schon genannt, einige aber nur dort, wo sie größtentheils wild wachsen, einheimisch. Manche hingegen könten, wenigstens nach unserer Erfahrung, aus dem Verzeichnisse weggestrichen werden. Z. E. die Rose. — Auf der Rosenhecke, die ich schon viele Jahre in der Nachbarschaft des Schauers halte, habe ich nie, oder nur äußerst selten eine Biene gefunden, so wie überhaupt fast auf keiner Gartenblume, die Sonnenwinde, welche viel Oel hat, und die Stock- oder Klapperrose, die viel Blumenstaub enthält, ausgenommen. Bei einigen Blumen ist auch die Natur und Einrichtung der Bienen nicht günstig genug. Z. E. die Nectaria, der Ackeley (Aquileja) sind ganz mit süssem Saft erfüllt, aber welche Biene kan in das unterste Knöpfchen, wo der Honig sitzt, eindringen? Nur selten, daß sie so begierig sind, dies Knöpfchen zu zernagen, und von unten sich dieses Vorraths zu bemächtigen. Varro führt Beispiele an, wie viel Honig ein Mann in Spanien gewonnen hätte, der seinen kleinen Acker mit solchen den Bienen nahrhaften Kräutern (besonders hält er es sehr mit der Melisse,) besäet habe. Freilich müßte ein mit solchen Kräutern à dessein angebauetes Feld nicht nur schnellern und reichern Ertrag; sondern auch, ein Jahr ins

andere

andere gerechnet, sich gleichere Nahrung liefern. Aber dies kan nur der versuchen, der fruchtbare Landstrecken hiezu aufopfern will. Denn ein gutes Kornfeld, solte es auch nur einen mittelmäßigen Bienenstand erhalten, macht seine Kultur doch wohl unstreitig reicher bezahlt.

Auch die Honigthaue scheinen den Alten nicht unbemerkt geblieben zu seyn. Daß sie ihn ebenfalls, wie ich oben, für einen süßen Schweiß aus den Pflanzen gehalten haben, scheint mir des Virgils: mella sudare, andeuten zu wollen.

Von der ganzen Bienenzucht schreibt Columella weit genauer, ausführlicher und gründlicher, mit mehr Prüfung seiner Vorgänger, als Varro, der Polyhistor. — Er giebt auch praktische Regeln, wo man eigene Erfahrung nicht verkennen kan. Aber zur Auflösung der vorgelegten Frage: Warum es ein Jahr mehr Honig, als das andere gebe, welche Frage, wie gesagt, in Ländern, wo ein beständiger den Bienen günstiger Zuwachs, und ein milderer länger dauernder Frühling herrscht, nicht so wie bei uns in Anschlag komt, habe ich keinen weitern Stof antreffen können.

* * *

Solte diese Abhandlung den Beifall Sachkundiger Kenner über meine Erwartung gewinnen, — (denn von den Göttingischen Herren Brabeuten den Kranz zu erhalten, diese Hofnung gebe ich, als zu kühn, in Zeiten, wo so viel über die Bienen geschrieben ist, gern auf,) so mache ich mich durch diese belohnende Attention aufgemuntert, ob ich gleich nur in diesem Fach unter die Dilettanten gehöre, anheischig, noch mehrere Bemerkungen und Erfahrungen, die für die Bienenzucht gemeinnützig seyn müßten, und wozu ich hier, ohne auszuschweifen, keine Gelegenheit gefunden habe, willigst zum Zeichen meiner Gegenerkenntlichkeit, bekant zu machen.



